4° Pr. Morgenblatt
15/35,1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36633545340016

<36633545340016

Bayer. Staatsbibliothek

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

11
29.D.
Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Ordnung gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältniße, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien iedender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**," mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**," kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**," ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Zum Neujahr. Von G. Pfizer. 1.
Auf dem Zuger See. Von L. Seeger. 15.
Die zwei Kreuze. Von Lichtenfeld. 15.
Aus Italien. Von C. Reinhold. 20.
Denkblätter vom Jahr 1840. Von J. H. von Wessenberg. 25.
Verse von Justinus Kerner. 26.

Räthsel.

Das Schweigen. 25.

Erzählungen.

Uhr und Stab. Von A. v. Sternberg. 1—12.

Reisen.

Aus dem Orient. 2—5.
Landreise von Rutschuk nach Konstantinopel. 10—14.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus dem bayrischen Hochlande. 24. 25.
Stand China im Alterthum mit dem Abendland in Verbindung? 2.
Aschendienstag. Von J. B. 6—9.
Brüsseler Briefe. 14—16.
Aus den Papieren eines abenteuernden Offiziers. 15—20.
Zeitgespräche. 17—22.
Die Pariser Börse. 21—26.

Korrespondenz.

Paris. 1. 2. 3. 4. — 17. 18. 19. — Dresden. 5. 6. — 25.
Genf. 7. 8. 9. 10. — Lyon. 10. 11. 12. 13. 15. 16. — Bremen. 13. 14. 15. 16. — London. 20. 21. — Frankfurt a. M. 22. — Berlin. 24. 25. 26.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Neujahrsbetrachtungen.

Nro. 2.

Astronomie und Physik. Jahrbuch für 1840. Herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Bessel, Erman, Mädler und Olbers. — Volkslieder. Deutsche Volkslieder.

Nro. 3.

Reisen im Orient. Südöstlicher Bildersaal. Erster Band: Der Vergnügling. Zweiter und dritter Band: Griechische Leiden, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Nro. 4.

Kirchengeschichte. Bibliothek der neutestamentlichen Apokryphen, übersezt und erläutert von Dr. Borberg. — Reisen im Orient. 1) Südöstlicher Bildersaal ꝛc. (Schluß.)

Nro. 5.

Reisen im Orient. 1) Wanderungen durch Sicilien und die Levante, von G. Parthey. — Geschichte. Die Memoiren zur Geschichte der ehmalig westphälischen Armee, mitgetheilt in der Zeitschrift Minerva von dem Hauptmann Dr. Hellrung.

Nro. 6.

Geschichte. Geschichte Karls XII., Königs von Schweden, herausgegeben von K. Lundblad. Nach dem schwedischen

Digitized by Google

Original übersezt, berichtigt und erweitert von G. F. von Jenſſen. — Reiſen im Orient. 2) Wanderungen durch Sicilien und die Levante. (Schluß.)

Nro. 7.

Geſchichte. Geſchichte Karls XII. ꝛc. (Schluß.) — Lyriſche Dichtkunſt. Thee- und Aſphodelosblüthen. Chineſiſche und neugriechiſche Gedichte, metriſch bearbeitet von A. Euliſſen. — Romane und Novellen. 1) Die Intriganten. Roman von Friedrich von Heyden. — 2) Schuld und Buße oder das St. Magdalenenkloſter zu Debreczin. Von J. Satori (Neumann).

Nro. 8.

Tagespolitik. Das ſüdweſtliche Deutſchland, ſeine Stimmung, ſeine Anſichten und Wünſche in Beziehung auf die gegenwärtigen politiſchen Conjunkturen. — Geſchichte. Skizze einer Geſchichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache, nebſt einem kleinen Wörterbuche dieſer Sprache, von Michael von Kogalnitchan. Aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen und Zuſäzen von F. Casca. — Romane und Novellen. 1) Fahrten, erzählt von Dr. Manfred. — 2) Novellen und Erzählungen von C. Straube. — 3) Sonſt und Jezt. Novellenſammlung von David Ruſſa.

Nro. 9.

Nordiſche Geſchichte. Historik Tidsskrift, udgivet af den danske historiske Forening, ved Selskabets Bestyresle. Redigeret af C. Molbech. — Ortsbeſchreibung. Münchner Hundert und Eins. Von E. F.

Nro. 10.

Reiſen im Orient. 3) Reiſe in Abyſſinien von Dr. Eduard Rüppell.

Nro. 11.

Naturkunde. 1) Verſuch einer vollſtändigen Thierſeelenkunde. Von Profeſſor P. Scheitlin.

Kunſt-Blatt.

Nro. 1.

Strongylion. — Medaillenkunde. — Malerei. — Muſeen und Sammlungen. — Techniſches.

Nro. 2.

Ueber J. J. Grandville's Zeichnungen zu Swift's, Lafontaine's und Béranger's Werken. — Techniſches. — Statiſtik der Kunſt. — Neue Kupferſtiche. — Kupferwerke.

Nro. 3.

Beiträge zur Kenntniß der altniederländiſchen Malerſchulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. — Ueber J. J. Grandville's Zeichnungen zu Swift's, Lafontaine's und Béranger's Werken. (Fortſezung.) — Kupferwerke. — Neue Lithographien. — Lithographiſche Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 4.

Ueber J. J. Grandville's Zeichnungen zu Swift's, Lafontaine's und Béranger's Werken. (Schluß.) — Beiträge zur Kenntniß der altniederländiſchen Malerſchulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. (Fortſezung.)

Nro. 5.

Rom. Neueſte Werke der Bildhauerei. — Beiträge zur Kenntniß der altniederländiſchen Malerſchulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. (Fortſezung.)

Nro. 6.

Kunſtliteratur. — Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres par A. Constantin. — Perſönliches.

Nro. 7.

Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. — Perſönliches. — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 8.

Ueber Martin Schongauers Oelgemälde und Handzeichnungen. (Fortſezung.) — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen.

Digitized by Google

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 1. Januar 1841.

Laßt uns Alle
Den Vater preiſen!
Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne
Unverwelkliche Gattin
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Goethe.

Zum Neujahr.

Wenn ſich des Jahres Lauf geſchloſſen,
Wenn eines neuen Kreis begann:
Tritt immer freudig, unverdroſſen,
Zum Glückwunſch Poeſie heran.

Von friſcher Gaben Fülle ſchimmern
Sieht man ihr goldnes Segenshorn,
Ward manch Gebild ihr auch zu Trümmern,
Und blieb ſtatt Roſen ihr der Dorn.

Von tauſend Stürmen unertödtet
Strahlt ihres Auges mildes Licht;
Das Blut der ew'gen Jugend röthet
Ihr unverwüſtlich Angeſicht.

Wenn gleich ſich gegen Luft und Leben
Der Elemente Wuth verſchwor:
Aus der Verwüſtung Schutte heben
Der Hoffnung Schwingen ſie empor.

Wenn, wie ein hungrig Ungeheuer,
Mit Schlangentück' und Tigersſprung,
Allgegenwärtig faſt, das Feuer
Hielt ſeine grauſe Wanderung;

Wenn der empörten Waſſer Wogen
Ein blühend Land verkehrt zum See,
Daß, wie der Brücken lezter Bogen,
Hoffnung verſank in Angſt und Weh;

Daß aus den wüſten, feuchten Tiefen
Ein Schreckbild, nie geſchaut zuvor,
Verkündend Uebel, die noch ſchliefen
Im Schooß der Zukunft, taucht' empor;

Wenn von erſchütternden Gewalten
Der Erde tiefe Bruſt gebebt,
Daß klaffend ſie in rieſ'gen Spalten
Den heil'gen Ararat begräbt,

Wo Noahs Arche nach den Wogen
Der Sündfluth fand den feſten Grund,
Wo mit ihm neu im farb'gen Bogen
Jehovah ſchloß den Friedensbund;

Und wenn die Luft, gehezt zum Sturme,
Manch Schiff am Felſenriff zerſchmiß,
Entzwei auf hohem Königsthurme
Die Leopardenflagge riß;

Digitized by Google

Und wenn, wetteifernd mit dem Wüthen
Der ungebändigten Natur,
Als Herr, als Sklave, tausend Blüthen
Der Mensch zertrat auf seiner Spur;

Wenn er aus lang verschloßner Stätte
Des Krieges Rüstzeug holt mit Lust,
Und gierig lockert schon die Kette
Dem wilden Thier in seiner Brust;

Wenn er, der der Musik der Sphären
Gelauscht, stets in des Erdgeists Haft,
Verkauft die theuerkauften Lehren
Der Weisheit, — an die Leidenschaft:

Doch stellt mit ihres Glückwunschs Gabe,
Wenn neu die Monde ziehn den Reihn,
Ueber so vieler Wünsche Grabe
Die Poesie sich freundlich ein.

Und werdet Ihr sie von Euch jagen?
Nennt Ihr sie lügenhaft und blind?
Wie wollt des Jahres Last Ihr tragen,
Wenn Ihr verscheucht solch harmlos Kind?

Ihr duldet sie! Ihr höret gerne,
Was sie im Glückwunsch Euch verspricht;
Hat sie's doch nicht in weiter Ferne,
Geschöpft in blauen Wolken nicht!

Die Stimm' ist's Eurer eignen Seele,
Die immer wird in Hoffen jung,
Die sich hebt über Leid und Fehle
Mit ihrer Götterkräfte Schwung.

Die, wenn vom Rosenkranz des Lebens
Ein Kügelchen, leis warnend, fiel,
Geschärften Blicks, gestählten Strebens
Schaut nebellos ihr hohes Ziel;

Die, fühlend des Geschöpfes Trauer,
Das in des Todes Reich verbannt,
Sich im prophetisch heil'gen Schauer
Des ewigen Berufs ermannt;

Die sich mit tausend Banden bindet,
Der Nothdurft und der Sorge Gast,
Doch frei als Dichtkraft sich empfindet,
Wenn abgestreift des Ird'schen Last.

O scheuchet bei des Jahrs Beginne
Sie, die in Euch auch lebt, nicht fort!
Sey gegenwärtig Eurem Sinne
Das Jahr hindurch ihr Gruß und Wort!

Heißt sie nicht bloß in Fabeln walten!
Vertrauend fasset ihre Hand!
Der Erde flüchtigen Gestalten
Gibt sie, das Aetherkind, Bestand!

Sie ist es, die vergangne Dinge
Zum Recht des ew'gen Daseyns hebt,
Die todter Jahre welke Ringe
Zum frischen, bunten Kranz belebt.

Sie kann Euch stärken, kann Euch waffnen,
Kann Euch zum Kampf mit Riesen weihn!
Sie schmückt die Seele des Erschaffnen
Mit ihres Schöpfers Widerschein!

Nicht scheltet sie, wenn bald im Flusse
Der Zeit sich Euer Herz erkühlt,
Wenn bald die Spur von ihrem Kusse
Der Strom des Jahres weg Euch spült.

G. Pfizer.

Uhr und Stab.

Ein Mährchen von A. v. Sternberg.

Düsteres, enges Gemach mit Instrumenten und Büchern.

Penderil liegt im Hintergrund auf einem Ruhebett und schläft. Cyrill und Thoras treten auf.

Cyrill (mit einer Axt in der Hand). Der Vater hat uns herberufen; was er nur von uns will in dieser Stunde der Mitternacht, gerade da das neue Jahr anfängt?

Thoras (mit einem Spaten). Vermuthlich will er uns nun in unser Erdtheil einsetzen.

Cyrill. Zeit wäre es dazu. Man sagt, er besitze unermeßliche Schätze; wir haben aber davon noch nichts zu bemerken gehabt.

Thoras. Still! er erwacht.

Penderil. Seyd ihr da, meine Söhne? Habt ihr eure Werkzeuge mitgebracht?

Cyrill. Hier ist meine Axt.

Thoras. Und hier mein Spaten.

Penderil. Wohl, sie haben euch bis jetzt ehrlich genährt; es ist aber die Stunde gekommen, wo ihr sie auf einige Zeit aus der Hand legen sollt. Hört ihr?

Cyrill. Und was dann? Wer soll euer Holz auf den Winter hacken, Vater?

Thoras. Wer euern Krautgarten umgraben?

Penderil. Ich habe mir auf die Zeit eurer Abwesenheit zwei Knechte gemiethet.

Digitized by Google

Cyrill. Unſerer Abweſenheit? Wo ſollen wir denn hin?

Penderil. Hört mich an. Als die Wehefrau euch mir brachte und ich euch zum erſten Mal vereint auf meinem Arme wiegte, da that ich das Gelübde, euch zu weiſen und edeln Männern zu erziehen. Ihr waret Zwillinge, und ſo ſolltet ihr auch die Zwillingswege wandeln, die zum Tempel der Weisheit führen, den Weg im Leben und den Weg in der Wiſſenſchaft. Demnach ließ ich euch in ländlicher Stille und bei Beſchäftigungen des ſchlichten Naturſtandes aufwachſen, damit die Welt euch nicht irre leite und ich in der Stille eure Anlagen prüfen könne. Dies iſt geſchehen, und ich ſchicke euch nun in die Welt. Das Geſchick hat mir große Schätze verliehen, und die natürlichen Erben derſelben ſeyd ihr; es kann aber nicht mein Wille ſeyn, ſie an Unwürdige zu verſchwenden; deßhalb ſollt ihr ein Probejahr beſtehen. Kommt ihr heim, ſo wie ich es wünſche und hoffe, ſo übergebe ich euch ſofort euer Erbtheil; beſteht ihr die Probe nicht, ſo erhältſt du, Cyrill, deine Art, und du, Thoeas, deinen Spaten wieder.

Cyrill. Schönen Dank! die Art nehme ich nicht wieder in die Hände.

Penderil. Du wirſt ſie nehmen müſſen; denn wer höhere Verdienſte nicht erringen kann, ſoll wenigſtens die niedrigen erſtreben; völlig nutzlos ſoll keine Creatur ſeyn.

Thoras. Es iſt umſonſt, dem Vater zu widerſprechen, er iſt ein mächtiger Zauberer.

Penderil. Nicht meinen Zaubergaben, euerm eigenen Urtheil unterwerfe ich euch. Der elende Spaten, die ärmliche Art ſoll euch ewig fern bleiben, ſobald ihr bewieſen habt, daß ihr einem edlern Amte gewachſen ſeyd.

Cyrill. Der Beweis wird mir nicht ſchwer fallen. Ich müßte ja ein völliger Einfaltspinſel ſeyn, wenn ich zu nichts Beſſerem gut wäre, als wieder Holz zu hacken.

Penderil. Beweiſe es. Ich will die Welt und alle ihre luſtigen Freuden vor dir aufſchließen.

Cyrill (dem die Hand küſſend). Da hat der Vater einmal ein vernünftiges Wort geſprochen. Juchhe! ich ſoll die luſtige Welt kennen lernen! Ade, du langweiliger Wald, ihr Stämme, die ihr mir und meiner Art unerträgliche Plagen verurſacht habt! Mich kriegt ihr nicht wieder zu ſehen, ich werde ein großer Herr.

Thoras. Und ich?

Penderil. Dein Sinn iſt ruhiger und dein Geiſt hat ſich frühe dem Forſchen zugewendet. Für dich beſtimme ich die Wiſſenſchaft. Ich will alle Reiche der Natur dir aufſchließen, du ſollſt in die geheimſten Kammern der Schöpfung ſteigen.

Thoras. Das iſt mein ſchönſter Traum von jeher geweſen.

Penderil. Bedenkt aber beide, daß das Leben wie die Wiſſenſchaft todte oder verderbliche Schätze ſind, wenn ſie nicht für die höhere Weisheit Früchte tragen. Es gibt ein todtes Wiſſen und ein thörichtes Leben. Beide ſind gleich verdammlich, und der Gelehrte, der ſeine Kraft vergeudet, um nutzloſe Forſchungen anzuſtellen, die nur ſeiner Eitelkeit oder ſeiner Ruhmbegierde fröhnen, iſt eben ſo verächtlich als der Lebemann, der während eines langen Daſeyns die Gaben des Glückes eigenſüchtig verſchwendet, ohne das Maaß der Freuden ſeines Nebenmenſchen vermehrt oder ihr Elend auch nur um die Schwere eines Senfkorns vermindert zu haben.

Thoras. Der Vater hat da etwas ſehr Weiſes und Schönes geſagt. Wehe uns, wenn wir ihm nicht folgten!

Cyrill. Ja, wehe uns!

Penderil. Gut, meine Söhne. Hier ſind zwei Zaubergaben. Für dich, Cyrill, iſt dieſe Uhr, für dich, Thoeas, dieſer Stab.

Cyrill. Die Uhr könnte ein wenig hübſcher ausſehen. Sie iſt, glaube ich, von ſehr geringem Metall.

Penderil. Aber von deſto größerem Werthe. Sie zeigt dir die Minuten an, die du weiſe verbracht haſt.

Cyrill. Sie zeigt gerade auf zwölf.

Penderil. Und wird nicht eher weiter rücken, als wenn du nach ihrem Sinn deine Zeit zubringſt.

Cyrill. Alſo ich ſoll immer weiſe ſeyn?

Penderil. Nicht immer, das hieße die menſchliche Natur, und beſonders die Jugend ſehr wenig kennen.

Cyrill. Ja wohl, das wäre eine ungerechte Forderung.

Penderil. Ich verlange nichts, als daß du während deines ganzen Probejahrs nur eine Stunde mir aufzuweiſen haſt, in der du wirklich weiſe geweſen.

Cyrill. Nur eine Stunde im Jahr? und die andern hunderttauſend oder Millionen Stunden — ich weiß wirklich nicht, wie viel ein Jahr Stunden hat — kann ich thöricht ſeyn?

Penderil. Es wird dein Vortheil ſeyn, wenn du mir recht viele weiſe Stunden wirſt aufzeigen können, allein ich will mit Einer zufrieden ſeyn. Wehe dir aber, wenn du nicht einmal dieſe Eine mir zeigen kannſt!

Cyrill. O da habt keine Sorge. Ich will Euch ganze Tage, ganze Wochen, was ſag ich? ganze Monate aufzeigen. Mein Himmel, ich weiß nicht, warum Ihr einen ſo ſchlechten Begriff von mir habt?

Penderil (ſehr ernſt). Ich kenne den Menſchen. Jetzt zu dir, mein Thoras. Dieſer einfache Stab, den du in Händen hältſt, erſpart dir alle jene mühſamen Reiſen und gefahrvollen Expeditionen, die die Naturforſcher unternehmen müſſen, um die Schätze der Weisheit einzuſammeln; er führt dich, wohin du willſt, und

Digitized by Google

deiner Forschbegierde soll kein Hindernis im Wege seyn. Nur bemerke die kleinen Auswüchse, die der Stab hier auf der Seite hat. Bringst du mir nach Verlauf deines Jahrs den Stab sammt seinen Höckern wieder, so hast du umsonst gefochten und deine Probe nicht bestanden, hat aber der Stab in deiner Hand einen seiner Knoten verloren, so ist es ein Zeichen, daß du wenigstens eine wahrhaft nützliche Entdeckung oder Lehre nach Hause gebracht hast, und mehr verlange ich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Beisetzung Napoleons.*

Paris hat in diesem Jahre zwei merkwürdige Todtenfeiern gehabt: in den Julitagen die feierliche Beisetzung der vor zehn Jahren bei der Staatsumwälzung Umgekommenen und am 15ten December die der Gebeine Napoleons. Als im Jahr 1814 Spottbilder und Spottschriften wider Napoleon in Menge erschienen, als Chateaubriand seine energischen Verwünschungen des despotischen Herrschers so beredt aussprach, als die bourbonsche Regierung so emsig bemüht war, sein Andenken auszulöschen und die, von ihm gestifteten Staatseinrichtungen umzustoßen oder im Geiste des alten Régime umzumodeln, als es ein Zeichen des Aufruhrs war, vive l'Empereur zu rufen und sich für einen Bonapartisten auszugeben — damals hätte kein Mensch geglaubt, daß ein Tag kommen könne, wo die Gebeine des Verbannten mit dem feierlichsten Gepränge unter dem sonderbaren Geschrei des Volkes: vive l'Empereur! durch den von Napoleon angefangenen Triumphbogen in die weiland kaiserliche, nun wieder königliche Residenz einziehen und im Beisein eines Königs aus dem bourbonschen Stamme im Invalidendome werden beigesetzt werden. Französischer Wankelmuth hat hieran nur geringen Antheil. Die Mehrzahl der Franzosen hat das Andenken Napoleons stets in Ehren gehalten und über seinen großen Eigenschaften seinen Despotismus vergessen; denn nie war Frankreich so groß und mächtig, als unter seiner Herrschaft, nie waren so außerordentliche Dinge von den Franzosen ausgeführt worden als unter seiner Leitung. Dazu kommt der tiefe Eindruck, welchen das Daseyn und Wirken eines großen Genies auf die Menschen hervorbringt, ein Eindruck, der ein freies, unparteiisches Urtheil nicht zuläßt. Endlich muß man bedenken, daß Napoleon den französischen Charakter vollkommen kannte und im Sinne desselben handelte. So ist es erklärlich, warum sein Andenken so hoch gefeiert worden, und warum solche Einigkeit bei seiner Beerdigungsfeier geherrscht hat. Die Pariser haben nicht allein Enthusiasmus, sondern auch Muth bei dieser Feier an den Tag gelegt; denn trotz der strengen Kälte, welche plötzlich eingetreten war, und den Arbeitern kaum erlaubt hatte, die Zurüstungen zu dem Feste zu vollenden, waren sie schaarenweise in die champs elysées geeilt, um den Trauerzug, der drei bis vier Stunden dauerte, vorüberziehen zu sehen; und dieser Muth, diese Ausdauer wurde nicht allein von Männern bewiesen, sondern auch von Damen; wie viele Schnupfen und Husten aber daraus entstanden, läßt sich freilich nicht berechnen. Die Kälte hatte Niemand vorhergesehen, obschon sie im December etwas ganz natürliches ist, und man hatte aus Speculation und aus Vorsicht eine Menge Gerüste im Freien errichtet, als ob man im Sommer wäre. Die Plätze waren zu hohen Preisen vermiethet worden, und neugierige Reiche hatten keine Kosten gescheut, um sich im voraus einen guten Platz zu sichern. Auch verfehlten sie nicht, dieselben einzunehmen; aber stundenlang in der grimmigen Kälte zu sitzen und zu stehen, war doch für viele mehr, als sie zu ertragen im Stande waren; sie mußten sich zurückziehen, und die theuer erkauften Plätze standen nun unentgeldlich offen. Den Zug und die Todtenfeier im Invalidendome haben die Zeitungen so umständlich erzählt, daß sich wenig hinzusetzen läßt. Ungeheure Summen sind zu dieser Festlichkeit verschwendet worden, die einen weit edlern Charakter hätte bekommen können, wenn sie zur Nationalfeier geworden wäre. Aber eines Theils lag der Regierung daran, Napoleon nur als Krieger zu ehren; anderntheils fürchtete sie Ausbrüche von Gesinnungen, welche sich mit den Absichten der jetzigen Minister schlecht vertragen hätten, und daher bestand der lange Leichenzug nur aus Truppen und Nationalgarde. Erstere schwiegen aus Pflicht, letztere aber läßt sich nicht so leicht zum Schweigen bringen. Die Bürger vergessen nicht, daß sie freie Pariser sind; welch unangenehme Töne sie haben erschallen lassen, hat man ebenfalls aus den Zeitungen erfahren. Die Regierung hätte manche unnütze Kosten ersparen können; aber bei einer außerordentlichen Feier der Art kommen die abenteuerlichsten Pläne zum Vorschein, und wenn die Erfinder Kredit und Einfluß haben, so setzen sie dieselben durch. Von dem unsinnigen Einfalle, eine hölzerne Brücke eigens für den Zug zu erbauen, war man glücklicherweise abgekommen, nicht sowohl weil er lächerlich war, als weil die Erbauung zu viele Zeit erfordert hätte. Dagegen hatte man mit großen Kosten einen Tempel auf einem Schiff erbaut und denselben auf's prächtigste ausgeschmückt. Dieser Tempel ist gar nicht gebraucht worden, und das daran verschwendete Geld ist also in's Wasser geworfen. Nicht viel zweckmäßiger waren die großen Bildsäulen aus Gips, welche man auf der Esplanade der Invaliden errichten ließ, und welche 1200 Fr. per Stück gekostet haben sollen. Einige derselben sind abscheulich und machen den Künstlern wenig Ehre. Ein anderer sonderbarer Einfall war, römische Blasinstrumente machen zu lassen, wahrscheinlich um dem Zuge etwas Antikes zu geben. Die Tubicines konnten aber mit ihren Instrumenten à l'antique nicht recht fertig werden. Es ist noch zu verwundern, daß Berlioz nicht mit einem Heere von einigen hundert Musikanten aufgezogen ist. Man war so vernünftig, Mozarts Seelenmesse aufführen zu lassen, und Auber, Halevy und Adam blos die Composition von Trauermärschen für den Leichenzug zu übertragen. Letzteres war aber ebenfalls ziemlich überflüssig, denn von den Trauermärschen hat man wenig vernommen, und bei einer solchen Kälte muß man von der Musik im Freien nicht viel erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

* Wir werden nächstens einen besondern Artikel über die Beisetzung Napoleons geben. D. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortliche Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. Januar 1841.

— Aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgeflickten
Türkenzelten, bring ich nichts
Als die Bilder des Erblickten.

Freiligrath.

Aus dem Orient.

In Kurzem erscheint in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung: Morgenland und Abendland, Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland, Egypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich, vom Verfasser der Cartons (bis jezt zwei Bände). — Dieses Werk eines vielgereisten Mannes, der sich als vorzüglicher Beobachter und geistreicher Darsteller bekannt gemacht hat, ist im gegenwärtigen Augenblick besonders anziehend. Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens enthält es Beobachtungen und Thatsachen, welche über den politischen Zustand der Länder am Mittelmeer und das Wesen des türkisch-egyptischen Handels vielfach Licht verbreiten. Es ist uns gestattet, aus dem Buche einige dem Charakter dieser Blätter entsprechende Bilder auszuheben.

Kairo.

Kairo, die beschirmte, ist die Hauptstadt aller arabischen Länder, die vornehmste arabische Stadt unserer Zeit. Sie gibt den Ton an, so weit arabische Sitte und Sprache herrscht, und in ihr sehen wir, was die Kalifenperiode Großes erzeugte, und was jezt noch das arabische Wesen Höheres in sich trägt. Geldgrau, gleich dem Grunde, der sie trägt, erhebt sich die Saracenenstadt, wie keine andere, auf den kühnen Ausläufern des Mokkattamgebirges. Ihr gegenüber thronen auf den starren Felsenhügeln der libyschen Wüste die königlichen Pyramiden der Pharaonen, die ewigen Wachehalter des zauberischen Nilthales. Kairo ist die Pforte von Oberegypten. Zwischen Gebirg und Strom, zwischen Wüste und Wüste gebaut, ist sie würdig, die Nachfolgerin von Theben und Memphis, den ältesten und größten Königstädten der Welt, zu seyn. Ganz eine Geburt des Mittelalters, wo sie die edelsten Künste nährte, während Europa in Barbarei und Unwissenheit versunken war, ist sie für uns eine ganz neue Welt.

Nur wer sich einmal in seinem Leben in London durch den Strand oder Cheapside gewunden hat, kann sich einen Begriff von dem Gedränge in den Straßen Kairos machen. Nur sind diese sehr schmal, und der Lärm ist wegen der unglaublichen Lebhaftigkeit der arabischen Bevölkerung mit dem keiner andern Stadt der Welt zu vergleichen. Ich brachte in der ersten Zeit stets Kopfschmerz von den Straßen nach Hause. Es ist, wie wenn Alles im Zustand von Aufruhr und Kampf sich befände. Kameelzüge mit schweren Lasten, flüchtige Reiter auf arabischen Pferden, Packträger ohne Barmherzigkeit, Heerden von Büffeln und Ochsen, egyptische Phantasien mit den monotonen Pauken und gellenden Pfeifen, Tausende leisetretender Esel, die einem auf den Fersen sind, ehe

Digitized by Google

man sie auf den ungepflasterten Straßen hört — Alles das kreuzt sich in unentwirrbarem Knäuel und unter ohrzerreißendem Geschrei und Gesang durch die schmalen Gassen, und es wäre noth, Augen hinten wie vorne zu haben, um nicht ewig umgerannt und gestoßen zu werden. Es ist noch nicht lange, daß es in Kairo für einen Schimpf galt, in den Straßen zu gehen. Dafür halte ich es nun zwar nicht, aber doch befand ich mich immer besser auf einem guten Pferde, wo man gibt, was man sonst empfangen muß.

Um den Typus des Orients in seiner Blüthe kennen zu lernen, muß man nach Damaskus oder Kairo gehen, den beiden Städten, wo die Saracenen ihre schönsten Bauwerke hinterlassen. Konstantinopel ist dagegen nichts als eine ungeheure Aufeinanderhäufung von hölzernen Hütten und Palästen, ohne bestimmten Ausdruck, ein architektonisches Kalidoskop, das stets neue Bilder gibt, ohne den Sinn davon festzuhalten, oder Rechenschaft von Entstehung und Zusammenhang zu geben. Kairo aber ist aus einem Guß; ein Geist hat es erzeugt, und Alles, was später hinzugefügt worden, war nicht im Stande, diese einzige Schöpfung weder zu verschönern noch zu schmälern. — Es war Vollmond, als ich mich das erste Mal in Kairo befand. In einer schlaflosen Nacht ging ich auf das flache Dach meines hohen Hauses und genoß dort einen unbeschreiblichen Anblick. Es war wie ein ruhiger, schöner Tag, von Gazeflor überschleiert. Unaufgehalten schweifte mein Auge über die unzähligen Terrassen des Häusermeers, das von den Wogen des stürmischen Tages zur Stille des Schlafes übergegangen war. Nur die schlanken Palmen und die ätherischen Minarets ragten gleich Geisterkönigen aus dieser großen, weißschimmernden Stadt heraus, und kein Tritt, kein Ruf verrieth die Hunderttausende umher, welche in wenigen Stunden mit ihrem unerschöpflichen Lungenvermögen wieder die Luft durchschüttern sollten.

Man würde vergebens trachten, den Eindruck zu schildern, welchen Kairo beim ersten Eintritt macht. Kein Maler der Welt vermöchte in ein Bild all diese fremdartigen Gestalten, Gruppen und Aufzüge zu fassen, die sich hier dem Beschauer entgegendrängen, bei jedem Schritte wechseln, in jeder Straße sich erneuern, kommen, gehen und verschwinden. — Das Erste, was mir auffiel, war eine Gesellschaft reitender Frauen. Schon diese Erscheinung steht mit Konstantinopel im Widerspruch, wo man Frauen von Stand nur im Wagen, nie zu Pferde sieht, wodurch jener Stadt ein hoher Reiz des Straßenlebens abgeht. Die Frauen zu Kairo sitzen rittlings auf dem Esel, ein weißes seidenes oder musselinenes Tuch drückt sie von der Stirne bis auf die Steigbügel, und läßt nur die Augen frei. Ueber die ganze Gestalt herab und über das Haupt gezogen wallt eine große seidene schwarze Mantille. Diese Erscheinung hat etwas sehr Fashionables. Gewöhnlich reiten mehrere Damen mit Kindern und Sklavinnen in einem Zuge, und so groß auch das Gedränge seyn mag, so weicht ihnen doch Alles ehrerbietig aus. Welche Gelegenheit haben diese Damen zur Intrigue! Ihre Verschleierung und Vermummung macht sie selbst den Blicken des Gatten unkenntlich, und da kein Mann sie auf der Straße ansprechen darf, so können sie sich leicht jedem Beweis der Identität entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Uhr und Stab.

(Fortsetzung.)

Thoras. Ich versprechr dir nichts, theurer Vater, aber ich will deine Worte im Herzen bewahren und mir redlich Mühe geben, nach ihnen zu handeln.

Penderil. Nun denn, so lebt wohl, meine Söhne. Ueber ein Jahr sehen wir uns wieder; es wird dann von euch abhängen, wie ich euch empfange.

Cyrill. Noch eins, Herr Vater. Wäre es denn mit dem — (Er macht die Pantomime des Geldzählens.) Ihr könnt uns doch unmöglich arm wie die Kirchenratten in die Welt ziehen lassen? Das wäre eine schöne Lustbarkeit.

Pruderil. Hier sind zwei Beutel mit Heckethalern. So lang das Jahr dauert, wird euer Reichthum nicht schwinden.

Cyrill. Schön Dank! (Er steckt in den Beutel.) Drei blanke Thaler! Nun, ihr sollt euch bald vermehren!

Thoras. Mich reizt nicht des Goldes Schein.

Pendrril (streckt sich wieder auf sein Lager und entschlummert).

Thoras. Er schläft. Die Anstrengung des Tages hat ihn ermüdet. Wir wollen den Schlaf des Greises nicht länger stören. Komm, Cyrill, laß uns an seinem Bette knien und leise im Gebet die segnende Hand küssen. (Sie knieen nieder. Ferne Glocken ertönen.)

Cyrill. Horch, die Morgenglocken! Die Welt erwacht und ruft mich! Ich komme! ich komme! (Er eilt fort.)

Thoras. So lebe wohl, du heilig Vaterhaupt,
Leb wohl, du Herz voll warmer Vaterliebe!
Wenn auch die Fremde mich dir raubt,
Dir eigen bleiben stets des Sohnes Triebe.
Wie sanft war deiner Weisheit Spruch!
Nur eine Sünd' im langen Jahre,
Nur eine Stunde, weis' vollbracht, war dir genug.
Nur eine That für's Nützliche und Wahre
Soll ich heimbringen dir von meinem Zug!
Wie sanft, wie sanft ist dieser Weisheitsspruch!
Weh uns, thäten wir ihm nicht genug!

(Er geht ab.)

Digitized by Google

Offene Landſtraße.

Cyrill (kommt dahergeſprungen und ſingt):

Juchhe, Juchhe! du ſchöne Welt,
Sind deine Freuden für mich beſtellt?
Kann ich ſie pflücken, kann ich ſie naſchen,
Kann ich füllen damit die Taſchen?
O Himmel blau, o Erde grün!
O Lüfte in friſchem Vorüberziehn!
Ihr Seen ſo klar, ihr Berge weit!
Zu viel, zu viel der Seligkeit!

Aber mir fällt ein, ich muß doch der armen Marie noch ein Abſchiedswörtchen ſagen, ehe ich vollends davon laufe. Das gute Mädchen! ſie hat mich geliebt, als ich ſimpler Holzhacker war, und hat mir manchmal eine Suppe in den Wald gebracht, wenn es gerade ein kalter Morgen war. Ich will ihr das gewöhnliche Zeichen geben. (Er ahmt den Ton des Kukuks nach.) — Ah, ſie öffnet ſchon das Fenſter; ſie wirft ein Tuch über. Da iſt ſie ſchon, das gute Mädchen.

Marie (aus der Hütte kommend). Ich kann heute nur kurz bei dir bleiben, Cyrill.

Cyrill. Und ich noch kürzer. Ich nehme Abſchied von dir, um in die weite Welt zu gehen.

Marie. Du ſcherzeſt. Wo iſt denn deine Axt?

Cyrill. Was geht mich die Axt an? Ich kenne ſie gar nicht mehr; unſere Bekanntſchaft iſt völlig und durchaus abgebrochen.

Marie. Dann iſt es auch die meine mit dir. (Sie weint.)

Cyrill. Was iſt nur das?

Marie. Einem Landſtreicher, einem Menſchen, der nicht arbeiten will, dem wird der Vater mich nimmermehr zur Frau geben.

Cyrill. So ſoll er's bleiben laſſen.

Marie. Cyrill!

Cyrill. O ich kann noch aus einem ganz andern Tone ſprechen. Du glaubſt nicht, was für eine vornehme Gleichgültigkeit ich gegen alles in der Welt habe, gegen dich vorzüglich.

Marie. Und ich habe dich doch ſo geliebt.

Cyrill. Das kann ſeyn, die Axt hat mich auch geliebt. Es thut mir ſehr leid, aber ich kann euch beide nicht mehr wieder lieben. Und um es kurz zu machen: Lebe wohl!

Marie. Iſt das der Dank dafür, daß ich den Vater und den Bruder deinetwegen erzürnt habe? Es ſoll doch kein Mädchen ſich an einen Buben hängen, ſie ſind alle ſchlecht. (Sie weint.)

Cyrill. Da haſt du recht, ſie taugen alle nichts. Es iſt Geſindel, Lumpenpack, und vorzüglich die Holzhacker.

Marie. Wenn du darauf beſtehſt, fortzugehen, ſo laß mich mit dir ziehen.

Cyrill. Wie? du willſt Haus und Hof, Vater, Bruder, Katze und Hund verlaſſen, meinetwegen?

Marie. Ich will es. (Sie hängt ſich an ihn.)

Cyrill. Du biſt ein ganz exemplariſches Mädchen. Es thut mir aber leid, ich kann dich bei alle dem nicht mitnehmen, nein, ich kann es nicht, denn ſiehſt du, da gibt es verſchiedene Gründe; erſtlich —

Marie. Gib dir keine Mühe, ich will nichts weiter hören. Möge es dich nie gereuen, ſo gegen mich gehandelt zu haben. (Sie geht eilig ab.)

Cyrill (ihr nachrufend). Wie hab' ich denn gehandelt? — Sie hört nicht mehr. Sie ſchleicht ſich da drüben auf den Kirchhof, wo das Grab ihrer Mutter ſteht. Sie kniet daran, ſie legt das Haupt in die Blumen des Hügels. Ich will nur weiter gehen. Das Mädchen iſt eine Närrin, und es iſt gut, daß ich ſie los bin. Es iſt mir ſo im Magen, als hätte ich Hunger. Ja, ich habe in der Freude meines Herzens mein Frühſtück heute verſäumt. Wie viel Uhr mag es ſeyn? (Er zieht die Uhr aus der Taſche.) Ah ſo, das iſt die moraliſche Uhr! Ei ſeht doch — ſie iſt wirklich ſchon einige Minuten vorwärts gegangen. Ich glaube gar, das kleine Geſpräch, das ich mit der armen Marie geführt — aber jezt ſteht ſie wieder — ja, ſie ſteht. (Er hält ſie an's Ohr.) Wenn ich umkehrte und wieder zum Mädchen ginge, könnte ich meine Stunde bald beiſammen haben. Aber nein, ich will nicht. Das wäre mir eine ſchöne Weisheit, hier zu ſitzen, Kartoffeln zu bauen, einen alten Vater zu pflegen und Kinder zu ſchaukeln. Die Uhr weiß nicht, was ſie will. Ich muß ſehen, daß ich bald in die Stadt komme. (Ab.)

(Fortſetzung folgt.)

Stand China im Alterthum mit dem Abendland in Verbindung?

Das chineſiſche Reich ſteht, ſo weit die Geſchichte reicht, den mittelaſiatiſchen und abendländiſchen Völkern in völliger Abgeſchloſſenheit gegenüber. Der Racenverſchiedenheit zwiſchen den Chineſen und den weſtlichen Völkern entſpricht eine durchgängige Verſchiedenheit in der Geſtaltung des ganzen innern und äußern Lebens. Die Geſchichte weiß auch nichts von irgend einem Verkehr zwiſchen dem himmliſchen Reich und den antiken Nationen am Mittelmeer. Neulich kam aber in der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften ein intereſſanter Umſtand zur Sprache. Griechiſche und römiſche Schriftſteller ſchreiben die Entſtehung der Trüffeln dem Einſchlagen des Blitzes in den Boden zu; ganz daſſelbe kommt in ſehr alten chineſiſchen Büchern vor. Da es gar nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſich eine ſo wunderliche Vorſtellung an zwei verſchiedenen Punkten unabhängig gebildet hat, ſo dürfte dies auf ſehr alte mittelbare oder unmittelbare Verbindungen zwiſchen China und dem Abendland ſchließen laſſen, wenn anders die neuen Ausgaben der alten chineſiſchen Schriften, in welchen dieſe Fabel angeführt iſt, nicht neuerdings interpolirt ſind.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die Beisetzung Napoleons. Mad. Lafarge.

Es gab eine Zeit, wo vive l'Empereur! fast bei Todesstrafe verpönt war, und dann wieder eine (in den hundert Tagen), wo es sehr gefährlich war vive le Roi! zu rufen. Diesmal war beides ganz unschuldig; so ändert die Zeit alles in der politischen und nicht politischen Welt. Seitdem das Fest vorbei ist, eilt das schaulustige Volk zum Invalidendome, um die prächtige Verzierung der Kirche zu sehen, so wie den pruntenden Catafalk, unter welchem Napoleons sterbliche Hülle ruht. Manche Zuschauer, welche am Tage des Festes vor Kälte beinahe erstarrt sind, liegen krank; andere sind, während sie dem Feste beiwohnten, in ihren Häusern von Dieben geplündert worden. Aber alles dies wird in Paris übersehen und schnell vergessen, und wird künftig Niemand abhalten, ähnlichen Festen beizuwohnen. In Paris will Jedermann sagen können: ich war dabei. Eine besondere Erscheinung bei dem Feste waren noch, außer den Polen und einigen wenigen alten Mamelucken, die Matrosen des Schiffs la Belle Poule, welches den Leichnam aus St. Helena geholt hatte. Man wollte diesen Leuten eine Ehre erweisen, und hat sie daher in eine Kaserne einquartirt, wo sie einige Zeit ausruhen sollten, ehe sie wieder nach der Küste zurückkehrten. Der französische Matrose ist wie in allen andern Ländern derb, roh, und wenn er am Lande ist, verschwenderisch und zanksüchtig. Schon auf St. Helena hatten die Matrosen der Belle Poule Streit mit den englischen Soldaten. Seit sie in Paris sind, wo man ihnen den rückständigen Sold ausgezahlt hat, leben sie flott und bringen ihr Geld so schnell als möglich durch. In der Kaserne, wo man sie einquartirt hat, hausen sie mit ihren Aexten wie in einem Walde, um sich bequem Feuerung zu verschaffen. Einige derselben gingen über eine der Brücken, welche auf Privatspeculation gebaut sind, und auf denen jeder Hinübergehende einen Sou zahlen muß. Man wollte sie aufhalten und zum Zahlen zwingen. „Auf unsern Verdecken (im französischen auch pont), antworteten sie, zwingen wir Niemand zum Zahlen," und machten sich Bahn mit ihren Ellenbogen. Andere wurden am Eingange des Tuileriengarten von einer jungen Schildwache aufgehalten, mit den Worten: man dürfe mit Jacken nicht in den Schloßgarten. „Gelbschnabel, antworteten sie, sind unsere Jacken nicht so gut als eure Röcke?" und sie drangen durch. Kurz, diese rohen Burschc sind eine Belustigung für die Pariser. Wahrscheinlich wird man sie aber bald wieder nach ihren Schiffen zurücksenden; denn ist einmal ihr Geld aufgezehrt, so könnten sie arge Exzesse begehen. An Gedichten hat es bei und vor der Todtenfeier nicht gefehlt; diese Gelegenheitsgedichte sind aber meistens bereits wieder vergessen, wenige rührten von bekannten Dichtern her, und manche der Verfasser hatten mehr die Absicht, sich selbst als Napoleon zu feiern, über welchen auch schon so viel gesagt, gedichtet und gesungen worden ist, daß man der Verse auf ihn müde ist. — Kurz vor dem Fest ging der berüchtigte Prozeß der Madame Lafarge zu Ende, an welchem vor einigen Monaten beinahe ganz Europa Theil genommen. Obschon man wohl glauben konnte, daß bei einem so langwierigen und verwickelten Kriminalprozesse Versehen gegen die gesetzlichen Formen möchten begangen worden seyn, und also der Kassationshof Gründe haben werde, das Urtheil des Gerichts aufzuheben und die Beschuldigte an ein anderes Gericht zu verweisen, so hat doch der Kassationshof das Urtheil bestätigt. Noch bei keinem Kriminalprozesse hat es sich so deutlich als hier gezeigt, welch außerordentlichen Einfluß eine geistreiche, gewandte Frau auf die öffentliche Meinung ausüben kann; denn obgleich es ziemlich klar erwiesen war, daß sie eine Giftmischerin gewesen, so hatte sie doch so viele Freunde, daß das Publikum durch eine Menge parteiischer Stimmen irre geführt wurde und in der Angeklagten eine unschuldig Verfolgte sah. Dabei gehörte sie einer sehr angesehenen Familie an, denn ihr Oheim, Garat, ist Direktor der französischen Bank, und sein Name steht auf allen französischen Banknoten. Falsche Berichte von den Verhandlungen des Assisengerichts wurden aus Tulle nach Paris geschickt, und hier führten mehrere Journalisten kühn das Wort für sie. Aber mehr noch als alle diese Mittel wirkten die geistreichen, gefühlvollen Briefe der Beschuldigten, welche im Prozesse bekannt gemacht wurden, und sie als eine unglückliche, aus der glänzenden Pariser Gesellschaft gerissene, plötzlich in eine langweilige Familie in der Provinz versetzte, zu einem monotonen, jämmerlichen Leben verdammte Frau schilderten. Die Pariser wissen am besten, wie sich das Leben in den gebildeten Zirkeln der Hauptstadt zum Aufenthalt auf einem einsamen Landgute verhält, und sie fanden es verzeihlich, daß die arme Pariserin alle Mittel angewendet, um aus dieser elenden Lage zu kommen. Nur daß sie Gift dazu gebraucht, wollte man nicht glauben; denn so etwas gehört doch nicht zu den Mitteln, zu welchen die gebildete Welt in ähnlichen Fällen ihre Zuflucht zu nehmen pflegt. Wie hätte man sich auch überreden können, daß eine so liebenswürdige Frau eine Verbrecherin geworden sey! Für diejenigen aber, welche den ganzen Lebenslauf dieses berüchtigten Weibes ernsthaft und unparteiisch betrachteten, war es klar, daß sie zwar eine begabte, aber höchst arglistige und intrigante Person ist. Von diesen Eigenschaften hat sie schon frühe Proben abgelegt; ihre Familie war deßhalb auch in großer Sorge, und eben darum hatte man es rathsam gefunden, sie je eher je lieber zu verheirathen. Daher ihre sonderbare Heirath, fast durch's Intelligenzblatt. Sie bewirkte aber gerade das Gegentheil von dem, was man dadurch bezweckte. Mann und Frau hatten einander getäuscht; der Mann besaß das Vermögen nicht, welches er sich zugeschrieben, und konnte seiner Frau nichts Besseres verschaffen, als den Aufenthalt in einem ärmlichen Landhause und in einer keineswegs liebenswürdigen Familie. Die Frau zeigte ihrerseits nur Eigensinn und Verstellung, und nahm zu einem Verbrechen ihre Zuflucht, um aus der qualvollen Lage zu kommen, in die sie sich versetzt sah. Seit der Bestätigung des Urtheils durch den Kassationshof hat die Frau des Bankdirektors sich der Königin zu Füßen geworfen, um wenigstens eine Gnade für ihre Nichte zu erwirken, nämlich daß sie nicht an den Pranger gestellt werde. Die Familie will dadurch eine Unehre von sich abwenden. Aber bringt das Verbrechen nicht größere Schande als der Pranger? Vermuthlich wird der König nicht so unerbittlich seyn als der Prinz Regent, sein Ahn, welcher allem Flehen des Adels widerstand und den deutschen Grafen von Horn in Paris hinrichten ließ, weil er einen reichen Bürger ermordet hatte, um sich seines Geldes zu bemächtigen. Eben weil der Graf von angesehener Familie sey, antwortete der Regent, müsse ein Beispiel statuirt und dem Volke gezeigt werden, daß kein Stand und keine Geburt den Verbrecher vor der gesetzlichen Strafe schütze.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 4. Januar 1841.

Jean qui pleurt, Jean qui rit.

Franzöſiſches Sprüchwort.

Uhr und Stab.

(Fortſetzung.)

Thoras, auf der Spitze eines Hügels ſtehend. — Morgendämmerung.

Da liegt nun die Stadt unter mir und ihre vielen ſchwarzen Dächer blicken wie Särge aus dem weißen Nebeltuch des Morgens. Es wohnen darin Menſchen, die Leid und Kummer zuſammenhalt, die die Sorge mit Ketten umwindet und die Krankheit zu Gefährten und Brüdern macht. Sie erwachen jezt zu ihrem elenden Daſeyn, und aus den Krankenzimmern und vor den Sterbebetten ſteigen Gebete gen Himmel. Ich meine es in der klaren Höhe murmeln zu hören; es hängen ſich Seufzer an die weißen Morgenwolken und ängſtliche, zitternde Fragen klettern an den Sonnenſtrahlen in die Höhe. Was iſt's um das Leben! Mußte dieſer Körper mit ſo erfinderiſcher Kunſt gebaut ſeyn, um ihn deſto ſicherer tauſend Uebeln zu unterwerfen? Warum ward nicht die Einfachheit des Organismus eines Polypen, einer Molluske dem Menſchen gegeben, in deren zähem Schleimkörper kein künſtliches Herz zittert, kein Nerv vibrirt, die ſchmerzlos leben und ſchmerzlos wieder aufgelöst werden? Ueber den Menſchen allein legt ſich die Pein in tauſend Geſtalten; es wurden Widerſprüche in ſein Fleiſch geſät und Thorheit in ſein Gebein getröpfelt. Er ſoll dem Himmel zuſtreben, dann büßt er den Körper ein; er ſoll des Körpers ſich freuen, dann büßt er den Himmel ein; das Ende ſo vielen Streites iſt ein gräßlicher Tod. Böſes Spiel des Lebens! Wo wächst das ſüße Kraut, das ſo viel Bitterkeit vernichtet? Ich will es aufſuchen. Wo irgendwo, ſey es in Klüften, ſey es in Abgründen, ſey es auf Felſenſpitzen, ein Troſt wächst für Menſchenleiden, da ſoll meine Hand zugreifen, da ſoll mein Herz jubeln. Wer iſt der Mann in ſchwarzer Kleidung?

Ein Unbekannter tritt auf.

Der Unbekannte. Ich bin ein Naturforſcher.

Thoras. So biſt du mir willkommen; laß uns die Reiſe zuſammen machen.

Der Unbekannte. Du ſprichſt meinen Wunſch aus. Ich will dich in die nächſte große Stadt führen, wo eben eine große geehrte Geſellſchaft ihre Sitzung hält und die merkwürdigen Reſultate ihrer jahrelangen Unterſuchungen dem ſtaunenden Publikum vorlegt.

Thoras. Heil dieſen Menſchenfreunden! Ich folge dir.

(Beide ab.)

Digitized by Google

Ein Kaffeehaus in einer großen Stadt. Gäſte an den Tiſchen vertheilt. Cyrill mit dem Aufwärter im Geſpräch.

Cyrill. Ich kann Euch die Verſicherung geben, mein Lieber — ſagt mir doch Euern Namen.

Aufwärter. Man nennt mich Louis, manchmal Herr Louis.

Cyrill. Nun, mein Herr Louis, ich kann Euch verſichern, daß man hier vortrefflich ißt. Wenn ich ſage man, ſo meine ich mich ſelbſt damit, denn für anderer Leute Magen kann ich nicht gut ſtehen. (Die Aufwärter lachen.) Ihr ſeyd aufgeweckte Burſche; da hat jeder von euch einen Thaler.

Louis. Ich bleibe Ihnen mein Lebenlang dankbar, gnädiger Herr.

Cyrill. Das iſt zu lang. Sagt mir doch, Louis, wie nennt man dieſes Stück Fleiſch, das ſo ſalzig, ſauer, ſüß und bitter zugleich ſchmeckt?

Louis. Es ſind Côtelettes à la Clopide.

Cyrill. Clopide? iſt das eine Art Hammel oder Kaninchen? (Die Aufwärter lachen.)

Louis. Nein, mein Herr; Clopide iſt der Name einer Frau, die ſo außerordentlich ſchön iſt, daß man die Perrücken, die Equipagen, die Senftbüchſen, die Hauben und die Coteletten nach ihr benennt.

Cyrill. Ei, die Dame muß ich kennen lernen. Wenn ſie ſo hübſch iſt, wie ſie gut ſchmeckt, ſo muß man mit ihr im Himmel leben können. Clopide alſo?

Louis. Gräfin Clopide.

Cyrill. Und wo wohnt ſie?

Louis. In dem Palaſt, der zehn Schritte von dieſem Café entfernt iſt.

Cyrill. Wo die vielen kurloſen Steinfiguren darauf ſtehen? (Die Aufwärter lachen. Pontalus, Corcomb und Tiger an einem Seitentiſche werden auf Cyrills Geſpräch aufmerkſam.)

Pontalus. Hört ihr, was der Menſch da ſpricht?

Corcomb. Iſt es ein Menſch? ich hielt ihn für eine Senftbüchſe.

Tiger. Und du biſt ein Stück zähes Rindfleiſch, und folglich gehört ihr zuſammen.

Corcomb. Deine Phantaſie kommt aus dem Fleiſchſcharren deines Vaters nicht heraus.

Tiger. Und die deinige kommt nie herein. Wenn ich dir nicht borgte, ſo wüßteſt du ſchon ſeit einem halben Jahre nicht, wie ein Beefſteak ausſieht.

Pontalus. Still! verzehrt nicht euern Witz, da ihr ſonſt nichts mehr zu zehren habt. Wir wollen uns an den Fremden machen, er ſcheint Geld zu haben. (Sie ſtehen auf und nähern ſich Cyrill, der ihre Grüße umſtändlich erwidert.)

Pontalus. Sie ſind hier fremd, mein Herr?

Cyrill. Zu dienen, und Sie?

Pontalus. Gleichfalls fremd. Wir ſind drei unglückliche Söhne von drei hartherzigen Vätern, die uns von dem großen Vermögen, das wir einſt erben werden, nur ſo viel geben, daß wir mit ſehr wenig Aufwand und kaum unſerm Stande gemäß reiſen können.

Cyrill. Ja, es gibt ſolche Väter. Nehmen Sie Platz, meine Herrn. Kann ich mit einer Flaſche Burgunder aufwarten?

Pontalus. Wir trinken in der Regel nur Rheinwein oder Tokaier; aber Ihnen zu gefallen, mein Herr, wollen wir diesmal auch Burgunder trinken.

Corcomb (bei Seite). Der Spitzbube! er hat ſeit einem Monate nichts als pures klares Waſſer getrunken. (Der Wein wird gebracht.)

Cyrill. Ich denke, meine Herrn, wir laſſen alle Ceremonien bei Seite und ſprechen mit einander wie Freunde.

Corcomb. Das iſt gerade, was wir vorſchlagen wollten.

Cyrill. Alſo, lieber Freund, kennt Ihr die Gräfin Clopide?

Pontalus. Wie ſollten wir nicht? Ein Wunder von Schönheit und Liebreiz. (Sie ſtoßen an und trinken.) Auf ihr Wohlſeyn!

Cyrill. Amen. Sagt mir doch, wie mache ich ihr einen Beſuch?

Corcomb. Das wird einige Schwierigkeiten haben. Sie ſieht nur Herzoge, Grafen und Barone bei ſich, und Prinzen haben ſich ihretwegen ſchon vor den Kopf geſchoſſen.

Cyrill. Das thut mir leid; aber wie kann man nur ſo dumm ſeyn, eines Weibes wegen ſich vor den Kopf zu ſchießen!

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Orient.

(Fortſetzung.)

Darauf begegnete ich einem Hochzeitzuge. Drei blinde Greiſe machten ſich Bahn, wovon der eine die der Oboe ähnliche Pfeife, die beiden andern aber die kleinen egyptiſchen Pauken, die bei keinem Aufzuge fehlen dürfen, auf eine ohrzerreißende Weiſe ertönen ließen. Hierauf kam ein Reiter auf reichverziertem Roſſe, der an einem Stabe ein rothes Tuch ſchwenkte. Ihm folgten drei Mädchen, phantaſtiſch von weißen Gewändern und Schleiern umhüllt und höchſt geſchmackvoll drapirt, über Antlitz und Bruſt aber eine Art Panzerlarve, aus Drap d'argent geflochten, welche ihnen mit dem langen Stabe in der Hand den Anſchein von arabiſchen Jeannes d'Arc gab. Nun kam ein gewaltig großer Baldachin von reichem

Digitized by Google

Seidenzeug, blaßroth von allen Seiten bis zur Erde herabwallend, unter welchem die Braut einherwandelte. Alle Seiten waren so dicht verschlossen, daß sie wohl eben so wenig den Weg finden konnte, wie ihr voranschreitendes blindes Orchester. Nun folgte eine Menge lasciver Almehs, und den Schluß machte die große Trommel mit wahrhaft höllischem Spektakel. An diesen Faschingsspuk, der übrigens eine hübsche Vorstellung für einen Maskenball abgabe, reihte sich die Masse des müßigen Volkes, und ich dankte Gott, als ich aus dem Qualm dieser Hochzeitfreude mich in eine etwas freiere Gasse retten konnte. Kaum war ich etliche Schritte geritten, als mir ein ganz nackter Mensch mit einem höchst verrücktem Gesichte begegnete, über welchem er einen Kranz trug. Er verdrehte auf wirklich erschreckliche Weise die Augen, und eine Masse Gesindel folgte ihm mit allen Zeichen der höchsten Verehrung. Es war ein Heiliger des Landes. Bei uns würde die Polizei dieses Heiligthum nicht lange respektiren.

So wechseln die Bilder in dieser originellen Stadt. Das unwissende, kindliche Volk vergnügt sich an den albernsten Vorstellungen, und jeden Augenblick stößt man auf Springer, Seiltänzer und Ringkämpfer, die eine erstaunliche Körperkraft entwickeln. Die rohen Späße und schlechten Witze der Possenreißer bringen Alles zu heftigem Lachen. Derwische, die durch mysteriöse Künste die Schlangen aus den Häusern locken, Magier, die den Dieb mittelst des berühmten Zauberspiegels entdecken, die sinnreichsten Taschenspieler, von deren Geschwindigkeit man sich bei uns keinen Begriff machen kann, das Geschrei der Kameeltreiber, die den Fußgängern zurufen, das Gebrüll und die Beschwörungen der Gaukler, die malerisch gekleideten und ernst einherschreitenden hohen Beduinengestalten, die glänzenden rothen Uniformen der durch die Straßen sprengenden egyptischen Offiziere, die Unzahl von abyssinischen und äthiopischen Sklaven, das Gebrul der Klageweiber, welche die Todten zu Grabe führen, indem sie sich die Haare ausreißen und die Brüste zerschlagen, der melancholische Ruf der Muezzins von 400 Minarets, der nie endende Tumult der Fantasias in tausend Kaffeebuden, nackte Menschen und Kinder, halbverhungerte, herrenlose Hunde, in großen Banden herumschweifend und Alles angreifend — all dieser heillose Spektakel windet sich den ganzen Tag durch Straßen, die oft so schmal sind, daß man beide Häuserreihen mit ausgespreizten Händen erreichen kann. Wenn es unendlich mühsam ist, sich durch diesen Menschenknäuel durchzuarbeiten, so ist es gewiß eben so wunderbar, daß nicht mehr, ja daß nicht unausgesezt große Unglücksfälle aus dieser Verwirrung entstehen.

Eine Stadt ohne Fenster ist gewiß eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Die Oeffnungen nach der Straße, welche sie vertreten, sind mit festem, dichtem Holzgitterwerk verschlossen, dicht genug, um jeden Gegenstand hinter ihnen unsichtbar zu machen, und nicht geschlossen genug, um dem Auge des Spähers den Blick auf die Straße zu wehren. Kleinere Häuser sind ganz ohne Fenster und Gitterwerk, und alle empfangen das Licht von dem oben offenen Hofraume, in dessen Innerem sich das ganze Leben der Wohnung bewegt. Dahin aber zu dringen, dieses Leben der jetzigen Levante in den düstern maurischen Säulenhallen zu betrachten, blieb mir lange ein unerfüllter Wunsch. Wir viele Tage wanderte ich an diesen sprachlosen Wänden herum, vom Gewühl der Straßen getrieben; wie manche Nacht besah ich mit Erstaunen dieselben unheimlichen Gebäude, aus denen kein Ton der Freude ertönte, die kein Lichtstrahl erleuchtete, die todte, ausgestorbene Stadt mit ihren dunkeln hohen Häusern, die gleich Statuen ohne Augen mich anstarrten, die nämliche Stadt, die des Tags so laut, so schrecklich laut sich vernehmen ließ! Wo sind sie hingeschwunden, die Hunderttausende, die sich hier gedrängt und getreten, bis sie zur Ruhe kamen, zur Ruhe des Grabes; denn kein Ton ist mehr übergeblieben, keiner als das seltsame Knarren der Thorangeln an den Stadtquartieren, wenn ja ein Kühner es wagt, die schauerlichen Straßen zu durchwandeln, und Einlaß fordert von dem schlaftrunkenen Pförtner seines Stadttheils.

Durch die Bemühungen meiner Freunde wurde ich endlich in eines der größten alten Häuser Kairos eingeführt. Drei beträchtliche, aus Quadern gebaute Höfe, mit Schirßschatten und großen Thoren und Riegeln versehen, führten in das eigentliche Wohnhaus. In dem äußersten standen Kameele und Dromedare, im zweiten gesattelte Pferde und Esel zum augenblicklichen Gebrauche bereit. Der innerste Hof schloß gezähmte Thiere in sich; ein schöner Adler spielte hier mit zierlichen Gazellen, diesen Grazien der Wüste; ferner kostbares, buntfarbiges Federvieh edler Gattungen, vom Pelikan bis zum koketten Pfau. In den Gangen, welche in's Gebaude selbst führen, saßen und lagen auf hohen, mit Strohmatten belegten Wandbänken die männlichen Diener des Hauses umher, und eine breite, aber dunkle steinerne Treppe führte in das obere Geschoß. Ich war angekündigt, und wurde als eine Seltenheit besonders aufmerksam behandelt. Die Flügelthüren öffneten sich, und ich trat in eines jener orientalischen Gemächer, die alle unsere Palastsäle so tief beschämen. Der große Saal war ganz leer von Menschen, so daß ich im ersten Augenblick glaubte allein zu seyn. Als mein Blick aber rechts fiel, bot sich mir ein Bild dar, wie es nur der Orient bieten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Bergeron und Girardin. Labourdonnays.

Die Herrn Chemiker setzen ihren Streit noch immer fort über die Wirkungen des Giftes im menschlichen Körper. Orfila hat dem unermüdlichen Raspail in einer langen Denkschrift, welche sich besonders auf seine bekannten vielfachen Versuche und Erfahrungen gründet, geantwortet. Jetzt soll Raspail seinerseits eine Replik vorbereiten. Dieser hat jedoch nicht die große Erfahrung aufzuweisen, welche Orfila im Laufe seiner Praxis als Gerichtsarzt gesammelt. Zu gleicher Zeit hat ein anderer Prozeß ein Ende genommen, welcher ebenfalls eine zeitlang zum Tagesgespräche gedient hat. Man wird sich noch der Ohrfeige erinnern, welche vor einiger Zeit Berlioz's riesenhaftes Concert im Opernhause auf eine höchst unangenehme Weise unterbrach. Der königliche Anwalt hatte sich dieser Sache als einer öffentlichen angenommen, und den Thäter Bergeron vor's Polizeigericht gezogen, so daß Emile de Girardin, welcher die Beleidigung von besagtem Bergeron erhalten hatte, nicht einmal zu klagen brauchte und ruhig zu Hause bleiben konnte. Die Regierung nahm sich seiner an und verfolgte den Thäter als einen öffentlichen Ruhestörer. Freilich war dadurch ein Concert unterbrochen worden, und das Publikum um sein halbes Geld gekommen. Man wird sich auch noch erinnern, daß Bergeron vom Polizeigericht zu zweijähriger Haft verurtheilt wurde, und daß diese für eine Ohrfeige verhängte Strafe sehr hart schien. Bergeron appellirte; aber zum großen Erstaunen des Publikums appellirte der königliche Anwalt, dem die Strafe nicht allein nicht zu hart, sondern im Gegentheil zu gelinde schien, ebenfalls, und auf diese doppelte Appellation ist die Sache neulich vor den königlichen Gerichtshof gekommen. Dieser hat dem königlichen Anwalt Recht gegeben und die zwei Jahre Haft auf drei erhöht. Einige Tagblätter bemerken, noch nie sey eine Ohrfeige so hart bestraft worden, und sie führen wirklich mehrere Ohrfeigen an, worauf nur zwei- bis dreimonatliche Haft zuerkannt worden. Talma hatte dem durch seine bittern Theaterkritiken im Journal de l'empire bekannten Geoffroy eine Ohrfeige gegeben und war gar nicht bestraft worden. Warum, sagen sie, haben sich denn Regierung und Justiz des beleidigten Emile de Girardin so eifrig angenommen, da es doch erwiesen ist, daß Bergeron nur deßwegen diesen berüchtigten Mann beschimpft hat, weil er von ihm den Widerruf eines ehrenrührigen Aufsatzes in seinem Journal la Presse nicht hatte erlangen können? Dieser Emile de Girardin, welcher, wie es scheint, sich nicht mehr schlagen will, seitdem er den allgemein geachteten Carrel, Redakteur des National, im Zweikampfe um's Leben gebracht hat, muß beständig vor Gericht klagen, so wenig Ruhe läßt man ihm, und ich glaube, Niemand führt mehr Prozesse als er. Mit den kleinen Tagblättern liegt er beständig im Streite, und er hat neulich ein halb Dutzend Prozesse gegen den Charivari geführt, welcher ihn oft gräßlich heruntermacht. Vermuthlich beschränkt er sich nur deßwegen in seinem Journal auf bloße Thatsachen, um Niemanden mehr Ursache zum Streite zu geben. La Presse ist gegenwärtig eines der unschuldigsten Blätter von der Welt, dem alle Regierungen den Eingang in ihre Reiche verstatten können; denn es kommt nicht mehr Raisonnement darin vor, als etwa im Reglement für die Kavallerie, oder in dieser oder jener fremden Zeitung. Oben im Journale stehen die Thatsachen, und unten im Feuilleton wirthschaften die Roman- und Novellenschreiber, welche mit der Politik nicht das mindeste zu thun haben. Man behauptet, dies komme daher, weil Emile de Girardin noch unschlüssig ist, ob er sich für oder wider das Guizotsche Ministerium aussprechen solle, und bis zu dieser Entscheidung sich lieber gar nicht ausspricht. Wahrscheinlich wird aber die Entscheidung zu Gunsten der vorhandenen Minister ausfallen. Wenn man bedenkt, welche Reihe von Abenteuern, Widerwärtigkeiten und unangenehmen Auftritten Emile de Girardin erlebt hat, seitdem er ein homo publicus ist, so muß man sich verwundern, daß er nicht schon längst sich vom Schauplatze zurückgezogen und ein stilles, einsames Leben gewählt hat. Es gibt aber Leute, welche gerade diese Stürme auf dem großen Weltmeere lieben und sich lieber auf demselben herumtreiben lassen, als sich in den Hafen zurückziehen, wo Niemand von ihnen spricht, Niemand auf sie Acht gibt, und wo nichts zu gewinnen ist. — Einen in seinem Fache, freilich einem sehr beschränkten, höchst ausgezeichneten Mann hat Frankreich so eben verloren, nämlich Labourdonnays, den ersten Schachspieler des Reichs. Sein Ahnherr hat sich zur See, so wie durch seine Verwaltung auf Isle de France berühmt gemacht, der letzte Labourdonnays begnügte sich damit, auf dem Schachbrette zu siegen. Seine Wohnung in der Straße Menars war lange der Sammelplatz aller großen Schachspieler, so wie aller leidenschaftlichen Liebhaber dieses Spiels; es heißt, man habe daselbst vom Mittag bis zum Abend Schach gespielt, und Labourdonnays sey immer bereit gewesen, es mit jedem Kämpfer, einheimischen oder fremden, welcher sich mit ihm messen wollte, aufzunehmen. Zuletzt ward es so voll, daß man es für angemessen hielt, einen Schachklub zu stiften. Dies geschah gegen das Jahr 1835. Dies war die blühende Epoche der Schachspielkunst in Frankreich. Labourdonnays war es, wenn ich nicht irre, welcher das Geheimniß der weltberühmten von Kempelenschen Schachmaschine entdeckte, welche Mälzel damals in Frankreich sehen ließ, und worüber man sich seit fünfzig Jahren vergebens den Kopf zerbrochen hatte, ohne etwas vernünftiges herauszubringen. Labourdonnays bemerkte nämlich, daß das Spiel des Automaten der Schachmaschine ganz so war, wie das eines seiner besten Gegner, und vermuthete daher, dieser und kein anderer setze die Maschine in Bewegung; und so war es auch. Labourdonnays bester Gegner saß in der Maschine verborgen. Mälzel hatte noch zwei andere vortreffliche Schachspieler geworben, um in die Maschine zu kriechen und daselbst zu spielen. Das Geheimniß war nun aber verrathen, die Maschine hatte für Schachspieler gar kein Interesse mehr. Mälzel hielt es daher für's beste, mit derselben nach Amerika zu gehen, wo sie etwas ganz Neues war. Er nahm einen jungen Elsäßer mit, welcher gegen gute Besoldung sich anheischig machte, jeden Tag in die Maschine zu kriechen und die Leute zu mystificiren, wie ganz Europa fünfzig Jahre lang mystificirt worden war.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 5. Januar 1841.

— Der Ritter bezeugte demnach
Sich ſehr vergnügt, in einem ſo ſchönen Gemach
So ſchöne Muſik und ſo gute Geſellſchaft zu finden.

Wieland.
Der neue Amadis.

Aus dem Orient.

(Fortſetzung.)

Auf rothen, rings um einen Salon laufenden Ottomanen ſaßen acht bis zwölf Damen, deren reicher, fremder Anzug mit den ſchönen Arabeskenverzierungen der Wände und Decke ein harmoniſches Ganzes bildete. Palmen und Akazien, die ſich auf drei Seiten an den offenen Fenſtern emporhoben, gaben dieſem ſeltenen Anblick einen wirklich magiſchen Anſtrich, und ich wunderte mich nicht wenig, als alle dieſe Damen ſich in übergewöhnlicher Lebensgröße vor mir erhoben. Erſt als ſie ſich in Bewegung ſetzten, um mir entgegen zu gehen, merkte ich an dem allgemeinen Klappern, daß ſie auf einer Art kleiner Stelzen von Holz ſtanden, welche ihnen dieſe übernatürliche Höhe gaben. Ich hatte bereits früher Zutritt zu Soiréen in europäiſchen Häuſern und denſelben allgemeinen Aufſtand beim Eintritt jedes Ankömmlings beobachtet, ſo daß mich dieſe Aufmerkſamkeit von Seiten der Damen nicht mehr befremden konnte. Ich faßte mir ein Herz und drückte den ſchönen Levantinerinnen mein Bedauern aus, nicht mit ihnen ſprechen, ſondern ſie nur ſtill bewundern zu können. Ich fand auch hier die alte Erfahrung beſtätigt, daß nichts die Frauen beherzter macht, als die Hülfloſigkeit eines Mannes. Sie klapperten alle auf mich zu, und eine ältere Frau mit einem höchſt geiſtreichen, wohlwollenden Geſichte ſprach mich in ziemlich gutem Italieniſch an. Sie freuen ſich Alle, ſagte ſie, daß ich Vergnügen finde, ſie zu ſehen, und ſie wollen deßhalb auch alle Ceremonie bei Seite ſetzen und mich unverſchleiert empfangen. Sie und ihre Tochter, eine herrliche junoniſche Frau, nahmen mich nun in einen dritten großen Salon und ließen mich zu ſich auf den Divan ſitzen. Die ſämmtlichen anweſenden Damen, meiſtens ſehr hübſche Frauen und Mädchen, folgten unter großem Spektakel der hohen Holzpantoffeln und gruppirten ſich ringsum. Es war ein Bild zum malen, ein Bild voll morgenländiſcher Seltſamkeit, und als mir endlich eine reizende Blondine, ſchüchtern heranttretend und doch ſchalkhaft lächelnd, einen ſtattlichen mit Paſtilles du Serail entzündeten Tſchibuk reichte, eine andere mir die kleine chineſiſche Taſſe auf dem ſilbernen Becher brachte, und eine dritte das Glas Scherbet und Früchte anbot, da war das Zauberbild des Harems fertig, und kein Paſcha des weiten osmaniſchen Reichs konnte ſich mit mehr Behagen unter ſeinen irdiſchen Houris ſpreizen.

Ich ging nun an das Muſtern des Putzes, und konnte an dem reichen, ſorgfältigen Anzug leicht erkennen

daß man ein Uebriges gethan hatte, um dem neugierigen Fremden eine glänzende Augenweide zu verschaffen. Mit Ausnahme der alten Großmama waren sie alle gleich gekleidet, nur in den mannigfaltigsten Abstufungen schöner heller Farben. Wie viel passender und reizender ist die orientalische Frauentracht, die den Körper nicht einzwängt, die Formen nicht verdirgt und sich in alle Anforderungen des Geschmacks wie des Luxus fügt! Dieser Kopfputz mit dem allerliebsten rothen Terbusch, auf dem das reiche Geschmeide, die Diamantkrone, Kkoos genannt, glänzt, diese seidenen, bunten, über die Stirne gewundenen Tücher, durch welche Perlengeflechte malerisch gezogen sind, deren Endquasten, mit Gold durchwoben, an einer Seite mit der Locke sich vermengen, über welcher der brillante Haldmond mit Verlocken gesteckt wird; dann die prächtigen langen Haare, wie sie in künstlichen Flechten breit über den Rücken hinabhängen und mit den goldenen Spangen durchzogen sind, neben der geschmackvollen Juwelenarbeit an Ohrringen, Halsbändern, Diademen — Alles ist ganz gemacht, die Schönheit des Profils zu heben. Die Jacken, welche sie Alle tragen, sind in der Art wie die ungarischen Husarenspenser gestickt. Besonders geschmackvoll kleidet der Shawl, der um die Hüften geschlungen wird und vorne nachlässig geschürzt in Knoten herabhängt. Von einer zusammengepreßten Taille wissen die Orientalinnen nichts; allein die ungehinderte Entwicklung schöner Formen ist sicher den Schnüranstalten unserer Frauen vorzuziehen. Ueber dem Hemd und den Beinkleidern tragen die hiesigen Frauen den sogenannten Yelek, gleichen Stoffes mit den Beinkleidern. Dieses Gewand ist an beiden Seiten von der Hüfte an offen, und so lang es ist, verbirgt es keine Form. Ich konnte nicht genug betrachten und prüfen. Die schöne Blondine brachte einen Pack Kleider herbei, um mich zum Zeugen ihrer Kleidung für das Ausgehen zu machen. Zuerst warf sie sich ein weites seidenes Rosagewand über, das man Tob nennt, und das lachende Mädchen in diesem rothen Hemde kam mir vor wie die wächsernen kleinen Engel an Weihnachten. Sodann kam die weiße Linnenbinde, welche wie ein über's Gesicht gelegter chirurgischer Verband aussieht, dieses verhüllt und bis herab zu den Füßen reicht. Ueber alles dieses, die ganze Figur vom Scheitel zur Ferse bedeckend, kommt das schwarz seidene Hadarah, ein Alles deckender Domino, aus dem nichts hervorsieht, als der weiße Schleierstreif und ein paar schöne Augen. Das blühendste Mädchen von Kairo war in die dritte Mariene verwandelt. Ich erkannte jetzt meinen Irrthum, der mich bisher in jeder Dame, der ich zu Esel auf der Straße begegnete, eine alte Frau vermuthen ließ. Sie sehen aus wie reitende Särge, schwarz und weiß überhängt. Es war gar reizend, zu sehen, wie das hübsche Mädchen ein Stück um's andere an und wieder ablegte.

(Schluß folgt.)

Uhr und Stab.

(Fortsetzung.)

Pontalus. Aber was für ein Weib! Wenn Ihr noch eine Flasche wollt kommen lassen, will ich Euch alle ihre Reize haarklein schildern und vorerzählen.

Cyrill. Louis! noch zwei Flaschen! — Habt Ihr sie denn gesehen?

Pontalus. Mein Vater ist der Herzog von Blankas, und da habe ich natürlich Zutritt im Hause der Gräfin.

Cyrill. Ich bitte um Entschuldigung, Herr Herzog, daß ich Sie Freund genannt habe.

Pontalus. Ihr seyd der meinige, in der That, und ich werde mit Vergnügen Euch bei der Gräfin, meiner Muhme, einführen.

Cyrill. Wollt Ihr das? Vielleicht schon morgen?

Pontalus. Morgen?

Cyrill. Oder noch lieber heute Abend?

Pontalus. Das würde sich nicht schicken. Ich muß die Gräfin erst von Eurem Wunsche, ihr aufzuwarten, benachrichtigen. Wir wollen morgen zu Mittag wieder hier zusammenkommen und das Weitere besprechen.

Cyrill. Gut, da seyd ihr meine Gäste. Sind die zwei andern Herrn auch Söhne von Herzogen?

Pontalus (auf Corcomb und Tiger zeigend). Nein, ihre Väter sind nur simple Marquis und Grafen.

Cyrill. Ei, ich meine, das wäre auch schon genug. Herr Marquis, Herr Graf, auf Ihre Gesundheit! (Sie trinken.)

Corcomb (zu Tiger). So sprich doch auch ein Wort.

Tiger. Wenn ich spräche, so würde ich dem armen Jungen sagen, daß ihr ihn betrügt.

Corcomb. Nun so schweige! Wie kann man Tiger heißen und so ein Schaaf seyn!

Cyrill. Was sagtet Ihr da, Graf?

Corcomb. Nichts von Bedeutung. Es war nur eine naturhistorische Bemerkung.

Pontalus. Ich denke, wir spielen etwas in der Karte? natürlich nicht um Geld.

Cyrill. Weßhalb nicht um Geld?

Pontalus. Es ist nur so eine Grille von mir.

Cyrill. Wie die mit dem Burgunder?

Pontalus. Ganz recht.

Cyrill. Nun, so wird sie auch eben so schnell weichen. (Es werden Karten gebracht. Sie spielen.)

Digitized by Google

Tiger. Ich ſpiele nicht.

Corcomb. So ſchlafe. Ich habe in meinem Leben keinen ſo langweiligen Burſchen geſehen. Ihr ſezt zuerſt. (Zu Cyrill.)

Cyrill. Hier ſind fünf Thaler.

Pontalus. Und dier ſind zehn.

Cyrill. Wo? ich ſehe nichts.

Pontalus. Wahrhaftig, ich muß lachen! Wißt Ihr denn nicht, mein Freund, daß vornehme Leute nie ſich mit daarem Geld befaſſen? Was ſollte mich plagen, einen ſchmutzigen Thaler anzurühren? Ich müßte fürchten, meine Hände nie wieder rein zu haben.

Corcomb. (Die Karte abhebend, zu Cyrill.) Ihr habt verloren, mein Freund.

Pontalus. (Das Geld einſtreichend.) Ich ſetze zwanzig Thaler.

Cyrill. Und ich dreißig.

Corcomb (wie oben). Ihr habt verloren, mein Freund.

Cyrill. Das Glück iſt mir nicht günſtig.

Pontalus. Deſto günſtiger werden Euch die ſchönen Frauen ſeyn. (Sie ſpielen weiter. Cyrill verliert fortwährend. Es entſteht in einer andern Ecke des Saales ein Tumult.)

Cyrill. Was gibt's da? Ich muß euch bitten aufzuhören. Das lange Sitzen und der viele Wein machen meinen Kopf ſchwindeln. Ein andermal mehr, meine Herrn. (Er wirft die Karten zuſammen.)

Pontalus. Gerade wollte ich Euch den Vorſchlag machen aufzuhören. Man erwartet uns bei einem Abendeſſen, das der Herzog von Pinnbersweil gibt. Lebt wohl, Freund; morgen bringe ich Euch die bewußten Nachrichten.

Cyrill. Lebt wohl, ihr Herrn. (Pontalus, Corcomb und Tiger ab.) Es iſt doch wahrlich ſeltſam, daß dieſe vornehmen Leute ſich ſo zu mir herablaſſen, ſogar es über ſich gewinnen, ihre Finger zu beſchmutzen, indem ſie mein Geld in die Taſche ſchieben. Und gegeſſen haben ſie trotz allen Holzhackern auf der Welt. Einer ſprach nichts, aber er aß für drei. Ich will nun zu Bette gehen und von der ſchönen Gräfin, die bei den Coteletten Gevatter geſtanden, träumen.

Nacht. Mondſchein.

Cyrill (auf dem Dache eines Palaſtes herumkletternd). Das iſt eine wunderliche Geſellſchaft um mich her; lauter Herrn und Damen in marmornen Röcken und Unterröcken. Lauter Götter und Göttinnen und der kalte Mondſchimmer gießt ſich über ihre nakten Glieder aus, als wollte er ſich an ſo viel enthüllter Schönheit erwärmen. Dies iſt doch der Palaſt der Gräfin? Freilich iſt er es — ich kann ja gar nicht fehlen — hier iſt die Eſſe ihres Kamins; der Schlotfeger hat das verabredete Zeichen daran gemacht, drei rothe Kreuze. Es wäre ein ſchöner Streich, wenn ich die unrechte Entrée nähme und der Himmel weiß in welche dunkle Küche herabkäme. (Er macht Anſtalten, hinabzuſteigen.) Das waren mir ſaubere Burſche, die drei unglücklichen Söhne der drei hartherzigen Väter. Vierzehn Tage haben ſie auf meine Koſten gezehrt und mich weiblich geplündert; zulezt kam es heraus, daß es Vagabunden und Strauchdiebe waren, die mich zum Beſten hatten. — Adieu, ſchöner Mond!

(Er verſchwindet.)

Kabinet der Gräfin Clopide.

(Sie ſizt an ihrer Nachttoilette, Urſula bedient ſie.)

Urſula. Wie geſagt, gnädige Frau —

Clopide. Wie geſagt! Du haſt dir da ein albernes Wort angewöhnt. Immer ſprichſt du „wie geſagt," und doch haſt du noch nichts geſagt.

Urſula. Ich werde dieſe Unart abzulegen ſuchen.

Clopide. Das thue. (Sie gähnt.) Iſt denn ſonſt nichts Neues vorgefallen?

Urſula. Wie ge— Nein, Ew. Gnaden, ich wüßte wirklich nichts.

Clopide. Iſt's ſchon ſpät?

Urſula. Zehn Uhr vorbei.

Clopide. Wenn ich Schlaf hätte, würde ich zu Bette gehen. Bring das Buch mit den Teufeln her, Urſula.

Urſula. Es liegt hier ſchon bereit.

Clopide. So lies.

Urſula (lieſt). Geſtalt, Weſen und beſondere Eigenſchaften der neun großen Teufel nebſt einem Anhang von den neun kleinen Teufeln.

Clopide. Aus den kleinen Teufeln mach ich mir nichts; lies die großen ab, aber langſam, daß ich Alles recht verſtehe.

Urſula. Der oberſte der Teufel heißt Leviathan: er iſt der Teufel des Hochmuths und der gegen Gott gerichteten Hochmuthsſünde. Er iſt über und über mit ſchwarzem Haar bedeckt, hat krauſes, ſchwarzes Haupthaar, eine hohe Stirne, dunkle, fortwährend rollende Augen, eine gebogene Naſe, und, was das Merkwürdigſte iſt, keinen Bart.

Clopide. Das iſt Schade.

Urſula. Dann kommt Mammon, der Teufel des Geldes. Er iſt am ganzen Körper goldgelb, hat eine große glühende Zunge, die er beſtändig aus dem Halſe ſtreckt, als lechzte er vor Durſt, einen großen ſchwarzen Schweif und grüne Hörner, die wie Smaragden blitzen. Er ſizt immer und kann wegen ſeiner verwachſenen Füße weder gehen noch ſtehen.

Clopide. Das iſt eine abſcheuliche Figur.

Digitized by Google

Urſula. Nach ihm kommt Belial, der Fürſt des Neides und der Bosheit. Er iſt übee und über grün, mit kleinen rothen Punkten. Sein Geſicht iſt lang und mager und ſehr häßlich. Er hat coquelicotrothe Augen und einen Büſchel weißer Haare auf der Stirn. Sein linker Arm iſt etwas länger als der rechte und an jeder Hand hat er ſechs Finger.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Schachklubb. Oper. Concerte. Deutſche Muſik.

Der Pariſer Schachklubs gab auch eine Zeitſchrift unter dem Titel Palamedes heraus, worin das Geheimniß der von Kempelenſchen Maſchine aufgedeckt iſt. Es ſcheint aber, daß der Liebhaber der Schachkunſt nicht ſo viele waren, daß ein Klubb ſich halten konnte. Derſelbe ging daher vor zwei Jahren wieder ein, und die Zeitſchrift, welche nur in die Hände weniger Leſer gekommen war, hörte wieder auf. Labourdonnays war und blieb aber immer der erſte Schachſpieler Frankreichs, und bekam häufige Beſuche von einheimiſchen und fremden Liebhabern. Man hat in den Zeitungen geleſen, daß er, den Rücken gegen das Schachbrett gewandt, ſpielte und gewann, wobei man ihm nur die von ſeinem Gegner gemachten Züge anzeigte. Er war mehrmals in England geweſen, bloß wegen des Schachſpiels; denn in England fand er Nebenbuhler, mit welchen es eine Ehre war ſich zu meſſen; in England iſt er dann auch geſtorben. Ein minder berühmter, aber beinahe eben ſo geſchickter Schachſpieler war Deſchapelles, welcher es mit den Berliner Schachſpielern aufgenommen hatte, wie Labourdonnays mit den Londonern. Dieſer war es auch, welcher zwei Jahre lang einen mittelſt Korreſpondenz geführten Kampf gegen engliſche Schachſpieler leitete, und, wie man verſichert, denſelben zu ſeinem Vortheil und zu ſeiner Ehre endigte. Deſchapelles hatte ſich aber zurückgezogen, als Labourdonnays Geſtirn am Horizonte des Schachklubbs glänzte, und daher war immer nur von letzterem die Rede. Jezt haben die zerſtreuten Schachſpieler keinen Anführer mehr und finden ſich entweder in Privatvereinen oder im alten Café de la Régence, wo ſeit achtzig Jahren Schach geſpielt wird, zuſammen. In dieſem Kaffeehauſe zeigte ehemals Philidor ſeine Meiſterſchaft; hier verſuchte auch Rouſſeau ſein kleines Schachſpielertalent, und hier wird noch täglich an einem Dutzend kleiner Tiſche Schach geſpielt, aber freilich von keinen Deſchapelles und Labourdonnays. Einige Tagesblätter bemerken ſcherzend, aller Ruhm in Frankreich gehe zu Grabe, der Napoleonſche wie der Labourdonnayſche. Dagegen hat im Schauſpielweſen niemals größerer Eifer geherrſcht als jezt. Das Théâtre français bewirthet faſt jeden Abend eine ſehr große Menge von Gäſten mit Scribes „Glas Waſſer," der luſtigen politiſchen Komödie, die nur ein Scribe ſo heiter auszuſtatten vermochte. Die große Oper, welche ſchon ſeit einiger Zeit vom ehemaligen Redakteur des weiland Journal de Paris, Leon Pillet, dirigirt wird, gibt eine neue Oper Donizettis, welcher es zuträglicher findet, für Pariſer Bühnen zu arbeiten als für italieniſche, die er übrigens ſchon mit einer Menge von Opern verſehen hat. Sie heißt die „Favoritin," und iſt mit all der Pracht und Mannigfaltigkeit ausgeſtattet, welche der heutige Geſchmack von großen Opern verlangt. Dabei wird noch immer Meyerbeers „Robert le Diable" gegeben, obſchon die Vorſtellungen jezt das zweite Hundert überſteigen, eine in den Jahrbüchern der Oper unerhörte Begebenheit. Als im vorigen Jahrhundert noch keine Politik die Pariſer Welt zerſtreute, und die Oper Hof und Stadt vergeſtalt in Anſpruch nahm, daß Parteien für und wider Gluck, für und wider Piccini entſtanden, wurde doch keine Oper hundert oder gar zweihundertmal gegeben. Marie Antoinette mochte ſich noch ſo lebhaft des Tonſetzers annehmen, der coin du roi oder der coin de la reine im Parterre mochte noch ſo ſtark beſezt ſeyn und ein enthuſiaſtiſches Beifallsgeſchrei im Saale erſchallen laſſen, ſo zahlreich waren die Vorſtellungen nie wie jezt, ohne coin du roi und de la reine, ohne fanatiſche Muſikliebhaber, mitten unter ernſten politiſchen Debatten. Dabei iſt die komiſche Oper ebenfalls thätig, und zwei Concertanſtalten ſind täglich im Gange. Außerdem iſt jezt die Zeit der beſondern Concerte, und dieſe folgen einander faſt ohne Unterbrechung. Der unermüdliche Berlioz hat im Muſikkonſervatorium ſein neulich im Opernhauſe durch den oben erwähnten Zufall verunglücktes Concert gegeben, und diesmal iſt ſeine Symphonie phantastique und ſeine übrige nicht minder phantaſtiſche Compoſition glücklich zu Ende gekommen, ohne daß eine Ohrfeige das Vergnügen der Liebhaber dieſer ungeheuern Muſik unterbrochen hätte. In Valentinos Concertanſtalt hat die deutſche Inſtrumentalmuſik die Oberhand, und man muß geſtehen, daß die Symphonien hier ſehr gut ausgeführt werden. Schwerlich beſteht in Deutſchland eine Anſtalt, welche den Muſikliebhabern ſo viel deutſche Muſik zu hören gibt. Deutſchland iſt dieſem Manne vielen Dank ſchuldig; er bringt in Paris deutſche Muſik zu Ehren und macht das Publikum mit Tonkünſtlern bekannt, von denen es wenig oder gar nichts kannte. Auch bemerkt man mit Vergnügen, daß die Pariſer Geſchmack an den Leiſtungen dieſer Anſtalt bekommen und dieſelbe häufig beſuchen, obgleich zwanzig Schauſpiele ihnen mehr Augenweide und Zerſtreuung gewähren als die Valentinoſche Anſtalt. Jezt rüſtet man ſich zu den Bällen. Bereits werden manche in den Schauſpielhäuſern angekündigt, und nach dem Neujahr wird die große Oper nicht ſäumen, ihre ſonnabendlichen Bälle zu eröffnen. Obſchon man die Pariſer mit Befeſtigung, mit Wällen und Contreſcarpen bedroht, ſo wird ſie dies nicht abhalten, ſich wie gewöhnlich zu beluſtigen. An ſchönen Wintertagen werden ſie hinausgehen und die Befeſtigungsarbeiten beſichtigen, ihre Meinung frei darüber äußern, und am Abend den Eindruck des Tages im Schauſpielhauſe oder im Ballſaale auslöſchen. Sie haben ernſthafiere Zeiten und Zuſtände erlebt, und dennoch ihre Heiterkeit nicht verloren. Auch fehlt es nicht an Fremden, welche herbeieilen, die Pariſer Vergnügungen mit den Einwohnern zu theilen und den Pariſer Tand, welcher ſtets mit neuem Glanze zur Schau geſtellt wird, anzukaufen. Paris beſizt nun einmal das Geheimniß, tauſend ſchöne Sachen unter den mannigfaltigſten Geſtalten hervorzubringen und dieſelben überall beliebt zu machen; ſo lange es im Beſize dieſes Geheimniſſes bleibt und den Fremden ſo viel Zerſtreuung bietet, braucht es um die Zukunft nicht beſorgt zu ſeyn; die Quelle des Reichthums wird für die üppige Stadt nicht verſiegen.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 6. Januar 1841.

So ſollen ſie eſſen von den Früchten ihres Weſens, und ihres Rathes ſatt werden. Das die Albernen getödtet, tödtet ſie, und der Ruchloſen Glück bringet ſie um.

Sprüche Salomos.

Uhr und Stab.

(Fortſetzung.)

Clopide (verhüllt ſich die Augen). Ach! ich ſeh' ihn vor mir!

Urſula. Dann kommt Asmodeï, der Teufel der Liebe.

Clopide. Wie ſieht er aus?

Urſula. Er iſt ſehr klein von Geſtalt, aber von unbeſchreiblicher Häßlichkeit. Er hat nur einen einzigen großen Zahn im Munde, der ihm bis auf die Bruſt reicht. Seine Lippen ſind fortwährend geſchwollen, ſeine Augen und ſeine Naſe ſprudeln einen gelblichen Schaum von ſich, ſeine Ohren ſind lang und ſafrangelb, ſeine Hände ſind ungeheuer groß und leichenkalt; ſein Athem riecht nach Knoblauch, ſeine Füße —

Clopide. Hör' auf! Mich ſchaudert am ganzen Leibe, wenn ich an dieſe Figur denke. Warum er nur kalte Hände hat? die könnten doch heiß ſeyn, da er ja aus der Hölle kommt.

Urſula. Ich kann Ihnen dieſen Umſtand nicht erklären, gnädige Frau. Hier im Buche ſteht's ſo.

Clopide. Nur weiter.

Urſula. Sein nächſter Nachbar iſt Satan, der Teufel der Zwietracht und des Kriegs. Er iſt lang, hager, auf ſeinem Haupte wachſen Schweinsborſten. Er hat einen Schweif, der ſich in eine Schlange endigt, ſeine Augen brennen in grünem Feuer —

Clopide. Genug, dieſer Teufel intereſſirt mich wenig.

Urſula. Nach ihm kommt Beelzebub, der Teufel der Kabale und der Zwiſchenträgerei. Er iſt groß und fett, über und über roth mit grünen Punkten.

Clopide. Das war ſchon einmal da.

Urſula. Entſchuldigen Ew. Gnaden, der Teufel Belial war grün mit rothen Punkten; dieſer aber iſt roth mit grünen Punkten.

Clopide. Das iſt etwas anderes. Lies nun die Strafen. Vorzüglich die, welche der Teufel Asmodeï austheilt.

Urſula (lieſt). Diejenigen, die ſich in thörichter Liebe vergehen, werden in einem großen Keſſel in Oel geſotten. Dieſer Keſſel iſt zweimal ſo groß wie die Erde und das Oel darin erhält einen Siedegrad, der fünftauſendmal ſtärker iſt als der der Lava des Veſuvs. Während die armen Seelen in dieſem Oel ſieden, fällt ihnen fortwährend Schwefel und Pech auf die Köpfe, und alles dieſes dauert ſiebenzig Millionen Jahre.

Clopide. Siebenzig Millionen Jahre! Das iſt entſetzlich! Man ſollte gar nicht glauben, daß ein ſo großer Zeitraum überhaupt möglich iſt. Siebenzig Millionen Jahre! Gib mir doch das Riechfläſchchen!

Digitized by Google

Urſula (ſchreit). Ach! alle gute Geiſter!

Clopide. Was gibt's?

Urſula. Haben's nicht gehört? Im Kamin rumorte es. — Jezt wieder! Das iſt gewiß einer der Teufel, von denen wir eben geſprochen! (Geroiter im Kamin.)

Clopide. Ach, Urſula, laufe nur nicht fort! Herzliebe Urſula, nur nicht fortlaufen! (Sie wirft ſich ihr in die Arme.)

Urſula. Da haben wir's! da kommen ſchon zwei Beine den Kamin herab. Es iſt, wie ich geſagt.

Cyrill. Die Vorigen.

Cyrill. Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, wenn ich ſtöre.

Urſula (zu Clopide). Blicken Ew. Gnaden nur auf, es iſt ein ganz hübſcher junger Mann.

Clopide. Was will er?

Urſula (zu Cyrill). Mein Herr, was wollen Sie hier?

Cyrill (Urſula Geld in die Hand drückend). O weh, ich habe mir den Arm gebrochen! (Er flüſtert ihr etwas in's Ohr.)

Urſula. Der arme Menſch! (zu Clopide). Er hat ſich vor der Verfolgung eines Gerichtsbeamten retten wollen, und beim Heradſteigen hat er den Arm gebrochen.

Clopide. Das iſt derſelbe junge Cavalier, der ſeit einer Woche mich überall hin verfolgt. Seine Zudringlichkeit kann ihm übel zu ſtehen kommen.

Urſula. Sagen Sie lieber, ſein Muth. Ich will eilen und etwas zum Verband ſeines Arms herbeiholen (bei Seite). Zehn Goldſtücke! ſo viel hat mir kein Herzog und kein Graf in die Schürze geworfen. (Ab.)

Clopide. So bleibe doch, Urſula!

Cyrill (zu den Füßen Clopidens). Wunder der Schönheit! himmliſche Clopide!

Clopide. Mein Herr, welche Dreiſtigkeit! Ich werde das Haus wach rufen.

Cyrill. Recht gern. Ich bin bereit, vor hundert Zeugen zu erklären, daß ich Sie anbete.

Clopide. Aber berechtigt Sie das, durch die Eſſe zu mir zu kommen?

Cyrill. Warum nicht? Wenn die Thüre mir verſchloſſen iſt? Sie glauben nicht, ſchöne Gräfin, welch ein bequemer Weg eine Eſſe iſt; wenn man einmal in den Geſchmack gekommen iſt, ſo zieht man ſie der bequemſten Treppe vor.

Clopide. Sie waren der Türke, der mich neulich auf dem Faſchingball verfolgte und mir einen Blumenſtrauß von Diamanten anbot.

Cyrill. Eine erbärmliche Gabe für ein Weſen wie Clopide.

Clopide. Sie irren, die Diamanten waren ſehr ſchön, und ich hatte die größte Luſt dazu, allein wir wurden beobachtet.

Cyrill. Hier werden wir es nicht. (Er zieht eine Halskette aus der Buſentaſche.)

Clopide. Ach! dieſe Kette iſt wunderſchön! Der Rubin hier iſt faſt der größte, den ich jemals geſehen.

Cyrill. Er iſt zugleich der werthvollſte, wenn er ſich an den ſchönſten Nacken der Welt ſchmiegen darf. (Er legt ihr die Kette um.)

Clopide. Still, ich höre kommen! Ich bitte, ſehen Sie nach, wie viel Uhr es iſt.

Cyrill. Als ich dieſe Schwelle betrat, ließ ich die Zeit hinter mir.

Clopide. Sie haben gewiß am Band dort eine Uhr; ich muß durchaus die Stunde wiſſen.

Cyrill (die Uhr hervorziehend, in traurigem Tone). Es iſt Mitternacht.

Clopide. Das iſt nicht möglich, eben erſt war es zehn. Zeigen Sie her. Was für eine altväteriſche ſilberne Uhr! Ein Mann, der Brillanten verſchenkt, ſollte eine beſſere Uhr haben.

Cyrill. Sie haben Recht, meine Schöne; und wenn Sie erſt alle Eigenſchaften dieſer Uhr wüßten, dann würden Sie ſie erſt recht verabſcheuen.

Clopide. Sie geht vielleicht nicht?

Cyrill. Nicht von der Stelle. Sie zeigt ewig auf Mitternacht.

Clopide. Das iſt eine ſchauerliche Stunde. Ich würde an Ihrer Stelle den Zeiger rücken.

Cyrill. Eher rücken Sie die Sonne am Himmel. Nur Weisheit und Tugend macht ſie gehen. Ach, ich fürchte, ſchöne Gräfin, wir können ein ganzes Jahr zuſammen plaudern, und ſie rückt nicht eine Sekunde weiter.

Clopide. Sie wird doch nicht ſo ungalant ſeyn?

Cyrill. Ach ja, ſie wird. Dagegen bin ich deſto galanter. Ich will mich bemühen, die Fehler meiner Uhr gut zu machen. (Er küßt Clopiden die Hand.)

Clopide. Mein Himmel, es klopft an der Thür! Geſchwind den Rauchfang wieder hinauf, lieber Graf! Geſchwind!

Cyrill. Ich gehe (durch das Kamin ab).

Clopide. Wie angenehm wäre dieſes Leben, wenn nicht das bittere Ende immerdar drohte! Die ſiebzig Millionen Jahre — der Schwefel und das ſiedende Pech — der große Keſſel — beſonders der große Keſſel!

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Orient.

(Schluß.)

In Kairo berühren ſich ſcharfe Gegenſätze. Wir ließen eines Nachmittags den berühmten Schlangenzähmer zu uns rufen, der Scorpionen, Tarantelu und Schlangen auf bloßer Brust derumträgt, Abends beſuchten wir das Theater, wo junge Europäer italieniſche Farcen vor dem buntesten Publikum ſpielten, dann gingen wir in eine Geſellſchaft, wo Quadrillen und Walzer von lieblichen Mädchen nach dem Klavier ausgeführt wurden, und Nachts beſuchten wir die Spielhäuſer, in denen Mohren und Fellahs mit der äußerſten Leidenſchaft Hazardſpiele ſpielen. — Die europäiſche Geſellſchaft in Kairo zeichnet ſich vor vielen des Orients aus, ſie hat ein mehr großſtadtiſches Gepräge und halt ſich mehr entfernt von den Klatſchereien und der den Türken ſo anſtößigen Verfolgungsſucht und Unduldſamkeit, welche Smyrna und Pera ſo treulich dem chriſtlichen Europa abgelauſcht haben. Die Unzahl von Abenteurern und ſchlechten, aus Europa vertriebenen Subjekten, womit das unglückliche Egypten unter dem neuerungsſüchtigen Paſcha heimgeſucht wird, hat zwar öfter das europäiſche Element in Alexandrien und Kairo inficirt und in übles Licht geſtellt; wie ich aber die Geſellſchaft in lezterer Stadt kennen lernte, kann ich ſie in ihrem Freihalten von kleinlichem Geiſte und vom europäiſchen Sittenſcorbut nur hochſchätzen, und nirgends im Oriente findet ſich der anſtändige Fremde gleich ſo heimiſch, nirgends begegnet er ſo biederem, herzlichem Empfange, wie in der großen, fernen Kalifenſtadt.

Das große Bairamfeſt trug in Kairo durchaus nicht den heitern, lichtvollen Charakter, der es in Alexandrien ſo reizend gemacht. Morgens war feierliche Aufwartung bei Abbas Paſcha, des alten Mehemeds Enkel, wobei es wo möglich noch unfeierlicher zugeht als beim Herrn Großpapa in Alexandrien. Abbas Paſcha empfing die Aufwartenden, die ſich in den verſchiedenſten Uniformen und Koſtümen in dem großen Saale aus und ein drängten. Abbas iſt ein kleiner, fetter Knirps, mit aufgedunſenem rothblauem Geſicht, ganz ordinären Zügen, lebhaften Augen, ohne alle Würde, ohne Manier, und von großer Nonchalance. Seine rohe Geſinnung, ſeine niedrigen Neigungen ſind ihm auf die Stirne geprägt, und er lag, zum Knäuel geballt, in der Ecke ſeines Divans mit türkiſch aufgezogenen Beinen, die Aufwartenden kaum eines Blickes, geſchweige eines Kopfnickens würdigend. Als ich eintrat, war die Maſſe ſchon verlaufen und ich ſtand allein vor ihm. Als ich mich hatte vorſtellen laſſen und er keine Miene machte, mir Platz anzubieten, ſezte ich mich knapp neben ihm nieder und legte meinen Hut ab. Wie man bei einem türkiſchen Großen ſizt, bringen die Diener Kaffee und Pfeife, und ſo uſurpirte ich die mir gebührende Stellung, welche die Inſolenz Sr. Hoheit mir verweigern wollte. Er ſchien etwas überraſcht, unterhielt ſich aber doch längere Zeit mit mir, worauf ich ihn verließ. Trotz aller ſcheinbaren Unterwürfigkeit liegt in den türkiſchen Machthabern eine übermüthige Geſinnung verborgen, der man bei jeder Gelegenheit entſchieden entgegentreten muß.

Wenn man die Araber bei ihren Feſten ſieht, kann man ſich leicht über den Zuſtand des Landes täuſchen; man ſieht dann nur das gutmüthige, kindliche Volk, das wenigſtens für Augenblicke die Brutalität ſeiner Peiniger vergißt. Die wahren Vergnügungsorte der Orientalen ſind aber die Grabſtätten ihrer Väter. Hunderttauſende ſchwärmten an Nachmittagen des Bairams auf den Gräbern herum, und Spiele aller Art, Schaukeln, Seiltänzer, Sänger, recitirende Mädchen und Greiſe, männliche Tänzer und Taſchenſpieler bildeten zwiſchen den Grabſteinen unzählige Kreiſe um ſich. Ich war der einzige Europäer unter dieſen gährenden Maſſen, und überall machte man mir willig Platz, und das freundliche Cavadja, dieſes arabiſche Monſieur, lockte mich in manchen Kreis der gutmüthigen Fellahs. Einfach und bedeutungsvoll ſtand in dieſem brauſenden Getümmel das ſchlichte Grabmal des großen Burckhard, der uns die Pforten des Wunderlandes aufgeſchloſſen. Und über ihm, zwiſchen den weißen Sandhöhen, liegen zerſtreut im Thale die prächtigen Kalifengräber. Jenſeits aber der großen Stadt trieben andere Tauſende ſich auf den Ruinen von Foſtat umher, auf den Schutthügeln der Hauptſtadt Amru's, bis zu den herrlichen Steindrüchen hinauf, aus denen ſo viele tauſend Gebäude und die Tempel und Pyramiden von Memphis hervorgegangen, die faſt alle ſpurlos verſchwunden ſind, während dieſe Steinquellen ewig fließen. Hier hat ſich Mehemed Ali ſeine Gruft gebaut; ihr fehlt aber die alte ſtummberedte Pracht von Ejud. Möge er hier einſt die Ruhe finden, die er im Leben ſich nimmer gönnte, und möge er zuvor die Schläge des Schickſals benutzen, um ſeinem Lande Leben und Freiheit zu ſchenken, damit ihm nicht der Fluch ſeines zertretenen Volkes in dieſe goldene Todtenſtätte folge.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Das Rheinlied. Muſikfeſt. Das neue Theater.

Die Kriegsgerüchte haben auch hier, wie wohl allenthalben in Deutſchland, das Wort faſt ausſchließend an ſich

Digitized by Google

gerissen. Immer lauter wurde die allgemeine Empörung darüber, daß, unnatürlich genug, die orientalische Frage zunächst ganz Europa in Blut und Flammen stürzen, und, vermöge der neuaufgeregten anarchischen Elemente, vielleicht die ganze Civilisation auf die Spitze des Schwertes gestellt werden sollte. Nur aus dieser Entrüstung läßt sich der Anklang erklären, welchen auch hier das allbekannte, aus Cöln herübergeklungene Lied: „Sie sollen ihn nicht haben" ꝛc. gefunden. Wie anderwärts rissen auch in Dresden die Componisten sich den einfachen Text aus der Hand und machten ihre Versuche daran, von denen recht bald die öffentlichen Musiksäle wiederhallten. Die Tonkunst kann nicht leicht irgendwo ihre Reize bereitwilliger und wohlfeiler der Oeffentlichkeit darbieten als in Dresden. Ausser der königlichen Kapelle, die in ihren Leistungen gewiß kaum etwas zu wünschen übrig läßt, wetteifern zwei recht ausgezeichnete Chöre, das der Stadt und das der Communalgarde in Concerten vor dem gebildeten Publikum fast jeden Nachmittag in der Woche, Sommers in Gärten und während der rauhen Jahrszeit in angemessenen Sälen. In lezstern konnte man fast darauf rechnen, dem neuen Rheinliede in einer neuen Melodie (es sollen deren bereits neunzehn verschiedene, veröffentlichte vorkommen) zu begegnen, das auch in den Privatversammlungen, wie am einsamen Pianoforte erklang. Unter den so zahlreichen Weisen haben viele Anerkennung gefunden, keine einzige aber hat den entschiedenen Preis davongetragen. Bei uns scheinen die von Reißiger und Bank noch immer um die Stimmenmehrheit zu kämpfen. Das Leipziger Tagblatt machte den Vorschlag, das beliebte Lied, nach Anleitung des Namens Marseillaise, die Colognaise zu nennen. Ueber das Passende oder Unpassende der Bezeichnung entstand ein Streit in demselben Blatte. Dasselbe enthielt folgende drei Verse zur Ausgleichung:

„Zu Cöln ist es geboren,
Das Lied vom deutschen Rhein,
Weit jenseits eilte Thoren
Die Marseillaise schrein.

„Drum mag's als Colognaise
Die Antwort für euch seyn
Auf eure Marseillaise,
Für uns heißt's: „Lied vom Rhein."

„Doch um die Schale streiten,
Wozu soll das gedeih'n?
Schickt sie den lust'gen Leuten,
Der Kern muß unser seyn!"

Dem poetischen Gehalte nach lassen sich das französische und das deutsche Lied wohl schwer mit einander vergleichen. Während die Marseillaise in gedrängter Kürze ein reiches, glühendes Gemälde des ganzen Zustands gibt, um den es sich handelte, ist der ganze Sinn des neuen Rheinlieds schon in den ersten zwei Zeilen vollständig enthalten und das Uebrige nichts weiter als ein bekräftigender Nachhall. Auch wußte der Dichter und Componist des französischen Schlachtgesangs, Rouget de Lisle, Wort und Ton selbst mit einander auf das Innigste zu verschmelzen, während das Ohr Beckers für das ihm aus der Seele geflossene Lied noch immer den geeignetsten Tönen dafür erwartungsvoll entgegen zu horchen scheint. Beckers Lied hat hier zu einem lyrischen „Gruße des Elbstroms an den Rhein," und zu drei bis vier andern veröffentlichten Liedern Veranlassung gegeben, von denen einige nicht ohne Theilnahme verhallten. — Im Allgemeinen hat die Tonkunst mehrere große Triumphe hier erlebt. Das „Gesangfest des pädagogischen Vereins," zu Gunsten der Schullehrerwittwen und Waisen gestiftet, und dessen Leitung der Musikdirector Otto besorgte, erfreute sich nicht nur eines sehr starken Besuchs, sondern auch eines großen Applauses. Zwei Oratorien: Hiob, von unserm Julius Mosen gedichtet und von Otto in Musik gesetzt, desgleichen die eherne Schlange, ein Gedicht von Giesebrecht mit Composition von Löwe, machten den Hauptinhalt des Concertes aus. Ein ähnliches wurde durch die Dreyßigsche Singakademie veranstaltet. Es hatte Händels Alexanderfest und einen Psalm von Mendelssohn Bartholdy zum Gegenstande. Das erstere wurde nach Mozarts Uebersetzung aufgeführt. Es wußte sich durch seinen großen Charakter und die Virtuosität der Ausführenden, trotz der in der Musik eingetretenen gewaltigen Geschmacksveränderung, bei allen Kunstkennern hohe Achtung zu erwerben. Daß die Töne des Componisten Mendelssohn bei dieser Aufführung vorzüglich ansprechen mußten, hatte sich voraussehen lassen. — Das neuerbaute Schauspielhaus gehört gegenwärtig zu den vorzugsweise besprochenen Gegenständen. Gänzlich befreit von der hölzernen Schale, aus der es emporwuchs, und von den unansehnlichen Häusern, die es umgaben, fesselt seine imposante, schöne Gestalt das Auge schon von weitem. Um so größer wurde die allgemeine Ungeduld nach den Kunstgenüssen in seinem Innern. Aber die heranschallenden Hammerschläge und das sonstige, mannigfache Geräusch in dem neuen Kunsttempel weisen darauf hin, daß zur Vollendung noch große Thätigkeit erforderlich ist. Um Störung zu vermeiden, wird daher auch vor der Hand der Eintritt nur den mit besondern Karten versehenen Einzelnen verstattet. Ich habe den Saal gesehen, aber beim herrschenden Halbdunkel vermochte ich manche Details der Ausführung nur unvollkommen aufzufassen, namentlich die in Paris auf Leinwand gemalte Decke, die mir ein bewährter Kunstkenner als ein Meisterwerk geschildert hatte. Uebrigens macht sogar in so unvollständigem Lichte betrachtet, das Ganze eine große, äußerst günstige Wirkung. So einfach als prachtvoll ist das Weiß und Gold und Weiß und Silber, woraus die Grundtöne der malerischen Ausschmückung des Innern bestehen. Der eingebaute, grandiose Saal für öffentliche Bälle und Concerte verspricht einem dringenden Bedürfnisse Befriedigung. Ob übrigens die Einweihung des neuen Theaters schon, wie man hoffte, zu Weihnachten wird stattfinden können, unterliegt noch erheblichen Zweifeln. — Sicherer scheint das zu seyn, daß Goethes „Tasso" die erste Vorstellung im neuen Theater werden soll. Dem Vernehmen nach werden die Statuen von acht Schauspieldichtern das neue Haus schmücken und der Stoff zu dem von dem berühmten Hübner gemalten Vorhange aus dem Tiecks Octavian voranstehenden Gedichte: „die Romanze," entlehnt seyn.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 7. Januar 1841.

De néant et de gloire étonnant assemblage.

Delavigne.

Aſchendienſtag.

Von J. W.

Paris, den 16ten Decbr. 1840.

Die Pariſer fangen an verſtändig zu werden; ſchon ſeit der Cholera rauchen ſie Tabak, nach und nach wandert auch das Elſäßer Bier in alle Cabarets ein, und ſomit können ſie nächſtens zu den gezähmten, ruhigen Hausmannskoſtleuten gerechnet werden. Doch fangen wir mit dem Anfang an.

So lange Paris ſteht, iſt es wohl nie vorgekommen, daß an einem 15ten December, bei zehn Graden Kälte, ſeine Straßen ſchon um halb acht Uhr gedrängt voll waren. Die feinſten Dämchen, die galanteſten Herrchen, die ſonſt ſtets bis Mittag nicht aus dem Morgenkleide, wenn aus dem Bette kommen, trotzten der Kälte und der Frühſtunde. Was trieb ſie ſo früh hinaus? Der Enthuſiasmus für den Kaiſer, die Pietät gegen die Leiche des gewaltigen Helden, ein Gedanke an die Vergangenheit oder Zukunft Frankreichs? Sie waren neugierig, das war Alles. Sie wollten ſehen und geſehen werden. Der große Leichenwagen lockte mehr Leute hinaus als die große Leiche.

Ich hatte ein Billet zu den Invaliden erhalten, war aber faſt zweifelhaft geweſen, ob ich es annehmen ſollte; denn das Volksfeſt fand im Freien ſtatt, und nur die privilegirte und offizielle Welt kam in die Kirche, und die iſt meiſt erbärmlich langweilig. Das Mozartſche Requiem aber fiel zulezt doch zu ſchwer in die Wage, und ſo entſchloß ich mich, dieſem ein Opfer zu bringen. Ehe ich aber in die Kirche ging, wollte ich mir wenigſtens das Volk etwas anſehen und zog zu dem Ende mit der Maſſe durch die elyſäiſchen Felder bis an den Triumphbogen. Ich horchte wie ein Spion zur Rechten und zur Linken, um ein paar Anklänge an den Kaiſer zu erhaſchen, aber alle Mühe war vergebens. Die Kälte, die Dekorationen, die Tribünen zu beiden Seiten der elyſäiſchen Felder, das Geld, das durch ſie gewonnen werde, das Geld, das das Feſt gekoſtet, eine Kritik, ein Witz über dieſe oder jene mehr oder weniger verunglückte Statue — das war Alles, was ich im Gedränge aufzugreifen vermochte.

Nur Einzelne laſen die Schlachtnamen auf den Säulen mit etwas mehr Aufmerkſamkeit. Auſterlitz, Wagram u. ſ. w. wurde dann mit einer Art ſtolzer Salbung ausgeſprochen. Alle dieſe Schlachtnamen auf großen Schildern an den Säulen berührten mich um ſo unangenehmer, als nur ſelten darunter eine Schlacht war, in der die Deutſchen nicht ihre Schläge bekommen hatten, und ich freute mich ordentlich, wenn wir endlich auch einmal an eine kamen, wo kein deutſches Blut

Digitized by Google

geſtoſſen war. Die erſte, bei dee dies der Fall, war Abukir, und ich machte Halt, um auszuruhen. Dann kam ich an eine Säule, von der der Wind übee Nacht die feanzöſiſchen Fahnen heeabgeeiſſen hatte und an der nur noch Eine nmgeſtürzt mit abgebrochenem Adler hin und her wehte. Was mag das für eine Schlacht ſepn? dachte ich, trat in den Fahrweg der elyſäiſchen Felder und las: Bautzen. Da wurde ich wieder ruhiger. Das war ja auch ein Sieg der Franzoſen; aber ſoiche Siege ſind böſe Vorbedeutungen, und der Zufall, der den Adler von der Fahne, die dieſe Siegesſäule zierte, abriß, iſt eine Aet Urtheil des Geſchicks. Ja, bei Bautzen wurde Napoleon duech den Sieg, den er erfocht, vernichtet. Nicht Moskau, nicht Leipzig, noch Waterloo entſchieden das Geſchick Eueopas und Napoleons, ſondern Bautzen. Dieſee Sieg, der das Vertrauen des Siegers deach, bedingte ſeinen Unteegang. Solcher verlornen Schlachten, die den Feind vernichten, hat aber nur das deutſche Voik einige aufzuweiſen; und das war mein Troſt, als ich ein paar Schritte weiter wiedee an einen andern Tag erinnert wurde, an dem die Deutſchen ohne Umſtände beſiegt worden.

So kam ich dem Triumphbogeu immee nähee. Schon vorgeſtern hatte ich zu enträthſeln geſucht, was denn eigentlich auf demſelden vor ſich gehen ſolle. Eine Menge Latten waren aneinandee genageit und ſteedten oben in dee Mitte des Triumphbogens nach allen Seiten hin. Es ſah aus, als ſollte daran ein Feuecwerk abgedeannt werden. Hente klärte ſich die Sache auf. Man hatte einen Kaiſee von Pappe auf einen pappenen Teiumphbogen, von viee pappenen Pferden gezogen, geſezt und ihn an den Lattrn oben angenagelt. Der Wind hatte über Nacht die Köpfe und die Leibee der Pferde weggeeiſſen und nur die Beine gelaſſen. Das ſah drolligt genug aus, bis ſpäter der Theaterdekorateur ankam und die Rümpfe und Köpfe der Pferde wieder feſteimte. Wunderbae! ein großes Volk, ein großee Kaiſer, ein koloſſaler Triumphbogen, und oben drauf eine Statue von Pappe! — Abee von der Baeriére de l'Etoile aus öffnete ſich eine großartige Ausſicht nach den Tuilerien zu. Man ſieht hiee thalwärts und überſchaut die ganzen elyſäiſchen Felder, den Platz dee Revolution und den Tuileriengarten. Zu der Mitte der elyſäiſchen Feidee zogen die Nationalgaeden in unabſehbarer Linie heran. Zu beiden Seiten ſtrömte das Volk zu Hundertauſenden dem Leichenzuge entgegen nach Neuilly. Rechts und links ſtanden Tribünen an Tribünen und füllten ſich allmählig mit neugierigen Zuſchauern.

Die Verzierungen der elyſäiſchen Feider waren großartig. Alle fünfzig Schritte erhob ſich eine von jenen ärgerlichen Säulen, wohl dreißig Fuß hoch; oben war ein Schild befeſtigt und auf dem Schilde ſtand der Name einer Schlacht, um welchen dann deeiſ=erdige Fahnen flatterten. Zwiſchen je zwei Säulen war entweder eine Gypsſtatue angedracht, Genien vorſtellend, die Lordeerkränze mit vorgeſtreckter Hand hielten, odee eine maſſive Vaſe, um Weihrauch und Feuerwerk darauf abzubrennen. Dieſe koloſſalen Verzierungen gaben dem ganzen Bilde einen wirklich feieelichen Chaeaktee, und als ich zurückkehrend mich dem Eindrucke, den dies Alles in mir heevorrief, mit mehr Sammlung überließ, wurde mir die Geoßartigkeit des Feſtes, und noch mehr des Volkes, das ſolche Feſte geben kann, immer klarer. Dieſe halbe Million Menſchen, auf eine halbe Meile zuſammengedeängt, dieſe fünfzigtauſend Nationaigarden, ein ſoicher Triumphbogen, elyſäiſche Felder, wie dieſe, die egyptiſche Räthſelſäule auf dem Flecke, wo das Haupt eines Königs fiel, weil ihm eine Sphinr, deren Räthſel er nicht aufzulöſen wußte, begegnet war; jenee Palaſt, in dem dee Convent ſich an die Stelle der Könige Frankreichs gedrängt hatte, um dem Kaiſer Platz zu machen, in dem dann wieder ein König nicht begriff, warum ſein Voegänger auf dem Platze dee Revolution gefallen, und der deßwegen ſeinen Thron der Leiche eines polytechniſchen Schülers eineaumen mußte, in dem endlich heute ein Maun wohnt, deſſen Bruſt zur Zielſcheide des Meuchelmordes wurde — dies Alles geſtaltete ſich zu einem ſo großen, ſo gewaltigen Bilde in mir, daß mir vor dieſem koloſſalen Getriede der Gegenwart wie der Vergangenheit ganz unheimlich wurde. Rom zur Zeit ſeiner Weltherrſchaft mag Aehnliches geſehen haben, adee ſo viel iſt wohl nicht zweifelhaft, daß heute keine Stadt der Welt, und hieße ſie London, ein ſoiches Feſt zu geben im Stande wäre.

(Forſeyung folgt.)

Uhr und Stab.

(Forſetzung.)

Große Verſammlung der Gelehrten.

(Die Sitzung iſt eben beendet, die Preiſe werden vertheilt.)

Peäſident. Eine wunderbare, außerordentliche Sitzung! die Wiſſenſchaften gehen eeich beſchenkt nach Haus, die Menſchheit hat königliche Schätze erhalten, der Scharfſinn und die Gelehrſamkeit haben das Unmögliche geleiſtet, und die Forſchung hat diesmal ſich ſelbſt übeeboten. Meine Herrn, ich ſage Ihnen den gerührteſten Dank im Namen der Wiſſenſchaften, der Muſen, dee Künſte, der Gelehrſamkeit und vor allen Dingen im Namen unſeree hochlöblichen und hochgelehrten Societät. Geeuhen Sie, die unbedeutenden Peeiſe anzunehmeu.

Digitized by Google

welche die königliche Akademie Ihren überirdischen Verdiensten zollt. Diejenigen Herrn, die keine Preise erhalten, sind deßhalb doch preiswürdig. (Allgemeiner Beifall. Der Präsident verläßt das Katheder und der Sekretär theilt die Preise aus.)

Sekretär. Den ersten Preis, bestehend in fünfhundert Gulden und einer goldenen Tabatière, erhält der Herr Professor Myops für seine scharfsinnige Arbeit über die Insektenflügel. Er hat die Flügel verschiedener Mückenarten zusammengestellt und gefunden, daß der Flügel jeder Mückenart so beschaffen ist, daß er für sie und für keine andere paßt, so daß der Flügel der einen Fliege unmöglich an den Leib einer andern geheftet werden könnte. Dies hat er in einer gelehrten Abhandlung von 750 Seiten auf's Befriedigendste entwickelt. Die Abhandlung wird auf Kosten der Gesellschaft auf Velinpapier gedruckt.

(Der Professor Myops empfängt Dose und Geld. Der Sekretär kkomplimentirt sich mit ihm und fährt dann fort:)

Der zweite Preis, bestehend in einer goldenen Dose ohne Geld, gebührt dem Herrn Obermedizinalrath und Professor Kleinkramer für seine Forschungen hinsichtlich der Fuß- und Händenägel des Menschen, wo gezeigt wird, daß, wenn man sie ungehindert ihrem Wachsthum überläßt, sie die Gestalt von Vogelkrallen annehmen. Der Herr Obermedizinalrath hat an eigener Person diese Erfahrung gemacht und ist erbötig, die hochgeehrte Gesellschaft die Kralle an seiner linken Hand fühlen zu lassen. Die Abhandlung ist auf 3027 Seiten gedruckt, und die Gesellschaft wird sie drucken lassen, jedoch nicht auf Velinpapier.

(Der Obermedizinalrath empfängt unter Komplimenten vom Sekretär den Preis. Dieser spricht weiter:)

Der dritte Preis, bestehend in einer silbernen Tabatière nebst hundert Gulden, ist dem Physiker Doktor Fausaron zuerkannt für dessen Abhandlung über die Windfahnen und deren verbesserte Einrichtung.

(Der Doktor empfängt den Preis. Der Sekretär fährt fort:)

Des vierten Preises Erringer ist unser verehrter Mitbürger und vielberühmter praktischer Arzt, der Herr Doktor Wickelkind. Er hat der Menschheit einen unsäglichen Dienst geleistet, indem er eine durch und durch wissenschaftliche Abhandlung über die zweckmäßige Einrichtung der Kinderklappern geschrieben hat. Wir händigen ihm mit gerührtem Gemüthe hundert Gulden als Preis ein, dazu den Dank der Menschheit. (Gemurmel der Rührung.)

Jetzt, meine Herren, hat die Gesellschaft keine Preise weiter zu vertheilen; sie bekennt beschämt, daß sie zu arm ist, um alle Verdienste ihrer verehrten Mitglieder zu belohnen. Wie gesagt, die, die keinen Preis erhalten, sind dennoch preiswürdig.

(Allgemeiner Beifall, der Präsident nimmt seinen Stuhl wieder ein.)

Der Präsident. Ich gehe jetzt an das traurige Geschäft, unsere verehrte Versammlung aufzulösen, und wenn irgend ein Umstand die uns bevorstehende Trennung versüßen kann, so ist es das große Festmahl, zu dem ich hiemit einzuladen die Ehre habe. Man hat für gute Bewirthung und vorzüglich für gute Weine gesorgt. Die verehrte Gesellschaft hat über den letztern Punkt einiges Mißvergnügen geäußert, und sofort hat man eine andere Weinhandlung mit Aufträgen beehrt. Ehe wir aber auseinander gehen, ist es Pflicht, den Denkern und Forschern unter uns neue Stoffe anzubieten, und so erlaube ich mir denn, auf zwei große naturhistorische Fragen aufmerksam zu machen. Erstlich: welches ist das eigentliche Leben und Wirken der Blattläuse? Diese interessante Wesen sind noch lange nicht gründlich genug beobachtet worden; ihre Fortpflanzung, ihre Verwandlungen sind noch zum Theil völlig in Dunkel gehüllt. Die zweite Frage ist: ob es möglich wäre, ein Instrument zu erfinden, mit dem sich die kaum sichtbare Dicke des Sonnenfadens messen ließe, so daß auf's genaueste das Achtel, ja sogar das Sechzehntheil eines solchen Fadens bestimmt werden könnte?

(Gemurmel der Bewunderung im Publikum. Einige schütteln den Kopf, andere versinken sogleich in tiefes Nachdenken.)

Der Präsident. Ich habe gute Gründe zu glauben, meine Herrn, daß diese Aufgabe einer Gesellschaft, wie der unsrigen, nicht unauflösbar seyn werden. In drei Monaten werde ich die Freude haben, Sie wieder zu begrüßen; bis dahin ist die Akademie geschlossen.

(Er verbeugt sich und verläßt den Präsidentensitzl. Die Gesellschaft bricht auf. Thoras und der Unbekannte gehen zusammen aus dem Saal.)

Unbekannter. Was sagst du nun?

Thoras. Das wollen Naturforscher seyn? Schmach über sie!

Unbekannter. Still, Freund! die Herren könnten uns hören, und der Obermedizinalrath mit der Kralle könnte sich an uns vergreifen.

Thoras. Ich möchte blutige Thränen weinen über die Narrheit der Menschen.

Unbekannter. So weine sie! An solch edeln Thau ist die Mutter Erde gewöhnt.

Thoras. Da kommen sie zusammen, und das Heil der armen, geplagten, geschändeten Menschheit ist ihr Aushängeschild, und worüber berathen sie sich? über eine Kinderklapper.

Unbekannter. Die Kinderklapper ist sehr wichtig mein Freund; um eine gute Kinderklapper haben sich die Menschen geschlagen, so lange die Welt steht.

Thoras. So will ich die Menschen fliehen; ich

Digitized by Google

will in die Wüste gehen, will von ihren Akademien und Gesellschaften nichts mehr hören. Dem Himmel sey Dank, ich habe keine Loupe nöthig, um das Elend zu sehen, ich will kein Instrument erfinden, um den feinen Nerv des Schmerzes zu messen und zu theilen; ich möchte ihn mit meinem Herzblute tränken, daß er gesunde und erstarke. Könnte ich den ächten Mann der Weisheit finden, der mir den wahren Weg zeigte!

Unbekannter. Komm, ich will dich zu ihm führen; er ist ein alter Schulfreund von mir und wohnt tief in der Einsamkeit.

Thoras. Dort wohnen alle gute Menschen.

(Beide ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Fortsetzung.)

Das neue Theater. Kunstverein.

Vor einigen Wochen wurde plötzlich im Dresdener Anzeiger Allarm geschlagen, weil Schiller nicht unter jenen acht Schauspieldichtern mit begriffen sey. Der Lärm beruhte aber, wie sich bald auswies, auf einem bloßen Traume. Wie hätte auch der große Schiller, dieser Hauptschmuck der deutschen Bühne, unter den Schauspieldichtern fehlen dürfen, er, dem als Dramatiker wohl sogar der Vorrang vor Goethe gebühren möchte? So eben ist man beschäftigt, die vom Professor Rietschel in Lebensgröße modellirten Statuen beider Dichter colossal in Stein auszuarbeiten. Goethes Bildniß geht bereits mit starken Schritten der Vollendung entgegen. Die Auffassung desselben könnte kaum befriedigender seyn. Er ist sitzend dargestellt, blickt gerade vor sich hin, in die poetische Gestaltung von ihm erwartende Welt hinaus. Zu seinem, ungefähr nach den vorletzten Lebensjahren dargestellten, überaus ähnlichem Gesichte soll dem Künstler hauptsächlich eine bei Lebzeiten von ihm abgenommene Maske gedient haben. Das Kostüm ist mit Recht modern, ein Hausrock und Mantel. Aber Professor Rietschel hat den Schnitt und die Steifheit der Form durch graziöse Nachlässigkeit so ausgemessen zu modifiziren gewußt, daß dem, trotz des hohen Alters immer noch mächtig imponirenden Jupiterantlitz damit durchaus kein Eintrag geschieht. Der Stein für Schillers colossale Statue wurde eben erwartet. — Gereicht schon das neue Schauspielhaus an sich der Stadt zu einer bedeutenden Zierde und wird durch das Abbrechen der vielen um dasselbe herumstehenden, zum Theil gar gebrechlichen, kleinen Häuser und durch Wegnahme des zwischen dem alten Theatergebäude und dem Zwinger gelegenen, unter dem Namen der „Seufzerallee" bekannten düstern Rosskastanienganges ein neuer, lichter und geräumiger Platz gewonnen, so verspräche die Verwirklichung des Vorschlags, das wieder in Anregung gebrachte Museum für die Gemälde- und Antikengalerie in die vordere Gegend zu verlegen, Dresden um einen außerordentlichen Schmuck zu bereichern. — Die Menge der noch ohne Aufhören vom Elbstrome herbeigetragenen, unten an der Mauer der Brühlschen Terrasse lagernden Bausteine zeigt, daß die Baulust noch nicht vermindert ist, so selten auch in den Theilen der Stadt, welche den Baulustigen verhältnißmäßigen Ertrag versprechen, die Baustellen geworden sind.

Davon, daß, nach dem vor Kurzem vom hiesigen Kunstvereine veröffentlichten Berichte, die zuvor immer höher steigende Zahl der Actien desselben sich im vorigen Jahre um etwas verminderte, liegt die Ursache, wie auch bemerkt worden, ganz natürlich in der starken Vermehrung der Kunstvereine, sogar an Orten in der nächsten Nachbarschaft. Da diese Vermehrung, bei zweckmäßiger Beaufsichtigung und Unterhaltung der neuentstandenen Anstalten, der Kunst im Allgemeinen nur zur Beförderung gereichen kann, so muß man die emporstrebenden Pflanzungen mit dem Wunsche des besten Gedeihens freundlich begrüßen. Auf der andern Seite aber verdient wohl eben darum der hiesige Kunstverein, als eine Anstalt, die ihre längst bewährte nützliche Wirksamkeit fortdauernd zu erhöhen und zu veredeln suchte, daß Wohlwollen und Wohlhabenheit denselben noch mehr als zuvor unterstützen. Mit ruhmvoller Thätigkeit, Umsicht und Aufopferung strebt der dirigirende Ausschuß darnach, die ihm zur Verfügung stehenden Mittel aufs zweckmäßigste zu verwenden. Durch die Ankäufe der besten, ihm angebotenen neuen Kunstwerke bildet der Kunstverein allezeit den größern Theil des Kerns der jährlich unter der Leitung der hiesigen Kunstakademie wiederkehrenden öffentlichen Ausstellung im vormaligen Doublettensaale der Brühlschen Terrasse. Bekanntlich machte sich's der Kunstvereinsausschuß in früherer Zeit zum Gesetze, von den ausgezeichneteren Beiträgen zu dieser Ausstellung Umrisse für die Vereinsglieder fertigen zu lassen. Aus nicht unerheblichen Gründen ist derselbe schon seit Jahren hievon abgegangen, um nach dem Beispiele anderer Kunstvereine nur ein paar der ausgestellten Gemälde oder Zeichnungen durch die Kupferstecherei oder Lithographie sorgfältig nachbilden und ausführen zu lassen. Vermuthlich werden auch noch immer die meisten Actionäre lieber auf die ihnen durch flüchtige Contouren zu gebende Uebersicht der vorzüglicheren Werke der Ausstellung (eine Uebersicht, die ja doch nie eine vollständige seyn könnte) Verzicht leisten, wenn sie an deren Statt auch nur zwei, aber mit Nettigkeit ausgeführte Kunstwerke erhalten. Hier und auch anderwärts ist jedoch schon bisweilen darüber geklagt worden, daß dergleichen Nachbildungen zuweilen allzuwenig vom Geiste des Bildes enthalten, und es verhält sich in der That so. So empfindet man z. B. wahrhaften Schmerz, wenn die Nachbildung eines hauptsächlich durch schöne Farbenklarheit und lichte Haltung empfohlenen Gemäldes, bei allem von Seiten des Kupferstechers darauf verwendeten Fleiße, so schwarz und düster ausfällt, daß die heitere Anmuth des Originals sich gar nicht wieder erkennen läßt. Statt solcher ausgeführten Kupferstiche würde ein mit ungleich geringeren Kosten zu erlangender guter Umriß die Idee eines solchen Gemäldes gewiß ungleich besser versinnlichen. Hier scheint in den meisten Fällen die Lithographie aus mehreren Gründen vorzugsweise zur ausführlichern Nachbildung berufen, zumal wenn ein so geistvoller Meister wie Hanfstängl sich der Sache unterzieht. — Das alte, zusammengekrümmte, hinfällige Theater thut trotz seines ihm bereits gesprochenen Todesurtheils seine Schuldigkeit fortdauernd nach Kräften. Drei neue Lustspiele wußten sich auf ihm Beifall zu erwerben: Raupachs „vor hundert Jahren," „der Kapitän Helmwald" von der Prinzessin Amalie von Sachsen, und Blums „Tempora mutantur."

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 8. Januar 1841.

— Ludus genuit trepidum certamen et iram,
Ira truces inimicitias et funebre bellum.

Horat.

Uhr und Stab.

(Fortſetzung.)

Eine luſtige Geſellſchaft bei Wein und Geſang. Alle haben Lorbeerkränze auf den Häuptern. Cyrill auf einem erhöhten Platz.

Cyrill (das Glas erhebend). Ich kann mich nicht beſinnen, im Leben ſo von Herzen vergnügt geweſen zu ſeyn.

Pandorus. Wir ſind es Alle.

Lyſipp. Die Lorbeerkränze nehmen ſich wirklich gar nicht übel aus. Es ſind gleichſam grüne Flammen, die das Genie ausſtrahlt.

Catull. Sage lieber, es ſind Ruthen, mit denen uns das Schickſal peitſcht.

Boreas. Iſt dein Kopf gleichbedeutend mit dem Theile, den man mit Ruthen geißelt?

Mehrere Stimmen. Der Cyniker ſoll ſchweigen.

Boreas. Ich bitte um Vergebung; allein kann ein Boreas anders als rauh pfeifen?

Lillas. Nichts von Pfeifen! das Pfeifen iſt eine Traveſtie des Kuſſes; zu beiden ſpitzt man die Lippen, aber, o Himmel! wie verſchieden iſt die Wirkung!

Boreas. Du haſt es an deinen Bühnenſtücken erfahren.

Lyſipp. Schon wieder eine Spitze!

Lillas. Sie ſtumpft ſich ab an meiner Großmuth.

Boreas. Wie ſich ein Raſirmeſſer an einer alten, runzligten Haut abſtumpft, indem es ſich vergebens bemüht, ſie zu reinigen.

Lillas. Ich bin eine rein lyriſche Natur und laſſe mich auf keine Epigramme ein.

Catull. Das war ſehr gut geantwortet.

Lyſipp. Höchſt edel. Ich trage darauf an, daß Boreas aus unſerm Kreiſe verbannt wird. Er verdirbt uns unſere Stimmungen.

Cyrill. Nein, Freunde, Niemand ſoll verbannt werden. Wir wollen Wein trinken, wir wollen fröhlich und ausgelaſſen ſeyn und uns nicht ſtreiten. Wozu wären wir denn ſonſt Dichter, gefeierte Poeten, lorbeergekrönte junge Muſenlieblinge?

Mehrere Stimmen. Wahr geſprochen! Wein her! laßt uns anſtoßen!

Bilpai. Wollen wir die Geſundheit der Geſundheit trinken?

Lyſipp. Recht ſo! die Jugend fühle ſich jung, die Geſundheit fühle ſich geſund, der Geiſt fühle ſich geiſtig. Es iſt doch etwas Himmliſches um die gegenwärtige Stunde. Wer ſo recht fühlt, daß er iſt, der ſchmeckt das Leben in allen ſeinen Wonnen und Schauern, bis in ſeine Grundtiefe hinein. Ach, Freunde, mir iſt

unbeſchreiblich wohl. Komm, umarme mich, Bilpai! Laß unſerr Loedeerkränze zuſammen rauſchen, wie zwei verſchwiſtrrte Baumgipfel, über dir ein Moegenwind fährt, wie zwei Madchenträume, die um denſelben Gegenſtand gaukeln, wie zwei Jünglingsherzen, die für dieſelbe Idee ſchlagen.

Lillas. Schließt mich nicht von dieſer Umarmung aus.

Cyeill. Auch mich nicht.

Mehrerr Stimmen. Uns allr nicht. (Allgemeine Umarmung.)

Cyrill. Jezt wollen wir an unſere Poeſien gehen. Welchen Stoff haſt du gewählt, Lillas?

Lillas. Ich habe die Sage vom Fauſt gewählt.

Bilpai. Ich auch.

Lyſipp. Was mich betrifft, ſo heißt meine Tragödie: Fauſt.

Catull. Ich habe ein lyriſch-muſikaliſches Drama, Fauſt, gedichtet.

Pandorus. Mein Peodukt heißt: Leben, Thaten und Höllenfahet des Doktor Fauſt.

Cyrill. Was höee ich? Alle daſſelbe Thema! Es fehlt nur noch, daß Freund Boreas auch einen Fauſt grdichtet hat.

Boreas. Und ſo iſt es auch.

Cyrill. Ei! ei! ei!

Pandorus. Die poetiſchen Stoffe hängen wie dir Epidemien in der Luft. Unſere Zeit hat ſich nun auf die Sage vom Fauſt gewoeſen. Ich wette, wenn wir einen Südſeeinſulaner zum Dichten dringen könnten, er würdr ebenfalls einen Fauſt dichten.

Boreas. Oder einen Lapplander; das wärr dann ein läppiſcher Fauſt. Ich füechte, es iſt mancher verſteckte Lappländer unter uns.

Lillas. Hört mich zuerſt. Ich glaube, ohne mich rühmen zu wollen, die Sage von der innerlichſten Seite aufgefaßt zu haben, nämlich von der rein ſentimentalen. Fauſt iſt ein edler Mann; Mephiſtopheles iſt zwar ein Teufel, allein eigentlich auch rin geundgutes Geſchöpf; man kann ihm nicht döſe ſeyn. Er dereut ſeinr kleinen Verführungskünſte, Fauſt vergibt ihm von Herzen, und alles endet mit einer rührenden Hymne auf die Liebe. Ich habe Thränen vergoſſen, als lch dieſe Verſe hinſchried.

Mehrrre Stimmrn. Lillas iſt groß im Gefühl.

Catull. Ich ſtimme dieſem Lobe bei, allein ich glaube behaupten zu müſſen, daß Lillas die Sage doch eigentlich gar nicht begriffen hat. Wo dlebr denn der Spott, der Hohn, das Ungenügende aller menſchlichen Beſtrebung, was alles in dieſem großartigen Stoffe liegt?

Bilpai. Er hat nicht Unrecht. Ich znm Beiſpiel habe den Teufel wieklich als Teufel geſchildeet, und Fauſt kommt bei mir auch nicht in den Himmel.

Lyſipp. Nicht? und wo dleibt er denn?

Bilpai. Das weiß ich nicht ſo genau; er geht verloren.

Pandorus. In die Hölle muß er, veeſteht ſich. Die alte Sage ſpricht es ja deutlich aus: Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt.

Lillas. Das iſt allerdings die alte Sage; aber wer wollte heutzutage einen ſo ditteen Schluß wünſchen?

Pandorus. Bittern Schluß für einen allzuſüßen Anfang, das iſt die Oednung. Feeunde, wir müſſen uns ja hüten, uns ſelbſt und unſere ſchwächliche, lüſterne Zrit in die Sage vom Fauſt hineinzudichten.

Lillas. Wer thut denn das?

Pandorus. Ihr Alle, undewußt. Weil ihr ſeldſt empfindelt, ſündigt, dann läppiſch und kindiſch bereut, ſo denkt ihr nun Alle auch gemächlich in den Himmel zu wackeln, um doet ewig Zuckeewerk zu naſchen. Dem iſt aber nicht alſo.

Bilpai. Es iſt rin Unterſchied zwiſchen unſerer Denkweiſe und der des dardariſchen Mitteialters.

Pandorus. Wenn eure Denkweiſe ein ſo zerfloſſener, ſüßer Brri iſt, daß er in den alten dardariſchen Topf der Sage nicht mehr hineinpaßt, wozu zwängt und drängt ihr ihn denn, ſo daß der Topf zerplazt? — Laßt euch von der Philoſophir einen neuen Topf drehen, und in dem werft dann, wie ihr wollt, Himmel und Hölle zuſammen.

Lillas. Das iſt Unſinn. Ich erkläre meinen Fauſt für den deſten.

Catull. Der meinige iſt deſſer.

Pandorus. Albernheit! der meinige iſt der einzig richlige.

Lyſipp. Allenfalls wenn man den meinigen nicht geleſen hat.

Bilpai. Den man nie leſen wird.

Cyrill. Still, Freunde! Es kommt auf einr unparteiiſche Beurtheilung an. Wenn ihr mir erlaubt, zu entſcheiden —

Lillas. Gut. Ich will anfangen zu leſen.

Mehrere Stimmen. Ich auch. (Alle leſen zugleich.)

Cyrill. Meine Ohren zeeſpringen!

Pandorus. Wollt ihr ſchweigen? Ich irſr allein. (Er lieſt) Erſter Act, erſte Scenr, Nacht, dichter Wald — (Alle lachen.)

Lillas. Welch abgeſchmackter Anfang!

Bilpai. Den Wald hat er mir geſtohlen.

Pandorus. Nicht einen Baum, du Erdaemlichee! (Er wirft ihm ſein Manuſcript an den Kopf.)

Bilpai. Hoho! Iſt das Keitik, ſo iſt hier die Antikritik! (Er wirft ihm das Weinglas in's Geſicht. Tumult. Alle ſpringen von ihren Plätzen auf, reißen ſich die Lorbeerkränze aus den Haaren und werden handgemein.)

Boreas. Bravo! Sie wollen durch die Fauſt beweiſen, welcher Fauſt der deſte ſey! Es iſt ein Krieg

Digitized by Google

mit der Faust um den Faust. Nichts als Fäuste, geballte und geschriebene!

Cyrill. Das ist ein betrübender Ausgang einer vielversprechenden Vereinigung.

(Fortsetzung folgt.)

Aschendienstag.

(Fortsetzung.)

Aber je kolossaler mir das Fest erschien, desto unheimlicher wurde mir dabei zu Muthe. Zehn Grad Kältel Ist das eine Ironie oder ein mitleidiger Gedanke des Geistes, der die Natur durchwebt? Wenigstens kam durch diese äußere Kälte Alles in Einklang, denn auch die innere Atmosphäre des Volkes stand tief unter dem Gefrierpunkte. In diesen Massen war kein Leben, in diesem Gewirre und Gewühle kein begeisternder Gedanke, in diesem Hin- und Hertreiben kein leitendes Gefühl. Selbst die Schlachten begreifen sie nicht mehr, selbst der Name Napoleon berührt ihr Ohr kaum anders als wie ein hohler Klang. Das könnte ein Glück seyn, wenn an die Stelle des Geistes, der sich einst in den Schlachten regte, der bei den Berangerschen Funken noch Feuer fing, ein anderer getreten wäre; aber das ist eben die Frage. Solche Feste an und für sich waren in Rom nur möglich, als die Weltstadt auf ihrem höchsten Punkte angekommen war; am andern Tage ging's schon abwärts. Auch Frankreich ist an einem Wendepunkte angekommen, und vielleicht schon der morgige Tag entscheidet, ob es übermorgen abwärts gehen wird. Verkennt Frankreich seinen Beruf in der Gegenwart, so wird das Geschick ein furchtbares Gericht über diesen Günstling der Götter herabsenden, der das Talent, das ihm gegeben wurde, vergeudet hat. — Die Kälte, die bei dem Kaiserfeste im Innern der Franzosen wie in der Luft herrschte, gibt übrigens eine neue Hoffnung für Frankreichs Zukunft. Die Kaiseridee war nicht im Stande, das Eis zu schmelzen, das zwanzig Jahre kalter Erfahrung um das Herz der Franzosen gelegt haben. Eroberungen und Kriege, wie die der Kaiserzeit, sind heute nicht mehr zu befürchten, nicht mehr möglich, denn der Geist, der sie geschaffen, ist ausgestorben, wie der gestrige Tag bewiesen hat. Wäre auch nur ein Rest übrig geblieben, so würden die Funken, die die Republikaner mit ihrem à bas les traîtres! in das Volk warfen, gezündet haben.

Das Alles wurde mir schon bei meinem Spaziergange durch die elysaischen Felder halbwegs klar; was ich später sah, bestätigte diese Ansicht, so daß sie am Ende des Tages fest in mir stand und ich Zeichen und Wunder sehen müßte, ehe sie wieder schwankend in mir werden könnte. — Doch zurück zum Feste selbst.

Je näher ich dem Revolutionsplatze kam, desto schwieriger wurde es, durchzudringen. Ich schwamm gegen den Strom und stieß gegen manchen Fels an. Zulezt aber erreichte ich den Revolutionsplatz wieder und drang von diesem über die Brücke der Deputirtenkammer gegen die Invaliden vor. Hier ging es besser, denn jezt schwamm ich wieder mit dem Strome. Auf der Brücke standen eine Menge kolossaler, allegorischer Figuren, die Gerechtigkeit, die Kunst, den Handel, die Kraft vorstellend; die meisten waren ohne Kunstwerth; doch war das auch nicht ihr Beruf, sie sollten nur ein paar Tage Existenz haben, und waren dafür mehr als zu gut und zu schön. Einzelne aber, wie die Kraft, waren sogar Werke, die ein längeres Leben verdient hätten.

Endlich kam ich auf die Esplanade der Invaliden. Dem Dom gegenüber am Ufer der Seine, und diesen den Rücken kehrend, stand eine kolossale Statue Napoleons im Kaiserornat. Warum diese allein bronzefarbig angestrichen war, während alle andern Statuen ihre natürliche Gypsfarbe trugen, weiß ich nicht recht. Als Auszeichnung wäre es fast kindisch; überdies war die Figur kolossaler als die andern, und das hätte genügt. Neben dem Kaiser standen zwei Genien, ich glaube Frankreich und den Ruhm darstellend; dann kamen zu beiden Seiten des Weges auf die Invalidenkirche zu die ausgezeichnetsten Marschälle der Kaiserzeit, und hinter diesen die größten Krieger und die namhaftesten Könige Frankreichs. Einzelne von diesen Statuen waren wohl gelungen, die meisten aber befriedigten wenigstens die Ansprüche, die man an sie stellen konnte. Sechzig bis siebzig Originalstatuen, und vielleicht hundert Genien verschiedener Art — schon um alles dieses in ein paar Monaten herzustellen, bedarf es einer Künstlermasse, wie vielleicht nur Paris sie bietet.

Die Idee, den Kaiser der Revolution durch einen Ludwig XIV., durch einen Henri IV. empfangen zu lassen, läßt sich wohl hören, nur hat es doch etwas menschlich Beleidigendes, wenn man bedenkt, daß er sich an die Stelle der Enkel dieser Könige gedrängt, daß er das Blut des lezten der Condé vergossen hat, um seinen neuen Thron zu befestigen. Ueberhaupt macht die Revolution einen so radikalen Abschnitt in der Geschichte Frankreichs, daß das Vor und Nach derselben nie in rechten Einklang zu bringen ist. Man hätte den Kaiser bei seinen Marschällen und Soldaten lassen sollen. Es kann ihm nicht recht geheuer seyn in der Gesellschaft eines Ludwigs XIV., eines Franz I.; denn diese werden sicher nicht vergessen, daß er ein Parvenu unter den Königen war; haben's ihm doch Andere, und die überdies die Revolution erledt hatten, ebenfalls nie vergeben und vergessen können.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Wohlthätigkeit. Germanisches Element.

Es ist fast ein Jahr, daß ich dem Morgenblatt nichts über Genf berichtet habe, über das durch Einheimisches und Fremdes so anziehende Genf, über den Sammelort, Ruhe- und Bildungspunkt so vieles Europäischen, wo Fremdes in Idee, Gefühl, Hoffnung und Planen aus den Nachbarländern und aus der Ferne ein- und ausströmt, sich freundlich erkennt und berührt, oder sich fremd bleibt und kalt an einander vorüberzieht; wo Männer und Frauen dicht an einander trocken weggehen, die Alles haben, um sich an einander zu freuen, um sich lieb zu gewinnen, wo andere Leute sich nähern, die sich immer hätten fremd bleiben sollen. — Warum ich nicht berichtet? Dies kommt lediglich vom Verschieben, wo man sich am Ende schämt, so lange nicht geschrieben zu haben, und doch nicht schreibt, weil man sein Unrecht nicht bekennen mag. — Frühling, Sommer und Herbst sind indessen mit ihrem Wechsel in Farbe, Licht und Menschenthum an uns vorübergegangen, mit ihren Besorgnissen, Unruhen, Befürchtungen, wie mit ihrer Beruhigung, und wir stehen jezt vor dem Christbaum, der aber hier zu Lande nur in deutschen Familien bekannt ist. Wie die Ernte im Julius und im Oktober die Weinlese, so bleibt hier zu Lande auch das ganze, herrliche Weihnachtsfest ohne festliche Bedeutung, weil die Genfer zu spröde, kalt und vernehm sind, um sich an so etwas Einfachem und Kindlichem zu erfreuen. Die am Heimischen haltenden deutschen Familien ausgenommen, haben hier die armen Kinder keinen Weihnachtsbaum, und den ganzen Zauber dieses Festes ahnen sie gar nicht, denn ihre Eltern behaupten, ihre Neujahrs-Etrennes am hellen lichten Tage, ohne das Sternflimmern der Lichter, ohne das Christkind oben im Baume, sey ja dasselbe, und darüber läßt sich auch mit diesen Leuten nicht streiten. Wer kann es leugnen? diese Eltern sind ein kluges, sehr kluges und schlaues Volk, auch unterrichtet, anstellig, selbst hie und da gelehrt, in vielem kunstfertig, patriotisch; aber es fehlt ihnen überall der Grund und Boden alles innigen, heimischen Lebens, und darin gleichen sie auf ein Haar ihren französischen Nachbarn. Kunst und Poesie gehen hier kümmerlich umher und müssen sich mit dem Eckchen begnügen, welches ihnen Geschäft und Erwerb übrig lassen, wenn das Kaffeehaus-, Coterien- und Cirkel-Leben nichts dagegen einzuwenden hat. — Darin möge mich Niemand mißverstehen! Wo Güte und Wohlthun eine bestimmte Gestalt annehmen können, mit klarer Richtung und durchsichtigem Zwecke, da ruft der Genfer: es soll an mir nicht fehlen. Dies haben wir vor Jahren und wieder neuerdings gesehen, wo das ferne Griechenland, das nahe, zerstörte Salins, die überschwemmten Schweizerkantone und vorigen Frühling das arme, ganz niedergebrannte Sallanches um Hülfe riefen und hier schnell reiche Unterstützung fanden. Man erwiedere mir nicht; auch Lyon und die von furchtbarer Wassersnoth zerstörten Rhone- und Savoyländer schrien um Hülfe; warum ist hier Genf trotz aller dringenden Aufforderungen und Predigten so auffallend karg? warum brachte es nicht mehr als sechstausend Franken zusammen? Dazu wirkte vieles, wenn nicht ganz entschuldigend, doch erklärend zusammen. Zuerst die Erinnerung an das französische Drohen im Jahr 1838, ferner die Entfernung von dessen unrechtlicher und tückischer Politik im Jahr 1840, der allgemeine Unwillen über die unnöthigen Rüstungen und Befestigungen in Frankreich, die Ueberzeugung, daß sich das reiche Frankreich und das reiche Lyon recht gut selbst helfen könnten, wenn man dort nicht in und außer der Kammer von einigen wenigen Millionen Staats- und Privatunterstützung spräche, statt ein großes Anleihen, ein Anleihen von wenigstens hundert Millionen, allein für diesen Zweck zu machen. Dazu kommt noch, daß arme Schweizerkantone zu gleicher Zeit auch durch Ueberschwemmungen bedeutend gelitten haben und sich selbst nicht helfen können. An diese muß natürlich zuerst gedacht werden, und nicht weniger an so manche stille und laute Noth in Genf selbst, wo jezt die Fabrikation leidet und der Winter mit seiner Kälte und seinen vermehrten Bedürfnissen bevorsteht. Wären nicht die großen Unterstützungen für Sallanches und Wallis auch in dieses Jahr gefallen, so würde vielleicht für Lyon und die andern überschwemmten Länder mehr zusammen gekommen seyn. Doch konnte eine hübsche Summe dahin gesendet werden, als Ertrag von Kirchensammlungen, von Concert, Theater und von einer freiwilligen Sammlung der Sträflinge unseres Pönitenzhauses. Ihre 155 Franken wiegen schwer; sie sind eine mächtige Summe, wenn man bedenkt, daß diese Leute Monate lang arbeiten müssen, ehe sie einige Franken erübrigen können. Die Sammlungen in Deutschland für das unglückliche Lyon haben hier allgemein erfreude Anerkennung gefunden, zumal man hier genug gefunden politischen Blick hat, um einzusehen, daß Deutschlands jetzige politisch-nationale Stellung gegen Frankreich glücklich und hoch genug ist, daß es dem unglücklichen Nachbar hülfreiche Hand reichen kann; drücken ihn doch die Elemente, die Ereignisse und am meisten sein eigener verkehrter Sinn tief genug. — Trotz mancher ungünstigen Beimischung und Einwirkung erhält sich doch das germanische Element hier ehrenswerth und in fortschreitendem Einfluß. In höherer Sphäre sehen wir hier deutsche Fürstensöhne aus großen und alten Häusern unter der Leitung trefflicher Führer ihre Erziehung mit Ernst vollenden und sich dabei auszeichnen durch vaterländische Haltung, Bildung und freundliche Würde, ohne französirende Beimischung. Mit Vergnügen sieht man in diesen jungen Fürsten eine schöne Hoffnung Deutschlands heranwachsen, zumal wenn man bedenkt, wie sich noch vor fünfzig Jahren junge deutsche Fürsten in französischem Land geberdeten. Unter den vielen ausgezeichneten Deutschen, die aus allen Theilen des Landes kürzere oder längere Zeit hier verweilten, hatten die meisten Frau und Kinder bei sich, eine Erscheinung, die mir immer sehr an den Engländern gefallen hat, und die gewiß allen erfreulich ist, die Familiensinn und Familienglück kennen und ehren. — Auf einem unserer Berge fand ich zu meiner freudigen Ueberraschung einen lieben Jugendfreund, den eben aus dem Orient und aus Spanien zurückkommenden Major von Hailbronner, dessen „Morgenland und Abendland" nächstens erscheinen wird. Von ihm war es mir doppelt anziehend, eine Menge Dinge und Voraussagungen über die orientalischen Zustände zu vernehmen, denen ich damals nur halb traute, weil sie nicht nur allen französischen, sondern auch gewissen deutschen, vielgerühmten Berichten ganz widersprachen, die aber hernach alle genau eingetroffen sind. Hailbronner sollte sich vor seinem Buch, im Gegensatz zum Halbmüden, Maillasso nennen, denn als Niemüder erscheint er im Erforschen und Aussprechen der Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 9. Januar 1841.

— Nemo dolorem
Fingit in hoc casu, vestem deducere summam
Contentus. —

Juvenal.

Aſchendienſtag.

(Fortſetzung.)

Es war beinahe eilf Uhr, ehe ich bei dem Gitter zum Garten der Invaliden ankam. Ich fürchtete ſchon, zu ſpät zu kommen und keinen Platz mehr zu finden, weil die Blätter angekündigt hatten, daß die Thüren um acht Uhr geöffnet werden würden. Um halb eilf Uhr war man aber noch mit der Dekoration des Doms beſchäftigt, und ſo mußten denn die feinen Herrn und Damen des Monde comme il faut, die Billette in den Dom bekommen hatten, bei zehn Grad Kälte ſtundenlang Queue machen. Als ich beim Garten anlangte, möchte die Queue mehrere tauſend Menſchen zählen, und ich war halbwegs entſchloſſen, wieder umzukehren, als mir ein Communalgardiſt etwas barſch zurief: „Reculez, rentrez dans la queue!“ — „Je ne demande pas mieux.“ So kam ich ganz oben an zu ſtehen. Nach zehn Minuten wurde das Thor geöffnet und wir eingelaſſen. — Durch den Garten gelangten wir in den Hof; ich glaube la cour d'honneur heißt er. Derſelbe war in eine Art Amphitheater umgewandelt. Ringsum waren bunte Stangen aufgeſteckt, an denen Fahnen flatterten; die Mauern waren wieder mit pappenen Figuren und Guirlanden verziert, was des Feſtes gewiß nicht würdig war. — So kam ich endlich in die Kirche. Trotz der ſtrengen Conſigne, von der die Polizei am Gitter ſprach, war die Kirche ſchon ziemlich beſetzt und die beſſern Plätze überall weggenommen. Später las ich in den Zeitungen, nur die Fußgänger habe man beim Gitter angehalten, während Leute, die in Equipage kamen, an einem andern Thore eingelaſſen wurden. Wenn ich das früher gewußt hätte, würde ich meine Schimmel und meine diplomatiſche Staatskarroſſe nicht geſpart haben. Mit Noth fand ich noch einen Platz zum Sitzen in einer dritten Bank des letzten Bogens vor dem Orcheſter.

Von eilf Uhr bis zwei ſaß ich hier, den Dingen, die da kommen ſollten, entgegenharrend. Furchtbare drei Stunden, in denen ich Buße that für meine negative Blasphemie, die ich am Kaiſer beging, als ich einen Trauerflor um den Arm band. In meinem Leben hätte ich nicht gedacht, daß mir das begegnen könnte. Ich hatte es verdient, drei Stunden zu frieren und mich zu langweilen, und ſchätze mich noch glücklich, daß ich mit ſo gelinder Strafe durchkam. — Zuletzt gewöhnte ich mich an die Langeweile, und als ich endlich mit meinen Nachbarn und Nachbarinnen nähere Bekanntſchaft gemacht hatte, fühlte ich mich beinahe behaglich. Ich glaube, man hielt mich Anfangs für einen Engländer; wenigſtens hörte ich in meiner Nachbarſchaft ſcharf auf ſie losziehen, und

Digitized by Google

es ſchien mir faſt, als ob eine kleine, gluthaugige Creolin, meine zweitnächſte Nachbarin, abſichtlich etwas lauter ſpräche als nöthig. Es that mir wohl, daß mich die ſchwarzen Augen wenigſtens mit Leben anſahen, ob auch ein Bischen Eifer und Haß drin war. Zulezt verrieth ich zufällig meine Landsmannſchaft mit Mozart, und gleich rückten wir näher zuſammen. Denn in allem Ernſte, der Franzoſe hat ein Gefühl, das ihm ſagt: „Das iſt ein Freund, ein Bundesgenoſſe!“ ſo oft Jemand ſich als Deutſcher ankündigt. Und die beiden Völker ſollten ſich haſſen? — Am meiſten Freude aber machte mir meine Nachbarin zur Linken, eine Frau in den beſten Jahren. Sie war ſehr redſelig, ſie kannte alle Welt, war ein lebendiger Almanach de la cour, und nannte jeden vorübergehenden berühmten Zeitgenoſſen mit Vor- und Zunamen. Sie muß etwas am Hofe ſeyn, dachte ich; dann aber erzählte ſie, wie die Königin ſie lezthin der Herzogin von Orleans vorgeſtellt, und lobte ſehr Beider hohes und höchſtes Gedächtniß, da ſie alle Namen behalten, ſelbſt die der Kinder: „Croiriez vous, que la Reine m'a demandé dernièrement des nouvelles de ma petite, en la nommant par son propre nom? Sie haben gar keine Idee davon, was die Königin für eine ausgezeichnete Frau iſt.“ Und ſo gings weiter. Ich dachte, es iſt die Marſchallin Ypſylon. Aber als ich ſie eben zur Marſchallin gemacht hatte, zog ſie ein Laibchen Brod und eine kleine Wurſt aus ihrem Manchon hervor und fragte ihre Nachbarin, ob ſie ein wenig mit frühſtücken wolle. Von da an hatte ich ſie ſtark im Verdacht, daß ſie zum Stab der Nationalgarde gehörte. Doch war dies einerlei, ſie kannte alle Welt, alle Autoritäten und Generale, und war eine ganz unbezahlbare Nachbarin.

Gegen Mittag kamen die Invaliden in die Kirche und ſtellten ſich rechts im Gange des Schiffes auf. Links bildete ein Pignet der Nationalgarde eine Hecke; hinter dieſer waren die für den Cortege reſervirten Plätze, und hinter dieſen wieder die Tribünen der Zuſchauer. Die Dekoration der Kirche war zu ſehr in's Detail gehend, zu wenig großartig. Das Chor war ganz ſchwarz behangen und durch Kronleuchter erhellt. In der Mitte ſtand der Katafalk. Im Schiff waren große Säulenleuchter angebracht, auf denen ſpäter farbige Feuer angezündet wurden. Die Bogenwölbungen des Schiffes waren ſchwarz behangen und in jeder Wölbung hing ein Kronleuchter mit Wachskerzen. Auf den Säulen waren Waffentrophäen gemalt, unter denen der Name eines der Generale ſtand, und über denen ein Schild hing, auf dem eine der bürgerlichen Großthaten: Code Napoléon, Concordat, Rétablissement du Clergé, les arts etc. zu leſen war. Wie geſagt, das Alles war zu detaillirt, um großartig zu ſeyn. Jedenfalls hatten die Kronleuchter ſchon oft auf dem Opernballe gedient. Dann verſcheuchen überhaupt die Farben der franzöſiſchen Nationalfahne jeden Leichengedanken durch ihre lebensfrohe Friſche. Genug, man konnte troz dem Trauerpomp nicht ernſt genug geſtimmt werden. — Und wirklich war, vielleicht mit Ausnahme eines Theils der Invaliden, Niemand in der ganzen Kirche ernſt geſtimmt. Als man den Marſchall Moncey auf einem kleinen Räderwagen durch die Kirche nach dem Chor führte, wurde mir wehmüthiger zu Muthe, als ſpäter, wo man die Leiche durch die Kirche trug. Jene lebende Leiche einer großen Zeit ſprach mich ergreifend an, als die Aſche eines Mannes, der dieſe Zeit ſo wenig verſtanden, daß er erſt heute ein Grab in der Erde ſeines Vaterlandes finden konnte.

„Voilà Monsieur Thiers!“ flüſterte uns unſere vielwiſſende Nachbarin zu, und wirklich ſah ich das kleine Männchen geſchäftig durch die Kirche gehen. Ich hatte ihn lange nicht geſehen; er war unterdeß ganz grau geworden; aber er lächelte ſtolz und ſelbſtzufrieden. Er ſah um ſich, als wollte er ſagen: „Aufgeſchaut, hier iſt der Held des Tages!“ So führte mir meine Nachbarin die meiſten Deputirten vor, die Präſidenten der Cour de Cassation mit ihren rothen Blutröcken, die Conseillers d'état mit ihren violettenen Eichenlaubkränzen (wenn ich nicht irre, was ſchrecklich wäre), die Akademie mit ihren geſtickten, grünen Lorbeerkränzen an Krägen und Schößen. Bunt, ſehr bunt ſah es aus bei dieſer Todtenfeier.

Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde unterbrach ein Kanonenſchuß das ewige Einerlei. Gegen zwei Uhr aber folgte dieſem Einen unheimlichen Schuß ein zweiter, der dann in der ganzen Kirche ein freudiges Ah! hervorrief. Es war der zweite Schuß von den ein-und-zwanzig, welche die Ankunft der Leiche vor den Invaliden verkündeten.

(Schluß folgt.)

Uhr und Stab.

(Fortſezung.)

Berggipfel. Nacht. Mondſchein.

Kratogas (vor ſeiner Hütte ſitzend.)

O gut'ger Himmel, hundert Jahre haſt
Du wieder über dieſes Haupt geleitet.
Ich fleh dich an, laß dieſe theure Laſt
Nicht höher ſteigen, die mir Gram bereitet!
Gönn' dieſem ſchlafbedürft'gen Haupte Raſt! —
Wie klar der Mond durch Himmelsfernen ſchreitet!
Noch einmal zeigt er mir tief unten weit
Das Land, das Meer in Ruheſeligkeit.

Digitized by Google

Einſt lebt' ich mit Gefährten manchen Tag
Dort unten, da kam es zum Scheidegruße;
Ich ſtieg hinan, ſie aber blieben nach,
Und ihre Gräber ruhn am Bergesfuße.
Aus wilder Brandung, die ſich ringsum brach,
Hat mich allein zu ew'ger Raſt und Buße
Des Felſens ſtarke Fauſt emporgehoben
Bis zu der reinen Sternenhöh' hier oben.
(Er erhebt ſich und ſammelt [illegible])

So kommt, ihr Pflanzengeiſter, ſtill gehütet,
Vom weißen Mondlicht heimlich aufgeſäugt,
Die ihr verhüllt, wenn Mitternacht ringsbrütet,
Aus ſtillen Felſenkammern aufwärts ſteigt.
Im offnen Buſen ihr mir Honig bietet,
Indeß von Gift die farb'ge Wange feucht;
Ihr lockt mit laſterhaften Augenſternen,
Doch weiß ich Heil aus böſer Schaal' zu lernen.

Du Pflänzchen, das in grauer Nonnentracht
Im Steine lebt, wie hinter Kloſtermauern,
Ein Liquor rinnt durch dein Geäder ſacht,
Der ſiegreich kämpft mit noch ſo glühnden Schauern.
Gegeben iſt dem Schwachen öfters Macht,
Der rohen Kräfte Trotz zu überdauern.
Dich will ich jetzt mit jenen Kräutern einen,
Die ſtets bereit ſich finden zu vereinen. — —

Doch weh! welch dunkler Schatten hebt ſich dort?
Er zeigt Geſtalt — ein Ritter iſt's zu Roſſe —
Jetzt iſt's ein Schiff, entſegelnd dunklem Port,
Jetzt iſt's ein Kriegesheer mit Wurfgeſchoſſe.
Weit durch den Himmel wächst das Bildniß fort,
Den Mond verhüllend wird es zum Koloſſe.
Mein Herz erkrankt, mein Sinn verwirrt ſich; — ja,
Der Tod, den ich gerufen, er iſt da! —

(Der Tod tritt auf, umfaßt den Greis und ſtürzt ſich mit ihm in den Abgrund hinab. Thoras und der Unbekannte ſteigen von der andern Seite den Berg herauf.)

Thoras. Die Hütte iſt leer.

Der Unbekannte. Mir ahndet es: der Tod iſt doch noch ein geſchickterer Kletterer als wir; er iſt uns zuvorgekommen. Ein frommer Mann hat hier die Erde verlaſſen.

Thoras. Dem Himmel ſey Dank, hier liegen ſeine Schriften; hier ſtehen die Heiltränke, alles in beſter Ordnung. Hier iſt eine Phiole, die eben erſt gefüllt worden zu ſeyn ſcheint. Ich beziehe die Hütte.

Der Unbekannte. Und du willſt dich hier in die Oede begraben? Bedenke, daß Niemand auf dieſen Berggipfel herauf kann.

Thoras. Aber ich kann hinab. Wenn ich genugſam geforſcht habe, ſteige ich wieder in's Thal hinunter.

Der Unbekannte. Aber die Einſamkeit hier oben? Du biſt jung, du liebſt die Erde, und hier haſt du nichts von ihr als ein unfruchtbares Stück Felſen.

Thoras. Deſto beſſer, das Gute will durch Opfer errungen ſeyn. Ich will einſam ſeyn und lernen.

Der Unbekannte. Wenn der Alte noch lebte, wäre es dir leichter geworden.

Thoras. Es ſoll mir nicht leicht werden. Ich will muthig mit allen Beſchwerlichkeiten meiner irdiſchen Natur kämpfen, um dem koſtbaren Ziele näher zu kommen. Verlaß mich, auch du könnteſt mich ſtören.

Der Unbekannte. Ich gehe; auf Wiederſehen. (ab.)

Thoras. Mir iſt himmliſch wohl. Wie oft hab' ich mir ſo eine ſchöne Einſamkeit gewünſcht; hier hab' ich ſie nun. Der Mond malt den Schatten der kleinen Hütte auf die Blumen des Gärtchens. Jede Pflanze iſt ſorgſam mit einem Zettel verſehen; ich werde ſie alle kennen und bei Namen rufen lernen. Sie werden mir gehorchen wie Kinder ihrem Vater; ſie ſind ja jetzt mein einziger Umgang. Wie ſtill, wie lautlos! man glaubt den ewigen Schöpfergeiſt beharchen zu können, wie er durch die Himmel zieht, den kleinen Sternen vorbei. Es ſteigen Gebete in die Lüfte und verbergen ſich, wie ſchöne Knaben, hinter dem Mond. Die Luft iſt ſo rein, daß die thalgewohnte Lunge ſich erſt mit ihrem Hauch befreunden muß. (Er ſpäht in der Hütte.) Hier iſt eine kleine Vorrathskammer, gefüllt mit ſelbſtgezogenen Früchten. Der Alte hat gut hausgehalten, die Kammer iſt faſt noch voll. Die Lampe, das Oelfläſchchen, alles in Ordnung. Ich werde wie ein König leben! (Er wirft einen Sack mit Gold in die Ecke der Hütte.) Da ruhe, ſeiges Metall! hier brauche ich dich nicht; hier gibt es edlere Gaben, und dein trüber Glanz weicht beſchämt den beſſern, noch nicht gefallenen Geiſtern, deren helle Augen aus jenen blanken Gläſern mir entgegenblitzen. Ich will die Lampe anzünden und mich gleich an die Arbeit machen.

Dunkle Krankenſtube.

Cyrill (auf dem Sopha). Nichts Langweiligeres als krank ſeyn! Freilich bin ich noch gut weggekommen; wenig fehlte, ſo hätte mich der Herr Marquis todtgeſchoſſen, und am Ende wäre mir nur recht geſchehen. Hoffentlich kann ich beim großen Schmaus erſcheinen, den mir zu Ehren die Gäſte des Auroraklubbs geben. Eine ſchöne Aurora! ſie könnte die Veſpertina meines Glückes ſeyn, wenn mein Geldbeutel nicht durch Zauberkraft unerſchöpflich wäre. Welche Summen, Summen, um welche ein Schulknabe geprügelt wird, um ſie nur ausſprechen zu lernen, habe ich am grünen Tiſche verſchwendet!

Geſang vor dem Fenſter.

O reicher Mann!
Auf weichem Pfühle
Sieh die Noth
Des Armen an.

Von deinen Schätzen
Nur ein Theilchen,
Spend es gnädig,
Uns zu leben. —

Digitized by Google

Cyrill. Jocrisse! treibe das Gesindel von meinem Fenster.

Jocrisse (eintretend). Gnädiger Herr, der Maler ist da und wünscht vorgelassen zu werden.

Cyrill. Er mag eintreten. Zieh die Vorhänge auf und setze eine Flasche Wein auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Deutsches Element. Französisches Urtheil.

Nicht nur Reisende mit Kutschen und Pferden kommen in Menge aus Deutschland hier an, sondern auch solche, die ihr Gewerb treiben, junge Handwerker, die wandern. Dergleichen sind besonders viele aus den Rheingegenden und aus Süddeutschland hier. Schon seit Jahren machten sie sich vor Einheimischen und Franzosen durch ihren schönen, vierstimmigen Gesang Abends auf der Straße und auf Promenaden kenntlich. Es zeigte sich auch, daß unter ihnen manche recht gebildete junge Leute, Kinder guter Eltern mit tüchtigen Schulkenntnissen und seltenen Talenten waren. Dies brachte einen unserer achtungswerthesten Landsleute, den deutschen Lehrer und Bibliothekar Weizel auf den glücklichen Gedanken, einen Verein für junge deutsche Handwerker zu gründen, in dem sie, fern von aller politischen Richtung und Aufregung, Abends und besonders Sonntags unentgeldliche Vorträge fänden, in deutscher Geographie und Geschichte, Mechanik, Geometrie und Linearzeichnung, deßgleichen Unterricht in neuern Sprachen und im vierstimmigen Gesang. Weizel selbst scheute keine Geldopfer, fand aber auch Unterstützung bei gutdenkenden Landsleuten in Genf, und so kam der „Verein der jungen Deutschen des Gewerbstandes" im Herbst vorigen Jahrs nach freisinnigen, aber sehr verständigen Ansichten zu Stande. Alles politische Diskutiren war durch einen eigenen Paragraphen des Reglements ausgeschlossen. Es sollte in dem Verein nur Unterricht, Lektüre guter deutscher Bücher und Zeitschriften, erheiterndes Gespräch mit Gesang und Deklamation vorwalten. Im November 1839 war das Stiftungsfest, dem außer den beiden deutschen Pfarrern Genfs auch viele gebildete Deutsche als Mitglieder oder Gäste beiwohnten. Es wurden passende Reden gehalten, deutsche Lieder gesungen und von dem jungen Brokmann aus Hannover (Buchbinder) ein Eröffnungslied deklamirt, das uns alle durch poetischen Werth und begeisterten Vortrag entzückte. Auch andere bewährten ihr Dichtertalent. Wiewohl bis Nachts zwei Uhr Rheinwein in Fülle getrunken wurde, so fiel dabei doch nicht das geringste Unpassende vor. Wer hätte nicht glauben sollen, daß darin eine Bürgschaft für die Zukunft liege? Leider wurde diese Zukunft bald trüb durch das Zudringen einiger, wegen politischer Umtriebe aus Deutschland Verwiesenen, die für gut fanden, im Verein einen Markt für ihre Ideen aufzuschlagen. Von nun an drang Politik ein und wurde bald herrschend, so daß sich fast alle verständigen jungen Leute, und auch der Gründer und Präsident des Vereins, von ihm zurückzogen. Statt ihrer traten Leidenschaftlichkeit und Gemeinheit ein, die auch bisher darin herrschend geblieben sind. Indessen darf man für eine Wiedergeburt des Vereins in seiner Ursprünglichkeit nicht alle Hoffnung aufgeben. Die neuesten Ereignisse in Frankreich geben gute Lehre, wohin bodenlose Politik führt. — Jene aus Deutschland herübergekommene politische Volksdeklamation hat uns auch durch leere Reden und grelle Gemeinheiten das Gutenbergsfest verdorben, das so schön hätte werden können und so trivial ausgefallen ist, weil man es zum Tummelplatz politischer Meinungen gemacht hat. Nicht ohne leitenden Einfluß bei diesem allem war ein Mann, der in neuester Zeit in seiner Antwort auf Lamennais Angriff gegen Deutschland eine würdige, besonnene und ächtdeutsche Meinung ausgesprochen hat und so seine frühern Ansichten sehr modificirt zu haben scheint. Warum that er dies nicht früher? — Die deutsche Wissenschaft und Literatur hat an unserm Buchhändler Keßmann fortan einen sehr thätigen Vertreter und Bundesgenossen. Durch seine Vielseitigkeit und Umsicht, sowie durch seine gründliche Kenntniß des Geschäfts gelingt es ihm, den deutschen Wirkungs- und Bildungskreis hier immer mehr zu erweitern. Zugleich ist sein geschmackvolles Magazin ein Sprechsaal, ein Vereinigungspunkt für gebildete Deutsche, wo auch viele der Wissenschaft angehörende Genfer zusammenkommen und sich mit der fremden Ideenwelt vertraut machen. — So viel von dem hier günstig oder ungünstig hervortretenden deutschen Element, das von Seiten der Regierung nur Vertrauen und Wohlwollen findet.

Erfreulich und würdig bleibt nach wie vor das Genfer politische Leben, und es gewinnt noch an Bedeutung, wenn man es mit dem Treiben und den Oscillationen in andern Schweizer Kantonen vergleicht, wo in dem Staatswillen weniger Klarheit, Besonnenheit und politische Erfahrung herrscht als hier. Freilich ist vieles bei uns klein und eng nach dem Maßstab materieller Größe, dagegen oft ausgezeichnet durch Sachkenntniß und Zweckmäßigkeit. Es ist unterhaltend, hier an Ort und Stelle die Urtheile zu lesen, die von Zeit zu Zeit in französischen Journalen und Reisebüchern über Genf auftauchen. Die Hauptzielscheibe des Spottes ist dabei der Methodismus der höhern Stände und ihr damit in scheinbarem Widerspruch stehender Aristokratismus. In solchen Ausfällen ist meist geschickt ein Gran Wahrheit mit schweren Pfunden von Unwahrheiten, Uebertreibungen und Widersprüchen gemischt. Franzosen können unter allen Nationen am wenigsten ruhig und richtig über Genf urtheilen; dies haben in den letzten zwanzig Jahren, von Raoül-Rochette an bis Alex. Dumas, Georges Sand, und Victor Hugo, alle französischen Reisebeschreiber bewiesen. Zuerst steckt ihnen noch der Aerger im Blut, daß Genf nicht mehr zu Frankreich gehört, daß es sich unterstanden hat, sich selbst anzugehören. Sie sehen es mit Savoyen noch eben so als natürliche Grenze an, wie die Rheinlande, ja sie machen überdies noch den Scheingrund der Sprache und der Sitte geltend. Ferner sind sie ärgerlich darüber, daß das kleine Genf auch moralisch nicht von Frankreich abhängen, sondern in Sitte, Literatur und Politik auf sich selbst stehen will; ja daß es sich — ein wahrer Stadt-David — 1838 gar unterstanden, sich gegen den französischen Goliath in Vertheidigungszustand zu setzen und seine von Oestreichs Wohlwollen zurück erhaltenen Kanonen auf die ausgebesserten Wälle fahren zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. Januar 1841.

Ah! rendez-vous à ces preuves, et jetez-vous vite dans le repentir!

Molière.
Don Juan.

Uhr und Stab.

(Fortſetzung.)

Autorar (ein Maler). Mein Herr, ich komme in Auftrag der ſchönen Gräfin Sibylle, um Sie zu malen, und zwar in der Attitüde des Herkules. Die Dame hat Ihr Verſprechen, daß Sie mir zu dieſem Bilde ſitzen wollen.

Cyrill. Recht gern, allein ich fürchte, ich werde einen erbärmlichen Herkules abgeben. Die Gräfin wird ſich in Ihren Erwartungen getäuſcht finden. Hoffentlich hat ſie mir den wahren Herkules gefehlt.

Autorar. Welche Stellung wählen wir?

Cyrill. Iſt dieſe recht? (Er ſtellt ſich in Poſitur.)

Autorar. Vortrefflich. Aber ſollten wir nicht lieber die wählen, die da bezeichnet, daß der Held eben die lernäiſche Schlange erſchlagen hat?

Cyrill. Mir ganz gleich; allein dann müßte ich eine Keule haben.

Autorar. In Ermanglung derſelben habe ich vorläufig dieſe Axt mitgebracht.

Cyrill (erſchrickt und wird bleich.)

Autorar. Es iſt eine gewöhnliche Zimmermannsaxt, die ich im Hofe fand, als ich heraufkam.

Cyrill. Es iſt keine Zimmermannsaxt, ſondern eine Holzhackeraxt.

Autorar. Das kommt auf eins heraus.

Cyrill. Nein, beim Teufel, mein Herr Farbenkleckſer, das kommt nicht auf eins heraus! Und zudem iſt es meine Axt.

Autorar. Ihre Axt, gnädiger Herr?

Cyrill. Ja, ich kenne ſie nur zu wohl. Hier, dieſe Scharte bekam ſie am Wurzelſtock einer jungen Eiche.

Autorar (bei Seite). Sollte er noch nicht hergeſtellt ſeyn und ſein Gehirn gelitten haben? Jetzt will er gar ein Holzhacker ſeyn.

Cyrill. Was murmeln Sie da?

Autorar. Ich dachte eben über die lernäiſche Schlange nach.

Cyrill. Dir ſind Sie ſelbſt, Elender, und ich erwürge Sie, wenn Sie mir nicht geſtehen, wer Ihnen befohlen hat, dieſe Axt mir auf das Zimmer zu tragen?

Autorar. Niemand, gnädiger Herr, gewißlich Niemand.

Cyrill. Iſt Ihnen nicht ein alter Mann begegnet und hat Ihnen befohlen, mir dieſe Axt zu bringen?

Autorar. Ein alter Mann? (bei Seite). Ich muß nur ſehen, daß ich davon komme; der Menſch iſt verrückt.

Cyrill. Nun?

Autorar. Ich bedaure ſehr, es iſt heute ein ſo

Digitized by Google

trüber Tag; wenn Ew. Gnaden erlauben, werde ich ein andermal wiederkommen. (Er entschlüpft.)

Cyrill (ihm nach). Halt, Böſewicht, Schlange, Verräther! Umſonſt, der magere Burſche ſchießt wie ein Pfeil aus der Thüre. (Die Axt betrachtend.) Da biſt du nun, du altes Eiſen. Wie kräftig umſpannte noch vor wenig Monaten meine Hand dieſen Stiel, wie tüchtig ſchwang dich dieſee Arm! Jezt iſt dieſe von Demanten ſchimmernde Hand ſchwach, dee Arm entkräftet. Das Mark meiner Jugend iſt dahin, die Thorheit hat mich ausgeſogen, wie man in heißen Sommerſtunden eine Limone ausſaugt. — Ja, es iſt nue zu gewiß, ich ſoll wiedee die Art in die Hand nehmen; meine Zeit iſt um, ich habe die Prüfung nicht beſtanden. Meine Reichthümer werden mir geraubt werden, mein glänzendes Leben wied zu Ende ſeyn, dee Waid, der teoſtloſe Wald nimmt mich wiedee auf!

(Er wirft ſich auf's Sopha und verhüllt ſein Antlitz.)

Aber bin ich nicht ein Thor? Kann nicht der Umſtand mit der Aet ein Zufall ſeyn? Es gibt viele Aexte mit Scharten, die der meinigen ähnlich ſehen. Wie ſoll dee ferne Alte etwas von meinem Leben wiſſen? — (Er zieht die Uhr hervor.) Richtig, immer noch Mitternacht! keine Minute fortgerückt! Verdammtes Raderwerk! ich möchte dich zerſchmeißen, ſo verhaßt biſt du mir! Nicht die ſchöne Clopide, nicht die Geſellſchaft der Poeten, nicht Wettrennen und Spieltiſch, nicht Komödie, Ball und Duell haben den Zeiger auch nur zum Spaziergang einer lumpigen Sekunde vermocht. Es iſt zum Haarausraufen! Eine moraliſche Uhr iſt doch das eigenſinnigſte Ding auf der Welt. Was will ich machen? Es iſt zu ſpat, um noch in der Geſchwindigkeit etwas weiſe zu ſeyn, auch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen ſollte. In wenigen Tagen iſt meine Friſt um. — Wenn ich doch geſchwind eine gute That thäte? Es kame auf einen Verſuch an. Eine Stunde iſt doch am Ende leicht zuſammengebracht. Ich könnte mich hier einſperren und recht tüchtige Langeweile empfinden; wer weiß, vielleicht rechnete mie die Uhr ſchon das für Weisheit an. Sie denkt vielleicht in dieſem Punkt wie eine aite Tante; wenn der Neffe nur keine dummen Streiche macht, ſo iſt es ſchon gut, und man muß mit idm zufrieden ſeyn. Jocriſſe!

Jocriſſe. Ew. Gnaden befehlen?

Cyrill. Höre, Spitzbube, iſt Jemand bei mie im Vorzimmer?

Jocriſſe. Nicht allein das ganze Vorzimmer ſteckt voll, ſondeen auch zum Theil die Treppe.

Cyrill. Da haben wir's! und wer iſt's denn?

Jocriſſe. Dee Voeleſee, gnädigſter Here, mit einem allerliebſten Roman, der confiscirt worden und der ungeheuer amüſant iſt.

Cyrill. Nichts mehr von ſolchen ſpitzbübiſchen Romanen! Er ſoll mir Bücher beingen, die von der Weisheit handein, hörſt du?

Jocriſſe. Von der Weisheit?

Cyrill. Ja, und weich Geſindel ſteckt noch im Vorzimmer?

Jocriſſe. Die Tricktrackſpieier, Ew. Gnaden, der Baron mit dem einen Auge, der ſo vortrefflich Schach ſpielt, Mademoiſelle Bellejambe, die Tänzerin, und Herr Bullenlaut, der Baſſiſt, Frau Klimperpfennig mit ihrer Tochter, der Ew. Gnaden eine Penſion verſprochen haben, drei Juden, die ihre Schelne produeiren, und fünf andere, die Ew. Gnaden Geld borgen wollen. Außerdem der maître d'armes, der Haarkräuſier, der Pferdeverleihee und ein Neujahrsgratuiant.

Cyriil. Was wae das?

Jocriſſe. Ein Neujahrsgratulant.

Cyrill (wüthend). Wir haben ja noch drei Tage im aiten Jahr! Wollen dieſe Leute das junge Jahe mit Zangen aus Mutterleid reißen?

Jocciſſe. Dee Maun denkt, dieſe drei lumpigen Tage —

Cyriil. Was lumpige Tage? Sie ſind noch mein einziger Schatz. Nach Verlauf dieſer drei Tage bin ich ein — doch ſchon gut! Sage dieſem Gratuianten, er ſolle ſich zum Teufel packen, und die audeen Alle mit! Ich will eine ganze, volle Stunde iang auf meinem Zimmee allein ſeyn, hörſt du? mutterſeelen allein!

Jocriſſe. Sehr wohl, aber da werden Ew. Gnaden Langeweile haben?

Cyrill. Geeade das will ich auch. Nun packe dich und komm mir nicht voe die Augen.

(Jocriſſe ab. Cyrill ſetzt ſich in ſeinem Stuhl zurecht, faltet die Hände auf dem Leibe und ſtarrt vor ſich hin.)

(Fortſeyung folgt.)

Aſchendienſtag.

(Schluß.)

Nun ſezte ſich die Geiſtlichkeit, erſt die Chorknaben, dann die Pfaerer, zulezt dee Ezbiſchof mit ſeinem Kapitei, in Bewegung vom Chor nach der Hauptthüre zu. Hier etwas zu früh angekommen, mochten ſie es im Feeien kaltee als in der Kirche finden, und zogen daher wieder zurück, bis ſie eine Viertelſtunde ſpater zum zweitenmale auszogen und dann nach zehn Minuten endlich mit der Leiche in dee Kieche ankamen. Dieſe halbe Stunde war die längſte von allen, und das Hin- und Herlaufen dee Feſtordner, das Eintreten der Mateoſen der Belle Poule und eines Theils des Cortège waren nicht im Stande, die allgemeine Spannung zu befriedigen.

Digitized by Google

Endlich kam die Leiche in die Kirche. Ich geſtehe, daß dieſer Moment mir einen unwillkührlichen Schauder abnöthigte. Eine Stimme neben mir, die ein gräßlich proſaiſches Assis! ihrem Vorſitzer zurief und die dann von allen Seiten Nachahmer fand: Assis! Assis! verſcheuchte augenblicklich wieder alle Illuſion. Es war keine Leichenfeier, ſondern ein Leichenſchauſpiel. Viele der Anweſenden behielten ſogar ihre Hüte auf dem Kopfe, und andere glaubten durch das: chapeau bas! das ſie den Frevlern zuriefen, die Feier heben zu müſſen.

Ich hatte ſchon früher oft behauptet, daß, wenn heute der Kaiſer Napoleon leibhaftig und lebendig nach Paris zurückkäme, er und ſein Volk einander nicht wieder kennen und auch nicht wieder anerkennen würden; heute aber wurde dies ſo klar wie der helle Tag. Zehn Grad Kälte in der Luft und in den Heezen der Franzoſen; die napoleoniſche Idee, die Idee der Eroberung wurde heute zu Grab getragen, und der Degen, den bis jezt ein Mann der Partei in Verwahrung hatte, auf den Sarg gelegt, und dann ſang man: Requiescat in pace!

Vom Empfang der Leiche durch den König wurden wir unten in der Kirche nichts gewahr. Es mag ſtille und raſch genug abgemacht worden ſeyn. Ueberdies begann das Mozartſche Requiem, gleich nachdem die Leiche oben auf dem Chor angekommen war, und zog meine Aufmerkſamkeit mehr an als Alles, was man noch mit dem Kaiſerleibe hätte vornehmen können.

Ich geſtehe, daß ich des Meiſters Wunderwerk nie ſchöner, nie klarer und vollkommener, ſo aus Einem Guſſe wiedergeben hörte. Aber wozu heute von dieſem Genuſſe ſprechen, der doch eigentlich bei dem Feſte nur ein hors d'oeuvre war? Die Franzoſen aber ſagten, das Requiem habe keinen rechten Effekt gemacht. Sie verſtehen ſich beſſer auf Pulverdampf und Kanoneneffekt, und wo die große Trommel und die Poſaunen nicht obligat ſind, da begreifen ſie kaum, daß man ſich um Muſik kümmern kann. — Ich aber war ſtolzer auf unſern Mozart als die Franzoſen auf ihren Kaiſer. Bedürfen wir dereinſt der ſiegreichen Helden, ſo werden ſie von ſelbſt aus der Erde wachſen. Das Volk, das ſiegen wollte, hat noch nie des ſiegreichen Führers ermangelt. Aber einen Mozart! Legionen tritt ein Kaiſerfuß aus der Erde, Schlachten, Triumphbogen, Krone und Zepter, Goldſchaum! Aber ein ſolches Tonwerk, eine Offenbarung des Himmels, Zeugniß gebend von des Menſchen göttlicher Herkunft! Dort Zerſtörung und Hohn, hier Schöpfung und Verſöhnung. Ja, ich gäbe keinen Mozart für einen Napoleon. — Unbewußt ſprachen die Franzoſen in Gegenwart der Leiche des Kaiſers ungefähr dieſelbe Anſicht aus; denn als das Requiem zu Ende war, und obgleich die Leichenfeier jezt erſt recht beginnen ſollte, erhob ſich die Mehrzahl der Anweſenden und zog mit Geräuſch über Stühle und Bänke aus der Kirche, ſo daß das Feſt förmlich unterbrochen wurde. Der lezte Theil der Feier ging unter dem furchtbaren Lärm eines ſich entleerenden Schauſpielhauſes vor ſich.

Das war das Feſt, die Feier, nicht wie ſie in den Blättern beſchrieben wird, ſondern wie wir ſie hier erlebt haben. Der Stolz erlaubt den Franzoſen nicht, ſich ſelbſt zu geſtehen, daß die Kaiſerzeit ſchon tauſend Jahre hinter ihnen liegt. Ah, l'empereur! ſagt noch heute jeder Pariſer Käſekrämer mit einer Geberde, als wolle er militäriſch an die Mütze greifen. Aber es iſt nur Gewohnheit, er denkt und fühlt dabei nichts als einen Kitzel der Eitelkeit. Die Parteien aber, und beſonders alle Oppoſitionen, machen aus dem Kaiſer ein Linſengericht, das ſie feilbieten, um das Recht der Erſtgeburt zu erlangen. Daher denn das Lärmen über die Feierlichkeit, die beiſpielloſe Begeiſterung, den unbeſcheeiblichen Enthuſiasmus. Ich habe davon nichts geſehen, und kann davon nichts beſchreiben. — Das Feſt aber wird eine Lehre ſeyn für Jedermann, für das Ausland eben ſo gut als für Frankreich. Die franzöſiſchen politiſchen Parteien machen vielen Wind und thun, beſonders ſo oft ſie in der Oppoſition ſind, als wollten ſie nächſtens die Welt zum Frühſtück auftiſchen. Kommen ſie aber an's Regiment, ſo ſind ſie ſehr beſcheiden. Als Miniſter that Thiers mehr, als Recht und Anſtand erforderten, um den Frieden zu ſichern; als Oppoſitionsdeputirter behauptet er friſchweg, er habe Krieg gewollt. Der Aſchendienſtag aber muß auch den Halbblinden gezeigt haben, daß dieſer Kriegslärm der Oppoſition nur Pulverdampf ohne Kugeln iſt. Er hat uns gelehrt, warum die keigeeiſchen Oppoſitionshelden ſo gar friedliche Miniſter werden; und zwar ganz einfach, weil das Volk gar keine Idee mehr von der Zeit Napoleons hat, weil es Ruhe und Frieden will, und ſelbſt bei der Leiche des Kaiſers ruhig und theilnahmlos bleibt.

Die Parteien konnten ſich bis jezt hierüber täuſchen; aber auch ſie werden am Aſchendienſtage etwas gelernt haben, und zwar, daß ſie gegen den Wind kämpfen, daß ſie im Volke keinen Boden haben, ſo oft von napoleoniſchen oder kaiſerlichen Eroberungsideen die Rede iſt. Begreifen das aber einmal die Leute, die eine Ueberzeugung haben und nicht um Lohn kämpfen, ſo wird das alte Kriegslied ſich nach und nach in einen Friedensſpruch verwandeln müſſen; und dahin wird es kommen. Als Deutſcher aber werde ich von heute an jedem Franzoſen, der etwa gar vom Rheine ſprechen ſollte, in's Geſicht lachen oder die Schultern heben und ihm ruhig ſagen: „Bedenkt doch den Aſchendienſtag! Euer Kaiſer iſt todt und bei den Invaliden begraben!“ Der Aſchendienſtag wird Epoche in der Geſchichte Frankreichs machen; denn er hat dem In- und Auslande klar gezeigt,

Digitized by Google

daß wer in Frankreich heute noch napoleonische Ideen und kaiserliche Eroberungsansichten hat, wie Don Quixote mit Windmühlen ficht. — Friede seiner Asche, denn seine Asche predigt Friede!

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Methodismus. Aristokratismus.

Wenn sich auch die meisten schriftstellernden Franzosen und ihre Anhänger aus der Religion gar nichts machen und sie seit einem Jahrhundert höchstens als ein nothwendiges Uebel, als eine Gesellschafts- und Polizeimaßregel für's Volk betrachten, als eine Maßregel, die den Gebildeten gar nichts angehe, so ist ihnen doch der hiesige Methodismus aus mehreren Gründen höchst fatal. Wie könnte dies auch anders seyn? Dem Methodismus huldigen die meisten vornehmen, angesehenen und reichen Familien der ehemaligen Aristokratie oder des du haut. Weit entfernt von den französischen Ideen von „Société, Emancipation und Progrès," vermeiden sie alle zahlreichen und geräuschvollen Gesellschaften, sogenannte Salons, Theater, Bälle, gewöhnliche Concerte und dergleichen. Sie haben dafür ihre guten Gründe, die kein Gutdenkender tadeln kann. In ihren Sitten sind sie einfach und rein, und drücken darüber in und ausser den Familien nicht ein oder beide Augen zu, wie dies im Westen geschieht. Gute religiöse Erziehung und Unterricht, aber nicht Unterricht ohne religiöse Erziehung, liegt ihnen sehr am Herzen; sie sind darin äußerst thätig, scheuen keine Opfer, gründen Schulen auch für Nichtmethodisten, und ihre Geistlichen sind darin unermüdlich. Man kann es tadeln, daß sie sich von der Nationalkirche getrennt haben, muß aber darüber auch ihre Gründe hören, und mag auf keinen Fall darüber absprechen, bevor man ihre Kirchen besucht, ihre Prediger gehört und mit den andern verglichen hat. Groß ist bei den Methodisten die Summe des Wohlthuns, nicht bloß mit Geld und dergleichen, sondern auch mit Rath, mit christlicher Ermahnung und Aufrichtung. Dabei mögen sie freilich zuerst an ihre Glaubensgenossen denken, weil sie bei diesen mehr Anklang und Vertrauen finden. In der Natur des Methodismus liegt, daß er etwas Ausschließendes und Beschränkendes hat, wie jede ecclesia pressa. Auch mag hie und da etwas zu großes Selbstvertrauen, vielleicht etwas religiöser Dünkel mit unterlaufen. Dergleichen ist aber nur Ausartung einer im Ganzen heilsamen Richtung, die sich nicht mit schönen Kanzelphrasen begnügt. Man kann über die Methodisten und ihre Frauen spotten — denn worüber ließe sich im Französischen nicht ein viertels, halber oder ganzer Witz anbringen? — kein Rechtlicher aber wird ihnen Bildung, Güte, Christenmilde, Anstand und Sittenreinheit absprechen. Durch den Methodismus haben entschieden Rohheit, Völlerei, Rauferei und die Lazerten, Griseten genannt, sich in Genf sehr vermindert. Durch ihn hat auch unverkennbar die Nationalkirche wieder an Werth, Reinheit und Würde gewonnen; denn wie sie vor fünfzehn bis zwanzig Jahren war, hätte sie sich nicht neben ihm halten können. Ging sie doch damals so weit, daß sie ihren Geistlichen verbot, über die Gottheit Christi zu predigen. Wer kann es den methodistischen Pfarrern, unter denen mehrere durch Wissen, Schrift, Wort, Lebenswandel und That sehr ausgezeichnete Männer sind, wer kann es ihnen verdenken, daß sie sich solche Beschränkung und Ausschließung nicht gefallen lassen wollten, und sich daher von der Nationalkirche trennten? manches andere Zurückstoßende ungerechnet. Wäre die Kirche damals gewesen, wie sie sich jezt darstellt, so würde die Trennung wahrscheinlich nicht erfolgt seyn. Auch ist vor Kurzem ein methodistischer Prediger wieder zur Nationalkirche zurückgetreten. Ich gehöre nicht zu den Methodisten, und billige manches bei ihnen nicht, aber auch mir thut es wehe, wenn ich Nationalgeistliche sich am Charivari ergötzen sehe, oder wenn ich, abgesehen von religiöser und sittlicher Richtung, ihre warmen politischen Diskussionen höre. — Was den Tadel des aristokratischen Geistes in Genf betrifft, so ist auch er ungerecht und ungegründet. Herrschende Tendenz zur Coterie, zum Absondern und Ausschließen ist allerdings da, und sie schadet dem Aufkommen aller warren Geselligkeit wesentlich. Diese Tendenz ist aber nicht bloß in den höhern, sondern auch in den Mittelständen, sie herrscht auch nicht bloß in Genf, sondern auch in Bern und Lausanne, ja sogar noch stärker in den Seestädtchen Nyon, Rolles, Morges, wo drei bis vier scharfgeschiedene Gesellschaftsabstufungen bestehen. Aristokratie im ehemaligen schroffen Sinn gibt es gar nicht mehr in Genf. In der ganzen Welt aber stellen sich Bildung, alte gute Abstammung und bedeutendes Vermögen bei gutem Gebrauch höher als Gewöhnlichkeit, obscure Geburt ohne Verdienst, ohne Talent und Vermögen. Wer möchte dies tadeln? In Genf wird von den Gallomanen besonders ein Stand gehaßt und mit dem Namen Aristokratie belegt, nämlich die Ehrenmänner, ihre Familien und Verwandten, die 1814 nicht ohne Gefahr ihres Lebens und ihres Vermögens Alles thaten, um Genf wieder von Frankreich loszureißen und ihr Vaterland wieder zur Republik zu erheben, wie es Jahrhunderte hindurch gewesen war. Seitdem hat sich hier eine andere Aristokratie gebildet — wenn man es so nennen will — die Aristokratie der Kenntnisse, des Verdienstes, der Bürgertugend. Dergleichen Aristokraten könnten mit ihrem bedeutenden Vermögen frei, froh, unabhängig und genußreich leben, angenehme Reisen machen und dergleichen; sie tragen aber lieber von Jugend auf bis in's Alter, ohne Vergeltung, Auszeichnung, Titel und Orden, die Bürde des Staatsdienstes, lassen ungerechten Tadel und selbst Leidenschaftlichkeit über sich ergehen, und legen sich, wie neulich der Syndikus Fatio, nach vierzigjährigem treuem Dienst in's Grab, mit dem allein lohnenden Bewußtseyn, daß sie ihrem Vaterland nach Kräften gedient haben. Solcher Aristokratismus ist allen, die wenig wissen und durch sich selbst noch weniger sind, ein Dorn im Auge, da er streng auf Ordnung hält, die Augen offen hat und nichts von französischer Emancipation und Progrès, von französischer Kammerberedtsamkeit, von französischer Ministerialität, und eben so wenig von schweizerischem Radikalismus und dergleichen wissen will, auch sich dergleichen von den Fremden aus Frankreich, Italien, Deutschland, Polen und dem Nachbarland verbittet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. Januar 1841.

— Wenn auf muth'gen Rossen man zu Dritt
Mache oder Vieren einen wilden Ritt,
Ist's Poesie.

Freiligrath.

Landreise von Rutschuk nach Constantinopel.

I.

Von der Donau bis Adrianopel.

Wenn man in civilisirten Ländern über Reisebeschwerden klagt, so versteht man darunter ein paar Nächte, die man vielleicht im bequemen, dichtverschlossenen Wagen zubringen mußte, oder eine holprigte Straße, eine Station, auf der man unbeschreiblich schlecht zu Mittag gespeist, oder wo der knausende Wirth so boshaft langsam servirt, daß einen das zur Abfahrt mahnende Horn des Schwagers schon aus den angenehmen Rindfleischträumen reißt und man die Herrlichkeiten des Bratens u. s. w. nur in Gedanken genießt. Das Schlimmste, was passiren kann, ist das Umschlagen des Wagens, oder ein überfüllter Gasthof, wo nur die Barmherzigkeit des Oberkellners dem unglücklichen Ankömmling irgend ein Winkelchen anweist. Wem schon dergleichen Kleinigkeiten überlästig vorgekommen sind, der unterstehe sich ja nicht, zu Lande nach Constantinopel zu gehen, oder auch nur eine kurze Strecke im Innern des Landes zu reisen, sondern bleibe von Wien auf dem Dampfboote, wo er eine reinliche Kajüte, ziemlich gutes Essen und am Abend weiche Matratzen hat.

Die türkische Posteinrichtung befindet sich noch in der unmündigsten Kindheit. Man kann zu Wagen reisen, was etwas bequemer, jedoch nur im hohen Sommer überhaupt möglich ist, wo die Halden, worüber meistens der Weg geht, von der Sonnenhitze fest getrocknet sind. Das Fuhrwerk ist ein Leiterwagen, mit Matten bedeckt und mit Stroh gefüllt, auf dem sich der Reisende ausstreckt und es dann der Vorsehung und dem in vollem Galopp dahinbrausenden Postillon überlassen muß, ob er überhaupt und mit ganzen Gliedern nach dem Orte seiner Bestimmung kommt. Die auch beim heißesten Wetter in ihre dicken Pelze gehüllten Bursche — ich spreche jetzt hauptsächlich von der Wallachei, da in Bulgarien und Rumelien das Reisen in Wagen fast unerhört ist — jagen dahin, ohne sich viel umzusehen, und wenn der Reisende durch einen starken Stoß von seinem Sitz auf die Straße geschleudert wird und sein Geschrei nicht zu den Ohren des Postillons gelangt, so ist es schon gekommen, daß die Rosselenker mit umgekehrtem Wagen auf der Station angelangt sind und nachher wieder umkehren mußten, ihren Passagier zu suchen. — Wir zogen es vor, zu Pferde zu reisen, da man so noch schneller fortkommt, und wir zudem das Balkangebirge zu übersteigen hatten, wo an kein Fahren zu denken ist. Auf dem Dampfschiffe hatten uns fast alle des Landes und Weges Kundige abgerathen, überhaupt in dieser Jahreszeit die Türkei zu

Digitized by Google

Lande zu bereiſen, wobei man uns faſt unüberwindliche Hinderniſſe vormalte. Da wir aber einiges Ungemach zu tragen bereit waren, um ein Land wie das Innere der Türkei kennen zu lernen, wir auch alle kräftige junge Leute waren, ſo brachte keine Vorſtellung uns von unſerem Vorhaben ab, und wir begannen ſchon in Orſova unſere Vorbereitungen, indem wir aus unſern Koffern, welche die Reiſe nach Conſtantinopel zu Waſſer fortſetzen ſollten, das Nothwendigſte nahmen und in leichte Mantelſäcke packten. Unſere Geſellſchaft beſtand aus fünf Perſonen, dem Baron von T., dem Maler T., Doktor B., einem jungen Engländer N., der ſich erſt auf dem Dampfboot entſchloſſen hatte, die Landtour mit uns zu machen, und meiner Wenigkeit.

In Orſova hatten wir das Vergnügen, den erſten wallachiſchen Poſtzug zu ſehen, jedoch nicht vollſtändig, indem die Pferde vor eine Wiener Kaleſche geſpannt waren. Sie erwartete hier einen Herrn Floresco, Polizeidirektor in Bucareſt, der mit uns von Peſth an auf dem Dampfſchiff geweſen war. Der Wagen war mit acht Pferden beſpannt, welche von zwei daumlangen, in zottige Schafpelze gehüllten Burſchen gelenkt wurden, deren Füße bei der Kleinheit der Thiere beinahe den Boden berührten, was äußerſt drollig ausſah. Hintendrein ritt eine Escorte von vier Gensdarmen, in weiten Hoſen, blauen runden Jacken, das Fez auf dem Kopfe, Piſtolen und Dolch im Gürtel und den Kantſchuh an der Fauſt. Sie ſausten im Carrière dahin und waren in wenigen Minuten aus unſerm Geſichtskreiſe.

Am 25ten Oktober Abends kamen wir bei der türkiſchen Stadt Rutſchuk vorüber, welche unſer Schiff mit drei Kanonenſchüſſen ſalutirte, weil wir, dem ſtrömenden Regen zum Trotze, zwei Flaggen am Maſt führten, an der Spitze die großbritanniſche, zu Ehren des Lord Londonderry, der ſich mit ſeiner Gemahlin am Bord befand, und drunter die türkiſche, den goldenen Halbmond im rothen Felde, für den bekannten Emir Paſcha, der ebenfalls auf dem Boot war, um nach einem ſechsjährigen Aufenthalt in London und Paris nach Stambul zurückzukehren. Wir legten am linken Donauufer an, bei Giurgewo, welcher Ort jedoch eine halbe Stunde vom Fluß abliegt. Da der Regen über Nacht aufgehört hatte und der heitere blaue Himmel einen angenehmen Tag verſprach, verließen wir am folgenden Morgen das Schiff und gingen zu Fuß nach Giurgewo, wo unſere Päſſe viſirt werden mußten, worauf wir nach Rutſchuk auf's rechte Donauufer überſetzen wollten, um von da unſere Reiſe zu Pferd fortzuſetzen.

Giurgewo war die erſte wallachiſche Stadt, die wir betraten. Wenn ich mir auch nach Allem, was ich über den türkiſchen Schmutz geleſen, keine große Vorſtellung von dieſem Ort gemacht hatte, ſo ging doch das, was ich hier in der Wirklichkeit vor mir ſah, völlig über meine Begriffe. Wären nicht aus den mit Zweigen durchflochtenen und mit Miſt bedeckten vier Pfählen ſchmutzig braune, menſchliche Geſtalten hervorgekrochen, ſo hätte ich geglaubt, die Erdhöhlen, an denen wir vorbeikamen, ſeyen Stallungen für Büffel und Schweine, d. h. für türkiſches Vieh, denn ein ordentlicher deutſcher Ochſe würde ſich geweigert haben, in dieſe Schmutzlöcher zu kriechen. Die kleinen wallachiſchen Kinder ſaßen auf der Erde, plätſcherten mit den Händen in der Miſtjauche und ſahen uns verwundert an; wohin man blickte, nichts als Elend und eine Unreinlichkeit über alle Vorſtellung. Die meiſten Wohnungen hatten nicht einmal vier Pfähle, ſondern beſtanden aus einem in die Erde gegrabenen Loche, mit Zweigen und Raſen bedeckt; Männer und Weiber waren in braune oder ſchwarze Schafpelze gehüllt und faſt nicht von einander zu unterſcheiden. Indeſſen bot nicht der ganze Ort einen ſo betrübenden Anblick dar; bald erſchienen rechts und links Häuſer aus Ziegelſteinen, deren Fenſter aber meiſtens aus Papier beſtanden, und endlich befanden wir uns in der beſten Region, wo um die Kirche herum etwa zwanzig ziemlich gut ausſehende Häuſer liegen.

(Fortſetzung folgt.)

Uhr und Stab.

(Fortſetzung.)

Der Berggipfel.

(Thoras und Amine, vor der Hütte ſitzend.)

Thoras. Ich bitte dich, Amine, wenn du mich liebſt, ſo höre auf, dergleichen von mir zu verlangen.

Amine (ſchmeichelnd). Und was verlange ich denn Unmögliches?

Thoras. Für mich unmöglich; jeder Andere würde es dir wohl zu Gefallen thun.

Amine (weinend). Weil jeder Andere mich mehr lieben würde als du.

Thoras. Ach, Amine!

Amine. Ich will nichts, als daß du zu den Wohnungen der Menſchen zurückkehrſt, daß du bei meinem Vater um meine Hand wirbſt.

Thoras. Das kann jetzt nicht ſeyn.

Amine. Alſo das kann ſeyn, daß ich hier wohne auf kahler Felſenſpitze und die Meinigen nicht wiſſen, wo ich hingerathen bin?

Thoras (mit einem tiefen Seufzer). So kehre heim; ich halte dich nicht.

Digitized by Google

Amine (aufſtehend). Das will ich mir nicht zum zweitenmal ſagen laſſen. O du Verführer, du Treuloſer, du Undankbarer!

Thoras. Hab' ich dich hieher gelockt? Wußte ich, daß zu dieſem, für unerſteigbar gehaltenen Felſengipfel doch noch ein Pfad führt? Du erſchienſt auf einmal wie eine Göttin in Geſtalt eines einfachen Milchmädchens. Da du nun einmal da warſt, ſo beſtand mein ganzes Verbrechen vielleicht darin, daß ich dich nicht gleich wieder gehen hieß. Aber ſprich ſelbſt, wie konnte ich das? Viel lieber hätte ich mein Herz mir aus dem Buſen geriſſen und es in die Tiefe geſchleudert.

Amine. Und jezt heißeſt du mich doch gehen?

Thoras. Weil du von mir verlangſt, daß ich deinetwegen die Wiſſenſchaft aufgeben ſoll, die mir mehr iſt als mein Herz und mein Leben.

Amine. Das verſtehe ich nicht; wie können todte Bücher mehr werth ſeyn als das warme Leben?

Thoras. Man muß nur verſtehen, die todten Bücher in warmes Leben umzuwandeln.

Amine. Du haſt aber ſchon ein halbes Jahr bei deinen Büchern geſeſſen!

Thoras. Und ich möchte, wenn es mir geſtattet wäre, auch die andere Hälfte hier verbringen. Die wundervollen Schätze, die der Alte geſammelt, thun ſich immer mehr vor meinen forſchenden Blicken auf. Wie ſelig werde ich ſeyn, wenn ich in's Thal herniederſteige, begabt mit allen Mitteln, das Elend zu mindern, das Glück zu fördern!

Amine. Weßhalb kannſt du denn nicht noch ein halbes Jahr hier zubringen?

Thoras. Weil ich hingehen muß, Rechenſchaft abzulegen. Ein ernſter Mann ſendete mich aus, und er erwartet mich, wenn die lezten Tage des Jahres abgelaufen ſind.

Amine. Wer iſt dieſer Mann?

Thoras. Was nüzt dir ſein Name? Verehre ihn unbekannterweiſe als einen Wohlthäter des Menſchengeſchlechts.

Amine. Ich glaube kein Wort von alle dem. Wenn du mich wirklich liebſt, ſo folge mir; wenn du das nicht willſt, ſo verlaſſe ich dich in dieſer Stunde, und wir ſind auf ewig getrennt.

Thoras (mit Thränen in den Augen). Bleibe bei mir, Amine!

Amine (ihn umarmend). Thoras, folge mir!

Thoras. Ich darf nicht.

Amine. Du darfſt nicht? Wer hält dich?

Thoras. Meine Pflicht.

Amine. Iſt die Pflicht ſtärker wie die Liebe?

Thoras (das Geſicht verhüllend). Welch ſchrecklicher Augenblick!

Amine. Antworte mir.

Thoras. Ja, Amine, ſie iſt ſtärker als meine Liebe.

Amine. So lebe wohl! (Sie verſchwindet, Thoras ſinkt verzweifelnd zu Boden.)

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Ueberſchwemmung. Moraliſche Uebel.

Von unſern furchtbaren Fluthlagen iſt nachträglich noch manches bekannt geworden, von Mutter und Kindesliebe und Freundestreue, Züge der Hingebung und Aufopferung, die um ſo wohler thun in einem Lande, wo Familienſinn ſelten geworden iſt, Vatermord und Aehnliches aber um ſo häufiger. — Von Châlons bis Lyon, von da bis Avignon und Arles hat das an den entfeſſelten Strömen liegende Land entſezlich gelitten, noch mehr als Lyon ſelbſt, wiewohl es an zwei unbändig gewordenen Flüſſen liegt. Dagegen ſind da, die Vorſtädte Vaiſe, Broteaux und Guillotière ausgenommen, die Häuſer größtentheils ſolid gebaut und konnten daher der Fluth einige Zeit widerſtehen. Auf dem Lande hingegen beſtehen die Häuſer nur aus Lehm und Fachwerk, noch leichter als das in jenen Lyoner Vorſtädten, wo doch allein in Vaiſe über zweihundert Häuſer eingeſtürzt ſind. Daher wurden in einem Tag, vom 4ten auf den 5ten November, ganze Dörfer weggeſpühlt, ſo daß jezt kaum noch ihre Stätte zu ſehen iſt. Auch die Städte an den Flüſſen litten furchtbar, weil ſie nicht wie Lyon breite Straßen, Plätze und Kays haben, wo ſich das Waſſer ausbreiten konnte. In beiden Flußgebieten beläuft ſich der Schaden an zerſtörten Häuſern, Brücken, Vorräthen, Magazinen u. ſ. w. über hundert und achtzig Millionen. Auf die Weinpreiſe wird dies beſonders einen großen Einfluß haben, denn in dieſer ganzen Gegend iſt kein Keller frei geblieben; viele tauſend Fäſſer wurden an den Brückenpfeilern zerſchellt. Viele Menſchen, ſelbſt Kinder, haben ſich reitend auf leeren Fäſſern gerettet; freilich waren leere Fäſſer ſo kurz nach der Weinleſe etwas Seltenes. Ein ſpaniſches Schiff, das in dieſer Zeit in der Nähe der Rhonemündungen fuhr, ſah dort das Meer mit einer Menge von Häuſertrümmern, Hausgeräthe, Balken, Brettern, Fäſſern und Leichen von Menſchen und Thieren bedeckt. — Laſſen wir das Elend, das nicht durch Menſchenſchuld veranlaßt worden iſt, und zu deſſen Milderung Menſchen bei aller Wohlthätigkeit ſo wenig thun können. Wir haben noch andere Leiden, bei denen zwar nicht hunderte von Millionen verloren gehen, die aber noch peinigender und beängſtigender ſind, wenn man das Land liebt. Ich meine die auch in Lyon immer mehr zunehmenden Verbrechen und Selbſtmorde. Dr. Cazauvieh, der Verfaſſer einer Schrift über die Urſachen des Selbſtmords, des Wahnſinns und der Verbrechen, ſieht die Wurzel alles Uebels mit vielen unbefangenen Franzoſen im jetzigen Zuſtand des Schulunterrichts in Frankreich. „Leſen und ſchreiben können, ſagt er, iſt nur wenig, und viel zu wenig; ja manche Leute, die weder das Eine noch das Andere können.

Digitized by Google

sind doch besser erzogen als andere, die darin Fertigkeit haben. Selbstmord und Verbrechen sind sogar in den Departements am häufigsten, wo Unterricht und Industrie blühen. Dies kommt daher, weil Unterricht ohne Bildung des Gemüths, ohne Sittlichkeit, ohne religiöse Richtung und Erhebung, keinen Werth hat. Nur religiöser Sinn und Glaube ist der Zaum für die immer wachsende Entsittlichung in Frankreich, für den immer zunehmenden Unglauben auf dem Lande. Noch im vorigen Jahrhundert besuchten die Landleute regelmäßig die Kirche. Später, in der Revolutionszeit fehlten dem Volk religiöse Lehrer und Führer; heutzutage sind zwar diese wieder da, aber ihnen fehlt das Volk. Die Kirchen um Paris herum stehen immer leer. Zwar fehlt es nicht an Priestern, diese aber stehen, wie ihre Kirchen, verlassen, zu ihnen kommen höchstens einige Weiber, aber keine jungen Leute und keine reifen Männer. Diese halten das Kirchengehen unter ihrer Würde und würden sich über einen lustig machen, der dem Gottesdienst beiwohnte. So verschwindet alle Sittlichkeit, so wird die Stimme des Gewissens immer mehr überhört; von einer Hoffnung auf eine Fortdauer nach dem Tod ist keine Rede mehr, brennender Durst nach gemeinem, thierischem Genuß, immer wachsende Leidenschaften, später Ekel an einem schmutzigen, armen und leeren Leben, und zuletzt — Selbstmord. Wenn aber auf dem Land wie in den Hauptstädten die Leidenschaften unserer Zeit maaßlos herrschen, wo sollen sich die Menschen hinflüchten? wo soll man Ordnung und Frieden suchen? Ueberall mit Hülfe der Religion, nirgends ohne sie. Ein guter Christ kann mitten in London und Paris ruhig und glücklich leben, der Lasterstrom unserer Zeit wird dicht an ihm vorbeifließen, ohne ihn zu berühren. Ungläubige aber werden selbst in der verborgensten Einsamkeit umsonst Ruhe und Schutz suchen." Was der Verfasser mit so vieler Wahrheit über Paris und seine Umgebungen sagt, gilt vollkommen auch von Lyon.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, December.

(Schluß.)

Gastlichkeit. Genf und Straßburg.

Es gibt unter den guten und hellsehenden Bürgern Genfs gottlob noch viele, die den Werth jener Männer erkennen und ehren, auch sich frei darüber aussprechen. Dies nennt man dann Moutonnerie, Gehorsam und Unterthänigkeit, ärger als in England und Rußland. Fremde, die sich nicht als zweideutig, unsittlich oder als Anhänger und Werber einer politischen Sekte ankündigen, haben hier nicht die geringste Unannehmlichkeit zu fürchten und werden keinen Anfang altvenetianischen Staatswesens erkennen; frei und ungehindert mögen sie hier sprechen, schreiben und drucken lassen, was sie wollen, wie denn überhaupt in Allem Oeffentlichkeit herrscht. — Noch ein Vorwurf, der Genf gemacht wird, ist seine Ungeselligkeit und Ungastlichkeit. Daran ist allerdings Wahres. Viele Fremde aber, die darüber klagen, sollten sich vorher gewissenhaft die Frage beantworten: „wären die Genfer klug, wenn sie uns vertrauensvoll bei sich aufnähmen?" Wer es weiß, wie viel männliche und weibliche Zweideutigkeit jährlich von allen Seiten der Erde mit guten Empfehlungsbriefen hierher kommt und Anspruch auf gesellige Aufnahme macht, der wird mich verstehen. Kennen aber die Genfer einmal Jemanden nach längerem Aufenthalt, so nehmen sie ihn so freundlich und gastlich bei sich auf als sie können, d. h. sie laden ihn zu Soiréen und Diners in die Stadt und auf's Land ein. Das Herzliche der guten deutschen Geselligkeit, die feine, wechselnde Anmuth der französischen ist bei diesen Gelegenheiten freilich nicht zu finden. Beides liegt aber auch nicht im Charakter der Genfer, die der Gesellschaft nie ganz angehören, sondern mit ihren halben Gedanken immer beim Geschäft oder bei einer Spekulation sind. Die Genfer Frauen und Mädchen sind unstreitig weit unterrichteter und talentvoller als die Pariserinnen, bei ihnen ist auch viel mehr religiöser und sittlicher Grund und Boden; aber ihnen fehlt das anmuthig Puppenhafte, Bunte und Caprizidse, wodurch jene dem Salon und dem Boudoir für Lebemenschen besondern Reiz geben. Als vor einigen Jahren die Dudevant — oder der Dudeoant, denn sie ging in Mannskleidern, die Cigarre im Mund — dieses sonderbare Zwitterwesen, gemischt aus Sévignéschen, Ninonschen und Marion-Delormeschen Elementen, einige Zeit hier lebte, waren viele Männer von ihrer halb weiblichen, halb burschikosen Liebenswürdigkeit entzückt, die Frauen und Mädchen aber hielten sich sorgfältig fern von ihr. Dies ist bezeichnend genug und mag ihr Lob seyn. — Wenn die Genfer mit Grauß an die Zeit zurückdenken, wo ihre Stadt, die alte würdige Republik, die Ehre hatte, eine der Departementsstädte des französischen Kaiserreichs und die Residenz eines Präfekten zu seyn, so wissen sie recht gut warum. Sie waren damals geworden, was die ehemalige freie Reichsstadt, das sonst so unabhängige, kunstreiche, blühende Straßburg jezt ist, ein geborsamer Diener der Fremden, mit gedrückter und zum Untergang bestimmter Volksthümlichkeit. Sehr wahr schrieb darüber neulich ein Genfer Folgendes in einer Vergleichung Genfs mit Straßburg: „Wenn es auch wahr ist, daß der Mensch Güter immer höher schäzt, die er nicht mehr besizt, als solche, die ihm zu Gebot stehen, so haben wir Genfer doch ein Mittel, uns mitten in unserer Stellung glücklich zu fühlen, wenn wir unser seit sechsundzwanzig Jahren wieder frei und genferisch gewordenes Genf mit der Lage anderer Städte vergleichen, die einst frei und blühend waren, wie wir es jezt sind, die sich aber jezt solchen Glücks nicht mehr rühmen können. In dieser Beziehung läßt sich wohl kein passenderer Vergleich aufstellen, als der zwischen Genf und Straßburg. Der bloß durchreisende Fremde sieht in Straßburg eine mittelmäßig befestigte, ziemlich lebhafte, mit Soldaten gefüllte Kriegsstadt, reich an tausenden auf einander gehäufter Kanonen, reich an kleinen Broden, Gänseleberpasteten, Störchen, und überragt von einem germanischen Wunderbau, den nur die größte egyptische Pyramide um einige Fuße an Höhe übertrifft. Für den denkenden Fremden aber ist Straßburg nur eine todte Republik, ein verschwundener Ruhm und eine Stadt, die sich selbst überlebt hat. Das die Straßen füllende Leben ist nur ein fremdes, aufgedrungenes, die immer mehr gesprochene Sprache ist nicht die heimische, mit der alten, vaterländischen Sprache vergehen auch die alten Sitten und Gewohnheiten, mit einem Wort die alten, würdigen Züge des alten Straßburgs. Hier und da ist allerdings materieller Wohlstand, aber bloßer Wohlstand ist noch kein Glück; in Straßburg ist viel für den Körper, nichts für die Seele. In den Straßen zeigt sich weder Armuth noch Elend, wohl aber überall die Spuren jener alten herrlichen Blüthe, jenes früheren heimathlichen Lebens, das Straßburg verloren hat." Dr. Mr.

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 13. Januar 1841.

Der Tugend Lohn, des Laſters Strafe
Sind unausbleiblich — im Gedicht.

Pfeffel.

Uhr und Stab.

(Fortſetzung.)

Der Unbekannte tritt auf.

Unbekannter. Thoras!

Thoras. Wer ruft mich?

Unbekannter. Ich bin es. Komm in meine Arme, komm an mein Herz! Es iſt das liebendſte und wärmſte, das du finden kannſt.

Thoras (ſich aufrichtend). Wer biſt du, Räthſelhafter? Als wir die dunkeln Stätten der Menſchen beſuchten, erſchienſt du mir als der Sterblichen einer; jezt flammt dein Auge Unſterblichkeit.

Unbekannter. Und dennoch bin ich ſterblich wie du. Der Ewige hat auch mir das Geſetz des Todes an die Stirne geſchrieben. — Auch ich eile dahin wie ein Schatten, auch über mein Daſeyn werden ſich einſt die Flügel der Nacht ſenken, und der Sturm der Schöpfung wird mich hinwegwehen wie eine leichte Feder.

Thoras. Kenne ich dich?

Unbekannter. Du liegſt an meinem Herzen, wie die Blume zu deinen Füßen an meinem Herzen liegt. Ich lege meine Hand ſegnend auf das Haupt dieſes Felſen wie auf das Haupt des zarteſten Kindes. Ich bringe meine Kinder an das Licht der Sonne, und die durchglühten trage ich in die kühle Nacht. Mein Vaterauge hängt an dem zitternden Leben des Grashalms, wie es ſorgſam den ſtürmenden Gipfel der Eiche bewacht; mein liebender Wille leitet den irrenden Flug der jungen Libelle, wie es die ſtürzenden Kataraften lenkt. Ich flehe den Allerbarmer an, die glücklichen Stunden meiner Kinder zu vermehren und ihre trüben zu kürzen, und wenn der Tod kommt, ihr Fleiſch zu zerreißen und ihr Herz zu ſpalten, ſo bin ich in der Nähe und tropfe Balſam in die Zuckungen des lezten Augenblicks meiner Geliebten.

Thoras. Dieſe Schilderung verräth dich, erhabenes Weſen, du biſt —

Unbekannter. Der Genius der Natur.

Thoras (ſinkt vor ihm auf die Knie).

Genius:

Du haſt geſiegt; die Prüfung iſt vorbei!
Ich wies dir Ehre, Gold und Macht, ſelbſt Liebe
Steut' ich dir in den Weg. Ich ſah dich ſtaunend
Die Preiſe von dir weiſen, einzig nur
Bedacht, der Menſchheit Elend wegzuſcheuchen.
Du opferſt willig ſelbſt der Liebe Kuß
Dem Weisheitstriebe, der das Herz dir ſchwellt.
Du haſt geſiegt, ich gebe dir die Palme!
Schalte du frei in meiner Kinder Menge;
Von deinen reinen Hände flieſs' ihr Blut;
Es wird zum Segensborn, aus dem beglückt
Sich Tauſende Geſundheit, Leben ſchöpfen.

Digitized by Google

Nicht Thor, nicht Martereuecht, ein weiser Freund
Wirst du, mein Werk mit fördernd, mir zur Seite stehn.
Leb wohl! ich seh dich wieder, wenn derrinst
An deiner Tage Abend
Du ruhmbekrönt dein Haupt zur Ruhe legst.
Dann will den bittern Tod ich süß dir machen.
(Der Genius verschwindet.)

Thoras. Welch ein Trost! hab' ich geträumt? Hat diese klare Bergesinst nicht der Klang einer wundervollen Stimme durchzittert? Es duftet und glänzt um mich her, alle Blumen haben ihre Kelche geöffnet und blicken mich liebkosend an, die stumme Natur hat eine Sprache gefunden. Sie war es also, die zu mir sprach in menschlichen Worten, und was sie sagte, klang wie ein Lob, das ich, ach! nicht verdient habe. — Aber du bist fort, Amine! Weh mir, wie soll ich das ertragen? Doch es muß seyn, ich füge mich.
(Er geht in die Hütte.)

Prachtvolles Gemach. Im anstoßenden Saale Tanzmusik.

Cyrill (in kostbarer Maskenkleidung stürmisch eintretend). Nein, ich halte es nicht länger in dem Gewühl aus; meine Stunde ist gekommen und ich weiß mich vor innerer Angst nicht zu lassen. Es wird gleich zwölf Uhr schlagen. Das ist eine Höllenpein! Ja, tanzt nur, jubelt nur, liebelt und küßt nur! — ich — ich, der euch diese saubere Ergötzlichkeit geschaffen hat, ich zittere in Fieberqual! In diesem Palast bin ich der einzige Bettler, und was für ein Bettler! Der Boden brennt mir unter den Füßen; ich möchte entlaufen, aber wohin? Wird mich der Alte nicht überall ereilen? — Es ist umsonst, es ist umsonst!

(Er zieht die Uhr hervor und bricht in Thränen aus.) Komm hervor, du verdammte Uhr! Sprich, bringt dich denn gar nichts zum Gehen? — Liebe, gute Uhr, ich bitte dich, geh' nur jezt ein wenig von der Stelle, nur ein klein wenig, nur einige Minuten, und wenn du es deinetwegen nicht thust, so thue es meinetwegen, allerliebste Uhr, mir zu Gefallen. Du gehst nicht? Ungeheuer von einer Uhr! Welch ein Satan von Uhrmacher hat an dir sein Probestück gemacht? (Er bricht in krampfhaftes Lachen aus.) Was hilft es mir nun, daß ich die ganze Tasche voll Diplome habe von allen möglichen Akademien und Universitäten, gelehrten und ungelehrten Gesellschaften? Sie alle geben mir das Zeugniß, daß ich der Weiseste unter den Sterblichen bin; es hilft nichts, die Uhr sagt das Gegentheil. Auch die Stunde, in der ich mich gelangweilt habe, hat sie mir nicht angerechnet. Nichts, nichts wird mir angerechnet! Aber halt, die Uhr muß in der That einen Fehler haben. Es muß etwas in ihre Räder gekommen seyn, das sie verhindert, meine Weisheit gehörig anzumerken. Sie will vielleicht, aber kann nicht. Dem Dinge läßt sich abhelfen, ich will sie mit einem Ruck eine Stunde vorstellen. Eine ganze Stunde? — lieber doch nur eine halbe! Ei, wenn es einmal an's Stellen geht, so stelle ich sie lieber gleich so, wie ich sie haben will.

(Er öffnet das Glas der Uhr und ist im Begriff, die Zeiger zu stellen, als es 12 Uhr schlägt und darauf ein heftiger Donnerschlag erfolgt. In dem Momente verschwindet der Palast, Cyrill verliert seine kostbare Kleidung und steht wieder als Bauer da; die Axt liegt zu seinen Füßen. Penderil steigt mit einer drohenden Geberde aus dem Boden.)

(Schluß folgt.)

Landreise von Rutschuk nach Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Mit leichterem Herzen, denn was wir eben gesehen, hatte uns ernstlich für unsere nächste Zukunft besorgt gemacht, steuerten wir einem der Häuser zu, an welchem in russischer und französischer Sprache zu lesen war, daß hier der Agent der österreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft wohne. Sein Name ist Staude; ein sehr artiger Mann, der uns auf's Zuvorkommendste empfing und für unser schnelles Fortkommen auf's Beste sorgte. Bald begaben wir uns in Begleitung dieses Mannes mit unserm wenigen Gepäck, unsern Mänteln, Pelzen und Waffen nach der Quarantäne von Giurgewo, wo uns ein türkisches Schiff, welches Früchte herüber gebracht hatte, aufnehmen und übersetzen sollte. An der Quarantäne herrschte reges Leben. Es wurde eben zwischen doppelten Barrièren Markt gehalten, weil die Türken des rechten Ufers sich nicht mit den Wallachen vermischen dürfen. So legen die erstern ihre Trauben, ihren Honig u. s. w. zwischen die Barrièren, wo sie von den leztern weggenommen und auf dieselbe Art bezahlt werden. Es ist ein unheimliches Gefühl, wenn man sieht, wie ein Mensch den andern meidet wie ein giftiges Thier, und stets den langen Stock vor sich hinstreckt, um ja nicht berührt zu werden.

Zum erstenmale sahen wir uns hier mitten in das für uns so fremdartige Treiben der Türken versezt, sahen uns umgeben von Turbanen und langen Bärten. Mir schwebten die Mährchen der tausend und einen Nacht lebhaft vor, als ich sie in ihren weiten Pantoffeln träg sich daherschleppen sah, wobei sie mit halbgeschlossenen Augen in langen Zügen den Tabakrauch einschlürften, um ihn wieder eben so langsam von sich zu blasen. Ihre Kleidung besteht hier in sehr weiten Beinkleidern, meistens von dunkler Farbe, grau, blau, grün, aus weißen wollenen Strümpfen mit Pantoffeln, einer farbigen Jacke und dem unentbehrlichen Gürtel, einer Schärpe von

Digitized by Google

ungeheurer Länge, die sie vielmal um den Leib wickeln und in welcher sie ihre Waffen, lange Pistolen und Dolche, und eine eiserne Feuerzange tragen, die ungefähr 1½ Fuß lang ist und zum Auflegen der Kohlen auf die Pfeife dient. In diesem Gürtel steckt ferner die Pfeife, Tabak, Brod, ein Taschentuch, das selbst beim geringsten Bootsknecht mit Gold und Seide gestickt ist, und noch so viele andere Gegenstände, daß er nicht selten mehrere Schuh dick aufschwillt und sich äußerst lächerlich ausnimmt. Der Türke aber sieht mit Wohlgefallen auf dieses Vorgebirge und drückt die langen Hälse seiner Pistolen vor, so weit immer möglich.

Nachdem wir für zwanzig Kreuzer beinahe eine halbe Schiffsladung der schönsten, süßesten Trauben gekauft, um sie während der Ueberfahrt zu verzehren, traten wir zu den Türken hinter die Barrière, und durften nun die Wallachei nicht mehr betreten, ohne fünf Tage Quarantäne zu halten, deren strenge Hand uns auf diese Art unwiderruflich von der Heimath schied. Wir sezten in einem ziemlich geräumigen Boote nach Rutschuk über. Da dieses oberhalb Giurgewo liegt, mußten wir stromaufwärts fahren und blieben so zwei Stunden auf der Donau, welche hier sehr breit ist. An's Land gestiegen, wurden wir von einem Haufen Türken umringt, welche neugierig unsere Sachen musterten, hauptsächlich die Perkussionsschlösser unserer Gewehre und Pistolen; denn ihre Feuerwaffen sind noch alle mit äußerst dünnen, scharfen Steinen versehen. Der Steuermann des Boots brachte uns zum Agenten der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft, an den Baron T. empfohlen war, und mit dem dieser die Mittel zu unserem fernern Fortkommen besprach. Die Post in der Türkei ist keine von der Regierung geleitete oder unterstüzte Anstalt. Jeder Pascha hält sich zuverlässige, des Weges kundige Leute, sogenannte Tartaren. Diese bringen als reitende Boten die Depeschen aus den verschiedenen Distrikten nach der Hauptstadt, begleiten aber auch Reisende. Die Transportmittel, Pferde und Wagen, werden von Privaten geliefert, welche dafür eine vom Staat festgesezte Bezahlung erhalten. Wir ließen den Chef der Rutschukschen Tartaren kommen, um mit ihm alle Kosten unserer Reise zu verdingen; denn meistens sorgt der Tartar außer den Pferden auch für Nahrung und Nachtquartier. Für uns brauchten wir fünf Pferde, ferner eines für den Tartaren, eines für das Gepäcke und zwei für die Conducteurs — so heißen die Reitknechte, welche die Pferde zur Station zurückbringen — im Ganzen neun; wofür wir bis Constantinopel, mit Einschluß aller Lebensmittel und Quartierkosten, 7000 Piaster, also 700 Gulden C. M. bezahlen mußten. Die Taxe, welche schwankt, war im Augenblick drei Piaster für jedes Pferd und jede Stunde. Die Hälfte obiger Summe wurde mit 350 Gulden dem Chef der Tartaren eingehändigt; die andere Hälfte bekam unser Führer bei unserer Ankunft in Constantinopel.

Jezt mußten unsere Päße bei der türkischen Behörde visirt werden, und ich ging unter Begleitung des Apothekers des Orts, welcher etwas italienisch verstand, nach der Burg des Pascha. Der Theil der Stadt, den wir durchschritten, sah nicht sehr erbaulich aus. Drei ziemlich lange Straßen, zu beiden Seiten mit Kramläden oder offenen Gewölben besezt, in welchen Handwerker aller Art in voller Arbeit saßen, führten dahin. Keine war gepflastert oder auch nur geebnet. Die Türken, welche uns, meistens in ziemlich schmuzigen Anzügen, begegneten, traten auf große glatte Steine, welche hie und da an den Häusern lagen und die Trottoirs vorstellten, und nur so war es möglich, durch die Stadt zu kommen, ohne mit jedem Schritt bis an die Knöchel einzusinken. Dabei herrschte überall ein abscheulicher Knoblauchgeruch. Die Weiber, denen ich begegnete, waren durchgängig alt und dick, troz dem aber sorgsam in ihre Schleier gewickelt, aus denen nur Augen und Nase vorsahen. Die Burg des Pascha gleicht dem Wohnhaus eines wohlhabenden deutschen Landmanns, diverse Mistpfüzen eingerechnet, in welchen sich Enten und ein paar langbeinigte Störche herumtrieben, welch leztere mich vornehm über die Achsel anschauten. Das Schloß hatte eine Art Terrasse, auf der ein Dutzend Türken lagen, nichts thaten und Tabak dazu rauchten. Im Hof stand das reich gezäumte und mit einer rothsammtenen Decke versehene Pferd des Pascha, der im Begriff war, auszureiten, umgeben von drei, vier großen, schmuzigen Burschen, mit langen Stöcken bewaffnet. Ich dachte lebhaft an die Bastonade.

Mein Apotheker führte mich in ein Zimmer zu ebener Erde, wo sämmtliche Beamte des Pascha beschäftigt waren. Links in der Ecke des Gemachs, an dessen vier Wanden sich breite Divans befanden, lag ein alter Mann mit langem, schneeweißem Barte und zählte aus einer eisernen Geldkiste die Münzen in kleinen Häufchen vor sich hin; es war der Finanzminister. Neben ihm siegelte ein noch ziemlich junger Mann einige Briefe zu, wahrscheinlich der Mann der auswärtigen Angelegenheiten. Zu einem dritten, der mit halb geschlossenen Augen dalag und äußerst langsam und bedächtig schrieb, brachte mich mein Führer und händigte ihm unsere Päße ein. Er durchsah sie, und ich mußte ihm unsere Namen vorsagen, die er dann in den gräßlichsten Verrenkungen wieder von sich gab, worüber auf dem äußerst langweiligen Gesichte ein kleines Lächeln emporstieg. Auch mußte ich ihm das Signalement eines jeden von uns vorsagen, wobei er sich den Spaß machte und mich fragen ließ, ob alle meine Reisegefährten so große Bärte hätten wie ich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Unterricht. Sculptur.

Auch unsere Stadt hat des Unterrichts viel, aber der Unterricht ist keine Erziehung und Kultur. Im Lernen machen unsere jungen Leute ganz gute Fortschritte, in der Gemüthsbildung aber sinken sie immer tiefer. In der Regel sieht das Kind zu Haus das Gegentheil von dem, was es in der Schule gehört hat, und was wohl einen günstigen, bleibenden Eindruck auf das weiche Gemüth gemacht hätte, wenn es nicht gleich darauf wieder durch ganz andere Erscheinungen verwischt worden wäre, durch Erscheinungen, die mit jenen Lehren der Schule in grellem Contrast stehen und viel stärker und bleibender sind, weil sie nicht in Worten, sondern in sichtlichen Handlungen bestehen, die auf Kindersgemüther einen viel tiefern Eindruck machen als Worte. Auch thut die Regierung selbst nur wenig für Elementarschulen. Deßhalb hat sich seit einigen Jahren die Société pour l'instruction primaire gebildet. Mit ihren reichen Mitteln bildete sie nicht nur Elementar-, sondern auch höhere Schulen für Knaben und Mädchen, deßgleichen Normalschulen für Schullehrer und Schullehrerinnen. Vorigen Sommer fand in diesen Schulen die Preisvertheilung statt und der Erfolg der Anstalten stellte sich als ein sehr erfreulicher dar. Dazu gehören aber Lyons Reichthümer und das Zusammenwirken so vieler fremden, hier reich gewordenen Familien. Keine andere Stadt in Frankreich, am wenigsten Paris, hat Aehnliches aufzuweisen. Besonders gerühmt muß hier werden die eifrige, ächt christliche Theilnahme unseres neuen Erzbischofs de Bonald an den Anstalten für Volksunterricht und Wohlthätigkeit. Er geht von einer Schule, von einem Hospital, von einer Hülfsanstalt in die andere, und überall hört man seine belebenden und aufrichtenden Worte. Es ist ein wahrer Fenelon. Aber nicht bloß durch Sprechen und Zureden hilft er, auch durch vielfache Gaben. In den furchtbaren Tagen der Ueberschwemmung fuhr er in einem Kahn an die gefahrvollsten Stellen, theils um zu retten, theils um Brod und Geld unter die Hülfsbedürftigen auszutheilen. Sein Palast stand allen Flüchtigen und Hülfsbedürftigen offen. Gleiches geschah, auch aus eigenen Mitteln, von einem Pfarrer von St. Nizier. — Im collège royal wird Latein und Griechisch gelernt; Deutsch und Englisch, deßgleichen Philosophie in französischer Form, niedere und höhere Mathematik, Physik u. s. w. werden mit Fleiß getrieben, die Anstalt hat wegen der guten Fortschritte der jungen Leute und wegen der strengen Schuldisciplin einen guten Ruf; aber nach dem geringsten Unterricht in Religion oder Moral sucht man umsonst. Das Collège hält solches unter seiner Würde. Aber gerade dieser, dem reifen Jünglingsalter, seinen Lastern und übeln Gewohnheiten nahe stehenden männlichen Jugend wäre eine feste sittliche und religiöse Richtung am nöthigsten; sie allein würde sie auch vor dem politischen Fieber bewahren, das auf unsere französische Jugend so verzehrend wirkt und ihr allen Sinn für geistigen Fortschritt raubt, da es viel leichter und Effekt machender ist, sich in Gesellschaften und Kaffeehäusern schwadronirend und rodomontirend vernehmen zu lassen und eine gewisse Reputation zu gewinnen, als durch Lernen und Denken sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden. Aber vers lange ich nicht zu viel von lebhaften jungen Leuten, zumal von Franzosen?

Der Kunst ist in Lyon schon viel zu Leid geschehen, und es ist, als ob sie sich durch einen Lyoner an einem Lyoner Gegenstand hätte rächen wollen. Die Stadt hat ihrem größten Wohlthäter, dem wackern Jacquard, auf dem Platze Saxthonay vor Kurzem eine Statue setzen lassen, und diese wurde von dem Lyoner Foyatier gearbeitet, der sich durch seinen Spartacus einen bedeutenden Ruf hier zu Lande erworben hatte, durch diesen Jacquard aber unter die Mittelmäßigkeit gesunken ist. Auch die Sculptur ist der in Frankreich alles beherrschenden Gewalt der Mode unterlegen. Die Bildhauer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, Girardon, Coisevox, Coustou und Desjardin, gehören mehr oder weniger ganz ihrer Zeit an, und eigentlich ist nur Pujet original, frei vom störenden Perrückeneinfluß seines Jahrhunderts. Die Sculptur hat sich bei uns nie vom Einfluß der Mode losreißen können. Deßhalb haben jene Bildhauer, wenn sie Ludwig XIV. darstellen wollten, nie ein bestimmtes Costüm gewählt. Sie hielten es für bequemer, um die schwierige Sache herum zu gehen, und deßhalb stellten sie eine Personage dar, die halb römischer Held, halb französischer Marquis war. In der Kaiserzeit hätten die Bildhauer nie gewagt, das Costüm unserer Zeit darzustellen; dafür kopirten sie ziemlich genau das antike. So konnte die Statue Napoleons von Chaudet auf der Vendomesäule für einen Augustus, Nero oder Trajan gelten. David war damals gerade aus der politischen Revolution herausgetreten und revolutionirte die Künste auf so radikale Weise, daß sie, statt von der Mode Gesetze zu empfangen, für einen Augenblick ihr welche vorschrieben. Zu jener Zeit wäre es keinem Künstler eingefallen, eine Statue Napoleons anders darzustellen, als Chaudet, der, wie alle gleichzeitigen Künstler, unter Davids Einfluß stand, wie unter Ludwig XIV. alle von Lebrun abhingen. Nach der Julusrevolution war der Kunstgeschmack ein ganz anderer; der griechisch-römische Trödel war abgenutzt. Als an die Stelle der herabgerissenen eine neue Statue Napoleons auf die Vendomesäule gestellt werden sollte, wurde im Programm für die konkurrirenden Künstler ausdrücklich und als Bedingung ausgesprochen, daß Napoleon in seinem Oberrock und mit seinem historischen dreieckigen Hut dargestellt werden sollte, nicht wie ehemals in langem Schlepp und mit dem Reichsapfel in der Hand, wie der Coeurkönig, sondern einen einfachen Operngucker in der Hand, der im Nothfall auch als Armeegucker gelten konnte. Von diesem Augenblick an wurden die Künstler gewahr, daß das moderne Costüm höchst undankbar sey, und daß alle Kunst der Welt nichts Grandioses und Stoffiges — étoffé, wie es die Leute nennen — machen könne. Diese Klagen waren allerdings gegründet, denn gibt es etwas Unschöneres und Unzweckmäßigeres, als die französische Männertracht? Um diesem Uebel abzuhelfen, brauchten und mißbrauchten nun die Bildhauer den Mantel, dessen weite Falten dem Künstler sehr zu Hülfe kommen. Darum tragen die Statuen vieler bedeutenden Männer, die in neuerer Zeit in Bronze gegossen worden sind, faltige Mäntel, deren sie sich in ihrem Leben nie bedient haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 14. Januar 1841.

Der Staub des Weges flog, geſegt von Stutenbäuchen,
Der Reiter Ferſe ſaß in den beſchäumten Weichen.

Freiligrath.

Landreiſe von Rutſchuk nach Conſtantinopel.

(Fortſetzung.)

Die Feder eines Reihers, den T. den Tag vorher an der Donau geſchoſſen und die ich auf meine Mütze geſteckt, erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Er ließ mich fragen, ob ſie vielleicht ein Zeichen meines Standes und meiner Würde ſey, und als ich dies verneinte, bat mich der Apotheker, ſie abzunehmen. Auf dem Rückweg nöthigte er mich in ſeine Wohnung, wo etwa zwanzig Töpfe und Gläſer auf einem hölzernen Geſtelle die ganze Offizin ausmachten. Er ſtopfte mir eine Pfeife (Tibuk), auf die ſein Diener — ein langer Schlingel, der mit ſeinem weißleinenen Kittel und herzlich dummen Geſichte dem Pierrot der italieniſchen Komödie vollkommen ähnlich ſah — eine feurige Kohle legte. Nachdem ich einige Züge geraucht, führte er mich zum Hauſe des Agenten zurück, wo unſere Pferde ſchon bereit ſtanden, das heißt mit einer Halfter aus Stricken gezäumt, und auf dem Rücken eine ſchmutzige Decke. So werden ſie in der Türkei geliefert, und der Reiſende muß ſich Sattel und Zeug ſelbſt anſchaffen. Wir kauften drei alte türkiſche und zwei neue tartariſche Sättel, die nebſt Zaum und Kantſchuh 55 Gulden koſteten.

Durch all dieſen Aufenthalt war es ſpät geworden, und als wir auf den äußerſt kleinen und ſchlecht ausſehenden Pferden durch die kothigen Straßen zur Stadt hinaustrabten, dunkelte es bereits. Unſere Caravane ſah recht abenteuerlich aus. Den Zug führte einer der Reitknechte, ein alter Türke mit langem Barte, Piſtolen und Handſchar (Dolch) im Gürtel. Er ſaß ganz krumm, die Knie an den Hals heraufgezogen, auf ſeinem Roſſe und führte das Packpferd an der Hand. Hinter ihm ritt unſer Tartar in ſeinem maleriſchen Koſtüm: weite blaue Beinkleider, auf denen ein goldener Stern als Zeichen ſeiner Würde geſtickt war, und den er nie mit dem Mantel bedeckte, an den Füßen weiße, blau ausgenähte bulgariſche Stiefeln, ein rother Gürtel um den Leib, darüber eine grüne, ſchwarz ausgenähte Jacke, und auf dem Kopf ein rothes Fez, mit langer, wallender, blauſeidener Quaſte. Ueber der Schulter hing an einer ſeidenen Schnur ein ſchwarzledernes, goldgeſticktes Täſchchen, worin er den Ferman des Paſcha mit unſern Namen und der Reiſeroute aufbewahrte. Er hieß Hamſa und zeigte ſich auf der ganzen Tour als ein ehrlicher, umſichtiger und gefälliger Menſch. Ihm folgten wir fünf, in unſere Pelze gehüllt, eine leichte Reiſemütze auf dem Kopfe, Gewehre, Piſtolen, Säbel an uns und am Sattel hängend. Unſer Engländer machte die ganze Reiſe im runden Hute und Mackintoſh, was gegen den faltigen

Turban und die weiten Kleider der Türken sehr abstach. Die Arrieregarde bildete der zweite Reitknecht. Als wir an das Stadtthor kamen, war dasselbe bereits geschlossen und wir mußten eine gute halbe Stunde warten, bis einer der Reitknechte, der im Galopp zurückkehrte, um die Schlüssel zu holen, wieder kam. Doch hatten wir wäheend der Zeit einen bezaubernd schönen Anblick, als wir uns nach der Stadt umwandten. Der Ramasan hatte vor wenigen Tagen begonnen; sobald während dieser heiligen Zeit Sonnenuntergang duech einen Kanonenschuß verkündigt ist, entzünden sich auf allen Moscheen und Minarets hunderte von Lampen und bilden eine glänzende Beleuchtung. Wir zählten nicht weniger als 29 dieser Thürme, welche bis an die Spitze beleuchtet waren. Endlich kehrten wir diesem Glanze den Rücken und zogen durch das knarrende Thor in die finstere Nacht hinaus — ein Bild unserer Reise. Hinter uns ließen wir die friedliche Heimath mit ihren hellen, reinlichen Straßen und muntern Bewohnern, und traten in ein unfreundliches, schmutziges, uns gänzlich fremdes Land, dessen Speache keiner von uns verstand. Unter allen Tartaren in Rutschuk war auch nicht einer zu finden gewesen, der unr ein Wort italienisch oder französisch verstanden hätte, von deutsch gar uicht zu reden. Unser Hamsa war wohl ein ganz brauchbarer Tartar, da er aber keineswegs das Pulver erfunden hatte, wuede es nus unsäglich schwer, idm durch Pantominen etwas verständlich zu machen, und hätte Baron T. nicht die nothwendigsten Ausdrücke, wie: „Halt, fort, iangsam, schnell ꝛc.“ gewußt, so wären wir ganz verlassen gewesen. Trotz dem ritten wir munter in der Dunkelheit fort, wünschten den Lieben zu Haus eine gute Nacht, zündeten unsere Pfeifen an und sangen ein deutsches Lied:

Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht ꝛc.

Die Pferde, wie man sie in der Türkei zum Reiten bekommt, sind, wie schon gesagt, von kleiner, unansehnlicher Gestalt und dieselben, welche bei uns unter dem Namen Wallachen und Moldauer vorkommen, nur daß die hiesigen bei kleinerer Figue etwas mehr Race haben. Ihr Gang ist fortwährend ein kurzer, höchst undequemer Trad, der den Ungewohnten ungemein ermüdet. Man kommt indessen damit sehr schnell von der Stelle, und thut deßhalb am desten, sich so bald als möglich in diese Gangart zu finden; denn läßt man sein Pferd im Schritt gehen, um später in Trab oder Galopp anfzurücken, so ist dies noch schlimmer, und man kommt, wie ich feldst empfunden habe, haldtodt auf die Station. Aber die Ausdauer der Pferde ist erstaunlich. Sie laufen, mit kurzen Pausen der Rast, des Tags zwanzig deutsche Stunden ohne ein Korn Hader oder Heu, oder anch nur Wasser zu dekommen, und am Abend meekt man ihnen nicht einmal große Ermüdung an.

Es war heute Nacht sehr finster; trotz dem verierte sich unser Führer nie, und doch war an keine Landstraße zu denken; der Weg lief bergauf, dergab über unbebaute Haiden. Der Tartar ritt zuweilen zu uns heran und präsentirte uns seine brennende lange Pfeife, eine große Freundschaftsbezeugung bei den Türken, die wir nicht ausschlagen durften. Jeder that einige Züge daraus, dann nahm er sie wieder und sprengte vor an die Spitze des Zuges. Hie und da zeigte sich in einer Schlucht ein Feuer bei Büffelheerden. Jedesmal ritt unser Führer hin, wechselte einige Worte und kam laut rufend zu uns zurück. Einigemal passirten wir Brücken, die aber so dausällig und unsicher waren, daß der Tartar beinahe immer abstieg und unsere Pferde einzeln hinüberführte. Um eilf Uhr wurde Halt gemacht. Wir stiegen ad und ließen die Pferde eine halde Stunde herumführen; dann ging es wieder fort.

(Fortsetzung folgt.)

Uhr und Stab.

(Schluß.)

Penderil. Cyrill!
Cyrill. Ich will mich aus dem Staube machen!
Penderil. Cyrill!
Cyrill. Ich kann nicht von der Stelle!
Penderil. Cyrill!
Cyrill. Das ist eine Stimme! sie schallt bis an's Ende der Welt und wohl noch darüber hinaus. Hier bin ich, Vater.
Penderil. Zeige mir deine Uhr.
Cyrill. Hier ist sie.
Penderil (sieht auf die Uhr).
Cyrill. Es ist freilich wahr —
Penderil. Aus meinen Augeu! Der Wurm zu deinen Füßen spottet deiner, der Vogel aus den Lüften kreischt sein Wehe übee dich, das edle Roß weist dir die Hufen, der Hund die Zähne; kein lebendes Geschöpf will mit dem verpesteten Schlemmer, dem sündendefleckten Thoren, dem müßigen Verschwender seiuer Kraft und seiner Zeit zusammengestellt seyn. Dein Athem ist Fäulniß, dein Daseyn eine Schande, deine Werke sind eben so viel Flüche für deine Mitgeschöpfe. Nicht genug, daß ich dich aus meinen Augen verweise, ich will dich vernichten, Elender, und die Schöpfung fändern von einem so schändlichen Geschöpfe.

Digitized by Google

Cyrill (fällt auf die Knie und ſtreckt bittend ſeine Hände aus). Stellt mich noch einmal auf die Probe!

Penderil. Damit ich noch einmal inne werde, wie verderbt die menſchliche Natur iſt? damit ich noch einmal mit tiefer Schaam einſehe, daß ſelbſt eine Stunde Weisheit zu viel gefordert iſt für ein ganzes Jahr eines Menſchenlebens? O der betrübenden Erfahrung! Ich möchte blutige Thränen weinen, daß ich ein ſo ſchädliches Gewürme gezeugt, daß ich ihm das Antlitz eines Menſchen gegeben. Aber ich will dieſes Antlitz, dieſe Geſtalt, die den Namen des Schöpfers ſchändet, vertilgen.

(Er will ihn mit dem Dolch niederſtoßen, da hört man draußen ſingen.)

Ich wüßte wohl ein Mittel,
Wie ich den Liebſten zwing':
Es iſt der härene Kittel
Und meiner Liebe Ring.

Daheim an trauter Stätte
Stellt' er das Wandern ein;
Die Art und ich um die Wette
Müßten ſeine Freunde ſeyn.

Cyrill. Ach, Marie! Nun, ſtoßt zu, Vater!

Penderil. Wenn das Mädchen wahr ſänge!

Cyrill. Sie ſingt wahr. So lang ich bei ihr war, ging die verwünſchte Uhr.

Marie (dazwiſchentretend). Cyrill! Biſt du wieder da? Was ſoll das, Vater Penderil? was wollt Ihr mit Eurem Sohne machen? Warum habt Ihr das häßliche große Meſſer in der Hand?

Penderil. Er ſoll ſeine Strafe empfangen.

Marie (zu Penderils Füßen). Schont ſeiner, oder wenn Ihr ihn tödtet, ſo ſtoßt auch mir das Meſſer in die Bruſt!

Penderil. Du kennſt die Größe ſeiner Schande nicht, Mädchen.

Marie. Mag ſie noch ſo groß ſeyn. Reue kann ſie ſühnen. Hört auf die Fürſprache eines armen Mädchens, ſchenkt ihm Friſt, er wird ſich beſſern.

Cyrill. Sie bittet für mich, und ich habe ſie verſtoßen!

Marie. Da kommt noch ein Fürſprecher.

(Thoras, als Gebirgswanderer gekleidet, bald darauf Amine und der Genius der Natur.)

Thoras. Da bin ich, Vater.

Penderil. Dein Stab?

Thoras. Hier iſt er.

Penderil (ſich in die Arme des Thoras werfend). Mein Sohn, mein geliebter Sohn! Der Stab iſt glatt und eben, kein Knötchen mehr daran. Du haſt mehr gethan, als ich begehrt. Geh' ein in deines Vaters Wohnung in Frieden.

Thoras. Nicht alſo, Vater; ich will von Neuem in die Welt ziehen, jetzt erſt fängt meine Wirkſamkeit recht an.

Penderil. Meinen Segen über dich.

Thoras. Was ſeh' ich? Cyrill, in Thränen gebadet und auf den Boden niedergeworfen!

Cyrill. Ja, Thoras, ich hab' es darnach gemacht. O die Welt, die vermaledeite Welt!

Thoras. Schilt ſie nicht, ſie iſt der edelſten Thätigkeit werth. Mein Vater, vergib dem Armen. Er iſt durch ſeine eigene Thorheit hart genug geſtraft; ich hätte ihn kaum wiedererkannt.

Marie. Vergieb ihm!

Penderil. Nun wohl; ich geſtatte dir ein Vierteljahr Friſt; doch in dieſer Zeit mußt du mir nicht eine Stunde, ſondern ſechzig weiſe vollbrachte Tage aufweiſen können.

Thoras. Du forderſt Unmögliches, Vater.

Marie. Die Liebe wird es möglich machen. Cyrill, du willſt mein ſeyn?

Cyrill. Ob ich will! Marie, du biſt meine erſte, meine einzige Liebe, du retteſt mich auch jetzt vom Verderben. Tauſend Dank, liebes, gutes Mädchen!

Penderil. So geht, und daß die Stunde der Verantwortung euch immerdar vor Augen ſtehe!

Thoras (ſich das Antlitz verhüllend).

Penderil. Was iſt dir, mein tugendhafter Sohn?

Thoras. Ach, mein Vater, auch ich kannte ein Mädchen wie Marie, auch ich liebte und wurde mit der keuſcheſten Flamme wieder geliebt! Das iſt nun auf immer dahin!

Cyrill und Marie. Wer war deine Geliebte? Wie hieß ſie?

Thoras. Laßt mich dieſen theuern Namen verſchweigen, weckt nicht mit dem ſüßen Klange ſchmerzliche Erinnerungen in meinem Buſen! — Lebt wohl, lebt alle wohl, ich ziehe wieder meine Straße weiter.

Penderil. Du ſollſt nicht ohne Troſt, ohne Belohnung von mir ſcheiden.

Thoras. Wer bringt mir Aminen wieder?

Der Genius der Natur (plötzlich mit Aminen an der Hand erſcheinend). Ich bringe ſie dir wieder.

Thoras. Iſt's möglich! Amine!

Genius. Du entſagteſt ihr aus Pflichtgefühl, jetzt, da die Prüfung überſtanden, führe ich ſie dir in die Arme.

Amine. Willſt du dich jetzt noch auf dem einſamen Beeggipfel einſperren?

Thoras. Ich durchziehe die Welt, und du ſollſt an meiner Seite ſeyn. (Er umarmt ſie.)

Penderil. Segen über euch!

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortſetzung.)

Jacquard.

Es gibt berühmte Männer, die man, ohne einen lächerlichen Unſinn zu begehen, unmöglich mit einem Mantel behängen kann. Zu dieſen gehört Jacquard, der ſchlichte, unſcheinbare Arbeiter. Ihm konnte natürlich weder ein Carbonaro, noch ein Quixote, noch ein Criſpinmantel umgehängt werden. Was blieb alſo Foyatier übrig? In Frankreich nichts. Ein Künſtler in Deutſchland hätte ſich wohl zu helfen gewußt. Ich hätte Jacquard, auf einem gemeinen dreibeinigen Schemel ſitzend, in weiten Hemdärmeln dargeſtellt, wie er die Hände über das Knie zuſammenlegt und über ſeinen weltbekannten Webſtuhl nachdenkt; zu ſeinen Füßen ein Weberſchiff und eine Menge zerriſſener Schnüre. Dieſe Statue hätten gewiß alle Seidenarbeiter verſtanden und lieb gewonnen, denn in ihr hätten ſie ſich ſelbſt erkannt. Foyatier aber, um ſeinen Mann nur etwas étoffé zu machen, hat ihm eine Menge Kleider aufgepackt und ſie matratzenartig ausgeſtopft, ſo daß der rüſtige Jacquard ausſieht wie ein fröſtelnder Greis. Der Kopf iſt nicht weniger mißlungen; er iſt zu wintlig und eckig, es fehlt ihm an Aehnlichkeit. Ausdruck und Geiſt. Der Unwillen über Foyatiers Machwerk war ſo groß und allgemein, daß er die ſchöne Feier der Einweihung der Statue verdarb, an der hier gern Jung und Alt, Vornehm und Gering den innigſten Antheil genommen hätten, denn Jacquard iſt recht eigentlich der Gutenberg der Seidenweberei. Da überdies auch ſein Leben im Beginn der Revolution ſehr intereſſant und reich an dramatiſchen Momenten iſt, ſo mögen hier einige noch wenig gekannte Züge daraus ihre Stelle finden, um ſo mehr, da der Lyoner Jacquard auch in Deutſchland ſo bekannt als geehrt iſt; denn die dortigen Seidenwebereien, z. B. in Elberfeld, verdanken ihm nicht weniger als Lyon ſelbſt. Das lange und lang dunkle Leben dieſes merkwürdigen Mannes fällt zwiſchen die Jahre 1752 und 1834. Das Verdienſt ſeiner Entdeckung wurde lange verkannt und ſelbſt beſtritten, wie das ſo häufig mit Erfindungen und Erzeugniſſen des Genies der Fall iſt. Aber Unwiſſenheit und Neid mußten endlich ſchweigen, und er war auch ſo glücklich, bei ſeinem Leben noch Zeuge des unendlichen Nutzens ſeiner Erfindung zu ſeyn; denn ehe er ſtarb, war ſie nicht allein in ganz Europa, ſondern auch in Amerika, in Vorderaſien und ſelbſt in China eingeführt. In allen Ländern hat ſeine Erfindung nicht bloß dieſelbe Geſtalt, ſondern auch denſelben Namen; in Cashmir, in Mancheſter, in Philadelphia, in Moskau, in Zürich, Elberfeld und Berlin, wie in Lyon, ſeiner Vaterſtadt, heißt ſie der Jacquardſche Webſtuhl.

Man hat lange geglaubt, Jacquards Webſtuhl beſchränke ſich auf die Verfertigung façonnirter Seidenſtoffe, dies iſt aber ein Irrthum. Sein Webſtuhl macht auch das Weben einfacher Stoffe, der étoffes unies, viel leichter und ſchneller als ehemals. Jacquards Webſtuhl ſchaffte die vielen Pedale ab und ließ nur eines beſtehen. Allerdings aber iſt er für die Verfertigung façonnirter Stoffe von weit größerer Wichtigkeit. Dies wird begreiflich, wenn man weiß, wie es vorher mit der Fabrikation derſelben zuging. Am alten Webſtuhl hingen in allen Richtungen eine Menge Schnüre, Werkzeuge und Federn von verſchiedenen Formen und Größen. In der Mitte all dieſer Anhängſel ſaß wie eine große Kreuzſpinne der Weber und ſeine Füße hatten überdies mit einer Menge Pedalen zu thun, von denen er eins nach dem andern in Bewegung ſetzen mußte. Die Schnüre, die ſenkrecht auf das Gewebe herabhingen und mit deſſen Fäden in Verbindung ſtanden, wurden durch Stricke in Bewegung geſetzt, welche ein zweiter Arbeiter hielt, der ſogenannte Tireur de lacs oder Schnurzieher, eigentlich nur eine lebende Maſchine. Er mußte den ganzen Tag in der gezwungenſten Stellung neben dem Weber kauern und immer zu deſſen Verfügung ſeyn. Wenn eine der Schnüre in Bewegung geſetzt werden ſollte, ſo gab dies der Weber durch ein gewiſſes Grunzen zu erkennen, und wehe dem armen Tireur de lacs, wenn er nicht gleich und pünktlich gehorchte, ihm war ein Fußtritt von dem Weber gewiß, der wie ein Monarch auf ſeinem Sitz herrſchte und den Tireur wie einen Paria behandelte. Da dieſe Unglücklichen ſehr ſchlecht bezahlt waren, ſo wurden oft Kinder dazu genommen; dieſe gingen aber bald phyſiſch und moraliſch unter oder verſanken in einen Kretinähnlichen Zuſtand. In ſeiner Jugend war Jacquard auch Tireur de lacs bei ſeinem Vater und wurde mit Abſcheu vor dieſem Geſchäft erfüllt. Tag und Nacht dachte er darauf, wie er das Geſchick dieſer Unglücklichen erleichtern oder ſie ganz entbehrlich machen könnte. Es iſt ihm vollſtändig gelungen, freilich erſt ſpät, erſt in ſeinem fünfzigſten Jahre. Mit dem Jacquardſchen Webſtuhl genügt nicht bloß Ein Arbeiter, wo ehemals zwei oder gar drei nöthig waren. Jetzt braucht nur Ein Pedal in Bewegung geſetzt zu werden, der ſinnreiche Mechanismus iſt oben über dem Webſtuhl und leitet von da die Schnüre und die Fäden des Gewebes, er iſt ganz unabhängig vom Weber und dieſer hat nichts zu beſorgen als ſein Gewebe. Höchſtens braucht jetzt der Weber bei dem ſchwerſten und complizirteſten façonnirten Stoff ſo viel Geſchicklichkeit als ehemals einer am alten Webſtuhl für ganz einfache Stoffe. Sehr wichtig und zeitſparend iſt es auch, daß jetzt nicht mehr wie ehemals die ganze Vorrichtung geändert werden muß, wenn man eine andere Zeichnung zum Weben vornimmt. Jetzt braucht nur ein anderer Carton eingeſteckt zu werden, ſo führt der Webſtuhl auf's genaueſte die Zeichnung aus, ſie mag größer oder kleiner, ſchmaler oder breiter ſeyn. Die induſtriellen und kommerziellen Reſultate der Jacquardſchen Erfindung ſind unermeßlich und würden es alle Tage mehr werden, wenn jetzt nicht durch Amerikas Handelskriſen und die Conkurrenz Englands, Deutſchlands und der Schweiz die Lyoner Seidenfabrikation ſehr geſunken wäre. Im Jahr 1834, wo allerdings die Seidenfabrik in Lyon viel beſſer ſtand als jetzt, ſtellte man folgende Berechnung an. Kurz vor der Einführung des Jacquardſchen Webſtuhls zählte man hier 5000 bis 6000 Stühle für façonnirte Stoffe aller Art. Auf jedem wurden mit Mühe täglich zwei Ellen gewoben, alſo ungefähr 12.000 Ellen; dazu wurden für jeden Stuhl zwei, alſo zuſammen 12.000 Arbeiter verwendet. Jetzt (1834) kann man zu gewöhnlicher Zeit 15.000 Webſtühle für façonnirte Zeuge rechnen, wo auf jedem drei bis vier Ellen Stoff täglich gewoben werden, und zwar von 15.000 Perſonen. Mit einem Mehr von 5000 Arbeitern, die zu der alten Zahl von 12.000 kommen, werden täglich 55.000 Ellen gewonnen. Rechnet man die Elle nur zu fünf Franken, ſo zeigt ſich, daß Jacquard dem Lande, der Seideninduſtrie und dem Handel täglich einen Mehrerwerb von 99.000 Fr., alſo von jährlich 30 Millionen verſchafft hat.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 15. Januar 1841.

— Sie regen, heben ſich,
Doch blicken, reden nicht.
Wie ſeltſam, Todte leben ſeh'n,
Wär's ſelbſt ein Traumgeſicht!

Taylor Coleridge.

Auf dem Zuger See.

Ich lag und ſchlief und träumte lang,
Ein wunderbares Mährchen klang
Und klingt mir im Gemüthe.
Da rief's: Hinunter an den See!
Die Schiffer ſchwingen in die Höh
Von Ferne ſchon die Hüte.

Dem Roſſe gleich nach langer Raſt,
So reißt mit ungeduld'ger Haſt
Das Schiff an ſeinem Zaume.
Lebwohl, o Stadt, ich danke dir:
Verſüßt haſt du mein Nachtquartier
Mit einem ſchönen Traume.

Das iſt ein blauer Sommertag,
Der wohl ein Herz erfreuen mag!
Wie klar die Wogenſchäume!
Der Rigi ſteht im Morgenſchein,
In's Waſſer häuptlings tauchen ein
Sich die Kaſtanienbäume.

Und als das Schiff begann den Lauf,
Da ſchlug ich hellen Jubel auf
Und ſang die frohſten Weiſen.
Der Schiffer ſah mich ſeltſam an,
Den Finger hob der ernſte Mann,
Mir ſolches zu verweiſen.

Und alle lauſchten rings umher,
Ich ſelbſt vernahm es mehr und mehr:
Muſik aus weiten Räumen,
Gar wunderliedlicher Geſang,
Geläut, verhallend, Orgelklang —
Hat noch kein End' das Träumen?

Der Schiffmann nahm vom Kopf den Hut
Und zog das Ruder aus der Flut,
Aufſtanden, die da ſaßen.
Kein Lüftchen weht, das Schiff hält inn,
Der Schiffer betet für ſich hin,
Die Andern gleichermaßen.

Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Ich neigte mich zum See und ſah
Den Traum der Nacht mit Schauer,
Sah, wie es hin und wieder lief,
Sah eine Stadt im Grunde tief
Mit Straßen, Thurm und Mauer.

Digitized by Google

So ſchaut' ich lang hinab vom Rand,
Bis mir die Wunderſtadt entſchwand
Im leiſen Weiterſchweben.
Ich ſaß und ſprach kein Wörtchen mehr;
Da hub der Schiffer an die Mähr,
Die einſt ſich hier begeben.

„Vierhundert Jahre ſind es ſchon,
Da war in Zug des Ammanns Sohn
Des Waſſerfräuleins Buhle.
Sie kam herauf vom See ſo tief,
Wenn im Palaſt ihr Vater ſchlief
Auf dem kryſtallnen Stuhle.

Gar heimlich kam ſie, oft und viel,
Sie trieben ſüßes Liebesſpiel
Im Schatten jener Bäume.
Mit Weinen ſchlang ſie einſt den Arm
Ihm um den Hals und küßt' ihn warm.
„Lebwohl!" — Lebwohl? — O ſäume,

O ſäume, Liebſte, laß mich nicht!
— Nein, nein! dem Vater ward Bericht,
Nie ſeh' ich hier dich wieder.
Zerriſſen hat er unſer Band,
Es ſey denn, daß du heut vom Strand
Mir folgſt zur Tiefe nieder. —

Nichts iſt auf Erden, was mich ſchreckt,
Doch von der Wellen Nacht bedeckt,
Wenn nun der Tod uns trennte? —
Nimm dieſen Trank, er iſt geweiht,
Und fröhlich lebſt du allezeit
Im kühlen Elemente.

Er trank und rief der Welt Ade
Und tauchte nieder in den See —
Wie ſchnell verblüht die Wonne!
Bald ſah ihn Alles gläſern an,
Das Heimweh hat's ihm angethan
Nach Licht und Luft und Sonne.

Und Licht und Luft und Sonnenſchein
Zu miſſen, wär' ihm minder Pein,
Als Eltern und Genoſſen.
Das Fräulein ſinnt bei Nacht und Tag,
Wie ſie den Gram ihm ſtillen mag,
Den er in ſich verſchloſſen.

Noch einmal um ihr Liebesglück
Kehrt ſie zur Stadt am See zurück
Und ſchleicht von Haus zu Hauſe.
Sie füllt mit dem geweihten Trank
Gefäß' und Krüg' in Küch' und Schrank,
Und kehrt in ihre Klauſe.

Es war ein Feſt den andern Tag,
Da kracht's — und tief im Grunde lag
Der Häuſer wohl ein Hundert.
Doch ſeltſamlich, ein Jeder fand
Sich drunten, wie er ging und ſtand,
Und ſah ſich um verwundert.

Der Amman wiſcht die Augen aus,
Er ſieht die Kirche, Straß' und Haus,
Sieht Nachbarn, Weib und Sippen.
Welch ſchmuckes Pärchen grüßt uns nur? —
Da lagen Vater, Mutter, Schnur
Und Sohn ſich an den Lippen.

Vergeſſen war nun alles Weh!
Sie wohnen im kryſtallnen See
Die ſeligſtillen Leute.
Vierhundert Jahre ſind es ſchon,
Daß ſie aus dieſer Welt entflohn —
Das Wunder jährt ſich heute."

L. Seeger.

Landreiſe von Rutſchuk nach Conſtantinopel.

(Fortſetzung.)

Nachdem wir gegen drei Uhr Morgens die Pferde in einem Walddach, der auf unſerm Wege lag, hinabgeführt hatten, kamen wir an eine alte, halbzerfallene Erdhütte, die der Tartar mit einem lauten Hurrah begrüßte. Die Knechte machten ein großes Feuer, er holte aus einer Satteltaſche ſehr fein geriebenen, ſtark duftenden Kaffee und Zucker, ſezte ein kleines Pfännchen zum Feuer, warf Kaffee und Zucker in das kochende Waſſer und reichte uns das Gemiſch, eine ziemlich dicke braune Brühe, in kleinen porzellanenen Taſſen. Es ſchmeckte nicht übel, nur fand ich kein Behagen am Kaffeeſatz, den die Türken ſtets hinunterſchlucken.

Unſer Vorſatz war, die ganze Nacht durch zu reiten, um den folgenden Tag zeitig in Schumla einzutreffen. Als wir aber um fünf Uhr Morgens auf der erſten Station, einer kleinen türkiſchen Stadt, Razgrad, anlangten, waren die meiſten von uns ſo ermüdet — wir hatten von Rutſchuk hieher ſechzehn deutſche Stunden zurückgelegt — daß wir uns vom Tartaren gleich in ein Wirthshaus (Chan) führen ließen. Wie wir in den Ort hineinritten, ſtimmten unſere drei Begleiter ein über alle Beſchreibung unangenehmes, wahrhaft ohrzerreißendes Geheul an. Wir hatten dies in der Folge auf jeder

Digitized by Google

Station zu genießen. Es iſt das Zeichen, daß eine kaiſerliche Poſt kommt, für welche Pferde in Bereitſchaft zu ſetzen ſind. Die Bereitwilligkeit und Geſchwindigkeit, womit die ſonſt ſo faulen Türken uns immer dedienten, ſodald der Tartar mit lautem Hurrah in den Hof ritt, zeigte, in welchem Anſehen er bei ihnen ſtand. Nicht ſelten reactiete er, wenn es nicht raſch genug ging, das dienende Perſonal des Chaus mit Kandſchuhhieben.

Das Zimmer, in welches man uns führte, hatte vier Kalkwände, und das ganze Mobiliar und Bettweek beſtand aus einem Waſſerkruge und einigen Binſenmatten, die an den Wänden umherlagen. Durch die hölzernen Gitter ſtrich unangenehm die ſcharfe Morgenluft. Doch Dank unſerer Müdigkeit, ſchliefen wir bald, und der Tartar mußte uns nach zwei Stunden ſein Heide! Heide! (fort, fort!) öfters in die Ohren ſchreien, ehe wir munter wurden. Um ſieben Uhr ritten wir weiter, ſtiegen, nachdem wir die kothigen Straßen des Dorfes hinter uns hatten, in die Höhe und befanden uns bald wieder auf weiter Haide. Die Landſchaft bietet bis Schumla wenig Intereſſe: abwechſelnd kahle Höhen und Thäler, hie und da einige verkrüppelte Bäume, kleine Eichen und wildes Obſt. An Landſtraßen iſt überall nicht zu denken, und unſere Caravane ging Anfangs, wie geſtern, im gewöhnlichen Zotteltrab vorwärts. Sobald aber Baron T. dem Tartaren begreiflich machte, daß er, wenn es ſo fortgehe, in Stambul nicht viel Bakſchik (Trinkgeld) zu gewärtigen habe, nahm die Sache eine ganz andere Geſtalt an. Hamſa klopfte ſeine lange Pfeife aus und ſteckte ſie hinten in den Nacken, ſo daß der Kopf derſelben einen Fuß hoch über ſein Fez emporragte, ſtieß ein lautes Geſchrei aus, und dahin ſausten wir unter immerwährendem Rufen und Schreien der Führer, daß die Mäntel der Türken und unſere Peize im Winde flatterten. Es war einige Stunden, als hetzten wir ein Wild durch Gräben und Hecken, bergauf und ab, bald im ſcharfen Trab, bald im Galopp. Zuweilen ſtürzte ein Pferd, ſprang aber ſogleich wieder auf, und wir bewunderten das Feuer und die Ausdauer der kleinen Thiere.

Abends gegen vier Uhr kamen wir in die Nähe von Schumla. Die Höhen, welche uns noch den Anblick der Stadt entzogen, waren mit alten zerfallenen Batterien und Erdſchanzen bedeckt. Beim Näherreiten ſahen wir, daß dieſelben gegen die Stadt gerichtet waren, ſo wie auch tief im Thal ein anderes Werk, das wie eine Breſchebatterie zu ſeyn ſchien — wahrſcheinlich Ueberbleibſel der Angriffslinie der Ruſſen aus dem Kriege im Jahr 1829. Die Straße wandte ſich rechts um einen Felſenvorſprung, und jezt machten wir wie angefeſſelt Halt: unten im Thale lag Schumla vor uns und bot, von der ſinkenden Abendſonne beleuchtet, einen wunderherrlichen Anblick. Rings war die Stadt umgeben, und ich möchte ſagen durchflochten mit Weingärten voll reifer Trauben, aus denen die vergoldeten Minarets und weißen Häuſer auf's Freundlichſte herausſahen. Hinter ihr hob ſich der majeſtätiſche Balkan mit ſeinen blauen, zackigten Kuppen, den herrlichſten Hintergrund bildend. Es that mir faſt leid, daß ich dieſe Stadt betreten mußte, daß ich nicht mit dieſem großartigen Bilde in der Erinnerung vorbeiziehen konnte: es war ja eine türkiſche Stadt, eine goldene Frucht, die innen fault.

Kaum hatten unſere Pferde die Außenwerke der Feſtung betreten, ſchlechte Erdaufwürfe, mit verfaulten und zerſchoſſenen Palliſaden beſetzt, ſo ſanken ſie auch ſchon bis an die Knöchel in den Moraſt, der die Straßen bedeckte. Beim Chan angelangt, wurden wir ſofort in das Loch geführt, wo wir die Nacht zubringen ſollten: Lehmwände, der nackte Dachſtuhl als Plafond, geſtampfter Koth als Fußboden. Der Tartar machte uns auf die finſtere Miene, welche wir ihm zeigten, begreiflich, es ſey das beſte Wirthshaus in Schumla, und man werde das Zimmer gehörig einreichten, wenn wir uns ein wenig in der Stadt umſehen wollten. Wir folgten ſeinem Rathe, kletterten einige Straßen hinauf, die ſich an den Berg lehnen, und fanden denſelben Schmutz wie in Rutſchuk und Razgrad. Welches Leben könnte ſich hier entwickeln, in reizender Gegend, auf dem fruchtbarſten Boden, wollte der Türke ſeine grenzenloſe Faulheit ablegen und ſich aus dem Schmutz, in den er verſunken, erheben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bremen, Januar.

Kirchlicher Streit.

Mit dem alten Jahre laſſen ſich die Akten unſeres kirchlichen Streites ſo ziemlich ſchließen. Wenigſtens haben die jezt noch zu erwartenden Streitſchriften nicht mehr auf die Theilnahme im Publikum zu rechnen, deren ſich die frühern erfreuten; es wird nicht mehr vorkommen, daß mehrere Auflagen in einer Woche vergriffen werden. Und auf einen ſolchen Antheil des Volks kommt es bei dergleichen Streitigkeiten doch hauptſächlich an; ein rein wiſſenſchaftliches Intereſſe darf eine Frage nicht anſprechen, die nur auf dem Boden von wiſſenſchaftlich längſt abgefertigten Richtungen Geltung hat. — Paſtor Paniel rechtfertigte das verzögerte Erſcheinen ſeiner Schrift gegen Krummachers „theologiſche Replik" durch den Umfang derſelben. Mit zehn Bogen rückt er ſeinem Gegner zu Leibe. In der Vorrede erklärt er, auf etwaige fernere Angriffe durch eine Geſchichte des Pietismus antworten und darin beweiſen zu wollen, daß dieſe Richtung ihre Quelle im Heidenthum habe. Das müßte freilich eine

Digitized by Google

Quelle à la Arethusa seyn, die lange unter der Erde fortgelaufen, ehe sie auf christlichem Boden zum Vorschein gekommen. Im Uebrigen übt er gegen seinen Angreifer das Recht der Retorsion, indem er ihm, abgesehen von den Vorwürfen, die dem Pietismus gewöhnlich gemacht werden, fast jedes feindselige Wort gewissenhaft zurückgibt. Auf diese Weise reducirt sich der ganze Kampf am Ende auf eine Wortklauberei; halbwahre Behauptungen fliegen wie Spielbälle herüber und hinüber, und es käme in lezter Instanz nur auf eine Begriffsbestimmung an, die denn doch wohl vor dem Streite hätte aufgestellt werden müssen. In diese Lage wird sich aber der Rationalismus der Orthodoxie gegenüber immer versezt finden. Er hat dies seiner schwankenden Stellung zu danken, in der er bald als neue Entwicklung des christlichen Geistes, bald als dessen ursprüngliche Form gelten will, und in beiden Fällen die biblischen Schlagwörter der Orthodoxie — nur mit veränderter Bedeutung — zu den seinigen macht. Er ist nicht ehrlich gegen sich selbst und gegen die Bibel; die Begriffe Offenbarung, Erlösung, Inspiration haben in seinem Munde eine höchst unbestimmte und schielende Fassung. — Die verstandesmäßige Trockenheit des Rationalismus hat in Paniel eine seltene Höhe erreicht. Mit einer abschreckenden, mehr Wolfschen als Kantischen Logik sezt er seinen höchsten Ruhm darein, alle Gliederungen seines Werks recht grell hervorspringen zu lassen. Seine Ausführungen sind nicht das lebendige Fleisch, mit dem er das logische Gerippe umkleidet, sie sind in weichlicher Sentimentalität getränkte Lappen, die er an den vorragenden Ecken des Kirchengerüstes zum Trocknen aufhängt. Dann jene wässrigen Exkurse, an denen man trotz der orthodoxesten Stichwörter den Rationalisten überall erkennt, liebt Paniel ebenfalls sehr; nur weiß er sie nicht mit der Verstandesdürre zu verschmelzen, und sieht sich oft genöthigt, den schönsten Phrasenstrom durch ein Erstens, Zweitens und Drittens zu unterbrechen. Es ist aber nichts widerwärtiger, als diese ohnehin geschmacklose Weichlichkeit, wenn sie systematisch auftritt. Das Interessanteste des ganzen Buchs sind die Auszüge aus Krummacherschen Schriften, aus denen die trasse Dentart dieses Mannes in ihrer ganzen Schärfe hervorleuchtet. — Die Entschiedenheit, mit der der Rationalismus hier auftrat, veranlaßte die Prediger der Gegenpartei zu einer Gesammterklärung, die in einer Brochüre niedergelegt und von zweiundzwanzig Predigern unterzeichnet wurde. Sie enthält die Grundsäze der Orthodoxie in zusammenhängender Darstellung und mit halbversteckter Bezugnahme auf die Thatsachen des schwebenden Streites. Eine beabsichtigte Erklärung der sieben rationalistischen Prediger unterblieb. Man würde indeß sehr irren, wollte man nach dem Verhältniß der Predigerzahl auch das Verhältniß der Parteien im Publikum schäzen.

(Fortsezung folgt.)

Lyon, December.

(Fortsezung.)

J a c q u a r d.

Man hat in Frankreich oft die Frage aufgeworfen: ist das Genie eine Gabe der Natur oder wird es erworben? Jacquard kann für beide Meinungen angeführt werden. Kaum konnte er sich als kleiner Knabe seiner Hände bedienen, so war er auch schon Tag und Nacht daran, hölzerne Häuser, Hausgeräth, Thürme, Kirchen, Mühlen und andere ähnliche Gegenstände zu bauen. Dieser mechanische Verstand war beim Knaben Instinkt; aber bei der Erfindung seines Webstuhls war es anders. Dreißig Jahre lang mußte er darüber nachdenken, und nur durch unermüdliche Beharrlichkeit brachte er ihn zu Stande. Seinem ganz ungebildeten Geist mußte eine gewaltige Kraft inwohnen, um ganz allein, ohne mechanische Vorkenntnisse, ohne wissenschaftliche Hülfe nicht nur die Lösung der mathematischen Probleme zu finden, sondern auch seine Gedanken andern mittheilen zu können, ihnen alle Stücke seiner neuen Maschine, das Spiel derselben begreiflich zu machen. Endlich stand also der Jacquardsche Webstuhl in der Hauptsache da. Dabei aber blieb es nicht. Im Jahr 1804 hatte die Gesellschaft der Künste in London einen ungewöhnern Preis für die Erfindung eines Webstuhls ausgesezt, auf dem Neze zur Fischerei verfertigt werden könnten, die bisher nur Handarbeit waren. Die französische Gesellschaft zur Aufmunterung des Gewerbfleißes sezte für dieselbe Entdeckung eine goldene Medaille aus. Jacquard hätte gern diese nationale Auszeichnung erhalten, an der ihm mehr lag, als am englischen Geldpreis. Er machte nach seiner Gewohnheit selbst die Werkzeuge zu seinen Versuchen. Oft stand er mitten in der Nacht auf, um einen Gedanken auszuführen, der ihm eben gekommen war. Seine Bemühungen waren aber von keinem Erfolg, und er hatte sie schon mehrere Monate liegen lassen. Indessen hatte der Präfekt des Rhonedepartements darüber nach Paris berichtet, und die Regierung fürchtete, Jacquard, vom englischen Gelde gelockt, möchte die Erfindung für dieses Land machen. Auf einmal wurde daher Jacquard aufgehoben und mit Bedeckung nach Paris geführt, ein Verfahren in einer Republik, das ziemlich russisch aussieht. In Paris wurde er geradezu in's Conservatorium der Künste gebracht, und da empfing ihn Carnot mit den Worten: „Du willst also machen, was Gott selbst nicht machen kann, einen Knoten mit gespannter Schnur?“ Jacquards Versicherung, daß er in der Sache noch gar nichts geleistet, half nichts. Ihm wurde ein großes Zimmer zum Arbeiten angewiesen, das er nicht verlassen durfte. Dagegen wurden ihm alle Werkzeuge und Arbeiter geliefert und zugegeben; er selbst aber war wie ein Gefangener, denn er durfte ohne Begleitung nicht ausgehen. Er sollte den Webstuhl für Fischernetze ausführen, den er schon in Lyon entworfen hatte. Es gelang ihm und er arbeitete damit vor den ausgezeichnetsten Gelehrten und Technikern der damaligen Zeit. Schon am folgenden Tag wurde er nicht nur seiner Haft entlassen, sondern erhielt auch die ausgesezte große goldene Medaille und ward Mitglied des Conservatoriums mit dreitausend Franken Gehalt. So entstand seine Pension, die er bis zum Tod bezogen hat, wiewohl nicht fortdauernd von der Regierung, sondern von seiner Vaterstadt Lyon. Sie hatte ihn wiederholt von der Regierung reklamirt, weil sie seiner Hülfe selbst nothwendig für ihre Fabriken brauchte. Sie übernahm es, ihm seine Pension künftig zu zahlen. Es ist also ein Irrthum, wenn behauptet wird, Jacquard habe für seine wichtige Erfindung nichts von seinem Vaterland erhalten. Immer aber war dies ziemlich wenig, zumal wenn man es mit dem zusammenhält, was einige Zeit später in Elberfeld für den Fabrikanten geschah, der dort den Jacquardschen Webstuhl einführte. Auf den Bericht der Landesbehörden erhielt derselbe von der preußischen Regierung zur Belohnung ein ansehnliches Landgut.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 16. Januar 1841.

He makes our profession as it were to stink, afore the face of the gods.

Shakespeare.

Brüſſeler Briefe.

Der Buchhandel eines Landes kann ohnſtreitig als eines der ſicherſten Thermometer dienen, um den Wärmegrad ſeiner Bildung anzuzeigen. Wenn ich über den hieſigen Buchhandel hier einige Mittheilungen mache, ſo geſchieht es nur aus dieſem Geſichtspunkte. Man ſieht in Deutſchland auf den Buchhandel einer jeden andern Nation, ſelbſt wenn er nicht, wie in Belgien und bisher in Italien, ein Piratenleben führt, ohngefähr mit derſelben Vornehmheit herab wie die engliſche Marine auf die der übrigen Völker. Auf dem Papiere ſind die Deutſchen die erſte Nation. Auf dem Papiere findet der Deutſche alle Wünſche, die ihm im Leben verſagt ſind, realiſirt. Wünſcht ihr ein deutſches Imperium? eine Kammer, wohin alle deutſchen Stämme ihre Deputirten ſenden? Geht nach Leipzig, oder bittet den erſten beſten Fuhrmann, der den Stuttgarter, Frankfurter, Berliner, Hamburger, Wiener Bücherballen wöchentlich dahin führt, daß er ihn euch öffne. Ihr werdet darin mehr Deputirte finden, als die franzöſiſche Kammer ſelbſt nach der ausgedehnteſten Wahlreform aufweiſen könnte. Oder liebt ihr eine Republik nach amerikaniſchem Muſter? eine Habeas-Corpus-Akte im engliſchen Geſchmack? Schlagt das große Reichsregiſter zu Oſtern und Michaelis auf. Wie wimmelt es da jedes Jahr von neuen Anſiedlern! Da übt keine Stadt eine Suprematie über die übrigen aus, da bedarf es nicht des ariſtokratiſchen Namens: Paris, London ꝛc. auf dem Titel, um dem Buche eine Stellung zu geben; da gilt der Mann ſelbſt, und der kleinſte Marktflecken zählt gleich der Hauptſtadt. Und herrſcht im deutſchen Styl nicht noch größere Freiheit der Individualität als in der engliſchen Verfaſſung? Da gibt es keine Akademie, die dem Schriftſteller ihre ſteifleinene Uniform aufzwingt. Wer nur mit der Feder über das Papier hinſtreift, hat das Recht, nach Willkühr dabei zu verfahren, ſogar die Cenſoren.

Die umgekehrte Seite dieſes Bildes iſt Belgien. Dieſes Land, welches ſich das freieſte auf dem ganzen Kontinente rühmen kann, iſt auf dem Papiere ein Sklave, der unterwürfigſte Diener jeder fremden Geiſtesherrſchaft, und ſelbſt die wenigen Momente des Selbſtgefühls werden durch den Heloteneifer der Buchmäkler erſtickt. Man ſagt, in einem wahren Trauerſpiele dürfe der Held nur in Folge einer tragiſchen Schuld unterliegen. Wenn ich das dramatiſche Leben des vorigen Königs von Belgien durchſuche, um für die Kataſtrophe von 1830 die tragiſche Schuld zu finden, ſo möchte ich bei dem Geſetze ſtehen bleiben, welches den Nachdruck nicht nur erlaubte, ſondern beſchützte. Ein König gibt ſeinen Unterthanen das Recht, Andere zu berauben, und dieſe berauben ihn

Digitized by Google

dann ſeines eigenen Rechtes. Einmal gewohnt, die Werke der Franzoſen nachzudrucken, druckte man auch ihre Thaten nach; die Revolution, die in Paris im Juli erſchien, wurde hier in einer wohlfeilen Ausgabe und kleinerem Format im September nachgedruckt. — Sonderbar! der erſte Brüſſeler Volksauflauf in jener denkwürdigen Spätſommernacht 1830 war gegen den Laden eines Buchhandlers gerichtet. War dies vielleicht ein tragiſcher Witz der Geſchichte?

Aber das Volk hat die tragiſche Schuld des Königs übernommen, indem es jenes Geſetz auch nach der Revolution beibehalten. Der Dolch der Ahnfrau hängt noch an der Wand und die junge Nationalität droht an ihm zu verbluten. Man kann nicht leugnen, das Bewußtſeyn, daß die junge Nation eines geiſtigen Mittelpunkts bedarf, um einen geſchichtlichen Beſtand zu erhalten, lebt hier in allen Herzen, und die Beſtrebungen, einen ſolchen zu gründen, ſind oft wahrhaft rührend. Gänzlich blind iſt man aber für die Anſchauung, daß der Nachdruck die ſelbſtſtändige Entwicklung eines nationalen Gedankenlebens am meiſten darniederhält. Für die zwei bis dritthalb Millionen Franken, welche nach den ſtatiſtiſchen Tabellen jährlich durch den Nachdruck in Umlauf geſezt werden, und wozu das Ausland nur wenig mehr als die Hälfte beiſteuert, werden die innigſten Intereſſen des Landes verkauft. Die Flamänder ſchicken Petitionen an die Kammer, um ihrer Sprache ein höheres Recht zu erwerben, als ſie bis jezt beſizt, errichten Clubs, Journale, um die Verbreitung derſelben zu fördern, und ſchleudern Donnerkeile und Kriegserklärungen gegen die Regierung, von der ſie den flämiſchen Dialekt zum Vortheil der franzöſiſchen Sprache herabgeſezt glauben; aber Keinem kommt es in den Sinn, gegen den Nachdruck eine Petition einzureichen, Keiner denkt daran, daß durch die ungeheure Ausbreitung dieſer Induſtrie die franzöſiſche Sprache eine maßloſe Ausdehnung im Lande gewinnt, und daß die Editionen zu 75 Centimes per Band auch in der niedrigſten Hütte den Franzoſen Terrain erobern. Die katholiſche Partei kämpft gegen die liberale mit allem Zorn eines erbitterten Feindes, errichtet Univerſitäten und Schulen auf ihre eigenen Koſten, legt die Freimaurer in Bann, hält Prozeſſionen und öffentliche Pilgerfahrten, bewacht jede Bewegung ihrer Gegner mit unermüdlichem Auge und ſorgt mit geiziger Angſt, daß ihre Majorität in der Kammer nicht geſchmälert wird. Nun wohl, ihr habt die Majorität im Lande und unter ſeinen Repräſentanten, warum ſorgt ihr denn nicht dafür, daß ein Geſetz durch die Kammer geht, welches dem Nachdruck ein Ende macht? Seht ihr denn nicht ein, daß die fenne France die gefährlichſte Feindin des alten Roms iſt? daß der Nachdruck mehr atheiſtiſche und glaubenszerſtörende Miſſionäre in das von euch ſo ſorglich bewachte Land ausſchickt, als alle eure Jeſuitenkollegien und Löwener Univerſitätsprofeſſoren auszubilden im Stande ſind?

(Fortſetzung folgt.)

Landreiſe von Rutſchuk nach Conſtantinopel.

(Fortſetzung.)

Schumla, von Ferne ſo entzückend ſchön, macht auf den Fremden, der es betritt, den unheimlichſten Eindruck, und man kann erſt draußen, in der freien Natur, wieder ruhig athmen. Wir beſahen mehrere Kirchhöfe, fanden ſie aber nicht ſo ſchön und poetiſch, wie ſie uns gerühmt werden. Es ſind große Plätze, mit Unkraut bewachſen und vielen langen, ſchmalen Steinen beſezt. Hie und da zeigt der ausgehauene Turban, daß er die Gebeine eines vornehmen Türken deckt. Von Luſtwandelnden habe ich nichts bemerkt; die Plätze lagen, einige ausgehungerte Hunde abgerechnet, die ſich darauf herumtrieben, ganz einſam da. Sehr ſchön und angenehm ſind dagegen die vielen Brunnen mit klarem, herrlichem Waſſer, die man hier zu Lande auf allen Wegen und Plätzen findet. Wir ſind auf unſerem Ritt nach Stambul wenigſtens alle zwei Stunden an einem ſolchen vorbeigekommen. Es ſind vier Fuß hohe ſteinerne Niſchen, mit eiſerner Röhre, auch fehlt nie der hölzerne Becher, der bei uns den erſten Tag geſtohlen oder verdorben wäre. Ehrlichkeit iſt überhaupt ein ſchöner Zug im Charakter der Türken. Trotz der überall ſichtbaren Armuth reiſt man nirgends ſo ſicher wie hier. Man kann bei Nacht ſeine Sachen auspacken und wird auch keine Stecknadel vermiſſen. Raub und Mord kommt ſelten oder nie vor.

Als wir in unſern Gaſthof zurückkamen, ſah der Stall etwas wohnlicher aus. Man hatte den Boden mit Matten und Kiſſen bedeckt, ein Feuer loderte im Kamin, und kaum hatten wir uns gelagert, ſo brachte der Tartar einen großen Topf mit gekochtem Reis (dem berühmten Pillau) und zwei Hühner, welche er herausnahm, mit den Fingern zerriß und vorlegte. Daß uns dies Abendbrod nach einem Ritt von fünfzehn Stunden und einer durchwachten Nacht herrlich ſchmeckte, brauche ich nicht zu ſagen; auch ſchliefen wir gut und ſezten am andern Morgen um fünf Uhr unſere Reiſe fort. Heute hatten wir eine Tour vor uns, welche man uns in Wien und auf dem Dampfboot als mit faſt unüberwindlichen Hinderniſſen beſäet geſchildert hatte — den Uebergang über den Balkan. Außer Schnee und Eis, womit

Digitized by Google

in dieſer Jahreszeit das Gebirge bedeckt ſeyn ſollte, hatte man uns fürchterliche Winde angekündigt, welche Mann und Roß in Abgründe ſchleudern könnten, hatte Räuber und Mörder heraufbeſchworen und uns deßhalb beim Abſchiede wehmüthig die Hand geſchüttelt, wie zum Nimmerwiederſehen. Von Alle dem ſahen wir nichts, als wir auf den kleinen, ſichern Pferden die ſteilen Abhänge emporkletterten. Es war ein ſchöner Tag, der Nebel ſank, ein herrlicher blauer Himmel, dunkler als in Deutſchland, wölbte ſich über uns. Wir überſtiegen den Balkan in drei Abſätzen. Der erſte Abhang war ſchon ziemlich ſteil; doch konnte man das Steingerölle, in dem ſich unſere Pferde hinaufarbeiteten, allenfalls noch eine Straße nennen. Wir trafen dann und wann zwei-, dreihundert Fuß lange Strecken einer Römerſtraße, welche an manchen Stellen noch ziemlich gut erhalten war. Von der Faulheit und Sorgloſigkeit der Türken ſahen wir wieder ausgezeichnete Beiſpiele. Um ſich auf ihren Streifzügen Feuer zum Kochen zu verſchaffen, hatten ſie hie und da die ſchönſten Eichen niedergebrannt, ohne ſie umzuhauen; ſie legen dabei unten an den Stamm Feuer, und wenn der königliche Baum hinſtürzt, laſſen ſie ihn ruhig verbrennen bis zur Krone, kochen dabei ihr Pillau und rauchen ihre Pfeifen.

Den Fluß Camezik, der ſich ziemlich reißend durch ein Thal des Balkan windet, durchritten wir, ſahen an ſeinen Ufern das maleriſch gelegene Dorf Camoſikmala und kamen zum zweiten Abſatz des Gebirges, den wir größtentheils mittelſt des ausgetrockneten Bettes eines Waldſtroms erſtiegen. Derſelbe wand ſich an manchen Stellen ſehr ſteil zwiſchen himmelhohen Felſen durch, wobei ſich die Kraft und Gelenkigkeit der kleinen Pferde erſt recht erprobte. Wie Ziegen kletterten ſie empor, ohne je ſtehen zu bleiben, eines dem andern nach. Es war ſonderbar anzuſehen, wie ſich die Karavane zwiſchen den grauen Steinen und verkrüppelten Eichen ſchlangenartig durchwand. Als es Abend wurde, befanden wir uns nicht mehr weit von der Spitze des Gebirges. Der Himmel war den ganzen Tag über klar und rein geblieben, was uns einen herrlichen Sonnenuntergang verſprach. Aus dem Thal erhob ſich der bläuliche Nebel, mit dem wir zu der von der Abendſonne beleuchteten Felſenkrone emporſtiegen. Endlich erreichten wir die Höhe. Da lag das Gebirge rings um uns, ruhig und groß, in den ſchönſten Farben vom Schwarz der Nacht, das den Fuß der Berge umgab, in hundert Tönen zum hellen Gold ihrer Spitzen; ein wunderſchöner Anblick! darüber der ſternbeſäete Himmel mit der jungfräulichen Mondſichel, die ſchüchtern hinter einigen Tannen hervorlugte. Ueber unſern Häuptern kreiſte ein mächtiger Adler und ſtieg höher und immer höher; wir ſahen ihn noch von der Sonne beleuchtet, als ſie unſern Blicken längſt entſchwunden war. Was uns aber an dieſer Stelle beſonders freundlich, ja rührend anſprach, war ein einſamer Kiosk, eine Laube von wilden Reben, die auf der äußerſten Ecke eines Felſen ſtand. Wer mochte ſie gebaut haben? Alles war roh gearbeitet, und doch lag ein eigener Reiz auf dem Ganzen. Sie ſtand auf der ſchönſten Stelle des Bergrückens und gewährte eine Ausſicht weithin über die Ausläufer des Gebieges. Was mochte das Herz gefühlt haben, das ſie errichtet? War es vielleicht Balſam für ſeine Schmerzen, ſo hinausſehen zu können in die Welt? war ihm vielleicht dorthin ein geliebtes Weſen entſchwunden, und der gefeſſelte Körper konnte nur den feelen Blick der enteilenden Staubwolke nachſenden?

Unſere Station wäre für heute Karnabat geweſen; indeſſen hielt es der Tartar wegen der Dunkelheit und des wirklich gefährlichen, ſteinigten Weges für zweckmäßig, in einem kleinen Dorfe, Dobrol, welches wir in einer Stunde erreichten, zu übernachten. Wir kehrten bei einem griechiſchen Bauer ein. Hamſa, der edle Tartar, bereitete ein Pillau, und T., der treffliche, ſchlachtete eigenhändig zwei Hühner. Unſere Wirthin rückte einen hölzernen Teog in die Mitte des Zimmers, rührte Mehl mit Waſſer an und knetete hieraus einen ziemlichen Kuchen, der in die Holzaſche gelegt wurde und unſer Brod geben ſollte. Nach einer halben Stunde wurde er herausgezogen, mit einer eiſernen Schaufel gereinigt, und ich für meine Perſon muß geſtehen, daß er äußerſt ſchlecht ſchmeckte. Dank den vierzehn Stunden, die wir heute über Stock und Stein geritten, ſchliefen wir recht gut, und Hamſa mußte am andern Morgen ſein Heide gidelum (fort, wir wollen gehen!) mehrere Male ſchreien, ehe wir uns auf die Pferde ſchwangen. Wir verließen um fünf Uhr Dobrol und kamen um neun nach Karnabat, wo wir Pferde wechſelten, Trauben und Kaffee genoſſen und ein Nargileh (Waſſerpfeife) dazu rauchten. Hier erhielten wir gute Pferde, die wir aber auch brauchen konnten; denn heute waren unſere beiden Reitknechte jung, und ſo munter, daß wir faſt beſtändig ſcharfen Trab ritten.

Unſer Weg ging durch ſehr couplirtes Terrain, Ausläufer des Balkan, meiſtens mit niedrigem Geſträuch bewachſene Haiden, bergauf und ab. In meinem Leben habe ich keinen wildern Ritt gemacht. Wir jagten durch Schluchten und über Gräben weg, unſere Führer mit ihrem ſonderbaren Geſchrei ſtets an der Spitze. Bald ging's durch einen Bach, daß das Waſſer über unſerem Kopf zuſammenſchlug, bald unter alten Eichen hinweg, wo man ſich auf den Hals des Pferdes legen mußte, um nicht die Mütze zu verlieren oder ſich gar die Stirne blutig zu ſtoßen, was mir indeſſen doch begegnet iſt. Unſere Pferde ſind Abhänge hinabgelaufen, an denen ein Fußgänger einen Augenblick fragen würde: „ſoll ich

Digitized by Google

oder ſoll ich nicht?“ Aber wir mußten nach, unſer Tartar war wie beſeſſen und ſchrie in Einem fort: Heide, Heide! während er auf ſeinem kleinen Pferdchen dahin ſprengte. Als es dunkel wurde, wuchſen die Gefahren; aber die Führer kümmerten ſich um nichts und ritten durch dick und dünn, und hätte nicht Baron T. die Spitze genommen und ſtets gerufen: „Achtung! ein Stein! ein Loch! ein Baumaſt! u. ſ. f., ſo wären wir ſicher nicht ganz auf der Station angelangt. Wir kamen indeſſen glücklich nach Taki, und brachen den folgenden Morgen ſehr zeitig auf; wir hatten bis Adrianopel neunzehn Stunden, und wollten es noch bei guter Zeit erreichen.

Wir ritten ſcharf durch ſehr unintereſſantes Terrain, bis Nachmittags, wo eine unabſehbare Ebene ſich vor uns ausbreitete, in welcher einige von uns, obgleich ſehr undeutlich, vier Minarets faſt am Horizont ſahen — Adrianopel. Wie jubelten wir beim Anblick der zweiten Hauptſtadt des Reichs! Dort wollten wir einen Tag raſten, und dann wieder

Immer zu, immer zu,
Ohne Raſt und Ruh'!

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bremen, Januar.

(Fortſetzung.)

Kirchlicher Streit.

Die große Mehrzahl der pietiſtiſchen Prediger wird durch die Pfarrer des Gebietes gebildet, denen theils ein temporäres Ueberwiegen ihrer Partei, theils ein gelinder Nepotismus ihre Stellen verſchafft hat. Im Gegentheil hatten im Publikum die Rationaliſten der Zahl nach den Pietiſten wenigſtens die Wage, und es fehlte ihnen nur ein energiſcher Vertreter, um ihnen das Bewußtſeyn ihrer Stellung zu geben. In dieſer Hinſicht iſt Paniel von unberechenbarem Werthe für ſeine Anhänger; er beſitzt Muth, Entſchiedenheit und in mancher Hinſicht auch Gelehrſamkeit genug, und es fehlt ihm nur an rhetoriſchem und Schriftſtellertalent, um Bedeutendes zu wirken. Seitdem ſind mehrere, meiſt anonyme Schriftchen erſchienen, die aber alle ohne Einfluß auf die Stimmung des Publikums blieben; vor wenigen Tagen kam ein Bogen „Unpietiſtiſche Reime“ heraus, der ſeinem Verfaſſer indeß keine beſondere Ehre macht, und nur der Merkwürdigkeit wegen erwähnt werden muß. Vom Hauptſtimmführer der Bremiſchen Pietiſten, dem talentvollen Prediger J. L. Mallet, iſt eine Schrift in Ausſicht geſtellt: „Dr. Paniel und die Bibel;“ doch wird auch dieſe kaum auf Beachtung von Seiten der Gegenpartei rechnen dürfen, und ſo kann man den Kampf für beendigt annehmen, und die Thatſachen als abgeſchloſſen unter einem allgemeinen Geſichtspunkte zuſammenfaſſen. — Man muß geſtehen, daß der Pietismus ſich diesmal mit mehr Geſchicklichkeit benommen hat als ſein Gegner. Er hatte übrigens auch manches voraus gegen den Rationalismus, eine zweitauſendjährige Autorität, und eine, wenn auch einſeitige, wiſſenſchaftliche Ausbildung durch die neuern orthodoxen und halborthodoxen Theologen, während der Rationalismus in ſeiner ſchönſten Entwicklung zwiſchen zwei Feuer genommen, von Tholuck und Hegel zugleich angegriffen wurde. Der Rationalismus iſt nie klar geweſen über ſeine Stellung zur Bibel; die unglückliche Halbheit, die anfangs entſchieden offenbarungsgläubig erſchien, aber bei weitern Conſequenzen die Göttlichkeit der Bibel ſo reſtringirte, daß faſt nichts davon übrig blieb, dieſes Schwanken ſetzt den Rationalismus jedesmal in Nachtheil, ſobald es ſich um bibliſche Begründung von Lehrſätzen handelt. Warum die Vernunft preiſen, und doch keine Autonomie proklamiren? Denn wo von beiden Seiten die Bibel als gemeinſame Baſis anerkannt wird, da hat der Pietismus immer Recht. Aber außerdem war auf Seiten des Pietismus diesmal auch das Talent. Ein Krummacher wird im Einzelnen manche Geſchmackloſigkeit vorbringen, nie aber ſich ganze Seiten lang in ſo nichtsſagenden Redensarten umdrehen können, wie Paniel thut. Das Beſte, was von rationaliſtiſcher Seite geſchrieben wurde, waren „die Verfluchungen,“ als deren Verfaſſer ſich W. E. Weber bekannte. G. Schwab ſagte einmal von Strauß, er zeichne ſich vor dem großen Haufen der Gegner des Poſitiven durch einen empfänglichen Sinn für das Schöne in jeder Geſtaltung aus. Durch dieſelbe Bezeichnung möchte ich Weber aus dem rationaliſtiſchen Haufen hervorheben. Er hat durch eine ſeltene Kenntniß der griechiſchen und deutſchen Klaſſiker ſeinen Horizont erweitert, und kann man auch ſeinen Behauptungen, namentlich den dogmatiſchen, nicht immer beiſtimmen, ſo muß die freie Geſinnung und die edle, kräftige Diktion doch ſtets Anerkennung finden. Einer kürzlich erſchienenen Gegenſchrift geben alle dieſe Eigenſchaften ab. Eine eben hier antommende Schrift: Paulus in Bremen, iſt nicht ohne Witz geſchrieben und enthält pikante Seitenhiebe auf politiſche und ſociale Zuſtände Bremens, ſchließt aber eben ſo wenig etwas ab, als die bereits erwähnten. — Für Bremen ſpeciell war dieſer Streit von großer Bedeutung. Die Parteien ſtanden ſich gedankenlos gegenüber, ohne daß es weiter als zu kleinlichen Häckeleien kam. Der Pietismus ging ſeinen eigenen Zwecken nach, während der Rationalismus ſich um ihn nicht kümmerte und eben deßhalb manche ſchiefe Vorſtellung von ihm hatte. Im Miniſterium, das heißt der geſetzlichen Verſammlung aller reformirten und unirten Prediger der Stadt war bisher der Rationalismus nur durch zwei, und noch dazu ſehr ſchüchterne Mitglieder vertreten; Paniel trat gleich nach ſeiner Ankunft entſchiedener auf, und man hörte ſchon von Mißhelligkeiten im Miniſterium. Jetzt, ſeitdem durch Krummacher der Streit angefacht wurde, weiß jede Partei, woran ſie iſt. Der Pietismus wußte längſt, daß ſein Autoritätsprincip mit der Baſis des Rationalismus, der Vernunft, nicht in Uebereinſtimmung zu bringen war, und ſah in dieſer Richtung ſchon bei ihrem Emporkeimen mit Recht einen Abfall von dem altorthodoxen Chriſtenthum. Jetzt hat auch der Rationaliſt eingeſehen, daß ſeine Ueberzeugung nicht durch eine andere Exegeſe vom Pietismus getrennt iſt, ſondern in geradem Gegenſatze zu ihm ſteht. Jetzt erſt, nun die Parteien ſich gegenſeitig erkennen, kann die Vereinigung auf einem höhern Standpunkte geſchehen, und im Hinblick darauf die Zukunft ruhig abgewartet werden.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. Januar 1841.

Der Muttersprache Laut im fernen Lande wirkt im Wanderer, wie das Frühlingslied der Lerche im Gefangenen, Schmerz und Wonne, Sehnsucht und Wehmuth.

Herder.

Aus den Papieren eines abenteuernden Offiziers.

Deutsche in den Kaffeehäusern Pamplonas.

Seit zwei Monaten befinde ich mich auf dem Kriegsschauplatz in Navarra und komme eben von einem Kriegszug in die carlistischen Gebirge zurück, auf dem wir unsägliche Strapazen, Entbehrungen und eine entsetzliche Kälte im Schnee und Eis der Hochkette — die Winter sind hier überhaupt sehr frisch — ausgestanden und keine Freuden dafür geerntet haben. Das Hauptquartier mit dem ganzen Stab, zu dem auch ich gehöre, befindet sich in Pamplona, und da ein großer combinirter Angriff auf das innere Bollwerk der Carlisten vorbereitet, wahrscheinlich jedoch bis in die ersten warmen Tage des anbrechenden Frühlings hinausgeschoben wird, so hoffe ich, das bewegte Kriegsleben werde mir eine vierzehntägige Muße vergönnen, um einiges von den kleinen Begegnissen aufzuzeichnen.

Noch im Bereich der Festungskanonen Pamplonas liegen unten in der weiten, rings von hohen, schneebedeckten Bergen umringten Thalebene zwei ehemalige Abteien, nicht weit von einander. Beide Klöster dienen gegenwärtig zu Kriegsdepots und haben eine kleine Besatzung. Das entferntere ist mit einer angemessenen Verschanzung umgeben, die sich an die Arga anlehnt; das andere, eine Niederlage für Waffen, Pferde und andere Dinge, von einer Kompagnie Haldinvaliden besezt, ist bis jezt nicht befestigt worden, zur großen Besorgniß seiner Einwohnerschaft. Die Carlisten, die die Spitzen ihrer Vorhut vom Ulzamathal aus bis auf eine Stunde von Pamplona vorschieben, könnten einmal in dunkler Mitternacht auf den Gedanken gerathen, aus jenem Thale über eine nahe Bergwand zu steigen, ungehemmt auf das offene Kloster vorzurücken, es zu überrumpeln und in Brand zu legen, ehe von der Festung aus Hülfe anlangen könnte. Deßhalb erhielt ich gestern Befehl, mit einem Ingenieuroffizier die schleunige Befestigung des Depots gegen einen Handstreich anzuordnen. Die Sache ist leicht: durch die Mauern der vorliegenden Gärten und einige Wände werden Schießscharten gebrochen, ein kleiner Graben gezogen und zur Seiten- und Kehivertheidigung einige Tambours aufgemauert. Mehr bedarf es nicht, um so weniger, als das Gebäude auch im Innern von Raum zu Raum und von Stockwerk zu Stockwerk vertheidigt werden kann. Unter diesen Anordnungen stieß ich zu meiner großen Ueberraschung auf eine deutsche Militärfamilie, die in dem Kloster wohnt. Sie besteht aus einem halbinvaliden Kapitän, seiner Frau und ihren Kindern. Die Frau ist ein liebes Mütterchen, das jedesmal bei der Erwähnung von Deutschland

Digitized by Google

Thränen vergießt, so gewiß wie der Pater auf der Kanzel beim Nennen eines andern heiligen Namens seine Kappe abhebt. Mit wie viel Fragen haben sie mich bestürmt! Durchaus wollten sie von mir wissen, ob der spanische Krieg zu Ende gehe und sie die Länder jenseits der Pyrenäen, namentlich die geliebten Rheinufer wiedersehen würden. Ich habe ihnen Trost und Muth eingesprochen; doch ist die Lage der Eltern und noch mehr der Kinder in dem wilden Kriegsgewühl, in das sie hineingeschleudert sind, wirklich entsetzlich.

Der alte schwatzhafte Hauptmann begleitete mich nach der Stadt zurück und führte mich in ein Kaffeehaus, das sich über den Arcaden am Constitutionsplatz befindet, wo wir mehrere deutsche, Spanien dienende Offiziere treffen sollten. Dem war so. Man trank eine Tasse Kaffee mit Rum, einige auch Rum mit Kaffee. Ich fühlte mich in dieser Gesellschaft leider bald herabgestimmt. Das gutmüthige derbe deutsche Wesen hatte sich zwar bei keinem meiner Landsleute in ein hoffärtig albernes umgewandelt, aber es war doch an die Grenze jener Abstumpfung gerückt, wo es aufhört, angenehm zu seyn oder Werth zu haben. Die einen hatten ihren Ingrimm über Zeit und Lage vertrunken, auf dem Gesicht anderer fanden sich deutliche Spuren innerer Zerrissenheit, das Bewußtseyn eines Lebensbankerotts, ohne die moralische Kraft, sich aus demselben zu reißen. Nur ein Hannoveraner, der in Göttingen studirt hat, sprach ein leibliches Deutsch; der Mischlingsdialekt aus Deutsch, Französisch und Spanisch im Mund der übrigen war nicht anzuhören. Das ärgste Kauderwelsch aber sprach ein tapferer Oesterreicher, der mit einem Bein, das, ich weiß nicht wie viel Dutzend Wunden verkürzt haben, etwas hinkt, ein Original, wie mir noch keines vorgekommen, ein 40jähriger Mann mit dem wilden Feuer und der Kriegslust eines Jünglings. Als Hauptmann erster Klasse kommandirt er in der Hülfsbrigade eine Voltigeurkompagnie, die wegen ihrer Tapferkeit vor allen andern gerühmt wird. In der Heimath hat er sein Gut verpachtet und Haus und Hof verlassen, um, wo nur mit dem Schwert dreingeschlagen wird, seiner Kriegslust zu folgen. Er gilt für den tapfersten Soldaten, für den Ritter der Hülfsbeigabe. Dennoch ist er ungerechterweise im Avancement übergangen worden, weil er sich zur Führung eines Bataillons nicht eignen soll, was im hiesigen Gebirgskrieg allerdings eine viel schwierigere und höhere Aufgabe ist als bei großen Heeresmassen im ebenen Lande, weßhalb auch Napoleon die im spanischen Krieg geübten Offiziere allen andern vorzog. Er murrt nicht darüber, wenn er nur Gelegenheit findet, seine Brust mit immer neuen Dekorationen zu zieren. Er ist groß von Wuchs und schlank wie eine Pappel; ganz dürr und zähe, erträgt er wie ein Spanier alle Strapazen. Er ist der freimüthigste Offizier in der Armee und spricht stets gerade heraus, was er denkt. Die Feinde machen ihm noch nicht Arbeit genug, auch auf dem Duellplatz schlägt und schießt er sich häufig herum. Noch trägt er den von einer Schußwunde verletzten Arm in der Binde, und schon weiß er sich vor Ungeduld nicht mehr zu lassen, daß der Feind in seinen Bergen nicht unablässig aufgesucht werde. Er raisonnirt heftig über die Trägheit der Großoffiziere. „Ich nähme augenblicklich meinen Abschied, sur ma parole," rief er unter andern, „um dieser fièvre putride de los generales espanales zu entfliehen; besser beim Teufel — je crois, qu'il n'est pas si horrible — oder in der Erde, als lebendig verfaulen! Wenn es nur nicht eine Schande wäre, meine Kameraden im Unglück zu verlassen! — aber nein, j'ai partagé sa gloire." — So ging es fort; denn seine Zunge ist so volant und beweglich, wie seine Degenspitze. Bei den Soldaten steht er in großem Ansehen, die französischen Offiziere indeß zucken die Achseln über ihn und geben sich die Miene, seine Tapferkeit, von der man hübsche Geschichten erzählt, für Wahnsinn zu halten. Ich hörte ihm einige Stunden mit Vergnügen zu, doch ermüdeten meine Ohren allmählig dermaßen, daß ich mich gewaltsam losriß und in mein Quartier eilte.

Heute besuchte ich ein anderes geräumiges Kaffeehaus, das zu ebener Erde ebenfalls am Constitutionsplatz liegt. Hier liest man die größern Madrider und Pariser Journale. Neben dem Lesezimmer versuchten eine Menge Offiziere ihr Glück im Spiel; wenn nicht mit bleiernen Kugeln um Leben und Sieg gwürfelt wird, knöchelt der Soldat gern um Geld; das ist so der Lauf in allen Kriegen gewesen. Ich meines Theils fiel mit hastigem Blick über die langentbehrten Zeitungen her und suchte nach Deutschland. In den deutschen Zeitungen findet man wenig Deutsches, während ihre breiten Spalten vom Ausland überschwellen; aber in den nichtdeutschen Journalen findet man über unser Vaterland noch viel weniger, und das Meiste von diesem trägt noch das gewisse Brandmahl der Lüge. Schade nur, daß die Fremden selten oder niemals ein Jahr lang eine deutsche Zeitung zu lesen versucht haben, sonst würden sie sich bald überzeugen, daß wir weit glücklichere Sterbliche sind als sie.

(Fortsetzung folgt.)

Brüsseler Briefe.

(Fortsetzung.)

Die Regierung selbst läuft Gefahr durch den Nachdruck. Der ganze grüne Seifenschaum der Pariser Tagesrevolutionäre, die uneisen Deklamationen des Almanach

Digitized by Google

populaire und ähnliche Schriften finden durch jenen Kanal eine breite Ablagerung in Belgien, und diejenigen Schriften, die selbst in Frankreich mit Beschlag belegt werden, haben hier einen um so größern Absatz, da keine Septembergesetze die Presse beschränken. Von Lamennais neuester Schrift „le pays et le gouvernement" sind hier zwei Ausgaben auf einmal erschienen. Würden diese Schriften solchen Eingang finden, wenn der Nachdruck verboten wäre? Würde die antinationale, antireligiöse und antisociale Literatur das Land in so gefährlichem Grade überschwemmen, wenn der Leselustige die Originalausgabe bezahlen müßte?

Aber außer diesem direkten Nachtheil, den der Nachdruck fast jeder der einzelnen Parteien bringt, gibt es noch einen andern, indirekten, den er dem Lande insgesammt zufügt. Die Unterdrückung der einheimischen Literatur, oder vielmehr der völlige Mangel an einer solchen ist ein Krebsschaden, der aus jenem Uebel sich entwickelt. Dieses Belgien, welches England, Deutschland, Rußland, Italien und die Schweiz mit französischer Literatur versieht, hat innerhalb seiner Marken nicht so viel, um die eigene Blöße zu bedecken; wie Don Ranudo de Colibrados steht es an die Wand gelehnt und zeigt die Vorderseite mit dem reichen Sammtkleide den Leuten, während es den Rücken nur mit einigen armseligen Lumpen bedeckt hat. Sollte man es glauben, daß die belgischen Pressen, die jährlich so viele Millionen Bogen fremden Interessen und Gedanken widmen, noch nicht Zeit gefunden haben, die allernöthigsten Bedürfnisse des eigenen Landes zu stillen? Kein Land ist reicher an Geschichte und doch ist keines so arm daran. Die Goldadern und kostbaren Steine sind da, aber sie liegen mit Schutt bedeckt, denn die Hände fehlen, die sie an's Tageslicht bringen. Die Regierung thut Vieles; erst in einer der lezten Sitzungen der Deputirtenkammer wurde ein neuer Zuschuß von 25,000 Franken jährlich zur Aufmunterung der einheimischen Geschichtsforschung ausgesezt. Einzelne Privaten thun gleichfalls das ihrige; so hat der Prinz de Ligne vor Kurzem einen bedeutenden Preis für die beste Geschichte der Stadt Brüssel bestimmt. Außerdem erhält fast jeder Autor, der in Belgien ein nur einigermaßen nützliches Originalbuch drucken läßt, von der Regierung einen Beitrag von 500 bis 1000 Fr. Aber eben daß die Regierung zu solchen Maßregeln greifen kann, ohne in Gefahr zu gerathen, ihren Säckel erschöpft zu sehen, ist der klarste Beweis, wie spärlich die Tropfen einer einheimischen Literatur quillen. Die Literatur kann nicht von oben hinein in ein Land gegossen werden, sie muß von innen heraus dringen. Wie aber ist dieses da möglich, wo die Poren von so schmutzigem Schweiß verstopft sind, wie der Nachdruck es ist? Die Raubritter des Mittelalters brauchten keine Felder zu bebauen und keine Handwerker zu bezahlen, die vorüberziehenden reichen Karavanen versahen sie mit Allem. Die belgischen Nachdrucker brauchen die Werke der einheimischen Schriftsteller nicht, so lange es noch in Paris Lettern und Druckerschwärze gibt. Wo sollen die belgischen Gelehrten die Mittel finden, die Erzeugnisse ihres Geistes zu veröffentlichen? So starb vor einigen Jahren der achtzigjährige Pfarrer Ernst, der in seinem langen, einsamen Leben keine höhere Freude kannte, als zur Geschichte seines Landes Materialien zu sammeln. Als die französischen Benediktiner das bekannte Werk: „l'art de vérifier les dates" herausgaben, so war es der Pfarrer Ernst, der die kostbarsten und gründlichsten Forschungen dazu lieferte. Als dieser Greis starb, ließ er einen Schatz von Manuscripten zurück, die über die wichtigsten Epochen, Geschlechter und Oerter seines Vaterlandes Aufschlüsse enthielten, wie sie nur der eiserne, leidenschaftliche Fleiß eines sonst durch keine Bande an die Welt geknüpften Mannes auffinden konnte. Die Erben boten die Manuscripte nach allen Seiten an; man verlangte kein Honorar, nur den bloßen Abdruck; man wollte sogar aus eigenen Mitteln hiezu steuern, aber kein Verleger fand sich, der die übrige Summe daran setzen wollte. Vor Kurzem endlich erschien eine Geschichte von Luxemburg, die einen geringen Theil der Ernstschen Manuscripte bildete. Dieses Werk wurde mit allgemeinem Beifallsrufe aufgenommen. Sollte man nicht glauben, daß hundert Hände sogleich wetteiferten, um auch das Uebrige an's Licht zu fördern? Nichts desto weniger bleiben diese Papiere mit Staub und Dunkelheit bedeckt, gleich den andern Schätzen, die in den hiesigen Archiven und Bibliotheken die Morgenröthe des Auferstehungstages vergebens erwarten.

(Schluß folgt.)

Die zwei Kreuze.

Unter einer Trauerweide
Stehn zwei Kreuze, einsam, schlicht;
Ohne Inschrift sind sie beide,
Künden Stand und Namen nicht.

Doch mit ewig grünen Banden
Fest ein Epheu sie umflicht,
Zeigend, daß der Unbekannten
Treue nicht im Tode bricht.

Lichtenfeld.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Jacquard.

Man hat es Jacquard zum Vorwurf gemacht, daß durch seine Erfindung das Weben auf dem alten Webstuhl, besonders aber die ehemals in Lyon sehr blühende Seidenstickerei sehr gelitten habe. Letztere wurde durch seinen Webstuhl ganz verdrängt, weil er viel mehr leistet als die geschickteste Stickerin. Aber derselbe Sonnenstrahl, der Blüthen aufbrechen und Früchte zur Reife kommen läßt, bringt auch andere zum Verdorren und Abfallen. Freilich sind Schaden und Verlust im Einzelnen zu bedauern, sie dürfen aber allgemeine Verbesserungen, die Vermehrung des allgemeinen und öffentlichen Wohls nicht verhindern. Man hat Jacquard auch vorgeworfen, daß er aus seiner Erfindung nicht ein Geheimniß zum Vortheil Lyons und Frankreichs gemacht, daß er sie in's Ausland verbreitet habe. Darauf antwortete vor einigen Jahren ein Lyoner öffentlich die schönen Worte: „Ich begreife, daß in politischer Beziehung zwischen den Ländern und Völkern Grenzen und Scheidungen bestehen. Für Wissenschaft und Literatur, für Philosophie und Künste gibt es aber keine Alpen, keinen Rhein und keine Pyrenäen mehr. Gutenberg, Franklin, Watt, Jacquard und andere große Erfinder gehören demselben Land an. Jenes engherzige und eifersüchtige Gefühl von Nationalität, das für Landsleute Glück und Gedeihen, für Fremde aber Zurückbleiben und wo möglich Elend wünscht, gehört noch in die dunkle, elende Zeit, wo die Völker unter neidischen und argwöhnischen Fürsten nicht anders zu einander kamen, als mit den Waffen in der Hand, um sich so viel Uebel als möglich anzuthun. Dies ist noch ein Ueberbleibsel von dem Kriegs- und Herrschergeist, der von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage gedauert hat, hoffentlich aber auf St. Helena mit dem berühmtesten Repräsentanten dieser Ideen erloschen ist." Diese schönen Worte verdienen eine Stelle neben den sinnverwandten, die neulich Guizot in der Deputirtenkammer sprach, um die aufgeregten Volkswogen zu beruhigen. — Als Jacquard im Jahr 1801 nach unendlicher Anstrengung seinen wundervollen Webstuhl zu Stande gebracht hatte, ward ihm in Lyon weder Lohn noch Aufmunterung; ja der Schlendrian, die Ungeschicklichkeit und der Egoismus verschworen sich dagegen, so daß sich die Erfindung nur mit Mühe Bahn brach. Jacquard wurde laut beschuldigt, er verwirre die Seidenfabrik und bringe die Arbeiter an den Bettelstab; ja man ging noch weiter und beschuldigte ihn, im Sold des Auslands zu stehen, das der Lyoner Fabrik schaden wolle. Einige Fabrikanten wollten sogar Jacquard persönlich verantwortlich machen für den Schaden, den sie durch die Anwendung seines Webstuhls erlitten haben wollten; er wurde deßhalb vor den Rath der Prud'hommes gestellt, wo man Schadenersatz von ihm verlangte. Aber mit Verläumdung und ungerechter Klage begnügte man sich nicht, es wurde ihm Tag und Nacht aufgepaßt, man mißhandelte und schlug ihn, ja einmal gelang es nur mit Mühe, ihn aus einem Haufen Wüthender zu retten, die ihn schon bis an's Rhoneufer geschleppt hatten, um ihn in den Fluß zu stürzen. Nur nach und nach legte sich der Haß gegen ihn, später ging er in Anerkennung und Dank über. Ja, von denen, die jetzt zur Errichtung seiner Statue Bedeutendes beigetragen haben, nachdem sie durch Jacquards Webstuhl große Summen gewonnen, sind gar manche, die einst den armen verdienstvollen Mann verfolgten.

(Schluß folgt.)

Bremen, Januar.

(Fortsetzung.)

Verhältniß zur Literatur. Musik.

Es scheint, als sollten die Hansestädte jetzt mit Gewalt in den Strom der Literatur gerissen werden. Seit Beurmanns „Skizzen" hänsen sich die Besprechungen über diesen allerdings interessanten Stoff. Beurmann selbst hat in „Deutschland und die Deutschen" den drei freien Seestädten bedeutenden Raum gewidmet. Der Freihafen brachte Soltwedels „Hanseatische Briefe." Hamburg steht schon seit längerer Zeit in mancher Beziehung zur deutschen Literatur; Lübeck liegt etwas zu sehr abseiten und hat auch materiell seine Blüthezeit längst hinter sich; doch will A. Soltwedel jetzt dort auch ein Journal begründen. Bremen sieht die Literatur mit argwöhnischen Blicken an, weil es kein ganz reines Gewissen gegen sie hat, und gewöhnlich nicht aufs Sanfteste von ihr berührt wird. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß Bremen durch seine Lage und seine politischen Verhältnisse zu einem Mittelpunkte für die Bildung des nordwestlichen Deutschlands mehr als jede andere Stadt sich eignet. Gelänge es nur, zwei oder drei tüchtige Literaten hierher zu ziehen, so könnte hier ein Journal begründet werden, das den größten Einfluß auf die Culturentwicklung Norddeutschlands hätte. Die Buchhändler Bremens haben Unternehmungsgeist genug, und ich habe es von mehreren schon aussprechen hören, daß sie gern die nöthigen Fonds hergeben und den wahrscheinlichen Schaden der ersten Jahrgänge tragen wollten.

Die beste Seite Bremens ist die Musik. Es wird in wenig Städten Deutschland so viel und so gut musicirt wie hier. Eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl von Gesangsvereinen hat sich gebildet, und die häufigen Concerte sind immer stark besucht. Dabei hat sich der musikalische Geschmack fast ganz rein erhalten; die deutschen Classiker, Händel, Mozart, Beethoven, von den neuern Mendelssohn-Bartholdy und die besten Liedercomponisten behaupten entschieden das Uebergewicht. Die neufranzösische und neuitalienische Schule haben fast nur unter den jungen Comptoiristen ein Publikum. Es wäre nur zu wünschen, daß Sebastian Bach, Gluck und Haydn weniger zurückgesetzt würden. Dabei werden neuere Erscheinungen keineswegs abgewiesen, im Gegentheil möchten wenig Orte seyn, wo die Produktionen junger deutscher Componisten so bereitwillig aufgeführt würden, wie hier. Auch fanden sich hier immer Namen, die in der musikalischen Welt vortheilhaft bekannt sind. Der talentvolle Liedercomponist Stegmayer dirigirte mehrere Jahre das Orchester unsers Theaters; an seine Stelle ist Koßmaly getreten, der sich theils durch Kompositionen, theils durch Artikel, die er meistens in Schumanns „Neuer Zeitschrift für Musik" abdrucken läßt, manche Freunde verschafft haben wird. Riem, der die Singakademie und die meisten Concerte dirigirt, ist ebenfalls ein anerkannter Komponist. Riem ist ein liebenswürdiger Greis mit jugendlicher, hinreißender Begeisterung im Herzen; Niemand versteht wie er, Sänger und Instrumentalisten zu lebendigem Vortrag zu entflammen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 19. Januar 1841.

What piles of wealth hath he accumulated
To his own portion! — How, i'the name of thrift,
Does he rake this together? —

Shakespeare.
Henry VIII.

Brüſſeler Briefe.

(Schluß.)

Und doch könnte man zufrieden ſeyn, wenn die Nachdrucker ſich darauf beſchränkten, die einheimiſche Literatur nicht zu fördern; aber ſie gehen weiter, ſie unterdrücken ſie. Beiſpiele beleuchten ſolche Dinge am beſten, und ich will unter den Hunderten, die ich kenne, nur das allerneueſte erzählen. Einer der tüchtigſten und beliebteſten Profeſſoren der hieſigen Univerſität hat eine Geſchichte der franzöſiſchen Literatur vollendet, die außer den Vorzügen der ganzen Anlage ſich durch die Spezialität auszeichnet, daß die Literatur der einzelnen Epochen auf das Scharfſinnigſte mit den Sitten derſelben in Verbindung gebracht iſt. Der erſte Verleger, dem der Verfaſſer ſein Buch anbietet, bedauert auf's Höflichſte, daß ſeine Preſſen zu ſehr durch eine neue Ausgabe von Paul de Kock ꝛc. in Anſpruch genommen ſeyen. Der zweite, Herr H***, ein unternehmender Geiſt, der weit großmüthiger gegen Autoren iſt, erbietet ſich ſogleich, das Werk zu drucken, wenn ihm der Verfaſſer die Erlaubniß zugeſtehe, von der erſten Auflage ſogleich dreitauſend Exemplare abzuziehen. Bei der zweiten Auflage wäre er dann bereit, ein Honorar zu bezahlen. Kann man glauben, daß dem Verfaſſer dieſe Bedingungen ſchon ſo vortheilhaft ſchienen, daß er bald entſchloſſen war, ſein Werk dem Verleger zu überlaſſen? Aber einige Freunde riethen ihm entrüſtet ab. Da iſt Herr Meline und Comp., ein gebornet Italiener, der in Belgien ſich ſein Glück herausgedruckt hat. Sollte dieſer Mann einem belgiſchen Gelehrten ſein Herz verſchließen? Gewiß nicht. Und wahrlich, Meline thut auch wirklich das Unerhörte — er bietet Honorar: fünfzehnhundert Franken! Nur macht er dabei die kleine, unbedeutende Clauſel, der Verfaſſer möge ihm zuerſt dreihundert Pränumeranten für das Buch verſchaffen. Dreihundert Pränumeranten à ſechs Franken machen achtzehnhundert Franken; zu Deutſch überſezt lautet ſomit der Antrag des Herrn Meline: „Geben Sie mir vor dem Abdruck des Buchs achtzehnhundert Franken und ich gebe Ihnen nach dem Abdruck deſſelben fünfzehnhundert zurück, und bin überdies noch bereit, von der erſten Auflage nur zwölfhundert Exemplare abzuziehen.“ Unſerm guten Profeſſor ſcheinen dieſe Bedingungen vortheilhafter als die frühern. Seinem Rufe und ſeiner Beliebtheit gemäß hat er gleich in den erſten vierzehn Tagen die dreihundert Pränumeranten beiſammen. Er kommt zu Herrn Meline; aber dieſer hatte es ſich indeß überlegt. Er kann mit einem Abdruck von zwölfhundert Exemplaren ſich nicht zufrieden ſtellen.

Digitized by Google

Unter zweitausend könne er es nicht thun. Nun reißt dem sonst so sanften Gelehrten die Geduld; er will sein Werk nach Paris schicken; jeder Pariser Verleger wird ein gutes Buch, dem der Verfasser überdies eine Morgengabe von dreihundert Pränumeranten sogleich mitschickt, gern in Verlag nehmen. Die italienischen Züge des Herrn Meline verziehen sich bei diesen Worten zu einem mephistophelischen Lächeln. „Wenn morgen Ihr Buch in Paris erscheint," sagt er, „so seyen Sie versichert, übermorgen wird es von mir nachgedruckt!" Und glauben Sie nicht, daß ich hier eine halberfundene Anekdote erzähle. Ich habe vor einigen Tagen erst die ganze Geschichte aus des Verfassers eigenem Munde gehört, und ich brauche deßhalb auch seinen Namen nicht zu verschweigen: er heißt Baron und ist auch in Deutschland durch einige von ihm gloſſirte griechische Classiker bekannt. Daß solche Drohungen wie die eben erwähnte keine leeren Worte sind, davon könnte ich abermals viele Beispiele erzählen; ich begnüge mich aber, das eine Factum anzuführen, daß das bedeutende Werk des bekannten hiesigen Statistikers Quetelet: „Sur l'homme," welches in Paris erschien, hier von seinem Freunde, Herrn Hauman, nachgedruckt wurde. Hauman hat sich durch mehrere solche Freundschaftsdienste ein schönes Landgut und den wohlgegründeten Ruf, einer der reichsten Kapitalisten Belgiens zu seyn, erworben. Man erzählt sich hier, Hauman habe einst in Paris Victor Hugo besucht und ihn eingeladen, einen Monat auf dem erwähnten Landgute bei ihm zuzubringen. „Ihre Phantasie hat mir zu einer schönen Wirklichkeit verholfen," sagte er verbindlich; aber der Dichter der Notre-Dame soll diese Höflichkeit gar übel aufgenommen haben, und man behauptet, Victor Hugo halte die Fortsetzung seines berühmten Romans als Manuscript in seinem Pulte verschlossen, damit sie nicht, wie die erste Hälfte, dem Verfasser nur fünfzehntausend Franken, dem Nachdrucker aber ein Landgut bringe.

Aus den Papieren eines abenteuernden Offiziers.

(Fortsetzung.)

Zu gewissen Jahrszeiten beginnen unsere friedlichen Feste, wie in andern Ländern die streitsüchtigen Kammersessionen; da kommen die großen Geburtstage, die Schützen- und Sängerfeste, die Kirchweihen, die Versammlungen von Naturforschern, Aerzten, Apothekern, Land- und Forstwirthen, der Homöopathen und Schulmeister, die regelmäßige und außerordentliche Sitzung der gelehrten Societäten, eine unübersehbare Reihe von Gastmählern, die Christmärkte, der Carneval, die Oster- und Pfingstfeier, die Fronleichnamsprozessionen; nun die Badesaison, und das glückliche Deutschland verreist in die Bäder oder begleitet mindestens doch seine Großen und die russischen Herrschaften nach den bezaubernden Erfrischungsorten und trinkt mit ihnen aus fein geschliffenen Gläsern am Sprudel, spielt, erheitert, ergötzt sich mit ihnen; endlich gehts auf die Jagd, und lautes Hundegebell schallt durch unsere Gauen. Inzwischen weeden auch die Kammern in den constitutionellen Staaten eröffnet und geschlossen. — Vortrefflich wird bei uns Komödie gespielt und auf hundert Bühnen zugleich getanzt, gesungen, geflötet, geklatscht, gelacht und geweint. Ohne Sachkenntniß urtheilen aber die Ausländer über Deutschland in's Blaue hinein. Kennt doch kein Franzose auch nur die Namen aller unserer deutschen Staaten, und machen sie täglich geographische Schnitzer, wie ihnen die preußische Staatszeitung Jahr aus Jahr ein nachweist.

Wenn ich in den Zeitungsblättern, die von Frankreich, England, Spanien, Rußland sprechen, nur nicht von Deutschland, nicht fand, was ich suchte, so stieß ich dafür wieder auf deutsche Seelen. Vier Männer traten in das Kaffeehaus, groß und kräftig gebaut, blauäugig und roth, wie alle Deutsche hier aussehen. Sie trugen eine etwas phantastische Kleidung, die ihnen wohl stand, und schleppten hinter sich lange Säbel; herrisch, fast gegen die Uebrigen verächtlich war ihr Benehmen, ihr Anstrich, ihre Haltung halb militärisch, halb bürgerlich. Sie ließen sich in meiner Nähe an einem Tische nieder und geriethen bald in ein lebhaftes, lautes Gespräch. Sie sprachen deutsch, aber kein kauderwelsches oder elsäßisches, wie ich's gestern gehört, sondern ein reines, wohlklingendes, und von Seiten zweier unter ihnen ausgewähltes Deutsch. Meine Seele verschlang frohlockend die Töne; bald war ich in ihrer Mitte. Wie unendlich wohlthuend ist in der Fremde die Unterhaltung mit gebildeten Landsleuten!

Sobald sie hörten, ich habe erst vor ungefähr einem halben Jahr Deutschland verlassen, fragte Dr. E. — man wird schon errathen haben, daß ich mich unter deutschen Aerzten befand — der Oberarzt der gesammten Hülfsbrigade, dessen Brust mit wohlverdienten Orden geschmückt ist, den andern zuvorkommend: „Was machen die Schulen im Vaterland?" Alle brachen in lautes Gelächter über diese Frage aus. Sie war etwas höhnisch, aber nicht undeutsch. Ich merkte den Spaß. „Ja, die Schulen," riefen sie nochmals einstimmig, „was machen die Schulen?" — „Fragt doch lieber," antwortete ich, „was die Schulmeister machen, und ob sie alt und grau geworden; denn manche von ihnen sind in's Grab gestiegen und

Digitized by Google

andere haben ſich verpuppt; die Schüler duchſtadiren, leſen und ſchreiben wie immer; die Schulen ſind, ſo viel ich weiß, nicht beſonders gewachſen; die hiſtoriſche Schule liegt noch mit der philoſophiſchen in den Haaren, und Hegels Schüler ſpielen untereinander den kleinen Krieg und Herumhaſchen." — „Genug, genug!" rief ein hochgewachſener Hannoveraner, gleich den beiden andern Oberarzt bei der Armee, mit einer ſo gewaltigen Baßſtimme, daß die ſpaniſchen Offiziere vom Spieltiſch aufſchraken, indem ſeine offenen blauen Augen mich lachend anblickten: „Halten Sie ein, damit wir der Schule Entlaufenen uns nicht von Neuem vor derſelben ängſtigen."

Ich genoß untee meinen Landsleuten den angenehmſten Nachmittag. Sie haben gar Vieles geſehen und große Erfahrungen gemacht; das Leben eines jeden von ihnen würde den intereſſanteſten Roman liefern. Merkwürdig, die meiſten Aerzte der Hülfslegion ſind Deutſche, die Oberärzte ohne Ausnahme; nur unter den Kompagniechirurgen gibt es auch Franzoſen und Spanier. Bei den Offizieren iſt das Verhältniß eher umgekehrt. Die Wiſſenſchaft ſcheint bei der Legion der Deutſche, die Infanterie der Franzoſe, die Cavallerie der Pole zu vertreten. Die deutſchen Aerzte, wovon einige verheirathet ſind, haben hier ſogar eine bedeutende Civilpraxis. Sie ſtammen ohne Ausnahme von deutſchen Univerſitäten, die ſie in den Jahren 1830 und 1831 verlaſſen mußten, und befinden ſich im beſten Alter.

Salons in Pamplona.

Ich machte auf der Promenade mit meheeren reichen Bankiers und einigen vornehmen Familien Pamplonas Bekanntſchaft. Nichts iſt einfacher und leichter. Wenn die Wolken nicht allzu düſter am Himmel hangen — was hier auch Winters ſelten vorkommt — wenn es nicht eben ſtürmt oder ſchneeſtöbert, ſo ergeht ſich Nachmittags der ganze vornehme Theil der Stadt, das ſchöne Geſchlecht nicht ausgeſchloſſen, auf den ſchneefreien Strecken des Paſeo mindeſtens eine Stunde im Freien. Natürlich, wer, wie ich, gern viele Menſchen, liebliche Mädchengeſtalten und Augen ſieht, die aus der ſchwaezen Lockennacht wie Sterne leuchten, der macht hiee ſeinen Spazlergang zugleich mit den andern Leuten. Nun treffe ich einen betannten Offizier vom Generalſtab, der mit der ganzen hieſigen vornehmen Welt in Verbindung ſteht. Jeden Augenblick begegnen wir Augen, die freundlich grüßen, Männern, die mit einem Händedruck vorübergehen oder ſich nach dem Befinden erkundigen — que tal? — como va Usted? — mit den befreundetſten wird ein Geſpräch angeknüpft und ihnen natürlich der unbekannte Gefährte vorgeſtellt. Auf dieſe Weiſe kann dee, welcher es wünſcht, in einer Stunde hier mit der ganzen ſchönen Welt bekannt werden. Alle die Perſonen, die ein Haus machen oder zu dieſem gehören, werden bei der Gelegenheit nicht ermangeln, den Fremden ſofort einzuladen, er möchte ſo gütig ſeyn, ihr Haus zu beſuchen und namentlich ihre Abendgeſellſchaften durch ſeine Gegenwart zu beehren. Ich war begierig, die Spanier in geſelligen Privatkreiſen zu ſehen.

Ein polniſcher Cavallerieoffizier holte mich geſtern Abend um ſieben Uhr ab. Ich hätte auf dem geſellſchaftlichen Terrain keinen beſſern Führer finden können. Ee iſt jung, ſchön, gewandt, lebensluſtig, dabei etwas Dandy. Die Ariſtokratie herrſcht im europäiſchen Norden nicht bloß in Sitten, Beſitz, Rechtsverhältniſſen, Gewohnheiten, ſondern auch im Charakter der körperlichen Bildung voe. Es gibt im Norden eine Ariſtokratie der Schönheit, die freilich nicht immer mit der der Geburt und des Reichthums zuſammenfällt. Im Süden iſt Alles gleichartiger; ungewöhnliche Schönheiten ſind eben ſo ſelten als auffallende Häßlichkeiten. Die polniſchen Offiziere bilden den ſchönſten Theil der Hülfsbrigade. Sie ſind in der Geſellſchaft hier ſehr angeſehen und beliebt; ſchon das traurige Schickſal ihres Vaterlands gewinnt ihnen die Herzen; ein kleiner Erſatz für ihr großes Unglück. Auch beſitzen die polniſchen Edelleute viel geſellſchaftliches Talent; ſelbſt die Franzoſen ſtehen ihnen hier in dieſer Beziehung weit nach und ſind deßhalb eiferſüchtig auf ſie. Ueberhaupt iſt es mit der Höflichkeit der Franzoſen eine eigene Sache; nur zu oft iſt ſie ſo geartet, daß ſie ihrer Nationaleitelkeit ſchmeichelt, den Fremden abee verlezt. Sie ſind mehe fein als höflich, ſie haben mehr Politeſſe als Civilität, und der Unterſchied zwiſchen beiden iſt, daß jene liebee ſich ſelbſt, dieſe den andern ſchmeichelt. Der gebildete Deutſche, wie der Pole, iſt im Umgang mit andern Völkern mehr Cosmopolit als der Franzoſe, und bei ſolchem Umgang iſt etwas Cosmopolitismus ganz an ſeinem Ort. Leider iſt dieſer auch in andern Dingen nur gar zu ſehr unſee Steckenpferd.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Bremen, Januar.

(Schluß.)

Plattdeutſch.

Was dem Fremden hier zuerſt auffällt, iſt der Gebrauch der plattdeutſchen Sprache, ſelbſt in den angeſehenſten Familien. Sowie der Bremer herzlich und vertraulich wird,

Digitized by Google

ſpricht er plattdeutſch, ja er klebt ſo ſehr an dieſem Dialekt, daß er ihn über den Ocean trägt. Auf der Lonja von Havana wird eben ſo viel Bremer Plattdeutſch geſprochen wie Spaniſch. Ich kenne Leute, die in New-York und Vera-Cruz von den dort ſehr zahlreichen Bremern den Dialekt ihrer Vaterſtadt vollkommen erlernt haben. Es ſind aber auch noch nicht dreihundert Jahre, daß das Hochdeutſche zur officiellen Sprache erklärt wurde; die Grundgeſetze der Stadt, Tafel und neue Eintracht, ſind in niederdeutſcher Sprache abgefaßt, und die erſten Laute, die der Säugling hier nachſprechen lernt, ſind plattdeutſch. Selten beginnt ein Kind vor dem vierten oder fünften Jahre hochdeutſch zu ſprechen. Die Bauern des Gebiets lernen es nie und zwingen dadurch die Gerichte ſehr häufig, plattdeutſch zu verhandeln und hochdeutſch zu protokolliren. Uebrigens wird das Niederſächſiſche hier noch immer ganz rein geſprochen, und hat ſich ganz und gar von der Vermiſchung mit hochdeutſchen Formen frei gehalten, welche den heſſiſchen und rheiniſchen Dialekt entſtellt. Der nordhannöverſche Dialekt hat einzelne Archaismen vor dem Bremer voraus, leidet aber deſto mehr an mannigfaltigen lokalen Färbungen; der weſtphäliſche hat ſich in einer entſetzlichen Breite der Diphthonge verloren, während weſtlich von der Weſer der Uebergang in's Frieſiſche beginnt. Man kann die Bremer Mundart getroſt als die unvermiſchteſte Fortentwicklung der alten niederſächſiſchen Schriftſprache anſehen; die Volksſprache hat ſogar noch ſo viel Bewußtſeyn, daß ſie hochdeutſche Wörter nach den Lautgeſetzen des Niederſächſiſchen fortwährend umwandelt und in ſich aufnimmt, eine Fähigkeit, deren ſich nur wenig niederſächſiſche Volksmundarten noch jetzt zu erfreuen haben. Die Sprache des Reineke Vos hat vor dem gegenwärtigen Dialekt faſt nur vollere, jetzt kontrahirte Formen voraus, während die Wortſtämme, bis auf wenige Ausnahmen, noch immer ihr Leben behauptet haben. Die Sprachforſcher haben darum auch ganz Recht gethan, wenn ſie das „Bremiſche Wörterbuch" in lexikaliſcher Hinſicht als Durchſchnittsſumme der jetzigen niederſächſiſchen Volksidiome anſahen, und eine Grammatik des Bremiſchen Dialekts, mit Rückſichtnahme auf die Mundarten zwiſchen Weſer und Elbe, würde eine ſehr verdienſtliche Arbeit ſeyn. Mehrere hieſige Gelehrte haben Intereſſe für das Plattdeutſche gezeigt, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß einer von ihnen ſich dieſer Arbeit unterzöge.

Lyon, December.

(Schluß.)

Jacquard. Monumente verdienter Lyoner.

Jacquards Uneigennützigkeit ging in's Weite und wurde gar oft mißbraucht. Als 1805 Napoleon erfuhr, daß Jacquard vom Pariſer mechaniſchen Conſervatorium für eine jährliche Penſion von 3000 Franken mit allen ſeinen erfundenen und noch zu erfindenden Maſchinen nach Lyon übergehen wolle, ſagte er mit Erſtaunen: en voilà un qui se contente de peu. Die Regierung hatte ihm eine Prämie ausgeſetzt von jedem Webſtuhle, der ſeinen Mechanismus annehmen würde; nie aber hat er davon Gebrauch gemacht. Fabrikanten wendeten ſich oft mit der Bitte an ihn um Werkzeuge zum Weben; gern machte er ſie ihnen, ſie gebrauchten ſie auch, dachten aber ſelten daran, ſich gegen Jacquard erkenntlich zu zeigen. Beim Dorf Oullins beſaß er von ſeiner Frau ein kleines Gut in reizender Gegend, und da brachte er die letzten Jahre ſeines Lebens in ſtillem Wohlthun zu. Hier hatte er die freudige Genugthuung zu vernehmen, welch wohlthätigen und bedeutenden Einfluß ſein Webſtuhl nicht allein auf Lyon, ſondern auf die Seidenfabriken in ganz Frankreich und im Ausland hatte. Hier erfuhr er, daß ſeine Erfindung in St. Etienne zur Fabrikation von façonnirten Seidenbändern, anderwärts zum Weben ſchöner Wollenzeuge, zu Taffelzeug, ja in Mühlhauſen, Rouen und St. Quentin ſelbſt zu Verfertigung von Baumwollenzeugen diene, und große Reichthümer damit erworben werden. In ſeiner ländlichen Einſamkeit überraſchte ihn das Kreuz der Ehrenlegion, das er ehrte, indem er es bis zu ſeinem Tode trug. Jacquard ſtarb im 82ſten Jahr, im Auguſt 1834.

Da man mit gutem Recht mit ſeiner Statue vom Lyoner Foyatlier unzufrieden war, ſo fiel es allgemein auf, daß der Munizipalrath dieſem Künſtler auch die Statue des Generals Martin übertrug. Freilich war es mit Vorſichtsmaßregeln und Bedingungen geſchehen, die ſich in Deutſchland ſchwerlich ein Künſtler von Namen gefallen laſſen würde. Foyatlier aber fühlte ſein Unrecht und wollte es durch eine neue Arbeit wieder gut machen; ob es ihm gelingen wird, iſt nun die Frage; freilich mag es für einen franzöſiſchen Bildhauer leichter ſeyn, einen General mit Mantel und anderem maleriſchen Beiwerk darzuſtellen, als einen ſimpeln Arbeiter. Betanntlich iſt Martin auch einer der vorzüglichſten Wohlthäter Lyons, denn von ſeiner Munifizenz ſtammt die gute Schulanſtalt der Martinière. Ferner ſind Büſten von andern um das Gemeinweſen verdienten Lyonern beſtellt, von Coiſevox, Colonia und Raubaud, und mit Recht bei hieſigen Künſtlern. Es iſt ein Glück, daß alle dieſe Statuen und Büſten fertig oder wenigſtens beſtellt ſind, denn nach dem unſäglichen Verluſt, der Lyon durch die Ueberſchwemmungen im October und November betroffen hat, iſt wohl für die nächſten zehn Jahre an dergleichen Detoration um ſo weniger zu denken, als auch unſere Fabriken großentheils arbeitslos ſtehen, wodurch ſchon vor der Ueberſchwemmung das Elend der Arbeiter auf einen Grad geſtiegen war, den Lyon früher nicht gekannt hatte. Dazu iſt nun viel anderer Jammer gekommen: über fünfhundert umgeſtürzte Häuſer in den armen Arbeitsquartieren. Tauſende von zerſtörten Webſtühlen mit dem Gewebe darauf, fortgeſchwemmtes Handwerkszeug, Kleider, Wäſche und Nahrungsmittel in den Fluthen untergegangen, und als Folge Krankheiten aller Art in Verein mit Hunger und Kälte! Hätte die Deputirtenkammer ſtatt der verwilligten fünf Millionen Fr. dreißig Millionen beſtimmt, betrügen auch die Beiträge der königlichen Familie, die von Paris, von den andern franzöſiſchen Städten und vom Auslande mehrere Millionen, wie ſie ſich nur auf Hunderttauſende beſchränken, ſo wäre des Elends noch immer entſetzlich viel, es könnte aber doch gleich einigermaßen geholfen werden, während man jetzt bei dem Wenigen, was eingekommen, gar nicht weiß, wo angefangen werden ſoll. Von den ausländiſchen Nachbarſtädten, die ſich ſonſt durch ihre Wohlthätigkeit auszeichneten, z. B. von Genf, Neufchatel und Baſel, darf auch nicht viel erwartet werden, denn auch in der Schweiz haben Ueberſchwemmungen zu gleicher Zeit viel Unglück angerichtet, das gemindert werden muß. Jene Schweizergegenden aber ſind arm, blutarm, Lyon hingegen, und zwar gerade der am wenigſten angegriffene Theil, ſehr reich und überdies einer ſehr reichen Regierung angehörend, die eine halbe Milliarde für unſinnige und unnütze Rüſtungen ausgeben kann.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. Januar 1841.

— Hör' ein Mährchen an,
Was ein politisch Wort (ein bloßes Wort)
Für mancherlei Besinnung dem Gemüth
Nur Eines deutschen Hauses gab.

Herder.
Coalition.

Zeitgespräche. *

I.

Sie und Wir.

Januar 1841.

Salon. — Abend. — Thee.

Hofräthin. — Julie, ihre Tochter. — Legationsrath. — Legationsräthin. — Kircheurath. — Lieutenant v. Donnerstag. — v. Flach. — Dr. Sauer. — Dr. Morgenländer, Belletrist.

Hofräthin. — Ist noch eine Tasse gefällig?

Legationsräthin. — Danke.

Hofräthin. — Sie waren gestern doch Alle im Theater? Ich habe mich nicht leicht besser amusirt.

Legationsräthin. — Die neue Toque der Herzogin von drap d'or war magnifik.

Lieutenant. — Das Stück ist ganz beau, geistreich sogar; aber dergleichen Pièces mit militäeischen Auftritten müssen an der Ausführung scheitern. Unser einem wird durch das Ungeschick und die Haltungslosigkeit der Schauspieler in Uniform alle Illusion gestört.

Dr. Morgenländer. — Unsere Leute sind nun einmal keine Franzosen, denen das Hantieren mit dem Gewehr angeboren ist. So ein Gamin, der nächste beste, wirft seine Muskete herum wie einen Spielball. Wenn ich in Paris die Bursche bei der Emeute sah, fiel mir immer Falstaffs Rekrutirungsscene bei Shakespeare ein: der kleine, flinke Kerl, von dem der Richter Schaal speicht, der hier ist und dort: piff, paff, bautz! der geht und wieder da ist. Beim Maiaufstand, in der Straße Montorgueil — —

Hofräthin. — Das mag Alles seyn; ich spreche nur vom gestrigen kecken Apropos unseres trefflichen Komikers. Er war wirklich gut: mitten in einem Stücke, das wir den Franzosen abgeborgt, in dem die französische Suffisance sich so recht breit macht, persiflirt er die ungemessenen Ansprüche der großen Nation, rettet die Ehre Deutschlands und weiß durch eine Wendung, die burlesk scheint, die edelsten patriotischen Gefühle anzuregen.

v. Flach. — Wie er das „sie sollen ihn nicht haben" anzubringen wußte! Charmant!

* Der öffentliche Geist in Deutschland ist gegenwärtig erstarkt genug, um Spiele des Witzes, wie die vorliegenden, unbefangen aufzunehmen. Jedenfalls dürfen wir auf Leser rechnen, welche dergleichen aus dem literarischen Gesichtspunkt betrachten. Wer freut sich nicht, daß die Zeiten vorbei sind, wo jeder Spott den Deutschen verletzen mußte, und er keine Lust hatte, über sich selbst zu lächeln?

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Hofräthin. — Man ſah es wohl, die ganze erſte Galerie biß ſich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen.

Legationsräthin. — Das kann ich bezeugen.

Lieutenant. — Noch mehr. Sie wiſſen, wie ſtreng das Improviſieen auf der Bühne verboten iſt und des Anſtands wegen verboten ſeyn muß. Ich weiß aber aus der beſten Quelle, daß es noch ſehr zweifelhaft iſt, ob Zappelmann nur auf die Wache kommt.

v. Flach. — Das wäre ſtark.

Dr. Sauer. — Geben Sie Acht, wenn das Ding nach Paris kommt, ſo legen ſie es uns als eine feindliche Demonſtration aus.

Dr. Morgenländer. — Wenn ich da an die Pariſer Theater denke! Ich war dabei, wie Arnal in der Renaiſſance — —

Legationsrath. — Noch beſſer umgekehrt. Unſere hieſigen Zeitungsſchreiber werden den Vorfall ausbeuten wollen. Geſetzt nun, unſere Cenſur ließe, der augenblicklichen Stimmung zu lieb, etwas davon paſſiren; ſie reducirte die Sache auf die Proportionen des Anſtands und ließe etwa ſagen: im hieſigen Schauſpielhaus ſey eine patriotiſche Anſpielung vom Publikum mit Beifall aufgenommen worden. Die Pariſer Journale ſind im Stande und ſchreiben, man habe im hieſigen Theater die Marſeillaiſe verlangt.

v. Flach. — So könnte es kommen.

Hofräthin. — Und das franzöſiſche Publikum glaubte es! Der Anmaßung der Franzoſen kommt doch wahrhaftig nichts gleich als ihre Unwiſſenheit. Was für Urtheile über Deutſchland und deutſche Verhältniſſe muß man in ihren Journalen leſen! Der geringſte deutſche Zeitungsſchreiber weiß mehr von China und Japan, als ſie von einem Lande, wo ſie überall Sympathien haben wollen.

Legationsrath. — Es geht weit, und ihre angeſehenſten Blätter ſind hierin nur wenig vernünftiger als ihre erbärmlichſten. Wenn ich an die Horreurs denke, welche voriges Jahr das Journal des Débats über einen hieſigen Vorfall zu Markt brachte!

v. Flach. — Ich weiß wohl noch: der Umſtand mit dem Schnupftuch war rein erlogen und obendrein der Name des Geheimeraths jämmerlich verſtümmelt.

Kirchenrath. — Das kommt Alles nur von der ſchrecklichen Verwahrloſung des Unterrichts in jenem Lande. Wie muß es mit der Bildung, und am Ende mit der Sittlichkeit in einem Volke beſchaffen ſeyn, wo leſen und ſchreiben können ſchon etwas Großes iſt! Man hat neulich geleſen, daß von fünf Millionen Kindern nicht drei in die Schule gehen. Denken Sie ſich, mehr als die Hälfte des weiblichen Geſchlechts genießt gar keines Unterrichts, und vierzehn Millionen Seelen können weder leſen, noch ſchreiben, noch die vier Species.

v. Flach. — Das iſt entſetzlich!

Legationsräthin. — Es iſt aber doch kurios! Man ſagt uns immer, im Gegenſatz zu Deutſchland, in Frankreich leſe Jedermann, der Kutſcher auf dem Bock, das Mädchen in Bontike und Antichambre, die Galerie in den Theatern, und doch ſoll faſt Niemand leſen können!

v. Flach. — Das iſt auch wahr.

Dr. Morgenländer. — Vortrefflich bemerkt, Madame!

Kirchenrath. — Sehen Sie, gnädige Frau, das iſt es eben. Was Sie ſagen, gilt nur von der Hauptſtadt, die, wie Alles, ſo auch die Intelligenz in ſich concentriet, gleichſam verſchlingt. Ganz anders bei uns, wo ſich von zahlreichen Lichtpunkten aus, wie unſere Stadt, unter der Vorſorge aufgeklärter Regierungen, Unterricht und alle Segnungen der Kultur über das ganze Land, über alle Stände verbreiten.

Dr. Sauer. — Und doch iſt in Frankreich mehr Kultur als in Deutſchland.

v. Flach. — Das wäre!

Legationsrath und Hofräthin. — Wie ſo?

Dr. Sauer. — Es kommt nur darauf an, was man unter Kultur, Bildung, Civiliſation verſteht. Sie wiſſen, daß ich kein Freund der Franzoſen bin, und trauen mir nicht zu, daß ich Deutſchland zu nahe trete; aber es wird mir immer unheimlich, wenn ich ſehe, wie die Deutſchen mit der idealen Völkerwage ſpielen, wie ſie ihr ausgebreitetes Wiſſen, ihren Ernſt, ihre Geiſtestiefe, und wie ſie's nennen, in die Wagſchale werfen und ſich freuen, wenn die andere mit der franzöſiſchen Unwiſſenheit und Alberuheit hoch aufſchnellt.

Dr. Morgenländer. — Was ſage ich immer? wenn wir nur was davon hätten!

Dr. Sauer. — Ich fürchte ſehr, werden die praktiſchen Kräfte der Völker ernſtlich abgewogen, wird einmal wieder ein Schwert in jede Schale geworfen, ſo kann die Zunge wunderbar hinüberſpringen.

Lieutenant. — Oho!

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Papieren eines abenteuernden Offiziers.

(Fortſetzung.)

Wir beſuchten am geſtrigen Abend drei Geſellſchaften. Ich weiß nicht, mit welchem Namen ich ſie taufen ſoll: Soiréen, Thés dansans kann ich ſie nicht nennen; ſpaniſche Tertulias bildeten ſie auch nicht im eigentlichen Sinn

des Worts, denn sie hatten weder den Charakter der ächten Plauderstunden noch der Zusammenkünfte von Freunden oder Gelehrten. Ich möchte sie Tanztertulias nennen; denn überall wurde getanzt. Die Spanier tanzen leidenschaftlich gern, die Polen nicht minder. Die Gesellschaft bestand aus jungen Mädchen, deren Müttern, Vätern, Brüdern, sodann hauptsächlich aus spanischen Gardeoffizieren und polnischen Offizieren vom Lancierregiment. In einem Hause spielten zwei Geiger auf, in den beiden andern saß der Musikant vor einem prächtigen Flügel, auch die Guitarre wurde zuweilen zu Hülfe genommen. Man tanzte bis Mitternacht. Dabei wurde nicht das Mindeste genossen, nicht Thee, nicht Wein, nicht Chokolade, nicht Wasser — nur getanzt, und Niemand schien sonst irgend ein Bedürfniß zu fühlen oder einer Erfrischung zu bedürfen. Solche Gesellschaften kommen mindestens den Wirth nicht hoch zu stehen; sie kosten nur einige Dienerschaft, die unten im Hause dem Ankommenden zur Hand geht, ein paar Dutzend Wachslichter, die hier sehr wohlfeil sind, und einige Artigkeiten. Die feingetäfelten Salons werden nicht geheizt, das junge Volk tanzt sich bald warm, und die ältern Damen setzen sich in den Zimmerecken um elegante Kohlpfannen, auf deren Rand sie ihre Füße stellen. Was würde aus unsern Abendgesellschaften in Deutschland werden, wollte man uns zumuthen, fünf bis sechs Stunden zu verweilen und nichts als den Tanz oder das Zusehen zu genießen?

Im Uebrigen ging Alles ziemlich ohne Zwang und lebhaft her. Gegen zehn Uhr traten wir in das dritte Haus, das eines reichen Bankiers; nach uns erschienen noch mehrere Herrn, und der Wirth war glücklich, noch so viele Gäste eintreten zu sehen. Hier herrschte der größte Glanz und die gewählteste Gesellschaft. Auch wir verweilten dort bis zu Ende. Die schlanken, zierlichen Mädchen waren überaus reizend, doch einfach gekleidet. Ihre Schönheit war ihr Hauptschmuck. Welch zarte Gesichter, und doch so voll Ausdruck, voll Liebe, voll Feuer und Glut! Wie fein die Lippen, die Nase, die Brauen, wie schön die Stirn, das von langen schwarzen Wimpern beschattete Auge, das fast griechische Profil! Und nun die Fülle des dunklen Haars, in zierlichen Flechten geschmackvoll um das edle Haupt gewunden! Das oben wie angegossene Kleid reicht sittig vom weißesten Hals bis zu den Fußspitzen, den zartesten, reitzendsten Wuchs umhüllend und ausprägend. Nichts Lieblicheres kann man sehen, als wenn diese Mädchen sich rhythmisch bewegen, wenn sie, ganz Anmuth, mit den Füßchen, mit den Händen, mit den Augen die entzückendsten Melodien tanzen. Da fühlt man sich auch ohne Wein von Blicken, von Bewegungen, vom hörbaren Pochen der Herzen berauscht, und wie auf den Wellen süßer harmonischer Luft hinübergetragen in eine schönere Traumwelt, schlürft man den von der Umgebung ausgegossenen Nektar und vergißt der Vergangenheit und Zukunft. Genug, ich habe eine Ahnung bekommen von der wollüstigen Hingebung und dem Sichselbstvergessen der Südländer in scheinbar unschuldigem, kindlichem Spiel.

Eines der Mädchen tanzte nicht, wie mir dünkte, die schönste von allen. Sie zog mich außerordentlich an. In ihren Augen brannte ein Feuer, wie ich noch niemals in einem Mädchenantlitz gesehen hatte. Marmorweiß war die Farbe ihres Gesichts; der Contrast derselben mit der glänzenden Schwärze ihres dichten langen Haares konnte nicht stärker seyn. Ein entschiedener Ernst lag auf ihrer schöngewölbten, klaren Stirn, über die mitunter auch trübe Gedanken wie düstere Wolken am heitern Himmel vorüberzuziehen schienen. Rein, aber streng und fest ausgeprägt waren ihre Züge, obwohl sie kaum in das achtzehnte Jahr eingetreten seyn mochte. Man fühlte, das Mädchen mußte unerschütterliche Charakterfestigkeit besitzen. Kaum wußte man zu unterscheiden, ob sie mit Widerwillen, mit Spott oder mit Verachtung in das Tanzgewühl hineinblickte. Ihre Gestalt, vom reinsten Ebenmaß, erschien ungemein zart, ja fast schwächlich; doch war ihr Aussehen nichts weniger als krankhaft, vielmehr schien der Kern ihres jugendlichen Lebens noch vom Hauche keiner Krankheit berührt worden zu seyn. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Auffallendes, Ungewöhnliches, Geistiges, und doch ächt Spanisches. Für gemessen trotzig, wo nicht kalt, konnte ihr Benehmen gelten; doch diese Kälte entsprang nicht aus dem Herzen, sondern aus der Willenskraft ihres Geistes; denn der Feuerstrahl ihrer schönen Augen, die aus dem diaffen, edlen, von den schwarzen Haarflechten umschatteten Antlitz wie Sonnen leuchteten, war so warm und entzündend, daß er Allem Funken zu entlocken schien, auf das er sich richtete.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Zudrang zum Invalidendom. Straßenschmutz. Neujahr.

Seit Napoleons Beisetzung war Paris gleichsam eingefroren; eine so lange und strenge Kälte ist eine seltene Erscheinung hier zu Lande. Trotz dem tustwandelten die Pariser muthig zum Invalidendome, und bewunderten den berühmten Catafalk und die prächtige Beleuchtung, welche zur Befriedigung ihrer Neugierde mit jedem Tage von Neuem begann, und deren Kosten von einigen zu 1500 Franken, von andern zu 4 bis 6000 Fr. des Tags angeschlagen wurden. Die Leute hatten die Geduld, sich an den langen Schweif anzuschließen, welcher schon früh Morgens auf dem Invaliden-

plage sich bildete, daselbst zehn Grad Kälte auszustehen und bis eilf oder zwölf Uhr in der scharfen Luft auszuhalten, bis sie endlich in das ersehnte Heiligthum eingelassen wurden und fünf Minuten lang die Pracht der Draperien und der Beleuchtung bewundern konnten, worauf sie zum Ausgangsthore geschoben wurden und andern Neugierigen Platz machen mußten. Für das lange Harren war das Vergnügen äußerst kurz; aber die Pariser ließen sich durch nichts abschrecken. Die Zeitungen haben rühmend erwähnt, daß täglich hunderttausend Menschen zum Grabe Napoleons gewallfahrtet seyen, obschon sie Niemand gezählt hat, noch hat zählen können. Endlich wurde es die Regierung müde, täglich mit großen Kosten den Invalidendom zu erleuchten und mit noch größerer Mühe die Polizei zu handhaben; denn die Neugierigen wurden zuweilen ungeduldig und ungestüm, und einigemale mußte die Wache verstärkt werden, um den unabsehbaren Schweif in Ordnung zu halten. Bei solchen Gelegenheiten machen die Beutelschneider, deren Zunft in Paris so zahlreich als geschickt ist, vortreffliche Geschäfte, und mancher Neugierige büßte alles ein, was er in den Taschen trug. Von dem Trauerfeste her sollen noch manche Neugierige krank liegen, einige sollen sogar an den Folgen gestorben seyn. Der Invalidendom ist nun geschlossen und man denkt wieder an's Projekt eines Mausoleums für Napoleon, nachdem man die schöne Rotunde des Invalidendoms bereits übel zugerichtet hat. Marochetti soll drei Entwürfe eingereicht, durch keinen von den dreien aber die Kunstkenner befriedigt haben, und man zweifelt sogar, ob ihm die Ausführung übertragen wird. Vielleicht schreibt man doch noch einen Concurs aus. Marochetti ist nur Bildhauer, und käme es darauf an, eine Statue zu errichten, so wäre er der rechte Mann. Aber man will ein großes Mausoleum, ein Denkmal, dessen Entwurf auch architektonische Kenntnisse erfordert, und wobei die Bildhauerei nur eine untergeordnete Rolle spielt. Nie waren die Bildnisse Napoleons häufiger als seit der Todtenfeier; man bildet ihn in Bronze, Marmor, Gyps, Holz, Zucker ab; er erscheint überall, und die Dichter lassen ihre Leyern von seinem Lobe ertönen. Zwei Tage vor Neujahr hörte der starke Frost auf, und nun begann ein Thauwetter, wodurch die Straßen zum Theil ungangbar wurden. Es ist aber einmal Brauch, daß die Pariser am Neujahrstage schaarenweise aus allen Stockwerken in die Gassen hinabsteigen, sich Glück wünschen und Geschenke bringen oder fordern. Sie müssen also den Schlamm durchwaten, um vor einander zu erscheinen, wenn sie nicht reich genug sind, Wagen halten oder miethen zu können. Dies sind die goldnen Tage der Miethkutscher, Unternehmer von Omnibus und andern Fuhren. Unter solchen Umständen bekommt auch die Polizei immer derbe Verweise in den Tagblättern wegen der Nachlässigkeit, womit sie die Reinigung der Gassen besorgt, da sie doch dreißig Millionen Franken von den Einwohnern jährlich erhebt. Diese in übler Laune vorgebrachten und von der Stadtbehörde demüthig hingenommenen Vorwürfe verdient sie aber nicht ganz. Wenn alles Eis und aller Schnee plötzlich aufthaut und die Gassen in Schlammpfützen verwandelt, so müßte die Stadtbehörde hunderttausend Menschen zu ihrer Verfügung haben und einige tausend Karren in Bewegung setzen können, um die zweitausend Gassen so schnell zu reinigen, als es die Pariser wünschen, das heißt in Zeit von einigen Stunden. Da dies nicht seyn kann, so müssen die Pariser Geduld haben, wenn sie können, und sich damit begnügen, daß die Gassen allmählig gereinigt werden und der normale Zustand der Stadt nach und nach wieder hergestellt wird. Die Pariser haben noch nicht gelernt, sich selbst zu helfen; sie verlassen sich auf die Obrigkeit, welche, wie sie meinen, dafür bezahlt wird, und fegen kaum ein wenig vor ihren Thüren. Die Polizei muß unter solchen Umständen ein Heer von Gassenkehrern in Sold nehmen, welche in verschiedene Stadtreviere vertheilt werden und unter Aufsicht von Inspektoren so gemächlich fegen, als man es von Söldlingen erwarten kann. Die Armen bekommen dadurch Gelegenheit, Taglohn zu verdienen, und ihnen wird mit dem Fegen zuweilen besser gedient als der schmutzigen Stadt. Winters entstehen immer Berge von Koth, welche man weit aus der Stadt schaffen muß. Verschiedene Mittel sind vorgeschlagen worden, um die Stadt schnell zu reinigen, und ich glaube, man hat eigene Maschinen dazu erfunden. Mit diesen scheint man aber wenig auszurichten, und man bleibt bei dem alten Brauche, die Wegschaffung des Kothes an den Wenigstfordernden zu verpachten. Vor einigen Jahren suchte ein neuer Unternehmer seinen Zweck durch kleine und leichte Karren zu erreichen. Aber dagegen empörten sich die Straßenfeger; sie rotteten sich zusammen, zerschlugen die leichten Karren und sicherten dadurch ihren schwerfälligen die Herrschaft; seitdem haben sie auch das Monopol, die Stadt zu reinigen, so gut es gehen will. Die Arbeit wächst mit jedem Jahr, denn beständig werden neue Straßen angelegt; freilich hat man auch mehr Springbrunnen, fließend Wasser und Kloake, als vormals. An leztern ist seit einigen Jahren stark gebaut worden, und es gibt nur noch wenige Hauptstraßen, unter welchen sich nicht Kloake fortziehen, und zwar alle in der Richtung nach der Seine zu, welche dadurch allmählig verschlammt. Dagegen hat man durch Wasserleitungen das Wasser des kleinen Ourcaflusses nach der Hauptstadt geführt und damit die öffentlichen Springbrunnen gespeist, wodurch also auch die Seine verstärkt wird, da alle Wasser der Hauptstadt ebenfalls der Seine zufließen. — Im grellsten Contrast mit dem gräßlichen Schmutz der Straßen stand an Neujahr der Glanz der Buden. Die Furcht vor Krieg, oder bei einigen die Sehnsucht nach dem Kriege, hatte den Gewerbfleiß nicht gelähmt, und die allerniedlichsten, aber auch entbehrlichsten Dinge waren in tausenderlei Gestalt zu Neujahrsgeschenken ausgestellt. Kostbarer Stoffe, Schmuck aller Art, Juwelen von der zierlichsten Arbeit, Prachtwerke in den herrlichsten Einbänden und in dem jezt beliebten Grosoktavformate, bronzene Statuetten und tausend andere Dinge lagen oder standen in den Kaufläden feil; in den bekannten Girourschen Salons war wieder die reichste Auswahl von Tand, und Prinzessinnen wie Bürgerfrauen kauften hier für Freundinnen, Eltern, Geschwister und Kinder ein. Der Pariser Erfindungsgeist in solchen Sachen ist unerschöpflich. Mit jedem neuen Jahre erscheint eine Fluth neuer Frivolitäten, und diesmal hat Napoleons Todtenfeier sogar den Stoffen aus Glasgewebe einiges Ansehen verschafft. Bekanntlich hatte man den Leichenwagen mit solchen Stoffen behangen, welche aussahen wie ein Gewirke aus Gold und Silber. Es war dies seit der öffentlichen Ausstellung der Industrieprodukte, wo man Muster der neuen Erfindung sah, die erste Anwendung im Großen. Indessen werden sich die Damen schwerlich je mit Glasgewebe schmücken; aber zu Verzierungen scheint der sonderbare Stoff ganz gut zu dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Mittwoch, 20. Januar 1841.

[7] **Von Ludwig Tieck**

sind in unterzeichnetem Verlage nachstehende Werke erschienen und daselbst, wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Die zweite Auflage:

Vittoria Accorombona.

Ein Roman in fünf Büchern.

Von

Ludwig Tieck.

Zweite Auflage. Mit einem Anhange.

Zwei Bände. 1841. 8. Fein Velin-Druckpapier und geheftet. Preis 3 Rthlr.

Der Beifall, den dieses neue große Dichterwerk in ganz Deutschland gefunden, ist ein so außerordentlicher gewesen, daß die erste starke Auflage in noch nicht drei Monaten sich vergriffen hat. Als Anhang zur zweiten Auflage hat die Verlagshandlung eine geistvolle und tief gedachte Abhandlung des Herrn Professor Dr. Beaniß über Ludwig Tieck und seinen gegenwärtigen Roman beidrucken lassen, in der Voraussetzung, daß denkende Leser daran sich erfreuen und solche mit Dank entgegen nehmen werden.

Tieck, Ludwig, Gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. 2te Auflage. 1—4tes Bändchen. 8. 1839. Geh. 70 Bogen. 3 Rthlr.

— — **Gesammelte Novellen.** Vermehrt und verbessert. 5—8tes Bändchen. 8. 1839. Geh. 89 Bogen. 3 Rthlr. 18 Gr. oder 22½ Sgr.

— — **Gesammelte Novellen.** Vermehrt und verbessert. 9tes und 10tes Bändchen. 8. 1839. Geh. 39 Bogen. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Die neuesten Novellen des jetzt lebenden ersten deutschen Dichters erscheinen vollständig gesammelt, mit neuen noch nicht gedruckten Dichtungen vermehrt, in fortlaufender Folge. Die Ausstattung in Druck und Papier ist durchaus korrekt, sauber und elegant, und der Preis aufs Billigste gestellt.

Tieck, Ludwig, dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. 2 Bde. 8. 1826. Geh. 40⅛ Bogen. 1 Rthlr.

Eyremont. Ein Roman aus den Jahren 1806—15. Herausgeg. von Ludwig Tieck. 3 Bde. 8. 1836. Geh. 68⅜ Bogen. 3 Rthlr. 12 Gr. oder 15 Sgr.

Markos-Obregon, oder Auto-Biogeaphie des Spanischen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludwig Tieck. 2 Bände. 8. 1827. 32⅛ Bogen. 1 Rthlr.

Buchhandlung **Josef Max** und **Komp.** in **Breslau.**

---

[17] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs-Schrift

für 1841.

Erstes Heft oder Januar bis März.

Inhalt: Ueber die Schwankungen des circulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreise der Dinge in den letzten fünf Decennien. — Deutschland und die Schweiz. — Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unserer Zeit. — Unser Unterrichtswesen im Verhältniß zur Nationalität. — Ueber die Vertheidigung des westlichen Deutschlands gegen Frankreich; besonders Beantwortung der Frage: Soll Rastatt eine Bundesfestung werden? — Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen. — Ueber Provinzialstände. — Gedanken über das Verhältniß der Naturforschung

Digitized by Google

zur heutigen Kultur. — Ideen zu einer künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibnitz. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[14]

Neue Musikalien,

welche bei **B. Schott's** Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, Ouvert. a. d. Königin für einen Tag f. Pfte. 4händig. 1 fl.
Auber, Ouvert. a. Zanetta f. Orchester. 5 fl. 24 kr.
Beriot, Le Tremolo. Caprice üb. e. Th. v. Beethoven f. Violini m. Orch. Op. 30. 3 fl. 12 kr.
— Desselbe f. Violine m. Pfte. Op. 30. 1 fl. 48 kr.
Bertini, Vollständige Pianoforte-Schule. 13 fl. 30 kr.
Burgmüller, Fantas. f. Pfte. üb. e. Rom. v. Bruguière. Op. 20. 54 kr.
— Rondo brillt. f. Pfte. Op. 21. 48 kr.
— Bolero f. Pfte. üb. Rosine, Rom. v. Masini. Op. 22. 54 kr.
— 3 leichte Stücke f. Pfte. Op 25. 42 kr.
— Rondo f. Pfte. üb. e. Th. a. Elisire d'amore. Op. 28. 48 kr.
— 6 kleine Stücke f. Pfte. üb. ital. Th. Op. 61. 2 Hefte, jedes 1 fl.
Clapisson Espère (Hoffe.) Rom. f. 1 Singst. mit Pfte. od. Guit. franz. und deutsch. Nro. 495. 18 kr.
D'adhémar, Le Torréador. Ebenso Nro. 487. 18 kr.
Döhler, 3 Rondos f. Pfte. üb. Th. a. „Les Mertyrs." Nro. 1. 2. 3. jedes 1 fl. 12 kr.
— Andantino f. Pfte. Op. 32. 1 fl. 12 kr.
Donizetti, Marie od. die Regiments-Tochter, vollstdg. Clav.-Auszug, franz. u. deutsch. 12 fl. 36 kr.
Datertre, Fant. et Vart. f. Horfe üb. e. orig. Theme. 1 fl. 12 kr.
Gabussi, Duett f. Sop. u. Alt. mit Pfte. Deh t'errendi. itel. u. deutsch. 45 kr.
Gomion, Souvenir a. Teresa v. Masini f. Pfte. Op. 65. 1 fl.
— Melanga a. Ines de Castro v. Persiani. f. Pfte. Op. 65. 1 fl. 12 kr.
Gregoir, La Romanesca, berühmter Tanz a. d. 16ten Jahrhundert f. Pfte. 27 kr.
Heller, 7 Capricen f. Pfte. üb. Th. a. Helevy's Sherif. Op. 17. 1 fl. 30 kr.
Herz, H., Tägliche Studien aus seiner Pianoforte-Schule. 2 fl. 24 kr.
— brillt. Vert. üb. „O dolu concento." f. Pfte. 4händig erg. 2 fl. 24 kr.
Herz & Lafont, 6 Aumsts. f. Pfte. u. Violonc. Op. 107. Nro. 1—6 à jedes 1 fl. 24 kr.
Herz, Paganini's letzter music. Gedanke f. Pfte. 18 kr.
Hünten, Fr., France et Italie. 2 vart. fav. Th. f. Pfte. Op. 111. Nro. 1. 2. jedes 1 fl. 12 kr.
Lachner, Vinc., Quintett f. 2 V. 2 Alt u. Vlell. Op. 8. 4 fl. 48 kr.
Louis, 2tes Trio f. Pfte. V. u. Vlell. Op. 89. 4 fl. 12 kr.
Lemoine, Bagatelle f. Pfte. a. d. Regiments Tochter. 45 kr.
Mangold, Festlied bei Rincks 50jähriger Dienst-Jubelfeier f. 4 Männerst. 42 kr.
— Canzonetta f. Sopr. m. Pfte. itel. u. deutsch. Op. 8. 36 kr.
Masini, Isolina, Ariette f. 1 Singst. m. Pfte. od. Guit. itel. u. deutsch. Nro. 484. 18 kr.
Mendes, 2 leichte Fantas. f. Violoncll. über Th. v. Rossini. Anber u. Herold. 3 Hefte. jedes 54 kr.
Musard, 2 Quadrilles f. Pfte. Th. a. Les Martyrs v. Donizetti. Nro. 1. 2. jedes 36 kr.
Osborne & Beriot, Duo coact. f. Pfte. u. Violine. Th. a. d. schwarzen Domino. Op. 51. 2 fl.
— — Duo brlt. üb. e. orig. Th. Op. 25. f. Pfte. u. Violini von Tulou f. Pfte. u. Flöte. arg. 2 fl. 24 kr.
Paer, Exil u. Patria. Rom. f. Singst. m. Pfte. oder Guit. franz. u. deutsch. Nro. 494. 27 kr.
Puget, Je veux t'aimer. Ebenso Nro. 493. 27 kr.
— Album. 12 Rom. f. Singst. m. Pfte. od. Guit. franz. u. deutsch. 5 fl. 24 kr.
Reber, 2tes Trio f. Pfte. V. u. Vlell. Op. 12. 4 fl. 12 kr.
Rosellen, 3 Rêveries f. Pfte. Op. 28. Liv. 1. 1 fl. 12 kr.
— 2 Melodien v. Donizetti f. Pfte. 4händig. erg. Op. 29. Nro. 1. 2. jedes 1 fl. 12 kr.
Rosenhain, Fant. f. Pfte. Th. e. Puritani. Op. 22. 1 fl. 30 kr.
— Romanus f. Pfte. Op. 25. Cah. 1. 1 fl. 21 kr.
Schubert, P., 3 brlt. nicht schwere Rondos f. Pfte. Op. 30. Nro. 1. 2. 3. jed. 1 fl. 12 kr.
Sola, Canzonette „Soavespeme" f. Singst. m. Pfte. od. Guit. ital. u. deutsch. Nro. 480. 18 kr.
Speier, Die drei Liebchen f. Singst. m. Pfte. Op. 53. 42 kr.
Wolff, Mosaik f. Pfte. Th. a. Elisire d'emor v. Donizetti. Op. 51. 1 fl.
— Divert. f. Pfte. Th. a. Oberon. Op. 52. 1 fl.
Galopp f. Pfte. Th. a. Norma. Nro. 533. 8 kr.
Polonaise f. Pfte. a. Aubers Königin für einen Tag. Nro. 35. 8 kr.
Geschwind-Walzer f. Pfte. a. derselb. Oper. N. 534. 8 kr.
Ländler f. Pfte. e. derselben. Nro. 535. 8 kr.
Galopp f. Pfte. a. derselben. Nro. 536. 8 kr.
Textbuch zu Marie od. die Regiments-Tochter, komische Oper von Donizetti, deutsch beerbeitet von Gollmik. 12 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[15]

Die

Zeitung für den deutschen Adel

redigirt vom

Baron de la Motte Fouqué,

erscheint auch für das Jahr 1841. Es sind auch von diesem zweiten Jahrgange Probenummern ausgegeben, die man in allen Buchhandlungen, sowie in jeder Zeitungs-Expedition, gratis erhalten kann, und auf die wir alle Mitglieder und Freunde des Adels besonders aufmerksam machen, da sie die Besprechung eines Planes enthalten, welcher für die Gesammtheit des Adels von höchster Wichtigkeit ist. Aus der ersten Liste der genannten Subscribenten, welche wir der Probenummer beifügten, mögen die Freunde, sowie die Feinde des Unternehmens die Ueberzeugung schöpfen, daß die Fortdauer der Zeitung gesichert ist; denn wo so viele glänzende und edle Namen an der Spitze stehen, da ist an einer Nachfolge Gleichgesinnter nicht zu zweifeln.

Digitized by Google

Es erscheinen, wie bisher, wöchentlich zwei Nummern, welchen von 14 zu 14 Tagen ein Intelligenzblatt beigefügt wird, welches sich besonders zu der Bekanntmachung von Familiennachrichten eignet. — Der Preis des Jahrgangs von 104 Nummern ist 8 Thaler.

Alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen hierauf an.

Leipzig, im Dec. 1840.

Heinrich Franke.

---

[10] **E. L. Bulwer's neuster Roman.**

Bei Metzler in Stuttgart erschienen so eben:

E. L. Bulwer's Werke.

Aus dem Englischen.

77—86s Bdchn.

16. Preis vom Bändchen 3 Gr. oder 12 kr.

Diese 10 Bdchn. enthalten Bulwer's neuesten Roman: „Godolphin," „Asmodeus aller Orten" und dessen Dramen: „Herzogin de la Valière, die schöne Lioneserin, Richelieu und den Seekapitän," wodurch nun diese vielverbreitete Taschen-Ausgabe beendigt ist und sämmtliche von Bulwer bis jetzt herausgegebene Schriften, die fürs größere Publikum sich eignen, sich hier vollständig vereinigt finden. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der österreichischen Monarchie.

---

[1] So eben ist in unserm Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Heinrich Fremond.

Psychologisches Bild des Priesters

von Julius La Beaume.

Aus dem Französischen übersetzt von

A. v. F. geb. v. K.

2 Theile. 8. eleg. geh. 2 Thaler.

Dieser in Frankreich mit großer Auszeichnung behandelte Roman enthält das interessante Gemälde eines Priesters, der von dem modernen Bewußtseyn aus durch die Liebe mit dem traurigen Gesetz des Cölibats in Konflikt geräth. Die Behandlung dieses Stoffes ist so zart, die Anschauungsweise der katholischen Dogmen so reich und vielumfassend, daß auch in Deutschland dieser herrlichen Dichtung der Beifall des Publikums nicht fehlen kann. Französische Kritiker haben den Verfasser häufig mit George Sand verglichen.

Berlin, Dezember 1840.

Voß'sche Buchhandlung.

---

[12] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

DD. Dingler und Schultes.

Erstes Decemberheft 1840.

Inhalt: Ueber Cleggs atmosphärische Eisenbahn; von Dr. Mohr. — Ueber die Benutzung des Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft; von Dr. Frhrn. v. Reden. — Rechnungsmaschine für Bijouterie-Fabrikanten und Goldarbeiter, um Goldlegirungen von jedem Feingehalt und Mischungsverhältnisse von Kupfer und Silber zu berechnen; erfunden von Chr. Ferd. Oechsle, Mechanikus und Controleur in Pforzheim. Mit Abbild. — Smiths verbesserte Nietmaschine zum Bau von Dampfkesseln und zu sonstigen Zwecken. Mit Abbild. — Wordsworths Verbesserungen an den Maschinen zum Hecheln und Zubereiten des Flachses, Hanfes und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. — Wanbeleurs Verbesserungen im Pflastern der Straßen mit Holzblöcken. Mit Abbild. — Ramere's Verbesserungen im Pflastern der Straßen und unterirdischen Kanäle für Gas- und Wasserröhren. Mit Abbild. — Browne's Verbesserungen im Pflastern der Straßen und Wege mit Holz oder Steinen. Mit Abbild. — Carey's Verbesserungen im Pflastern der Straßen mit steinernen oder hölzernen Blöcken. Mit Abbild. — Steads verbesserte Methode Straßen, Pfade, Höfe und Brücken mit Holzblöcken zu pflastern. Mit Abbild. — Geary's Verbesserungen im Pflastern der Straßen mit Holzblöcken. Mit Abbild. — Ridgway's und Walls Verbesserungen in der Fabrikation von Porcellan und Steingut. Mit Abbild. — Hunt über die Anwendung hybriodsaurer Salze um Lichtbilder hervorzubringen. — Kritische Uebersicht der deutschen technologischen Journalistik. Von Karl Karmarsch. (Beschluß.) Mittheilungen für Gewerbe und Handel. Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbtreibende, Physiker, Techniker, Pharmaceuten und Oekonomen. Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern. Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover. Verhandlungen des Gewerbe-Vereins für das Großherzogthum Hessen. Monatsblatt des großherzoglich hessischen Gewerbvereins. Mittheilungen des Industrie-Vereins für das Königreich Sachsen. Gewerbeblatt für Sachsen. Gemeinnütziges Wochenblatt des Gewerbevereins in Köln. Verhandlungen des Gewerbevereins in Coblenz. Frankfurter Gewerbfreund. Mittheilungen des Gewerbvereins in Lahr. Hephästos. — Miscellen. Englische Patente. — Englische Dampfschiffe. — Englische Handelsmarine. — Ueber das nothwendige Niedererstellen der Wägen auf Eisenbahnen. — Mit Dampfkraft gebaute Häuser. — Verfertigung erhabener Reliefabdrücke in Papier. — Knights Landkartendruck in Farben. — Neues Verfahren der Bildnerei in Marmor, von Moreau. — Ueber die Bereitung von Zinnoxydul. — Ueber den Chlorgehalt der gebleichten Baumwollengarne. Vom künstlichen Kautschuk und seiner Anwendung in den Künsten. — Neuer Indigo. — Stone's künstliche Weine. — Vergleichung des Werthes der Maulbeerblätter. — Seidenverbrauch in Lyon. — Ueber die Kultur des Waids. — Ueber eine Verfälschung des Leinöls mit Colophonium. — Bewährtes Mittel gegen die Verheerungen der Motten.

Zweites Decemberheft.

Heyworths verbesserte rotirende Dampfmaschine für die Schifffahrt ꝛc. Mit Abbild. — Curtis' Patentapparat um Wagen aufzunehmen, während der Eisenbahntrain in vollem Lauf ist. Mit Abbild. — Curtis' patentirte Schraubenwinde zum Bewegen der Eisenbahnwagen von einem Geleis auf das andere ꝛc. Mit Abbild. — Englands verbesserte Schraubenwinde zum Heben und Fortbewegen schwerer Lasten in senkrechter und seitlicher Richtung. Mit Abbild. — Sutcliffe's patentirte rotirende Pumpe und allgemeines Hebzeug für Steine. Mit Abbild. — Shrapnels Verbesserungen an den Korkziehern. Mit Abbild. — Bericht von Hrn. Th. Olivier über das Nivelliriustrument des Hrn. Desbordes. Mit Abbild. — Ueber die von den Spenglern Benkler und Ruhl in Wiesbaden erfundene Oelgaslampe. Mitgetheilt von Dr. Adolph Poppe jun. Mit Abbild. — Hunt über die Anwendung hybriodsaurer Salze um Lichtbilder hervorzubringen. Mit Abbild. (Forts. und Beschluß.) — Capauns Bereitungsart des unterschwefligsauren Natrons. — Analyse des Gußeisens und Stabeisens; von J. Berzelius. — Analyse des getrockneten Zuckerrohrs und Verfahren um den darin enthaltenen Zuckerstoff leicht zu ermitteln; von Hrn. Osmin Hervy. — Mehlgütemesser des Hrn. Robine, Bäckers in Paris. — Ueber das Laab; von Hrn. Deschamps. — Miscellen. Neue Sicherheitslampe. — Guigo's mechanische Seidenweberei. — Die Wollenmanufakturen, ein Mittel zur

Erhaltung und Befestigung der Gesundheit. — Redmann's Verfahren Kupferstiche auf Zinkplatten zu übertragen. — Dr. Clarks Verfahren das käufliche Zinn und Zink auf einen Arsenikgehalt zu prüfen. — Ueber die Präexistenz des Farbstoffes in der Krapppwurzel von Robiquet. — Feuriges Wiederlegt auf Baumwolle aus Blauholz. — Ueber den Bastardklee (Trifolium hybridum). — Ueber die verschiedenen Methoden der Aufbewahrung animalischer und vegetabilischer Substanzen zu naturhistorischen Zwecken. — Namen- und Sachregister des fünfundsiebenzigsten, sechsundsiebenzigsten, siebenundsiebenzigsten und achtundsiebenzigsten Bandes des polytechnischen Journals.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 72 zu 186 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[8] **Anzeige.**

Taschenbuch

für das

Geschäftsleben

auf das Jahr 1841.

Halle, C. A. Kümmel. Verlag.

Preis 1 Thlr.

Der achte Jahrgang dieses sehr beliebten und höchst praktischen Taschenbuches ist zugleich eine neue, sehr verbesserte, vermehrte und elegant ausgestattete Auflage desselben.

Wer hätte wohl nicht den Wunsch, bei Anfang eines neuen Jahres eine Uebersicht der Geschichte und Pläne das kommenden sich zu entwerfen, oder beim Schlusse sich zu fragen, was erfüllt oder unerfüllt geblieben, welches Glück oder Unglück ihm dasselbe gebracht und durch welches Resultat seine Erfahrung für künftige Jahre bereichert sey. In diesem Taschenbuche ist dafür gesorgt, dass Jeder sowohl in den geistigen als materiellen Interessen sich controlliren und so durch geregelte Ordnung sein Leben ruhig, glücklich und angenehm machen kann. Wie dies gemeint sey, wird der gefälligst nachzusehende Inhalt darthun. Es ist in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[13] Außerordentliche Preisherabsetzung.

Alpenrosen,

ein schweizerisches Taschenbuch.

Um mehrfach geäußerten Wünschen zu entsprechen und Liebhabern die Anschaffung dieses beliebten Taschenbuches zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den Preis desselben bedeutend herabzusetzen. Die erste Serie, enthaltend die Jahrgänge 1811, 1813 bis 1820, wovon nur noch eine geringe Anzahl vorhanden, kostet nun zusammengenommen im herabgesetzten Preis:

4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

Die zweite Serie, enthaltend die Jahrgänge 1821 bis 1830 ebenfalls

3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

einzelne Jahrgänge, soweit der Vorrath erlaubt

14 gGr. oder 1 fl. rhein.

Die Alpenrosen enthalten Beiträge von den beliebtesten schweizerischen Schriftstellern, wie **Kuhn, Meisner, Wyß**, u. A. In jedem Jahrgange befinden sich 6 Kupfer, ländliche und historische Scenen aus der Schweiz darstellend, gestochen von **Hegi, Lips, Wagner, D. Burgdorfer**, u. A, nach Zeichnungen von **Frei, Heideloff, König, Lory** Vater und **Usteri**, sowie Musikbeilagen von **F. Huber** und Andern componirt.

Jede Buchhandlung Deutschlands nimmt auf obiges Taschenbuch Bestellung an.

Bern, im Jan. 1841.

J. J. Burgdorfer.

---

[9] Bei *Fr. Kistner* in *Leipzig* ist erschienen:

Fr. Kalkbrenners

Pianoforte-Schule.

Anweisung

das Pianoforte mit Hülfe des Handleiters spielen zu lernen.

Allen Conservatorien der Musik in Europa gewidmet.

Preis 4 Rthlr.

Erster Theil, enthaltend: Die Grundregeln der Musik, ein vollständiges System des Fingersatzes; Regeln über den Vortrag, über die musikalischen Bezeichnungen, über das Studium und die Classification der Werke berühmter Componisten, ferner eine Uebung für drei Finger, eine Toccata, eine vierstimmige Fuge für die linke Hand allein, und verschiedene Uebungen in Terzen, Sexten und Octaven.

Zweiter Theil, enthaltend: Eine Reihe leichter Stücke zu vier Händen, ausdrücklich für Anfänger bestimmt, (über National-Thamas und Opern-Melodien etc.) 1 Rthlr. 16 Gr.

☞ **Handleiter à 2 Rthlr. 12 Gr.**

---

[16] **Rosa Maria's Nachlaß.**

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Rosa Maria's

poetischer Nachlaß,

herausgegeben

von

J. A. Assing.

8. Altona, Hammerich, eleg. geh. 1⅓ Rthlr.

Rosa Maria Assing, geborne Varnhagen von Ense, die Jugendfreundin Chamissos, Uhlands, Kerners u. s. w., ist in der literarischen Welt nicht unbekannt und ihren zahlreichen Freunden wird dieser Nachlaß eine willkommene Gabe seyn.

Digitized by Google

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. Januar 1841.

O welch ein Maaß von hohem Liebreiz steht
Im Zorn und der Verachtung ihrer Lippe!

Shakespeare.

Aus den Papieren eines abenteuernden Offiziers.

(Fortsetzung.)

„Wer ist das stolze, reizende Mädchen dort?" fragte ich den jungen polnischen Offizier, meinen Begleiter. „Ah, mon cher, la nièce du Général Mina!" antwortete er, an mir vorüberhüpfend und einer jungen Dame entgegeneilend, für die er eben einige Süßigkeiten in Bereitschaft haben mochte. Die Nichte des Generals Mina! Natürlich stieg mein Interesse für die nahe Verwandte des hervorragendsten Mannes aus der neuern spanischen Geschichte. Ich ging zu einem spanischen Obristen von meiner Bekanntschaft, der sich ebenfalls in der Gesellschaft befand, mir sonst aber als Jovellano, d. h. als Nachbeter französischer Ideen, als ein süßer Französischthümler widerwärtig ist, und bat ihn — es war das erstemal in meinem Leben, daß ich diesen Mann ansprach — und bat ihn um die Gefälligkeit, mich dem Fräulein Mina vorzustellen. „Von Herzen gern," antwortete er, geschwätzig und schmunzelnd, denn er ist ein Andalusier; „doch Ihre Mühe wird vergeblich seyn. Donna Francisca tanzt nicht unsere modernen, am wenigsten die französischen Tänze, und sie besitzt den eisernen Willen ihres großen Oheims. — Was sagen Sie? das war ein großer Mann, doch nicht fehlerfrei, nicht fehlerfrei! er war exaltirt und ist überhaupt nicht mehr en vogue. Verstehen Sie, wir jungen Männer müssen es weiter bringen; er hat sich in diesem Krieg abgenutzt und ist in Catalonien als Generalkapitän eines ruhigen Todes verblichen. Kommen Sie, doch merken Sie sich, die Sennorita ist vom Land, in der Stadt blos zum Besuch bei Verwandten; sie stammt aus demselben Hause wie ihr berühmter Oheim Francisco, aus einem kleinen Städtchen, drei Meilen von Pamplona. Der andere berühmte Mina, Xavier mit Vornamen, auch ein gewaltiger Feuergeist, gehört derselben Familie an. — Nun kommen Sie."

Donna Francisca ist ganz Natur und Offenheit. Angenehm überraschte mich ihr lebhaftes religiöses Gefühl, das sich mitunter unverholen äußerte. Ich hatte bis jetzt in Spanien nichts Aehnliches beobachtet. „Nichts ist mehr zu beklagen," sagte sie unter andern, „als daß in unserm unseligen Bürgerkrieg sogar die heilige Religion zum Deckmantel schlechter Leidenschaften herabgewürdigt wird, und ich bete täglich zum Heiland um Friede für mein Vaterland, damit der Mißbrauch mit dem Heiligsten aufhöre und am Ende nicht die Religion dem Volke zum Spott werde. Auch meinen Oheim habe ich darüber bitter klagen hören — er hat sich zu

Digitized by Google

Tode gegrämt." — Als der Tanz wieder begann — es war gerade ein deutſcher Straußſcher Walzer — rief ſie aus: „Sie kommen aus dem fernen Norden und haben gewiß nicht erwartet, daß wir uns hier zu Zeiten beluſtigen und ergötzen, als herrſche der tiefſte Frieden. — Sagen Sie mir doch, was ſpricht man bei Ihnen von meinem Oheim?" — Ich bot ihr zum Tanz meinen Arm an. „Unſere Tänze wollte ich gern tanzen," entgegnete ſie; „ich liebe ſie ſogar leidenſchaftlich, aber die ausländiſchen nicht. Meine Landsleute wiſſen das und fordern mich nicht mehr dazu auf. Meinen beſten Freunden, den Polen, habe ich es bereits abgeſchlagen, als ſie mich aufzufordern die Güte hatten. Sehen Sie, man tanzt franzöſiſche, polniſche, deutſche, ſchottiſche Tänze, und keinen ſpaniſchen; Maſurkas, Walzer, Contretänze, Galoppade, ſo viel Sie wollen, aber keine Jota, keinen Bolero, keine Manzega, und doch können unſere Tänze ſich an Schönheit mit allen fremden meſſen. Warum das? Ich werde dieſe Hintanſetzung des Nationellen niemals billigen. Freilich meint man wohl, der Tanz ſey nur eine Kleinigkeit. Aber wenn das Fremdländiſche ſich erſt in unſere liebſten und allgemeinſten Vergnügungen eindrängt, dann wird es auch bald unſere Sitten überſchwemmen und uns ein ganz anderes, fremdes Gepräge aufdrücken. Das war auch meines Oheims Meinung."

In der That, auch mir fiel es auf, daß ich hier in den Geſellſchaften alle modernen Tänze Europas, ausgenommen ſpaniſche, aufführen ſah. Doch das eminente Tanztalent der Spanier konnte man auch bei den ausländiſchen Tänzen bewundern, die ſie ſämmtlich, man darf ſagen mit vollendeter Grazie ausführten. Viel früher, als ich es wünſchte, gebot mir die in Spanien unerbittlich ſtreng beobachtete Förmlichkeit (la formalidad), mich von dem liebenswürdigen Mädchen zu verabſchieden. Doch hatte ich noch am ſelben Abend Gelegenheit, Donna Franciſca mit unnachahmlicher Anmuth die Jota tanzen zu ſehen. Vielleicht ihr zu Liebe wurde die Nationalweiſe angeſtimmt. Zuerſt traten nur zwei Paare hervor, aber alsbald bedeckte ſich der ganze Saal mit Tanzenden. Von jenen Weiſen und Tänzen iſt auch der vornehmſte Spanier in der Wiege ſchon umgaukelt; ſie ſitzen tief in ſeinem Herzen und drängen ſich, wie weit ſie auch der ſogenannte gute Geſellſchaftston zurückſchiebt, mitunter unaufhaltſam hervor, wie Träume aus unſerer erſten ſchönen Jugendzeit.

Bereits war eilf vorbei, als noch Masken — männliche und weibliche — in gleichartigem, phantaſtiſchem Koſtüm erſchienen und mit außerordentlicher Virtuoſität die ſeltſamſten, wie man ſah, lang einſtudirten Tänze und Quadrillen zum Beſten gaben. Das Koſtüm wurde drei- bis viermal geändert, und jedesmal fand eine neue und immer ſeltſamere Produktion ſtatt. Bei den letzten, die von einem beſondern Sang und wilden Geberden begleitet war, wurde das Gelächter und der Lärm brauſend wie ein Sturm. Dann fielen die Masken und bunten Anzüge — im Nu ging die Metamorphoſe vor ſich — und vor uns ſtanden dem Hauſe befreundete, ſchweißtriefende Jünglinge und Mädchen in reichem Ballanzuge. Und der Tanz dauerte noch luſtig bis nach Mitternacht.

(Fortſetzung folgt.)

Zeitgeſpräche.

(Fortſetzung.)

Hofrätin. — Man kennt Sie ſchon, Doktor. Immer paradox!

Dr. Sauer. — Nicht ſo ſehr. Doch wir ſprechen zunächſt von Kultur. Jedermann gibt zu, daß die ganze Erziehung, der höhere wie der Elementarunterricht bei uns unendlich beſſer beſtellt iſt als in Frankreich, daß der Deutſche jeden Standes mehr weiß als ſein franzöſiſches Gegenſtück. Aber wie, wenn ſich fände, daß die Maſſe der franzöſiſchen Nation derjenigen Abrichtung, wenn ich ſo ſagen darf, welche bei unſern Volksklaſſen ein Nothwerk iſt, in gewiſſem Maaße entbehren kann?

Kirchenrath. — So viel iſt gewiß, daß ſie's entbehrlich finden.

Dr. Sauer. — Es liegt dies nothwendig im beiderſeitigen Volkscharakter. Dort entſpringt aus dem leichten, in Allem den ſinnlichen Oberflächen zugekehrten Geiſte die ſociale Gleichheit, der Geſelligkeitstrieb, der Eſprit, den nach dem Sprüchwort Jedermann hat, der allgemeine Kultus der conventionellen Sitte, ein Allen gemeinſames Nationalgefühl. Und dies iſt Kultur, Nationalkultur, die mit dem poſitiven Wiſſen zunächſt gar nichts zu thun hat; dies iſt eine freiwillige, reiche Quelle nationaler Kraft, ganz unabhängig von denjenigen, welche die Schule erbohren mag. Wie viel Kultur in dieſem Sinne herrſcht denn bei uns? läßt es bei uns der innerlich ſo viel tiefere, aber äußerlich ſtarre, ſpröde Geiſt zu jenem Gemeinſamen kommen, das an ſich ſchon Bildung iſt? Und muß nicht eben deßhalb dieſe Bildung künſtlich gepflegt werden? Der Franzoſe, der rein nichts gelernt hat, als was er aus dem geſelligen Verkehr, aus der allgemeinen Luft ſeines Vaterlandes aufnimmt, iſt immer noch ein ganzer Franzoſe; aber der Deutſche, der nicht einmal leſen und ſchreiben kann — — —

Digitized by Google

Kirchenrath. — Iſt am Ende nue ein halber Menſch?

Dr. Sauer. — Meinetwegen, wenn Sie ein Weſen ſo nennen wollen, das faſt nothwendig erſt durch die Schule laufen muß, um ſich lebendig als Glied ſeines Volks fühlen und begreifen zu können.

Kirchenrath. — Ich begreife nicht —

Dr. Sauer. — Erlauben Sie. Ich wollte gar nichts ſagen als das: ſpotten wir immerhin über die Unwiſſenheit, die alderne Selbſtgefälligkeit der Franzoſen, freuen wir uns unſeres Wiſſens, unſeres höheen geiſtigen Standpunkts, der uns erlaubt, gerecht zu ſeyn gegen alle Welt, und gegen Jedermann mehr, als gegen uns ſelbſt. Nur müſſen wir nicht glauben, daß wir darum mehr ſind und die Franzoſen weniger, wenn es ſich, wie möglicherweiſe bald wiedee, um die geſchichtliche That handelt.

Lieutenant. — Wee glaubt es denn? das beaucht man gar nicht!

Dr. Morgenländer. — Ja, Cosmopolitismus, Univerſalität, zweideutige Geſchenke der Götter!

Kirchenrath. — Wie der Doktor die Sache auffaßt — —

Legationsrath. — Politiſch betrachtet — —

Hofräthin. — Laſſen wir die Politik! Laſſen Sie ihn! er meint es nicht ſo. Es iſt der reine Widerſpruchsgeiſt. Sie werden wohl noch wiſſen, Doktor, wie Sie die arme Comteſſe peeſiflirten, als ſie eben von Paris zurück war, und in ihrer etwas ſüffiſanten Art uns vom Pariſer Schauſpiel, Oper, Ball vorſchwazte und die franzöſiſche Grazie ihr drittes Wort wae.

Legationsräthin. — Es war köſtlich, wie er ihre Scharpe kritiſirte, die hier noch gar Niemand hatte und womit ſich die affektirte Perſon ſoviel wußte.

v. Flach. — Prächtig war's!

Hofräthin. — Wie Sie mit heeben, ſchneidenden Worten gegen alles Franzöſiſche loszogen, wie Sie den fremden magern Herrn, der unvorſichtig Ihren Handſchuh aufnahm, vernichteten, und wir nur zu wehren hatten, daß es zu keinem förmlichen Eclat kam.

v. Flach. — Ja, ich mußte ſie auseinanderdringen.

Hofräthin. — Und jezt treten Sie als Vertheidiger des franzöſiſchen Weſens auf, als Verkleinerer des deutſchen Geiſtes.

Dr. Sauer. — Ich ein Verkleinerer des deutſchen Geiſtes!

Hofräthin. — Und guter Gott! welchen Moment wählen Sie dazu? Wo ſich Jeder der Demüthigung freuen ſollte, welche der übermüthige Nachbar erfahren, einigermaaßen wenigſtens; wo Deutſchland in ſchönem, patriotiſchem Gefühl ſich erhebt, wie Ein Mann, wo es laut ſeinen Entſchluß erklärt, ſich von einer eiteln, ſelbſtſüchtigen, den Rechten anderee Völkee Hohn ſprechenden Nation keinen Fußbreit Landes nehmen zu laſſen!

Dr. Sauer. — Gnädige Frau, Sie wollen mich mißverſtehen. Ich ſollte den deutſchen Geiſt verkleinern? Ich bin nicht gemeint, iegend Jemand an Patriotismus etwas vorzugeden. Dürfen Sie mir zutrauen, daß ich blind bin für den großen Aufſchwung des deutſchen Volks, nicht ſeit man den Franzoſen einen armſeligen Widerhall ihres Nationallieds zurückſchickt, nicht ſeit den ſogenannten Freiheitskriegen, nein, ſeit hundert Jaheen. Was war Deutſchland vor einem Jahrhundert? ein willenloſer Sklave eines fremden Geiſtes, aldeen tändelnd mit ausländiſchen Kunſt- und Sprachformen, im Begriff, ſeine Sprache und alles nationale Bewußtſeyn als gothiſchen Ballaſt von ſich zu werfen. Und jezt! welche Thaten des Geiſtes in Poeſie, in Philoſophie, in Wiſſenſchaft vor Allem, drängen ſich in dieſe kurze Spanne Zeit! Unſere ganze Literatur, und ein Bau der Wiſſenſchaft, an dem die andern Völker ſtaunend hinaufſehen, und deſſen fliehende Spitze ſich für ſie in den Wolken birgt.

Kirchenrath. — Sehr gut! das iſt wahr.

v. Flach. — Unzweifelhaft!

Dr. Sauer. — Und welche Fortſchritte auch in den öffentlichen Zuſtänden, im Nationalgefühl, in politiſcher Bildung! Nehmen wir nur Preußen! Wie war es, als Friedrich dee Zweite den Thron beſtieg! und jezt, bei einem neuen Regierungswechſel, welch ganz andere Haltung von Fürſt und Volk! Dabei ſtört mich nicht einmal, was Manche bekritteln, ich meine das — wie ſoll ich mich ausdrücken? die Bewußtheit, womit man doet gegenwärtig Geſchichte macht.

Legationsrath. — Wie ſo?

Dr. Sauer. — Denn dies ſcheint mir einmal in der Richtung unſerer Zeit überhaupt zu liegen. Aber kann ich für die Hypochondrie, welche mich auf ſo viel Großes und Schönes nie blicken läßt, ohne daß mir die ſchlimme Kehrſeite einfällt? wenn es mich verdrießt und ſchmerzt, daß unſere Schwäche ſo oft unſerer Kraft über den Kopf wächst?

Hofräthin. — Mon Dieu! in der Welt iſt nichts vollkommen; ja, wäre es vollkommen, es wäre kaum gut. Wenn bei uns hie und da etwas zu wünſchen bleibt, muß man deßhalb gleich den Franzoſen das Wort reden?

v. Flach. — Ja, dies ſieht man nicht ein.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Keepsakes. Uebersicht der dramatischen Erzeugnisse d. J. 1840.

Die Almanachsliteratur hat schon lange eine merkantilische Richtung genommen. Vor allem kommt es auf die Kupfer an, die nun schon seit mehreren Jahren aus England geholt werden, was eben nicht dazu beiträgt, die Kupferstecherkunst in Frankreich zu heben. Auch der alte Titel Almanach hat dem englischen „Keepsake" weichen müssen, was der generische Name für diese Neujahrsbücher zu werden scheint. In diesem Jahre ist sogar ein geistliches, sehr elegantes Keepsake erschienen, da ja bei den Reichen Pracht und Frömmigkeit sich häufig paaren und sie es lieben, auf einem Prie-Dieu von gesticktem Sammt sich eines Gebetbuchs zu einigen Louisd'ors zu bedienen. Für diese Classe verfertigt man daher auch kostbare Bibeln und Erbauungsbücher. Für die nicht andächtigen Leute gibt man Sammlungen von Gedichten und Erzählungen heraus, welche oft nichts weniger als erbaulich sind. Aber man hat dem Publikum so vieles dieser Art in Büchern und auf der Bühne vorgetragen, daß es ziemlich gleichgültig gegen diese Art von geistiger Kost geworden ist, und viel dazu gehört, den übersättigten Gaumen desselben zu reizen. Die Pariser Theater haben dem Publikum im Verlauf des vergangenen Jahres eben so viel neue Stücke gegeben, als in den frühern Jahren. Die Fruchtbarkeit der Dichter und die Thätigkeit der Theaterdirektionen haben keineswegs nachgelassen, und wollte man die vielen kleinen Stücke mitrechnen, welche auf ganz kleinen Bühnen gegeben werden, so würden weit mehr als 200, die Mittelzahl der jährlich von den Pariser Bühnen gelieferten Stücke, sich ergeben. Freilich lebt am Ende des Jahrs von diesen 200 Theaterstücken nur noch ein kleiner Theil, etwa ein Fünftel oder Sechstel. Die andern tauchen im Ocean der Zeit unter, welcher so manches andere Geschriebene und Gesprochene auf ewig verschlingt. Manche vegetiren nur einige Abende; indessen fallen jezt nur noch wenige Stücke ganz durch; eine Schaar gemietheter Klatscher ist an jedem Theater angestellt, und verhindert den entschiedenen Fall der Stücke unter dem Pfeifen und Zischen der Mißvergnügten. Damit ist aber den Direktoren wenig geholfen; denn wenn das Stück mißfällt oder nur kalte Aufnahme findet, so bleibt das Publikum aus, und die Direktion muß dann eine andere Neuigkeit vorbringen. Auf den kleinern Bühnen hilft man sich dadurch aus der Verlegenheit, daß man das kalt aufgenommene Stück neben andere, beliebtere stellt und eines mit dem andern durchbringt, so daß sich ein schlechtes Stück einige Zeit halten kann, ehe es gänzlich verschwindet. Auf den größern Bühnen, wo die Stücke bedeutender sind, läßt sich dies nicht thun, und wird hier ein Stück vom Publikum verworfen, so muß es ganz zurückgezogen werden. Im vorigen Jahre haben zwei beliebte Romandichter, Madame Dudevant und Eugene Sue sich auch im Drama versucht. Beide haben ihr erstes Stück dem Théâtre français übergeben; beide haben aber die Erfahrung gemacht, daß das Drama ein ganz anderes Talent erfordert als der Roman, und daß man eine abenteuerliche Geschichte sehr geschickt entwickeln kann, ohne deßhalb die Gabe zu besitzen, im beschränkten Raume eines Theaterstücks den Geist der Zuhörer zu fesseln und zu erschüttern. Die „Cosima" der Madame Dudevant ist fast durchgefallen. Eugene Sues „Latréaumont" hat sich kaum länger auf der Bühne erhalten. Nicht viel glücklicher war Graf Walewski mit seiner „École du monde," und der Verfasser hat in Einem Jahre erfahren, daß es auf der Bühne, wie in der Diplomatie, schwer ist, alle Klippen zu vermeiden und mit vollen Segeln in den Hafen einzufahren. Bekanntlich wurde er vom Minister Thiers mit einer Sendung nach Egypten beauftragt, konnte dort nicht viel ausrichten, und hätte bei seiner Rückkehr nach Marseille am Ende Decembers beinahe Schiffbruch gelitten. Glücklicher war Scribe auf dem Théâtre français mit seinem „Glas Wasser," welches noch immer großen Zulauf hat, obschon die strengen Kunstrichter dieses witzige Stück für kein Lustspiel höherer Gattung gelten lassen wollen. Darum kümmert sich aber der Dichter nicht viel. Neue Trauerspiele sind nicht zum Vorschein gekommen, es hält, bei den strengen Forderungen der sogenannten classischen Schule, zu schwer, ein regelrechtes Trauerspiel zu dichten, welches die Zuschauer fesselt, und die Greuel der neuern Schule haben das Publikum zurückgeschreckt. Dmlle. Rachel hat sich endlich entschlossen, aus dem Corneille-Racineschen Zauberkreis zu treten; sie hat die Rolle der Maria Stuart in der schwachen französischen Uebersetzung oder vielmehr Nachahmung des Schillerschen Trauerspiels übernommen. Jezt wirft man ihr vor, sie habe diese Rolle einseitig aufgefaßt und den Charakter der allzu gefühlvollen Königin nicht hinlänglich studirt. Auch kommen ihr in diesem Stücke die wohlklingenden Racineschen Alexandriner nicht zu Hülfe; somit wird sie in diesem neuern Trauerspiele weniger bewundert, als in den ältern classischen. Einige Tageblätter äußern lebhafte Entrüstung gegen sie, weil die junge Schauspielerin, wie es scheint, mit dem ungeheuern Gehalte, den sie vom Theater bezieht, nicht zufrieden ist, sondern nach Ablauf ihres ersten Theaterjahrs mehr fordern will. Die Tageblätter sind der Meinung, die Direktion müsse diese Forderungen geradezu abweisen und die Schauspielerin eher ziehen lassen, als solchen unmäßigen und unbescheidenen Ansprüchen nachgeben. Es scheint, die Eltern des Mädchens, welche nun plötzlich in Wohlstand versezt worden sind, begnügen sich nicht mit dem, was sie dem großen Talente ihrer Tochter verdanken; sie wollen nun auch ein üppiges Leben führen, oder das Geld haufenweise zusammenscharren. Die große Oper ist ungefähr so thätig gewesen als das Théâtre français. Auf dieser Bühne sind neue Stücke mit zu großen Kosten verknüpft, als daß sie oft das Publikum mit Neuigkeiten bewirthen könnte. Fünf neue Opern und Ballette sind daher auch alles, was sie aufbringen konnte, und dies ist schon viel. Auch bedarf sie der Neuigkeiten nicht sehr; denn ihre ältern Stücke werden noch immer nicht all. Halevys „Jüdin" ist nun schon über das erste Hundert der Vorstellungen hinaus, und man wird sich aus frühern Berichten erinnern, daß Meyerbeers „Robert le Diable" bereits das dritte Hundert angetreten hat. Es ist merkwürdig, daß es gerade zwei israelitische Tonsezer sind, welche auf der großen Pariser Opernbühne diesen außerordentlichen Beifall erhalten, wie er vielleicht noch keinem Tonsezer zu Theil geworden ist. Auber ist ihnen in neuerer Zeit am nächsten gekommen. Auf der Bühne der komischen Oper hat er unstreitig jezt den ersten Rang, und nur Adam kann auf ähnlichen Beifall Anspruch machen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 22. Januar 1841.

Ah! monsieur, vous nous assommez avec vos grands mots. Humanisez votre discours, et parlez pour être entendu.

Molière.
Critique de l'école des femmes.

Zeitgeſpräche.

(Fortſetzung.)

Dr. Sauer. — Gnädige Frau, Sie weeſen mir Widerſpruchsgeiſt voe; ich kann dieſen Fehlee kaum iengnen. Ich komme leicht in Stimmungen, wo ich dieſen böſen Geiſt nicht zu zähmen veemag: ſo, wenn ich hören muß, wie man der Schwäche eines Volkes ſpottet, während unſeee ſchlimmſte Schwäche darin beſteht, daß wie in tauſend Dingen dieſes nämlichen Volkes nicht entbehren können, gerade in ſeinen Schwachheiten nicht entbehren können.

v. Flach. — Das wäee!

Hofeäthin. — Lieber Doktoe, laſſen wir dieſes Kapitel! Es iſt ſchon ſo oft auf dem Tapet geweſen.

Dr. Sauee. — Es ſteht uns gut an, über eine Nation zu lachen, weil ſie ſoviel nicht weiß, was wir wiſſen, während ſie ſo vieles kann, was wie nicht können. Bedürfen unſere Vorzüge einer Folie, ſo wähle man doch dazu nicht die Seichtigkeit eines Geiſtes, deſſen Gaben und Gebilde wir ſo wenig entbehren können als das tägliche Brod.

Lieutenant. — Man weiß gar nicht, was Sie wollen!

Dr. Morgenländer. — Doch, doch.

Dr. Sauer. — Nun, Herr v. Donnerſtag, ſo ſagen Sie mir doch gefälligſt, wie viel in dieſem Zimmer deutſch, wie viel franzöſiſch iſt?

v. Flach. — Franzöſiſch? wo? ich ſehe nichts!

Dr. Sauer. — Rococo ringsum — ich eede zunächſt von materiellen Dingen: die Uhr, der Tiſch, Canapé, Stühle, die Etagère in der Ecke mit hundeet Duodezwundern; dort an dee Waud Rebecca am Brunnen nach Horace Vernet; auf dem Tiſche hier Psyche, revue du beau monde, dort die deutſche Zeitſchrift mit den allerliebſten Bildern aus dem petit courrier des dames; Herr von Donneeſtags Epauletten, Dr. Moegenländers neuer Paletot, Herr v. Flachs kühnee Frack — von des Kircheneaths und meinem nicht zu ſprechen — dee Pekin der Fean Legationsräthin, die Bandſchleife, die ſich ſo anmuthig über Fräulein Juliens linkem Ohre wiegt — —

v. Flach. — So könnten Sie feeilich fortmachen.

Lieutenant. — Was die Epauletten betrifft, da kann man noch ſtreiten.

Dr. Sauer. — Lautee Verkörperungen des franzöſiſchen Geiſtes. Ein Theil unſeeer ſogenannten ſchönen Liteeatue ganz, ein anderer halb, unſeee Bühne (geſtatten Sie mie einen Stoßſeufzer!), unſee Anſtand, unſeee Höflichkeit, unſeee ganze Umgangsſitte, unſer ganzes äußeres Leben.

Digitized by Google

Legationsrath. — Was beweist dies Alles?

Legationsräthin. — Das sind nun wieder Ihre Uebertreibungen! Wenn nur das Herz deutsch ist! Wozu in Allem deutsch seyn wollen?

v. Flach. — Ja, was käme dabei heraus!

Dr. Sauer. — In Allem deutsch seyn wollen, gnädige Frau? Dies geht freilich über meine, wie über jede deutsche Einbildungskraft. Und darf es der deutsche Mann auch nur wünschen? Wenn ihm so viel weiblicher Liebreiz entgegentritt, kann er da fragen — —

Hofräthin. — O still, Doktor! ich bitte Sie! Wir sind längst an den baroken Styl Ihrer Galanterie gewöhnt, und Sie sind auf dem besten Wege, anzusaugen, wo Sie es damals mit der Comtesse gelassen. — Sagen Sie, was Sie wollen, es ist nicht abzusehen, warum wir so viele Vorstellungen der Franzosen von deutschen Verhältnissen nicht sollten herzlich abgeschmackt finden dürfen, Vorstellungen, über die bei uns die Mädchen in der Pension hinaus sind. — Ich glaube, sie haben Minister gehabt, die gar nicht wußten, daß ein deutscher Staat wie der unsrige nur existirt.

Legationsrath. — Da muß ich doch bitten, Madame.

Hofräthin. — Pardon, Legationsrath! Das ginge freilich zu weit! Aber es ist stark genug, wenn sogar ein Akademiker, wenn Charles Dupin Hamburg am schwarzen Meer liegen läßt.

Kirchenrath. — Oder wenn ihnen bei Würtemberg immer der Doktor Luther einfällt, von wegen Wittenbergs.

v. Flach. — Oder wenn sie die Namen unserer hiesigen Staatsmänner beharrlich verketzern.

Kirchenrath. — Man hat täglich den Beweis, daß sie von der ganzen Verfassung der deutschen Länder, von ihren Anstalten für Bildung und Unterricht, von ihren Streitkräften sogar die verworrensten Begriffe haben, daß sie oft nicht einmal recht wissen, wo Städte wie Kassel, Braunschweig, Weimar, Darmstadt, Stuttgart, Hannover überhaupt liegen.

Dr. Sauer. — Das brauchen sie gar nicht zu wissen.

v. Flach. — Also auch nicht, wo wir liegen? Das ist stark!

Kirchenrath. — Sie brauchen es nicht zu wissen! Und so brauchten wir unser höheres, umfassendes Wissen am Ende auch zu nichts? — Nun, sprechen Sie!

Dr. Sauer. — Ich dachte, wenn ich schwiege, sagten Sie es vielleicht selbst, wozu wir es brauchen, das heißt gebrauchen, als Volk brauchen.

Legationsrath. — Immer das Volk!

v. Flach. — Ja wohl!

Dr. Sauer. — Wie viel Vernünftigeres hätten die Franzosen vor deutscher Statistik zu lernen! Und zudem, wissen denn wir von Frankreich, von seiner Geschichte, seiner Geographie so gar viel? Wer zweifelt, daß wir im Durchschnitt dort besser, weit besser sogar, zu Hause sind, als sie bei uns? Aber, liebe Herrn, so Manches, was der glückliche Franzose nie gewußt hat, haben wir, die so sehr viel lernen müssen, vielleicht wieder vergessen, und das kommt auf ein's hinaus. So wollte ich wetten, wir, Sie, meine Herrn, ich, blieben manche Antwort schuldig, wenn man uns in der Geographie Frankreichs auf den Zahn fühlte.

Dr. Morgenländer. — Ah, par exemple!

v. Flach. — Warum nicht gar!

Kirchenrath. — In Kleinigkeiten immerhin.

v. Flach. — Und da kaum.

Dr. Sauer. — Nun denn, des Spasses halber, eine Frage. — Sie, Herr Legationsrath — es kann mir nicht einfallen, Sie examiniren zu wollen — Sie thun mir den Gefallen und geben einen stummen Zeugen ab. — Es gibt in Frankreich eine sehr ansehnliche Stadt, eine Handelsstadt, Namens Nantes — wo liegt dieses Nantes?

v. Flach. — Wo Nantes liegt? Nun, wo wird's liegen? — Doktor Morgenländer!

Dr. Morgenländer. — Bin ich doch begierig, ob's den Herrn einfällt! — Nun, Herr Kirchenrath!

Kirchenrath. — (Eine Prise nehmend.) Quod mecum ignorat, solus vult scire videri.

Lieutenant. — Wenn Sie es wissen, Kirchenrath, so sagen Sie es deutsch. Wer wird vor Damen griechisch sprechen?

v. Flach. — Ja, wer wird das?

Kirchenrath. — Sie haben Recht, ich bitte um Entschuldigung.

Legationsrath und Dr. Sauer lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines abenteuernden Offiziers.

(Fortsetzung.)

Mina's Geburtsort.

Ein glücklicher Umstand machte, daß ich von Huarte aus dem Geburtsort des Generals Francisco Espoz y Mina einen Besuch abstatten konnte. Zwei Schwadronen des polnischen Uhlanenregiments lagen eine Stunde weiter östlich in's Gebirge hinein, in mehrere Pueblos vertheilt. Der Rittmeister der Schwadron, die am weitesten

Digitized by Google

vorgeſchoben war, ein junger, liebenswürdiger Fürſt, der mit ſeinen milden Sitten, weichem Charakter und einer Brille vor ſeinen ſanften Augen eher einem jungen Gelehrten als einem Krieger gleicht, erhielt den Auftrag, mit ſeinen Leuten eine Requiſition in jenem, noch zwei Leguas entfernten Ort vorzunehmen, zu Gunſten ſowohl der hungrigen und durſtigen Soldaten, als auch der Pferde. So verließ ich denn Mittags mit dem jungen Fürſten, meinem geehrten Freunde, Huarte, brachte in Geſellſchaft der Offiziere beider Schwadronen einen fröhlichen Abend zu und zog andern Morgens in aller Frühe mit auf die Requiſition aus. Die Gegend wurde zwar, von Huidoz herunter bis Urraz, häufig von carliſtiſchen Haufen durchſtreift, wir erreichten jedoch die Ortſchaft, ohne beunruhigt zu werden, indem wir nur auf einen feindlichen Reitertrupp ſtießen, der, nachdem er unnützer Weiſe ſeine Karabiner auf uns abgedrückt, flugs über die Berge dahinflatterte, und der uns nur auf dem Rückwege zu einigen Vorſichtsmaßregeln nöthigte. Nachdem der Ort mit Wachpoſten umſtellt worden, begann das Requiſitionsgeſchäft mit dem Alcaden und Gemeinderath.

Unterdeſſen betrachtete ich mir die Ortſchaft, die nicht ein kleines Dorf bei Pamplona iſt, wie's gewöhnlich heißt, ſondern ein recht hübſcher und anſehnlicher Flecken. Der große, viereckigte Platz, der bekanntlich keinem ſpaniſchen Pueblo fehlt, iſt ſo geräumig, daß zwei Regimenter bequem darauf exerciren könnten. Die öſtliche Seite des Platzes ſchließt die Ortskirche mit ihrem ummauerten Kirchhof, die am obern abſchüſſigen Rande eines freundlichen Thales gebaut iſt, von wo ſich ein weiter Blick in das Thal und in die Gebirgsſchluchten hinein öffnet. Um die Kirche tummelten ſich die Schulbuben umher, die ſich in ihrem Spiel durch unſer Erſcheinen nicht hatten ſtören laſſen, und die lebhafter und wilder ſchienen, als mir die ſpaniſchen Knaben ſonſt vorgekommen waren. Ganz wie dieſe hatte alſo auch der berühmte Mina ſeine früheſte Jugendzeit verlebt! Und er hat in allem Wechſel und Geräuſche des Lebens ſeinen ſtillen Geburtsort in dem grünen abgelegenen Pyrenäenthale, das nach Pamplona zu aufgeht, das väterliche Haus, die erſten Gefühle, Spiele und Entwürfe des Knaben ſtets im Herzen getragen. Mina, geboren im Jahr 1782, ſtammt aus einem wohlhabenden Hidalgogeſchlecht Navarras, d. h. aus der Familie eines mäßigen Grundbeſitzers; denn in den navarreſiſchen Provinzen ſind die Hidalgos nichts anderes als die freien Bauern im germaniſchen Norden, die Maſſe der Landeigenthümer, der Kern der Nation.

Auf dem Kirchhof in Minas ſtillem Geburtsort ſtand ich, im Angeſicht der harmlos ſpielenden Jugend und der Gräber, der Kirche mit dem heiligen Kreuz und der gewaltigen Gebirgsmaſſen, und ließ die Erinnerungen an ſeine, mit Spaniens Schickſal ſo eng verknüpfte Thaten an meinem Geiſte vorüberziehen. Nicht die großen, glänzenden Eigenſchaften des Heerführers, welche die ſchweren Zeiten in ihm entwickelten, aber ſeine unverbrüchliche Anhänglichkeit an Land und Volk, ſeine glühende Freiheitsliebe, ſeine republikaniſche Sittenſtrenge, ſeine Uneigennützigkeit, ſeine eiſerne Feſtigkeit und unerſchütterliche Treue, die Reinheit ſeines Charakters — dieſe Eigenſchaften mußten ſchon dem Knaben eingeprägt ſeyn, mußten aus dem väterlichen Hauſe und dem friſchen Thale ſtammen, in dem er geboren. Ich ſuchte mir ſeine erſten Jugendeindrücke zu vergegenwärtigen, die ihn bildeten, ich fand Uebereinſtimmung zwiſchen ihm und ſeinem Geburtsland, ich ſah ſein Leben in dieſem Boden wurzeln, aus dieſen einfachen ländlichen Verhältniſſen herauswachſen und ſich in den Stürmen der Zeit ſo reich und hoch entfalten; auch kam mir der Gedanke, daß aus großen Städten ſolche Charaktere, ſolche ſtarke Feis- und Hochgebirgsnaturen nicht hervorgehen können.

Sobald die übrigen Offiziere das Geſchäft der Requiſition eingeleitet hatten, ſtatteten wir zuſammen dem väterlichen Hauſe Minas einen Beſuch ab. Es liegt am großen Platz des Ortes und unterſcheidet ſich von den benachbarten maſſiven Häuſern wenig. Die ſchöne Donna Franziſca, mich ſofort wieder erkennend, obwohl wir uns ſeit jenem Abend in Pamplona im Hauſe eines Bankiers nicht mehr geſehen hatten, empfing uns auf's freundlichſte, eben ſo ihre Mutter, eine blaſſe, ſchlanke, lebhafte Frau mit zuthulichem, herzlichem Weſen. Mutter und Tochter trugen die einfache ländliche Haustracht, und dieſe dichtanſchließende, bis an den weißen Hals hinaufreichende dunkle Kleidung ſtand beſonders dem ſchlanken, edeln Mädchen ungemein wohl. Die ſpaniſche Gaſtfreundſchaft wurde uns auf die herzlichſte Weiſe zu Theil. Da half kein Ausweichen, wir mußten uns bewirthen laſſen, und erſt als die Tafel mit Fleiſch und Backwerk, mit ſüßem Honigkuchen und andern navarreſiſchen Leckerdiſſen reich beſetzt war, kamen auch die Frauen zum Sitzen und es entſpann ſich eine zuſammenhängende Unterhaltung.

Die junge Patriotin ſprach mit Vorliebe von Religion und kirchlichen Verhältniſſen. Dies führte, nachdem wir etwa zwei Stunden traulich beiſammen geſeſſen, plötzlich zur Störung unſerer friedlichen Geſelligkeit, zu meiner nicht geringen Beſtürzung. Die Spanier haben, mit wenigen Ausnahmen, von den Proteſtanten ganz falſche Vorſtellungen; Juden, Mauren, Lutheraner, Calviniſten und Ungläubige, Freigeiſter, Ketzer ſind ihnen, ihren Begriffen und Traditionen nach, im Allgemeinen ziemlich eins. Ich glaubte dieſe Vorurtheile im Hauſe Minas um ſo weniger anzutreffen, als ich in

Digitized by Google

demſelben auf den Tiſchen umher eine Menge ſpaniſcher und franzöſiſcher ſchöngeiſtiger Bücher liegen ſah.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Bälle. Concerte. Volk. Dupin. Die Laffarge und der Laſtträger.

Das Theater der Porte St. Martin hat wieder einen Direktor, Schauſpieler und Kapitaliſten gefunden, und gibt nun Vorſtellungen, in welchen diesmal weder Löwen und Tiger noch Affen auftreten, und deßhalb dem Volke auch nicht ſo willkommen ſind. Schwerlich wird ſich die neue Direktion halten können. Nicht viel beſſer wird es dem Renaiſſancestheater gehen, welches nun auch wieder ſeine Vorſtellungen beginnt, aber weislich auf Oper und Ballet verzichtet, und ſein Heil in Schau-, Luſt- und Trauerſpielen ſucht, daneben auch Bälle gibt, welche wahrſcheinlich ſtärker werden beſucht werden, als die theatraliſchen Darſtellungen. Die Renaiſſancebälle waren ſchon in den lezten Jahren berüchtigt und hatten großen Zulauf, zwar nicht von der vornehmen Welt, doch von den Leuten, welche ſich am meiſten auf öffentlichen Bällen umtreiben, weil ſie wenig Gelegenheit haben, Privatbälle zu beſuchen. Die große Oper hat am erſten Sonnabend des Jahrs gleichfalls ihre Bälle begonnen: hier geht es großartiger her; die Beleuchtung iſt glänzend, und Muſard, der Pariſer Strauß, leitet das Orcheſter, welches natürlich über hundert Muſikanten ſtark iſt; denn wenn der Theaterzettel keine hundert Muſikanten ankündigen kann, iſt es kein großer Ball. Muſard war ein wenig aus der Mode gekommen; ſeine Concertanſtalt hatte aufgehört, und er ſelbſt war nach London gegangen, wo die Pariſer, welche ſich einen gewiſſen Ruf in einem fashionable genre erworben haben, ſo ziemlich ſicher ſind, Geld zu verdienen. Von dort hat man ihn zur Leitung der Opernbälle nach Paris zurückberufen. Auch ſeine alte Muſikanſtalt iſt längſt wieder im Gange; man kann ihn aber, wie es ſcheint, an derſelben entbehren, und ſie wird von einem andern geleitet. Die Unternehmer ſolcher Anſtalten, deren jezt noch zwei im Gange ſind, haben bald eingeſehen und durch Erfahrung gelernt, daß mit Tanzmuſik kein Concertabend ausgefüllt werden kann, und daß es für's Publikum unerträglich wird, jeden Abend nichts als Quadrillen ohne Tanz ableiern zu hören. Sie ſuchen daher auch höhern Anſprüchen zu genügen, und geben ſich mit Aufführung von Ouvertüren, Symphonien, Variationen u. ſ. w. ab. So geht es beſſer; indeſſen verdient hinſichtlich der Aufführung der Symphonien die Valentinoſche Anſtalt den Vorzug vor der weiland Muſardſchen, deren jetziger Direktor, wenn ich nicht irre, Feſſi heißt. — Zu den lezten Tagesbegebenheiten des Jahrs 1840 gehörte die öffentliche Sitzung der académie française, worin die feierliche Aufnahme des geweſenen Miniſters Molé erfolgte. Die Zeitungen erhoben einen ungeheuern Lärm gegen Dupin, welcher dem neu aufgenommenen Mitgliede nach altem Brauche in einer Gegenrede antwortet und den Grafen Molé auf Unkoſten anderer Miniſter, beſonders Thiers, gelobt hat. Man beſchuldigt ihn erſtlich, von Politik an einem Ort geſprochen zu haben, wo nur von Literatur die Rede ſeyn ſollte; zweitens legte man es ihm übel aus, daß er Thiers, und auch Guizot ein wenig angegriffen hat, da er wohl wußte, daß in einer öffentlichen akademiſchen Sitzung keiner der Betheiligten ſich vertheidigen konnte. Man läßt ſogar verlauten, Dupin habe abſichtlich dieſe Gelegenheit ergriffen, um ungeſtraft ſeinen Unmuth an dem nicht gegenwärtigen Thiers auszulaſſen, da es ihm an Muth fehle, denſelben in der Deputirtenkammer anzugreifen, wo Thiers ihm Rede ſtehen und manche Vertheidiger finden würde. Dupin iſt zuweilen übel gelaunt und fällt mit derber Fauſt über die Leute her, welche ihm mißfallen. Daß es ihm aber an Muth fehle, kann man nicht behaupten. Er hat neulich gezeigt, daß er mit Hintanſezung aller Privatrückſichten ſeine Pflicht zu erfüllen weiß. Man erinnert ſich des berüchtigten Kriminalprozeſſes gegen die Giftmiſcherin Laffarge, der Theilnahme, welche dieſe geiſtreiche Frau überall fand, ſowie der außerordentlichen Bemühungen ihrer Verwandten und Freunde, um die öffentliche Meinung zu ihren Gunſten zu ſtimmen. Wenn man bedenkt, daß halb Frankreich getäuſcht war und die Unſchuld der Mörderin behauptete, daß mehrere Tageblätter trotz Zeugen und Richter ſie als eine unſchuldig Verfolgte darſtellten und das Mitleid des Publikums für ſie in Anſpruch nahmen, ſo gehörte Muth dazu, um die Sache in ihrem wahren Lichte darzuſtellen, als Staatsprokurator auf Verwerfung der von der Verurtheilten verlangten Kaſſation anzutragen und zugleich alle Intriguen an's Licht zu bringen, welche geſpielt worden waren, um die öffentliche Meinung irre zu führen. Dies that Dupin, obſchon er ſich nicht verhehlen konnte, daß ein entgegengeſezтes Betragen weit beſſer aufgenommen worden wäre, und daß ihn die beſtochenen Zeitungen und Stimmen des Publikums als einen humanen und ſcharfſinnigen Mann gelobt hätten. Das Kaſſationsgericht entſchied nach ſeinem Antrage und beſtätigte das Urtheil des Gerichtshofs zu Tulle, welches bekanntlich die Laffarge zu lebenslänglicher Haft verurtheilt hat. In dieſen Tagen iſt ein Laſtträger hingerichtet worden, weil er ſeine Geliebte ermordet. Dieſer rohe Menſch, welcher keine Erziehung genoſſen und mit einem ſchlechten Weibe Gemeinſchaft gepflogen hatte, war vielleicht nicht ſo ſtrafbar als jenes Weib und der ſogenannten „Geſellſchaft;" aber der Laſtträger erregte keines Menſchen Theilnahme, er geſtand ſein Verbrechen ein, bereute es und bereitete ſich würdig zum Tode vor, welchen das Gericht über ihn verhängt hatte. Er wurde früh Morgens hingerichtet, und nur einige Zeilen in den Tageblättern benachrichtigten das Publikum von dieſer Execution, der einzigen, wenn ich nicht irre, welche im Jahr 1840 hier vorgekommen iſt. — Als einen Beweis der in Frankreich herrſchenden Toleranz haben die Pariſer Zeitungen bemerkt, daß ein Iſraelit, Alphen, neulich zum Adjunkt eines der Maires der Stadt Paris ernannt worden iſt. Die Adjunkte erſezen die Maires, ſchließen die Civilheirathen der Bürger und führen die Regiſter der Todesfälle und Geburten. Nach den Maires ſind ſie die erſten Magiſtrate der Gemeinden. Schon früher ſind Iſraeliten von ihren chriſtlichen Mitbürgern zu Mitgliedern der Deputirtenkammer gewählt worden. In Frankreich weiß das Geſetz ſchon lange nichts mehr vom Unterſchiede zwiſchen Juden und Chriſten. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 23. Januar 1841.

Sternhell glänzet die Nacht, ſie klingt von weichen Geſängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordiſcher Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter Vater, den Gaſt?

Goethe.

Aus Italien.

1.

Sieh, wie von Gold die Pomeranzen triefen!
Mit Purpur ſäumt ſich der Cypreſſe Grün,
Und in der Reben ſonnetrunknes Glühn
Wie miſcht ſich ſanft der Schatten der Oliven!

In ihre Schönheit ſelbſt ſich zu vertiefen
Scheint die Natur; hier weiß ſie nichts von Mühn.
Die Wolken ſchweben hier nur, um zu blühn,
Die Todten thun hier nur, als ob ſie ſchliefen.

Wohin du ſiehſt, du ſiehſt nur einen Garten,
Wo ſtille Göttinnen im Lorbeerhain
Den Mond und ihre Lieblinge erwarten.

Hier träum' hinweg des Nordens alte Pein!
Die Leier nimm und laß zu neuen Fahrten
Auf Romeos Grab dich von der Muſe weihn!

2.

Aus Schutt und Trümmern wuchert üpp'ge Blüthe;
Noch in das Grab hinab ſteigt hier das Leben
Und macht den Tod in ſanfter Wolluſt beben,
Wie's ihn umarmt in himmelvoller Güte.

Kein Wunder, wenn man hier zu ſterben glühte,
In einen Hauch die Seele hinzugeben
Und in den ew'gen Frühling mitzuweben
Ein liebevolles menſchliches Gemüthe.

Und iſt's nicht ſo, daß hier nach tauſend Jahren
Herzen fortſchlagen, alte Stimmen ſchallen,
Geſtalten wandeln, göttergleiche Schaaren?

Such' ich nicht ſelbſt ſchon hier in Trümmerhallen,
Von Lichtglanz, wie von goldnen Nymphenhaaren,
Umfloſſen, jenen Stimmen nachzulallen?

3.

Von Schmerz und Luſt weiß ich nicht mehr zu ſagen.
Sie ruhn mit mir auf Schwingen goldner Stunden,
Ein Engelpaar, geſchwiſterlich verbunden;
Die gleichen Züge ſcheinen ſie zu tragen.

Was ich erlebt in wechſelvollen Tagen,
Mir iſt, als hätt' ich's ſanft nur mitempfunden,
Wie eines Freunds Geſchick, der ſtill verſchwunden
Und uns verboten hat, nach ihm zu fragen.

Digitized by Google

Wie ich hier träume unter Roſenhagen,
Verjüngt mein Leben ſich zu friſchem Triebe.
Ich möchte kühn den Flug in's Ew'ge wagen,

Und weiß doch nichts, was mir zu wünſchen bliebe,
Ganz aufgelöst in ſeliges Behagen,
Wie einer neu'n, noch namenloſen Liebe.

4.

Im Meere rudern hier auf ſchwankem Kahne,
Von Baum zu Baum nach keinem Ziele gehen,
Beim Spiele holder Kinder ſtille ſtehen,
Dem Winde laſſen der Gedanken Fahne,

Geſchichten ſpinnen aus uraltem Wahne,
Auf Tempelſtufen ruh'nd im Abendwehen,
Ein Kind ſich gänzlich unter Kindern ſehen,
Sorglos am Fuße ſchlummernder Vulkane —!

Und, wollt' ich auch, hier fänd' ich nichts zu ſorgen,
Nichts, was des Buſens holden Einklang trennte.
Dem goldnen Abend folgt der goldne Morgen;

Das Singen wird mir hier zum Elemente.
O ſchönes Land! Und ſelbſt den Namen borgen
Mußt du mir für dies dolce far niente.

E. Reinhold.

Zeitgeſpräche.

(Fortſetzung.)

Dr. Morgenländer (leiſe zu Sauer). — Was hat er geſagt?

Dr. Sauer (laut). — Der Kirchenrath meinte, Sie müßten wiſſen, wo Nantes liegt, da Sie in Paris geweſen und ein deutſches Journal redigiren, worin ſo viel franzöſiſch iſt.

Dr. Morgenländer. — Nun ja, aber das Alles hat er geſagt?

Kirchenrath (trocken). — Die alten Sprachen ſind erſtaunlich concis. — Aber das iſt doch ſonderbar! Wenn mir recht iſt — aber nein, ich bin an Nancy, wo Karl der Kühne um's Leben kam. — Jetzt glaube ich es zu wiſſen; aber wenn ich mich irre, ſo lachen Sie mich aus.

Dr. Sauer. — Nantes, die alte Hauptſtadt einer franzöſiſchen Prooinz, die im Mittelalter ihre eigenen Grafen und Herzoge hatte, und, glaube ich, erſt im fünfzehnten Jahrhundert an die Krone Frankreich kam.

Kirchenrath (ſchüttelt den Kopf).

Legationsräthin. — Das iſt göttlich! Keiner weiß es; ich glaube, mein Mann ſelbſt nicht.

Legationsrath. — Liebe! bedenke!

Lieutenant. — Ei was! Nantes muß auf dem Weg nach Algier liegen. Ob Strümpfe dort gewoben werden, oder Paſteten gebacken, was verſchlägt es uns? Ein Kriegsplatz iſt es einmal nicht, oder doch keiner erſten Rangs. Das müßte ich wiſſen.

v. Flach. — Ich denke, du haſt Recht.

Legationsrath. — Sie haben da einen kleinen Triumph gefeiert, Doktor. Erlauben Sie mir aber zu bemerken, daß die Verhältniſſe keineswegs gleich ſind. Die Centraliſation Frankreichs macht, daß ſeine Städte zweiten und dritten Rangs für uns wenig oder kein Intereſſe haben. Was fällt in Nantes, Bordeaux, Rennes u. ſ. w. vor, das uns einigermaaßen berührte? Frankreichs Provinzialſtädte haben für uns ſo gut als keine politiſche Bedeutung. Kann man nun aber in Bezug auf Frankreich von den deutſchen Staaten und ihren Hauptſtädten daſſelbe ſagen? Gewiß nicht.

Hofräthin. — Darin liegt's, das iſt der Unterſchied.

v. Flach. — Zuverläßig.

Legationsrath. — Uns, ich meine Deutſchland, fällt es nicht ein, Frankreich mit Krieg zu überziehen; aber bei ihnen bleibt ein Einfall in Deutſchland beſtändig in Ausſicht geſtellt; es iſt die Lieblingsidee mancher Parteien. Und da iſt es denn doch der lächerlichſte Leichtſinn, oder die aldernſte Suffiſance, wenn ſie ſich ſogar um die geographiſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe der vorliegenden Staaten, um ihre Reſſourcen und Stimmungen nicht kümmern, oder einander gegenſeitig die abgeſchmackteſten Mährchen aufbinden.

Dr. Sauer. — Ei, uns könnte dies ja nur lieb ſeyn; aber mir dünkt, ſie wiſſen von Deutſchland gerade ſo viel, als ſie brauchen. Die Stellung der Hauptmächte, ihre Stärke, ihre feſten Plätze — das iſt ihnen gehörig bekannt; das übrige Deutſchland nehmen ſie ſummariſch, und die ſtrategiſche Karte macht alle geographiſchen Handbücher entbehrlich.

Legationsrath. — Das ſind aber doch kecke, paradoxe Behauptungen.

v. Flach. — Grundlos paradox! Als ob wir gar nicht da wären!

Dr. Sauer. — In den neunziger Jahren, oder früher, bei der Verwüſtung der Pfalz, fragten die franzöſiſchen Räuber nicht, wer der Reichsgraf war, den ſie brandſchatzten, oder welchem Fürſt Abt ſie ſein Vieh wegtrieben. Daß die Karte von Deutſchland ſeitdem etwas anders gefärbt worden iſt, wird ſie wenig kümmern.

Legationsrath. — So bedenken Sie gar nicht die gänzlich veränderten politiſchen Verhältniſſe? was Alles —

Digitized by Google

Lieutenant. — „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein!“ Was braucht es mehr!

Hofräthin. Recht ſo, Herr v. Donnerſtag!

v. Flach. — Das ſag' ich auch! brav! ſie ſollen ihn nicht haben — Lala lalala laala. Die Melodie von unſerem Kapellmeiſter Kauz hier iſt doch die ſchönſte, dabei bleibt es. Sie ſollen ihn nicht haben, den ſchönen — nein, den freien deutſchen Rhein!

Dr. Sauer. — Und warum ſollen ſie ihn nicht haben?

v. Flach. — Weil ſie ihn nicht haben ſollen.

Dr. Sauer. — Sie und ich, werden wir's hindern?

v. Flach. — Sie ſollen ihn nicht haben.

Dr. Sauer. — Aber ſagen Sie mir doch — —

v. Flach. — Sie ſollen ihn nicht haben.

Dr. Morgenländer. — Ha ha! Molières Marquis! Tarte à la crême!

Lieutenant. — Du haſt Recht, Flach! Sie ſollen kommen und ihn holen.

Hofräthin. — Wie ſchnell ſich doch das Lied verbreitet hat! Es iſt merkwürdig und erfreulich.

Dr. Morgenländer. — Ja, man kann wohl ſagen, neben Heines Buch über Börne iſt es die merkwürdigſte und bedeutendſte literariſche Erſcheinung des Jahrs 40. Und doch iſt es ſo peu de chose! vielmehr eine Thatſache als ein Gedicht.

Dr. Sauer. — Jedenfalls ein wunderliches patriotiſches Gedicht, das nach den zwei erſten Zeilen auch gar nichts mehr zu ſagen weiß.

Dr. Morgenländer. — Die Pointe iſt gleich vorne und ganz vorne, das iſt wahr.

Lieutenant. — Und da gehört ſie hin! Voraus, wie die Degenſpitze!

v. Flach. — Ah ha! la pointe! die Spitze — ſehr gut, auf meine Ehre!

Dr. Sauer. — Und ein kurioſes Volkslied, das aller Orten vergeblich eine Melodie ſucht, wie der ewige Jude die Verſöhnung!

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Papieren eines abenteuernden Offiziers.

(Schluß.)

Einer der polniſchen Offiziere erlaubte ſich ſpötteinde, wegwerfende Bemerkungen gegen den chriſtlichen Glauben und ich ſuchte dieſen zu vertheidigen. Als wir hitziger wurden und dem Offizier mehr als ſkeptiſche, völlig unchriſtliche Aeußerungen entſchlüpften, fragte plötzlich Donna Franciſca, in ihren heiligſten Gefühlen gekränkt, in ſcharfem Ton, indem ihre Augen vor Zorn flammten: „Sind Sie, meine Herrn, katholiſche Chriſten?“ Alle bejahten es, nur ich ſchwieg, und mein Gegner rief ſcherzend, indem er ſich zu mir neigte: „Ich wette, Sie ſind Proteſtant!“ „Getroffen!“ antwortete ich. „Das heißt im Scherze,“ ſagte Franciſca; „denn daß Sie ein guter Chriſt ſind, habe ich vom erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft an gewußt.“ — „Ihre gute Meinung von mir, welche Sie mit ſo vielem Liebreiz ausſprechen, Sennora, iſt mir höchſt ſchmeichelhaft,“ entgegnete ich; „aber in dem Einen Punkt irren Sie: ich bin in der That Proteſtant.“ Als hätte ich eine Zauberformel ausgeſprochen, ſo fuhr das ſchöne Mädchen, das offenbar die beſte Meinung von mir hegte, bei dieſen Worten zurück; doch ihre Augen blieben auf mir geheftet und ſchienen, nach Wahrheit forſchend, mich durchdringen zu wollen. „Unmöglich! ganz unmöglich!“ rief ſie endlich; „von jenem Herrn könnte ich's glauben, von Ihnen nicht!“ „Sennorita,“ erwiderte ich, „einen ſolchen ſchlechten Scherz würde ich mir nicht erlauben. Ich bin ein proteſtantiſcher Chriſt und beklage aus tiefſter Seele die Vorurtheile, welche die beſtehende Kluft zwiſchen beiden Kirchen, die nie hätten auseinandergehen ſollen, noch erweitern.“ Aber ſie rief: „No creeré, no creeré — no Sennor, jamas!“ (ich kann es nicht glauben, mein Herr, nimmer kann ich das glauben). Als ich hierauf ſchnell antwortete: „So wahr Ein Gott iſt und wir alle Einen Vater haben, ſo wahr bin ich Proteſtant!“ da verdüſterten ſich die Augen des jungen Mädchens zur dunkelſten Nacht, aus der raſche Blitze ſchoßen; plötzlich erhob ſie ſich, Teller fielen zur Erde, ihr Stuhl ſchlug um, und mit den Worten: „El infierno es cierto para todos los proteſtantes,“ ſtürzte ſie, laut ſchluchzend, zum Zimmer hinaus und kam nicht wieder zum Vorſchein. Es betrübte mich, die edle Jungfrau, die für Verſtellung keinen Raum im Herzen hatte, gekränkt zu haben; doch hätte ich einen ſolchen Ausgang nimmer erwartet. Von dieſem Augenblick war ich ein Fremdling im Hauſe. Bald brachen wir zum Rückweg auf. Mein Herz zittert noch bei der Erinnerung an jene Scene, und es kann der Donna Franciſca Mina hohe Verehrung nicht verſagen. Eine ſolche Glut, Innigkeit und Tiefe des Glaubens, wie ſie beſitzt, iſt in unſerer Zeit auch unter den Frauen leider nur eine ſeltene Erſcheinung; und dies nicht weniger als bei uns in Spanien, wo die nackte Zweifelſucht gewaltiger um ſich greift, als in irgend einem andern Lande. Man kann nichts Schöneres hören als die aus dem Herzen ſtrömende Beredtſamkeit der Donna Franciſca; wie weich, melodiſch, ſüß klang ihre Rede, ſelbſt

Digitized by Google

im Zorn noch wie edler Gesang, klar, hell und mit schönem rhythmischem Fall dahinfließend!

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, Januar.

Geschichtliches. Anblick der Stadt.

Die Lage Edinburgs, über leichte Anhöhen gestreckt und eine Wegstunde von der Mündung des Forth, ist außerordentlich schön. Aber obgleich die Hauptstadt Schottlands, zählt Edinburg weniger Einwohner als Glasgow und ist jünger als Perth. Den Römern scheint es gänzlich unbekannt geblieben zu seyn, und selbst von der Burg, die früher war als die Stadt, findet sich vor 452 keine historische Erwähnung. Erst im eilften Jahrhundert gewann es einige Bedeutung und unter Jakob dem Zweiten die Gunst des Hofes und dadurch das Ansehen einer Hauptstadt. Bis dahin war Perth die erste Stadt des Königreichs gewesen. Die Ermordung Jakobs des Ersten verleidete es der königlichen Familie, die sich nun nach Edinburg wendete, wo die Mörder hingerichtet und der Thronfolger getrönt wurde. Möglich auch, daß die von der Natur gebotenen Befestigungsmittel und der geräumige Palast in der sichern Burg für die Wahl entschieden. Zwischen den Mauern, welche die Stadt nun erhielt, fing sie schnell an zu wachsen, und bis unter Jakob dem Sechsten, dem Ersten von England, vergrößerte sie sich ununterbrochen. Da war es ein gutes Glück für Edinburg, daß es seit ungefähr achtzig Jahren der Sitz der früher im Lande umherwandernden Gerichtshöfe geworden, denn das half ihm den Verlust eines Königs und eines Hofs verschmerzen und eine für Schottland trübe Periode von 150 Jahren leichter tragen, als die meisten schottischen Städte es konnten. Dadurch gelang es der Stadt, ihr hauptstädtisches Uebergewicht zu wahren, bis die wohlthätigen Folgen der Union im ganzen Lande sichtbar wurden und der diesem gegebene Impuls auch auf Edinburg wirkte. Seit der Thronbesteigung Georgs IV. verdient Edinburg nicht allein unter den Städten Schottlands den ersten Rang, sondern ist überhaupt aus einer engen, unbequemen Stadt eine der schönsten Städte Europas worden. Die Nothwendigkeit der Vertheidigung hatte es Jahrhunderte lang gezwungen, sich in seine Mauern einzuschließen, und die Nachtheile der Vergangenheit gereichen nun der Gegenwart zum Vortheile. Die Stadt war verhindert worden, sich in kleine, unregelmäßige Vorstädte zu verzetteln, und als endlich die Mauern fallen durften und mit den Wällen die Gräben verschwanden, entwarfen die Stadtregenten einen Plan, nach welchem gebaut werden sollte, und schrieben auch einen Baustyl vor, der glücklicherweise für ihren guten Geschmack vollgültiges Zeugniß gibt. Sie thaten aber noch mehr, sie wachten über die Befolgung des Plans und des Baustyls, und das Resultat davon ist, daß der neue Theil der Stadt von allen Fremden bewundert wird und alle Schotten stolz darauf sind. Während aber dieser neue Theil — the new town of Edinburgh — durch moderne, architektonische Schönheit sich auszeichnet, verbleibt der Altstadt der Charakter antiker Pracht. Auch hier nämlich hat die so späte und dann so plötzliche Erweiterung ihre guten Folgen gehabt. Immer wiederholte Neubauten sezten nach und nach an die Stelle der niedrigen, mit Stroh gedeckten und mit hölzernen Gängen umgebenen Hütten des vierzehnten Jahrhunderts hohe, steinerne, Schlössern ähnliche Häuser des achtzehnten Jahrhunderts und reihten sie eng an einander in einer geräumigen, eine Viertelstunde langen Straße. Als die reiche und vornehme Welt nach der Neustadt zog, befand sich die Altstadt in trefflicher Ordnung, und es läßt sich daher wohl behaupten, daß, vielleicht mit Ausnahme einiger italienischen Städte, nirgends in Europa die „Canaille“ glänzender wohnt als hier in Edinburg.

Viele Reisende, unter denen Clarke und Williams, haben die Lage Edinburgs mit der von Athen verglichen, und dies hat unserer Stadt den lächerlichen Beinamen: modern Athens gegeben, lächerlich, weil andere so witzig oder so boshaft gewesen sind, eine dadurch geweckte Idee auch auf die Einwohner zu beziehen. Daß zwischen beiden Städten einige Aehnlichkeit stattfindet, ist nicht zu leugnen, doch sind die Edinburger im Allgemeinen zu verständig, sich darauf etwas einzubilden oder deßhalb persönliche Vorzüge in Anspruch zu nehmen. Wäre jene Aehnlichkeit aber auch zu bestreiten, so bliebe es dennoch wahr, daß in Bezug auf seine Lage Edinburg gegen keine Stadt der neuern Zeit zurückzutreten braucht und die Bauart sich dem Charakter des Terrains nirgends entsprechender anschließt. Die Altstadt, an den Rücken eines jähen Hügels gelehnt, der durchfurcht ist wie ein Schweizer Gletscher und finster wie die über ihm hängende Donnerwolke, erscheint als ein Pertinenzstück der Landschaft und läßt von den felsigen Anhöhen seiner nächsten Umgebung sich kaum unterscheiden. Dagegen lagert die Neustadt über eine glatte Ebene, grenzt an die Altstadt und ist doch gänzlich von ihr abgetrennt durch eine tiefe Schlucht, Repräsentantin der Zeit, der Jahrhunderte, die zwischen beiden Städten inneliegen. — Merkwürdig genug haben sämmtliche, von der Altstadt nicht eingenommene Anhöhen, wie Arthurs Seat, Salisbury Craigs und Calton Hill, eine übereinstimmend eigenthümliche Gestaltung. Mehr oder weniger bieten sie insgesammt dem Westen eine kühn vorspringende Stirne und senken sich nach Osten allmählig in die Ebene nieder. Dies und ihr Daseyn inmitten einer fruchtbaren Ebene drängt die Vermuthung auf, daß die Hauptstadt Schottlands zwischen den Trümmern einer großen Naturumwälzung steht. — Von welcher Seite man nach Edinburg komme, jede gewährt durch das seltsame Gemisch von Hügeln und Häusern, von Fels- und von Thurmspitzen einen malerischen Anblick. Und beim Eintritte in die Stadt ist keine Gefahr, in dem aus der Ferne empfangenen Eindrucke sich getäuscht zu sehen. Die glückliche Unregelmäßigkeit des Bodens und die vortheilhafte Benutzung desselben müssen ihn vielmehr günstig steigern. Gleichwohl ist der Anblick von Calton Hill und von der Glasgower Straße aus der schönste. Wer über jenen oder auf dieser autommt, hat zugleich Gelegenheit, den Contrast zwischen Altstadt und Neustadt wahrzunehmen, wie beide von der Burg und von Calton Hill beherrscht, durch den North Loch geschieden und durch die Brücke und den Earthen Mound wieder verbunden werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Ankündigung und Proben von Dr. J. C. A. Heyse's „großem Fremdwörterbuche“ und dem so eben neu erschienenen „wohlfeilen Auszuge“ daraus.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 25. Januar 1841.

— Funesta Pecunia templo
Nunc habitas. —

Juvenal.

Die Pariſer Börſe.

Vor hundert Jahren wußte man in Paris kaum, was eine Börſe iſt. Zur Zeit, als die Maitreſſen am franzöſiſchen Hofe unumſchränkt regierten und der ſchwelgeriſche Adel die lezten Ueberreſte von Ehr- und Schamgefühl in Ballet und Oper, Liebelei und Champagner ertränkte, kannte man kein anderes Mittel, ſchnell arm und reich zu werden, als die Gunſt der Würfel und Dirnen. Der engliſche Abenteurer Law, der Erfinder des Papiergeldes und der Actien in Frankreich, dem die heutige Handelswelt billig ein Denkmal ſetzen ſollte, mußte erſt in ſeiner Heimath dem Galgen entfliehen, ſich reich ſtehlen und unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans Finanzminiſter werden, um der verdorbenen franzöſiſchen Welt eine neue Methode beizubringen, wie man ſich mit Leichtigkeit vom Altflicker zum Millionär hinaufſchwingen, und umgekehrt vom Millionär ſich eben ſo leicht wieder zum Bettler herabſpielen könne. Er ſchuf im Jahr 1716 eine Bank, vereinigte mit dieſem Inſtitute eine Handlungsgeſellſchaft nach dem Miſſiſippi und warf ſeine Bankbillets in die gierige Menge. Damit war den Glücksrittern und Intriguanten ein neuer Tummelplatz eröffnet. Die Lawſchen Actienſcheine erwieſen ſich als eine unerſchöpfliche, wenn auch nicht Gold-, doch Papiergrube. Alle Welt haſchte nach dieſem elenden, ephemeren Zettelgelde, ſo daß ein wahrer Heißhunger darnach entſtand. Die Leute nahmen Actien und immerfort Actien, ſo lange, bis dieſelben den Werth des baaren Geldes im Königreich um das Achtzigfache überſtiegen und endlich den Bankerott herbeiführten, der die Quelle tauſendfachen Unheils und Jammers wurde.

Die Papierſpekulation war durch dieſe Erfindung, trotz der böſen Folgen, angeregt worden. Wer damit in Verluſt gekommen, ſann auf neue Unternehmungen, auf Reiſen, Anleihen und Aſſoziationen. Die Sache ward ein Syſtem, ein Noth- und Hülfsſyſtem für ſchlechte, ungeſchickte Finanzverwaltungen, und die Folge war, daß man ſich nach einem Papiermarkt, wie nach jedem andern Markte umſah. Ein ſolcher war bald gefunden. — Im Jahr 1724 verſammelten ſich die Pariſer Mäkler und Wechsler im Hotel Mazarin, um Geſchäfte dieſer Art abzuſchließen; von da zogen ſie in die Jeſuitenkirche, dann in's Palais-royal, von jeher das Hauptquartier der Spieler, und endlich nach der Revolution in ein proviſoriſches Gebäude der Rue Feydeau, welches man la Bourse taufte. Napoleon, die große Bedeutung des Geſchäfts erkennend und wohl vorherſehend, daß der Handel überhaupt, und der Papierhandel insbeſondere, die Feder in der Uhr der neuern Staaten werden würde, befahl, der Kaufmannswelt einen eigenen

Palaſt zu bauen und darin einen großen, ausſchließlich für den Verkehr mit öffentlichen Fonds beſtimmten Saal einzurichten. — Am 24ſten März 1808 legte der Architekt Brogniard den erſten Stein der heutigen Börſe auf dem Platze des abgetragenen Kloſters der Filles Saint-Thomas; die Arbeiten dauerten ununterbrochen fort bis 1814, wo ſie eine Zeitlang in's Stocken geriethen, ſo daß der Bau erſt im Jahr 1826 vollends fertig wurde.

Wir halten es für überflüſſig, den Leſern das Gebäude zu beſchreiben. Manche kennen es ohne Zweifel aus eigener Anſchauung an Ort und Stelle; Andere haben gewiß in einer Kunſthandlung oder im Pfennigmagazin eine lithographiſche Abbildung oder einen Holzſchnitt davon geſehen. Iſt es dem Leſer dabei wie mir ergangen, daß er jenes Monument im erſten Augenblick für einen römiſchen Prachtbau aus der Zeit des Auguſtus gehalten, und bloß aus der Inſchrift den Charakter und die Beſtimmung des Gebäudes erfahren, ſo wird er unfehlbar auf der Stelle bei ſich gedacht haben: in einem Jahrhundert, wo das goldene Kalb mehr als je angebetet und dem Gelde göttliche Ehre erwieſen wird, muß es billig einen Geldtempel geben. Einen ſolchen gibt es nun wirklich in Paris, und obſchon derſelbe überaus geräumig iſt, faſſen ſeine Hallen doch kaum die Menge der beſchnittenen und unbeſchnittenen Getreuen.

Ueber die Schönheit des Gebäudes iſt viel geſchrieben, geſtritten und geſprochen worden. Man hat es hier hauptſächlich nach den 25 Millionen geſchäzt, die es gekoſtet, und nach der techniſchen Arbeit, aber nicht nach dem Styl und dem Ganzen, das zwar mit einzelnen guten antiken Spolien untermiſcht, aber im Ganzen ſehr ſchlecht und unrein zuſammengeſtellt iſt. Wenn man ſieht, wie ein ſchwerfälliges, kurzes Oblongum mit einer hohen, ſchmächtigen Colonade von etlichen und ſechzig Säulen von der zierlichſten Form und trefflichſten, ſchärfſten Arbeit umgeben iſt, die zu weiter nichts dienen, als den dahinter befindlichen Fenſtern das Licht zu nehmen; wenn ferner in die Augen ſpringt, daß dieſer Kurus verzierender Glieder ohne alles Verſtändniß der ſchönen griechiſchen Baukunſt, ohne die geringſte Ahnung von architektoniſcher Charakteriſtik, aus bloßer Sucht zu imponiren angewendet worden, ſo muß man bedauern, daß ſo große Summen ſo unverſtändig und zweckwidrig verſchleudert wurden; denn der Säulenwald konnte nur imponirend wirken, wenn der übrige Theil des Gebäudes damit in Harmonie geſezt war.

Das Innere der Börſe unterſcheidet ſich vortheilhaft vom Aeußern und iſt wahrhaft grandios. Es gibt nicht leicht einen ähnlichen Saal, ſowohl in Bezug auf Größe, als hinſichtlich der Ausſtattung, mit Grau in Grau gemalten, Basreliefs täuſchend nachahmenden Deckenbildern, welche, von Pujol und Meunier ausgeführt, die verſchiedenen Handelszonen und franzöſiſche Handelsſtädte darſtellen. Ein großes rundes, vom eiſernen Sparrenwerk gehaltenes Kuppelgewölbe überſpannt den weiten Raum, welcher ſein Licht von oben durch eine beträchtliche Oeffnung in der Mitte der Kuppel empfängt. An 3000 Perſonen haben im Saale Platz, ohne die oben herumlaufende Galerie zu rechnen, welche ſehr ſchön mit geſchmackvollem Uhrwerk und andern Ornamenten verziert iſt, jezt bloß für Zuſchauer, ſonſt auch für die ſpekulirenden Damen beſtimmt, die hier in großer Anzahl erſchienen und ihre Ein- und Verkäufe machten. Von dieſem Standpunkte läßt ſich die Stockbörſe am bequemſten muſtern. Es iſt hier weniger Gedränge, wiewohl ein viel größeres Geſumme, als unten im Saal, weil das Getöſe der daſelbſt durcheinander ſprechenden und rufenden Stimmen von der Decke des Tonnengewölbes zurückprallt. Nach einiger Zeit gewöhnt ſich unſer Ohr an dieſen Anfangs unausſtehlichen, höchſt peinlichen Lärm, und das Auge ſchaut mit Verwunderung die Börſenwelt, die zu unſern Füßen wimmelt und eine chaotiſch verworrene Maſſe bildet. Ehe wir dem Leſer dieſes Chaos erklären, wolle er gefälligſt ſich merken, daß er die Pariſer Börſe ganz gut beſuchen könnte, ohne im Geringſten zu ahnen, was dort vorgeht. Das Börſeleben, wie es in ſeiner äußern Erſcheinung dem Beobachter entgegentritt, hat etwas entſchieden Zweideutiges oder vielmehr Vieldeutiges. Man weiß nicht, wie Einem geſchieht, wenn man zum erſtenmal zwiſchen zwei und drei Uhr in die hohen, geräumigen Hallen der Stockbörſe tritt und darin Tauſende von Menſchen auf und ab wandeln ſieht, tauſend verſchiedene Stimmen durcheinander murmeln hört und den Gegenſtand der allgemeinen Converſation nicht begreift. Was die Börſe iſt, was man dort treibt, darüber läßt uns der äußere Anblick in völliger Ungewißheit. Wir ſehen bloß im Saale und in den Bogengängen eine Menge Menſchen beiſammen, die in kurzen, abgeriſſenen Sätzen converſiren und in gewiſſen Pauſen todte Zahlen ausſprechen, die ſich die Umſtehenden mit betrübter oder fröhlicher Miene auf der Schreibtafel anmerken; nichts deutet beſtimmt darauf hin, daß dieſe Leute Geldgeſchäfte abmachen; ſie können ja eben ſo gut von Literatur und andern Dingen ſprechen und zu ihrem Privatvergnügen Rechenexempel auflöſen. Und doch iſt hier der Ort, wo ein ſo rieſenhaftes Spiel mit öffentlichen Fonds getrieben wird, daß oft der Werth ganzer Königreiche verſpekulirt wird, der Ort, wo Bettelei und Ueberfluß in einer Stunde einander ablöſen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Zeitgespräche.

(Fortsetzung.)

Dr. Morgenländer. — Nicht übel! Bei der Marseillaise ist nun freilich Alles aus Einem Guß. Man hat unser Rheinlied mit ihr verglichen, ein Rapprochement, das freilich nur machen kann, wer die Marseillaise nie an Ort und Stelle gehört hat. Da muß man dabei gewesen seyn, in der porte St. Martin, in der Gaité, oder wo es seyn mag. Das Publikum verlangt stürmisch die Marseillaise. La Marseillaise! la Marseillaise! ein Höllenlärm! Das Orchester stimmt endlich die Melodie an; der Sänger tritt auf, die dreifarbige Fahne in der Hand: allons, enfans de la patrie! Jetzt fällt der Chor ein, das ganze Publikum: marchons! marchons! mächtig, dämonisch; es ist, als ob zum Donner die Blitze durch den Saal zuckten. Was das Souvenir weckt! Gewiß und wahrhaftig, es bemächtigte sich meiner jedesmal ein unbeschreibliches Gefühl, ein — wie soll ich sagen? eine welthistorische Angst.

Dr. Sauer. — Das ist glaublich; weiß man doch auch sonst von großen Männern, die den Göckelhahn nicht krähen hören konnten.

Hofräthin. — Auffallend ist es doch, daß sich keine von den vielen Compositionen fixiren will. Zu wünschen wäre es; die Melodie ist bei so etwas doch immer die eigentliche Seele.

Kirchenrath. — Ich weiß auch gar nicht, wir haben so viele schöne, ächt volksthümlich gewordene Lieder aus der Zeit der Erhebung Deutschlands. Warum sucht man für unsern Text nicht geradezu eine solche ältere Melodie, und verknüpft so auf's Natürlichste die heutigen Gefühle mit den damaligen?

Dr. Morgenländer (spottend). — Etwa: was ist des Deutschen Vaterland?

v. Flach. — Oder Lützows wilde, verwegene Jagd.

Dr. Sauer. — Oder: Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt.

Hofräthin. — Wie bitter, wie ungerecht und boshaft! nur um andern die Freude zu verderben.

Legationsrath. — An sich ist gegen die Verbreitung des Rheinweinlieds — des Rheinlieds, wollte ich sagen, gewiß nichts einzuwenden. Indessen kann man nie wissen, wie weit so etwas führt, und so ist es wohl ganz gut, daß nicht die Wirkung einer allgemeinen, entrainirenden Melodie dazukommt. Die schöne Gesinnung bleibt dieselbe, wenn sie sich auch in verschiedenen Tonweisen ausspricht.

Dr. Sauer. — Recht! jeder Bundesstaat seine Melodie; das alte deutsche Concert.

Legationsrath. — Sey dem so; wir befinden uns wohl dabei.

Dr. Sauer. — Wir? wer?

Hofräthin. — Stille, Doktor, stille! Keine Politik!

Dr. Sauer. — Von was sprechen wir denn?

Hofräthin. — Eh, mon Dieu! — Wollen wir nicht lieber das Lied selber hören?

Lieutenant. — Flach soll es singen; er singt es recht brav.

Legationsräthin. — Ach ja, Herr v. Flach; Ihr Baß ist so schön.

v. Flach. — Wenn die Damen befehlen. — Piano oder Guitarre?

Dr. Sauer (steht auf).

Hofräthin. — Wohin, Doktor?

Dr. Morgenländer. — Es scheint, der Doktor mag den deutschen Bären nicht brummen hören — sans comparaison.

v. Flach. — Wie so? ha ha! Das ist, auf meine Ehre, gut! Göckelhahn und Bär! Bien obligé.

Legationsrath. — Sollten wir nicht Fräulein Julie um das Lied bitten? Ich habe es noch nicht von ihr gehört. Herr v. Flach hat vielleicht die Güte zu accompagniren.

v. Flach. — Ach ja, Fräulein Julie, bitte. Aber wir nehmen doch die Melodie von unserem Kanz hier? Da ist's doppelt patriotisch.

Dr. Sauer. — In diesem Fall ist zweimal weniger als einmal. Eine kuriose Arithmetik!

Hofräthin. — Das ist unausstehlich! Sie sind heute wieder in Ihrer liebenswürdigsten Laune. Wie oft haben Sie sich bitter beklagt, daß in unserem, im deutschen socialen Leben so gar nichts gemein Deutsches Unterhaltungsstoff werden wolle und könne; immer nur das Lokale, Enge, Kleinliche, wenn nicht das Fremde. Da ist nun ein solcher Stoff, und was thun Sie jezt? Statt ihn zu ergreifen, wie Jedermann, mit Antheil, mit unbefangenem Gefühl, fallen Sie mit hypochondrischem Grimm darüber her, und zersetzen mit der Säure des Verstands einen Stoff, der nicht kritisirt, sondern empfunden seyn will. — Ich habe kein Urtheil über den poetischen Gehalt des Gedichts; aber ich sollte meinen, darauf komme das Wenigste an. Genug, daß es gezündet; dies ist das Schöne, das wirklich Erfreuliche, und wo eine wahrhaft deutsche Empfindung herrscht, da sollten die arrière-pensées verschwinden. Ich denke einfach, je schwächer die Poesie wäre, desto mehr zeugte die Wirkung für die Stärke des erregten Gefühls.

Dr. Morgenländer. — Ist's doch die Hauptsache, daß das Feuer brennt; mit was man's angezündet, mit Spiritus oder Schwefelholz, was liegt daran?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, Januar.

(Schluß.)

Merkwürdigkeiten. Gesellschaftliche Zustände.

Unter dem, was gemeinhin die Sehenswürdigkeiten einer Stadt heißen, steht die Burg — the Castle — auf ihrem 200 Fuß hohen Felsen obenan. Geschichtliches und Sagenhaftes knüpft sich an sie mehr, als ein starker Quartband erzählen könnte. Das aber ist wohl Jedem interessant, daß die unglückliche Maria von Schottland, „die Blume, die nie verblüht, der Schmerz, der nie erstirbt, die Thräne, die nie vertrocknet," hier Mutter Jakobs VI. wurde, dessen Haupt die schottische und englische Krone trug. Auch ist das Zimmer, wo die Königin zwischen Leben und Tod gerungen, sowie das Gemach, in welchem seit 1707 die Kronjuwelen, die Regalia, jetzt unnützer Plunder, aufbewahrt werden, das Vorzüglichste, was die Neugier aufsucht. Demzunächst nenne ich das Parlamentshaus, einst der Sitz der Repräsentanten, gegenwärtig der Tummelplatz der drei obersten Gerichtshöfe Schottlands. Unter den drei Hallen dieser Gewaltigen des findet sich die berühmte Sammlung von Büchern, Manuscripten und Curiositäten, welche unter dem Namen der Advocates Library bekannt ist. Obschon dieses Institut sowohl durch das vom Parlament ihm ertheilte Recht auf ein Freiexemplar von jedem, in den drei vereinten Reichen erscheinenden Werke, als durch den unbeschränkt öffentlichen Besuch sich als ein Nationaleigenthum ankündigt, ist es doch im ausschließenden Besitze der gefürchteten und gelieben, gemiedenen und gesuchten Rechtsmänner, deren Namen es führt. Gegründet im Jahr 1680 enthält es jetzt über 120.000 gedruckte Werke, eine große Zahl seltener Manuscripte und lange Reihen werthvoller Münzen. David Hume führte einst die Oberaufsicht. — Eine dritte namhafte Sehenswürdigkeit ist die Universität — the College — die in Jakob VI. ihren Stifter ehrt und in neuerer Zeit sich einen hohen und wohlbegründeten Ruf erworben hat. Aber das Denkwürdigste von Allem dürfte vielen Holyrood seyn — the Chapel and Palace of Holyrood — oder die Abtei, wie wir Edinburger beide Gebäude schlechtweg nennen. Gleich mehreren andern frommen Stiftungen dankt auch die Abtei David dem Ersten ihr Daseyn. Errichtet im zwölften Jahrhundert und von jenem Könige königlich ausgestattet, blühte die Abtei durch vier Jahrhunderte und war mindestens im letzten Theile dieser Zeit königliche Residenz. Jakob V. fügte den Klostergebäuden einen Palast bei, und nicht bloß während der darauf folgenden Regierung Mariens, sondern auch bis zur Abreise ihres Sohns nach England diente er dem Hofe vorzugsweise zum Aufenthalt. Kurz vor Jakobs Scheiden verheerte eine gewaltige Feuersbrunst die Abtei und den Palast, und in Folge der seitdem stattgefundenen Ausbesserungen und Umänderungen ist es den Gebäuden gegangen wie Sir John Cutlers Strümpfen, die so oft gestopft wurden, daß von ihrem ursprünglichen Bestande zuletzt nichts mehr übrig war. Auch an der Abtei ist schwer zu bestimmen, was wirklich alt seyn mag. Wie aber die Gebäude gegenwärtig stehen, ist der Palast ein schönes, viereckigtes Gebäude mit einer, von zwei Thürmen flankirten Hauptfronte, und die Abtei, die große Abtei, nichts als die Ruine ihrer Kapelle, deren eine Ecke an den Palast stößt. In diesem, mit der Kapelle verbundenen Theile des Palastes war es, wo Marie wohnte und Rizzio fiel. Nach heutigen Begriffen sind die Gemächer der Königin so erbärmlich, das einfenstrige Boudoir und die Garderobe so klein und schmal und eng, daß es Wunder nimmt, wie eine Frau, die nach ihrem Tode so vielen Raum in Bibliotheken füllt, im Leben sich mit so wenigem begnügen konnte. In der Garderobe hängt Rizzios Bild, das Bild eines jungen Mannes, und vor der Thür von Mariens Schlafzimmer, nahe bei der in die Kapelle hinabführenden Treppe werden auf den Dielen braune Flecken gezeigt, die Rizzios Blut seyn sollen. Ein kleiner Theil der Meubles, namentlich Bett und Nähtisch, stammen gewiß aus Mariens Zeit und können also in ihrem Gebrauche gewesen seyn. Das Bett unterscheidet sich wenig von einem heutigen Bette; aber einen so einfachen Nähtisch wie Marie gebraucht heute keine Königin, ja keine Schneiderin. Zwar besser eingerichtet, jedoch in gleichem Grade uninteressanter sind die Gemächer, welche die königliche Familie von Frankreich wiederholt inne gehabt hat.

Die gesellschaftlichen Zustände Edinburgs haben sich nach den verschiedenen Classen seiner Einwohner gebildet. Noch gilt Edinburg einem bedeutenden Theile Schottlands als Hauptstadt, und alle Familien von Rang, deren Einkünfte mit dem Leben in London sich nicht vertragen, kommen nach Edinburg, sich zu vergnügen und ihre Kinder zu erziehen. Daher fehlt es unserer Stadt keineswegs an vornehmen Leuten. Da es ferner von jeher eine Eigenthümlichkeit der Schotten gewesen ist, auf Erwerb auszuziehen, und wenn sie es erworben, in ihr Vaterland heimzukehren, so fehlt es Edinburg nicht an Landsleuten, die hier von dem leben, was sie im Auslande gesammelt. Auch viele englische Familien haben in der jüngsten Zeit sich hierher gewendet, und unter ihnen mehrere, die zwar nicht reich genug sind für London, aber reich genug für die beste hiesige Gesellschaft. Unter den Geschäftsleuten führen die vom Recht und Unrecht sich Nährenden den Reihen, und ihrer sind — sollte man es glauben? — mehrere Tausende. Dann kommen die Mitglieder der Universität, ein gleichfalls sehr starkes Corps; endlich die Gewerbs- und Handelsleute. Im Allgemeinen herrscht in den gesellschaftlichen Kreisen Artigkeit und Verständigkeit, letzteres vielleicht eine Folge der durch ganz Schottland verbreiteten Vorliebe für Literatur und literarische Unterhaltung, und ersteres eine fast natürliche Folge der Unmöglichkeit eines exclusiven Systems. Kein Stand — denn selbst die Classe der zum sogenannten Rechte Gehörigen hat sehr viele Abtheilungen — ist so zahlreich, um aus sich selbst einen großen Verein zu bilden. Daher die Nothwendigkeit und durch sie der Vortheil gemischter Gesellschaften. — Unser Klima möchte ich nur in sofern ein gesundes nennen, als derjenige, den die, den Körper prüfende Veränderlichkeit desselben gesund läßt, auch überzeugt seyn kann, daß er wirklich gesund ist. Was den Aufwand anlangt, ich meine das Viel oder Wenig, was das hiesige Leben fordert, so gilt allerdings auch hier das weise Wort: mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man aus, indessen stellt sich das Verhältniß im Allgemeinen so: wer in Edinburg ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund — 20.000 Thaler — besitzt, ist reich; wer 2000 Pfund einzunehmen hat, kann im besten Style leben; mit 1000 Pfund braucht selbst ein Familienvater nichts zu erwerben, um einen anständigen Haushalt zu führen, und ein jährliches Einkommen von 500 Pfund reicht für eine Familie aus, sich alle Bedürfnisse und manche Annehmlichkeiten zu verschaffen. Mit weniger kann man an den höhern geselligen Kreisen nicht mehr Theil nehmen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 26. Januar 1841.

Politiſch Lied, ein böſes, böſes Lied!
Herder.

Zeitgeſpräche.

(Schluß.)

Dr. Sauer. — Gnädige Frau, es thut mir leid, aber beim freien deutſchen Rhein muß ich immer an das heilige römiſche Reich denken, das weder heilig, noch römiſch, noch reich war. So iſt auch der Rhein weder frei, noch deutſch — wie viel fehlt dazu! — und er bleibt nicht einmal der Rhein. Er hebt ſich ſelbſt auf, wird zu Lech und Waal, und den verſandeten Arm, der den Namen Rhein behält, hätten uns die Holländer immerhin frei geben können, zur Schiffahrt jusque dans la mer. Einen Sinn hat das Lied jedesfalls nur zwiſchen der Lauter und Emmerich.

Kirchenrath. — Je nun, pars pro toto, und auch totum pro parte, das war von jeher ein poetiſcher Tropus.

Legationsrath. — So ſollte man alſo, meinen Sie, den Mund recht voll nehmen, recht maſſiv auftreten, recht herausfordernd, Elſaß und Lothringen wieder nehmen, nämlich reklamiren, und am Ende Schweiz und Niederlande dazu? Wie kann man nur ſo die Macht hiſtoriſcher Thatſachen, der faits accomplis verkennen!

Dr. Sauer. — Den Mund noch voller nehmen? O nein, im Gegentheil; die Leute nehmen ihn mir ſchon viel zu voll. „Sie ſollen ihn nicht haben" — was heißt dies, wie die Sachen ſtehen, genau betrachtet, anders, als: wenn dies und das wäre, und dies und jenes nicht wäre, dann ſollten und würden ſie ihn nimmermehr haben. So aber — Der deutſche Bund —

Legationsrath. — Herr Doktor, ich muß bitten — —

Dr. Sauer. — Verzeihung, ich ſage kein Wort mehr. Man ſieht aber, daß man ſogar bei Gelegenheit eines deutſchen politiſchen Gedichts auf Politik kommen kann, man weiß nicht wie. Ich bitte um Entſchuldigung und habe die Ehre, allerſeits angenehme Nachtruh zu wünſchen. (Ab.)

Legationsräthin (nachrufend). — Kühlen Sie ſich ab; es iſt draußen friſch genug.

Hofräthin. — Das iſt ein wunderlicher Patriot!

Lieutenant. — Sagen Sie Demagog.

v. Flach. — Das ſage ich auch.

Hofräthin. — Nicht doch, er meint es nicht ſo.

Legationsräthin. — Gott bewahre! man kennt ihn wohl. Von hier läuft er vielleicht in den Klub, wo mein Schwager, der Forſtmeiſter, das Wort führt. Leicht möglich, daß ſich dort einer oder der andere über das Rheinlied moquirt, und dann deklamirt er ſo ſcharf und heftig dafür wie hier dagegen.

Digitized by Google

Dr. Morgenländer. — Wie der ſelige Böttiger loben mußte, ſo muß Doktor Sauer ſchimpfen. In der Liebe zu Deutſchland ein Börne au petit pied. Ein rein negativer Geiſt. Sonderbar, aber es iſt ſo, die geiſtreichſten Menſchen in Deutſchland ſind faſt alle ſo verneinende Naturen. — Ich ſelbſt habe beim Produciren ſehr mit mir zu kämpfen, um nicht in Negation und Kritik zu verfallen.

Legationsräthin. — Ei, das ſieht man Ihren Sachen nicht an. Wie köſtlich war neulich wieder Ihr Schlangenthurm! Aber ich rathe keinem, ihn vor Schlafengehen zu leſen. Hui ich fürchtete mich wie ein Kind und konnte die halbe Nacht kein Auge zuthun.

Dr. Morgenländer. — Das freut mich, Madame, das freut mich — wollte ſagen, viel Ehre für mich, viel Ehre!

Legationsrath. — Doktor Sauer kann ganz artig ſeyn, wenn ihn der politiſche Tic nicht ankommt.

Kirchenrath. — Und mir dünkt, er hatte vorhin in Manchem nicht ſo ganz Unrecht.

Legationsrath. — Wie ſo?

Kirchenrath. — Ich meine nur ſo im Allgemeinen, oder vielmehr im Gegentheil, ich meine nur — es iſt doch wahr, wir haben nicht gewußt, wo Nantes liegt.

Dr. Morgenländer. — Da muß ich doch bitten.

v. Flach. — Heraus damit, wenn Sie's wiſſen!

Lieutenant. — Laß es gut ſeyn! du ſiehſt ja, daß er's nicht weiß; und was kümmert das uns?

Kirchenrath. — Schon recht, aber der Doktor meinte, die Franzoſen könnten ſagen — —

Hofräthin. — Wollen Sie den Streit von vorne anfangen? — Wo bleibt unſer Rheinlied? Julie, ſetze dich zum Piano.

Lieutenant. — Recht ſo! Achtung!

Julie ſingt:

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
u. ſ. w. u. ſ. w.
— — — — —
Bis ſeine Fluth begraben
Des letzten Manns Gebein.

Alle. — Schön! Vortrefflich!

Lieutenant. — Eine ſolche Engelsſtimme an der Spitze meines Bataillons,
So fordre ich ganz Frankreich in die Schranken.

Kirchenrath (für ſich). — Warum nicht gar!
Legationsrath. — Sehr gut.
v. Flach. — Das ſage ich auch.
Dr. Morgenländer. — Allerliebſt, Fräulein Julie ein idealer Tambourmajor!
} zugleich.

Hofräthin. — Wollen Sie mir das Mädchen eitel machen, Herr v. Donnerſtag?
Julie. — Zu viel Ehre, Herr v. Donnerſtag.
Lieutenant. — Auf Ehre, nein.
} zugleich.

Kirchenrath. — Daß mir nicht einfallen will, wo Nantes liegt!

Dr. Morgenländer. — Morgen will ich es Ihnen ganz genau ſagen.

Die Pariſer Börſe.

(Fortſetzung.)

Zunächſt Einiges zur beſſern Veranſchaulichung der Bühne, wo ſo erſchütternde Dramen vorgehen. Am äußerſten Saalende bemerkt man einen abgeſchloſſenen, kreisförmigen Raum, von Schranken umgeben, die gegen vier Seiten offen ſind. Auf drei Seiten befinden ſich einfache Thüren, welche mit dem öffentlichen Börſenſaal in Verbindung ſtehen; auf der vierten Seite verlängert ſich die Oeffnung in einen Gang, der in den Privatſaal der Mäkler führt. Innerhalb dieſes abgegrenzten Runds iſt ein zweiter, kleinerer, erhöhter Kreis, der Kord, la corbeille genannt, um welchen die Wechſelagenten herumſtehen, das Geſicht nach dem Centrum gekehrt, ſich gegenſeitig anrufend und antwortend, Wechſelbriefe, Schuldſcheine, Actien, Alles unter einander anbietend, zuſchlagend oder verweigernd. Das große Rund heißt das Parquet, ohne Zweifel, weil es einen gediehlten Fußboden hat, während der übrige Theil des Saals mit Marmorquadern gepflaſtert iſt. Dieſe Vorkehrung zeugt von weiſer Vorſicht; denn wenn die Mäkler der Stockbörſe Schnupfen oder Katarrh bekämen, müßte ſich Frankreich zu Bett legen. An einem Ende der Schranken ſteht auf einem hölzernen Geſtell ein Brett, wo die Summe angeſchlagen iſt, welche die Schuldentilgungskaſſe am laufenden Börſentage zum Rückkauf von Renten beſtimmt; daneben ein kleiner Tritt, welchen von Zeit zu Zeit der öffentliche Schreier beſteigt, der beim Beginn der Börſe und nach dem jedesmaligen Abſchluß eines Handels den Curs in's Publikum ruft, welches das Parquet ſummend umgibt. So viel zur Vergegenwärtigung des Bühnenlokals und der Dekorationen.

Es ſchlägt halb zwei Uhr; das Spiel wird ſogleich ſeinen Anfang nehmen. Die Mäkler ſind auf ihren Poſten im Allerheiligſten; ich ſage mit Fleiß Allerheiligſtes, weil kein Profaner, wäre es der Börſenkönig Rothſchild ſelbſt, den Fuß auf das Getäfel des abgeſchrankten Raumes ſetzen darf, wenn er nicht die Mäklerweihe erhalten.

Die Börsendiener in Lioeée, welche mit den Priestern des Oets verkehren, können nicht wohl gerechnet werden; das sind so bedeutungslose Sudjektr, daß sie neben der finanziellen Maklergröße zu puren Nullen herabsinken, und man daher von ihnen keine Beeinträchtigung der Aglogeheimnisse fürchtet. Man läßt sie in der Stiftshütte frei herumgehen, aus eben dem Geunde, weßhalb früher einr vornehme Dame in Frankreich, die um keinen Preis ihre Armbänder in Gegenwart eines Edelmanns hätte anlegen mögen, sich ohne Scheu ihre Strumpfbänder in Gegenwart eines Lakaien umband. Ein Lakai war für sie kein Mensch; ein Börsendiener ist für den Börsenmäkler kein spielfähiger Mann; er ist für ihn gar nicht da. — Es hat also eben halb zwei geschlagen; das Parquet beginnt. Die um den Kord versammelten Mäkler lassen einen kurzen, stillen Moment voll banger Erwartung verstreßen. Niemand will zuerst den Mund aufthun, weder zum Kaufen, noch zum Andieten, und doch kommt es nur darauf an, der Katze die Schelle anzuhängen. An Tagen, wo Kauf und Verkauf ordinär gehen, d. h. wo kein beträchtliches Steigen und Fallen der Papiere statt findet, hat das erste Wort weiter nichts zu bedeuten; allein wenn, wie in den jüngsten Tagen, drohende Katastrophen, wichtige Nachrichten und in Folge derselben starke Eindrücke auf der Börse zu erwarten sind, kann das erste Wort die Losung zu einem allgemeinen Reißaus geben und eine erschreckliche Niederlage herbeiführen; die geringste Kleinigkeit ist hinreichend, um einen panischen Schrecken zu verbreiten und einen wahren Sturm zu erregen, da die Börsenspieler, wie alle Hazardspieler, abergläubischer sind als alte Weiber. Dieser erste Augenblick ist daher der merkwürdigste der ganzen Stockbörse. Endlich faßt eine Stimme Herz: Je prends six mille à 75. — Bon. — Douze mille. — Bon. — Vingt-quatre. — Bon. — Quarante-huit.* — Bon; assez. Damit ist ein Abschluß fertig. Die beiden Mäkler, welche obige Worte von einer Seite des Koedes zur andern heeüber gewechselt, notiren sie in ihre Schreibtafel. Wir meinen Wunder, wrich bedeutendes Geschäft eben abgeschlossen worden, und glauben, es sey ein Kapital von 1,200,000 Franken in Umlauf gesetzt. Nicht doch; es stehen von beiden Seiten höchstens einige Fünfhundertfrankenbillets auf dem Spiele. Während wir unsere Betrachtungen anstellen, nimmt die Börse ihren Fortgang; denn kaum ist das Signal gegeben, so heißt's im Parquet in einem fort: Je prends, — je donne, und obschon die Worte sich in allen Richtungen durchkreuzen, so gelangen sie doch stets an's rechte Ohr und erhalten beständig die gewünschte Antwort. Nur zur Zeit, als die spanischen und portugiesischen Angelegenheiten am schlimmsten standen, hörte man bisweilen einige Mäkler zwischen den wie ein Lauffeuer sich folgenden Fragen und Antworten mit kläglicher Stimme hindurchwimmern: J'ai des Piastres.... J'ai des Cortes.... J'ai des Miguel.... Keine Seele antwortete: Je prends. Es war jämmerlich mit anzuhören.

Die Fonds, worin hauptsächlich gespielt wird, sind die Dreiprozents; die Fünfprozents finden weniger Abnehmer, und gegen ausländische Staatspapiere ist man mißtrauisch. Der Cours dieser letztern ist in der Regel ungemein schwankend und schlägt bisweilen so plötzlich um, daß der feinste Kalkul, die größte Vorsicht zu Schanden wird. Dieses Kaufs- und Verkaufsgespräch dauert zwei Stunden, während welcher man zwischen den Gruppen einige Leute herumgehen sieht, welche ein paar Worte, die ihnen ein Börsenspieler diktiet, auf ein kleines viereckigtes Stück Papier notiren. Dieser Zettel enthält eine Bestellung, und der, welcher sie zu Papier bringt, ist gemeiniglich ein Associé oder ein Commis eines Mäklers. Derselbe macht die Bestellung entweder von Hand zu Hand über die Schranken hinüber oder durch die Vermittelung eines Aufwärters, der dem Mäkler das Blättchen überbringt. Den Augenblick darauf kommt der Zettel an den Spieler zurück, mit der Antwort, die im Wesentlichen lautet: Exécuté, — oder Impossible. Zur Leichterung und Abkürzung dieser Korrespondenz zwischen dem Publikum und dem Parquet haben die Mäkler gewöhnlich ihren habituellen Platz innerhalb des eingeschrankten Raums, und ihre Commis oder Associé's stehen außerhalb der Schranken ihnen gegenüber an der entsprechenden Stelle. Außerdem sind diese letztern hauptsächlich in der Nähe der drei Eingänge der Balustrade postirt, wo sie sogar eine durch Schranken geschützte Zuflucht haben, die ihnen Niemand streitig macht, wiewohl das Anrecht darauf usurpirt ist. — Uebrigens muß der Mäklersyndikus oder einer von seinen Adjunkten an jedem Börsentage zugegen seyn und am Schluß der amtlichen Stockbörse, um 2½ Uhr, den letzten Preis der Rente in's Buch eintragen; hat er eine Mittheilung zu machen, so klingelt er mit einer Glocke, und augenblicklich schweigt Alles.

Der Anblick der Börse hat, wie gesagt, im Ganzen wenig Anziehendes und Frappantes. Wir haben gehört, die Börse sey eine Spielbank auf grandiosem Fuß, und wir denken daselbst, wie in einem Spielhause, die ganze Tonleiter menschlicher Gemüthsstimmung zu erblicken: Mißmuth mit Aeußerungen von angehender Verzweiflung; knirschende, rasende Verzweiflung, wie sie gegen sich selbst und das Verhängniß wüthet; Ausbrüche von

* Unter 6000, 12.000, 21.000, 48.000 sind jedesmal sechstausend Franken Rente, zwölftausend Franken Rente u. s. w. zu verstehen.

Digitized by Google

wüthenden Verwünschungen und todenden Flüchen der Unglücklichen, welche sich ruiniren; Fuecht, Elend und Schrecken in allerlei Gestalten und in dunter Mischung. Nicht die leiseste Spur von alle dem treffen wir auf der Böese. Das Drama und Melodrama tritt hier nicht so offen hervor, wie an einem Roulettetisch, um welchen die Spielee sitzen,

An Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.

Die Entscheidung dee in dee Böese auf dem Spiel stehenden Interessen ist nie momentan genug, um so geäßliche Effekte, wie epileptisch starеende Augen, geballte Fäuste u. dgl. hervorzudeingen. Im Gegentheil, die Spieler in der Börse stehen oder gehen in vereinzelten Gruppen im Saal heeum, behagliche Freude bei günstiger Operation im Gesicht, stets kaltes Blut bei Veeluſt; viele zeigen einen bedächtlichen, systematischen Ernst, die meisteu beweisen Gefühllosigkeit, schlaffe Leerheit auf der niedrigsten Stufe, das eigeutliche „moralische Nichts und wiedee Nichts." Sie geelfen zu dem Erwerbsmittel, das sich am desten mit ihren Fähigkeiten und ihrer Philosophie verträgt, zum Hazaed. Es entsteht hier auch wieklich duech dloßen Zufall hie und da ein Glücksgebäude, das aber oft einstürzt und den Hausherrn unter seinen Trümmern degrädt oder vor die Mündung einer Pistole beingt.

(Fortseyung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Feankfurt a. M., Januar.

Guptows Wernee. Lißt und Thalberg. Projekt einer Ademie.

Guptows „Werner" ist mit bedeutendem Erfolge gegeben worden. Ich schried Ihnen bereits in meinem vorigen Briefe über die Haltung des Stücks. Der Inhalt behandelt die Conflikte des Herzens mit der Welt, mit der Gesellschaft. Der Schluß ist würdig und für Welt und Heez verjöhnlich. Will man die Loupe der Kritik anlegen, so läßt sich allenfalls tadeln, daß ein junges Mädchen um Mitternacht noch Besuche bei der Frau von Jordan macht, und Aehnliches. Hier wurde das Drama nach einer neuesten Aendesrung Guptows gegeben, weßhalb ich eine Mittheilung der Details unterlasse, die mit anderu Bühnen nicht übereinstimmen möchte, und nur wünsche, Guptow möge in Zukunft erst danu mit einem Werke hervortreten, wenn er desselben sicher ist, dann aber auch — denn der Dichter steht in seiner Unmittelbarkeit über dem Publikum — sein Werk lassen, wie er es empfangen und gegeben hat. Was hätte Schiller nicht an seinem Fiesko, seinen Räubern, seiner Kabale und Liebe ändern tönnen, hätte er sich der Stimmung (nicht einmal der Stimme) des Parterres überlassen! Es thut wohl, wenn sich das poetische Bewußtseyn nicht irre machen läßt und beweist, daß das Feuer unmittelbar von den Göttern seh. Ich kann Sie versichern, daß der Eindruck des Stücks selbst auf die Masse ein schlagender war, obwohl Guptow häufig für das Drama zu feine Situationen malt; und dieser Eindruck auf die Masse ist es sicherlich, den man zunächst als Beweis gelten lassen kann, daß hier prometheische Inspiration vorhanden ist. Wäre die Persönlichkeit Guptows fester (sein Charakter ist es sicherlich, denn wie sehr dieser auch mit kleinen Maßstäben verkannt seyn mag, so findet man hier doch inuere Wahrheit und eine Consequenz aus dieser, die höchstens scheinbar durch eine gereizte Persönlichkeit außer Fassung gebracht werden kann), so würde dieser Schriftsteller auch persönlicher Erfolge sicherer seyn. Jezt aber umtosen die Parteien diese Persönlichkeit, und Guptow wird aus dem Grunde seine Unsterblichkeit nicht bei Lebzeiten felern, weil sie ihm von manchen Leuten verleidet wird, denen er weit weniger Gewicht beilegen und am wenigsten mit einer Polemik entgegentreten sollte, die seine poetische Fassung stört, seine schriftstellerische Ruhe trübt und ihn in seinen Produktionen unstät macht.

Thalberg hat hier zwei Concerte mit bedeutendem Erfolge gegeben. Man stellt Vergleiche an zwischen ihm und Lißt, wie man sie zwischen Goethe und Schiller angestellt hat, zwischen Spohr und Paganini. Die lezere Zusammenstellung möchte die passendere seyn, nur daß das Fortepiano der Phantasie nicht so breiten Raum gibt, wie die Violine, und daß man hier immer die Tasten durch den Ton durchshört. Wenn es aber Fortepianospieler gibt, die diese Widerwärtigkeit des Instruments besiegen, so sind es Thalberg und Lißt; man muß hier sehr aufmerksam seyn, um die Tasten zu hören, so fließend und webend ist dieser Anschlag. Lißt ist wild und drausend, Thalberg strömt ruhig und majestätisch einher; wenn man jenen deßhalb hie und da als einen genialeru Klavierspieler bezeichnen wolle, so ist dieses Urtheil wohl nur eine Ansicht der Laien, die in dem Ungewöhnlichen, Fingerfertigen und von Gefühl zu Gefühl Uebersspringenden Etwas erblickten, was der Kunstruhe und dem poetisch Angemessenen der Thalbergschen Weise nicht eigen ist, die aber nichts desto weniger, abgesehen von dem Urtheil der Kunstverständigen, die ganze Allgewalt der Kunst, die ihrer selbst gewiß ist, an den Tag legt. Will man auch diese Künstler unter den Gesichtspunkt der Zeit bringen, so ist Lißt mehr modern, während Thalberg sich an die ältern Virtuosen in seltener Vollendung anschließt; wenn die Ungarn Lißt einen Säbel schenkten, so darf man Thalberg die Palme nicht vorenthalten. — Gegen Ende des Jahres wollte man hier eine literarisch-artistische Akademie, die nur aus beitragenden Mitgliedern desteben sollte, in's Leben rufen. Wenn der Plan sicherlich gut war, so soll er doch mehr oder weniger an localen Rücksichten gescheitert seyn: die Persönlichkeiteu der Kunst und Literatur sitzen sich hier zu nahe, als daß man über sie hinwegtommen tönnte; dem Einen redet man dieses nach, dem Andern jenes. Dieser ist zu sehr Aristokrat, Jener hat in anderer Weise Anstoß gegeben. Der heilige Eifer, der solchen Unternehmungen vorsitzen muß, ist nicht vorhanden. Es gibt zudem hier eine Art Leute, die sich selbst gern hören, und welche die Akademie, wären sie zugelassen worden, mit Produktionen ihrer Eitelkeit überschwemmt haben würden; wenn man aber die Befähigten mit einem gesellschaftlichen Maßstabe messen will, oder gar mit der Medisance, so wird man bald einsehen, daß in Frankfurt keine Akademie zu Stande zu bringen ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 27. Januar 1841.

— Hier haust auf Elfenthronen
Die Ewigkeit; erhoben und beengt
Fühlt sich in dieser Berge Regionen
Der Geist, wo Erd' und Himmel sich umfängt.

Byron.

Denkblätter vom Jahr 1840.

Von J. H. v. Weſſenberg.

Die Berge.

Felsgebirge! soll ich eure Narben,
Wechselfinten, Schnörkelzüg' und Spalten
Nicht für dunkle Hieroglyphen halten
Solcher Zeiten, die auf immer starben,

Deren Helden Götterruhm erwarben,
Weil man sah ihr wundersames Walten
Zauberwerke jeder Art entfalten,
Weltgemäld' im vollsten Glanz der Farben?

Wer hat euch, ihr hohen Erdensäulen,
Mit Orkanen, Wolken, Donnerkeilen
Diese Rathselschriften eingeschrieben,

Die wir zu entziffern eitel streben? —
Nur der Geist, Urquell von allem Leben,
Der beim Wechsel einzig ist geblieben.

Die blaue Grotte der Insel Capri.

„Das Haupt gebückt bis auf den Boden!“ riefen
Die Rudrer laut, und als die Häupter lagen,
Sahn wir durch's Felsenthor den Kahn sich wagen,
Trotz Wogenschaaren, welche Holla! riefen.

Vom Felsgewölb, das überdeckt die Tiefen,
Ergoß sich heitrer als an Maientagen
Ein duftig Aetherblau, vom Licht getragen,
Deß Strahlen spielend hin und wieder liefen.

O Grotte, Wunderbau von milden Göttern,
Palast von Nereus und von seinen Töchtern,
Bei Seegefahren freundlichen Errettern!

Warum gebot nicht, als von Gottverächtern
Der Abschaum dich entweiht, * ihn zu zerschmettern
Zeus' Augenwink der Unschuld ew'gen Wächtern?

Amalfi.

O Amalfi, so schön aufrankend am steilen Gebirgshang,
Stadt, wo vormals Merkur sammelte vielerlei Volk!
Bloß um den Liebreiz, womit die Natur, in ewiger Schönheit
Strahlend, dir schmückte die Stirn, schifft' ich, ein Pilger, zu dir.

* Tiberius hatte von einem seiner Paläste in Capri einen Zugang in die Grotte machen lassen, die er zu seinen Badschwelgereien entweihte.

Neidiſch peitſchte den Kahn mir ein Sturm, und die Kraft nur der Ruder
Rettete gegen des Sturms Wuth mich, den Pilger zu dir.
Reichlich entſchädigt mich jetzt die Anmuth deiner Umgebung,
Reichlich dein duftiges Bild, blühend aus ſchimmernder Fluth.
Aber nicht feſſelſt du mich! Zuhaltend die Nüſtern, enteilt' ich
Deinen Gaſſen voll Schmutz, Bettlern und Eſelgeſchrei,
Und mit Wehmuth gedenk' ich der Zeit, wo du prangteſt, ein Wohnſitz
Edler Gewerb' und der Kunſt, welche das Leben verſchönt.

Predigt im Colliſeum zu Rom.

Von den Höh'n, wo einſt die Kaiſermacht
Weltverhöhnend ſaß in ſtolzer Pracht,
Warf die Sonne jetzt den letzten Glanz
Auf der offnen Bögen düſtern Kranz,
Der die öden, ſtillen Räum' umſchleußt,
Welche Rom das Colliſeum heißt.
Schweigend wallte her ein langer Zug,
Dem voran das Kreuz hoch Einer trug.
Hinter dieſem mit Kapuz und Bart
Schritt, von Grauverhüllten umſchaart,
Deren Blick aus kleinen Schlitzen zückt,
Ernſt ein Mönch, aufſenkend, blaß, gedrückt,
Und ein Haufe Volkes zog ihm nach,
Nur geboren unter niederm Dach.
Als in die Arena trat der Zug,
Auf die Bruſt ein Kreuz Jedweder ſchlug,
Und vom frommen Bußpſalm wiederklang
Weit im Umkreis jeder Bogengang,
Einſt gewöhnt, von tobendem Gebrüll
Und Gejauchz zu hallen, drauf ſo ſtill.
Doch der ſchlichte Mönch, zum Volk gekehrt,
Stand jetzt da, vom Abendlicht verklärt,
Und ſein Geiſt ſah manch geſchwollnes Herz
Seufzen unter'm Druck von Gram und Schmerz,
Und er ſprach nun mit bewegtem Laut:
„Herz und Blick empor! Wer Gott vertraut,
Wandelt ſtets auf ſonnenheller Bahn,
Ob verlacht auch von der Blinden Wahn.
Schaut umher! Was ſeht ihr? — Trümmer nur,
Von der Menſchengröße Nichts die Spur.
Aufwärts drum gerichtet Herz und Blick!
Gott mit euch! dann grämt euch kein Geſchick.
Sezt, ein Menſch beſäße alle Welt,
Frommt ihm nichts, ſobald er Gott mißfällt.
Sterbliche, berauſcht vom Allmachtstraum,
Spielten mit dem Mord in dieſem Raum;
Doch als leiſ' erhob der Herr die Hand,
Seht, ihr Schatten ſelbſt von hier verſchwand.
Wann ein Herz vor allem Gott nur ſucht,
Wirft in Staub es keiner Drangſal Wucht.
Arm, verwaiſt habt ihr doch deſſres Loos,
Als der Frevler in des Weltglücks Schooß.
Alle Herrlichkeit der Welt vergeht,
Pflichtgetreues Gottvertrau'n beſteht!"
Wie die Blumenflur, vom Thau erquickt,
Sah vom Redner ich die Meng' entzücket.
Troſt und Frieden träufelte ſein Wort;
Wer getrauert, ging erheitert fort.
Stets macht ſo das Wort vom Kreuze froh.
Wirkte Heidenweisheit jemals ſo?

Napoleons Rückkehr aus St. Helena.

1840.

Großer Verbannter! wozu wohl riefen die Franzen zurück dich,
Dich zurück nach Paris, Schemen der Kaiſergewalt?
Dort auf Sanct Helena's Fels gebot dein Schatten noch Ehrfurcht;
Im Invalidenſpital biſt Invalide du ſelbſt.

Die Pariſer Börſe.

(Fortſetzung.)

Die Börſenſpieler von Profeſſion ſondern ſich in gewiſſe Klaſſen und Spezialitäten, welche beobachtet und beſchrieben zu werden verdienen. Wir erwähnen zuerſt der Couliſſiers, deßhalb ſo genannt, weil ſie auf der alten Börſe in einem engen Durchgange ſtanden, der die Couliſſe hieß. Der Couliſſier ſpielt in Renten, ohne die amtliche Vermittlung eines Mäklers in Anſpruch zu nehmen. Er macht ſeine Abſchlüſſe direkt von Spieler zu Spieler; oder wenn er auf dem Platze noch nicht bekannt und akkreditirt iſt, ſo ſucht und findet er einen ſogenannten Bönhaſen, einen courtier marron, der gegen halbe Commiſſionsgebühren für ihn den Mäkler macht. Der Couliſſier operirt gemeiniglich nicht auf der amtlichen Stockbörſe; Alles wird auf der kleinen Vorbörſe bei Tortoni zwiſchen zwölf und ein Uhr abgekartet. Der Abſchluß geht wieder im Kaffeehaus vor ſich; das Ganze entſcheidet ſich auf der Börſe. Dieſe Couliſſenſpieler thun den Mäklern nicht wenig Abbruch und ſind für ſie gefährliche Konkurrenten; einige davon ſtehen in großem Ruf und gelten für ſchlaue Füchſe, ſo daß ſie den pfiffigſten Mitgliedern des Parquets Angſt einjagen. Das Hauptquartier der Couliſſiers iſt in den Bogengängen der Börſe, wo das Finanzrothwälſch florirt und in größter Vollendung geſprochen wird: — Le trois se tient. — Naples à fléchi. — Le report est tendu. — Le trois 77,

20 demandé. — Le quatre et demi 98,05 très offert. — Qu'avez-vous fait? — Trois mille, prime, dont un. Et vous? — J'ai reporté six mille. — Der Leſer ſoll weiterhin den Schlüſſel zu dieſen rätdielhaften Reden erhalten. — Hier in dieſen Gängen iſt die Aeolushöhle, von wo die windigen Nachrichten ausgelaſſen werden, welche heftige Stürme auf der Börſe erregen; von hier gehen die Neuigkeiten und Gerüchte aus, welche Papiere ſteigen oder fallen und Hunderte von Menſchen in einem Augenblick arm oder reich machen. In der jüngſten Zeit wurde das Lügenfabriziren zu arg und die Regierung fand für gut, ſich darein zu miſchen; allein die Miſſethat war ſo ſchlau angelegt und ſo fein geſponnen, daß ſie das Sprüchwort Lügen ſtrafte. Es iſt in der That unmöglich, auszumitteln, wie Gerüchte auf der Börſe entſtehen, entquellen, entſpringen und ſich entſpinnen, wie ſelbige zueeſt unter die Leute gebracht und ob ſie in böswilliger Abſicht ausgeſtreut worden. Ein angeſehener Bankier oder der erſte Beſte läßt vielleicht ein unbewachtes, nicht arg gemeintes Wort fallen, das zufällig ein anderer Börſenſpieler aufhebt und weitergibt. Beim erſten Ausſprecher war es ein bloßes Wort, eine hingeworfene Rede. Der Aufnehmer mochte es genommen haben, wie er wollte, ſchon das Aufnehmen iſt bedeutungsvoll, und das Weitergeben kann wichtig werden. Kommen nun noch Halbhörer dazu und ſchielende Verkehrtſeher, die das, was ſie darüber augenblicklich meinen, einem mitthelien, welcher der Worte Schön- und Schwarzfärberei verſteht, ſo entſteht gleich ein Gerede. Gelangt dieſes nun vor die Ohren der Verſchmitzten und Beſchwatzten, ſo iſt eine Staatsneuigkeit fir und fertig. Wehe dann den Unbeſonnenen, die auf Treu und Glauben geſpielt! Die Couliſſiers freuen ſich königlich, wenn ſie eine aus der Luft gegriffene Neuigkeit an- und aufgebunden haben, die ihnen ſo und ſo viel Differenz einbringt. Die Philoſophie dieſer Menſchen geht in der That unglaublich weit. Es ſind ächte Stoiker; ſie ſpotten und ſchakern, während ſich Hunderte neben ihnen und durch ſie ruiniren. Dieſer Geiſt, auf das Unglück Anderer, auf die Börſenchance, wie dieſe Leute es nennen, zu ſpekuliren, überzieht das Herz des Menſchen nach und nach mit einem nobien Callus, der ſo ſicher vor aller moraliſchen Erwärmung ſchüzt, als ein weiches Schwanenfell und Eiderdunenkiſſen die Bruſt und den Unterleib vor phyſiſcher Erkältung; ja er verleiht endlich ſeinem Beſitzer die beneidenswerthe Fertigkeit, alles Ungemach ſeines Nebenmenſchen zu belächeln oder, wie ſich Swift ausdrückt, mit chriſtlicher Gelaſſenheit zu ertragen.

Die Couliſſiers ſind von Allem ſehr genau unterrichtet, und da ſie höchſt ungenirt unter einander ſprechen, hört man oft ſehr merkwürdige Converſationen: — Was gibt's Neues? — Die Spanier wollen die Republik ausrufen. — Die dummen Teufel! da leiht ihnen Niemand einen rothen Heller. — A propos! es hat einer die Platte gepuzt. — Wer denn? — N. — Iſt nicht der Erſte und wird nicht der Lezte ſeyn. — Der kleine B. iſt jezt immer auf der Galerie; er wagt ſich nicht mehr herunter. — Wie ſo? hat er ſeine Differenzen nicht bezahlt? — Nein. — Thut nichts; er iſt ein braver Junge; hat er noch immer die kleine S. von der großen Oper? — Ja; allein F. hat ihr neulich eigene Equipage anbieten laſſen. — Eben iſt Rothſchild angekommen; er ſpricht mit Aguado. — Er läßt in Maſſe verkaufen. — Im Gegentheil, er läßt mit Gewalt aufkaufen. — Ein herrlicher Streich! — Was für einer? — Hören Sie: B. hatte das ganze belgiſche Anlehen in Händen; er läßt einige Pfandbriefe davon in Umlauf bringen, höchſtens 20,000, und läßt ſie bis auf 75 heruntergehen. C. glaubt, das Sinken komme davon her, weil der Platz mit belgiſchen Staatsſchuldſcheinen überhäuft ſey, und verkauft auf der lezten für 78,50. Bei der Liquidation ſtanden die belgiſchen Papiere zu 76. C., hoch erfreut, hofft die Differenz von 2,50 ausgezahlt zu erhalten und eine Million einzuſtreichen. Fehl geſchoſſen! Der Mäkler von B. verlangt Ablieferung; C. ſucht nach belgiſchen Papieren, findet aber nirgends welche oder nur ſo wenig, daß er nicht abliefern kann. B. beſteht abermals auf Ablieferung, und der Mäkler C.'s ſchäzt ſich ganz glücklich, daß B. ſelbſt ſo gut ſeyn will, ihm für eine Million Schuldſcheine zum Curſe von 81,50 abzulaſſen, und anſtatt 2,50 Gewinnſt ſtellt ſich für ihn drei Franken Verluſt heraus.

Dieſe Art zu operiren geht ganz leicht an, weil die Börſenſpieler nie wiſſen, mit wem ſie zu thun haben, da die Mäkler nie ſagen, in weſſen Namen ſie ihre Operationen machen, ſondern einzig und allein unter ſich operiren. Der oben erzählte Börſenſtreich iſt übrigens eine ganz gewöhnliche Prozedur; in der Regel wird dieſe Liſt angewandt, um ein Anlehen in Gang zu bringen, das nicht recht gehen will; und es fehlt nie an Unklugen, welche ſich auf ſolche Operationen einlaſſen und geäfft abziehen, nachdem ſie ſich mehr oder weniger die Finger verbrannt haben. Wenn man mich fragt: wie iſt es möglich, daß ſo viele Leute, denen die obige Liſt wohl bekannt iſt, ſich doch immer wieder verführen laſſen und in's Garn gehen? ſo bin ich um eine Antwort nicht verlegen. Warum ſtürzen die Fliegen in den Milchtopf, der von den Leichnamen ihrer Schweſtern voll iſt? Es iſt das ewige Kalkuliren und Hoffen, was die Spieler in's Verderben zieht. Wenn einmal ein Theil des Anlehens auf dieſe Art angebracht iſt, hält es nicht ſchwer, es ganz abzuſetzen, weil Jedermann darnach greift und davon verlangt, ſobald ſtarke Nachfrage darnach iſt. Dieſes Verfahren iſt übrigens kein Couliſſengeſchäft, ſondern eine

Digitized by Google

hohe Börsenoperation ersten Rangs, und wir sind hier nur darauf gekommen, weil die Coulissenspieler uns davon in Kenntniß gesezt haben.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Tiedge. Hermann. Theater. Uebersezung Dante's.

Ein neunundachtzigstes Geburtsfest würde schon an sich den unbedeutendsten Menschen zu einer Merkwürdigkeit machen. Besonderes Interesse aber nimmt ein solches mit Recht in Anspruch, wenn der dieses hohe Alter Erreichende durch ausgezeichnete Eigenschaften sich nicht nur die Verehrung seiner Zeitgenossen erworben, sondern auch noch im vollständigen Genusse seiner Geisteskräfte geblieben ist. Und das ist nach dem Zeugnisse der zahlreichen Gesellschaft, die sich zu solchem Feste neulich um den Dichtergreis Tiedge sammelte, noch ganz der Fall bei dem, bis auf eine schon langjährige Schwäche in den Beinen, auch körperlich noch völlig rüstigen und wohl erhaltenen Manne. Der engere Kreis seiner vielen Freunde hatte, wie gewöhnlich, nicht unterlassen, ihn durch sinnvolle Erheiterungen aus dem Gebiete der Poesie und Tonkunst in freudige Rührung zu versetzen. — Vom Doktorjubiläum des eines mehr als europäischen Rufes genießenden, großen Philologen Gottfried Hermann zu Leipzig haben die dortigen öffentlichen Blätter ausführlich Nachricht ertheilt. Auch von Dresden aus hatte eine bedeutende Anzahl der Verehrer und vormaligen Schüler des Jubilars sich gedrungen gefühlt, ihm ihre besondere Theilnahme durch Ueberreichung eines nach unseres genialen Rietschel sinnreicher Erfindung geschmackvoll ausgeführten, reich geschmückten silbernen Potals zu erkennen zu geben. In einem Schreiben des Cultministeriums erhielt Professor Hermann, nebst dem Glückwunsch zu der Feier, die Nachricht von einer Unterstützung, welche seinem Sohne zu einer wissenschaftlichen Reise auf einige Jahre ausgesezt worden. Auch hat der in charakteristischer Auffassung von Bildnissen so glückliche Historienmaler Professor v. Vogel den Auftrag erhalten, Hermanns Porträt zu fertigen, welches in der Leipziger Universitätsbibliothek den verdienten Ehrenplatz erhalten soll. — Der Sprung einer Saite in dem harmonischen Verhältnisse zweier hiesigen Bühnensängerinnen fand bereits lauten Widerhall in Zeitungen, sogar des entfernten Auslands. Dabei wurde die Kunde verbreitet, daß ein Theil des gebildeten Publikums leidenschaftlich Partei für die eine oder die andere der zwei Virtuosinnen genommen habe. Es ist daher hier nur nachzuholen, daß die so erwünschte Reparatur jener gestörten Harmonie vollständig erfolgt zu seyn scheint. Beide Künstlerinnen haben offenbar den besten Theil ergriffen, indem sie während der lezten Wochen auf der Bühne, wie bei Concerten, Alles anwendeten, sich im höchsten Glanze ihrer Natur und Kunst darzustellen. Auch das Publikum scheint in dieser Beziehung wieder ein übereinstimmendes Ganzes auszumachen, und jeder der beiden Sängerinnen, wie früher, den eigenthümlichen, besondern Werth zuzugestehen.

Das alte Jahr ist vorüber, doch die mit Einweihung des neuerrichteten Schauspielhauses zu hoffende neue Aera für unser Theaterwesen noch nicht angebrochen. Dadurch wird jedoch dem Erscheinen neuer Dramen und Opern keineswegs der Weg vertreten. So wurde uns wieder eine neue romantische Oper: „Mitternacht" von Chelard, dargeboten. Obgleich sie lange nicht so gut aufgenommen wurde, wie sein „Macbeth," der bei häufiger Wiederholung immer besser gefällt, so hat doch auch dieses jüngste Kind seines Geistes bei mehrmaliger Aufführung an Beifall nicht eben Mangel gelitten. Zu den recht willkommenen Gaben unserer Bühne gehörte Goethes für dieselbe neueingerichteter „Göz von Berlichingen," der bald nach der ersten Darstellung wiederholt wurde. Zwei Neuigkeiten: „Erziehungsresultate oder guter und schlechter Ton," Lustspiel von Carl Blum, und „der Schatten des Ehemanns," Vaudeville von Herrmann, erschienen zusammen zum ersten Male, und bereiteten, vorzüglich durch die Anstrengung unserer Schauspieler, dem Publikum einen recht vergnügten Abend. — Die heutigen Theateranschläge verkünden ein neues Trauerspiel von Julius Mosen: „die Bräute von Florenz." Wer möchte nicht diesem reichbegabten, so eben an der Schwelle des Brautgemachs stehenden Dichter einen vollständigen Erfolg dafür herzlich wünschen? — Vor Kurzem ist nun auch der zweite Theil von Dante's „göttlicher Comödie," metrisch in's Deutsche übertragen von Philalethes, hier an's Licht getreten. Er enthält das Fegefeuer. Der kenntnißreiche fürstliche Verfasser war nicht nur rastlos bestrebt, in seiner Verdeutschung den ganzen Sinn des Originals erschöpfend wiederzugeben, er hat auch in den hinzugefügten kritischen und historischen Erläuterungen einen wahrhaften Schaz niedergelegt. Gleich dem ersten Theile, der Hölle, ist auch dieser zweite mit einer, dem Gehalte angemessenen, einfachen Pracht ausgestattet, und die dazu gehörigen, in Kupfer gestochenen Umrisse nach Zeichnungen von Heß in München und Retzsch in Dresden sind ein würdiger Schmuck des Werkes. — Die bekanntlich mit dem jezigen Jahre zur Ausführung gekommene, totale Veränderung des Münzsystems in Sachsen sezt fortdauernd eine Menge Schreibfedern in Bewegung. Theils geht das Bestreben derselben dahin, durch Tabellen und Auseinandersezungen das Verhältniß der seitherigen Münzsorten zu den neueingeführten und die übrigen dabei in Betracht kommenden Umstände recht klar darzustellen, theils auf die Unbequemlichkeiten der Veränderung für den allgemeinen Verkehr, die allerdings, besonders im Anfange, manche verdrießliche Verwicklung herbeiführen können, aufmerksam zu machen.

Räthsel.

Du mächt'ger Redner, über Cicero!
Der alle Kunst der Rede doch verschmäht,
Wie Mancher wurde deiner Kunst schon froh,
Wenn sie nach Zeit und Ort so recht geräth.

Ein Weib, das deine schwere Kunst gelernt,
Ist mehr als tausend ihrer Schwestern werth,
Weil sie viel Haber aus der Welt entfernt,
Und ihren Mann sogar die Demuth lehrt.

Ein Mann, der sie, doch ohne Feigheit, übt,
Macht, daß ein Andrer sich doch oft besinnt,
Der unbekümmert sonst, wen er betrübt,
Nur auf sein eigen Wohlseyn immer sinnt.

Du mächt'ger Redner, ohne alles Wort
Und ohne Schrift gedeihet deine Kunst,
Mein Schirm, daß mir die Weisheit nicht verdorrt,
Mein mächt'ger Schuz vor allem Rededunst.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. Januar 1841.

Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun sage mir, wo es was Besseres gibt?

Goethe.

Aus dem bayrischen Hochlande.

Alpenwege.

Wenn man vom Kloster Ettal nach Oberammergau geht, sieht man links vom Wege in ein Thal hinein, aus dem die Amper oder Ammer herausrinnt. Fette Wiesen grünen in diesem Grund, hinter Weidenbüschen versteckt; da und dort noch am Eingang des Alpenlandes schimmert ein weißes Häuschen aus dem Grün, weiter drinnen, wie um eine Abtheilung zu machen, fährt ein stolzer Felsenschopf aus dem Boden, mit einem Fichtenhain auf dem Scheitel; dann ziehen die Wälder herunter in's Thal, eine Schichte hinter der andern, immer dunkler, immer blauer. Die Seitenwände sind schöne Berge, die allmählig näher zusammentreten und weit, weit hinten aus der Wildniß, die wir ahnen, steigt ein Gebirge empor, groß und mächtig, und schließt das Amperthal.

Es ist ein wesentlicher Bestandtheil eines Aufenthaltes im Hochlande, einmal etwas Apartes, Mühseliges, Abenteuerliches zu unternehmen. Die Feinsten besuchen wenigstens eine nahe Sennhütte und lächeln nach ihrer Rückkehr schelmisch, wenn sie gar über Nacht ausgeblieben sind. Die Rüstigsten tragen einen schweren Kugelstutzen nebst großem Büchsenranzen hinauf in die Schneehöhe und sofort wieder herunter, und sagen dann, sie seyen auf der Gemsenjagd gewesen. Jene aber, denen die Sennhütten zu nah, die Schneehöhen aber zu entlegen sind, lösen ihre Aufgabe in gesellschaftlichen Partien auf ein schönes Berghorn, dessen Spitze etwa ein Belvedere ist, wie es die Badgäste von Partenkirchen mit dem Krotenkopf und die von Rosenheim mit dem Wendelstein zu machen pflegen. Da geht es denn familienweise hinaus in die thaulgen Wiesen, im Angesicht der Morgenröthe, die um so überraschender wirkt, je länger man sie nicht mehr gesehen hat. Bald beginnt das Steigen, und nun entwickelt sich der Knäuel. Der Papa in seinem Reisehemd, gleichsam der Hauptmann der liebenswürdigen Bande — wie schwer war er zu gewinnen! — und die Mama's, die schon leichter mithalten, bleiben keuchend mehr und mehr zurück; die Münchner Fräulein und die jungen scheinkranken Badeherrn hüpfen wie Zicklein voraus. Die Jungen tragen sich phantastisch, so daß die Spielhahnfeder auf dem grünen Hütchen und die graue Joppe mit den grünen Aufschlägen nicht leicht fehlen; die Mädchen, unter dem Einflusse der idyllischen Umgebungen, idealisiren ebenfalls an ihrer Tracht, und wenn sich die Cavaliere am liebsten als Jäger darstellen, so liegt den Damen am nächsten die Toilette der arcadischen Hirtinnen, wie sie im Ballete

Digitized by Google

erſcheinen. Es iſt ein gar erheiternder Anblick, wie das junge Volk, in allen Farben ſpielend, lachend und ſchäkernd, unter den ſchwarzen Tannen ſich hinauf windet, nun über den Felſenvorſprung klimmt, nun in langer, ängſtlicher Zeile am Rande eines Abgrunds hindefilirt. Dort ruht ein Pärchen aus, um neugeſtärkt wieder nachzueilen, da werden Alpenroſen geſucht und unter bedeutſamen Winken verſchenkt. Die Alten ſehen ſich auch zuweilen an, aber mit den Blicken der düſtern Reſignation, denn zum Steigen ſind die Berge ſchrecklich hoch.

Endlich iſt der Vortrab auf dem Gipfel; die Herren jodeln und rufen Halloh, die Damen ſchwenken die Taſchentücher zur Aneiferung für die Nachkommenden, und dann wird das Feuer aufgemacht. Nach und nach hat ſich Alles eingefunden und ſteht in ſchönen Gruppen auf der freien Höhe, hinabzuſehen in's unendliche Blachland, auf Hügel und Thäler, Walder und Felder, Seen und Ströme, Städte und Dörfer. Die Madchen ſind ſo liebreizend, wie ſie daſtehen, herrlich roth im Geſichte vom Steigen in der reinen Alpenluft, ſeligen, träumeriſchen Blicks hinunterſtarrend in die Tiefe, während der friſche Morgenwind in ihren Locken wühlt. Iſt ein Norddeutſcher dabei, was jezt kaum mehr fehlen kann, ſo benüzt dieſer den Augenblick, ſtellt ſich in die Mitte und deklamirt etwas, zum großen Verdruß eines andern, der die Erreichung des Zieles mit einem Sturme auf der Guitarre feiern wollte, die ihm über dem Rücken hängt, und zum nicht mindern Aerger eines Dritten, der ein Flageolet bei ſich hat. Die Verſe aber hat der Recitant geſtern Abend noch zuſammengeſtoppelt, als er wegen erdichteter Uebligkeit ſchon um neun Uhr auf ſeine Stube ging, und die Reime klappern wunderbar ſchön. Die Jugend klatſcht begeiſtert Beifall, er hat ihren Gefühlen Worte gegeben; die Mütter nicken einander zu, als wollten ſie ſagen: der kann's. Papa aber, der unbeſtechliche, macht ein Geſicht, das nicht viel mehr ausſpricht, als: Für ſo 'nen jungen Menſchen iſt's gut genug. Unterdeſſen hat der Dichter das langhaarige Haupt verſchämt geneigt und die Rechte dankend auf's Herz gelegt, damit aber auch zu gleicher Zeit aus der Seitentaſche ein Album gezogen, das er herumgeben will, mit der Bitte, einen „Gedanken" hineinzuſchreiben zur ewigen Erinnerung an dieſen „unbezahlbaren" Moment. Dies dämpft den Jubel etwas, denn die wenigſten ſind ſo vorſichtig, immer einen Stammbuchvers im Hinterhalt zu haben; doch faßt und findet man ſich bald. „Auf den Bergen iſt Freiheit u. ſ. w.," das würde Jeder am liebſten ſchreiben; aber ſo iſt ſchon der allererſte ſo ſataniſch doshaft geweſen, dieſe Verſe der ganzen Geſellſchaft wegzuſchnappen. So iſt's denn kein Wunder, wenn der Löwe des Tags mit gewöhnlichen Sinnſprüchen, wie z. B. „ehrlich währt am längſten," oder „bleib zu Haus und nähr' dich redlich," vorlieb nehmen muß.

(Fortſezung folgt.)

Die Pariſer Börſe.

(Fortſezung.)

Eine andere Klaſſe von Börſenſpielern bilden die ſogenannten Knicker, Carotteurs, knauſerige, filzige Spieler, welche in Dreiprozents ſpekuliren. Dieſe Diminutivſpieler ſind meiſtens Rentiers, welche keinen Börſentag verſäumen und ihren Gewinn oder Verluſt innerhalb der zwei Stunden, welche die amtliche Stockbörſe dauert, reguliren. Es ſind in der Regel Grauköpfe; denn das Spiel iſt ein näherer Verwandter des Geizes, als man ſich gewöhnlich vorſtellt; es reizt dieſelbe Faſer und verurſacht gleiche Freude. Dieſe Spielleidenſchaft in weißen Haaren gewährt einen in jedem Betracht unerfreulichen Anblick. Die Carotteurs ſtellen ſich pünktlich Schlag halb zwei auf der Börſe ein, verkaufen zu dem erſten Kurſe, um halb vier abzuliefern, wenn ſie glauben, daß die Papiere in der laufenden Börſe heruntergehen werden, und kaufen gleich zu Anfang unter denſelben Bedingung, wenn ſie vermuthen, daß die Rente in die Höhe gehen wird. Geſezt, der Leſer hätte die Meinung, das Miniſterium Molé werde die Fonds fallen machen (was eine bloße Vorausſetzung iſt); er geht auf die Börſe; die Rente ſteht zu 75, er verkauft 6000 zu dieſem Kurſe. Angenommen, er habe richtig kalkulirt, ſo iſt die Rente innerhalb zwei Stunden auf 74 heruntergegangen; er erbietet ſich, zu 75 abzuliefern, was er auf der Stelle zu 74 kaufen kann, und hat alſo einen Franken Gewinnſt. Allein anſtatt die Rente wirklich umſchreiben zu laſſen, was mit Umſtänden und Koſten verknüpft wäre, bezahlt ihm der Käufer die Kursdifferenz, und damit hat das Ding ein Ende. Geſezt aber, das Miniſterium Molé bewirkt ein Steigen der Papiere (abermals eine bloße Vorausſetzung), und am Schluß der Stockbörſe ſteht die Rente zu 76, ſo fordert der Käufer von euch zu 75, was er auf der Stelle zu 76 wieder veräußern kann, und dann müßt ihr die Kursdifferenz blechen; ihr ſeyd gezwickt und für die böſe Meinung vom Miniſterium Molé beſtraft.

Die Börſe hat für Fremde und Einheimiſche einen ungleich minder großen Reiz, ſeitdem die Damen von der Galerie verbannt ſind. Die öffentliche Moral mag dabei bedeutend gewonnen haben; die Privatneugierde hat viel eingebüßt; denn dieſe Damen bildeten, wenn auch gerade nicht den anmuthigſten Schmuck, doch die pittoreskeſte Staffage der Börſe, und unſtreitig die

Digitized by Google

merkwürdigſte, wiewohl unerklärlichſte Klaſſe der Börſenſpieler. Die Galanterie der Börſendiener hatte dieſem weiblichen Theil der Spielerſchaft kleine Seſſel verſchafft, die jedoch auf Befehl des ungalanten Börſendirektors ihnen wieder genommen wurden. Man ſah daſelbſt Frauen aus allen Ständen, von der Herzogin bis zur Wäſcherin herab. Die Maklercommis, im ewigen Auf- und Abſteigen begriffen, holten die Aufträge ab und beſtellten ſie bei ihren Prinzipalen. Man unterſchied zwei Fraktionen: die eigentlichen Spielerinnen und die ſogenannten Strickerinnen (tricoteuses). Die Spielerinnen erſter Klaſſe waren Damen in Hut, Pelzmantel und Caſhemir, welche das Hazardſpiel in öffentlichen Fonds auf großem Fuße und mit höchſt achtbaren Kapitalien betrieben. Die Strickerinnen waren Frauen in Hauben, Kattunröcken und ſchwarzwollenen Strümpfen, die, wie die Spötter ſich auszudrücken beliebten, Piaſter frikaſſirten. Unter dieſen Weibern erſchien mir der Spielteufel, der ſich bei Männern in der Regel hinter Anſtand und Kälte verſteckt, in häßlichſter Nacktheit und in unanſtändigſter Geſtalt. Wenn ein Mann in Humann'ſchem Frack mit einem andern in abgeſchabtem Flaus ſpricht, ſo fällt das weiter nicht auf, da die Männertracht in unſerer Zeit keinen ſichern Schluß auf Stand, Vermögen und Bildung geſtattet; allein daß eine Dame in Sammet und Seide mit einer Frau in ſchmutziger Baumwolle verhandelt, überraſchte mich jedesmal, ſo oft ich davon Augenzeuge war. Mir iſt aus jener Zeit noch lebhaft ein Geſpräch zwiſchen zwei Börſenſpielerinnen erinnerlich, wovon die eine den höchſten, die andere den unterſten Kreiſen angehörte. — Ah, Madame, ma chère dame, rief eines Tags eine Frau in ſchmierigem Tartan, le Miguel va mal, très-mal. — Bah! erwiderte eine in der Nähe ſitzende Dame in reichbeſetztem Hut, j'en suis chargée! — Moi, j'ai tâché le mien. — Merci, ma chère. — Die Dame im Hut bog ſich über die Galerie und winkte nach unten; ein bereitwilliger Commis ſprang die Treppe herauf und ſtand bei ihr, jedes Auftrags gewärtig. — Comment! Miguel a fléchi, Monsieur? — Ce n'est rien, Madame, un faux bruit; avant la fin de la bourse il sera remis. — Ah! le Miguel est trop chanceux. Vendez et achetez-moi des ducats. — A l'instant!

Merkwürdig war, daß die Frauen, gleichſam von einer geheimen Sympathie getrieben, faſt ausſchließlich in fremden Staatspapieren ſpielten, deren Kurs durchaus ſchwankend und ganz capriciös iſt, wie der weibliche Charakter. — Seitdem ein Regierungsbefehl den Damen jeden Zutritt in die Börſe unterſagt hat, ſind die vornehmen Spekulantinnen verſchwunden und nur noch die Strickerinnen übrig geblieben, die ſich hinter der Börſe an das Gitter ſtellen und von da aus ihre Aufträge geben. Sie bilden eine höchſt unſchöne Gruppe.

Das iſt im Durchſchnitt der Anblick der Börſe an gewöhnlichen Tagen. Die lezten Tage des Monats, wo abgerechnet und alles in's Reine gebracht wird, ſind in der Regel belebter. Jeder lezte iſt ein Liquidationstermin, ein entſcheidender Moment, wo ſich Gewinn und Verluſt herausſtellt. Die Geſichter ſind geſpannter, aufmerkſamer, und haben mehr Leben und Ausdruck; das Schreien iſt lauter, vielfältiger, die Converſation lärmender; die Commis können kaum alle Aufträge und Beſtellungen ausrichten; die Einen verkaufen in Menge, die Andern kaufen mit Macht. Was jedoch dieſes an ſich unbedeutende Schauſpiel zu einem wahren, leidenſchaftlich bewegten Drama erhebt, ſind die Augenblicke politiſcher Kriſen, wie ſie in der lezten Zeit zum Vorſchein kamen. Da regt und rührt ſich Alles; man hört die abſurdeſten Gerüchte und ſkandalöſeſten Verläumdungen; man ſtreitet, leugnet, verſichert und hält von Zeit zu Zeit inne, um zu hören, was der Schreier ausruft. — „Wie viel?" — „73." — „O weh, einen Franken gefallen! Verkaufen Sie." — „Wenn's angeht." Der mit dem Verkauf beauftragte Commis entfernt ſich, das Geſpräch wird fortgeſezt. — „Hat er verkauft, hat er nicht verkauft?" — Der Commis kommt zurück. „Ah, ſind Sie endlich wieder da? Nun, wie ſtehts?" — „Bevor ich an's Parquet gelangte, war die Rente auf 72,50 heruntergegangen." — „Was lag daran? Sie hätten verkaufen ſollen." — „Sie ſagten mir zu 73." — „Verkaufen Sie zu 72,50. Doch nein, warten Sie einen Augenblick. Horch! — Der Schreier ruft: „Zwei-und-ſiebzig." — „Zwei-und-ſiebzig! Verkaufen Sie zu 72, zu 71, um jeden Preis. Schnell, ſchnell!" — Der Leſer denke ſich dieſe Scene in hundert Wiederholungen und mit einigen Variationen, und er hat ein Bild von der Pariſer Börſe während der ſtürmiſchen Tage der jüngſten Vergangenheit, wo man die tollſten Gerüchte in Bezug auf die orientaliſchen Kriegsbegebenheiten ausſprengte und die unglaublichſten Nachrichten aus dem Orient mit den amuſanteſten geographiſchen Schnizern in's Publikum brachte. Steigen wir jedoch von der Oberfläche des Börſenlebens ein wenig tiefer hinab, um uns von der Exiſtenz dieſes auf dem grandioſeſten Fuße eingerichteten, öffentlich privilegirten Spielhauſes Rechenſchaft zu geben. — Die Wechſelmäkler (Agents de change) ſind zum Behuf eingeſezt, um öffentliche Fonds für Rechnung von Privatleuten zu kaufen oder zu verkaufen. Sie verſehen gleichſam das Amt von Finanznotaren; man händigt ihnen eine beliebige Summe ein; für den Betrag dieſer Summe kaufen ſie Renten und laſſen den Rentenſchein des Verkäufers auf den Käufer übertragen, deſſen Namen an die Stelle des erſteren in's große Buch geſchrieben wird.

(Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Die Furcht vor dem Pietismus.

Unsere katholischen Sorgen und Fragen sind kaum abgethan, es blizt im Orient und im Westen, und es ist noch nicht entschieden, ob wir mit einem Wetterleuchten davon kommen, oder ein europäisches Gewitter folgt, und schon citiren wir ein neues Schreckbild herauf, das gerade unsere Verständigen und Aufgeklärten am meisten beunruhigt. Es ist die Angst vor dem Pietismus. Muß man einerseits zugeben, daß wir in Preußen mehrmals Grund hatten, aufmerksam zu seyn und vorsichtig zu bleiben, so lehrt uns doch andernseits unsere Geschichte, daß alle Reaktionsversuche, die von dieser Seite ausgingen, sich selbst schlugen, und im Augenblick, wo sie despotisch eingreifen wollten, vor einem Widerstande zurückprallten, dem ihre Kraft nicht gewachsen war, nicht vor einem System, nicht vor einer Theorie, sondern vor der Summe geistiger Errungenschaft, vor dem erweckten Bewußtseyn der Nation, die im rechten Augenblicke es sich klar zu den Sinn ruft, daß sie ihre Bildung, Größe, ja ihre preußische Existenz der Intelligenz verdankt, die ihre Fürsten durch zwei Jahrhunderte pflegten. Was haben denn die Wöllner und Hermes gewirkt, obgleich sie in jenen unglücklichen Tagen, das Krankenbett des Fürsten fast hermetisch vor den Stimmen der Nation verschließend, alle Macht in Händen zu haben schienen? Schon während ihres Einflusses, und sie schleuderten Edicte mit Donner und Blitz auf die Intelligenz, stand die ganze Nation wider sie gerüstet da; nur im passiven Widerstande, aber es war genug. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, brauchte es nur eines Athemzuges, die Scheinheiligen und Finsterlinge in ihr Nichts zurückzuwerfen. Sie verschwanden spurlos mit ihren Religionsedicten, da sie nicht die geringste Wurzel im Volke geschlagen hatten. Wenn man behauptet, daß der heutige Pietismus fester auftritt und tiefer in die Gemüther eindringt, so mag das seine Richtigkeit haben, weil er selbst tiefer aus dem Gemüthe kommt. Gegen den helfen aber auch keine weltlichen Oppositionswaffen, sie stärken ihn nur. Wo er aber sich nicht mit sich selbst begnügt, wo er übergreifen, herrschen, verketzern, Bann und Interdict schleudern will, da ist er so machtlos heut als damals. Der Widerstand der Nation ist von selbst da. Braucht man an das Königsberger Muckerthum zu erinnern? — Doch lehrt uns diese selbe Geschichte, daß es gut ist, wachsam zu bleiben; denn Grund ist immer da zur Vorsicht. Das lehrt uns sogar die Erinnerung an den alten Diester. Wie wurde er verspottet und ist zum Sprüchwort geworden wegen seiner Jesuitenriecherei; und es mußte ein Vierteljahrhundert und mehr verstreichen, um ihn gerechter zu beurtheilen. Er hatte Grund. Auch wir haben Grund, vorsichtig zu seyn gegen mystische, hierokratische und pietistische An- und Uebergriffe. Das zeigen uns eben die Königsberger Vorfälle, unsere Hengstenbergsche Kirchenzeitung, die lutherischen Separatisten und mancher Prediger, der von seiner Kanzel herab donnert. Doch zu dem panischen Schrecken, welche einige Ernennungen in den lezten Wochen hervorriefen, war in einer Stadt, wie Berlin, in einem Staate, wie Preußen, und unter einem Könige, wie unser in Wissenschaft und Kunst gebildeter, kein genügender Grund. Wer die ersten Handlungen des Königs, denen Millionen Herzen zuschlugen, genau beachtete, wußte schon, daß sie aus andern Motiven liberal ausfielen, als aus denen der moderne Liberalismus sie sich aneignete. Die Amnestie, die Restitutionen Arndts, des Generals Boien und Anderer waren Akte eines großartigen Gerechtigkeitssinns, gegeben mit der Huldfülle eines königlichen Gemüthes. Aber man schloß daraus auf falsche Consequenzen. Das philosophische System, welches jahrelang bei uns geherrscht, und despotisch, und noch jezt, nachdem sein Regiment vorüber, in vielfachen Parteien und Nuancen treibt, bohrt, spukt und das öffentliche Wort allein führen möchte, konnte am wenigsten auf eine Begünstigung rechnen. Das Freiheitsgefühl des Königs ging aus andern Wurzeln hervor als aus der Theorie. So waren getäuschte Hoffnungen vorauszusehen. Und diese Stimmungen mögen zum allgemeinen Schrecken beigetragen haben, aber gemacht haben sie ihn nicht. Der Hegelianismus hat sich durchaus noch nicht mit dem altpreußischen Liberalismus identificirt. Dieser ist eine feste, in sich geschlossene Pflanze, die, unbekümmert um die Zeitstrome, fortreibt. Ihre Wurzel hat sie in Friedrich des Großen Zeit, und den Anhauch des Romantismus, des neupoetischen Katholicismus, der französischen Revolution, des Jahnschen Deutschthums, des jüngern Liberalismus und des jungen Deutschlands hat sie wohl empfunden, aber wieder abgeschüttelt, wie den Hegelianismus, und ebenso wird sie den Pietismus und das historische Deutschthum, das ihr vielleicht zum nächsten droht, vielleicht eine Weile annehmen, um es, wenn es ihr unbequem wird, wieder abzuthun. — Der panische Schrecken ist ein alt preußischer, wenn auch von andern Einflüssen genährt. Die Berufung des Ministers Hassenpflug war der erste große Anstoß zu dieser geistigen Bewegung; die vorgängige Ernennung des Generals Thiels zum Minister, und manche andere, die nahe bevorstehen, trugen das ihrige dazu bei. Das Gerücht aber schwellte die Thatsachen bis in's Karikirte auf. Während man vor der Thronbesteigung sich gesagt, daß zu den höchsten Würden nur Altadelige würden gezogen werden, so hieß es jezt, alle höhern Aemter würden nur von solchen besezt werden, die zur Fahne des Pietismus schwören. Da ward eine neue Kirchenordnung entworfen, mit einem Oberconsistorium, welches unabhängig von den Ministerien eine Art geistliche Gewalt in der preußisch-evangelischen Kirche üben sollte. Man ernannte zum Präsidenten den Bruder eines unserer Geistlichen, der durch rigorose Handhabung seines Pfarramtes, und jüngst auch durch eine Leichenrede sich einen Namen gemacht, in welcher er eine Art egyptischen Todtengerichtes gehalten haben soll. Der Geheimerath Göschel ward dem trefflichen Minister Eichhorn an die Seite gesezt, um auch im Ministerium selbst geistliche Bannsetze zu entwerfen. So weiß man schon von neuen strengen Gesetzen über die Ehe. Alle Gerichts- und andere Collegialverhandlungen sollten mit Gebet und Gottesdienst anfangen, die Räthe angehalten werden, wenigstens zweimal im Jahr zu communiciren, und darüber Listen geführt werden. Auch die Vorlesungen der Universität über Chemie und Philosophie bedrohte man mit gottesdienstlicher Begleitung, und zum Beginn der Einführung einer anglicanischen Sabbatsfeier sollten die Theater an allen Sonn- und Feiertagen geschlossen bleiben. Im Gerüchtemachen ist Berlin unerschöpflich. Ich verschone Ihre Leser mit den lezten Extravaganzen, und füge nur als ein kleines heiteres Intermezzo hinzu, daß Graf Redern auf die Aufforderung, die Theater am Sonntage zu schließen, der Staatskasse eine Schadensrechnung von 52.000 Thlr. eingereicht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. Januar 1841.

Soliti contemnere leges.

Juvenal.

Die Pariser Börse.

(Fortsetzung.)

Das Geschäft des Mäklers besteht darin, daß er die Aechtheit des in seiner Hand befindlichen Pfandscheins und den rechtsgültigen Besitz desselben ausmittelt. Ist das geschehen und das Umschreiben desselben besorgt, so bekommt er für seine Mühe $^1/_{10}$ Prozent Commissionsgebühren, und damit ist Alles fertig. Darauf beschränken sich die legalen Funktionen eines Mäklers, und da bei diesen Operationen alle Chancen von Verlust wegfallen, so begreift man die Strenge des Gesetzgebers, der die Mäkler wegen Bankerott zu tempoerärer, und nach Umständen zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Indeß ist der Fall vorgekommen, daß Mäkler wirklichen Schaden erlitten haben, nämlich durch Betrüger, welche durch Diebstahl oder Zufall in den Besitz eines Rentenscheins gelangt waren und denselben an der Börse verkaufen ließen. In einem solchen Falle hält sich der durch ein Falsum um sein Eigenthum gebrachte Besitzer an den Mäkler, der die Rente negozirt hat, und das Handelsgericht verurtheilt diesen zum Wiedereersatz, zumal wenn sich erweisen läßt, daß er den Betrug mit Leichtigkeit hätte entdecken können. Diese Fälle sind jedoch äußerst selten und das Fallieren ist für einen Mäkler unmöglich, wenn er den Kreis seiner gesetzlichen Funktionen nicht übeerschreitet. — Die Mäkler kaufen und veekaufen auch sogenannte Rentes au porteur; allein bei diesen haben sie noch weniger Risico; die Rentenscheine dieser Gattung sind so gut wie Bankbillets; wer sie in Händen hat, ist Besitzer davon und kann sie augenblicklich versilbern; diejenigen, welche solche Scheine verlieren oder sich stehlen lassen, haben es sich allein zuzuschreiben.

Diese gesetzlich vorgeschriebenen Operationen machen indeß kaum den dreißigsten Theil der Geschäftsmasse aus, welche durch die Hände der Makler geht. Zur Zeit des Kaiserreichs, wo der Handel mit öffentlichen Fonds bei weitem noch keine so große Ausdehnung hatte, war die Zahl der Makler ungleich geringer, als heutiges Tags, und ihre Stellen galten nicht über 60,000 Franken. Die vielen enormen Staatsanlehen, welche die Restauration machte, haben das riesenhafte Hazaedspiel an der Börse zu Wege gebracht und den Mäklern zu ihrer heutigen Bedeutung verholfen. — Man spielt an der Börse besonders auf dreierlei Aeten, welche ungefähr alle Combinationen umfassen. Diese drei Arten sind: der Abschluß auf Termin (Marché à terme), der Abschluß mit Prämie (Marché à prime) und das Report.

Die erste von diesen drei Arten ist Hazardspiel in der naivsten Gestalt mit allen seinen Chancen, die vom bloßen Zufall abhängen. Bei diesem Spiel, wie bei allen übrigen, ist die Rente eine Waare. Man verkauft sie auf den Lezten des Monats zu einem Preise, den sie wirklich erreicht, oder übersteigt oder auch nicht erreicht. Es ist dies in größerem Maßstabe und auf längere Termine dieselbe Operation, wie die der Carotteurs, welche auf Ablieferung am laufenden Börsenschluß verkaufen, wie es oben erzählt worden. Z. B. ihr verkauft am 1sten März 500 Franken Rente zu 100, abzuliefern auf den 31sten. Steht bei abgelaufenem Termine die Rente zu 99, so habt ihr das Recht, für hundert Franken eine Waare zu liefern, die euch nur 99 Franken kostet; ihr gewinnt also einen Franken auf hundert. Steht die Rente dagegen zu 101, so müßt ihr für hundert Franken eine Waare liefern, die ihr mit 101 Franken bezahlt; es ergibt sich demnach für euch ein Frank Verlust. Das ist die Hauptgrundlage des Marché à terme, auf wie vielerlei Art man ihn auch herumdrehen mag: ein wahres Hazardspiel, dessen Chancen von kommerziellen, politischen und tausend andern Umständen abhängen. In Paris sind die Spekulationsgegenstände Staatspapiere, in Bordeaux sind es Branntweine und Kolonialwaaren. Bei einem Abschluß dieser Art hat man die Chance aller möglichen Schwankungen des Börsenkurses für und wider sich; indeß kann man zu rechter Zeit einlenken und einem gänzlichen Ruin vorbeugen, dadurch, daß man sich erbietet, die Ablieferung im Laufe des Monats entgegenzunehmen, wenn man nämlich nichts Gutes ahnt und übermäßige Schwankungen voraussieht. Allein dieser Ausweg steht nur sehr reichen Kapitalisten offen, die im Nothfall ihre Abschlüsse zusammenbringen können, und ist nicht wohl den Spielern möglich, die in der Regel nur so viel Kapital besitzen, als erforderlich ist, um die Kursdifferenz von einigen Franken zu zahlen.

Der Abschluß mit Prämie, die zweite Art, gewährt den Vortheil, daß der etwaige Verlust bei einer gewissen Summe stehen bleibt, die ausgemacht wird, wenn man das Geschäft abschließt. Das Report ist eine Manier, Geld unterzubringen oder zu erhalten. Läge es in unserer Absicht, hier eine Abhandlung über Stockjobberei und Agiotage zu schreiben, so könnten wir alle Chancen und Finessen dieser verschiedenen Spielarten umständlich erläutern und mit praktischen Unterweisungen begleiten; allein es würde weit über unsere Kräfte hinausgehen, in einigen Spalten klar und bündig zusammenzudrängen, was den Stoff zu mehr als einem Oktavbande hergegeben. Es kam uns hier bloß darauf an, das Vorhandensein der ehrenwerthen Makiergilde herauszustellen, die das Privilegium hat, die Gesetze mit Füßen zu treten, und wovon jedes Mitglied eine halbe Million zahlt für das Recht, zehnmal des Tags Gefängnißstrafe zu verdienen. Siehe Code pénal 404, 421 und 422.

Es gibt Leute, welche behaupten, die Börsenmäkler seyen nützliche Staatsdiener, welche dem Staate Geld auftreiben und den Staatskredit heben, was uns jedoch nicht recht einleuchten will. Was wir aber noch weniger begreifen, ist die große Zufriedenheit, mit der man sich allenthalben über das Steigen der Staatspapiere und die Blüthe des Staatskredits äußert. — Die Freude darüber dürfte voreilig seyn. Jezt brauchen die Staaten keinen Kredit; darum haben sie ihn. Gewöhnlich haben diejenigen den größten Kredit, die keinen Gebrauch davon machen, oder nur selten seiner bedürfen. Wer ihn anspricht und sucht, findet und erhält ihn oft nicht. Sehen wir erst, wie es werden wird, wenn die Staaten einmal in's Gedränge kommen und, anstatt ihre Schuldentilgung mit wachsenden Kräften fortzusetzen, zu neuen Anlehen ihre Zuflucht nehmen müssen. Wer weiß übrigens, ob es nicht besser wäre, wenn die Staaten überhaupt gar keinen Kredit hätten und also die Einkünfte späterer Zeiten nicht antizipiren könnten, wie junge Leute von reicher Herkunft, welche sich verbindlich machen, die geborgten Kapitalien nicht nur doppelt und dreifach dem Darleiher zu verzinsen, sondern einst auch doppelt und dreifach zurückzuzahlen. Doch diese Untersuchung haben wir hier nicht zu führen. — Um also wieder auf besagte Hämmei, d. h. auf die Börsenmäkler zurückzukommen, so erinnern wir: wenn gegründet, was Viele behaupten, wenn das Börsenspiel wirklich ein überaus treffliches Ding ist, das den öffentlichen Kredit hebt und stüzt, so sollte man die darauf bezügliche Gesetzgebung verbessern, weil sie in diesem Falle, gelinde ausgedrückt, äußerst inconsequent ist. Hat hingegen die Gesetzgebung Recht und ist das Börsenspiel ein Vergehen, so sollte man es ahnden, unter keiner Bedingung aber in einem gesitteten Staate Leute dulden, denen das Sichhinwegsetzen über die Gesetze nicht nur erlaubt ist, sondern auch noch Vortheil, ja sogar Ehre und Auszeichnung bringt.

(Schluß folgt.)

Aus dem bayrischen Hochlande.

(Fortsetzung.)

Endlich ist die peinliche Feierlichkeit vorüber und das Album wieder in seinem Loch. Papa sizt schon lange auf seinem Tragstuhl und bläst den Knasterdampf vergnügt über die Wälder hin, die von unten herauf rauschen;

Digitized by Google

die Mütter kauern malerisch auf den Felsblöcken umher und stricken. Das Feuer brennt lustig, die Töpfe mit Wasser und Milch fangen nachgerade an zu sieden. Nun gehts ernstlich an die Vorbereitungen zum Frühstück. Da zeigt sich erst, mit wie viel Umsicht der Plan zu diesem Unternehmen entworfen und wie passend die Rollen ausgetheilt worden. Vor Allem wird der große Reisesack aufgethan, den der Führer heraufgetragen, und aus welchem nun ein ungeheurer Kalbschlegel und ein bewundernswerther Schinken springen, wobei die Messer und Gabeln, die auch in seinem Bauche liegen, kampflustig erklingen. Nun erschließen sich auch die Retieules der Schönen, und wer hätte es diesen zierlichen Täschchen, die den ganzen Weg herauf so gleichgültig mitbaumelten, angesehen, daß sie heute als Vorrathskammern für die feingebildete Gourmandise der bergsteigenden Hauptstädter eingerichtet seyen? Es ist nicht anders! Aus der einen Tasche steigt in unverhüllter Schönheit eine dicke, rothglänzende Cervelatwurst, eine andere entwickelt einen Senftopf, eine dritte gibt eingemachte Gurken heraus, oder präsentirt französischen Essig, Provenceröl, Salz und Pfeffer; andere Fräulein stellen Anderes auf, geräucherte Zungen, gebratene Hühner. Jezt zeigen aber auch die Paladine, daß sie nicht umsonst dabei sind. Ihre Aufgabe war's, den Wein zu liefern, und nun treten die Repräsentanten sämmtlicher Rebenhügel von Würzburg bis Bordeaux aus den Rocktaschen. Das wird aber für jezt Alles nur bei Seite gestellt, geordnet, und was zerlegbar ist, zerlegt; denn der Kaffee ist fertig und die Mädchen machen lächelnd die Honneurs. Während man schlürft, wascht der Führer in der nahen Quelle die Salathäupter, die er mitgebracht, und übergibt sie dann zerblättert und gesäubert in großer irdener Schüssel den Schönen. Man nähert sich dem nahrhaftern Theile des Frühstücks. Einzelne Vorläufer machen schon die Runde, die Kernspeisen dringen unwiderstehlich nach. Am meisten haben wieder die Mädchen zu thun, die frischen, heitern, rosigen Mädchen, die jezt, in der Glorie der Alpenluft strahlend, wie dienende Engel hin und her eilen, voll Leben und Lust, die nun spielend alle Reize deutscher Häuslichkeit entfalten, welche uns hier oben auf der grünen Bergmatte, in der hellen Sommersonne, mehrere tausend Fuß hoch über dem Meere noch viel tausendmal einnehmender erscheinen, als unten im langweiligen Abendzirkel beim trüben Lampenschimmer. Und wenn nun die Gläser erklingen, da klingen alle Herzen mit, und wenn die Champagnerpfröpfe knallend in die Luft fliegen, dann fliegen auch die lezten Grillen still in's Thal hinunter. Die Freude tritt immer königlicher auf, der Jubel wird immer lauter; der Norddeutsche deklamirt wieder, der Andere fällt mit der Guitarre rauschend in den Lärm, der Dritte spielt sein Flageolet, und dann ertönen — Alles schweigt — die Alpenlieder, diese herrlichen, himmelansteigenden Gesänge, die keiner vergessen kann, der sie je in ihrer milden Kraft gehört hat, die in jedem die Sehnsucht nach den Alpen wecken, der sie draußen wieder hört im ebenen Land.

Dergleichen freundliche Erinnerungen tanzten vor mir her, als ich an einem schönen Augustmorgen von Ettal aus in jenes Amperthal hineinging. Dieser Tag sollte das Meisterstück der Reise werden, inhaltsreich an erträglichen Beschwerlichkeiten, an erquickender Mühsal, an stillen Freuden in den hohen Wildnissen. Um aber ganz im Styl der Alpenwelt zu bleiben, war ich der Meinung, heute von Milch und Butter zu leben, und so angenehm ein junges Huhn auf den Höhen schmeckt, so ging ich doch mit leeren Taschen aus, um zur Verherrlichung des Tages allenfalls auch Hunger leiden zu müssen.

Wohl über eine Stunde lang zieht der Weg zwischen schönen Auen eben fort. Eine schmale Straße, die in der Mitte des Thales dahinzieht, ist reinlich mit kleinem Kiese beschüttet und sticht in ihrem weißen Schimmer gar niedlich ab von den hellgrünen Wiesen. Allerlei Hecken durchschneiden den Thalgrund, auch lange Reihen von buschigen Weiden. Da und dort tritt ein Kornfeld auf oder ein knapp gehaltenes Wäldchen; die Amper rauscht muthig daneben. Solche Seitenthäler haben etwas gar Stilles und Einsames. Da fährt nie ein Postzug, nie eine Stadtkalesche hinein, höchstens alle Monate einmal ein Metzger mit einem Bernerwägelchen. Sie haben keine Reisenden, als im Jahr ein paar fahrende Maler, und haben wohl Bierschenken, aber keine Wirthshäuser. Die Kornfelder geben schlechten Ertrag, die Alpenwirthschaft ist fast Alles. Wenn sie nicht in so herrlicher Natur lebten, man möchte die armen Hirten bedauern, und ist dann um so mehr überrascht, wenn man plötzlich, hinter einem Hügel hervortretend, sich in der Mitte eines Dörfchens findet, wie das niedliche Graswang eines ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Furcht und Hoffnung.

Es versteht sich, daß von allen diesen Gerüchten, mit denen man die Berliner ängstigte, kaum eines ein Körnlein Wahrheit hat. Aber Viele glaubten Vieles, und athmeten erst auf, als die Theater an den Weihnachtsfeiertagen die

Gerüchte Lügen straften. Ich mag es nicht absolut bestreiten, daß mehrere dieser Gerüchte mit Absicht, wenn auch nicht mit Bosheit, erfunden sind. Wo keine öffentlichen Organe der geängsteten Stimmung Waffen geben, macht sie sich diese selbst. Deßhalb lobe ich nicht diese Art der Vertheidigung; aber im Zustande der Nothwehr greift man nach allem, was uns in die Hände kommt. Eine Zeit lang erschien die Leipziger Allgemeine Zeitung als eine Art legalisirter Waffe; was man befürchtete, trug man von hier aus dort in sehr bescheidener Weise vor. In den lezten Wochen scheint sie sich aber auch diesem leisen Flüstern von Wünschen verstopft zu haben. Nun suchte sich die gepreßte Brust auf andere Art Luft. — Der wahre Kern ist nicht schwer zu finden. Unser König, von tief religiöser, aber nicht dumpf religiöser Ueberzeugung, sucht nach Männern zu Räthen und Vollstreckern seines Willens, welche dieselben theilen. Sein Wunsch, daß auch sein Volk dieser religiösen Ueberzeugung sey, ist ein so nahe liegender menschlicher, königlicher. Er erscheint um so mehr gerechtfertigt, wenn er die moralische und religiöse Zerrissenheit, die sittliche Depravation anderer Nationen betrachtet. Das aber ist ein Unglück, daß man immer dabei auf Frankreich hinzeigt, als ob es ein Vorbild seyn könnte, welches wir nachzuahmen Lust empfänden. Wie anders sind die Grundelemente einer germanischen und romanischen Nation! Wie wir keine Bartholomäusnacht und keine Altäre mit der Göttin der Vernunft hatten, so werden auch bei uns keine Lamennais ihre Anhänger finden. Aber unsere geistige Errungenschaft wollen wir uns nicht nehmen lassen; uns darin sind alle Parteien einig. Ungerecht aber sind viele in der Beurtheilung der Persönlichkeiten. Das Wort Pietist ist dem altpreußischen Ohr ein Mißklang. Aber ist es denn eine so entscheidende Farbe, eine so durchgreifende Eigenschaft, daß alle andern Eigenschaften eines Mannes deßhalb in Vergessenheit gerathen, absorbirt werden müssen? So sind der General von Thiele und der Graf Stolberg Wernigerode anerkannt die rechtlichsten und wohlgesinntesten Männer, der erstere auch von umfassender, wissenschaftlicher Bildung, und daß unser König sein Haus nur mit streng rechtlichen Räthen und Freunden umgibt, sollte jeder Preuße dankbar als einen Fortschritt anerkennen, und in Anwendung des Dictums des großen Friedrich, jeden beten lassen, wie er Lust hat, wenn er nur nicht alle andern zwingen will, auch so zu beten.

Wohl noch kein Gedicht hat hier eine ähnliche Sensation erregt, als das vielbesprochene auf die Hassenpflugsche Anstellung. Mannigfach variirt, geht es von Mund zu Mund. Nicht der Haß allein, auch eine systematische Angst macht blind. Offenbar hat diese das Gedicht erzeugt. Es ist kein Spottgedicht, sondern eine Aeußerung von Nationalsympathien und Antipathien. Die Wärme des preußischen Gefühls, die sich deutlich in mehreren Versen ausspricht, zeugt für seinen preußischen Ursprung. Ich verstehe darunter, daß sein Verfasser nicht im Lager der doctrinären Liberalen, sondern der altpreußischen Patrioten zu suchen seyn dürfte. Das Gedicht, in seiner Tendenz, ist doch nur der Ausspruch der nationalen Gefühle; als solches hat es den unerhörten Effekt hervorgebracht. Man behauptet, daß es unsern König, als er es zu Gesicht bekam, sehr betrübt, und er den Tag für den ersten traurigen seiner Regierung erklärt habe; aber es ist eben so bekannt, daß der König nicht gezürnt hat. Sein Schmerz rührte allein daher, daß ihm bisher eine Besorgniß seines Volkes unbekannt geblieben, welche einen solchen poetischen Aufschrei veranlassen konnte. Und Niemand weniger als unser hochherziger König will, daß dem, der aus richtig sein religiöses Interesse gefährdet glaubt, der Mund verschlossen bleibe. Nur daß es allein in solcher Form sich Luft machen zu können glaubte, ist das allgemein Betrübende. So viel man weiß, ist es nicht der höchste Wille, daß nach dem Verfasser Nachforschungen angestellt werden. Auch dürfte er, nach der vorherrschenden Meinung, in Regionen anzutreffen seyn, wo die, strafende Gerechtigkeit nicht gern hingreift, und was etwa schlimm ist, dadurch schlimmer werden. Von Herrn Hassenpflug selbst weiß man zur Zeit hier noch wenig. Mehrere aber sind der Meinung, daß die nationale Angst im Objekt blind und zu rasch geurtheilt habe. Er sey ein Mann von Charakter und entschieden rechtlicher Gesinnung, der der streng religiösen Richtung huldige, dagegen, nichts weniger als zum „Knechtlingsstroß" gehörig, von sich selbst sagen könne; ich bin besser als mein Ruf. Die entschiedene Charakterstärke, mit welcher er den hessischen Dienst verließ und in Luxemburg für die pecuniären Interessen der Provinz auftrat, werden auch von liberalen Ehrenmännern gerühmt. Ja viele wünschten, daß ein solcher unschmiegsamer, durchaus gerader Charakter in der Nähe des Throns immer stände, einer, der nicht vor Pensionirung und Absetzung zittert, und auf die Gefahr, seinen Gehalt zu verlieren, das für wahr Erkannte rücksichtslos ausspricht. Von der religiösen Ansicht des Herrn Hassenpflug haben wir viele, von dieser andern Eigenschaft des viel besprochenen Mannes behauptet man nicht, daß sie in Fülle anzutreffen sey. Es ist allein die einstweilige Anstellung als Richter in Preußens höchstem Gerichte, welche keine Vertheidiger findet. Mit dieser Berufung will man die des Professors Stahl aus Erlangen in Verbindung bringen. Die Vorfälle bei seinen ersten Vorlesungen sind bekannt. Daß Stahl an Gans Stelle berufen, auf eine Opposition stoßen mußte, liegt in der Natur der Dinge. Die Jugend müßte nicht Jugend seyn, wenn sie sich nicht verletzt fühlte, wo sie die Grundsätze und die Autorität ihrer Lehrer, denen sie bis da allein zu huldigen gelehrt wurde, plötzlich angegriffen sieht. Es ist ein Kampf auf der offenen Arena der Wissenschaftlichkeit, der nicht in einem Kollegium, nicht in einem Semester, nicht in einem Triennium entschieden wird. Ob Stahl gegen die Hegelsche Influenz dereinst für Berlin siegen wird, ist eine Frage an die Zukunft, die uns fürs erste nicht näher berührt. Daß es ihm aber nicht gelingen wird, den altpreußischen Staatsglauben oder Liberalismus, wie man will, mit dem Hallerschen historischen Glauben todt zu machen, das können wir ihm voraussagen. Preußen hat einmal seine separate geschichtliche Entwickelung, mit der Geschichte seines Königsthums auf's innigste verschlungen; die läßt sich nicht wegleugnen, nicht vertilgen, auch nicht auf die Dauer zurückschrauben durch feudalistisch-historische Theorien. Es ward oft versucht, es geht aber nicht. Das soll indeß nicht hindern, daß Stahl dennoch eine ehrenwerthe Stellung an unserer Universität behauptet; und es ist gut, wenn auch die wissenschaftliche Richtung, welcher er huldigt, kräftig vertreten ist. Es kann fördern, und ist nicht gefährlich.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 30. Januar 1841.

Thought, busy thought, too busy for my peace,
In quest of wretchedness! —

Young.

Verſe von Juſtinus Kerner.

Unmöglicher Fund.

Steig in der Erde Nacht!
Wohl manchen edlen Stein
Findſt du im ſtillen Schacht,
Der unverſehrt und rein.

Tauch' in des Meeres Grund,
Such' am einſamen Riff!
Manch Perle rein und rund
Haſcht ein geſchickter Griff.

Geh' hin, wo ſich ohn' Ruh
Der Menſchenmarkt bewegt —
Nicht ein Herz findeſt du,
Das keine Narbe trägt.

Des Bruders Tod.

Soll ich dein Sterben nicht beweinen?
Mein krankes Herz der Kummer bricht —
Ich ſterbe, und mit dir vereinen
Wird mich der Tod, der frühe, nicht.

Du wurdeſt reif hier, ganz vollendet,
Du biſt ein Sel'ger aufgeſchwebt,
Indeß, wenn jetzt mein Leben endet,
Mein Geiſt noch an dem Staube klebt!

Du gingſt zur Heimath lichter Geiſter,
Los aller irdiſchen Natur;
Du wurdeſt hier im Glauben Meiſter,
Ich aber blieb ein Jünger nur.

Ich hebe flehend meine Hände
Zu dir, o Bruderherz! nun hin,
Bitt' Gott, daß er verſchieb' mein Ende,
Bis daß wie du gereift ich bin;

Bis daß auch mir der Tod wird Wonne,
Und ich auffltieg', ein ſel'ger Strahl,
Du Bruderherz! in deine Sonne,
Mit dir zu leben noch einmal.

Lezter Troſt.

Wenn im Sarg der lezte Freund,
Wenn das lezte Herz nicht mehr,
Das mit dir es gut gemeint:
Klage nicht, o Herz! ſo ſehr.

Digitized by Google

Denn wenn so die Welt dir todt,
Einsam ganz dein Pilgerlauf,
Baut sich dir im Morgenroth
Eine neue Heimath auf.

Sehnsucht nur ist dann dein Schmerz
Nach der neuen Heimath Licht,
Bis auch dir, verlassnes Herz!
Deine Haft der Tod zerbricht.

Das braune Büblein.

Mich freute herzlich, herzlich traun,
So oft ich es gesehen,
Stets springen, niemals gehen,
Ein Büblein ganz kastanienbraun.

Es war so frisch, so munter, ach!
Kam wo ein Pferd gesprungen,
Sah man den braunen Jungen
Ihm rennen wie ein Windspiel nach.

Wo ist dein Büblein, Mutter? — weh!
Du führst mich in die Kammer,
Da liegt, o herber Jammer!
Dein braunes Büblein weiß wie Schnee.

Der Wind weht durch sein Sarggewand,
Die Fenster stehen offen,
Die Uhr ist abgeloffen,
Thautropfen rinnen ab die Wand.

Prognostikon.

Bin ich eine Leiche kalt,
Werden sie wohl um mich klagen
Bis zum Grabe, und dann bald
Nach dem lauten Markte fragen.

Diese Lieder sind zu klein,
Sind zu schwach, zu leben lange;
Wüster Streit bricht bald herein,
Bringet Tod auch dem Gesange.

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch die Kunst des Arztes flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Meinen Hügel deckt kein Stein,
Früh ihn ebnen Sturm und Regen,
Ausgräbt bald man mein Gebein,
Einen Bessern drein zu legen.

Doch mit einem Herzen bleib'
Ich in ewigem Vereine.
Liest dies Herz, was ich hier schreib',
Fühlt es wohl, welch Herz ich meine.

Die Pariser Börse.

(Schluß.)

Ueberhaupt erscheint das neunzehnte Jahrhundert oft gar lächerlich mit seinen Ansprüchen auf hohe Bildung. Gesezt, in einigen tausend Jahren erzählte ein gelehrter Geschichtsforscher seinen Zeitgenossen Folgendes: „Im Jahr 1840 war in Paris, welches damals nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern, nach der Meinung der Franzosen, die der ganzen gebildeten europäischen Welt war, eine so arge Sitten- und Ordnungslosigkeit eingerissen, daß die Gesetze allgemein verachtet wurden. Die Gesetzbücher jener Zeit verdieten ausdrücklich das sogenannte Börsenspiei und bedrohen jedes Individuum, welches sich damit befaßt, mit kürzerer oder längerer Gefängnißstrafe. Die Wuth jenes Spiels war aber damals so gewaltig, daß die Staatsbehörde nicht bloß die Spieler duldete und unbestraft ließ, sondern auch noch eigends Leute ernannte, welche die Mittelspersonen beim Spiele machten. Diese Leute hatten einen allgemein anerkannten öffentiichen Charakter und waren überall gut aufgenommen. Einige davon eehielten Ehrenkreuze, andere waren Kapitäns in der Nationalgarde; sie machten in ganz Paris Aufsehen durch ihren Luxus, unterhielten die schönsten Tänzerinnen und verheiratheten ihre Töchter an die höchsten Staatsbeamten." — Was würden die Zuhörer bei diesen Worten sagen? Aller Wahrscheinlichkeit nach würden sie die Barbarei von Anno 1840 bedauern. Und hätten sie nicht Recht? Das Börsenspiel bringt mehr Unheil über zahllose Familien, als Ehebruch und Luxus, und viele Diebe verdienen weniger den Galgen, als mancher Börsenspieler.

Das riesenhafte Spiei, das mit Staatspapieren getrieben wird, ist eine der außerordentiichsten, in ihren Folgen unberechenbaren Erscheinungen unserer Zeit; aber die Menschen gehen arglos daran vorüber, als wäre weder bei der Veranlassung, noch bei der Wirkung etwas Bedenkliches zu bemerken. Erwägt man aber, daß dieses Spiel nicht möglich wäre, wenn nicht durch die fortgesezten Anlehen die Nationalschulden vermehrt und dadurch der Mit- und Nachwelt immer größere Lasten aufgebürdet würden, so daß alle Hoffnung auf Verminderung der ohnehin schon drückenden Auflagen schwindet; erwägt man, daß die Spekulationen mit Papieren den Handel im Großen nicht befördern, sondern ihn vielmehr auf Abwege führen, wobei nur einige Kapitalisten sich auf Kosten der großen Mehrzahi bereichern; ewägt man ferner, daß dieses Spiei eine Foige der fehlerhaften Finanzsysteme ist, die den Staatshaushalt nicht nach den Kräften der Staaten, sondern nach den Bedürfnissen der Routine einrichten, und daß die Verlegenheiten

dee Regierungen immee größer werden müssen, je mehr duech die Häufung der Staatsschulden die Auflagen selbst vervielfältigt werden; eewägt man endlich, daß das Spiel in öffentlichen Fonds mehr als jedes andeee Hazardspiel mit Allem im Widerspeuch steht, was als Ordnung, Ehrlichkeit, Tren und Glauben geachtet und hochgehalten werden soll; erwägt man dieses, sage ich, so geeäth man in einen Cirkel von Verderben dringenden Ursachen, dee sich täglich eeweitert und wie in einen Abgrund den Wohlstand und die Sittlichkeit Allee zu begraben droht.

Das Schlimmste ist, daß bei dem Börsenspiel Jedeemann eine Binde vor den Augen und Niemand die Karten in der Hand hat, wenn nicht, wie die Sage geht, die Minister bisweilen eine Partie mitmachen. Die Handelswelt leuguet, die Jouenalistik versichert dies, und die unter dem Vorwande von neblichtee Witterung zu spät bekannt gemachten teiegraphischen Depeschen haben, besonders den kleinen doshaften Tagediättern, zu allerlei pikanten Anekdoten über einzelne Miuister, namentlich über Thiers, Veranlassung gegeben, die ich zu wiederholen keinen Raum und auch keine Lust habe, selbst wenn ich der Ansicht des Herrn Thiers wäre, welcher 1830 von den Mitgliedern des Ministeriums Polignac schried: „Die Menschen spiegeln sich stets in den Reden ab, welche sie veranlassen," und in seiner Geschichte der französischeu Revolution von Mieadeau teeffend sagt: der Cpuismus seiner Reden entschuldige jede Vermuthung; er fügt hinzu: und jede Veeläumdung. Die Stellung eines Ministers des Innern, der über Teiegraphen und Stafetten beliebig zu veefügen hat, ist allerdings sehe vortheilhaft und veeführerisch füe Böesenopeeationen; allein selbst auf die Gefahe hin, für einen Schwärmer oder Pinsei gehalten zu werden, gestehe ich aufrichtig, daß ich nicht so schlimm von den Menschen übeehaupt, und von den feanzösischeu Ministern insdesondeee denke, um ihnen so ganz ichlechte Handlungen zuzutrauen; und in Eemangelung jedes genügenden, thatsächlichen Beweises, erscheinen die Aussagen und Beschuldigungen böser Journalistenzungen, daß wichtige, mit dem Telegraphen eingelaufene Nachrichten zu großen Börsenopeeationen von den Ministern denüzt worden, als ungegründet, als pure Voraussetzungen, wo nicht gar böswillige Verläumdungen.

Eine der frechsten Börsenlügen, die ich hier mit erlebt, wae die Bekanntmachung eines Manifests des Schachs von Peesien, welches eine Kriegserklärung gegen Rußland enthielt und in meheeren Journalen erschien, geeade in einem Moment, wo die Haltung des russischen Hofes in Frankeeich Besorgniß erregte. Dee gehoffte Angriff Persiens auf Rußland verminderte diese Besorgniß und verursachte ein ansehnliches Steigen dee Papiere; die Rente schlug um drei Feanken auf; fünfzehn Bankerotte und zwei Seldstmoede waeen die Foige davon. Dee Cefindee des Manifests, ein armer Schincker, gewann dabei 10,000 Franken Rente und wurde seitdem einer der vornehmsten „Börseniuchse." Eher aus solchen und ähnlichen Finessen, als aus veetrauten Mittheiiungen und Winken der Minister ist es zu erklären, wenn manche Leute in Paris so wunderbae schnell reich geworden sind.

Eines dee bedeutendsten Privatvermögen in Frankreich veedankt seinen Ursprung einem Böesenstreich, einem einzigen, allerdings nach fürstlichem Maaßstabe, wie aus Folgeudem erhellen mag. Es ist von einem französischen Diplomaten die Rede, der am österreichischen Hofe Gesandtee war. Es befand sich damals — die Geschichte ist schon alt — auf hiesigem Platze ein eiendes beigisches Anlehen, dessen rückständige Zinsen nicht mehr gezahlt wurden, und dessen Pfandscheine die Inhader bei dem lange anhaltenden niedrigen Stande derselben um jeden Preis zu verstldern wünschten. Der Gesandte beauftragt seine Geschäftsleute in Paris, vorsichtig aufzukaufen. Wie befohlen, so geschieht: die Pfandscheine weeden zu den schlechtesten Preisen abgelassen. Einmal im Besitz dieses eienden Zettelgeldes, bewirkt der Diplomat bei seinee Regierung — es war zur Kaiseezeit — daß man in dem gerade damals in Unterhandlung stehenden Vertrage mit Oestreich ausdrücklich die Garantie des beigischen Anlehens veelangt. Napoieon, der von Böesenschlichen nichts ahnte, fand die Bedingung gerecht und billig. Kaisee Feanz unterzeichnet und der Fürst.... beinahe hätte ich den Namen, hergeschrieben, ist Inhader von einigen und deren Werth die er um einen Spottpreis Monat um das Zehnfache gestiegen weniger als nichts desto wenigee hat dee Fürst beständig für einen ehrlichen Mann gegolten.

Beteachten wir nach dem Mäkleeinstitut die Individuen, aus denen es besteht, so stellt sich die Sache ganz anders. Der Böesenmäkler ist seinee Peeson nach ein braver, ehrlicher Mann, dee sich gar nicht träumen läßt, daß er Böses thut. Er befindet sich ungefähr in deeselben Lage, wie der cheistliche Priester des neunten Jahrhunderts, der um einen Goldthaiee einen Mord erließ und Gott wohlgefällig zu handeln glaubte. Die gleichzeitigen Sitten beherrschen den Mäklee des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie den Geistlichen des neunten beherrschten. Er ist dem Staate nützlich, insofeen ee ihm Geld auftreibt, und wird gar nicht gewahe, daß er dei ihm die Stelle des Wucherers vertritt, der junge Leute aus gutem Hause ruinirt, indem er ihnen Schulden machen und ihr einstiges Vermögen im voraus verzeheen hilft. Im Durchschnitt ist dee Pariser Makiee

Digitized by Google

ein Mann comme il faut. Er macht ein glänzendes Haus, hat eine graziöse Frau, sucht in den Bouffes und in der großen Oper den Faubourg Saint-Germain auszustechen, ist ein vollendeter Meister im Tilburyfahren, ein großer Pferdekenner, dagegen ein schwacher Kunstdilettant; er malt nicht, liest sehr wenig und bläst bisweilen Flöte.

Zum Börsenspieler von Profession gehören mannigfache Gaben und Talente: man muß Klugheit, Keckheit, Thätigkeit, Geduld, Welt- und Menschenkenntniß besitzen, vom Stand der Dinge unterrichtet seyn, die öffentliche Meinung kennen und keine eigene haben, und bis auf einen Centime die Wirkung eines Gesetzvorschlags, einer Rede in der Kammer, eines diplomatischen Protokolls, einer Ministeräußerung und einer königlichen Ordonnanz berechnen können; man muß Alles wissen, was in Europa passirt, was bei Tortoni gesprochen und geflüstert wird, über keinen Verlust in Verwunderung oder Verzweiflung, über keinen Gewinn in Wonne und Entzücken gerathen. Man darf nur einen Fehler, nur eine Schwäche haben, die aber den Menschen unendlich stark macht gegen seinen schwachen Mitmenschen, nämlich der vollkommenste Egoist zu seyn. Kurz, zu einem vollendeten Börsenspieler gehören alle Fähigkeiten und Potenzen eines großen Mannes. — Alles das braucht der Börsenmäkler nicht; und daher erkläre ich mir auch den Umstand, daß man unter diesen fast lauter Köpfe mit dem Ausdruck philliströser Befriedigung und Gehäbigkeit bemerkt. Welche kaufmännische Gelassenheit in der Empfangnahme von Aufträgen! Welche unerschütterliche Gleichförmigkeit in diesen Maschinen! Und das Alles neben dem Ruin so vieler Hunderte, Reicher und Armer! Der Himmel bewahr' und barbarisirend vor dem Einbruch eines so riesenhaften Spielwuth, die, vieltausendmäl, einer so abscheulichen wuth, viele Tausende auf einmal ergreift — ärger als die Erinnys macht! Das ist mein Gebet für dich, geliebtes deutsches Vaterland!

E. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Wir wollen ihn nicht haben, und Sie sollen ihn nicht haben. Todesfälle.

Einige lustige Geschichten knüpfen sich an das Hassenpflugsche Lied. Es gibt in Schottland Balladen, die irgend eine gräuenvolle oder großartige That eines Clanhäuptlings erzählten. Je nachdem der Minstrel dieselben in einer Gesellschaft sang, wo die Buttlers vorherrschten, oder die Gordons, änderte er die Namen der handelnden Personen. So wurden die Unthaten bei den Buttlers auf Rechnung der Gordons, und bei diesen umgekehrt auf Rechnung jener geschrieben. Gerade so variiren auch in unserm Liede die Namen. Man erzählt, daß dieser und jener seine Abschrift einem andern lächelnd vorgelesen, denn die Namen verührten ihn nicht. Dafür zieht aber der andere ein Exemplar aus der Tasche und zeigt ihm, daß sein eigener Name darin prangt. Nur wo die Namen zugleich Reime sind, muß diese Variation unterbleiben. Das beste ist, daß auch die Getroffenen gute Mienen zum Spiele gemacht haben. So dürfte die ganze Sache ohne böses Blut, und vielleicht mit einigem heilsamen Ansatz ablaufen. — Vielleicht ist das zu bedauern, daß Nietas Beckers Rheinlied dadurch persiflirt erscheint: denn das „Sie sollen ihn nicht haben," ist in ein „Wir wollen ihn nicht haben" umgesetzt. Welch traurige Schicksale hat aber jenes Lied schon erlebt! Es kam zu seiner Zeit, und Ehre seinem Verfasser und Ehre der deutschen Nation, die es so willig aufgriff. Aber es ist schon wieder über die Zeit hinaus, jedenfalls unpassend, es lärmend in den Tavernen und auf den Theatern zu singen. Jene Parodie:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein;
Doch toll'n wir nicht wie Knaben
Uns heiser darum schrein,

ist treffend. Das Gefühl ist erweckt, die deutsche Nation hat sich laut dafür bekannt; wir könnten nun still seyn, und froh, daß es so ist, das stolze Bewußtseyn bei uns behalten; das ist deutsch. Für Berlin hat der Direktor des Königsstädtischen Theaters dem Liede den Gnadenstoß gegeben. Nachdem er Kunstreiter, Araber und Taschenspieler ihre Künste zeigen lassen und alle aus waren, ließ er das Rheinlied singen. Und damit nicht genug; es mußte von einem Schauspieler ein sogenannt patriotisches, abscheuliches Stück gedichtet werden. Dazu in jeder Zeitung die Ankündigung: „In diesem Stücke wird zum Schluß das Beckersche Rheinlied gesungen werden." Wären wir nicht über den Ammenglauben hinaus, so hieße das den Teufel an die Wand malen.

Der Tod hat in den lezten Tagen Berlin drei Notabilitäten geraubt. In der Blüthe seiner Jahre und einer großen, wirkungsreichen Thätigkeit starb der Dr. Behrendt, einer der beliebtesten Aerzte in den höhern Kreisen. Als Sachverständiger erkannte er selbst die plötzlich ihm nahende Gefahr und verordnete als Arzt, Mensch, Gatte und Vater mit einer seltenen Fassung alles, was ihm auf dieser Erde zu besorgen übrig blieb. Er ist, so viel uns bekannt, nicht als Schriftsteller aufgetreten; doch ist in unserer Stadt der Ruf der nicht schreibenden Aerzte in der Regel ausgebreitet und selbst länger dauernd. — Fast zu gleicher Zeit vollendete der verähmte Historiker Wilken. Sein Ruf ist begründet. Er hatte als Forscher, Geschichtschreiber und Lehrer das Seine gethan. Schon oft von lebensgefährlichen Krankheiten ergriffen, wankte er längst seiner Auflösung entgegen. — Der herbste Verlust ist der Stägemanns. Obwohl auch von ihm zu sagen ist, er hatte seine Zeit erfüllt, so war er doch noch bis vor Kurzem ein Mann in seiner vollen geistigen Kraft; nicht allein als Staatsmann, auch als Gesellschafter, als Dichter. In ihm ging einer der Repräsentanten des altpreußischen Liberalismus zu Grabe. Das könnte bedeutungsvoll seyn in dieser Epoche. Sein Leichenbegängniß war auch bedeutungsvoll, eines der feierlichsten in lezter Zeit. Unter den vielen Repräsentanten der verschiedensten Stände und Richtungen stellten sich auch die Freiwilligen des Jahres 1813 ein, als lezte Huldigung dem Dichter, welcher einer der kräftigsten und begeistertsten seine Stimme zum Befreiungskriege ertönen ließ.

(Schluß folgt.)

Beilage: Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und aetistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt fernere eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

An die Franzosen. Von L. Seeger. 53.
Der rothe Schmied. Von L. Seeger. 57.
Das Myrthenkranz. Von K. Schramm. 42. 43.
Phantasien. Von Carlopago. 43.

Homonyme.

Rosenstock. 50.

Räthsel.

Amor. 56. — Das Weltall. 44.

Erzählungen.

Londoner Scenen. — Die Geige. 27—29.
Zum stillen Vergnügen. 38—41.

Reisen.

Toskanische Skizze. Von H. Stieglitz. 54—59.
Landreise von Rutschuk nach Constantinopel. 46—50.

Naturwissenschaftliches.

Neues über die Natur der Sonnenflecken. Von Dr. Nürnberger. 49. 50.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus dem bayrischen Hochlande. 27—30.
Ein deutscher Improvisator. 50. 51.
Aus Griechenland. 51. 52.
Briefe zweier Römerinnen. Von A. v. Sternberg. 52—56.
Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts. 40—48.
Die Speisenfabrik zu Leith bei Edinburg. 44. 45.

Korrespondenz.

Stuttgart. 27. 28. 29. — 38. 39. 40. 41. 42. — Berlin. 27. — 46. 47. 48. 49. — Zürich. 30. — Paris. 51. 52. 53. — 44. 45. 46. 47. — Hamburg. 54. 55. — London. 56 57. 58. — Lübeck. 42. 43. — Breslau. 50.

Literatur-Blatt.

Nro. 42.

Naturkunde. 1) Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von Prof. P. Scheitlin. (Schluß.) — 2) Schild und Waffen gegen Thierquälerei von H. W. Ehrenstein. — Biographie. Chatterton. Von Hermann Püttmann. — Reisen. 1) Eine Sommerreise. Von Robert Heller. — 2) Die Spazierfahrt nach Venedig und Mailand. Von *r.

Nro. 43.

Kirchengeschichte. 1) Pascals Leben und der Geist seiner Schriften, zum Theil nach neuaufgefundenen Handschriften, mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten. Von Dr. Hermann Reuchlin. — 2) Pascals theologische und philosophische Werke. Aus dem Französischen übersetzt von K. A. Blech.

Nro. 44.

Kirchengeschichte. 3) Die Moral und Politik der Jesuiten, nach den Schriften der vorzüglichsten theologischen Autoren dieses Ordens. Von J. Ellendorf. — Altdeutsche Literatur. 1) Gudrun, aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Adelbert Keller. — 2) Erec, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von M. Haupt. — Reisen im Orient. 4) Reisen und Forschungen in Griechenland von H. N. Ulrichs. — Roman. Böhmen von 1414 bis 1424. Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen von E. Herloßsohn.

Digitized by Google

Nro. 15.

Reisen im Orient. 5) Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland, Egypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich. Vom Verfasser der Cartons.

Nro. 16.

Reisen im Orient. 5) Morgenland und Abendland ꝛc. (Fortsetzung.) — Roman. Adolf Findling, oder drei Jahre unter Königin Christinas Regierung. Historische Novelle vom Grafen P. Sparre. Aus dem Schwedischen von C. Eichel.

Nro. 17.

Reisen im Orient. 5) Morgenland und Abendland ꝛc. (Schluß.) — 6) Der Orient in seinem gegenwärtigen Zustande, mit Rückblick auf die Vergangenheit, dargestellt in einer Reise über Constantinopel, Kleinasien, Syrien und Palästina.

Nro. 18.

Kirchengeschichte. Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer, Professor und Bibliothekar in Stuttgart. Erster Band. Geschichte der christlichen Kirche in den drei ersten Jahrhunderten. — Lyrische Dichtkunst. Wellenschläge. Eine Sammlung vermischter Gedichte von Georg Schirges.

Nro. 19.

Romane. 1) Pierrette von M. H. von Balzac. Aus dem Franz. — 2) Der Israelit. Roman von Balzac. Aus dem Franz. — 3) Pauline. Die Missisippier. Zwei Erzählungen von Georg Sand. Aus dem Franz. von Dr. Susemihl. — 4) Leonore von Biran. Von Frau v. Eudières. Uebersezt von Fanny Tarnow. — 5) Marie von Mancini. Von Sophie Gay. Uebersezt von Fanny Tarnow. — 6) Oskar von Rizac. Ein aristokratischer Roman vom Grafen von Vieil-Castel. Aus dem Franz. von Fanny Tarnow. — 7) Die Liebhaberjagd. Novelle von Bernard. Der verliebte Löwe. Novelle von Soulié. Aus dem Franz. von K. Ziegler. — 8) Melchior, von Camilla Bodin. Aus dem Franz. von Fanny Tarnow. — 9) Eine Pariser Familiengeschichte von S. Häule. — 10) Der natürliche Sohn. Psychologisches Nachtgemälde aus den Papieren eines Todten. Von Dr. W. M. Nebel. — 11) Der Chevalier von Saint Georges von Roges de Beauvoir. Nach dem Franz. von W. L. Weschè. — 12) Die beiden Schwestern. Scenen aus dem Familienleben von Madame Junot d'Abrantès. Aus dem Franz. von W. L. Weschè. — 13) Editha von Falsen. Von E. Legouvé. Aus dem Franz. von E. Wille. 14) Die Großmutter. Eine Familiengeschichte nach dem Franz. von Fanny Tarnow. — Sprachlehre. 1) Ausführliche deutsche Grammatik. Zugleich Beleuchtung der nach Beckerschen Grundsätzen, namentlich von Raimund Jakob Wurst für die Volksschule bearbeiteten Grammatik. Von Dr. C. J. Hauschild. — 2) Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch von Schuldirektor Dr. Heyse. — 3) Kleines Fremdwörterbuch. Von demf. — 4) Universalgemälde der französischen Sprache. Von C. T. Heyne.

Nro. 20.

Naturkunde. — Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde von D. F. Arago. Vierter Theil. Aus dem Französischen von Dr. C. F. Grieb. — Dichtkunst. Deutsche Gedichte für Schulen. Herausgegeben von C. W. Kalisch.

Nro. 21.

Naturkunde. Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde von D. F. Arago. (Schluß.) — Romane. 15) Theophrastus Paracelsus oder der Arzt. Historischer Roman. Nach dem Franz. des Fabre d'Olivet von Dr. Ed. Bider. — 16) Papst und Kaiser. Historischer Roman nach Dinocourt frei bearbeitet von G. H. F. de Castres de Tersoi. — 17) Die Kunst zu gefallen. Roman von Eugen Sue. Aus dem Franz. von K. Ziegler. — Dichtkunst. Classische Blumenlese, eine Auswahl von Hymnen ꝛc. Nach den besten Verdeutschungen, theilweise neu bearbeitet, mit Erklärungen. Herausgegeben von E. Mörike.

Nro. 22.

Reisen im Orient. 7) Kaschmir und das Reich der Sikh von C. Freih. von Hügel. — Vermischte Schriften. Musivische Bilder. Ein Nachlaß prosaischer Aufsätze von R. Roos.

Kunst-Blatt.

Nro. 9.

Beiträge zur Kenntniß der altniederländischen Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. (Fortsetzung.) — Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen.

Nro. 10.

Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. (Fortsetzung.) — Beiträge zur Kenntniß der altniederländischen Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. (Fortsetzung.) — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 11.

Beiträge zur Kenntniß der altniederländischen Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. (Fortsetzung.) — Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. (Fortsetzung.) — Bauwerke. — Decoration.

Nro. 12.

Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. (Fortsetzung.) — Beiträge zur Kenntniß der altniederländischen Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. (Fortsetzung.) — Decoration. — Bildnerei. — Numismatik. — Malerei.

Nro. 13.

Beiträge zur Kenntniß der altniederländischen Malerschulen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. (Schluß.) — Malerei. — Neue Kupferstiche. — Kupferwerke. — Lithographische Werke. — Illustrirte Werke. — Alterthümer.

Nro. 14.

Ueber Martin Schongauer's Oelgemälde und Handzeichnungen. (Schluß.) — Alterthümer. — Technisches. — Artistischer Verkehr. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 15.

Mittheilungen vom Rhein. — Urkundliche Feststellung des Todesjahres Martin Schongauer's. — Nekrolog.

Nro. 16.

Stuttgart, im Februar 1841. — Neue Kupferstiche. Antonius Wandyck. — A. Wandyck gemalt. Gezeichnet und gestochen von Eduard Mandel. — Nachträgliches über Trier. — Persönliches. — Preisbewerbung. — Akademien und Vereine.

Digitized by Google

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 1. Februar 1841.

Art thou thus bolden'd, man, by thy distress;
Or else a rude despiser of good manners,
That in civility thou seem'st so empty?

Shakespeare.

Londoner Scenen.

Die Geige.

In einem abgelegenen Theile Londons wohnte in einem ärmlichen Hauſe ein Mann Namens Job, d. h. Hiob, ſeines Gewerbs ein kleiner Fiſchhändler, a little fishmonger, wie in London diejenigen heißen, die am früheſten Morgen auf einem der Hauptfiſchmarkte die Waare kaufen, welche ſie dann den Tag über feilbietend durch die Straßen tragen. Jobs ſteter Begleiter war ein kleiner, ausgezeichnet häßlicher Hund, Namens Tickle, oder Kitzlich, und wenn dieſer ſeinen Namen mit vollem Recht, ſo führte Job den ſeinigen mit eben ſo vollem Unrecht; er führte ihn zum Hohn und Trotz aller Regeln chriſtlicher Geduld. Das Sprüchwort: wie der Herr, ſo ſein Knecht, hätte bei Job und Tickle, und nicht in moraliſcher Beziehung allein, lauten können: wie der Herr, ſo ſein Hund. Job hinkte auf beiden Füßen, Tickle lahmte auf allen Vieren; Tickle knurrte Jedermann an, Job war gegen Jedermann unfreundlich; Tickle zankte mit allen Katzen, Job mit allen Köchinnen. Sobald daher Jobs Ruf einer der Straßen nahte, die er zu begehen pflegte, war das gleichſam ein Signal für alle Katzen, Reißaus zu nehmen, für alle Köchinnen, ein Peloton-feuer zu eröffnen; denn obwohl alle Köchinnen mit Job zankten, kauften doch alle von ihm; ſeine Fiſche waren gut, das Bret, auf welchem er ſie trug, mit einem ſchneeweißen Tuche und die Fiſche mit reingewaſchenem Graſe bedeckt. Seinem politiſchen Glauben nach gehörte Job zu den gemäßigten Radikalen. Früher war er Ultra geweſen, davon aber ſeit dem Abende zurückgekommen, wo er im Bierhauſe, das er bisweilen beſuchte und welches der Verſammlungsort der politiſchen Kannegießer ſeines Diſtrikts war, hören mußte, das Menſchengeſchlecht ſolle ein neues Recht unter dem Titel Socialismus und dadurch mehr Freiheit erhalten, als die eifrigſten Radikalen, ja ſelbſt die Stimmführer der Chartiſten ſich je träumen laſſen, nämlich das Recht jedes Ehrenmannes, nach Belieben eine andere Frau, und das Recht jeder Ehefrau, nach Belieben einen andern Mann zu nehmen. Da hatte Job einen ſpeziellen Fall ſupponirt, einen, der ihm um deßwillen nahe lag, weil er ſich bewußt war, ſeine gute, ſanfte, immer noch hübſche Marie zu Zeiten ungebührlich ſtreng behandelt zu haben; er hatte ſupponirt, Marie nähme wegen der Unverträglichkeit ſeines Charakters einen andern Mann, und was, hatte er ſich gefragt, was ſollte dann aus ihm, aus den drei kleinen Jobs und aus Tickle werden? Ohne die Frage zu beantworten, war er ſchweigend nach Hauſe gegangen, hatte mehrere Abende das Bierhaus nicht

besucht und später geäußert, es dünke ihm, man treibe die Rechte des Menschengeschlechts zu weit, und er sey fast entschlossen, in den Mäßigkeitsverein zu treten. Lezteres hatte er jedoch nicht gethan, wie er denn auch im Ganzen seiner politischen Farbe treu blieb und deßhalb jedem, der in der wohlwollenden Absicht, ihn zu ärgern, den kleinen Fischhändler fragte: was er sey, nach der Wahrheit und mit einem Tone, der den Frager regelmäßig zum Schweigen brachte, die Antwort gab: „was ich immer gewesen, Ihr Hans Hasenfuß."

Freunde im wahren Sinne dieses Wortes hatte Job nicht. Selbst die sanfte Gefährtin seiner Mühen, die gutmüthige Trägerin seiner Launen fürchtete ihn, und hörten seine Kinder ihn kommen, gingen sie ihm gewiß aus dem Wege. Ehe in einer Woche drei seiner Kinder am Scharlachfieber starben, zählte er deren sechs. Im Schnee eines Decembermorgens verließen die drei kleinen, schwarz verhüllten Särge das ärmliche Haus. Sie standen insgesammt auf einer Bahre, welche vorne der Leichenbestatter, hinten ein gefälliger Nachbar trug. Job und sein weinendes Weib folgten; Beiden folgte der Hund. Der bescheidene Zug sah sehr traurig aus, und doppelt schwarz auf dem silbernen Schnee. Aber Job vergoß keine Thräne, dankte nicht einmal den Nachbarn, die sich dem Zuge angeschlossen, und regte sich etwas in seiner Brust, so zerdrückte er es mit eiserner Gewalt. Im ganzen Kirchspiele galt Job für den härtesten, strengsten, unbeugsamsten Menschen, aber auch für den ehrlichsten und wahrhaftigsten. Sein Wort wurde nie bezweifelt, seine Ehrlichkeit nie in Frage gezogen, er war einer von denen, für welche es lediglich keine Rücksichten gibt. Vor Niemand rückte er seine Seehundsmütze, und nur ein einziges Mal war er gegangen, eine Merkwürdigkeit zu sehen, einen auf dem Hungerfordmarkte wegen seiner ungeheuern Größe zur Schau gestellten Stör. Auch das konnte er sich lange nicht verzeihen. „Ich bin ein Narr gewesen," sagte er; „denn am Ende war es doch weiter nichts als ein großer Fisch." Er lachte nie und klagte nie. Bloß von Eitelkeit war er nicht ganz frei. Sein „fine haddock and live sole" rief er mit eigenthümlichen, angenehmen Moduiationen, und wenn er „lobsters" rief, wußte er auf die erste Sylbe: lob-bb, einen eigenthümlichen Nachdruck zu legen, und die zweite: sters, mit einem zu sta-hi-hi-ers ausgedehnten Triller folgen zu lassen, daß der Gesammtruf wirklich melodisch klang. Da äußerte eines Tags eine Köchin gegen ihn: „Meine Frau sagt, wenn Ihr lobsters ruft, klinge es recht hübsch." — „Sagt sie das?" erwiderte Job; „nun, 's kommt nichts darauf an; ich rufe wie ich rufe; um ihretwillen kann ich mir keine andere Stimme anschaffen." — So oft jedoch Job in die Nähe dieses Hauses kam, rief er lobsters mit allem ihm möglichen Wohlklang, und schaute nach den Fenstern hinauf, als wolle er sagen: „He, Madame, war's so recht?"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem bayrischen Hochlande.

(Fortsetzung.)

Da stehen mit einem Male die schmucksten Häuser um einen her, unten von Stein, weiß, blendend weiß, ohne Flecken und Makel, grüne Fensterstöcke, blankspiegelnde Scheiben, das große Giebelfeld von Holz, aber nicht etwa mit Brettern verschlagen, wie im Flachland, sondern getäfelt mit Cassetirungen und Ornamenten, und oben auf der Spitze ein reiches Acroterium, Drachenköpfe oder Löwenhäupter, und ein Kreuz dazwischen. Vor den Häusern sind gedielte Trottoirs, und auf diesen stehen Sommerbänke, und über Trottoir und Sommerbank glänzen in spiegelnden Reihen die zum Trocknen ausgestellten Milchschüsseln. Leute lassen sich zwar wenige sehen, sie sind auf dem Felde oder auf den Almen; sonst ist's aber nicht ohne Leben in diesen Gassen, man hört die Brunnen sprudeln, Hühner gackern, Enten schnattern, Hunde bellen. Hinter den Häusern werfen Obstbäume ihre Schatten auf den grünen Anger, freundlichen Anblicks, aber geringen Ertrags, denn die Früchte werden selten reif, und über dem Dörfchen ragt der Felsenschopf empor, der schon lange entgegen winkte, mit hohen Tannen überwachsen, grau und grün, recht malerisch gesprenkelt, dabei steil aufsteigend und wehrhaft, so daß es einem Leid thut, daß keine Ruine heruntergnckt.

Eine halbe Stunde weiter hin im Thale läuft die Straße gerade in die Amper hinein. Ich gewahrte nirgends einen Steg, vielmehr ein weit ausgebreitetes Kiesfeld, in welchem der Strom in mehreren Armen daherrauschte. Zu überspringen waren diese Bäche nicht, also mußten sie durchwatet werden, in der nämlichen Art, wie es der Priester vorhatte, dem einst noch zur rechten Zeit Rudolph von Habsburg begegnete. Das geschah auch, gestaltete sich aber sehr peinlich; denn die Kieseln waren so klein, so spitzig scharf zugeschliffen, daß es eine Empfindung abgab, wie sie einer haben muß, der auf Hecheln tanzt. Unter mächtigem Groll auf das Hochwasser, das den Steg weggerissen, war ich Schritt für Schritt sondirend in der Mitte des Bettes angelangt und sah nun plötzlich einen Büchsenschuß aufwärts weißlich blinkende Balken gelegt von einem Ufer zum andern. Die kamen mir in meinem Schmerz recht widerlich, ja dämonisch grinsend vor, wie denn überhaupt

Digitized by Google

der ganze Flußübergang meiner jugendlichen Luſt an Beſchwerlichkeiten bedeutenden Eintrag that; mußten's denn gerade ſolche ſeyn! — Weiter oben gab's wieder ſo eine kleine Reiſefreude. Da hatte der Strom das breite, ſonnige Kiesbett ganz verlaſſen und rauſchte in einem ſchmälern, tiefen Rinnſaal durch den ſchattigen Wald. Wieder kein Steg, dafür aber war eine lange Fichte hinübergeſchlagen; der glatte Stamm diente als Brücke, die Zweige als Geländer; da kam ich auch glücklich hinüber.

Nun gings über ſanftgeſchwungene Alpenwelden unbeſchwerlich fort, bis zu einer Schwaige, welche ein Filial eines königlichen Fohlenhofs iſt, der draußen in der Ebene an der Loiſach liegt. Ein halb Dutzend Knechte, lauter Soldaten, ſind da zur Arbeit, und eine alte Schaffnerin, die auch Bier ſchenkt. Von hier ſollte ich einen Führer mitnehmen, aber von den Dienſtleuten konnte keiner abkommen, und ſo war's ein glücklicher Zufall, daß ein junger Senne in die kühle Hausflur trat, der von der Scheinbergalme heruntergekommen war, um in einem großen Sack für eine Woche Brod und Salz zu holen. Das war ein ſtattlicher Burſche mit großen blauen Augen, noch ganz in der alten, unverfälſchten Alpentracht, die jetzt leider mehr und mehr eingeht. Der ſpitze Hut, das Hemd mit den danſchigen Aermeln, die graue Joppe über die Achſel geworfen, die Hoſen bis an die Knie, weit und nicht gebunden, die wunderlichen Beinhöslein, dicke, faconnirte Wollſtrümpfe, die nur die Waden decken und am Knöchel aufhören, endlich die ungeheuern Pantoffeln mit zolldicken hölzernen Sohlen, welche wieder zur Schonung mit ſchweren eiſernen Nageln beſchlagen ſind, der Alpenſtock, das treuherzige rothbackige Geſicht mit den lockigen Haaren — das Alles gab ein Bild von einem Alpenhirten, wie man ſie bald nur noch auf Bildern ſehen wird.

Wir gingen mit einander fort auf einem ſchmalen Fußweg, der ſich bald in den Wald verlor. Das fand ich nun ſchon wieder recht ſchön, ſo mit dem Sennen dahinzuſteigen auf dem ſchwarzen Waldpfad, bald an der warmen Sonne, bald wieder im kühlen Tannendickicht, prächtige Alpenvegetation zu beiden Seiten, gezackte Farrenkräuter, und die Blätter der Tuſſilago oder Hufblätſchen, wie der Hirt ſie nannte, in ihrer tropiſchen Größe, dunkle Wälder, ſo weit man ſchauen konnte, und über den Wäldern ragende Hörner, flimmernd im Sonnenglanz; dabei das Rauſchen des Bergſtroms und das kurzweilige Geſpräch des Sennen. Der meinte auch ſchon ſchönere Tage erlebt zu haben, als jetzt auf der einſamen Sennhütte am Scheinberg. Er war auf den Bergen von Lenggries erwachſen, und das hielt er hoch über alles im Gebirge. Dort ſind die Almen ſo gut und die Mädchen ſo ſchön, ſagte er, viel ſauberer als hier herum, und in dieſem Stücke hatte er Recht, denn die Amperthalerinnen ſind kein ſchöner Schlag. Da hört man den ganzen Tag jauchzen und jodeln bis in die Nacht hinein, und kann alle Abend in Heimgarten gehen. Da oben auf dem Scheinberg kommt kein Menſch zu uns, und wir auch zu Niemand; das iſt traurig.

Nach einer guten Stunde kamen wir an die Stelle, wo der Pfad auf den Scheinberg abgeht. Ehe wir uns nun trennten, nahm mich der Senne bei der Hand, führte mich aus dem Dickicht und auf einen einzeln ſtehenden Felsblock, den wir mit einander beſtiegen. Nun beſchrieb und deutete er mir den Weg in der Wildniß aufwärts, nach allen ſeinen Eigenſchaften und Kennzeichen, von Strecke zu Strecke nach Gries, Label, Gſchwanki, Eng', Klamm, Lehn und Gſchröpf, Ausdrücke, mit deren Verdeutſchung ich den Leſer nicht behelligen will, bis zu einem Ahorn, der „einſchicht" auf grünem Boden an der Amper ſteht. Dort ſollte ich wieder über den Bach ſetzen, drüben zu ſteigen anfangen, und in einer halben Stunde würde ich zu einer Almenhütte kommen und zu Menſchen. Während er ſo ſprach, ſchaute er mit den blauen Augen ungemein ernſt in die meinigen, und ſo oft er wieder eines von den ſeltſam klingenden Wahrzeichen zu nennen hatte, hob er den Zeigefinger mahnend in die Höhe, als wenn er ſagen wollte: „Vergiß das nicht!" Dann drückte er mir die Hand, ſagte: „B'hüt Gott!" und ging raſch den Wald hinauf.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Thätigkeit und Fortſchritte der Künſte.

Man möchte wünſchen, daß über jede Kunſtart ein tüchtiger, unparteiiſcher, billig denkender Fachmann die Verhältniſſe der Vergangenheit, die bedingenden Umſtände der Gegenwart berückſichtigend, ſich einſichtig und wohlmeinend ausſpräche. Ein ſolcher iſt der Zeit inſofern immer manchen Schritt voraus, als er dasjenige weiß und andeuten kann, was Andere erſt nach bezahltem Lehrgeld begreifen. Da aber dies allem nach nicht zu erwarten iſt, weil die Künſtler ſchaffen, nicht ſchreiben, ſo will, als Erſatzmann, ein dilettantiſcher Kunſtfreund das beſcheidene Wort nehmen und, einen Rückblick auf das abgelaufene Jahr werfend, über das in der Reſidenz in den verſchiedenen Kunſtzweigen Geſchehene, über Vollbrachtes und Begonnenes einen kurzen Bericht erſtatten. — „Wer an den Weg baut, hat viele Richter," ſagt das Sprüchwort, und allerdings erlaubt ſich Jeder, der nur überhaupt nach Gebäuden, Bauſtyl, Baugeſchmack fragt, ſein Urtheil über Neubauten loszulaſſen, Beifall und Mißfallen auszudrücken, meiſt auch ſein Befremden über Ungewohntes, deſſen um ſo mehr iſt, je

Digitized by Google

weniger der Sprecher gesehen, im Tone des Tadels laut werden zu lassen. — Zwei Momente kämpfen bei den Bauten, namentlich in Ländern mit langen Wintern und Nächten, fast immer mit einander; einerseits die Nothdurft, der Nutzen, der innere Bedarf, die Wohnlichkeit, und andernseits die äußere Form, der Styl, der Geschmack. Der Baumeister soll zuweilen die Aufgabe eines Unmöglichen lösen, nämlich Widerstrebendes zu verbinden. So fordert z. B. der Geschmack wenige, aber große Lichter; da traf es sich aber hier bei einem öffentlichen Gebäude, das übrigens noch außerdem seine Mängel haben mag, die keinem hiesigen Baumeister aufzurechnen sind, daß auf viele Arbeiter und gleichvertheiltes Licht hingebaut werden sollte, und so es nun geschehen, war man mit der Fronte keineswegs zufrieden. — Ehedem war man hierin weniger geschmackelei; aber es ist unbestritten, daß, je näher der Vollkommenheit, desto strenger die Anforderungen werden, wie wenn die Theorie gereizt und herausgefordert würde. Haben ja auch die absoluten Regimente hundertmal weniger böse Worte hören müssen, als die erträglichen oder nahehin guten Verfassungen. — Von der Städteverschönerung kann man sagen, sie sey so ansteckend als ihr Gegensatz, das zerstörende Feuer, und man möchte Schillers Wort parodiren:

„Du wohnst im schlechten Hause nicht zufrieden,
Wenn es dem schönern Nachbar nicht gefällt,"

Was der lebende Dichter, ein Aufräumer in Geschmackssachen, gesagt haben konnte, das hat sich auch bei seinem Standbilde bewährt. Die Schillersstatue steht auf dem besten Platze, eben weil sie steht und das Bestehende stets Recht hat. Er ist aber wohl wirklich der zweckmäßigste, auch dem Wunsche Thorwaldsens, wie er ihn auf Zeichnung und Beschreibung hin ausgesprochen, ganz gemäß, nicht zu weit noch zu enge, mit großen, öffentlichen, würdigen, verschiedenartigen, jedenfalls pittoresken, ältern Gebäuden umgeben. Diese Aufstellung zog aber manche, wenn auch nicht ökonomisch, doch ästhetisch willkommene Correktionen nach sich. Der alte Schloßplatz wurde theilweise abgetragen, dann geebnet; ebenso der Platz um die Nord- und Ostseite der Stiftskirche. Da aber deren Grundmauern hiedurch zum Theil entblößt worden, so mußten sie mit Quadern unterfangen werden, wodurch auch eine höchst unbequeme Terrasse beseitigt, der Wandel erleichtert wurde und die Ansicht des Tempels selbst wirklich gewann. Die Correktion erstreckte sich aber auch noch in anstoßende Straßen hinein, zur Freude der Alles ebnenden Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Friedrichs II. Denkmal, Theater.

Wir hatten kalte und schöne Weihnachten. Nichts störte den Markt; denn auf diesen hatten die Krisen der europäischen Börse keinen Einfluß. Nichts Neues übrigens und Außerordentliches. Die poetische Erfindungskraft will noch nicht mit der in der Technik Schritt halten. Ueberall aber Erinnerungen an den Einzug des Königs, an die Huldigungsfeierlichkeiten. Warum aber noch immer nur bleierne Soldaten, keine bunte, bleierne Gewerke? Die Zinngießer müssen am Uniformirten festhalten. Die Formen lassen sich verwerfen, aber das Neue sind auch wieder nur Formen. Gropius hatte sein ganzes zauberhaftes Lokal in einen Erinnerungstempel an die Huldigung und die vorangehenden Staatsakte umgewandelt. Wirklich, man kann nirgendswo für fünf Silbergroschen mehr sehen; und alles geschmackvoll, vieles schön. Man sah die Huldigung, das Mittagsmahl im Renaissancesaal, die erleuchteten Kuppeln der Gensd'armenthürme, die Grundsteinlegung des Denkmals Friedrichs des Großen, und wie es dereinst in der Ausführung sich präsentiren wird; imposant gewiß, aber nicht der Vorstellung entsprechend, die wir uns von einem Denkmal unseres populärsten, unseres größten Königs machen. In einem eigenen Aufsatze dieser Blätter ist schon früher die künstlerische Ansicht gerechtfertigt, nach welcher der gewählte Platz unter denen, die sich darbieten, einer der ungünstigsten ist. Gropius Ausführung bestätigt dies. Wir kommen von den Linden und sehen, wie Friedrich dem schönsten Portale seiner Hauptstadt, der Viktoria darüber, den Rücken kehrt. Wir müssen rechts und links umbiegen und einen gesicherten Platz vor den rollenden Wagen suchen, um das große Bild im rechten Lichte zu sehen. Und kaum hundert Schritte davon war der schönste, lichtvollste Raum im Vorhofe der Universität. Friedrich beschaute seine Werke, und wir Alle sahen ihn vollkommen, in der schönsten Beleuchtung und von allen Seiten, ohne Störung. Nur sein Rücken und der des Pferdes fand zwischen den Flügeln des Universitätsgebäudes Schutz. — Noch ein Bedenken, und zwar des Publikums wider den Künstler. Wir sehen den großen König und Sieger, aber nicht den alten Fritz. Oder ist der Ritter auf hohem Piedestal, auf stolzem Rosse, mit wallendem Mantel, der alte Fritz, der gedückt, fast ängstlich die Zügel haltend, auf seinem alten wohlbekannten Schimmel saß, der König des Volkes? Wohl wissen wir, was die Künstler antworten können; ihre Kunst ist nicht frei, und ein Mantel ist ihnen unumgänglich, wo sie moderne Uniformen modelliren sollen. Alles zugegeben, aber dem Volke wäre der alte Fritz lieber gewesen. Seine Uniform saß auch nicht wie die unserer Gardelieutenants. Es waren da viele Falten zu modelliren.

In andern Zeiten hätte es eine Rebellion gegeben. Die Löwe verläßt Berlin. Sie klagt in den Zeitungen, man habe ihr nicht einmal Gelegenheit gelassen, dem Publikum Abschied zu sagen. Aber die Wachen werden nirgends verstärkt, sogar nicht im Theater; man ist sehr ruhig. Die Enthusiasten sind keine Puissance mehr, und doch ist die Sache von Wichtigkeit. Man läßt die berühmte Sängerin nicht gehen, weil man mit ihr unzufrieden ist, man würde ihr auch viel bewilligen, nur keine Pension. Es ist dies ein wichtiger Schritt, vielleicht einer, der unser Theater wieder heben kann, aus einer großen, bequemen Versorgungsanstalt für's Alter ein Kunstinstitut machen. Es sollen fortan gar keine Engagements mit Pensionszusicherung mehr geschlossen werden. Die jetzt laufenden und drohenden Pensionirungen absordiren jährlich eine so große Summe, daß dafür das beste Theater von der Welt zu unterhalten wäre. Bezahlt die Künstler, so reich die Kasse und ihr Verdienst es erlaubt, damit sie in den Tagen, wo es ihnen gut geht, selbst sorgen für die bösen Tage, die da kommen. — Fräulein von Faßmann ist von einer Reise nach München als Frau von Faßmann zurückgekehrt. Die juristische Praxis könnte dagegen Einspruch thun, da Name und Stand nicht conform sind, sie wird aber hoffentlich aus Galanterie gegen eine Dame schweigen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 2. Februar 1841.

Du ſchämſt dich unſrer Art, verſpottest ſie, mein Sohn?
Thu', wie du willſt; ich weiß mein Enkel wird mich rächen.

Wieland.

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Fortſeyung.)

Herrlicher Kerl in ſeiner Hochlandseinfalt und ſeiner Almentracht! er wußte gar nicht, daß es ein „Sie“ in der Welt gibt, und ſprach nur „Du“ wie die Germanen in den Urwäldern, kannte kein anderes Eldorado als die Almen von Lenggries, und kein höheres Vergnügen, als Janchzen und Jodeln und in Heimgarten gehen. Wenn nur dieſe Geſtalten nicht auch verſchwinden mit der Zeit. Die Moden und Manieren des Flachlands reißen immer mehr ein, und den Reſt verderben die Reiſenden. Voriges Jahr ſah ich in der Jachenau einen ſchönen Greis, mit feinem, roſenrothem Geſicht und weißen Haaren, der noch die alte Tracht des Thales trug, hellgrünen kurzen Rock mit großen Seitentaſchen, überall mit gelber Seide ausgenäht, mit langen Reihen ſilberner Knöpfe, lauter hundertjährigen halben Gulden, und einen grünen runden Hut mit breiten Krempen. Der nannte mir nur noch ein paar Andere, die ſich auch ſo „gewanden,“ lauter ſteinalte Männer, während alle jüngern die Joppe und ihr Zugehör angenommen haben, die zwar auch gut kleidet, aber nun ſchon wieder von den häßlichen Pantalons und der kurzen Jacke verdrängt wird. Ja, in ein paar Jahren wird der Lezte der Jachenauer zu den Vätern eingegangen ſeyn, und in ein paar Decennien auch der Joppe nur noch in den Schnaderhüpfeln gedacht werden. Mit den Eigenthümlichkeiten der Tracht ſchwinden die der Sitten, und auch die alte volle Sprache der Bojoaren wird verklingen, und ſtatt des chriſtlichen: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ oder des weltlichen: „Zeit laſſen!“ das die Mädchen vorübergehend flüſtern, hör' ich ſchon von ferne, wie ſie knirend ſchnattern: „Hab' die Ehre, mein Compliment zu machen.“

Der Senne ging alſo raſch in den Wald hinauf. Ehe ich ihn aber aus den Augen verloren, waren mir ſchon Gries, Tadel, Gſchwankl, Eng, Klamm, Lehn, Gſchröff und ihres gleichen im Kopfe ſo in einander gefahren, daß ich die Reihenfolge nicht mehr herſtellen konnte und nicht klüger war, als zuvor. Indeß ging ich mit raſchen Schritten aufwärts, voll Vertrauen zu dem „einſchichten“ Ahorn auf dem grünen Boden an der Amper. Die kleine Breite des Thals nahm jezt der Bach mit ſeinem ſteinigen Rinnſal ein; der Weg führte an ſteilen Abhängen hin und fing an beſchwerlich zu werden. Die lezten Regen hatten hie und da den Raſen an den Halden weggeſpült und breite Striemen von loſem körnigen Sande abgeſezt, die hoch hinauf reichten. Da galt es denn, ſich mit den Fußſpitzen einzuhacken und oben die Hände in den Sand zu ſchlagen, und ſo

Digitized by Google

hinüberzuſchweben. Die Berge wurden immee höher, der Wald erhadener und finſterer, die Schlucht immer einſamer, wildee. Früher hatten noch die Ettaler Gebirge in dieſen Winkel hereingeſchaut; jezt ader waren die Höhen der Amper vorgetreten, daß kein Ausſehen mehr war. Hinten ſtand noch immer der Alpenſtock, den man am Eingang des Thales gewahrt, aber näher, mächtigee und dräuender.

So war, ich zwei Stunden gegangen und geklettert; da ſchaute ich um mich, und ſiehe da! unten an dee Amper ſtand auf grünem Boden einſam der Ahorn. Ich ließ mich hinunter zu dem freundlichen Wegweiſer, der in ſeiner Wieſenoaſe liedlich flüſternd, wie zum Gruße, ſeine Blätter ſchüttelre. Drüben lag zu den Füßen eines rieſenhaften Jochs, wie ein ungeheures Kiſſen, eine bewaidete Hochedene, auf deeen Fläche die Almenhütte ſtehen mußte, vor mir lief in mehreren Adern der Bach hinab. Bach und Höhe wurden im Sturm genommen, vden aber beſann ich mich wieder. Einen Weg ſah ich nicht, ader die rechte Richtung mußte ich haden, daſür dürgte mir der Ahorn, der noch immer von ſeinem grünen Boden ermuthigend heraufwinkte. So ging ich wieder vorwärts durch das Dickicht, oft mit dem Stocke den Pfad aushauend, dis ich nach einer Viertelſtunde auf eine gelichtete Platte kam, in deren Mitte, rings von Wald umgeden, die Almenhütte ſtand, ein kleiner Schoppen, aus undehauenen Baumſtämmen kunſtlos zuſammengelegt. Ich freute mich, endlich wieder eine Labeſtation erreicht zu haben; ader es war eine traurige Uederraſchung, als ich, alle Gedanken auf Milch, Käſe und Brod gerichtet, luſtig herankam und die Hütte verſchloſſen fand. Der Stift, der die niedere Thüre an ihren Pfoſten heftete, war zwar leicht herauszuziehen, adee das Innere dot kein Labſal. Zu deiden Seiten war eine Lagerſtätte, angefüllt mit feſteingetretenen Tannenreiſern, über welche eine dünne Lage von Moos vertheilt war. In dee Mitte ſtand ein Herd, an einem Bettfuße lehnte eine Milchſchüſſel, üder dem Herde war auf zwei Hängſtangeu klein gepaltenes Holz geſchichtet, und üder den Ruheſtellen lieſen breite Rahmen hin. Dieſe durchſuchte ich nun recht emſig und genau, und hatte ich den gewünſchten Brodlaid gefunden, ich würde mir ohne Gewiſſensbiſſe nach Appetit heruntergeſchnitten haden, ſo ader fand ich nichts als Schwamm, Stahl, Stein und Schweſelhölzer, was die Hirten entweder hier vergeſſen oder in frommer Alpenweiſe abſichtlich zurückgelaſſen, zu Troſt und Hülfe für die, ſo im Winter etwa hieher verſchlagen werden. Sonderbar war es, daß auf dem Herde unter der dünnen Aſche noch Glut glimmte; es mußten alſo noch vor Kurzem Menſchen da geweſen ſeyn.

(Fortſeyung folgt.)

Londoner Scenen.

(Fortſeyung.)

Ueberhaupt würden diejenigen ſich geirrt haben, die den kleinen Fiſchhändler für gefühllos gehalten hätten, weil er ohne Thräne drei Kinder in Ein Grab legen ſah, ſeine gute Marie oft mißhandelte, ein Brummbär in der Nachdarſchaft umherging, ſeine Grodheit zum Sprüchworte geworden, mit Jedermann zankte, der ihm Fiſche abkaufte, und den treueſten Hund, der je den Schritten ſeines Herrn gefolgt, disweilen derd abprügelte. Jods verknorpeltes Herz wae mit einer Saite dezogen, die, ſanft derührt, den weichen Ton der Aeolsharfe hatte, wenn ein Lufthauch am ſtillen Abend darüder hinzieht.

Die Entdehrungen und Leiden der untern Stände in London mögen unermeßlich ſeyn. Mir als Deutſchen ſind ſie vielleicht minder hart erſchienen; ich kenne die Leiden und Entdehrungen der Armen in Deutſchland. Dennoch hatte auch ich dort genug geſehen, um errathen zu können, weßhalb Jod nach und nach Häringe ſtatt Schellfiſche, und Sprotten ſtatt Hummer feil trug, weßhalb ſeine Wangen bleicher wurden und Tickle jeden Fleiſcherladen nicht allein ſchärfer in's Auge faßte, ſondern wirklich eines Tags einen Knochen ſtahl, wofüe er von ſeinem Herrn harte Schläge bekam. Mitreß Jod ging nicht mehr wie ſonſt auf den Markt, und wurde ſie nach der Urſache gefragt, verſicheete ſie, es kaufe ſich Abends beſſer. Als die Armuth anfing ſichtbar zu werden, fiel Jod und drach einen Arm. Seine dlaſſe Frau trug nun eine Zeit lang die Fiſche aus; ader Viele hörten ihren Ruf nicht; ihre ſchwache Stimme vermochte nicht zur nothwendigen Stärke eines Londoner Rufs anzuſchwellen. Eine mitleidige Dame erhielt Nachricht von dem Elende in Jods Hauſe. Sie ging hin, ihm eine Gabe zu bringen. Unglücklicherweiſe war Jod allein. „Kann ich Euch mit etwas helfen?“ fragte ſie. „Nein!“ antwortete Jod, und der Ton ſeines Nein verlezte die mitleidige, ader reizbare Dame. — Jod genas. Die Leute ſagten, ee ſey völlig hergeſtellt. Dennoch verringerte ſich das Dutzend Häringe zu einem Häufchen Sprotten.—„Job,“ fragte einmal eine Köchin, „könnt Ihr Eure Sprotten als friſch verbürgen?“ — „Nein,“ ſchrie Jod und ging weiter, und hinter ihm drein lief nur der Schatten von dem, was Tickle einſt geweſen war. Die Frage wurde zwei-, dreimal wiederholt. Jod war betrogen worden, ader zu ehrlich, andere zu betrügen. „Nein,“ ſchrie er als Antwort auf die lezte Frage, und warf die Sprotten in einen Graben.

Jods Hausweſen war von jehee ärmlich geweſen; jezt war es ärmee als je. Bett und Bettgeſtell, Kommode und Wanduhr, eins nach dem andern hatte er veekauft.

Digitized by Google

Da kauerten an dem Tage, wo er die Sprotten weggeworfen, seine Frau und Kinder vor dem feuerlosen Herde und sahen sich mit hungrigen Augen an als Job einteat und ohne Weiteres nach dem Nebenzimmee ging, einst die Schlafstube. Er schloß die Thür ab, öffnete einen mit Staud bedeckten Kasten, der im Winkel lag, und nahm eine alte Geige heraus. Rizzio, wenn er vor seinee Königin die Harfe spielte, kann es nicht mit innigerem Gefühle gethan haben, als mit welchem Job den staubigen Bogen über die zwei lezten Saiten seiner geliedten Geige strich. — „Psch!" flüsterte Marie ihren Kindern zu und brach in Theänen aus. — „Soll ich tanzen, Mutter?" flüsterte das älteste Kind mit blauen, zitternden Lippen; „der Vater hat nie Musik gemacht, seit die Brüderchen gestorben sind." — Nach einer Weile kam Job heraus, den Geigenkasten unter dem Arm. „Job!" rief seine Frau, „du willst doch die Geige nicht verkaufen? Wie oft hast du gesagt, Job, nur der Tod solle dich von deiner Geige trennen! Du hast sie nun sieben-und-zwanzig Jahre. Verkaufe sie nicht, Job! So oft du die Geige spieltest, warst du freundlich mit uns. Sie erweichte dein Herz, sie war unser Freund. Ich habe immer gedacht, die Zeit wird schon kommen, wo er wieder spielt." — Ohne Antwort verließ Job das Haus. Ungesäumt ging er vorwärts, und sein fester, kurzer Schritt, sein gesenkter Kopf und seine gespannten Muskeln deuteten hinlänglich an, daß er entschlossen war, auszuführen, was er sich vorgenommen, und daß dieser Vorsatz für ihn von Wichtigkeit war. Er nahm seinen Weg nach dem Bierhause, wo er zuerst von den Vortheilen des Socialismus gehört. „Wenn," dachte er, „wenn die Leute dort wünschen, daß wir Alle Alles gemeinschaftlich haben sollen, werden sie wohl auf das Ausspielen meiner armen Geige jeder einen Schilling wagen."

Job teat in die Schenkstube. Einer aus der Gesellschaft hielt eben eine Rede, während ein Anderer, auf den Grundsatz sich stützend, daß er ein gleichmäßiges Recht habe, gehört zu werden, ein Lied sang. Einige nahmen für den Redner, Andere für den Sänger Partei, und seinen Schatz noch fester an sich drückend, suchte und fand der kleine Fischhändler einen leeren Platz, wo er den Ausgang oder vielmehr einen Stillstand des Streites abwarten wollte, um dann einen Plan vorzutragen, der darauf abzielte, sein Weib und seine Kinder vom Hungertode zu retten und ihm auf immer seine geliedte Geige zu rauben. Er freute sich des Aufruhrs; ihm war, als mindere er den Aufruhr in seiner eigenen Brust. Stolz und Hoffart hatten lange an seinem Herzen gezerrt, und wie er jezt die Augen zudrückte, sich gleichsam noch einmal mit seinen Gedanken einzuschließen, erblickte er das geisterbleiche Gesicht seines Weibes und die blauen, zuckenden Lippen seiner Kinder. Das trieb ihn aus seinem finstern Sinnen zum Handeln, und eine momentane Pause benutzend, sprang er auf den Tisch und verkündete mit einer Stimme, die vor ungewohnter Rührung zu ersticken drohte, daß es sein Wunsch sey, eine Geige, „den Liedling seiner Seele," gegen einen Einsatz von einem Schilling auszuspielen. Sogleich wollten Alle die Geige sehen.

„Einen Schilling die Person für das Ding da!" rief ein Kohlenkärrner; „ich gebe nicht einen Schilling dafür, für Kasten und Alles." – „Spiele uns eins auf den zwei Saiten, Job!" spottete ein Anderer; „das muß klingen, als harfenirten die Engel im Himmel." — Job blickte den Spötter an, als könnte er ihn ermorden. — „Da war John Commins," meinte der Aufwärter, „der verkaufte lezte Woche ein viel schmuckeres Ding für fünf Pence und einen Schluck Bier." — „Weißt du was, Job?" sagte ein Fleischhauer, „mach' die Portion einen silbeenen Vierpence, und ich will der Erste seyn, der drei Portionen nimmt. Ich denke, das ist sehr liberal." — „Viel zu viel," unterbrach ein Schneider; „die ganze Geschichte ist das nicht weeth." — „Wäre die ganze Geschichte das nicht werth," versezte Job, „würde ich sie nicht zum Ausspielen hieher gebracht haben, wiewohl Gott weiß, daß" — Der kleine Fischhändler stand im Begriff, seine Armuth zu bekennen. Er vermochte es nicht und stieg ruhig vom Tisch. — „Nun, was soll Gott wissen?" fragte der Fleischhauer. — „Alles," antwortete Job und legte die Geige in den Kasten. — „Holla, Meister Job," rief jezt der Wirth, „Ihr werdet doch Spaß verstehen?" — „Nein," schrie Job; „da sizt Ihr Alle und wollt liberaler seyn als die ganze übrige Welt und — doch, 's hat nichts zu sagen, Gott weiß Alles."

Somit nahm er den Kasten unter den Arm, stürzte zur Stude hinaus und nahm den Weg nach der City. Bald kam ihm der Gedanke, daß er übereilt gehandelt, und das vermehrte das Gefühl seines Elends. Und jezt, wo kein Auge Zeugniß gegen ihn geben konnte, liefen schwere, bittere Thränen über seine gesuechten Wangen So kam er an die Brücke, die über den Kanal führt. Das Dämmerlicht war zur Nacht geworden und der Neumond warf einen silbernen Lichtstreif auf das Wasser — ein stilles, verschwiegenes Bett für Alle, die sorgenbeladen und hülflos sind.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortsezung.)

Bauwesen.

Das Palais des Prinzen Friedrich, der sogenannte Prinzenbau, dessen Fronte den Hintergrund des Schiller-

Digitized by Google

monuments bildet, eines der tüchtigsten, im Renaissancestyl errichteten Gebäude der Residenz, wurde reinigend und ergänzend ganz überarbeitet, wobei einige zum Theil verwitterte Zier in die Brüche fiel. Schade, daß die grandiose Hinterseite mit ihren bis an's Dach reichenden Pilastern zum Theil durch vorliegende Privatgebäude verdeckt ist. Die alte Kanzlei an der Nordseite des Platzes wird wohl auch noch einige Ausgleichung ihrer etwas verschobenen Physiognomie erhalten. — Das Kunstgebäude an der Neckarstraße, gegen dessen in den Fuß des Weinberge hineingeschobene Lage manches vorgebracht worden, rückt seiner Vollendung näher. Im Laufe dieses Jahres wird es wohl schon einen Theil der Hauptsammlungen aufnehmen können. Dem Vernehmen nach wird eine Auslese aus der Ludwigsburger Galerie den Grundstock der hiesigen bilden. Erstere hat manche harte Urtheile über ihren gänzlichen Mangel an guten Bildern erlitten. Wir sind aber überzeugt, daß, wenn von Werken der größten ältern Meister, von unschätzbaren Galerieperlen hinweggesehen werden will, recht gut hundert einer öffentlichen Sammlung wohl anstehende Tableaux dem Ganzen enthoben werden könnten. Sehenswürdig ist oft auch das weniger Berühmte, und lehrreich ist jedes Kunstwerk, das Virtuosität von irgend einer Seite beurkundet. Wir sind keineswegs der strengen Ansicht eines hiesigen Kunstveteranen, der auf die Idee, Conception, Intention, Composition den größten, ja seinen Werken nach fast den einzigen Werth lege, daß man von den meisten Galerien zwei Drittheile verbrennen dürfte, oder doch das meiste davon nur den Künstlern zugänglich machen sollte. Wir möchten so wenig rastigirte und castrirte Galerien, als solche Classiker oder Bibeln. — Die Probebilder der Kunstjünger werden ebenfalls einen Theil der Sammlung bilden, bei unsern lebenden Meistern bestellte Tableaux deßgleichen; auch sind schon einzelne Ankäufe bei Kunsthändlern gemacht worden. Wohl dürfte der Staat, wenn nun bald die Kunstsäle sich öffnen werden, für den Anfang ein größeres Opfer beitragen und dann für jährliche Vermehrung eine nicht gar zu kärgliche Summe auswerfen. Es ist nun einmal nicht zu umgehen, daß neben den handgreiflichen, materiellen Interessen die edlern zugleich bedacht werden. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein. Wollen wir gar zu sparsam und klugberechnend seyn, so treten oft unerwartet Verhältnisse im Staatsleben ein, wo einer Constellation, einem problematischen Erfolge ungeheure Opfer gebracht werden müssen, wo eine grandiose Consumtion die ganze Ersparniß aufzehrt. — Der Prinzessinnenbau ist vollendet, der Platz davor geebnet, mit Mauer und Gitter umgeben. Außerhalb der Häusermassen, frei, etwas erhöht gelegen, an einem Hintergrunde von aufsteigenden Gärten und Weinbergen sich abhebend, stellt er eine große, edle architektonische Masse dar. Wenn wir uns nicht täuschen, so hat dem Baumeister ein Palast von Palladio dabei zum Vorbilde gedient. Mehr noch als die Vorderfronte, die durch die bedeckte Auffahrt modificirt wurde, ist die hintere dem Palast Chiericati sull' Isola in Vicenza nachgebildet. Klimatische Unterschiede und Erfordernisse der Gegenwart haben eine Umwandlung des dort ganz offenen untern Corridors in einen zu beiden Seiten der Treppenhalle geschlossenen herbeigeführt. Eine noch nähere Accommodation an ein Werk des Palladio dürfen wir unserm Architekten bei dem Bau einer Rotunde beilegen, an die Villa des Marchese Capra, bei genannter Stadt auf einem Hügel gelegen. Goethe hielt sie für ein Prachtwerk, bei welchem die Baukunst ihren Luxus auf's höchste getrieben. — Seit zwanzig Jahren erst werden alle öffentlichen Gebäude massiv von Sandstein, Süßwasserkalk (Tuffstein) oder beiden verbunden aufgeführt. — Von Privaten finden wir Neubauten da und dort sporadisch in der Stadt zerstreut, mehr gereiht aber als Verlängerungen von sieben Straßen. In einer Stadt, die sich erweitern will, wo man also auf Spekulation bauen kann, ist immer Nachfrage nach der Bodenfläche, und diese tritt täglich mehr außer Verhältniß mit einem niedrigen oder hinfälligen Ueberbau. Dergleichen Baracken und alte Häuser werden also unbemittelten Besitzern gern von Baulustigen abgekauft. Bei einigen neuen Bauten ist Asphaltbedachung angewandt. Einer neuen Straße wurde wegen ihrer Krümmung der Spottname: Wurstgasse beigelegt. Dies deutet auf ein Mißfallen an dieser Form, welches wir nicht theilen. Das Geschweifte ist nach ästhetischen Gesetzen oft schöner als das Gerade, welches leicht langweilt. Man kann sich recht wohl eine schöne Stadt mit lauter geschweiften Straßen denken. Jedenfalls ist die gerade Richtung nicht diktatorisch zu fordern. — Die vielen schön eingerichteten Laden, namentlich der obern Königsstraße, tragen zur Heiterkeit der Stadt auch in den ersten Nachtstunden bei. Die beleuchteten Ausstellungen deuten eine belebte Industrie und Spekulation auf den Geschmack der Bevölkerung an, und manche Analogien mögen uns wohl ein verjüngtes Bild des Luxus der größern Städte geben. — Um aber nun von unserm Baugeschmack zu reden, so sind die öffentlichen Gebäude in dem einfachen Styl aufgeführt, den man der Kürze halber den italienischen oder neuchristlichen nennen kann; es ist die antike Form, auf unsere Bedürfnisse angewendet, solid, schmucklos, mit Gesimsen an Fenstern und Eingängen, zuweilen mit von Säulen getragenen Balkonen, ohne weitere Skulpturzier. — Was die Privatbauten betrifft, so leben wir in demokratischer Freiheit des Geschmacks, und so rühren sich alle Geschmäcke. Des spießbürgerlichen Ungeschmacks der vorgeschobenen Etagen und der architektonischen Nebelstecher, wir meinen die Spitzgiebeldächer, sind wir los. Stumpfwinklichte Satteldächer oder holländische Zeltdächer wenden sich quer gegen die Straße. Bei den Fronten wird das Italienische beliebt; aber auch das Byzantinische, das Vorgothische gefällt, nur die gothischen Spitzbogen hat noch kein Bauherr gewagt. Es ist aber auch mit jenem alten Styl nicht so antiquarisch strenge gemeint; statt der viereckigten Fenster sehen wir eben rundbogigte. Sind nun drei Fenster gegen die Mitte näher aneinander gerückt, so deutet das auf einen Salon mit dem Pergolo (Balkon) der Italiener, und das Haus erhält eine pronunzirte Physiognomie, an venezianische Form erinnernd. Leider sehen wie zuweilen das Dach zu sehr auf ein niedriges oberstes Geschoß drücken, wodurch das Gebäude ein ziegelofenartiges Ansehen erhält. Es will aber auch der Zopfgeschmack des Rococo wieder auftauchen, was wir an Gefäßen und Möbeln wollen gelten lassen, weil dafür gesorgt ist, daß sie nicht über eine Generation hinaus dauern. Aber ein Haus erscheint doch für diesen Spaß zu groß, ernst und dauernd. Wir möchten wünschen, daß es bei dem Einen Musterstück, das seinen Herrn ein namhaftes Lehrgeld gekostet haben soll, verbleiben möge. Wie könnte eine Zier, die sich als Schnörkelei massiv vor den Hauptformen spreizt, in die Länge gefallen?

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 3. Februar 1841.

You're a mode old man; if the sins of your youth are forgiven you, you're well to live. — Gold! all Gold!

Shakespeare.
Winter's tale.

Londoner Scenen.

(Schluß.)

Job blieb ſtehen, legte ſeinen Kaſten auf die Mauer, lehnte ſich über die Brüſtung und ſchaute hinab in den tiefen, ſchmalen Kanal. „Wäre ich nicht," ſprach er leiſe vor ſich hin, „würden alle Nachbarn für meine Marie und für meine Kinder ſorgen. Ich bin's, den ſie nicht leiden mögen, denn außer Marien hat mich niemals Jemand leiden können. — Gleichwohl, es hieße hier in Schmutz das Leben enden; nichts als Schlamm, kein einziger guter Fiſch von einem Ende zum andern. Und dann iſt's auch ſo nahe bei den Meinigen." — Nach einer Pauſe, während welcher Job, wie es ſchien, ſeinen Vorſatz geändert hatte, nahm er den Kaſten wieder auf und ging den Feldweg entlang, durch Thiſtlegrove, dieſes Olla potrida vorſtädtiſcher Bauart, Milmans Terraſſe hinab, und da ſah er die Themſe. Vielleicht war es ſein Entſchluß, von der Batterſea Brücke ſein irdiſches Leid in der Themſe zu begraben; aber der Brückenſchreiber forderte den Zoll, einen halben Penny, und Job hatte keinen halben Penny.

„Kommt Ihr etwa denſelben Weg zurück?" fragte der Einnehmer. — „Hoffentlich nicht," ſtammelte Job. — „Nun," ſagte der Einnehmer, „ich meinte nur, wenn Ihr's einzurichten wüßtet, könntet Ihr den Kaſten da als Pfand zurücklaſſen." — Nach kurzem Bedenken ſprach Job: „Gut, es ſey; behaltet den Kaſten." — „He, noch Eins!" rief der Einnehmer dem Fortgehenden nach; „ich muß zuvörderſt wiſſen, was drin iſt." — Job kehrte unverzüglich um und öffnete den Kaſten. „Eine Geige!" lachte der Einnehmer; „die ſieht mir nicht aus, als ob ſie einen halben Penny werth wäre."

„Das fragt ſich," ſprach eine Stimme. Die beiden Männer ſahen ſich verwundert um; aber der Einnehmer griff ſogleich an den Hut. Er erkannte im Herangetretenen einen wohlhabenden Mann, der in kleiner Entfernung von der Brücke auf der Surrey-Seite wohnte. „Wollt Ihr mir erlauben, das Inſtrument zu betrachten?" fragte dieſer. Job reichte es ihm, ſchweigend zwar, aber mit einem Blicke, als erwarte er von ihm Entſcheidung über Tod und Leben. Der ältliche Herr betrachtete die Geige von allen Seiten, klopfte hie und da mit gekrümmtem Finger leiſe darauf, ſchaute bei der Lampe des Brückenſchreibers in die Schallöcher, wendete die Geige um und um, ſah den kleinen Fiſchhändler lächelnd an und nahm den Bogen, den dieſer ihm ſchon lange entgegenhielt. „Der Bogen iſt neu," ſagte Job, „das heißt neu im Verhältniß zur Geige; ich habe ihn ſelbſt gekauft." — „Narrenspoſſen!" verſetzte der ältliche

Digitized by Google

Herr, den Bogen zurückgebend. — „Ich habe ihn selbst gekauft," wiederholte Job, fast verletzt. — „Und die Geige?" fragte der Andere. — „Die hat mein Vater von einem alten Italiener," antwortete Job, „der eines plötzlichen Todes starb. Seine Wirthin verkaufte seine Sachen und mein Vater, der musikalisch war, nahm die Geige an Zahlungsstatt für schuldigen Lohn. Er spielte darauf, als ich noch ein Kind war, und ich tanzte danach — tanzte, Gott im Himmel!"

Es lag ein ganzes Leben voll Elend in diesen letzten Worten Jobs; der ältliche Herr bemerkte es nicht. „Und Ihr wollt sie verkaufen?" fragte er. — Job verstand sich auf Handelsmethode; aber in den jüngst vergangenen Tagen hatte er des Kummers zu viel, in den letztverlebten Momenten zu tiefe Seelenpein empfunden, um an Handelsklugheit denken zu können. Schnell antwortete er: „Ja." — „Ehe ich Euch nach dem Preise frage," fuhr der Andere fort, „sagt mir, ob Ihr wißt, was Ihr verkauft?" — „Ich sollt' es meinen," murmelte Job; „eine Geige." — „Wohl," lächelte der ältliche Herr, „und wie viel fordert Ihr?" — „Müßte ich nicht, ich behielte meine Geige," versetzte Job; „kein Geld kann sie mir bezahlen, und Manche, der mich darauf spielen hörte, sagte, es sey eine gute Geige; da werden wohl — ich sollte meinen — etwa dreißig Schillinge —" — „Für das Ding da?" fiel der Brückenscheider ein.

Schweigend zog der ältliche Herr seine Börse und schüttete den Inhalt in Jobs Hand — drei, vier, fünf goldene Sovereigns. Dann legte er seine Namenskarte darauf und sagte: „Kommt morgen früh zu mir; da sollt Ihr den vollen Werth Eurer Geige erhalten." Hiemit knöpfte er das Instrument sorgfältig unter seinen Ueberrock und ging fort, so heiter, als hätte er seines Herzens liebsten Wunsch erlangt. — Job stand einen Augenblick wie vom Schlage gelähmt. Kaum sah er aber, daß der Fremde den Bogen vergessen, als er ihm stracks nachlief. „Den brauche ich nicht," erwiderte der Mann; „nur kommt morgen früh, und nicht später als um zwölf."

Ich kann nicht angeben, wie viel Geld Job am folgenden Tag nachträglich erhielt. Das hingegen kann ich verbürgen, daß der ältliche Herr, ein leidenschaftlicher Violinspieler, sich des Besitzes einer ächten Cremoneserin rühmt, und daß der kleine Fischhändler gegenwärtig einen großen Fischhandel in Victoria-road treibt. Naher mit ihm Bekannte versichern, Tickle sey so fett geworden, daß er alle Katzen in Ruhe lasse, und der Wohlstand habe die Säure aus Jobs Gemüthe genommen und ihn zu einem umgänglichen Menschen gemacht.

Aus dem bayrischen Hochlande.

(Fortsetzung.)

Ich umging das Häuschen, machte kleine Ausflüge in den Wald, immer rufend — da war Alles todtenstill, bis auf meine eigene Stimme, die von den Felsenwänden fünf-, sechsfach wiederhallte, und bis auf eine Heuscheecke, welche rosenroth gefütterte Flügel besitzt und damit den lieben langen Tag unermüdlich soetznschnaeeen pflegt. Ich schloß die ungastliche Hütte wieder zu und setzte mich auf einen Trog vor der Thüre, um abzuwarten, ob nicht doch noch das Ungefähr einen Sterblichen herbeiführete. Es kam aber Niemand, als aus dem Farrenkraut heraus ein paar schwarz glänzende, wackelnde Molche, die mich albern anglotzten und dann wieder ihres Wegs sich trollten, und die ich lieber nicht gesehen hätte, da sie schlechtes Wetter bedeuten. Nun galt es, den Wanderstab wieder weiter zu setzen, und so ging ich auf Gerathewohl thalaufwärts, nachdem ich eine lockende Versuchung, links in eine waldige Bergenge zu gehen, glücklich überwunden hatte. Bald kam ich an die steile Kante meiner Hochebene und sah unten wieder die Amper fließen, kletterte wieder hinunter und sprang abermals über die Bäche. Drüben gings wieder in die Höhe, und nun fand ich mich zu meiner Freude auf einem zweileisigen Waldweg, der, für Holzfuhren bestimmt, nothwendig aus diesem Alpenirrsal hinausführen mußte.

Während ich so fortgehe, beschäftigt mich neben mir eine Felsengestalt von mährchenhafter Ungeheuerlichkeit. Zur Linken nämlich steigt eine Wand empor, breit und gewaltig, und auf dieser Wand, wie auf einem vollen Stiernacken, sitzt ein verwitterter, thurmhoher Haupt. Es ragt allenthalben über die Unterlage hervor, und so stellt es sich dar wie eine Scheide, die untergegangene Titanengeschlechter vordem zu ihrer Kurzweil daher gesetzt, um mit ausgerissenen Fichten darnach zu werfen. Es ist keine Spanne Grün darauf, aber Tausende von Schrunden, Rissen und Verklüftungen. Die Sonne scheint heiß auf den nackten Stein, der grell aus dem blauen Aether tritt, und diese Farbe, grau, fahl, wie man sie nennen mag, und doch blendend, das muß die Farbe der Sahara seyn. Man vergleicht die Gegenden oft recht passend mit Tonstücken; eine stille grüne Ebene im letzten Abendlicht, mit friedsamen Dörfern, in der Ferne die Gebirge, über denen der Mond aufgeht — das gleicht einem schmelzenden Adagio; wenn ein breiter Strom sich durch ein schönes Weinland an hochgethürmten Städten vorüberwalzt, so ist's ein majestätisches

Andante, und kleine abgeſchloſſene Thäler in den Vorbergen, mit ſpitzem Kirchthurm in der Mitte und lachenden Häuschen herum, bilden ein niedliches Rondeau. Aber dieſes Steingebilde iſt mit keiner menſchlichen Compoſition, weder mit Vokal- noch Inſtrumentalmuſik zu vergleichen; es repräſentirt das granenhafte Schmettern des Donners, wenn der Blitz getroffen hat.

So ſteige ich rüſtig fort, bald abwärts, bald aufwärts, und blicke immer wieder zu dem ungethümen Felſenſchädel auf, noch emſiger aber ſehe ich vorwärts, und da erſchaue ich endlich über fernen Tannen ſchimmernde Schindeldächer. Noch war ein gutes Stück Weg dahin, aber zulezt ſtand ich doch vor einem ſtattlichen Gehöfte, vor zwei hölzernen Gebäuden, einem Alpenhaus und einem Stall, und als ich die Sennerin, die aus der Thüre trat, fragte: „wo bin ich denn?“ gab ſie bewillkommend zur Antwort: „Das iſt die Sennhütte am Ammerwald.“ So war ich alſo auf der rechten Fährte geweſen, denn die Sennhütte am Ammerwald, die ſchon auf kaiſerlichem Boden ſteht, liegt auf dem Wege von Ettal nach Reutti in Tyrol, welcher eigentlich, wie ich jezt eröffnen will, der meinige war. Die Sonne ſtand ſchon gegen Abend, und es war daher wohl Zeit zum Mittagsmahl, wozu die Sennerin Alles auftiſchte, was die Hütte an guten Biſſen zu bieten hatte, Milch in einem großen Topfe, Butter, Käſe und Brod auf hölzernen Tellern. Die Sennerin war kein junges Blut, aber noch in guten Jahren, und bekleidete, wie ſich nachher ergab, die ehrenvolle Stelle einer Aufſichtsdame über drei andere Tyroler Almenmädchen, die ihr beigegeben waren. Eine davon lernte ich über Tiſch noch kennen. Als ich nämlich ſagte, ich möge nicht mehr allein gehen, und müſſe Jemand haben, der mich nach dem Planſee hinabführe, erwiderte die Oberſennin tröſtlich: „Da oben ſchläft Marile, die hat wohl Zeit, und ich will ſie aufwecken.“ Ich erbot mich, dies ſelbſt zu thun, und ſtieg hinauf.

Und als ich nun oben war — o wunderſchöne Augenweide, die ſich da mir aufthat! — da ſchlummerte das Alpenkind, roſenroth und blüthenweiß auf weichem Pfühl von dunkelgrünem Heu. Das Geſicht war halb abgewendet und in ſeiner Lieblichkeit ſah es aus — um auch im Gleichniß im Hochland zu bleiben — wie eine Alpenroſe, die in einem Milchnapf ſchwimmt. Ein Halstüchlein war um den Nacken los und leicht geſchlungen, wie zur Sommerszeit im Schlaf der Brauch; ein einfaches, vorne aufgelaſſenes Mieder und ein kurzes Tyrolerröckchen deckten den feinen Leib. So lag ſie da, die achtzehnjährige Sennmaid, in träumeriſcher Glorie, im Halbdunkel des dämmernden Dachgeſchoßes, im linden Bett der Alpenkräuter. Dem zarten Buſen entquollen leiſe Seufzer, die Oberlippe ſchlug im Traume zuweilen lächelnd auf; ſie träumte wohl von einem ſchönen Hirten auf der Tanellerſpitze oder auf den Seilingalmen, oder von einem jungen, raſchen Jägerburſchen in Bayern drüben oder im Land Tyrol; ſie hörte im Schlaf die Almenlieder oder den Waidmann jauchzen von der Höh'. Sie hätte noch lange ſchlummern dürfen, nach Reutti kam ich doch noch leicht; ich kniete aber nieder und legte meine Hand gar ſanft auf den vollen Arm und liſpelte — nur um ſo zu thun — Marile! Das verhallte, ſie ſchlief ruhig fort. — Ich hätte gerne vergeſſen, meinen Weckruf zu wiederholen, aber die Schaffnerin rief herauf: „Schreit nur ſtärker!“ Nun ſprach ich mit vollerem Klange: Marile! und griff den Arm etwas feſter an. Sie zuckte, drehte ſchlaftrunken das Geſichtchen herüber und ſchlug die blauen Augen auf. Dann fuhr ſie überraſcht in die Höhe und ſtand da, roſig angehaucht, in ſchlanker Größe, ſtrich die Halme aus den Haaren, zog das Halstuch enger, ſchlüpfte in die Schuhe, und ſprach lieb verweiſend und trutzig lächelnd: „Was ſoll ich denn?“ Ich ſagte ihr mein Begehren, darauf antwortete ſie nichts, ſondern ging zur Leiter und ſchwang ſich leicht hinunter, ich aber, um nicht zu ſpät zu kommen, ſprang vom niedern Speicher auf den Tiſch und von dieſem auf den Boden.

Wie wir ſo herniedergekommen waren, ſagte die Oberſennin, die gute Dame, lachend: „Ihr braucht lange, ein Madel aufzuwecken,“ worüber Marile etwas roth wurde. Unterdeſſen traten die andern beiden Sennerinnen ein, eine ſchöner als die andere, friſch und lieblich, ächtes Tyrolerblut. Nun ſezten wir uns zuſammen und labten uns, und hatten allerlei Kurzweil. Dann führte mich die Vorſteherin auf mein Verlangen in die Milch- und in die Käſekammer, und als ich ihre Reichthümer beſehen hatte, beurlaubte ich mich bei ihr und den beiden Almenmädchen und ging mit Marile davon. Die andern, neugierig, wie ſie waren, ſtellten ſich unter die Thür und riefen uns allerhand luſtige Sachen nach; wir lachten aber nur dazu. Der Weg, das ſah ich bei den erſten zwanzig Schritten, war leicht zu finden, denn er zog immer abwärts auf eine Schlucht zu, an deren Ausgang der Planſee liegt; allein ich ließ mir nichts davon merken. Die ſchöne Alpenmaid blühte mehr und mehr in fröhlicher Laune auf; ſie legte mir allerlei verfängliche Fragen vor, und ich machte ihr's auch nicht beſſer. Darauf gabs denn auch oft ſeltſame Antworten, über die wir in unſerer Unſchuld herzlich lachen konnten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Schluß.)

Malerei.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich unsere meisten neuen Wohnungen, deren fabliche Form auf Geräumigkeit, Helle und Reinlichkeit denkt, eben darum wohl ansehen lassen. Will man es ein Kartenspiel heißen, so enthebt es uns doch, gleich diesem, der Langeweile der Einförmigkeit. — Auch die Gartenkunst hat sich in Verschönerung mehrerer Punkte der Umgebung der Stadt thätig erwiesen. So wöhlt sich nun über den Hopferbrunnen, einem nahen, beliebten Ziel der Wassertrinker, ein offenes Tempelchen. Ein Brunnen im Hasenbergwald ist auch solid gefaßt worden. Wir dürfen gar wohl der Nymphe der Quellen huldigend schon thun; denn die Trinkwasser fließen uns sparsam zu und müssen aus allen Thälchen und Schluchten sorgsam zugeleitet werden, um den städtischen Bedarf zu befriedigen.

Wenn man von den Fortschritten der Malerei reden will, so kann man billigerweise Stuttgart nur mit sich selbst, sein Jetzt mit seinem Vordem vergleichen, und wird sich enthalten, an eine Parallele mit Residenzen und Städten, wie Wien, Berlin, Dresden, München, Düsseldorf, wo Galerien und Malerschulen sind, zu denken. Stuttgart will sich zunächst nur seinen eigenen Künstlerbedarf erziehen. Daß hie und da ein einheimisches Talent sich auswärts, ein fremdes sich bei uns setzt, mag sich ausgleichen. — Der Bildungsgang unserer jungen Künstler ist gewöhnlich, daß sie nach dem Besuche der Kunstschule nach München, etwa auch nach Paris oder Wien gehen, dann später, wenn ihnen nicht alle Umstände entgegen sind, zu einer Reise nach Italien Mittel und Wege zu finden trachten. Wir möchten jedem Talent von Herzensgrund wünschen, daß es baldmöglichst in sein rechtes Element käme, worin es künstlerisch lebt, athmet, wächst, gedeiht. Wie aber im „Wilhelm Meister" gesagt ist: Hier oder nirgends ist Amerika! — so möchte man auch manchem Aufstrebenden zurufen: Hier oder nirgends ist Italien! — Wir glauben recht gern, daß einem bedeutenden Talent nicht nur das Anschauen jener Kunstschätze, der herrlichen Natur, des Menschenschlages, sondern auch des Formlosflüssigen des Himmels, der Luft, des Künstlerlebens für seine Weiterbildung Bedürfniß werden kann. Nur möchte man wünschen, daß jedenfalls das Bildungsfundament diesseits der Alpen so fest begründet wäre, daß ein schon aufstrebender Fortbau jenseits derselben mit Sicherheit erwartet werden könnte. Es ist zuweilen betrübend, zu bemerken, wie hinter frühern, tramontanen Werken junger Künstler ihre spätern ultramontanen merklich zurückstehen, wie wenn sie ahnend, strebend, hoffend mehr Spannkraft besessen hätten, als im Vollgenuß des Schauens, der Erfüllung. Dort suchten sie im eifrigen Zusammenwirken aller Vermögen das Erreichbare in bestmöglichster Form zu geben; hier that sich ihnen schreckend der Abgrund zwischen ihrer beschränkten Kraft und dem Unerreichbaren auf. Wir gönnen jedem Talent die Pilgerschaft in das gelobte Kunstland; nur glauben wir, daß, um dort auch nur einiges Verhältniß zu dem Ueberschwänglichen aller Art zu haben, es diesseits schon möglichst erstarkt seyn, eine entschiedene, feste Richtung, eine bewußte Selbstbeschränkung auf seine angeborene, eigenthümliche Kraft haben müsse, um der Zersplitterung zu entgehen. — Man sieht hier nichts! — klagen viele junge Künstler. Das ist nun so, und wir werden wohl noch ein paar Jahre ohne eine öffentliche Gemäldesammlung seyn. Darum muß sich der vorgerückte Kunstjünger seine Galerie zusammensuchen. Es gibt Gelegenheit, jeden Tag mehr zu sehen, als er in Jahren nachzubilden im Stand ist, ja manches ganz nahe Liegende wird ihm ewig unerreichbar bleiben.

Von der malerischen Thätigkeit für öffentliche Zwecke zeugen die Werke zweier hiesigen Künstler, die Frescogemälde des Hofmalers Gegenbauer im Residenzschlosse und das Hauptaltarblatt in der katholischen Kirche vom Professor Dieterich. — Die bis jetzt fertigen Fresken füllen einen Saal. Die Figuren der unserer vaterländischen Geschichte entnommenen Scenen sind etwas über lebensgroß. Das erste Bild stellt den Grafen Eberhard, den Greiner, dar, wie er im Wildbade von seinen Gegnern überrascht, im Mondlicht von einem Hirten über's Gebirge geleitet wird; das zweite, wie im Angesicht der brennenden Veste Berneck die Häupter des Schlägerbundes vor den zürnenden Grafen geführt werden; das dritte in der Döffinger Schlacht den Moment, wo der Graf seinen Sohn Ulrich verliert. — Ueber die Ausführung dieser großen Bilder, über den Eindruck, den sie auf den Beschauer machen, ist schon früher im Kunstblatt, jedoch vor Anlegung des dritten gesprochen worden. — Für die Ausmalung des anstoßenden größern Saals arbeitet Gegenbauer schon an den Cartons, und wir dürfen wohl auf die Ausführung wenigstens eines der vier projektirten Tableaux im Laufe der guten Jahreszeit hoffen. — Das vorerwähnte Altarblatt des Professors Dieterich stellt die Auferstehung des Herrn dar. Die Auffassung möchten wir eine symbolisirende nennen, weil der ganz aufgerichtete, mit ausgebreiteten, gleichsam auffegnenden Armen auf einer dunstigen Masse über dem Sarkophag bekleidet stehende Christus oben von anbetenden Engeln umschwebt wird. Es ist begreiflich, daß ein so bedeutendes Werk, von einem schon anerkannten Meister für einen geweihten öffentlichen Ort geschaffen, einer harrenden Gemeinde dargebracht, den Erwartungen aller Gebildeten der Hauptstadt und ihrer Umgebung als das Ergebniß der Kunstthätigkeit wenigstens eines Jahres zur Schau gestellt, neben dem allgemeinen Lob, das seiner würdigen Idee, seiner Anordnung, seiner Ausführung gebührt, noch manche weitere Bemerkung über seine Eigenthümlichkeit hervorruft. Bis auf den prunkvollen Rahmen, der das Bild nicht in der gewöhnlichen, sondern in einer neualterthümlichen Form umgibt, könnte sich die artistische Besprechung erstrecken. Einer solchen widerstrebt aber neben dem Mißtrauen in unsere Befähigung die innere Stimme des Gefühls, die uns sagt, ein Werk, das schon am heiligen Orte, im Angesicht der Gläubigen erhoben steht, das zu dem Eindruck des der Andacht gewidmeten heiligen Raumes als Fokus aller Blicke beiträgt, sey der Kunstreflexion schon enthoben; es wäre demnach ungeeignet, auf Einzelnheiten sogar im Tone der Anerkennung hinzudeuten oder Fragen vorzubringen, wie man sie sich wohl etwa im Atelier des Künstlers erlaubt haben würde. — Bei der Betrachtung des Bildes und Wahrnehmung seines Totaleindrucks muß in Anschlag gebracht werden, daß der Altar zwischen vier hohen Fenstern steht, die der Kraft und Haltung selbst eines Rubens Eintrag thun würden.

Ich würde jetzt von selbst auf die Verhältnisse und Leistungen unseres Kunstvereins geführt, verspare aber meine Bemerkungen hierüber auf ein andermal.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 4. Februar 1841.

This is a gift that I have, simple, simple.

Shakespeare.

Ein deutſcher Improviſator.

Der Improviſator Volkert, der ſich zur Zeit in Berlin aufhält, lud neulich mehrere Berliner Schriftſteller, Schulmänner, Gelehrte und Künſtler zu einer Abendunterhaltung ein. Sie trug keinen öffentlichen Charakter, ſollte aber doch vermittelnd auf die Oeffentlichkeit wirken; es iſt daher kein Unrecht, darüber öffentlich zu ſprechen. Er bezweckte, wie er in ſeinem beſcheidenen Vorwort ſagte, keineswegs, den Verſammelten Genuß und Belehrung zu bereiten, ſondern nur ihnen Verſuche ſeiner Fähigkeit vorzulegen und ſie um ihr Urtheil darüber zu bitten. Ebenſowenig verhehlte er ſeinen Zweck, der kein anderer war, als daß er künftig, auf dieſes Urtheil namhafter Männer ſich ſtützend, beſſer berechtigt ſich vor einem größern Publikum zeigen dürfe. Namentlich kam es ihm darauf an, daß die Verſammlung ſich von ſeiner Aufrichtigkeit, und daß keine Täuſchung oder Vorbereitung obwalte, überzeugen möchte, demnächſt aber ihr Urtheil darüber ausſpräche, ob ſie ihn überhaupt für befähigt halte, ſich vor dem Publikum mit ſeiner — Kunſtfertigkeit oder Inſpiration — ohne Anmaßung hören zu laſſen.

Was jenes erſte gewünſchte Teſtimonium betrifft, ſo iſt ſein Motiv ſehr durch die Umſtände gerechtfertigt. Wer bürgt dafür in einer großen, durch Zufall zuſammengeführten Verſammlung, daß von allen den, auf Zettelu geſchriebenen Aufgaben nicht ein guter Theil vom Improviſator ſelbſt oder ſeinen Freunden herrührt, und daß er, nur ſcheindar auswählend, über ein ſelbſt gegebenes und vorher wohlpräparirtes Thema ſpricht? Herr Volkert hatte ſelbſt die unangenehme Erfahrung gemacht, daß man bei einigen ſeiner gelungenern Improviſationen dieſem Glauben Raum gab. Gegen einen Verdacht der Art, der ſich nur hinter dem Rücken ausſpricht, gibt es keine andere Vertheidigung, als das relative Zeugniß, welches er von uns wünſchte und welches wir ihm mit gutem Gewiſſen ertheilen konnten.

Das andere Zeugniß, das über die Qualität, iſt ein bedenklicheres als das über die Verität. Daß er auch vor ſich ſelbſt durch unſer Urtheil eine Beſcheinigung über ſeine Befähigung wünſchte, dies ging wohl über ſeine innerſten Gedanken hinaus; denn ohne ſelbſt den Glauben zu haben, daß er improviſiren könne, würde er ſich ſchwerlich, wie ſchon geſchehen, an mehreren Orten öffentlich produzirt haben. Dies bei Seite geſetzt, iſt es dennoch mit jedem öffentlichen Urtheil der Art eine mißliche Sache; denn jede Produktion iſt von der andern verſchieden, ebenſo die Produktionskraft zu verſchiedenen Zeiten, wie die Anſichten und Urtheile in verſchiedenen Kreiſen und Orten; und was bei uns anſpricht, mag

anderwärts zurückstoßen. Indeſſen ließ man den Wunſch des Improviſators in ſo weit gelten, als es ihm nicht ſowohl auf ein bündiges, äſthetiſch kritiſches Eingehen in ſeine dichteriſche Befähigung und eine Beurtheilung ſeiner Leiſtungen ankomme, als vielmehr darauf, daß er ſoweit der dichteriſchen Sprache, der poetiſchen Formen und der Auffaſſung und augenblicklichen Entwicklung eines gegebenen Themas mächtig ſey, um vor einem Publikum, das dies hören will, zu Rechte zu beſtehen. Und mit dieſer Berückſichtigung ward ihm denn auch in dieſer Beziehung gern willfahrt.

Ich kann nicht ſagen, daß unter den Verſammelten ſich eine große Erwartung ausſprach. Im Gegentheil waren die Meiſten gekommen, nur um dem Wunſche des Einladenden Genüge zu thun, und ſehr unverholen ſprach ſich die Stimmung dahin aus, daß man von der ganzen Kunſt nicht viel halte, und nur wünſche, daß es bald anfange und bald aus ſey. Dies mit anhören und die entſprechenden Mienen ſeines Auditoriums ſehen zu müſſen, konnte eben nichts Aufmunterndes für den Producenten haben, und am wenigſten ſeine Begeiſterung erwecken. Denn er hielt ſich nicht hinter einem Vorhange bis zum Anfang verborgen, ſondern man könnte ſagen, er entpräparirte ſich, indem er ſich in die allgemeine, ziemlich lebhafte Unterhaltung miſchte.

Indeſſen hatte der kalte Winterabend draußen und der ſehr warme und helle Saal eine anderweitige behagliche Stimmung hervorgebracht. Viele Publicitäten, die ſich ſonſt ſelten zu Geſicht bekommen, trafen ſich hier, und es fehlte nicht an geſellſchaftlichen Improviſationen, daß man auch ohne die angekündigte vergnügt zuſammen geblieben wäre. Nun begann der Improviſator in eben dem formloſen Converſationston ſeinen Vortrag, und die harmlos beſcheidene Art, in der es geſchah, entwaffnete wenigſtens jeden Unmuth und gewann, wenn auch noch nicht für ſeine Kunſt, doch für ſeine Perſönlichkeit. Er trug uns in der Kürze ſeine Geſchichte vor und wie er zu dieſem Berufe gekommen, ſo wie ſein Verlangen, wie ich es oben angeführt. Indem er nun die Anweſenden aufforderte, ihre Themate aufzuſchreiben, bat er im Voraus, daß ſie möglichſt im Bereich des Lyriſchen ſich halten möchten; denn wiewohl er Schulkenntniſſe und etwas darüber mitbringe, bekenne er doch, kein wanderndes Converſationslexikon zu ſeyn, und wolle dreiſt behaupten, daß kein Improviſator die ganze Geſchichte mit ſich im Kopfe herumtrage. Man glaubte ihm dies gern, und ſein Weſen hatte ſchon ſo weit die Gemüther gewonnen, daß die Aufgaben, die ihm mehrere der Anweſenden niederſchrieben, nicht zu ſchwer ausfielen.

Er wählte, nachdem er ſie alle überlieſen, ein Thema, welches vor einem andern Publikum, als das gegenwärtige, ſchon der Wahl ſelbſt wegen gefallen hätte, nämlich ein ſentimentales. „Eine Brieftaube wird von einem Jäger geſchoſſen.“ Unwillkührlich ſahen ſich mehrere der Zuhörer, ſchon als er die gegebenen Themate vorlas, bei dieſem lächelnd an und flüſterten ſich zu: „Dies wird er wählen.“ Darin ſprach ſich ein unbewußter Verdacht aus, daß der leichte, gefällige Gegenſtand ihm nicht durchaus fremd ſeyn dürfte; und die Mienen wurden noch befremdlicher, als er ohne Zaudern ſich für die Taube entſchied. Ein Glück für ihn, daß der Autor der Aufgabe ſich, nachdem ſie gelöst war, ſelbſt nannte, ein Mann, bei dem jeder Verdacht einer Complicität mit dem Improviſator verſchwand.

Das Gedicht, welches uns Herr Volkert vortrug, würde, gedruckt wie es geſprochen wurde, weder unſere Poeſie bereichern, noch ſelbſt einen unſerer Muſenalmanache ſchmücken. Der Stoff gibt die Behandlung faſt von ſelbſt. Der Jäger muß ſich eine böſe Poſt für den Frevel, auf eine harmloſe Taube zu zielen, herabſchießen; und unter allen Wahrſcheinlichkeiten lag die am nächſten, daß es ein Liebesbrief war, der ihn ſchmerzlich berührte. So weit auch der Improviſator. Aber wer erwartete nicht, der Jäger werde der Liebende ſeyn und der Brief von ſeiner Geliebten? und eben ſo nahe lag Allen die Vermuthung, daß der Brief an einen beglückten Nebenbuhler gerichtet ſeyn werde. Aber der Jäger wurde zum Vater, der durch die ſterbende Taube von der Buhlſchaft der Tochter auf's Neue Beſtätigung erhält, im Zorn das ſterbende Thier und den Brief aufrafft, und zur Tochter heimkehrend, ihrer flucht. Das Mägdlein vergeht in Liebesſchmerz und ſtirbt ſelbſt mit dem lezten Flügelſchlage des Täubleins.

Vor einer gemiſchten Verſammlung, vor zarten Zuhörinnen, zweifle ich nicht, daß die ſentimentale Ballade, ihren Effekt, und ſogar einen thränenreichen, geübt hätte. Männer haben harte Herzen; dennoch ſah man ſich, trotz dem, daß jeder den Vorgang anders gewendet hätte, befriedigt an. Die Angſt war vorüber, die jeder bei ſolchen Verſuchen mitfühlt, wenn er nicht etwa mit ſchadenfroher Stimmung gekommen iſt. Ohne Stockung war das Gedicht vor unſern Augen gemacht, recitirt und zu Ende gebracht.

Und noch im ſelben Athemzuge, möchte man ſagen, wählte er von den vorgelegten ein zweites Thema, die Worte „Freiheit, Vaterland und Jugend,“ wenn ich mich recht erinnere. Da der Gegenſtand aber, ſehr vague, das Extemporiren darüber auch leicht macht, bat er um eine beſtimmte metriſche Form. Man einigte ſich für die Oktave, mit dem Wunſche, daß männliche und weibliche Reime wechſeln möchten. Ohne Anſatz und Bedenken führte Herr Volkert darauf ein wohlklingendes Gedicht in mehreren Strophen aus,

Digitized by Google

welches der Verſammlung den erſten lauten und einſtimmigen Beifall entlockte. Nach einer geringen Unterbrechung ging er an die dritte Aufgabe: „Des Räubers Morgentraum," und beſchloß den Abend mit einem zeitgemäßen Thema, welches ſich auch unter den ihm geſtellten vorfand: „die Ausgrabung der Gebeine Napoleons auf St. Helena."

(Schluß folgt.)

Aus dem bayriſchen Hochlande.

(Schluß.)

So waren wir unter Spaß und Luſtbarkeit eine gute halbe Stunde gegangen, bis ſie meinte, jezt ſey es Zeit, umzukehren. Da ſchüttelte ſie mir recht ritterlich die Hand, ſagte, ich ſolle bald wieder einkehren, und ging wieder aufwärts. Doch mußte ihr der Weg, den wir gegangen, zu bequem erſchienen ſeyn, denn ſie kletterte gleich durch Fels und Buſch in die Höhe, wie eine Gemſe, und verlor ſich bald im Dickicht. — Dafür hörte ich aber ihr prächtig Jodeln noch geraume Zeit in's Thal herab.

Ehe man an den Planſee gelangt, wandert man noch durch eine jener wilden, maleriſchen Schluchten, wie ſie ſich bilden, wenn zwei Felſen mit hohen Stirnwänden einander auf Sprungweite gegenüber treten, und unten ein toſender Bach in dem Rinnſal, das er ſich mühſam durchgeſägt, ſiedend dahinſtrömt. Der Bach rinnt in den Planſee und wird zum Holzflößen benuzt. An einem freien Platze, wo das Thal auseinander geht und das Rinnſal ſich in eine breite Kiesfläche ausgeweitet hat, lagen Tauſende von mächtigen Scheitern, die das ganze Bett, ſo breit es war, zudeckten, und nur auf höheres Waſſer warteten, um in den See hinabzuſchwimmen.

Bald ſah man über den Bäumen hin ſchon einen Streif vom Planſee; nun deckten ihn die Wipfel wieder zu, und jezt trat ich heraus, und da lag es vor mir das ſtille, tiefe Waſſer, eingefaßt von grünen Bergen, in ſeiner Ruhe und in ſeiner Pracht. Am Planſee ſteht kein Haus, außer der kleinen Grenzjägerkaſerne und einem Kapellchen daneben, welche beide in idylliſcher Niedlichkeit wenig ſtören. Auch geht nur an einer Seite ein ſchmales, ſelten begangenes, noch ſeltener befahrenes Sträßchen hin, was ein Vorzug iſt vor unſern bayriſchen Gebirgsſeen, von denen die ſchönern faſt alle das Unglück haben, von der Heerſtraße umkreiſt zu werden. In ſeiner hohen Einöde liegt dieſer See einſam und friedlich, nobel und herrlich da, eine ſüße Melancholie ſchwebt über ſeinen Waſſern und ein freundlich Dräuen liegt auf ſeinen Bergen. Die Fläche, wenn ſie in ſonniger Windſtille ſchläft, iſt wundervoll gefärbt. Die Farbe iſt ein unausſprechlich ſchönes Grün, und dieſes wird noch ſchöner und tiefer in den ſchmalen Buchten, wo es ſich immer dunkler und dunkler hineinzieht, bis es in der grünen Nacht der Bäume untergeht. — Das andere Ufer ſteht ganz nahe und deutlich da; man ſieht, wie die mächtigen Tannen übereinander ihre finſtern grünen Spieße emporheben, und dann erſcheinen ſie wieder umgekehrt im ſpiegelnden See, aber abgehellt, wie lange, fluthende, hellgrüne Haare. Nur ein einziges von jenen verwitterten kahlen Berghäuptern blickt über die bewaldeten Höhen herein. Das ſah zuerſt, als ich ankam, ganz grau und düſter aus — damals tanzten noch die Sonnenſtrahlen auf dem See — als ich aber nach einer Stunde wieder in kleinem Kahne von dem Kreuzhaus abfuhr, da lag Dämmerung und Nacht auf den grünen Fluthen und den Hochwäldern, und die ganze Majeſtät des Lichts hatte ſich auf jenes ragende Felſenjoch geworfen, das nun, von der untergehenden Sonne beſtrahlt, feurig erglühte.

Bis ich mit dem Nachen am untern Ende des Sees ankam, war es Nacht geworden und der Mond aufgegangen. Der Weg nach Reutti geht bergauf, bergab an einer Halde hin; unten rauſcht der Bach, der aus dem Planſee rinnt. Dieſer Bach macht hier einen ſtolzen Sturz, welcher der Stuibenfall heißt. Es führt ein beſchwerlicher Steig hinunter, den ich nun zur Nachtzeit nicht mehr zu ſuchen geneigt war; aber den Sturz hörte ich durch den Wald herauf mächtig donnern und toſen. Es that mir leid, daß ich ſo vorbeigehen ſollte. Er rauſchte ſo vernehmlich durch die Nacht herauf; es war mir, als hörte ich in tiefem Baſſe ſo was, wie: „Komm' herab, komm' herab, lieb Wandrer mein, hier ſtürz' ich und toſ' ich im Mondenſchein;" aber ich dachte: ich muß jezt auf die Poſt nach Reutti, und ſo ließ ich ihn brauſen. Bald darauf eröffnet ſich die Gegend, man ſieht in ein weites Thal hinab, überall von hohen Gebirgen umlagert; weiße Kirchthürme blickten geſpenſterhaft aus dem Dunkel. In dem Dorfe Breitenwang, durch das man kommt, ein paar Steinwürfe vor Reutti, ſtarb Kaiſer Lothar auf dem Rückweg aus Italien — noch zeigt man das Haus — dann geht man durch eine Pappelallee, und bald iſt man auf der Poſt in Reutti, dem renommirten Wirthshaus.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Januar.

Allgemeine Betrachtungen über die Stadt.

Das Morgenblatt iſt in dem kleinen Gebiete der Stadt und Landſchaft Zürich ſo verbreitet, und das undankbare

beharrt seit Jahren in tiefem Stillschweigen über Zürich und seine Bewohner, über ihr Thun und Lassen, ihre Freuden und Leiden. Woher dieses Schweigen? Hat es die geehrte Redaktion also gewollt? oder ist es nur ein Spiel des Zufalls? Bei der großen Menge literarischer Glücksritter, welche sich seit einigen Jahren bei uns niedergelassen haben und mit ihren Zürcher Artikeln nach allen Gegenden Deutschlands Handel treiben, ist lezteres fast undenkbar. Leichter aber wäre es möglich, daß die Redaktion, von der Verdorbenheit unseres politischen Lebens auf das soziale schließend, es vorgezogen hätte, bei den Lesern Zürich in Vergessenheit gerathen, es in dem düstern Spiegel unserer politischen Zustände erscheinen zu lassen. Für eine so zarte Rücksicht müßten die Zürcher der Redaktion allen Dank wissen. Wahr ist nun allerdings, daß von jenen schönen Tagen, wo unser Zürich noch ein Bild des vor ihm ausgebreiteten Seespiegels war, wie ihn Klopstock besang, wo noch keine politische Schwärmerei den Frohsinn der poetischen störte und mitten im Genusse des Anblicks herrlicher Cultur von unglücklichen Sklaven träumte, unsere Gegenwart das gerade Widerspiel ist; jene Aufforderung, „sich des Lebens zu freuen," * welche einst von Zürich in alle Welt ausging, nirgends dürfte sie gegenwärtig weniger Anklang finden, als im Vaterlande des Sängers, und das heitere Lied, wenn es nicht schon vorhanden wäre, würde wenigstens Zürcherischem Boden heute zutage kaum mehr entspringen. Dennoch aber, obgleich ein schwarzer Faden sich durch alle Kreise und Schöpfungen unseres socialen Lebens hindurch zieht, kann die Beschaffenheit desselben nicht in Parallele gesezt werden mit dem politischen Leben; denn hier ist Krebsgang, bald Untergang, dort Fortgang. Oder ist es denn nicht, als ob im politischen Lebensgebiete nicht bloß an dem Zürcherischen, sondern an dem ganzen Schweizervolke wahr geworden wäre, was eine alte Sage vom Ahn eines der Stifter des Schweizerbundes erzählt? Dem Ahn soll der fremde Reichsvogt die Augen haben ausstechen lassen, dem gegenwärtigen Geschlechte hat der gallische Hahn sie ausgehackt; so, geblendet wie sein Ahn, schwankt das unglückliche Geschlecht der Nachkommen immer näher dem Abgrunde zu, der es verschlingen wird. Fast unbegreiflich ist es dagegen, wie durch diese, bereits zehn Jahre, kaum man sagen, ununterbrochen fortdauernden politischen Stürme hindurch Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst mit ihren Instituten ihren naturgemäßen Entwickelungsgang ohne wesentliche Störung bei uns fortzugehen vermochten; zwar hat es hie und da einen Stoß abgesezt, aber auch der derbste, der Ribbenstoß, welchen vor zwei Jahren unsere Hochschule durch einen ungeschliffenen Bauernflegel empfing, war doch kein Herzstoß. Aus diesen Kreisen des socialen Lebens, der Wissenschaft, Literatur und Kunst, Handel und Industrie wäre Ihnen manches zu berichten, und gewiß manches Rühmliche, was auf eben so viel Theilnahme von Seite des Auslandes Anspruch machen dürfte, als von unserer Seite den auswärtigen Berichterstattungen gewidmet wird. Freilich die Klage, die einst ein übelgelaunter Berliner in seiner Reisebeschreibung wider Zürich und Bern laut werden ließ, daß diese beiden, zu den größten zählenden Städte der Schweiz nicht mehr Einwohner haben, als zu London Lakaien seyn mögen, findet immer noch Platz, und die von unserm abgetretenen Präsidenten des Appellationsgerichtes versuchten Mittel, die Bevölkerung Zürichs zu vermehren, haben sich als unzulänglich und selbst gefährlich erwiesen. Aber um so rühmlicher ist es ja, wenn eine Stadt von kaum 20,000 Einwohnern ihre Universität, ihre Gelehrten- und Industrieschulen, mehrere bedeutende öffentliche Bibliotheken, ein reichlich ausgestattetes zoologisches und ein eben so reich bedachtes Lesemuseum, ansehnliche Kunstsammlungen, ihren botanischen Garten, glänzende Kranken- und Versorgungshäuser, ihre Bank, ihr stehendes Theater, ihre öffentlichen Concerte und Ballgesellschaften, ihre Dampfschiffe, denen sich bald Dampfwägen anreihen dürften, ihre politischen, Kirchen- und Schulzeitungen aufzuweisen hat; wenn sie in der Reihe der wenigen Städte auftreten kann, welche das Gutenbergsfest durch ausgezeichnete, literarisch und typographisch gleich werthvolle Beiträge verherrlicht haben, wenn sie endlich in den neuesten Tagen sogar einen eigenthümlichen Componisten des Beckerschen Rheinliedes (in der Person des H. O:Ufteri) aus der Reihe ihrer Mitbürger hat hervortreten sehen. — Ohne es zu wollen, habe ich Ihnen eine ganze Sammlung Zürcherischen Raritäten vor Augen gelegt; Sie sehen, dieselbe ist so reich, daß man fast wähnen möchte, jener Alterthumsforscher, welcher den Namen Zürich von all den Herrlichkeiten, die er gleich kostbaren Düften in sich schließe, begeleitet wissen wollte und seinen Sprachfund in dem Verse verewigte: „nobile Thuregum, multarum copia rerum, d. i. weihrauchduftende Stadt, unzähliger Schätze Behausung," habe Recht gehabt; eine Erklärung, welche, beiläufig gesagt, das vollkommene Gegenstück zu derjenigen ist, die der sehr ehrenwerthe Vater Zschokke von dem Namen der Graubündner gegeben hat, daß sie nämlich denselben von ihren Haaren führen mögen, „als welche außerordentlich früh ergrauen sollen." Doch lassen Sie mich meine Zürcher Siebensachen wieder zusammenpacken; ein andermal, wenn Sie Lust haben, wollen wir das Merkwürdigste daraus einzeln und genauer betrachten.

* Bekanntlich ist J. M. Usteri aus Zürich der Dichter von „Freut euch des Lebens."

Homonyme.

1. 2.

Faß bin ich und Blume, bin Krankheit auch!
In der Mehrzahl Farbe, Glück, Almanach;
Doch mußt du dich bequemen
Zum Faß den Weg zu nehmen
Nach Bremen.

5.

Ich Wohnung und Stütze, Stamm, Kapital,
Gefängniß und Einfaltspinsel zumal.
Kindspferdchen und Hundetorporal
Und Affenstange,
Einst Schlange.

1. 2. 5.

Ich, ziemlich verschollen, als Sinlenis Veit,
Sonst aber bekannt wohl weit und breit;
Mein Schmuck von Purpur, von Gold, von Schnee,
Von Scharlach der Nutzen, erst grün wie Klee,
Und wen ich verwunde, dem thut es weh.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 5. Februar 1841.

You, sirrah, provide your block and your axe, to-morrow four o'clock!

Shakespeare.
Measure for measure.

Aus Griechenland.

Die Brüder Controjanni und ihre Hinrichtung.

Es war am Abend des 20ſten Januars 1836, als ich mich, von einem mehrmonatlichen Kommando aus Lakonien zurückkehrend, dem Thore meiner Garniſon Nauplia näherte. Freudig grüßte ich die Vorſtadt Pronia und lenkte die Schritte meines müden Thiers der Feſtung zu, da wurde meine Aufmerkſamkeit durch ein Infanteriepiket gefeſſelt, das ich am untern Ende des Glacis gewahrte. Ein erhabener Gegenſtand, der von einzelnen Menſchengruppen in einiger Entfernung ängſtlich und ſchweigend betrachtet wurde, ſchien die Urſache dieſer militäriſchen Maßregel zu ſeyn; hier, auf dem gewöhnlichen Spaziergange der Nauplianer, Vedetten ausgeſtellt zu ſehen, deutete auf etwas Ungewöhnliches; ich ritt näher und fand — eine aufgeſchlagene Guillotine. Düſter ſchritt der Poſten auf und nieder, und auf meine Frage, was dies bedeute, erhielt ich die Antwort: „Morgen früh werden die Controjanni geköpft, und damit das Ding da über Nacht Niemand forttragt, müſſen wir hier mit geladenen Gewehren Schildwache ſtehen.“

Der Name Controjanni war zu dieſer Zeit in Griechenland wohl bekannt; ſieben Brüder Controjanni ſtanden an der Spitze einer furchtbaren Räuberbande, die namentlich in den Jahren 1834 und 1835 der Schrecken Moreas war, die Straßen unſicher machte, ganze Ortſchaften plünderte und mordete. Die gräßlichſten Grauſamkeiten und Schandthaten, wie man ſie kaum in den Chroniken aus den Zeiten der Chriſtenverfolgungen findet, verübten die Controjannis gegen ihre Landsleute und Glaubensgenoſſen: Greiſe und Weiber mit teufliſcher Wolluſt hingeſchlachtet, Kinder geſpießt, Männer gefoltert und die Körper der Opfer oft auf die empörendſte Weiſe verſtümmelt. Lange wußte dieſe Horde ſich den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, doch endlich ſchlug auch ihre Stunde; bei der Plünderung eines Hauſes in Voſtiza wurden die Räuber nach einer verzweifelten Gegenwehr von Gensdarmen aufgehoben, wobei die ſieben Brüder Controjanni lebendig in die Hände der Sieger fielen. Nachdem ſie eine Zeit lang im Fort Palamides geſeſſen, war ihr Prozeß entſchieden: zwei der Brüder wurden zu lebenslänglicher Kettenſtrafe, fünf zum Tode verurtheilt.

Schon vor mehreren Monaten ſollte das Todesurtheil vollzogen werden, allein griechiſcher Starrſinn und Palikarenehrgefühl hatte dies zu verhindern gewußt und zur Erreichung dieſes Zwecks ſogar einen Mord als Mittel angewendet. So groß nämlich der Jubel über die Gefangennehmung der Controjanni im ganzen

Lande war, so kräftig und allgemein man auch Anfangs ihre Hinrichtung verlangte, so empörte es doch, nach den Begriffen der Griechen, das Nationalgefühl, daß diese Helden durch die Guillotine hingerichtet werden sollten. Die Contrvjanni waren jezt auf einmal Palikaren, hatten für die Befreiung des Vaterlandes mit gefochten, als freie Männer gelebt; als solche, als Griechen müßten sie auch sterben: erschießen solle man sie, nicht aber, elenden Verbrechern des Auslandes gleich, durch die „Carmagnola" (so nennen die Griechen die Guillotine) hinrichten.

Solche und ähnliche Aeußerungen gaben sich besonders in Nauplia, wo die Hinrichtung stattfinden sollte, kund; man bat bei den Behörden um eine andere Todesart, machte Vorstellungen, und als Alles dies nichts helfen wollte, wurde am Tage vor der bestimmten Exekution der zur Vollstreckung des Urtheils von Athen hierher gekommene Henker von einem Griechen in seiner Wohnung erstochen. Griechische Bruderliebe ließ den Mörder unentdeckt bleiben.

Durch diese Palikarenthat wurde nun zwar die Vollstreckung der Todesstrafe, in Ermanglung eines zweiten Henkers, aufgeschoben, das Urtheil aber keineswegs geändert. Die Regierung schien, trotz allen Vorstellungen, jezt um so eher bei ihrer Bestimmung zu beharren; nur ein Scharfrichter wollte sich nicht so leicht finden, was man bei so bewandten Umständen, und da ein Grieche sich überhaupt zu einem Henkerdienste nicht hergibt, nicht auffallend finden wird. Doch auch dem wurde abgeholfen. Ein in Athen lebender Mohr erklärte sich bereit, für ein Stück Geld das Wagstück der Hinrichtung zu übernehmen, wenn man ihm zur Ausführung zwei Gehülfen beigeben wollte. Dem Schwarzen wurden 1000 Drachmen (etwa 350 fl.) Honorar zugesprochen; zwei auf der Festung sitzende Verbrecher, ebenfalls Moslem, wollten als Helfer dienen, wenn man ihnen als Belohnung die Freiheit schenke und sie nach vollzogener Commission in die Türkei ziehen lasse, was ihnen auch zugestanden wurde. In Athen machte der Meister einige Probeversuche mit der dort befindlichen Guillotine, und langte mit seinem Personal bald darauf auf einem königlichen Schiffe unter starker Bedeckung im Hafen von Nauplia an, um die fünf Brüder Contrvjanni hinzurichten. Zu diesem Zwecke war vor dem Thore der Stadt die Guillotine aufgeschlagen.

Kaum graute der Morgen des 21sten Januars, so befand ich mich schon außerhalb der Festungsmauern, um Zeuge des blutigen Dramas zu seyn. Auf dem Richtplatze sowohl als in der Stadt waren imponirende Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit getroffen; zwei Infanteriebataillons bildeten ein geschlossenes Viereck um die Guillotine, eine Schwadron Uhlanen hielt dicht daneben und von den Batterien des Forts Palamides zeigten sich der Stadt die langen, wohlbekannten Feuerschlünde. Eine ungeheure Volksmenge war auf dem Platze, doch mehr in ängstlich gespannter Erwartung, als in Besorgniß erregender Bewegnng. Der Henker und seine Gesellen standen auf der Erhöhung bei der Guillotine, ließen das Fallbeil nieder, zogen es wieder auf und betrachteten die unmittelbar hinter dem Schaffot angebrachte, mit Leinwand überzogene Grube, welche zur Aufnahme der Leichname dienen sollte.

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Improvisator.

(Schluß.)

Im lezten Gedicht sah man bereits die Kraft im Erlahmen, obgleich einige dichterische Gegensatze gelungen waren, vielleicht werth einer langern Dauer. Eines Raubers Morgentraum ist ein reiches Thema für einen phantasiereichen Dichter. Auch entwickelte der Improvisator einen ansehnlichen Bilderreichthum; er führte bedeutende Scenerien vor, aber man ward in der Dehnung des Stoffes allzusehr gewahr, daß er, gewissermaßen gedankenlos fortdichtend, nach Luft schnappte, um Gedanken zu finden. Das ist kein Vorwurf, sondern liegt in der Natur der Sache. Dem Improvisator ist nicht Zeit gegeben, sein Thema zu überdenken. Er muß, während sein Mund Worte spricht, sich zu den Gedanken und Thatsachen, die er bringen soll, sammeln. So schwillt sein Gedicht räumlich weit über das Maaß, welches wir einer geschriebenen Dichtung gestatten. Seine Arbeit ist eine doppelte zu gleicher Zeit. Er muß sich sammeln und fortdenken, und während dessen das Publikum unterhalten. Wenn diese, sit venia verbo, Fütterung der Zuhörer, damit sie nicht ungeduldig werden und nicht den innern Prozeß des Improvisators merken, durch Worte zu Sätzen und endlich zu wohltönenden Versen wird, so hat der Improvisator alles geleistet, was man billig von ihm fordern kann.

Das Gedicht, als Resultat, war schwach, weil die Theile nicht zum Ganzen paßten. Die einzelnen Glieder waren zu gedehnt im Verhältniß zum Körper; aber wenn dies schon unsern Dichtern bei ihren niedergeschriebenen Gedichten zustößt und sie beim Ausmalen des Einzelnen aus Lust oder Schwäche über Gebühr und zum Nachtheil der Totalwirkung verweilen, wie kann es als Rüge einen Improvisator treffen, welcher, in's Dichten hineingestoßen, erst im Dichten den Prozeß des Componirens beginnt,

Digitized by Google

und wie vorher ſich nicht einen Plan machen, auch nachher nichts ausſtreichen kann? Bei dieſer Gelegenheit ward von den Verſammelten eine Probe angeſtellt, die, vielleicht noch nicht vorgekommen, auch ſonſt von Intereſſe ſeyn dürfte. Das Gedicht als Ganzes gerieth, wie angegeben, in einige Verworrenheit, weil der Dichter das Publikum durch alle Zwiſchenſtadien in ſeinem Prozeß mit ſich durchführte, die nachher nicht wieder auszutilgen waren. Wir ſahen die ganze lange Leiter, auf der er zu ſeinem Ziele ſtieg. Nun war es wünſchenswerth, zu wiſſen, ob ſie ihm ſelbſt im Gedächtniß geblieben, wie den Zuhörern, und ob der Impuls, der den Improviſator vorwärts trägt, ihm auch vergönnt, rückwärts zu blicken, und das im Sinne zu behalten, was die Lippen auswerfen. Man fragte alſo, nachdem er das ſchwierige Gedicht zu einem Ende gebracht, ob er ſich und uns Rechenſchaft davon ablegen könne? Er verſtand den Wunſch des Publikums zuerſt falſch, indem er anfing, das ganze Gedicht, wie er es geſprochen, ſtatt in gereimten Verſen, in Proſa wieder herzuſagen. Das wäre zu viel gefordert und zu viel gegeben geweſen. Man wünſchte nur eine Skizze der Fabel, des Gedankenganges. Auch hierin genügte er dem Verlangen auf der Stelle.

Wenn gleich als Produkt dieſe Improviſation die ſchwächſte, war ſie für die Zuhörer doch die intereſſanteſte und lehrreichſte, weil ſie uns in die Maſchinerie der Kunſt Blicke thun ließ. Offenbar hatte der Improviſator einen zu großen Anſatz genommen, er wollte ein volles, großes, glühendes Gedicht ausführen. Aber es war ihm auch nicht eine Minute Zeit gegeben, es ſich ſelbſt vorher zu entwerfen. Dieſe Viſionen und ihre Löſungen, und der Grundgedanke, hatten auch einen Poeten, der, mit der Feder in der Hand, in der ſtillen Stube ſitzt, Kopfbrechen gekoſtet, und viel von dem, was er entworfen und gedichtet, hätte er zum Beſten des Gedichtes wieder verworfen. Der Improviſator darf aber auch nicht einen Reim ändern, geſchweige denn einen Vers, eine Strophe ausſtreichen. Aeſthetiſche Geſetze und Kritik finden daher auf Produktionen der Art keine Anwendung. Es iſt genug, wenn der Improviſator einen Gedanken, und in der äußern Form eine Einheit feſt hält. Seine doppelte Rekapitulation des einmal improviſirten Gedichtes gewährte uns aber das Reſultat, daß ſeine dichteriſche Faſſungskraft befähigt ſey, Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit zugleich im Sinne zu behalten. Das Verſe ſprechen iſt die Gegenwart; aber indem der Mund ſpricht, beſchäftigt ſich der Geiſt mit der Zukunft, er entwirft das Folgende. Und zugleich muß ein Reſidium da ſeyn, eine Gedächtnißkammer, in welcher er das Geſprochene aufſpeichert.

Das Reſultat für uns war, nicht daß die deutſche Poeſie durch die deutſche Improviſationskunſt gewinnen wird, aber daß auch bei uns eine ſolche Kunſt, was oft beſtritten ward, möglich iſt. Das konnte man nach dem, was wir bisher von Improviſationen gehört, bezweifeln. Es waren entweder Tiraden und lyriſche Intermezzos, bei denen ein vorher zurückgelegtes Kapital gelegentlich, ſo gut es ging, benuzt wurde, oder Kunſtſtücke, aufgegebene Reime u. ſ. w., wie ſie ein gemiſchtes Publikum liebt, um zu lachen. Die Durchführung eines Themas, mit beſtimmten Blicken auf das Ziel, vermißten wir noch immer. Es kam manches Geſchickte, mancher glückliche Wurf zu Stande, aber ſelten etwas Durchgebildetes. In dieſer Beziehung hörte ich hier die erſte Improviſation, was ich darunter verſtehe. Herr Volkert bringt nichts in der Seitentaſche (d. h. ſeines Gedächtniſſes und ſeiner Phantaſie) mit, was er verſchlingt und verwebt mit der Aufgabe, um uns glauben zu machen, es ſey das ſelbſt die Aufgabe. Er arbeitet ehrlich los auf das ihm Gegebene und bildet und ſchafft nach ſeinen Kräften. Er will lieber auf geradem Wege ſeine Aufgabe löſen, als auf Seitenwegen glänzen und gefallen.

Dies wurde von den Zuhörern einſtimmig anerkannt und ſie ſtellten ihm deßhalb bereitwillig ein Zeugniß aus, welches in mehreren Punkten, wäre es nicht auch improviſirt worden, wohl noch günſtiger hätte ausfallen können. Freilich iſt es nicht damit gethan, daß ein Improviſator frei iſt von allem Charlatanismus, der vielleicht ſogar nothwendig iſt, wo dieſe Kunſt nach Brod geht; und das iſt zur Zeit in Deutſchland der Fall. Die Anſpruchsloſigkeit, mit der Herr Volkert auftritt, die beſcheidene Offenherzigkeit erweckt ihm freundliche Geſinnung, aber lockt kein Publikum. Wer dafür bezahlt, will in der Regel nicht Poeſie, und namentlich nicht die des Gemüthes, ſondern Ueberraſchung, Kunſtſtücke, Vieles zum Lachen. Aber es wird auch gebildete Kreiſe geben, wo ſeine Fähigkeit und ſein Wille Schätzung finden dürften. Namentlich ſollte ich meinen, daß ſeine Kunſt vor dem weiblichen Publikum der meiſten Anerkennung ſich erfreuen müßte. Er ſpricht zum Gefühl, und kann ſeine Sprache gleich noch veredelt werden, ſo iſt doch ſchon alles Rohe, Beleidigende vermieden. Was Organ und auch Geſten anlangt, muß er indeß noch viel thun, und kann dies, unbeſchadet dem Vorwurf, daß er in's Theatraliſche überginge. Nur im Feuer der Improviſation erhebt ſich die Stimme und überwindet Accentnachläſſigkeiten, welche beim ruhigen Anfang das Ohr verwunden.

Das erfreuliche Reſultat im Allgemeinen iſt, daß unſere reiche und wohltönende Sprache auch ſo durchgebildet und ſchmiegſam geworden iſt, daß ſich darin ausführen läßt, was man nur in den romaniſchen Sprachen für möglich hielt. Der Reim fließt uns nicht auf die Lippen wie dem Italiener; aber dem, der ihn zu ſuchen weiß, kommt er freundlich entgegen. Es iſt noch kein

Digitized by Google

halbes Jahrhundert her, daß die deutsche Kritik es für thöricht hielt, die Ottaverime der Italiener im Deutschen wiedergeben zu wollen. Unsere Speache sey bei ihrer Armuth an Reimen ein für allemal nicht dazu gemacht; und wir hören jezt in deutschen Ottaverimen improvisiren! Das ist ein Fortschritt. Im Moment des Ueberlesens einen Gedanken fassen, ein Bild dafür erschauen und im nächsten in wohlklingenden Versen diesen Gedanken entwickeln, dieses Bild ausführen, ist eine errungene Gewalt über die Sprache, und wenn auch nichts Positives damit errungen würde, ein Schritt vorwärts. Deßhalb, nicht der Poesie wegen, mögen wir den Improvisatoren ein freundlich Gesicht zeigen. Und wäre es nicht denkbar, daß, wenn die Kunst in ihrer Technik weiter ausgebildet ist, einmal auch ein begabter Dichtergeist dieser Form sich bemeisterte, und durch improvisirte Gedichte eine Begeisterung hervorriefe, die für die gedruckten schlafen gegangen ist?

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Napoleons Leichenfeier im cirque olympique. Es war einmal ein König und eine Königin.

Der cirque olympique, welcher schon seit einiger Zeit den prunkenden Titel Théâtre national angenommen, obschon dieses Theater mehr mit Pferden und andern Thieren zu thun hat, als mit der Nation, hat den klugen Einfall gehabt, Napoleons Todtenfeier darzustellen, damit diejenigen, welche der wirklichen Feier nicht beigewohnt, sich einigen Begriff davon machen können, ungefähr wie man sich nach einem gestochenen kleinen Umriß einen Begriff von einem großen Gemälde machen kann. Es ist ein Schauspiel, wie es nur der cirque olympique mit seinen vielen Pferden und Menschen zu geben vermag. Gesprochen wird im Stücke wenig, und dies sehen die Zuschauer als einen Vortheil an; denn im cirque olympique gewinnt man immer mehr beim Sehen als beim Hören, und man schenkt den Dichtern gern die Mühe, Worte aneinander zu reihen. Im erwähnten Stücke beginnt die Handlung mit dem Abholen des Leichnams Napoleons auf St. Helena. Dann wird die Landung an der Küste Frankreichs, und dann der Zug, wie er die Seine hinaufgeht, dargestellt, wobei Ansichten der Städte, vor welchen die Flotille vorbeifährt, im Hintergrunde sich zeigen; endlich wird der Zug nach dem Invalidenhôtel so gut wiedergegeben, als es auf einer Bühne möglich ist; das heißt, wo in der Wirklichkeit zehntausend Mann vorüberzogen, läßt der cirque olympique hundert vorübergehen. Was sich dabei etwas besser ausnimmt, als im wirklichen Zuge, das sind die weiland kaiserlichen Uniformen. Bekanntlich hatten manche Offiziere der ehemaligen großen Armee ihre Uniformen behalten und bei dieser Gelegenheit wieder angelegt. Aber seit 25 Jahren waren manche dieser Offiziere viel dicker, andere magerer geworden, die Monturen paßten nicht mehr zu den Leuten und waren selbst sehr veraltet. Diese Erscheinung der alten kaiserlichen Uniformen hatte daher etwas Groteskes, welches die Klügern von der Wahrheit überzeugte, daß alles seine Zeit hat, und daß es eben so wenig passend ist, jezt wieder alte kaiserliche Röcke zu tragen, als wenn man den Franzosen zumuthen wollte, sich wieder unter den kaiserlichen Despotismus zu beugen. Auf andere Weise hat ein Deutscher in Paris einen Theil der Feier wiederholt; ich weiß aber davon nicht mehr, als was die Tageblätter gemeldet haben. Ein reicher preußischer Jude, Namens Elmar, soll nemlich einen Saal nach dem Muster des Invalidendoms haben schwarz behängen und darin Mozarts Requiem aufführen lassen. Wer dabei gewesen und wie diese Nachahmung ausgefallen ist, wird nicht gesagt. Die geladenen Gäste haben den Einfall und die Ausführung wahrscheinlich sehr gepriesen, und vielleicht hat der Hausherr wirklich mit großen Opfern auch etwas Großes zu Stande gebracht. Die beim Leichenzuge aufgeführten Trauermärsche sind in den Concertanstalten öffentlich wiederholt worden; somit hat man die Neugierde Aller befriedigt. Hinsichtlich des Grabmals herrscht noch immer die alte Ungewißheit; auch thut man wohl, sich nicht zu übereilen; aber wahrscheinlich wird auf jeden Fall die schöne Rotunde des Invalidendoms verdorben werden, da die Architekten sicher nicht unterlassen, das Bestehende zu zerstören, um das Vergnügen und den Vortheil zu haben, etwas Neues zu schaffen. Die plastische Kunst ist auch beschäftigt, den Pomp der Leichenfeier, welchen die legitimistischen Tageblätter eine Mascarade und eine farce lugubre nennen, darzustellen, und dann wird die Sache wohl ein Ende haben, bis etwa nach Vollendung des Mausoleums wieder etwas erfunden wird, um Lärm zu machen. — Längst sind die Pariser wieder mit andern Dingen beschäftigt. Das Renaissancetheater wollte unter der neuen Direktion seinen Schauspielsaal eröffnen, und die Vorstellungen mit einem Stück von einem Dichter Namens Leon Gozlan beginnen, welcher bisher für's Theater noch nichts geschrieben hat. „Es war einmal ein König und eine Königin;" der Titel war pikant; jedoch war es nicht so sehr der Titel, als was von dem Inhalte verlautete, was das Publikum nach dem Stück lüstern machte. Man hatte erfahren, daß witzige Anspielungen auf eine junge Königin und auf ihren Gemahl, welcher kein König ist, darin vorkommen, und man statt eines Mährchens die Wirklichkeit vor Augen haben werde. Dies kam wie gerufen zu einer Zeit, wo man mit England schmollte und jede Gelegenheit vom Zaun griff, seinen Unmuth auszulassen. Die Theaterrevisoren (Censoren können sie nicht füglich genannt werden) hatten nichts Arges im Manuskript des neuen Stückes gefunden und keinen Anstand genommen, die Darstellung zu erlauben. Erst als einige vorlaute Stimmen im Publikum und in den Zeitungen die Pariser auf die lustigen Dinge aufmerksam machten, welche im neuen Stücke vorkommen sollten, wurde der Minister des Innern besorgt und ließ sich das Manuskript zeigen. Ihm schien beim Lesen die Sache nicht so unschuldig, als seine Leute (die Theaterrevisoren nämlich) sie gefunden. Er hatte Bedenklichkeiten, wollte dies und jenes ausgestrichen oder geändert haben; man sollte an keine wirkliche Königin, noch an ihren jungen Gemahl dabei denken, und noch weniger über beide lachen können; der Spaß sollte ganz bei Seite bleiben. Unterdessen wurde die Theaterdirektion wegen des langen Aufschubs ängstlich; denn bei einer so großen Unternehmung, wie ein Theater in Paris ist, sind einige Tage Aufschub eine kostbare und kostspielige Zeit.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. Februar 1841.

Quid Nero tam saeva crudaque tyrannide fecit?
Haec opera atque haec sunt generosi principis artes.

Juvenal.

Briefe zweier Römerinnen

aus den Zeiten des Nero.

Von A. v. Sternberg.

(Bruchſtück des Romans Britannicus.)

Sappho an Euterpe.

Küſte von Sorrent.

Meine Liebe, obgleich du eine Prieſterin der Veſta biſt, ſo habe ich armes Weltkind doch ſo wenig Ehrfurcht vor dir, daß ich mich erdreiſte, dir ohne Umſtände alles zu ſchreiben, was mir in den Sinn kommt und was der Griffel ruhig hinzeichnet. Ich bin nun ſchon zwei der ſchönſten Sommermonate an dieſer himmliſchen Küſte, und meinſt du, ich bereue es? Durchaus nicht. Ich laſſe Rom Rom ſeyn. Kann ich denn auch ändern, was mir dort mißfällt? Ich müßte denn eure Paläſte, auf die ihr ſo ſtolz ſeyd, ſämmtlich niederreißen, ich müßte eure Säulenordnungen über den Haufen werfen, eure Tempel der Erde gleich machen, und dann, um mein Werk zu krönen, den Tiber über euch hinleiten; er müßte mir alles wegſchwemmen, was daran erinnern könnte, daß einſt ein ſo ſchwerfälliger und langweiliger Steinhaufen exiſtirt hat, als euer Rom iſt. Siehſt du, Euterpe, ſo denke ich über euch und eure Götter. Ich will von keinem Dinge mehr wiſſen als von dem friſchen, freien Element, wie ich es hier athme. Ich will ein Dutzendmal am Tage mich in das Meer ſtürzen, ich will in meiner Tunika von ſimpler Leinwand durch die kunſtloſen Haine und Gebüſche dahinflattern, mein Haar den Winden Preis gebend und meinen kleinen, dünnen Schleier den mißgünſtigen Dornhecken, die lange nicht ſo doshaft und gierig ſind, wie eure Prokuratoren und Provinzverwalter, die nach Rom kommen, um die bunten Lumpen zu zeigen, die ſie, wie die Dornhecke, den armen Leuten der Provinz vom Leibe geriſſen haben.

Iſt das noch meine Sappho? ruft du verwundert aus. Iſt das die leidlich hübſche Frau, die am Hofe des Nero Glück machte durch ihre Sarkasmen und durch ihre goldgewirkte Tunika? Ja, gutes Mädchen, ich bin dieſelbe Sappho, die bei euch ſo viel Thorheiten deging; ich bin es, die du zuletzt geſehen haſt, mit Schmuck beladen, an eine Säule des Eingangs gelehnt, mit Seneca plaudernd. Mein pauſchigtes Gewand erregte deine Lachluſt, ebenſo das Armband, das Virgil, dem man weiß gemacht, daß er ſchöne Arme habe, einſt getragen. Alle dieſe Dinge ſind für mich jetzt läppiſcher, verderblicher Tand. Ich bin zufrieden, daß ich eure ewigen politiſchen Zänkereien nicht höre, daß ich Seneca nicht mehr zu tröſten habe über den möglichen Verluſt ſeines

Landhauſes, und daß ich vor allen Dingen dieſen ſchwerathmenden, dickhalſigen Kaiſer nicht zu ſehen brauche, dieſen Nero, dem die Eumeniden einen ewigen, faſt an's Kindiſche grenzenden Ekel an allen Erſcheinungen in die Seele gelegt haben. Wie oft ſuchte ich mein Heil in der Flucht, wenn ich ihn über den glatten Marmorboden auf mich zuwanken ſah und das ächzende Grunzen vernahm, das er immer ausſtößt, wenn er Jemanden erſpäht, der ihm Rede ſtehen ſoll. Ich ſehe noch den Schwarm von unterthänigen Königen hinter ihm drein, die ihre Diademe in dem Staub ſeiner Füße baden und vergeſſen, daß ſie ſelbſt, wenn ſie mehr Muth hätten, zu Hauſe ſo herrſchen könnten, wie ihr Tyrann in Rom herrſcht. Meine Bemühungen waren umſonſt, meine Flucht mißlang und ich ſah die mit allen Wohlgerüchen der eroberten Zonen parfümirte fette, kleine Hand des Kaiſers mir einen nachläſſigen gnädigen Gruß bieten. Wovon ſprachen wir? Euterpe, ich ſchäme mich, es zu ſagen. Wie viel Goldfäden der Saum meines Obergenerals zähle, das wurde ſcharfſinnig ermittelt und auf's Unwiderleglichſte beſtimmt. Dann erzählte mir Nero die Geſchichte einer mit Goldpuder beſtreuten Perrücke, die Poppäa, ich weiß nicht mehr, ob verloren oder gefunden hatte. Und alles dieſes wurde keuchend, ſchnarchend, im Qualm eines mit Gewürz und Wein beladenen Athems erzählt. Waren das Dinge, die ich mit dem Herrſcher der Welt verhandelt hätte, wenn es nach meinem Willen gegangen wäre? Gewiß nicht. Ich hätte ihm von den armen, aber glücklichen Bewohnern ſeiner unterjochten fernen Reiche erzählt, die ihn Beglücker und Vater nennen, während die Römer ihn ihren dicken, boshaften Luſtigmacher ſchimpfen und alle Tage erwarten, daß er ihnen das Haus über dem Kopf anzündet. Die Wahrheit iſt, daß er unvorſichtigerweiſe mit Allem ſeinen Scherz treibt und kein Volksvorurtheil mehr achtet. Man ſieht ihn deßhalb auch gleichgültig an, wenn er auf goldenem Triumphwagen durch die Stadt zieht, die Senatoren vor ihm her, und hinter ihm die Könige der Erde. Numa, der erſte und größte Römer hatte nur ein Gefolge von Hirten, aber ſein glückliches Volk kniete und warf ſich in den Staub vor ihm. Wenn Nero daher zieht, unter dem furchtbaren Lärm kriegeriſcher Inſtrumente, ſo ſieht man nur Geſindel auf den Straßen, der arbeitſame Bürger thut keinen Schritt aus ſeiner Werkſtätte, um den gekrönten Schauſpieler zu ſehen. Das iſt ihm auch gleichgültig; er ſelbſt ſagte mir einmal: „Könnte ich den Narren Nero nur einmal zu ſehen bekommen, ich würde mich ſatt lachen an ſeinen Streichen.“ Gleich darauf iſt er wieder voll Tiefſinn und Erhabenheit.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Griechenland.

(Schluß.)

Die Augen der Menge waren auf das geſperrte Feſtungsthor gerichtet, durch das die Delinquenten, einer nach dem andern, gebracht werden ſollten. Endlich erſchien eine Abtheilung Gensdarmen, in ihrer Mitte ein ſchwer mit Ketten beladener Controjanni. Die Reihen der Truppen öffneten ſich und herein trat der Jüngſte der fünf Brüder, 16 bis 18 Jahr alt, von ſanftem Ausſehen, um auf das Blutgerüſt zu ſteigen. Feierliche Stille herrſchte rings umher. Die Ketten wurden ihm abgenommen, er mit auf den Rücken gebundenen Händen dem Henker übergeben, und dieſer führte ihn der Guillotine zu. Willig ſtieg der Schuldbeladene auf's Blutgerüſte; dort angelangt, wandte er ſein Geſicht der Menge zu und unterbrach durch den zitternden Ruf: „Verzeiht mir, Brüder!“ die ängſtliche Stille. Wie aus Einem Munde erſcholl die tauſendfache Erwiderung: „Wir verzeihen!“ — „Verzeiht mir, Brüder! Ich war nicht der Schlimmſte, ich wurde gezwungen; verzeiht mir, ſo wird Gott euch verzeihen!“ Donnernd ſchallte es abermals durch die Reihen: „Wir verzeihen,“ und ſelbſt die griechiſchen Truppen ſtimmten in dieſen Ruf ein, was ihnen verwieſen wurde. Indeſſen wurde das Brett, an welches der Verbrecher gebunden war, in horizontale Lage gebracht, einer leichten Bewegung des Schwerzen folgte das Raſſeln des Fallbeils, verbunden mit einem naſſen Schlage — ein Blutſtrom ſchoß durch die Säulen der Guillotine — der Unglückliche war nicht mehr. Der Körper wurde vom Brette losgebunden und in die erwähnte Grube geſtürzt, wo ſich der Kopf bereits befand. Die Henker machten ſcherzend ihre Bemerkungen, wuſchen das Blut vom Todesgerüſte weg und erwarteten gleichgültig den Zweiten.

Abermals öffnete ſich der durch die Truppen geſchloſſene Raum, und der Nächſtjüngſte der Brüder beſtieg mit finſterer Miene die blutige Tribüne. Auch er rief: „Verzeiht mir, Brüder!“ gleichgültig ließ der Schwarze das Meſſer fallen, und auch dieſer hatte aufgehört zu leben. — Der Dritte, ein unanſehnliches Männchen von etwa 30 Jahren, betrat das Schaffot mit einer Keckheit, die ſelbſt den Henker verblüffte. Als man ihn jedoch auf das blutbenetzte Brett befeſtigte, fiel der freche Muth; er bat um einige Augenblicke Aufſchub, indem er wichtige Entdeckungen zu machen habe. Eine Gerichtsperſon und der Kommandant der Truppen traten herbei. „Die Bande der Controjanni hat große Schätze verborgen; ich bin bereit, ſie euch zu zeigen, wenn ihr mir das Leben ſchenkt,“ ſo begann der Verbrecher ſeine Eröffnungen und verſchwendete eine Menge Worte, die

Digitized by Google

daſſelbe wiederholten; auf dieſes Anſinnen konnte nicht eingegangen werden. Unter verzweifelten Bitten um ſein Leben wurden Anſtalten gemacht, die ſeinen Kopf unter das Fallbeil brachten; endlich begehrte er einen Geiſtlichen. Der Pope näherte ſich und erhielt von dem zum Tode Beſtimmten eine kleine Börſe, wobei ihm einige Worte zugeflüſtert wurden, die Papa Dimitri für ſich zu behalten für gut fand. Jezt ſchien dem Schwarzen die Sache zu lang zu werden; ſo ſehr auch der Angebundene flehte, ſo oft er auch das Wort „Schätze" hören ließ, der Henker hatte kein Erbarmen — hinrollte ſein Haupt zu den Leichen ſeiner Brüder.

Jezt nahte ſich der vierte der edeln Brüder, ein verſtockter Sünder, der ſelbſt von einem Geiſtlichen nichts wiſſen wollte. Ohne ein Wort zu ſprechen, betrat er hohnlachend die Bühne, ſpie dem Schwarzen in's Geſicht und wollte ſich eben in die nöthige Stellung bequemen, da ging am heitern Himmel die Sonne auf. Dieſes Schauſpiel war ſo überraſchend, daß der Verbrecher, wie vom Blitz getroffen, zu Boden ſank, und das Geſicht der Sonne zugewendet, ſendete er ſein lezteS Gebet zum Himmel.

„So hat mancher ſeiner Mitbürger vor ihm auf den Knien gelegen," flüſterte mir ein Eparch aus Arcadien zu; „ſo hat manche Mutter um das Leben ihrer Kinder, manche Jungfrau um Schonung ihrer Ehre zu ihm gebetet, ohne erhört zu werden! Vielleicht findet er den himmliſchen Vater barmherziger als er es hier geweſen." So ſprachen ſich die Gedanken des Volkes aus, und es bedurfte ſolcher Erinnerungen, um nicht zu einem Mitleiden gerührt zu werden, das hier verſchwendet geweſen wäre. — Bald lag der jezt Betende, ohne ein einziges Wort geſprochen zu haben, eine Leiche unter Leichen.

Das Thor der Feſtung öffnete ſich für den lezten der Brüder. Dieſer, der älteſte der Familie, ein kleiner, wildausſehender Mann von 36 — 40 Jahren, war der eigentliche Chef der Horde, und nach den Schilderungen der Griechen in jeder Beziehung ein Unmenſch. — Als die Menge ſeiner anſichtig wurde, hörte man gräßliche Verwünſchungen gegen ihn, doch bald kehrte die tiefſte Stille zurück. Die Glieder öffneten ſich zum fünften Male, und mit leichten Schritten, als ginge es zum Tanze, trat Controjanni in die Schranken. Die Ketten fielen von ſeinen Füßen und der Henker nebſt ſeinen Gehilfen ſchickten ſich an, ihr Opfer aus den Händen der Gensdarmen in Empfang zu nehmen.

„Was willſt du?" fragte mit frecher Stirn Controjanni den ſich nahenden Schwarzen; ſchweigend zeigte dieſer auf die Guillotine. — „Ich verſtehe; ich ſoll meinen Hals da hineinſtecken." — „Wenn's gefällig iſt," entgegnete der faſt außer Faſſung gebrachte Sohn Arabiens und machte Miene, ihn am Arme zu faſſen. — „Laß mich; wenn man bis hierher allein gehen konnte, kann man auch allein dort hinaufſteigen. Oder glaubſt du, ich fürchte mich vor dem Tode? Ich ſage dir, Controjanni hat dem Tode öfter in's Auge geſehen als alle die blauröckigen Bavareſen hier." — Der Arader ſchien ſich indeſſen wenig um dieſe Todesverachtung zu kümmern, er zog den Heiden der Guillotine zu. Von Seiten des Publikums wurden während dieſes Geſprächs öfters die Worte „Palikari" und „gut, ſehr gut" vernommen.

Bevor Controjanni die Stufen hinauf ſtieg, bat er um die Erlaubniß, die „Carmagnola" erſt beſehen zu dürfen; er habe noch nie ein ſolches Ding zu Geſicht bekommen und werde wahrſcheinlich auch ſpäter keines mehr ſehen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und Controjanni unterſuchte die einzelnen Theile derſelben mit einer Aufmerkſamkeit, als ob er eine Zeichnung davon entwerfen ſollte. Als er an das aufgezogene Fallbeil kam, bat er, es niederzulaſſen, betrachtete es, und ſich an den Hals fühlend, fragte er, ob es gut ſchneide. „Das wirſt du in einigen Minuten beſſer wiſſen als ich," entgegnete mit teufliſchem Gelächter der Schwarze; Controjanni ſpie ihm in's Geſicht. Finſter ging der Beſchauer um die überſpannte Grube, wohl ahnend, daß dort die Leichen ſeiner Brüder liegen. Jezt ſtieg er feſten Trittes die Stufen hinauf, ſtellte ſich vor die Säulen der Guillotine und bat mit Beſcheidenheit, einige Worte ſprechen zu dürfen. Der Kommandant der Truppen, ſicher durch die getroffenen Maßregeln, und neugierig, wie weit es der Unerſchrockene treiben und welchen Eindruck ſeine Worte auf die Menge machen würden, geſtand es ihm zu. Nach einer leichten Verbeugung hielt der Räuberchef ungefähr folgende Rede:

„Brüder! ich bin ein ſchlechter Menſch; ich habe Mordthaten begangen, geraubt, Leute unglücklich gemacht, und ſoll jezt meine Strafe empfangen; ich ſterbe durch die Hand eines ſchwarzen Hundes unter der Carmagnola! Ob ich dieſe, eines freien Griechen unwürdige Strafe verdiene, mögt ihr entſcheiden." — (Kein Zeichen der Theilnahme.) — „Nie habe ich die Geſetze der Kirche verlezt, nie die Faſten gebrochen, nie ein Kloſter zerſtört; ich bin ſtets ein guter Chriſt geweſen." (Bei dieſen Worten zog er ein kleines Crucifix aus ſeinem Buſen und preßte es an ſeine Lippen. Kein Zeichen der Theilnahme von Seiten der Menge.) „Jezt, Brüder, wollt ihr mich ſchlachten laſſen! Ihr ſeht, ich bin kein ſo ſchlechter Menſch! Dreimal habe ich gegen eine Anſtellung der Regierung meine Unterwerfung angeboten; ſie wurde nicht angenommen, ich wurde gezwungen, ein Räuber zu ſeyn." (Alles bleibt ruhig; der Sprecher geräth in Wuth.) „Griechen, ich ſoll geopfert werden, während Fremde, die eure Religion mit Füßen treten, eure Klöſter aufheben, eure Freiheit gefahrten, ungeſtört ihr

Wesen treiben! Diese Fremden, diese Bavaresen, rottet sie aus!"

Hier wirbelten zwanzig Trommeln und seine weitern Worte wurden nicht vernommen. Controjonni schäumte vor Wuth, schleuderte das Crucifix weit weg und ließ sich unter das Fallbeil schieben. Erst in dieser Lage, als er vor sich die Körper seiner Brüder erblickte, gewann bei ihm das menschliche Gefühl auf einen Augenblick die Oberhand. „Ach, mein Bruder Georgi!" (so hieß der Jüngste) rief er bewegt; doch bald kehrte die Leidenschaft zurück, und unter gräßlichen Flüchen fiel sein Haupt.

Mit klingendem Spiele zogen die Truppen in ihre Kaserne, die Guillotine wurde abgebrochen und nichts blieb zurück als in der Grube fünf entseelte Körper und fünf getrennte Köpfe. Nie werde ich diesen Anblick vergessen; selbst die rohen Griechen schauderten. Der Eindruck wirkte; ruhig zog die Menge dem Thore zu, und in ernster Stille lieſen die Worte durch die Reihen: „Sie haben ihre Strafe erlitten, Gott sey ihnen gnädig!" Der Henker und seine Helfer erhielten die ihnen zugesagte Belohnung und wurden durch die Goelette Karaiskaki auf die türkische Insel Samos gebracht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Theatercensur. Lamennais. Victor Hugo Akademiker.

Der Direktor begab sich mit dem Verfasser des Stücks und mit einigen Mitgliedern der Deputirtenkammer zum Minister. Dieser nahm die Herrn sehr höflich auf, theilte freimüthig seine Bedenklichkeiten mit und versprach, wenn gewisse Aenderungen vorgenommen würden, der Aufführung kein Hinderniß in den Weg zu legen. Direktor und Theaterdichter gingen getrost von dannen, und das Stück wurde auf den folgenden Abend angekündigt. Aber bald darauf kamen den Ministerialbeamten neue Bedenklichkeiten, neue Gewissensscrupel. Das Publikum konnte sich gewaltig antienglisch im Parterre äußern. Würde man dann nicht in St. James oder in der berühmten Downing street mit Recht fragen: „Warum erlaubt die französische Regierung, daß man uns auf den Pariser Bühnen beschimpft, da sie doch Leute besoldet, welche das Unanständige von den Brettern fern halten sollen? Erlauben wir uns etwas Aehnliches auf unsern Bühnen?" Der Minister des Innern befahl am Tage der Vorstellung, daß dieselbe einstweilen unterbleiben solle. Da das Publikum hievon nicht benachrichtigt wurde, so erschien es Abends, um an den Anspielungen seinen Spaß zu haben. Erst vor den Thüren des Schauspielhauses vernahm es, daß keine Aufführung stattfinden würde. Nun behaupteten die Oppositionsblätter, der englische Gesandte habe Einsprache gethan, und die Regierung habe demüthig seinem Anmuthen willfahrt. Auch die Theaterdirektion beklagte sich, daß bedeutende Kapitalien auf dem Spiele ständen, und das ministerielle Verbot die Unternehmung zu Grunde richten würde. In den Tagesblättern spottet man auch über die mit dem Stücke vorgenommenen Abänderungen. Einige behaupten, die Handlung habe müssen nach Sardinien verlegt werden, damit man nicht an den Prinzen Albert denke; andere sagen, statt: Es war einmal ein König und eine Königin, habe das Stück heißen sollen: Es war einmal eine Königin, aber kein König. Noch andere wollen es der Regierung nicht verzeihen, daß sie so ängstlich besorgt ist wegen gekrönter Häupter, welche in ihrem eigenen Lande von den Karrikaturisten nicht geschont werden. Und wie viele Späße werden nicht, sagen sie, in England gegen die Franzosen zu Tage gefördert, wo nicht auf der Bühne, doch in Spottbildern?

Abbé Lamennais hat von dem Urtheile, welches ihn wegen seiner lezten Schrift zu einjähriger Haft verurtheilt hat, nicht appellirt, sondern ist ruhig und still in's Gefängniß gegangen. Er hätte dort mit großem Gepränge seinen Einzug halten können; denn eine Schaar von Jünglingen stand bereit, ihn dahin zu begleiten. Er verbat sich die Ehre in den Tagesblättern, und somit unterblieb der feierliche Aufzug, welcher leicht Anlaß zu Unruhen hätte geben können. Abbé Lamennais ist der erste berühmte Schriftsteller, welcher seit der Julirevolution wegen einer politischen Schrift von den Gerichten zu Gefängnißstrafe verurtheilt worden ist. Der schlichte Geistliche lebt in St. Pelagie, wie er zu Hause lebte. Er hat sein eigenes Zimmer, arbeitet fleißig und empfängt seine Freunde, nur die Freiheit fehlt ihm, und das Vergnügen, Musik zu hören. — Daß Victor Hugo zum Mitgliede der académie française ernannt worden, ist ein deutlicher Beweis, welche Macht die öffentliche Meinung in Paris erhalten oder eigentlich stets behauptet hat. Wenigstens die Hälfte der Akademie hielt sich im Gewissen verbunden, diesem Dichter ihre Zustimmung zu versagen, weil sie sich einbildet, die Akademie sey da, um die Sprachreinheit wie einen unantastbaren Schatz zu wahren, Victor Hugo aber sich mit der französischen Sprache allerlei Freiheiten herausnimmt, so daß seine Dichtersprache von der alten Corneille-Racine's und Voltaireschen himmelweit verschieden ist. Nur in Prosa spricht er wie andere Schriftsteller. Der geniale Dichter war daher schon zehnmal zurückgewiesen worden, und es gingen im Publikum allerlei Bonsmots der Akademiker herum. Einer hatte gesagt: Victor Hugo hat Ansprüche genug, um einmal aufgenommen zu werden, aber es gibt Gründe genug, um ihn olermal abzuweisen. Scribe soll gesagt haben, man könne von einem Kandidaten fordern, daß er wenigstens französisch schreiben könne. Andere behaupteten, wenn Victor Hugo im Auslande einen so großen Ruf habe, so komme dies wohl daher, weil er, seiner fremden Sprache wegen, von Fremden besser verstanden werde als von Einheimischen. Die ältern Akademiker, besonders diejenigen, welche unter dem Kaiserreich glänzten, als Napoleon ihre Federn in Anspruch nahm, und für Muster der Schriftstellerei galten, seitdem aber ihr altes Ansehen verloren haben, waren am erbittertsten gegen Hugo, den sie als einen Sprachverderber, fast als einen Barbaren betrachten; dagegen waren die jüngern ihm zugethan, und alle Tagesblätter, welche von jungen Leuten redigirt werden, das heißt die Mehrzahl, nahmen sich eifrig seiner an und beschuldigten die Akademie der Pedanterei und des Vorurtheils. Zulezt mußte die Akademie doch nachgeben, so sehr sie sich auch anfangs gesträubt hatte, und wählte Victor Hugo, zum großen Aergerniß der alten Puristen, welche von nun an dem gänzlichen Verfall der académie française entgegen sehen. Schon Lamartines Aufnahme war ihnen ein Dorn im Auge gewesen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. Februar 1841.

Freiheit ſchuft ihr euch,
Habt zum Ungeheuer die Göttin umgeſchaffen.
Reiniget euch,
Und fleht der entweihten,
Daß ſie euch ſie verzeih', die Verwandlung!

Klopſtock.

An die Franzoſen.

December 1840.

Ihr habt ſo lang die Freiheit als Sirene
Mißbraucht, um uns zu fah'n mit ihren Liedern;
Nun zeigt ihr doch einmal die eignen Zähne.

Und Zeit iſt's, daß wir auch ein Wort erwiedern.
Frankreich, der Freiheit Mutter, bot dem Kinde
Die Hand — die Hohe neigte ſich zur Niedern.

Nun aber reißt ihr ſelbſt die Augenbinde
Uns weg, kein Dunſt ſoll länger uns umnebeln;
Für eure Müh wollt ihr ein Angebinde,

Und droht dazu von fern mit blanken Säbeln:
Wir ſollen auf die Kleinigkeit nicht ſchauen,
Dafür ſoll kein Despot uns ferner knebeln;

Und gerne für ein Paar von unſern Gauen
Gibt man uns — zugegeiffen! — Land am Don.
Rhein oder Don — ſie ſprechen's ohne Grauen.

Für euern unerhörten, frechen Hohn,
Für euern Geiz, für Sünd' in That und Wort
Nehmt hin — den Dank der deutſchen Nation.

Nun rücken an einander Süd und Nord,
In Deutſchland weht hinfort nur Eine Fahne!
Weg mit dem fremden Unrath, über Bord,

Hinweg mit Gleißnerei und eitlem Wahne!
Wir ſteuern nun dem Freiheitsport entgegen
Mit eignem Arm, auf ſelbſtgebautem Kahne.

Drum war in unſerm Thun kein Heil und Segen,
Drum iſt ſo mancher edle Geiſt verkümmert,
Dem Zweifel an uns ſelbſt ſind wir erlegen.

Nun iſt gottlob das goldne Kalb zertrümmert;
Ihr ſelber halft getreulich zu dem Werke;
Begraben iſt, was Manchen tief bekümmert.

Gott geb' in unſre Sehnen Kraft und Stärke,
Gott geb' in's Herz uns feſte Zuverſicht,
Daß Fürſt und Volk im deutſchen Land es merke,

Woran's gebrach, woran es noch gebricht.
Glückſel'ger Tag, wo eine Männerthat
Uns ſelbſt vom eignen Werthe gibt Bericht!

Der Feind, der uns von je mit Füßen trat,
Der ohne Lieb' und Glauben, ohne Herz,
Im Bühnenſchmuck ſich ſpreizend früh und ſpat,

Digitized by Google

Das Göttlichſte verhöhnt mit frechem Scherz,
Der Feind, dem wir, gebeichtet ſey die Schande!
Die Hand geküßt, als er mit Feu'r und Erz

Verheerend, mordend zog durch unſre Lande,
Er, der nur ſtand, weil wir ihn nicht vernichtet,
Zu dem wir — Unglück führt zum Unverſtande —

In unſrer Noth den Blick auf's Neu gerichtet,
Er ſoll kein Volk von nun an mehr betrügen!
Egypten, Polen — iſt's vielleicht erdichtet,

Daß ſie euch fluchen in den lezten Zügen?
Euch zürnen müſſen ſelbſt des Helden Manen,
Sein bleiches, ſtummes Antlitz muß es rügen,

Daß ihr ihn einſt verlaſſen, den Titanen,
Und jetzo ſeine Gradesruh entweiht,
Unfähig, eure Rohheit nur zu ahnen.

Ihr ſcharrt ihn aus, nur eurer Eitelkeit
Zum Fraß, der ewiggierigen Hyäne,
Ein Greuel, den kein Gott euch je verzeiht.

Und wer iſt Er, um den der Falſchheit Thräne
Jezt rinnt, den ſeine Feind' auf's Neu beſtatten,
Auf die er einſt geſpannt des Bogens Sehne?

Von Freiheit ließ er euch nicht einen Schatten,
Des Aufruhrs heiße Lava ſtand erſtarrt
In ihm, und was die Völker Heil'ges hatten,

Was ſie geliebt, verehrt, mit Schmerz erharrt,
Er riß es ihnen weg und ſchlug's in Stücke,
Die er im blutgetränkten Schutt verſcharrt.

Und wer ſeyd ihr? — Berauſcht von ſeinem Glücke,
Die Zwerge, die des Rieſen Harniſch tragen,
Der Spielball jeder wühleriſchen Tücke

Der Redner, die euch ſchöne Lügen ſagen,
Der Reichen Knechte, die mit Dunſt euch ſpeiſen,
Der Pfaffen, die den Geiſt in Bande ſchlagen,

Der Dichter, die des Laſters Schönheit preiſen:
Iſt das Europa's erſte Nation?
Ein Muſtervolk den Helden und den Weiſen?

Sezt einmal doch die Wahrheit auf den Thron,
Und reißt euch aus des Lügengeiſtes Banden,
Und habt ihr noch ein Ohr für ihren Ton,

So macht der Völker Hoffnung nicht zu Schanden!
Ihr hegt den Wurm des Todes unbewußt,
Gefühllos ſeyd ihr, kalt und abgeſtanden,

Erheuchelt ſelbſt iſt eure Lebensluſt,
Und euer Lachen grelle Fledderfratze;
Es kommt aus öder, freudenleerer Bruſt.

Verſucht's und grabt nach dem verlornen Schatze:
Entſagt dem eitlen, dünkelhaften Streben,
Ob auch die Seifenblaſe Ruhm zerplatze,

Baut euren Acker, keltert eure Reben,
Liebt eurer Jugend Weib in Zucht und Treue,
Und was ihr ſelber nimmer könnt erleben,

Das pflanzt für eure Kinder, für das neue,
Durch eure Buße glückliche Geſchlecht.
Und daß es dauernd dieſes Glücks ſich freue,

Grabt nicht in todte Tafeln euer Recht;
Dem Bürger ſey's in's warme Herz geſchrieben,
Verkauft es nicht, ſeyd ehrlich, recht und ſchlecht,

Gleicht nicht dem Rohr, vom Wind umhergetrieben.
Ein Jeder fühle ſelbſt, und forſch' und ſinne,
Sein eigner Herr im Haſſen, wie im Lieben.

Seht zu, daß hell der Born des Wiſſens rinne,
Entſchlaft nicht auf des Wahns bequemem Stuhle,
Zerreißt das Neß der gier'gen Rieſenſpinne,

Paris, und jedem Dorf gebt eine Schule.
Hebt aus dem Dunkel ſich ein Geiſt des Lichts:
Laßt frei ihn walten, fern dem großen Pfuhle.

Genug jedoch! Ihr achtet's doch für Nichts,
Und nennt es Frechheit, euch nicht zu beneiden.
Doch wenn ſo nah die Stunde des Gerichts,

Da iſt ein Weckruf wohl nicht unbeſcheiden.
Nehmt's, wie ihr wollt, wir haben euch geliebt,
Auf euch gehofft in unſern ſchwerſten Leiden.

Die Hand, die Deutſchland euch zum Bunde gibt,
Ihr ſtoßt ſie weg. Das iſt nicht gut gethan,
Und Manchen hat's wohl auch bei euch betrübt.

Das hätte, löst' er ſeiner Zunge Bann,
Das hätte Beranger euch nie gerathen.
Ja, ſprich ein Wort, du freier, kühner Mann,

Zeig ihnen, was das Ende ſolcher Thaten:
Bündniß mit denen, die ſie ſchelten „Sklaven,"
Europa's Haß und der atlant'ſchen Staaten.

Und ihr, vernehmt ihn, wenn er aus dem Hafen
Der Ruh prophetiſch die Geſchicke deutet,
Und weckt die Furien nicht, die jezt noch ſchlafen.

Digitized by Google

Doch wenn ihr Sturm, und ewig Sturm nur läutet,
Und ſchmähet, die's am deſten mit euch meinen,
Dann lernt, was eitle Seldſtſucht ſich erdeutet,

Die Keinen ruhig läſſet bei dem Seinen.
Das Heerſchild klingt, wir nahen dichtgeſchaart,
Ein Mann für Alle, Alle ſtehn für Einen.

Wollt ihr den Krieg, Glückauf zur kühnen Fahrt!
Wollt ihr den Frieden, Heil dem Bruderbande!
So halten wir's nach unſrer Väter Art,

Recht löst und Weisheit uns die lezten Bande;
Daß ihr ſie löst, der Traum war leer und hohl,
Nicht unſre Freiheit wollt ihr, unſre Schande;
Davor bewahr' uns Gott, und ſo lebt wohl!

Ludwig Seeger.

Briefe zweier Römerinnen.

(Fortſetzung.)

Es gibt Stunden, wo mir dieſer Mann ein verhüllter Gott ſcheint. Er greift dann in ſeinen Purpur, wie der Sklave in ſeine Kette, und läſtert die Götter, daß ſie Alles vor ſeiner dürſtenden Seele in Gold verwandeln, daß ſie den größten Fluch, den Fluch der Macht, ihm aufgeladen. Dann, Euterpe, bin ich unklug genug, mit dem Tyrannen zu ſprechen wie mit einem Menſchen, wie mit einem Mann, dem ich wohl will; aber ſogleich verſchwindet mir unter den Händen der leidende Gott, und das alberne und lächerliche Zerrbild ſteht wieder da. Weßhalb alſo dieſes ewige Spiel ohne Zweck? Beſſer hier in Sorrent mit den Wellen kämpfen als in Rom mit den Launen des Kaiſers.

Doch dies alles bei Seite, ſo mußt du nicht glauben, daß ich völlig unthätig hier bin. O nein, ich habe meine ſechs Philoſophen mitgebracht, und dieſe ſitzen, wenn ich bade, um meine Badewanne herum, und wir ſprechen über die Unſterblichkeit der Seele. Du wirſt mir erwidern: eine Badewanne iſt ein ſehr unpaſſender Platz, um über die Unſterblichkeit nachzudenken, und nun gar über ſie zu diſputiren. Weßhalb? in meinen Bademantel gehüllt, erſcheine ich mir ſelber wie eine in Wolken gehüllte Seele, die ungewiß über ihr Schickſal iſt, und die ſechs Philoſophen erſcheinen mir wie eben ſo viele Todtenrichter, deren Sprüche über mein künftiges Daſeyn entſcheiden. Ich ſitze nun und horche lächelnd, bis dann mein Arzt erſcheint und mir anzeigt, daß meine Badezeit abgelaufen iſt, und dann kehre ich zum Spott aller Syſteme in meinen alten Zuſtand zurück, das heißt, ich wandle wieder, nach wie vor, auf der Erde und nicht in der Sonne oder im Siebengeſtirn herum. Uebrigens gebe ich meinen Philoſophen vollkommene Freiheit, zu thun, was ſie wollen. Nur eine Stunde des Tages und eine des Abends ſchenke ich ihrem Geſchwätz; für die übrige Zeit behaupten beide Theile ihre Freiheit. Wo bliebe ich auch, wenn ich mich, wie in Rom, mit Papageyen, Philoſophen und Putzmacherinnen herumſchlagen ſollte? wenn alle Augenblicke ein arabiſcher Sterndeuter und ein kleiner, ſchmutziger Eremit vom Libanon meine Schwelle betreten dürften? Nein, in Sorrent kennt man dieſes Gezücht nicht, das nur die düſtere Atmoſphäre eurer verpeſteten Weltſtadt füllt, in der Alles Schein, nichts Wahrheit iſt.

Ich ſchreibe dir nächſtens von einem Plane, den ich gefaßt habe.

Euterpe, Prieſterin der Veſta, an Sappho.

Euterpe grüßt dich, meine Sappho! Euterpe bittet ihre erhabene Göttin um Schutz für Sappho! Mit dir ſeyen alle Götter und Göttinnen des Lichts, von dir ewig abgewendet ſeyen die böſen Stunden und ihre Geiſter!

Nachdem ich dich ſo begrüßt habe, will ich dir, meine Treue, berichten, was in der Seele deiner Euterpe vorgeht. Erfahre, daß mich ſeit mehreren Monden ſchon ein ſehr wichtiger Gegenſtand beſchäftigt, die Geheimlehre der Iſis. Welch wunderbare Lehre! welch ein Feld für unſern Geiſt! Ueberhaupt iſt Egypten mein Land. Haben wir in der grenzenloſen Verwirrung unſerer religiöſen Begriffe von irgendwoher Heil zu erwarten, ſo iſt es aus dieſem Lande der Gräber.

Geſtern, in der ſchönſten mondhellen Nacht, die ich je genoſſen zu haben mich erinnere, wandelte ich mit Eucharis in einem der Gartenbezirke des innern Tempelbaus. Wir erreichten eine Höhe, von der man die Ebene überſchauen kann, die ſich jenſeits des Tibers ausbreitet. Ein Nebel lag auf dieſer Fläche, die Mondſtrahlen wühlten in dem geſtaltloſen Dufte, als wollten ſie ihn formen, und wirklich gelang es ihnen. Der Nebel nahm die Geſtalt einer koloſſalen fliegenden Frau an, die ihre Schleier wie Fittiche ausbreitete und damit in die Höhe ſtrebte. Eucharis und ich riefen plötzlich aus Einem Munde: „Ha! das iſt Iſis!“ Und ſie war es auch; es war die troſtreiche Mutter, die ſich unſerer erbarmt und kommt, die Unglücklichen an ihre Bruſt zu ſchließen. Unſere Thränen floſſen, wir ſanken auf die Knie und breiteten der Göttin die Arme entgegen. Aber der Nebel verzog ſich wieder, der Mond leuchtete auf die Ebene herab; Mutter Iſis war verſchwunden. Die Zeit war noch nicht reif für ihr wirkliches Erſcheinen.

Digitized by Google

Du weißt, daß ich vor Kurzem aus Egypten zurückgekehrt bin. Mein Aufenthalt dort war eine besondere Vergünstigung Vestas, die durch einen prophetischen Traum der Oberpriesterin angedeutet hatte, mich nach Egypten reisen zu lassen. Ich wohnte daselbst bei einer Priesterin des ältesten Tempels in Memphis. Du mußt dir diesen heiligen Bau nicht etwa denken, wie unsere römischen Tempel. Diese sind Puppenhäuschen gegen ein egyptisches Gotteshaus. Die Seele glaubt beim Eintritt in diese Jahrtausende alten Mauern das Gefühl der Ehrfurcht und Andacht, das auf sie einstürmt, nicht ertragen zu können. Ich wenigstens mußte mich an die Säulen des Eingangs lehnen, mein Antlitz verhüllen und lange Zeit innerlich nach Muth und Kraft ringen, ehe ich diese Behausung andächtiger Schrecken betrat. Man sagt, daß in diesen Mauern allnächtlich der Schatten des Belus umherwandle. Ich finde das sehr glaublich.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Aristokratische Akademiker. Der Gobertsche Preis.

Man ist jezt neugierig auf die Rede, die Victor Hugo bei seiner feierlichen Aufnahme zu halten hat. Wird er, fragt man, auf seine Kühnheit pochen und den Herrn Akademikern sagen: Ihr seht, daß ich mit meiner Hintansetzung der classischen Sprachregeln und aller classischen Schönheiten eben so weit gekommen bin als ihr Puristen, die ihr nicht wagt, euch ein Haar breit von Racines und Corneilles Mustern zu entfernen, oder wird er beim Eintritt in das gelehrte Corps auf seine bisherige Unabhängigkeit verzichten, seine literarischen Monstrositäten abschwören und sich unter die altclassischen Fahnen stellen? oder wird er wie Chateaubriand gar keine Rede halten? Mit ihm hat sich ein anderer Kandidat, Graf Saint-Aulaire, gleichsam in die Akademie hineingeschlichen, da beide an demselben Tage gewählt wurden. Gegen diese leztere Wahl erheben sich viele Stimmen in den Tagesblättern. Graf Saint-Aulaire ist kein Gelehrter, sondern ein Diplomat; was hat aber ein Gesandter in der académie française zu thun? Freilich hat er eine Geschichte des französischen Bürgerkriegs, der sogenannten Fronde geschrieben, oder wenigstens herausgegeben, denn manche zweifeln, ob er sie selbst verfaßt oder bloß machen lassen. Seine Mitbewerber hatten gültigere Beweise ihres literarischen Talents aufzuweisen; warum hat man ihn vorgezogen? Ehemals hatte die académie française die Gewohnheit, Hofleute zu Mitgliedern zu wählen, weil diese im Besitze des beau langage, der Hofsprache seyen und den Gelehrten zeigen können, wie man sich höflich und zierlich auszudrücken habe. Es mag wirklich eine Zeit gegeben haben, wo der Hof die Sprache besser und gewandter handhabte, als die Gelehrten vom Fache. Aber diese Zeit ist längst vorbei. Sie war lange vorbei, ehe der Mißbrauch aufhörte, Hofleute zu Akademikern zu machen. Man sieht aus Dalemberts Briefen, welchen Unwillen der gelehrte Mathematiker über diese Thorheit empfand. Durch die große Revolution schien dieser Mißbrauch nebst so vielen andern verschwunden zu seyn. Es war kein Hof mehr da, mithin auch keine Hofleute. Als die Akademien wieder aufkamen, wählte man Anfangs nur Gelehrte zu Mitgliedern; aber bald fand sich die alte Schmeichelei und Unterwürfigkeit wieder ein. Man überredete die mächtigen Staatsbeamten, Prälaten u. A. sie würden Zierden der Akademie seyn, und die Akademiker sich aus ihrer Aufnahme eine große Ehre machen. So kamen denn Minister, Staatsräthe, Pairs, Erzbischöfe wieder in die Akademie, obschon sie derselben wenig frommen und den Sitzungen selten beiwohnen. Und so ist denn auch jezt Graf Saint-Aulaire in die Akademie aufgenommen worden, während man verdienstvolle Schriftsteller hintangesezt hat, die vielleicht dem Staate zur Last fallen, wenn sie einer Pension bedürfen, um ihrem Stande angemessen leben zu können. — Die Akademie der Inschriften hatte im vorigen Jahre zum ersten Mal den großen von Baron Gobert gestifteten Preis von 10.000 Fr. Renten für das verdienstlichste neuere Geschichtswerk zu ertheilen. Die Akademie hatte weislich 1000 Fr. vom Preise abgezogen, die dem Geschichtschreiber ertheilt werden sollten, welcher dem belohnten oder zu belohnenden zunächst stehen würde. Unstreitig wollte der Stifter einen Gelehrten belohnen, welcher sein halbes Leben mit großem Fleiß und mit Erfolg der Bearbeitung der Geschichte Frankreichs gewidmet. Nun sind in den lezten Jahren zwar viele Schriften über die Geschichte Frankreichs erschienen, aber keine, welche an Umfang und an innerm Gehalte dem großen von Sismondi unternommenen Werke gleich kommt, obschon sich freilich manches daran aussezen läßt. Man hätte also denken sollen, Sismondi würde allein der großen, von Gobert ausgesezten Belohnung würdig gehalten werden. Aber die Akademiker hatten allerlei Bedenklichkeiten gegen ihn vorzubringen. Sismondi ist ein Ausländer; man fragte, ob auch Ausländer zur Bewerbung zugelassen werden könnten; einige tadelten an ihm, daß er nicht religiös und monarchisch genug gesinnt sey, daß seine republikanische Denkungsart in seinem Werke überall durchblicke u. s. w. Kurz, Sismondi wurde bei Seite gelassen, und ein eben erschienenes Werk des jungen Professors Ampère, seine Vorlesungen über die Literargeschichte Frankreichs in den ersten zwölf Jahrhunderten, erhielt den ungeheuern Preis von 9000 Franken Rente. Es mag eine verdienstliche Arbeit seyn, und Ampère gehört zu den besten jungen Professoren in Paris; aber Literargeschichte und bloße Uebersichten hatte der Stifter sicher nicht im Sinne, als er Geschichtsforschung so reich belohnen wollte. Die abgezogenen 1000 Franken ertheilte man einem armen Schlucker Namens Monteil, welcher ein Werk über die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft im mittelalterlichen Frankreich unternommen, und bereits acht Bände mit diesen schlecht eingekleideten, aber von Gelehrsamkeit und Fleiß zeugenden Schilderungen gefüllt hat. Für diesen Mann sind die 1000 Fr. ein Mannaregen in der Wüste; eine Zeit lang wurde sogar in der Akademie hin und her erwogen, ob man ihm nicht den großen Preis ertheilen solle. Dann wäre er vielleicht vor lauter Freude um den Verstand gekommen. Ampère hatte die 9000 Fr. Renten nicht nöthig; er kann ohnehin schon gemächlich leben. Aber die Akademie war froh, daß sie endlich nach vielen Debatten des Auftrags los wurde.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 9. Februar 1841.

O goldne Zeit, die nicht mehr iſt im Werden,
Als noch die Kunſt vermocht die Welt zu lehren,
Und nur das Schöne heilig war auf Erden!

Platen.

Toskaniſche Städte.

Fieſole. — Prato. — Piſtoja. — Lucca. — Piſa.

Wenn man, von der gewöhnlichen Heerſtraße ablenkend, eine Wanderung durch die kleinern italiſchen Städte macht, ſo wird man erſt recht inne, welch einen Reichthum dieſes von Natur und Kunſt ſo hochbegünſtigte Land nach allen Seiten hin beſitzt, und auf welch einer Höhe es in den verſchiedenen Stadien ſeiner Blüthe muß geſtanden haben. Gleichwie in Griechenland zur Zeit der entwickelten Kultur jedwedes kleinſte Städtchen eiferſüchtig dafür ſorgte, mindeſtens Ein Meiſterwerk in ſeinem Bereiche zu haben, ſo auch die Städte Italiens von minder bedeutendem Range. Hier wie dort ging dies Verlangen, gleichwie die Schöpfungen ſelbſt, Hand in Hand mit der Religion, hier wie dort war der Beſitz eines ſolchen Kunſtſchatzes Ehrenſache jedes Bürgers. Noch heute findet man in der unterſten Volksklaſſe nicht ſelten Menſchen, die den Fremden mit ſichtbarem Antheil fragen, ob er dieſen oder jenen Schatz und Schmuck (tesoro e decoro) des Orts geſehen; und man kann einen ſolchen Frager nicht mehr erfreuen als mit anerkennender Bejahung.

Kaum bietet ein verhältnißmäßig kleiner Umkreis eine ſolche Menge größerer und kleinerer Städte dar, die nach Verluſt politiſcher Wichtigkeit immer noch vorragen durch bedeutſame Werke, erwachſen auf eigenem Boden als jener, der von Florenz aus das nördliche Fieſole, Prato, Piſtoja, das weſtliche Piſa, Livorno, Volterra, das ſüdliche Siena umſchließt, und deſſen Durchmeſſer der Arno bildet. Die entfernteſten Zeitalter begegnen uns auf dieſem Zuge, und jedes verkündet ſich auf ſeine eigene Weiſe.

Zunächſt Fieſole, die alte Etruskerſtadt, die Mutter von Florenz, fortwährend der ſchönſte Spaziergang und Lieblingsſommeraufenthalt der Florentiner wie der fremden Anſiedler. Das ganze Oertchen nimmt ſich aus auf ſeiner heitern, luftigen Höhe wie ein Kranz von Villen, zu Freude und Genuß einladend. Und wiederum der Blick von droben in das lachende Thal, durch deſſen Mitte der Arno ſein grüngeränbertes Band aus dem beſchneiten Apennin herüberſchlingt: auch da nach allen Seiten hin und aufwärts an reichbewachſenen Höhen ſchmucke Sommerhäuſer, wie lichte Augen klar und freundlich aus dem dunkeln Hintergrunde vorſchauend; und überall ein rühriges menſchliches Gebahren, Spuren von Ordnung und Behagen überall, überall der einladende Zuruf: Hier iſt gut ſeyn! — Wer ſollte glauben, wenn er niederblickt von dieſem herrlichen Berge auf die Thürme und Paläſte der weithin von friedſam lächelnden Villen und Gärten umgebenen Medizeerſtadt, daß hinter

Digitized by Google

jenen Mauern ſo viel Blut vergoſſen worden in den Kämpfen wüthender Parteien? — Aber eben auf dieſem Berge liegt, Erinnerung an eine der blutigſten Kataſtrophen, das Haus, in welchem die Verſchwörung der Pazzi ihren Sammelplatz gehabt. Jezt geht's gar ruhig und friedlich darin zu, und die heutigen Bewohner fühlen ſich ſo wenig von den Geiſtern der Verſchworenen beunruhigt als von den Schatten der vor Jahrtauſenden zur Ruh gegangenen Etrusker. Aus ſeinem höchſten Alterthum bietet Fieſole nur noch ein Stück etruriſcher Mauern, jene übereinandergethürmten Quadermaſſen, von denen, wo man ſie antrifft, man zu glauben ſich verſucht fühlt, es haben Giganten ſie aufgeführt zur Vertheidigung gegen ein nachbarliches Rieſenvolk. Aus der Römerzeit zeigt man unweit jener Mauern geringe Ueberreſte eines Amphitheaters und ein als Thierbehalter für lezteres bezeichnetes Gewölbe; ferner die Fundamente eines Bacchustempels, da wo jezt das Kapuzinerkloſter.

Der Dom, eine zu Anfang des eilften Jahrhunderts erbaute Baſilika, bietet außer einem alten Madonnenbilde an Bemerkenswerthem nur noch ein Marmordenkmal und am Hauptaltar Skulpturen von der Hand Mino's, des Fieſolaners. Ihr Beſtes hat die Mutterſtadt an die ſchöne Tochter im Arnothal hingegeben, den edelſten und reinſten ihrer Söhne, den nach ihr genannten Dominikanermonch und frommen Maler Frà Giovanni Angelico, ein Menſch, deſſen Herz ohne Makel, deſſen Seelenſpiegel vielleicht nie getrübt war von einer ſtörenden Leidenſchaft. Sein ganzes Leben durchzieht ein milder Friede, und Alles, was er that, ging hervor aus Glaube und aus Liebe. Wenn man die Werke anſchaut welche die Hand dieſes wahrhaft gottbegeiſterten Menſchen geſchaffen, dann ſollte man glauben, es ſey an einem ſchönen Sommermorgen, wo er träumend auf einer Höhe ſeines Vaterſtädtchens geruht, ein Chor von Engeln herniedergeſtiegen, dem Schlummernden die Wonnen des Paradieſes zu offenbaren und den Frieden und die Freudigkeit der Seligen und die wunderbare Harmonie der Liebe, und der Wiedererwachte habe Alles das in der Seele feſtgehalten und zur Aufgabe des Lebens ſich geſtellt, es treu und wahr und innig ſeinen Mitmenſchen zu verkünden in Formen und in Farbentönen, damit durch gottgefälligen Wandel ſie ſich gleicher Wonnen würdig machten. Man weiß nicht, ſind die Werke dieſes Menſchen mehr Gebet, ſind ſie mehr Aufforderung zu frommer Andacht. In ihnen iſt das Gefühl unmittelbares Leben geworden; ſeine Engels- und Seligengeſtalten athmen und bewegen ſich in himmliſchen Lüften, ihr Gang iſt ein Schweben; daher auch bei ſolchen Geſtalten ſeiten nur die Füße ſichtbar und dieſe möglichſt verdeckt durch lange, fließende Gewande. Sie erinnern an die Sagen vom Paradiesvogel, der fliegt und ſchwebt, nicht aber den Boden berührt. Wunderbar innig und mit der ganzen Allmacht der Liebe empfunden und geſtaltet iſt die auf mehreren Bildern Fieſoles hervortretende Darſtellung des Wiederbegegnens in den ſeligen Gefilden zweier auf Erden durch den Tod getrennter Liebenden. Es iſt ein ſchauend Fühlen, eine ſelige Bewährung in kindlichem Glauben und obſiegendem Vertrauen. — Wohl nie iſt einem Sterblichen ein Beiname mit vollerem Recht ertheilt worden, als ihm der des Engelgleichen (Angelico); und das Attribut des Gottſeligen (Beatus), das die Kirche ihm nach ſeinem Tode zuerkannt, iſt nur der Ausdruck deſſen, was er wirklich ſchon im Leben war.

(Fortſezung folgt.)

Briefe zweier Römerinnen.

(Fortſezung.)

Wir gingen durch das Thor des Oſiris ein. Nichts auf Erden gleicht an Erhabenheit dieſem Thore, obgleich die Architektur keinen ihrer wollüſtigen Schnörkel daran verſchwendet hat. Es erſcheint einfach in Felſen gehauen, aber ein Geſchlecht von Weiſen und Halbgöttern hat daran gearbeitet; in keines Menſchen Kopf kommen ſolche Verhältniſſe. — Ein Prinz der Königsfamilie diente im Tempel als Prieſter, und er war es, der ſich unſrer hülfreich annahm, und vorzüglich mein Begleiter wurde. Dieſer Fürſt, obgleich noch jung, hat ganz das edle Benehmen des Alters. Ich hätte mir keinen würdigern Prieſter eines ſo ernſten Dienſtes denken können. Seine Rede war karg, ſeine Worte abgemeſſen und oft geheimnißvoll. Ich ſagte ihm einen Gruß von Seiten meiner Göttin, und er erwiderte mir, daß Oſiris und Veſta ſich ſchon ſeit lange kennen; denn als Veſta einſt bei Gelegenheit ihrer Flucht vor Proſerpina Egypten berührte, ſey Oſiris ihr Führer geweſen. Ich kannte dieſen Mythus noch nicht, fand ihn aber ſehr artig und paſſend, unſere Bekanntſchaft einzuleiten, denn da wir ſo befreundeten Göttern dienten, konnten wir einander unmöglich als Fremdlinge betrachten.

Jezt begann unſere Wanderung durch den Tempel. Plutaris, ſo hieß der Fürſt, führte mich zuerſt in den Vorhof der großen Pyramide Memnons. Dieſer koloſſale Bau bildet nur einen Theil des zum Tempel gehörigen Umkreiſes. Es gibt hier Räume, in denen ganze Völkermaſſen ſich verlieren könnten, und Gänge, die in's Innere der Erde zu führen ſcheinen. Aller Orten ſind in Zwiſchenräumen Fackeln und Lichter angebracht, und dieſe ſieht man wie Sterne durch die unendlichen Fernen brennen. Die Luft in dieſen ungeheuern Gewölben hat eine ganz eigene Beſchaffenheit; man fühlt ihr an, daß

Digitized by Google

ſie nie von einer Sonne durchhaucht wurde, und daß ſie gleichſam mit Gier die warme Menſchenlippe ſucht, um daran ihr geſpenſtiſches Leben zu erwärmen. Ich hatte mich in mehrere Gewänder gewickelt und über dieſe noch einen weiten Mantel von egyptiſchem Stoff, eine Art Seidenwolle, gebreitet; eine dünne Larve erſetzte den Geſichtsſchleier, den ich nie ablegen darf, der aber hier mir ſehr hinderlich geweſen wäre; denn es galt, in der Dämmerung ſo viel wie möglich zu ſehen.

Wir beſuchten zuerſt die viele Klafter tiefe Höhle, wo der Staub der Familie der erſten Ptolemäer ruht. Ich ſage Staub, ihre Körper ſind aber noch ganz erhalten. Ach, Sappho, nie werde ich dieſen Anblick vergeſſen. Mit der Fackel in der Hand ſtieg ich hinab, und gleich das erſte, was mein Auge erblickte, war die ſtarr daſitzende Leiche eines alten Mannes mit der Krone und dem königlichen Gewande. Ich ſtieß einen Schrei aus, und wenn mein Begleiter mich nicht gehalten hätte, wäre ich ohnmächtig niedergeſunken. Was ſind unſere Myſterien, unſere, den unterirdiſchen Göttern geweihten heimlichen und nächtlichen Feſte gegen dieſe grauſenvolle Verſammlung von Todten im Innern einer ſo koloſſalen Katakombe? Hier ſitzen ſie, die Gewaltigen der Erde, Hunderte von Königsleichen, und harren des Gerichts in ſtummer Demuth. Plutaris, der die Ahnen ſeines Hauſes unter dieſen Würdeträgern des Todes verehrt, verhüllte ſein Antlitz, und ich, der ich Mitleid mit ſeinem Zuſtand hatte, wollte ihn nicht länger einem ſo peinlichen Eindruck preisgeben und forderte ihn zum Weitergehen auf. — Wir verließen die Gruft der Ptolemäer, um in eine andere Königsgruft zu ſteigen, und ſo nach einander ſahen wir die Schlummerſtätten von ſechs Dynaſtien, die über Egypten geherrſcht.

Aus dieſen Vorhöfen des Todes traten wir nun in das Innere des Tempelhaus. Bis hierher dringt nie der Fuß eines Fremdlings, ſelbſt die eingebornen Frauen kommen nie hierher, nur eine Prieſterin der Veſta, vor der die Tempelthüren aller Götter ſich öffnen, gelangt unangefochten auch in dieſes grauſe Reich. Alles, was die menſchliche Phantaſie an Schrecken erſinnen kann, iſt hier aufgehäuft; denn der Zweck iſt, nachdem der angehende Prieſter durch verſchiedene untere Grade geführt worden, in dieſen ſchauerlichen Räumen ſeinen Muth, ſeine Standhaftigkeit und ſeine Ergebenheit für Iſis und Oſiris aufs höchſte zu prüfen. Du kannſt dir denken, was ich, ein ſchwaches Mädchen, durch das Leben in Rom verweichlicht, und mit dieſen Schrecken nicht im entfernteſten bekannt, hier zu leiden hatte. Aber ich ſchritt muthig vorwärts, mit meiner Fackel in der Hand und in meinem langen, ſchleppenden Gewande, das in der Finſterniß und Stille wie eine Geiſterſchaar hinter mir drein rauſchte.

Wir betraten jetzt einen weiten Cirkus, deſſen Ausdehnung ich nicht ſchätzen konnte, weil das Licht unſerer Fackeln lange nicht bis an ſein Ende reichte. Dieſer Raum war noch mehr als die ſchon betretenen den nächtlichen Schrecken gewidmet. In der Tiefe des Cirkus fluthete ein ſchwarzer See, deſſen Ufer nur geeignet ſchien, von den Schatten der Unterwelt betreten zu werden. Nachdem wir eine Anzahl Felſenſtufen hinabgeſtiegen, nahmen wir in einem Nachen Platz, der von drei vermummten Geſtalten geführt wurde. Tiefe Stille um uns her. Plutaris warnte mich, den Finger an die Lippen legend, dieſe Stille durch irgend eine unbeſonnene Frage zu unterbrechen. So ruderten wir bis in die Mitte des Sees; dort nahmen die Erſcheinungen ihren Anfang. Zuerſt tönten Klagelaute an unſer Ohr, mit ſo erſchütternder, herzzerreißender Heftigkeit, daß das Blut in meinen Adern gerann. Dieſe Todesſeufzer kamen Anfangs wie aus weiter Ferne, ſchwebten immer näher, und zuletzt rauſchten ſie dicht über unſern Köpfen dahin. Zu gleicher Zeit ſah ich mit Schrecken das dunkle Waſſer des Sees ſich in Blut verwandeln, und noch mehr Entſetzen flößte mir ein lang dahingeſtreckter Gegenſtand ein, der langſam auf unſeen Kahn zugeſchwommen kam. Es war eine menſchliche Leiche, in lange, blutgefärbte Gewänder gehüllt, die ſtill in dieſer grauſenvollen Nacht und auf dieſem entſetzenvollen Gewäſſer dahintrieb. Bald folgte eine zweite, eine dritte, und jetzt war unſer Nachen gänzlich umringt von dieſen ſchaudervollen, ſtillen Schwimmern, denen bald der Kopf, bald Arme und Füße fehlten. Nichts gleicht dem Jammer dieſes Anblicks; ich verhüllte mein Haupt und ſank auf den Rand des Nachens nieder. Plutaris, der meinen Zuſtand bemerkte, befahl den Vermummten, ſchneller zu rudern, und wir erreichten das jenſeitige Ufer des Sees.

Ich erſtieg noch bebend die Stufen und wir traten in eine große Rotunde. Zwölf koloſſale Statuen an den Wänden geboten uns Ehrfurcht. Sie trugen die Geſetztafeln des Belus in den Händen. Plutaris führte mich zu jeder einzelnen Geſtalt und erklärte mir ihre Bedeutung, ebenſo legte er mir kurz den Inhalt der Geſetze aus, die ſich ſämmtlich auf Egyptens Wohlfahrt und wachſende Größe bezogen und mit uralten babyloniſch-aſſyriſchen Prophezeiungen ſchloſſen. Wir waren am Ziel unſerer Wanderung, und ich ſank auf die Knie und richtete ein feuriges Gebet an meine Göttin, die mir erlaubt hatte, die Wunder eines ſo geheimnißvollen Dienſtes mit anzuſchauen. Plutaris ſtimmte in dieſes Gebet mit ein und die ſeelenvollen Melodien, die uns umtönten, trugen unſere Worte auf den Fittigen der Harmonie in die glanzvolle Höhe, in der Iſis und Oſiris und Veſta thronen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Branntwein-Revolution.

Es dürfte für die Leser des Morgenblatts nicht ohne Interesse seyn, das Wahre über die hier statt gefundenen betrübenden Vorfälle des 18ten d. M. in Erfahrung zu bringen, um so mehr, da es nicht an entstellten und übertriebenen Gerüchten und Nachrichten über dieselben fehlen wird. Schon lange hatte der Menschenfreund mit Unruhe und Betrübniß auf die immer mehr überhand nehmende Neigung der niedern Volksklasse für den Genuß des Branntweins gesehen. Das Uebel hatte wirklich einen so hohen und betrübenden Grad erreicht, daß an Abhülfe gedacht werden mußte. Wie nöthig es sey, die Concessionen zur Errichtung von Kneipen und Branntweinschenken zu beschränken, ist bereits früher von uns angedeutet worden. Jeder, der nicht arbeiten mochte und doch leben und sich verheirathen wollte, durfte nur Schenkwirth werden und für diese Gerechtigkeit dem Staate ein für allemal eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe, jährlich aber eine kleine Abgabe, etwa vier bis sechs Thaler erlegen, und er war ein gemachter Mann. In diesen Schenken wurden überdies, ohne daß die Polizei es verhindern konnte, auch noch Hazardspiele gespielt, also der Wohlstand der Familien auf doppelte Weise untergraben. Unter diesen begünstigenden Umständen machte das Laster des Trunks in unserer Mitte so betrübende Fortschritte, daß alle Wohlgesinnten auf's Lebhafteste dadurch beunruhigt werden mußten, und dies führte auf die Idee, einen Mäßigkeitsverein zu stiften. Eine Gesellschaft trefflicher, edler und das Gemeinwohl vor Augen habender Männer, bestehend aus Senatoren, Gelehrten, Kaufleuten u. s. w., trat zu dem Zwecke zusammen. Man versprach sich unter diesen Auspicien das Beste von der Sache, natürlich mit Ausnahme der Branntweinbrenner und Schenkwirthe, die in einem solchen Vereine, wenn er wirklich festen Fuß unter uns gewinnen sollte, nothwendig ihren Ruin sahen. Zu dem Ende suchten sie die blödsichtige Menge von vorn herein irre zu leiten und fingen damit an, ihre Kunden dadurch gegen den Verein einzunehmen, daß sie ihnen vorsteuten, sie würden große Kosten haben, wenn sie demselben beiträten. Andere bearbeiteten sie dadurch, daß sie die Sache lächerlich machten oder sie als einen unerträglichen Zwang von Seiten der Obern darstellten. Kurz, sie boten Alles auf, die rohe Masse zu verwirren und über ihr wahres Beste irre zu leiten. Unter diesen keineswegs günstigen Umständen beging der Mäßigkeitsverein vor einiger Zeit die Unvorsichtigkeit, eine öffentliche Versammlung der Mitglieder, etwa zweihundert an der Zahl, zum 18ten Januar dieses Jahrs nicht nur anzusetzen, sondern in öffentlichen Blättern das gesammte Publikum zur Theilnahme an derselben aufzufordern. Welcher Mißgriff! Einmal besitzen wir kein Lokal — und welche Stadt besäße wohl ein solches? — das groß genug wäre, eine solche Versammlung in sich aufzunehmen, man hätte sie denn unter freiem Himmel halten und ein Märzfeld etwa auf unserer Sternschanze errichten müssen; ferner wurde die Versammlung auf einen Montag festgesetzt, wo Gesellen und Lehrbursche noch den blauen Montag feiern und die Arbeiter zum Theil noch den ihnen am Sonnabend ausgezahlten Arbeitslohn in der Tasche haben, und endlich wählte man gar den Abend dazu, wo größtentheils die Geschäfte schon aufgehört haben, folglich Jeder der Lust des Schauens Genüge leisten konnte, ohne etwas zu versäumen. Die Versammlung sollte in der Aula des alten Johanneums, ziemlich mitten in der Stadt gelegen, und um sieben Uhr statt finden. Was man sich durch diese fehlerhaften Anordnungen und Einrichtungen eingebrockt, davon scheint keines der Mitglieder eine Ahnung gehabt zu haben; sonst würde man wohl für eine gehörige Besetzung des Versammlungsortes durch eine imponirende Militärmacht gesorgt, und, was das Allernothwendigste gewesen wäre, Einlaßkarten ausgetheilt haben. Statt dessen besetzten einige, wie man sagt, nur zwei, Bürgergardisten vom Jägercorps die Eingangsthür. Diese waren aber schon um fünf Uhr von der andrängenden Menge von ihrem Posten verjagt und um sechs Uhr das Innere des Gebäudes so mit Menschen angefüllt, daß man nicht einsah, wo die Mitglieder des Vereins, die erst um sieben Uhr erwartet wurden, noch Platz finden dürften. Wahrscheinlich hatte man darauf gerechnet, daß der Pöbel sich schon aus dem Grunde in den gehörigen Schranken halten würde, weil einige unserer hochweisen Herrn (Senatoren) als Mitglieder des Vereins auf dem Programm figurirten; wie sehr man sich aber in dieser Voraussetzung getäuscht hatte, lehrten die Ereignisse. Während nun die Mitglieder des Vereins so über alle Maaßen sorglos waren, hatten Branntweinbrenner, Destillateurs, Kneipwirthe u. s. w. sich einer solchen Sorglosigkeit nicht hingegeben, sondern die Masse durch gratis verabreichten Branntwein dermaßen bearbeitet, daß großes Unheil zu befürchten stand. — Mit jedem Augenblick schwoll die Menge mehr an; das Innere des Gebäudes, der Platz vor demselben, die angrenzenden Gassen, alles war so dicht vollgestopft, daß keine Nadel mehr hätte zur Erde fallen können. Volkswitze wurden gemacht, Branntweinkrüge umhergereicht, es wurde gelärmt, geschimpft, getobt und gesungen. Das bis zum Ekel und Ueberdruß abgeleierte Rheinlied wurde von der trunkenen Menge in einer Parodie gebräut:

„Wir wollen ihn nicht haben
Den Mäßigkeitsverein;
Wir wollen uns noch laben
An Grog und Branntwein."

Die wenigen aufgestellten Bürgergardisten waren verdrängt, die Polizei war ohne Macht, weil eingewickelt in den Knäuel von Menschen, und wenn auch hie und da einer seine Stimme erhob, erhielt er höhnend zur Antwort: „Wir sind ja eingeladen worden!" Mit jeder Minute gewann Alles einen drohendern Anschein. Eines der indeß im Innern versammelten Vereinsglieder wollte eine Anrede an die Menge halten, drang aber nicht mit seiner Stimme durch; ein anderes wurde durch Toben, Zischen und Höhnen unterbrochen; ja, ein kecker Schnapswirth nahm es sich sogar heraus, eine Gegen- und dem Branntwein eine Lobrede zu halten, worin er unter allgemeinem Beifall sagte: „Während die reichen und vornehmen Herrn am Morgen noch ihren Champagnerrausch im Bette ausschlafen, muß der geringe Mann schon arbeiten, und soll dann nicht einmal sein Schnäpschen haben!" Diese Rede wurde mit Jubel aufgenommen; man schenkte sich Schnaps ein und brachte höhnend dem Verein unter Lachen und Zischen ein Lebehoch; ja, man soll einem der anwesenden Herrn eine gefüllte Flasche dermaßen vor die Brust geworfen haben, daß er umzusinken drohte, während man andere mit dem ekelhaften Traute besprizte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. Februar 1841.

— Sunt,
Qui nullo credant mundum rectore moveri;
Atque ideo intrepidi quaecumque altaria tangunt.
Est alius, metuens ne crimen poena sequatur:
Hic putat esse Deos. —

Juvenal.

Briefe zweier Römerinnen.

(Fortſetzung.)

Ich müßte fürchten, dich zu ermüden, wollte ich dir unſern Rückweg, der wieder durch völlig verſchiedene Räume dieſes unermeßlichen Grabpalaſtes führte, eben ſo umſtändlich beſchreiben; genug, die Sonne war im Sinken, als wir aus der lezten Pyramide hervortraten, und es war frühe Morgenſtunde geweſen, als wir eingingen. Jezt erſt empfand ich die Forderungen des gemeinen Lebens, Hunger und Durſt, denn während der Wanderung hatte ich mit Unſterblichen verkehrt und war abwechſelnd mit den Phantomen der Hölle und den erhabenen Gebilden des Himmels umgegangen.

Iſt es nun ein Wunder, Sappho, wenn dieſe Eindrücke feſt in meiner Bruſt haften? wenn ich ſeit meiner Zurückkunft von nichts träume und rede als von Iſis? Unſere geſchmückten Götter, unſere mit Roſen und Myrthen bekränzten Tempel widern mich an. Nur Veſtas Dienſt iſt noch ſtrenger geblieben; doch fängt man auch ſchon an, nach dem düſtern Schleier der Göttin wie nach einem mobiſchen Putz zu verlangen, und das alte Geſetz des Lebendigbegrabenwerdens iſt ſchon dreimal, ſo lange ich im Tempel diene, ſchmählich umgangen worden. Wenn es ſo fortgeht, wird man uns die göttliche Ehre, der wir bis jezt genoſſen, verweigern, und wir werden zu armen, thörichten Mädchen herabſinken, die die wunderliche Laune haben, ſich auf ewig in Tempelmauern einſperren zu laſſen. Kommt es aber ſo weit, Sappho, ſo bin ich die Erſte, die das heilige Feuer vom Altar der Göttin ſtiehlt, um es nach Egypten in Sicherheit zu bringen. Dieſe Flucht wird mich vielleicht unter die Götter verſetzen. Ach Sappho, deine Euterpe eine Göttin!

Ich höre, du haſt einen deiner Sklaven freigelaſſen und ihm eine halbe Provinz zum Geſchenke gemacht; man muß ſo unermeßlich reich ſeyn, wie du, um ſolche thörichte Verſchwendung üben zu können.

Sappho an Euterpe.

Ich will nicht unterſuchen, ſchöne Veſtalin, ob es, Eitelkeit oder Begierde, einer fremden Gottheit deine Dienſte anzutragen, oder ein ſehr verzeihliches Gefühl für den ſchönen Plutaris war, was dich in jene egyptiſchen Gräber getrieben; auf jeden Fall erkenne ich an, daß du außerordentliche Anſtrengungen gemacht haſt, und daß du von jezt an im Regiſter der Frommen obenan ſtehen wirſt. Das wird dir jedoch im Herzen deiner Sappho keinen höhern Platz verleihen. Mich kümmert die Sache der Götter nicht; ich will leben, was weiter kommt,

Digitized by Google

geht mich nichts an. Ob nach dem Tode Venus mich in ihre Arme ſchließt, oder ich auf die ſpitzigen Knie deiner abgeſchmackten Iſis zu ſitzen komme, iſt mir völlig gleich.

Da du von deinen Reiſen in Egypten ſprichſt, ſo wird es mir auch wohl erlaubt ſeyn, von meinen Reiſen in Griechenland zu ſprechen. Griechenland, die Wiege unſeres modernen Lebensepikuräismus, wiegt doch wohl dein langweiliges Egypten auf, wo man ſich zu Tode gähnt, um dann das Glück zu haben, einbalſamirt zu werden. Du weißt, daß ich die griechiſchen Inſeln beſucht habe, unter andern auch Lemnos. Man erzählte mir da eine rührende Sage. Die Bewohner der Inſel können ſich erinnern, von ihren Vorfahren gehört zu haben, wie eine Frau öfters am einſamen Geſtade erſchienen ſey, in der Abenddämmerung, wenn den Himmel ein glänzendes Roth überflog, wenn die befriedigten Lüfte leiſe die grüne, durchſichtige Welle an's Ufer trugen und der Athem der Nacht kühlend die Gebüſche durchwehte. Sie habe lange auf einer in die See vorſpringenden Felſenſtufe geſtanden, das begeiſterte Auge den Sternen zugewandt, die am öſtlichen Himmel langſam emporſtiegen und die tiefe Bläue durchbrannten. Dieſe Frau, ebenſo merkwürdig durch ihre Liebe wie durch ihre Verſe, war Sappho. Die Töchter der freien Stämme Griechenlands kamen oft an's Geſtade von Lemnos, und wenn ſie die einſame Wallerin erblickten, riefen ſie einander zu: „Das iſt Sappho, der Stolz und das Entzücken Griechenlands, die ſchöne Geliebte des Ruhms, verehrt von Tauſenden, und ach! zurückgeſtoßen von Einem! Die höchſten Götter hatten ſie mit Beweiſen ihrer Gunſt überhäuft, und ein Sterblicher, ein armer, aber ſchöner Jüngling durfte ſie verſtoßen!"

Sieh, Euterpe, wie gefällt dir dieſe Sage? Sie iſt ganz einfach Wahrheit; ich wüßte wenigſtens nicht, was hier Schmuck und dichteriſche Zuthat ſeyn könnte; und dennoch, wie tief ergreifend, wie die Seele erſchütternd! Und nun mein Plan. Ich will das Leben dieſer Sappho ſchreiben. Weßhalb nicht? Weil man ſo wenig von ihr weiß, meinſt du? Das eben iſt's, was mich reizt. Man weiß genug von ihr, um ſie rührend und anziehend zu finden; ein wenig Erfindung von meiner Seite wird dieſe Eigenſchaften meiner Heldin nur noch mehr in's Licht ſtellen. Ich werde die glühendſten Farben anwenden, um ihre Liebe zu dieſem Phaon, dieſem aldernen Bauerknaben, ſo idealiſch wie möglich zu halten. Und dann ihre Geſänge – ich habe mir einige kommen laſſen, und ſo wenig Griechiſch ich, unter uns geſagt, verſtehe, ſo merke ich doch, welche Schätze in ihnen enthalten ſind; das Uebrige müſſen meine Philoſophen thun. Kurz, mein Kind, du wirſt ſehen, wie ich meine berühmte Namensverwandte ehre. Als Rahmen zu meinem Werke dient nun der griechiſche Himmel und die bewundernswürdigen Bauwerke dieſes faſt göttlichen Volks. Es iſt möglich, daß ich dann ganz nach Athen überſiedle und daß du, wenn du von der Erneuerung der olympiſchen Spiele hörſt, unter den Namen der geſchickteſten Diskuswerferinnen den meinigen erblickſt. Schon jetzt unterwerfe ich mich gymnaſtiſchen Uebungen. Ich verſammle das Landvolk bei meiner Villa und veranlaſſe Wettkämpfe, die gewöhnlich mit einem kleinen, aber unblutigen Kriege endigen. Ich ſtehe dann auf dem Dache meines Hauſes und werfe Gold unter die Menge. Der Freigelaſſene, über deſſen halbe Prooinz du dich ſo luſtig machſt, iſt ein ausgezeichneter Künſtler. Er geht mir nicht von der Seite, und wir ſuchen zuſammen die ſchönſten Geſtalten für den Marmor aus. Er wird einſt ſeinem Vaterlande Ehre bringen.

So theile ich meine Zeit zwiſchen dem Schreibtiſch, den Spaziergängen und kleinen unſchuldigen Thorheiten. Ich habe ganz vergeſſen, daß es ein Rom gibt. Könnteſt du hieher kommen, Euterpe! welch eine Freude für mich! Aber ach! das heilige Feuer könnte ja unterdeſſen erlöſchen. Armes Mädchen, wie bedaure ich dich!

(Schluß folgt.)

Toskaniſche Städte.

(Fortſetzung.)

Das Städtchen Fieſole ſteht zu Florenz in ähnlichem Verhältniß wie Albano zu Rom. Schatten einer glorreichen Vergangenheit, blicken beide von ihren Höhen nieder in das Thal, wo die durch den Sturz der Mütter groß gewordenen Töchter herrlich thronen, während jene nur noch fortbeſtehen von dem Abfall ihrer Gnade. Anders iſt es mit dem nächſten Ort, der, zu entfernt ſchon, um nur noch als Spaziergang betrachtet zu werden, aber für einen guten Fußgänger von Florenz aus doch in wenigen Stunden erreichbar, auf unſerer Kreisbahn uns begegnet. Prato hat von ſeinem Urſprung ſich als Florenz zugehörig betrachtet und von jeher deſſen Schickſale, freilich mehr leidend als ſelbſtthätig getheilt. Das Thal, wo dieſes Städtchen an dem munter dem Arno zueilenden Biſenzio liegt, ein weiter, anmuthiger Park, führt den Namen Valle di Prato. Hier, wie in den meiſten Ortſchaften Toskanas, ſieht man ſelten müßige Hände; auf den Straßen, vor den Häuſern, auf Spaziergängen iſt Jung und Alt beſchäftigt mit Bereiten der ſaubern Strohgeflechte für die weitbekannten und weithin verbreiteten Florentiner Hüte. Ruf hat Prato vornehmlich gewonnen durch ſeine Druckerei, aus welcher

manches treffliche Werk — unter andern die italieniſche Ueberſetzung von Winkelmanns Schriften, eine Prachtausgabe — hervorgegangen. Ernſt und würdig ſteht in ihrem germaniſch-toskaniſchen Bau die Kathedrale, deren äußere Kanzel — dieſelbe, von welcher herab dem Volke alljährlich der heilige Gürtel der Jungfrau gezeigt wird — mit dem Kranze tanzender Kinder von Donatellos Hand zu heiterer Andacht ſtimmt. Außerdem ſind über der Eingangspforte zwei Statuen von Luca della Robbia. Im Innern zeichnen ſich aus die Darſtellungen aus dem Leben Marias, mit welchen Angiolo Gaddi um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Kapelle des heiligen Gürtels (Capella della Cintola) verherrlichte, und die auf das Leben Johannes des Täufers und des heiligen Stephan bezüglichen Wandgemälde Frà Filippo Lippis in der Chorkapelle, Werke voll Leben und Charakter. Keine der übrigen Kirchen entbehrt ganz des künſtleriſchen Schmuckes, wenn auch manche dieſer Arbeiten ſchon bedeutend gelitten; ſo die Fresken Niccolo di Pietro's im Kapitel von San Francesko. Auch bei dem Gemälde Filippino Lippi's, des Sohnes Frà Filippo's, in einem Tabernakel an der Straße, nach der Kirche Santa Margherita — Madonna mit dem Kinde, von Engeln und Heiligen umgeben — läßt die Schönheit des aus der Zerſtörung und ſpäterer Reſtauration geretteten Urſprünglichen die Vergänglichkeit alles Irdiſchen ſchmerzlich bedauern. — Als wir in der Wohnung des Cancelliere die mit Recht geprieſene Madonna Frà Filippo Lippi's aufſuchten, deren Kopf das Bildniß ſeiner Geliebten, der ſchönen, von ihm entführten Nonne Lukrezia Buti ſeyn ſoll, fanden wir in dem Cancelliere einen äußerſt zuvorkommenden Mann, der, erfreut über unſern Antheil an den Schätzen ſeines Hauſes, uns ſelbſt überall herumführte. In dieſen Räumen findet ſich noch manches Tüchtige, vor Allem in einem der obern Zimmer eine treffliche Madonna des ältern Ghirlandajo.

Einen weit entſchiedeneren Charakter als Prato trägt das etwa zehn Miglien davon entfernte Piſtoja. In einer reichbebauten, von dem eilenden Ombrone durchſtrömten Ebene, am Fuße eines weſtlichen Ausläufers der Apenninenkette liegt hinter ihren hohen Mauern dieſe Stadt, und macht mit ihren, breiten langhingedehnten Straßen und der Menge anſehnlicher Bauten zugleich den Eindruck von Wohlleben und Heiterkeit und von ſtreng hiſtoriſchem Ernſt. Vornehmlich ſind es die ſtarken, burgartig aufgeführten Paläſte, welche, ganz ähnlich denen von Florenz, an die Parteikämpfe erinnern, die zur Zeit der Guelfen und Ghibellinen hier bald unter dem Feldgeſchrei der Schwarzen und der Weißen, bald unter dem Panier der Cancellieri und Pancialichi ſo oft ſich blutig wiederholt. Auf jene feindlichen Gegenſätze deutet auch der Name mehrerer Straßen, und noch heute zeigt man auf dem Giebel eines Palaſtes einen dunkeln Löwen, wo die Schwarzen, an der Mauer eines andern einen weißen Hund, wo die Gegner ihre Schaaren geſammelt. Vorzüglich reich ſind Piſtojas Kirchen an Sculpturen. Einige weiſen in das zwölfte Jahrhundert hinauf; viele, und darunter treffliche, ſind von Giovanni Piſano. Auch Grabmonumente berühmter Mitbürger; ſo im Dome das des Dichters Fortiguerra, von Andrea Verocchio, dem Lehrer Leonardo da Vinci's, und des Rechtsgelehrten Cino von Piſtoja; ein anderes von Bernardo Roſſellini in San Domenico, welche Kirche auch eine Madonna Fra Bartolomeo's ſchmückt. In San Paolo, hart an der Eingangsthür, überraſchen zwei ausnehmend ſchöne Figuren, in anſpruchloſer Weiſe, wahrſcheinlich von Perugino's Hand an die Mauer gemalt. Mehrere Kapellen enthalten Altarblätter aus Giotto's Schule; vor Allem aber, was Piſtoja an Malerwerken beſizt, verdient Aufmerkſamkeit in einer Kapelle der Kathedrale links vom Hauptaltar ein Lorenzo Credi, wie er ſelbſt in Florenz ſich nicht ſchöner findet: Madonna mit dem Kinde und zwei Heiligen in einfacher Architektur- und Blumenumgebung mit kräftig ausgeführter Landſchaft im Hintergrunde. — Gern kehrt man bei der Wanderung durch die Stadt immer von Neuem wieder zurück zu dem Platze, deſſen eine Seite der Dom und der Palazzo publico (jezt Dogana), die andere das Battiſterium und der Palazzo communale begrenzen. Hier herrſcht durchweg der Charakter tiefen Ernſtes; Alles trägt das Gepräge eines in ſich abgeſchloſſenen, Alles gruppirt ſich zu einem maleriſchen Ganzen. Lebhaft erinnert an die alte Gerichtsbarkeit das Innere des Palazzo communale, wo man über der den Hofraum umgebenden offenen Gerichtshalle eine bedeutende Anzahl Wappen der alten Podeſtas, in der Halle ſelbſt die terraſſenartig aufſteigenden Sitze der Richter ſieht. Ueber der langen Reihe der leztern lieſt man das ununterbrochen fortlaufende Diſtichon:

Hic locus odit, amat, punit, conservat, honorat
Nequitiam, leges, crimina, jura, probos.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Schluß.)

Branntwein-Revolution.

Unter dieſen Umſtänden wollte man die Verſammlung aufheben; allein daran war nicht mehr zu denken, da alle Ausgänge verſtopft waren. Vergebens bot die indeß zahlreich herbeigeeilte Polizei Alles auf, die Ordnung einigermaßen wieder herzuſtellen und den Herrn einen freien

Durchgang zu verſchaffen. Endlich mußte man, da ſich bedrohliche Anzeichen wahrnehmen ließen, die Allarmtrommel durch die Gaſſen ſchicken und das Bürgermilitär unter die Waffen rufen. Zu gleicher Zeit wurde das Linienmilitär in die Kaſernen conſignirt und die Kavallerie mußte aufſitzen; doch ſparte man dies nur für den äußerſten Nothfall auf, wenn etwa die bewaffneten Bürger nicht mit der Maſſe würden fertig werden können. Indeß überließ ſich dieſe den größten Ausſchweifungen und fing an, das ehrwürdige Gebäude zu zerſtören. Die Fenſter wurden ausgeriſſen, Tiſche, Stühle, Bänke, das Katheder, die alte Orgel, eine ſehr alte Uhr, ein Flügel u. ſ. w. zertrümmert und in den nahen Kanal, über die Köpfe der Verſammelten weg, transportirt. Jeder, der zur Ordnung auffordern wollte oder im Verdacht ſtand, zum Verein zu gehören, wurde bedroht, viele mußten unter das Dach flüchten; man hörte mit Schrecken, daß man beabſichtige, das Gebäude in Brand zu ſtecken; gegen Einige, denen man beſonders übel wollte, wurden ſchreckliche Drohungen ausgeſtoßen. Von Beſonnenen wurde aus Furcht vor Feuersgefahr der größte Theil der Lampen ausgelöſcht, ſo daß zu Schrecken und Verwirrung noch die Finſterniß kam. Dann zeigte ſich im höchſten Giebelfenſter des Gebäudes ein Trunkener, der ein Licht ſchwang und dabei das Schillerſche Räuberlied anſtimmte, das bald von der ganzen Verſammlung geſungen wurde. Bald illuminirte man die erſte Etage und hielt in ihren Räumen Branntweinorgien, wobei ſie aus den offenen Fenſterhöhlen die Menge harangnirten. Ein Schnapsladen an der Ecke des Platzes wurde, zum Zeichen der Freude, gleichfalls illuminirt, und von dort aus ergoß ſich der Quell der Luſt auf die ganze Verſammlung. Das ging ſo fort bis eilf Uhr Abends, wo endlich die bewaffnete Bürgergarde von drei Seiten im Sturmſchritt herankam und in der Zeit einer Stunde den Platz und die Umgegend ſäuberte. Um drei Uhr Nachts konnte ſie, mit Zurücklaſſung eines ſtarken Commandos, abmarſchiren, doch blieben noch einige Gaſſen zu ſäubern. Es war ein Glück für die Stadt, daß ſie im Stande war, ihre Aufgabe zu löſen; denn wäre das regelmäßige Militär mit in's Spiel gezogen worden, ſo würde das Unglück gewiß ſehr groß geworden ſeyn, da der wüthende Pöbel dieſes gewiß nicht geſchont hätte. Ueberdies iſt regelmäßiges Militär bei ſolchen Vorfällen gewöhnlich ſehr übel daran, da es den Befehl erhält, möglichſt zu ſchonen, d. h. ſich ſelbſt aufzuopfern.

Doktor Mundt ſpricht zwar in ſeinem „Delphin" der hieſigen Bevölkerung, und zwar mit großem Unrecht, allen Witz ab; bei dieſer Gelegenheit hätte er ſich aber überzeugen können, wie ſehr er ihr mit dieſer Behauptung zu nahe getreten. Es werden Hunderte von wirklich guten Witzen erzählt. So fragte ein Altonaer, der am folgenden Morgen den Platz, worauf die Trümmer des Johanneï ſtehen, umzäunt fand, weßhalb dies geſchehen? „Der Mäßigkeitsverein iſt vernagelt," antwortete ihm ein Burſche. Ein feiner Herr fragte, als er Abends in das Gedränge gerieth: „Mein Gott, was iſt denn hier los?" — „Der Mäßigkeitsverein feiert ſein Jubiläum," war die Antwort eines Arbeitsmanns. Einem Gardiſten, der ſich etwas verſpätet hatte und deßhalb zum Allarmplatze lief, rief man zu: „Lauf! lauf! ſonſt kommſt du nicht mehr früh genug in den Verein!" Als man den Flügel in den Kanal (das Fleet) hinabwarf, riefen Einige: „So, nun werden wir morgen einen Flügelball haben!" So nennt man hier nämlich Bälle, wobei nur zur Muſik eines Flügels getanzt wird. Alles dieſes nimmt ſich in der naiven plattdeutſchen Mundart drolliger aus als in der hochdeutſchen. — Daß in Folge dieſer kleinen Revolution gegen die Mäßigkeit viele Verhaftungen ſtatt fanden, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Ein beſonders wachſames Auge hat man aber auf diejenigen, die den Pöbel durch Branntweinſpenden zu dieſen Auftritten aufreizten, und es ſollen ſich leider nicht nur Deſtillateurs und Schenkwirthe, ſondern Männer darunter befinden, die bisher in gutem Anſehen ſtanden, und daß dieſe beſonders ſtreng beſtraft werden, iſt der allgemeine Wunſch. Ein einziger von ihnen ſoll zweihundert Flaſchen Branntwein gratis vertheilt haben. — Die große, ſonſt kaum erklärliche Wuth des Pöbels gegen den nur ſein Beſtes bezweckenden Verein hatte wohl beſonders auch darin ihren Grund, daß die Schenkwirthe demſelben den Mäßigkeitsverein als eine Art von Zwang darſtellten, was dadurch einen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit gewann, daß ſich einige Herrn vom Senate an die Spitze deſſelben geſtellt hatten. — Daß nach dieſen betrübenden Vorfällen, bei denen leider Blut geflöſſen ſeyn ſoll, an ein Fortbeſtehen des Vereins in der bisherigen Form und Weiſe nicht gedacht werden kann, liegt auf der Hand. Doch ſteht ſehr zu wünſchen, daß er trotz dem nicht nur in der Stille fortbeſtehe, ſondern an Kraft und Umfang zunehme. Dies wird geſchehen, wenn jeder in ſeinem Kreiſe ſo viel als möglich zu wirken und ſeine Umgebungen über ihr wahres Wohl aufzuklären ſucht. Es mögen ſich diejenigen, welche Arbeiter in ihrem Dienſte haben, dahin vereinigen, daß ſie keine Säufer darin dulden. Dies iſt die einzig anwendbare und unfehlbar zum Ziele führende Weiſe, den Verirrten zu Hülfe zu kommen und nach und nach dem ſchon ſo tief eingewurzelten Laſter des Trunks ein Ende zu machen. Uns ſind wackere Männer bekannt, die ſchon ſeit Jahren ein ſolches Syſtem in Anwendung brachten und es durch tödliche Strenge und unerſchütterliche Beharrlichkeit bei ihren vielen Arbeitern ſchon dahin brachten, daß dieſe ſelbſt jetzt keinen Säufer mehr unter ſich dulden. Auf ſolche Weiſe wirkt man, und zwar mit dem geſegnetſten Erfolge, in England, Schottland und Irland, namentlich aber in Amerika, wo kein rechtlicher Fabrikherr oder Kaufmann einen Säufer mehr in ſeine Geſchäfte aufnimmt. Ein Uebel, das ſchon ſeit Jahrhunderten — Tacitus wirft ja ſchon den Germanen große Vorliebe für den Trunk vor — Wurzel in einem Volke gefaßt hat, mit einem Schlage ausrotten zu wollen, heißt das Unmögliche möglich machen wollen, und ſo war denn auch ein Mäßigkeitsverein, wie man ihn bei uns begründen wollte, ein Mißgriff. Möge aber die Behörde, jetzt wohl nicht nur von der Heilſamkeit, ſondern von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt, auch ihrerſeits energiſch einſchreiten und die Anlegung von Deſtillationen und Branntweinſchenken in Zukunft durch große Taxen und Abgaben ſo erſchweren, daß keine Vortheile mehr bei Errichtung derſelben zu erwarten ſind. Sie wird dadurch weder an der Staatseinnahme einbüßen, noch arme Leute mehr machen; im Gegentheil, denn wer nur bei uns arbeiten will, findet ſicher ſein Brod. — Dem Staate aber, namentlich dem Armenweſen, fallen die Familien der Säufer am Ende doch zur Laſt, und der Staat muß ſie auf Koſten rechtlicher, fleißiger und ſittlicher Bürger ernähren. Wie viel beſſer, wenn ein Mann, der ſich zu verheirathen gedenkt, lieber zu Schaufel und Spaten greift, um an Wegen, Chauſſeen und Eiſenbahnen zu arbeiten, als daß er ſich auf Koſten des von ihm gehegten und beförderten Laſters als fauler Schenkwirth mäſtet.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 2.

Mittwoch, 10. Februar 1841.

[55] Mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Maj. des Königs von Preussen erschien so eben:

Preussischer Armeemarsch,

componirt von

Sr. Maj. dem König Friedrich Wilhelm III.

für Infanteriemusik 16 Gr., für Cavalleriemusik 14 Gr., arr. für das gr. Orchester 1 Rthlr., für Pianoforte 4 Gr., zu 4 Händen 4 Gr., für Flöte oder Violine 4 Gr., für Piano und Flöte oder Violine 4 Gr.
Die grosse Velin-Ausgabe kostet das Doppelte.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[29] Bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist **jetzt vollständig** erschienen:

Geschichte des Kaisers
NAPOLEON
von
P. M. LAURENT.
Mit 500 in den Text gedruckten Abbildungen
von
HORAZ VERNET.

Subscriptionspreis: Elegant brochirt 6 Thlr. 16 gGr. = 10 Fl. CMze. = 12 Fl. Rhein.

---

[19] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schillers
sämmtliche Werke
in
Einem Bande.

Pracht-Ausgabe auf feinstem Velinpapier mit zwölf Stahlstichen nach Zeichnungen von W. Kaulbach: 1) Schiller nach Thorwaldsen's Monumental-Statue. 2) Der Alpenkönig. 3) Der Gang nach dem Eisenhammer. 4) Cabale und Liebe. 5) Fiesko. 6) Don Carlos. 7) Wallensteins Lager. 8) Wallensteins Tod. 9) Die Braut von Messina. 10) Wilhelm Tell. 11) Die Räuber. 12) Maria Stuart.

Preis 12 fl. oder 7 Rthlr.

Einen 13ten weitern Stahlstich, zu „Jungfrau von Orleans" gehörig, welcher noch nicht vollendet werden konnte, beabsichtigen wir, den Abnehmern dieser Ausgabe unentgeldlich nachzuliefern.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[51] In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

1) Belehrend für Jedermann ist die beliebte Schrift:

Dr. Heinichen.

Vom Wiedersehen nach dem Tode.

Oder ob wir uns wiedersehen; warum wir uns wiedersehen; — Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele; — wohin gelangen wir nach diesem Leben; — und wie ist da unser Loos beschaffen? — Eine Erbauungsschrift für Frohe und Trauernde, zur Beförderung der irdischen und himmlischen Glückseligkeit. (5te verbesserte Auflage.) Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

2) Zur Erhöhung der Feier von Familienfesten:

L. Schellhorn, 96 auserlesene Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte, ferner Stammbuchsverse, Räthsel und Polterabend-Scherze. — 3te verb. Aufl. — Zu oben benannten,

digitized by Google

aber auch zu andern Familienfesten, wird man in dieser Sammlung die passendsten Gedichte finden. — broch. Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.)

Vorräthig in Augsburg bei Kollmann — Stuttgart bei Neff — Wien in der Geroldschen Buchhandlung.

---

[23] In unserm Verlag sind so eben erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Doctor Martin Luther's

deutsche

Geistliche Lieder

nebst den, während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen,

und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben von Meistern des sechzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

als Festschrift für die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst

von

C. v. Winterfeld.

Mit eingedruckten Holzschnitten

nach Zeichnungen von

A. Strähuber.

In Hoch-Musikformat. Preis, cartonirt 5 Thlr. = 7½ fl. CM. = 9 fl. rhein. Prachtausgabe in Seide gebunden 10 Thlr. = 15 fl. CM. = 18 fl. rhein.

Luther's herrliche Kirchenlieder erscheinen hier, zum ersten Male seit Jahrhunderten, wieder zugleich vollständig und ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt. Der Beruf des Herrn Herausgebers zu diesem Werke ist bekannt. Der artistischen Ausstattung kann, nach den bisher bekannt gewordenen Urtheilen, allgemeiner Beifall nicht entgehen, und auch die typographische Einrichtung wird der Würde des Gegenstandes angemessen erscheinen.

Leipzig, am 20. December 1840.

Breitkopf & Härtel.

---

[28] Bei Gebrüder Reichenbach in Leipzig erschien:

K. L. von Knebel's

literarischer Nachlaß und Briefwechsel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen v. Ense

und

Theodor Mundt.

Zweite Ausgabe.

3 Bände, mit 1 Stahlstich und 1 Lithographie. 86 Bog. gr. 8. Velinp. broch. Preis 2⅔ Thlr.

Inhalt: Knebel's Leben. — Knebel's ausgewählte Gedichte. — Briefe von Karl August (Großherzog), Amalie und Louise (Herzogin und Großherzogin von Weimar), von F. H. v. Einsiedel, K. v. Dalberg, Ramler, Gleim, Fr. Jakobi, Boie, Wieland, Herder und dessen Gattin, Lavater, H. Meyer, Jean Paul, Matthisson, Hegel, J. D. Falk, J. H. Voß, Fr. Passow, Oken, Z. Werner, F. A. Wolf u. A. an Knebel. — Knebels Briefe an Böttiger, Kanzler v. Müller, geh. Staatsminister von Altenstein u. A. — Knebel's vermischte Schriften, als: Schweizerwanderungen, Phantasieen, Fabeln, philosophische und ästhetische Aufsätze, Fragmente, Tagebuchsblätter.

Madonna.

Unterhaltungen mit einer Heiligen

von

Theodor Mundt.

Zweite Ausgabe. broch. Preis 1 Thlr.

Moderne Lebenswirren.

Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers.

Herausgegeben von

Theodor Mundt.

Zweite Ausgabe. broch. Preis ⅔ Thlr.

---

[40] So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter von uns zu beziehen:

É c h o

de la littérature française.

Journal des gens du monde.

Sommaire du Nr. 1. (15. Janvier): De la destinée des villes, par Saint-Marc Girardin. — Souvenirs de voyages, par A. Dumas. — Le retour de l'empereur, poëme par V. Hugo. — Une visite au roi Guillaume, par X. Marmier. — Moeurs. — Tribunaux. — Sciences et arts. — Mélanges.

Sommaire du Nr. 2. (30. Janvier): Un hiver au midi de l'Europe, par G. Sand. — Una révolte sous l'Empire, par E. Sue. — Moeurs etc. etc.

Monatlich 2 Hefte zu 2—3 Bogen in gr. 8.; Preis 5⅓ Thlr. für den Jahrgang von 24 Heften.

Leipzig, am 30. Jan. 1841.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

---

[43] In der Liter.-artist. Anstalt in München, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und in allen übrigen soliden Buchhandlungen ist so eben angekommen:

Der zweite (letzte) Band:

Der

Zeitbilder

von

Caroline Pichler.

8. Wien. 1841. Mit 1 Kupfer von J. D. Welß. 482 Seiten stark. In Umschlag broch. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieser Band, welcher die Rubriken „Wien in den ersten Jahren des 19ten Jahrhunderts" und „Wien in der gegenwärtigen Zeit" enthält, schließt den in dem früher erschienenen 1sten Theile begonnenen Cyklus von Skizzen des socialen Lebens in Wien. — Wir halten es für überflüssig, über die geistreiche Behandlung dieses höchst interessanten Stoffes uns zu verbreiten und fügen nur bei, daß jeder der beiden Bände auch einzeln abgegeben wird. Im ersten Bande ist „Wien in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts" dargestellt.

Digitized by Google

[26] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's sämmtliche Werke,

mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete

vollständigste Ausgabe

in vierzig Bänden.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Dritte Lieferung oder 11r—15r Bd. Subscriptionspreis 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.

Galleria

hiezu

nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

Dritte Lieferung:

Reineke Fuchs — Hermann und Dorothea — Faust, 1ter Theil — Künstlers Erdewallen — Die Braut von Corinth.

Subscriptionspreis 40 kr. oder 10 Gr.

Die günstige Aufnahme, welche unsere letzte Ausgabe von Schillers Werken, Taschen-Ausgabe, gefunden, veranlaßte uns die unvergänglichen Geistesprodukte der beiden im Leben so innig verbundenen größten Dichter Deutschlands in einer gleichmäßigen Ausgabe erscheinen zu lassen.

Dieselbe wird die erste **durchaus vollständige** von Goethe's Schriften zu nennen seyn, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in 11 Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles Dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größeren Bequemlichkeit gewähren, und zwar sowohl durch eine beschränktere Bände-Zahl als die Ausgabe von 1826, wie besonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr sämmtliches Material zusammengebracht worden, eine befriedigendere Anordnung und Zusammenstellung des Zusammengehörigen möglich gewesen, als bei Goethe's Lebzeiten, wo selbst während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verschiedene Werke erst im Entstehen waren, und man über den dereinstigen Nachlaß nur noch wenig Entschiedenes vor Augen hatte.

Diese bessere Zusammenstellung möglichst in Goethe's Sinne zu bewirken, war man gewissenhaft bemüht. Und es dürfte wohl dafür sprechen, daß der diese neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter Goethe's, Dr. **J. P. Eckermann** zu **Weimar**, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Besprechung des Gegenstandes mit Goethe selber noch in frischer Erinnerung lebten.

Die Correctheit des Textes anlangend, so sind zum Vortheil dieser neuen Ausgabe nicht allein alle älteren Editionen zu Grunde gelegt, sondern es sind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuscripte zu Rathe gezogen, so daß man denn nicht allein die beste Lesart hat wählen, sondern auch vielfältige, durch mehrere Ausgaben hindurchgehende, veraltete Druckfehler hat beseitigen können.

Die weiteren Lieferungen, je zu 5 Bänden, werden sich von Monat zu Monat folgen, so daß alle 40 Bände bis zur Oster-Messe 1841 fertig seyn werden.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[50] Bei **Karl Groos** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Napoleons Todtenfeier.

Officieller Bericht aller Feierlichkeiten

von der Abfahrt der Fregatte la Belle Poule an bis zur Beisetzung seiner irdischen Ueberreste.

Mit den wohlgelungenen Abbildungen des kaiserlichen Adlers, des Innern der Fregatte, des Leichnams und des Trauerwagens.

gr. 8. geh. In elegantester Ausstattung. Preis 36 kr.

Unter so vielen Tausenden, welche voll von Bewunderung für den großen Corsen sind, dürfte nicht leicht Jemand sich befinden, der sich nicht lebhaft für die Art und Weise interessirte, wie ihm Frankreich, nachdem er 20 Jahre lang einsam auf St. Helena geschlummert, die letzte Ehre erwies. Das hier angezeigte Werk gibt ausführlichen Bericht davon, und bildet gleichsam den Schlußstein zu jeder Lebensgeschichte Napoleons.

---

[45] So eben erscheint im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Prozeß Lafarge,

beleuchtet nach

Preußischem Strafrechte

durch

J. P. H. Temme, K. Preuß. Inquisitoriats-Director und Criminal-Gerichts-Rath.

und

G. A. Woerner, K. Preuß. Stadt-Gerichts- und Criminal-Gerichts-Rath.

zu Berlin.

gr. 8. geh. 1⅙ Thlr.

Diese Schrift enthält, außer der getreuen Geschichtserzählung des interessanten Vorfalles, die Ansicht zweier praktischen Criminalisten über das Verfahren bei dem berühmten Prozesse und beweist, daß nach Preußischem Rechte die Angeklagte nie hätte verurtheilt werden können. Da ganz Europa diesen Vorgang mit der größten Spannung verfolgt hat, so wird das Buch das Interesse der juristischen und nicht juristischen Welt in hohem Grade in Anspruch nehmen.

---

[25] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch

einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von

Dr. K. M. Rapp.

Erster bis dritter Band.

gr. 8. Preis 7 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr. 18 Gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlands bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beistand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erste Band enthält die Theorie d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, sowie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unsrer Schriftsprache einem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[46] Bei C. B. Polet in Leipzig erschien und ist in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Deutschlands Flora

in naturgetreuen colorirten Abbildungen.

Von Dr. J. A. Finke.

1—5te Lieferung mit 80 fein illum. Abbildungen, à 6 Gr. oder 27 kr.

---

[41] Bei Wilh. Kaiser in Bremen erschien so eben:

Humoristische Erinnerungen

aus meinem

akademischen Leben

in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—19

von

Theodor von Kobbe.

2 Bände. 1 Rthlr. 16 Gr.

---

[44] In der Pichler'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Die

Tugend im Kampfe

mit den Widerwärtigkeiten des Lebens,

oder

ein frommes, Gott ergebenes Herz geht siegreich und mit geläuterter Tugend aus den herbsten Prüfungen hervor. Für die Jugend zur Erbauung und Nachahmung in rührenden Beispielen dargestellt, denen auch ermunternde Geschichten beigegeben sind.

Von

Leopold Chimani.

Mit 1 schön illum. Kupfer. 8. Wien 1841. In Umschl. broch. 1 fl. CM. oder 16 Gr.

Digitized by Google

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. Februar 1841.

Wir stehen, schaun, verwundern uns, und wissen,
Berauscht und wirr von Schönheit, nicht wohin;
Es wogt das volle Herz. Ja, ewig müssen
Wir hier der Künste Siegeswagen ziehn.

Byron.

Toskanische Städte.

(Fortsetzung.)

Pistoja ist der entfernteste Ort, den das Auge unterscheidet, wenn man, begünstigt durch einen reinen Abendhimmel, des reizenden Rundblicks von der erhabenen Kuppel des Florentiner Doms sich erfreut. An die Ebene, auf welcher vor beinahe zweitausend Jahren Catilina im Entscheidungskampfe fiel, lehnt sich, den Welterblick begrenzend, die von Nord und Ost heranziehende Mauer des Apennin und sendet ihre diesseitigen Ausläufer nach West und Süd, gegen Lucca und Pisa hin, dem Mittelmeere zu. Jenseits dieser Berge, sagte unser Cicerone, der mit einem, dem Italiener eigenen Enthusiasmus die Vorzüge seiner Vaterstadt hervorzuheben wußte, herrschte Barbarei, und der nördliche Apennin degrenze nicht allein Toskana, sondern die Kultur überhaupt; was aber die Sprache betreffe, so beschränke deren volle Reinheit sich lediglich auf das Weichbild von Pistoja. Nicht einmal Siena wollte er zugestehen, darin mit seiner Vaterstadt wetteifern zu können.

Der Weg von Pistoja nach Pisa, ein weiter, von anmuthigen Hügelreihen mannigfach durchzogener Olivengarten, führt durch Lucchesisches Gebiet und die Residenzstadt Lucca, wo es immer noch unveräußerliche Schätze der Kunst gibt, sehr alte Kirchenbauten und Skulpturen, in einigen Kirchen auch noch treffliche Altarbilder; so in dem, wegen seiner Architektur sowohl als seiner Bildwerke und Mosaiken höchst beachtenswerthen Dome einer der vorzüglichsten Frà Bartolomeo's und ein schöner Ghirlandajo; zwei Bartolomeo's in San Romano, deren einer die berühmte Madonna della Misericordia, welche stehend, beinahe schwebend, während Engel hinter ihr den ausgebreiteten Mantel tragen, eine Schaar von Andächtigen — man zählt 44 Köpfe — segnend schützt, ein Bild voll Wärme und Leben; das andere mit weniger Figuren, von edelster Haltung und Durchbildung bis in's Einzelnste; in San Ferdinando eine Kapelle mit Fresken von Aneio Aspertini, die Auffindung und Eindürgerung des wunderthätigen, von Wundern begleiteten Volto santo, des für Lucca heilbringenden Crucifixes, und ein Altarbild von Francia. Aber man kann das Alles nicht betrachten ohne störend unbefriedigtes Verlangen nach dem, was Lucca noch kürzlich erst besessen an Fülle edelster Schöpfungen, vor dem Verkauf der Meisterwerke des herzoglichen Palastes an einen englischen Kunsthändler, der sie nun an der Themse weiter versteigert an den meistbietenden Lord zur Einsargung in ein transkanales Sommerpalais. Auch hört man vielfach

Digitized by Google

ſich wiederholende bittere Klagen über dies Entäußern eines unerſetzlichen Schatzes. „Ha tradito il genio dell' arte ed il suo popolo," ſagte ein junger Prieſter, bei dem ich über den vor Kurzem erſt geſchehenen Bilderverſchluß mich näher erkundigte. Und nicht allein der Gedanke, daß nunmehr weniger Fremde nach Lucca kommen werden, hat dieſe Stimmung geweckt. Das Daſeyn ſolcher Güter wird in dem Herzen des Bewohners Eins mit ſeiner Vaterſtadt; er iſt aufgewachſen in der Vorſtellung ihres Beſitzes, er hat ſie liebgewonnen wie ein theures Eigenthum, und der Gedanke an den Ruhm und Glanz, den ſie über die geliebte Heimath verbreiten, macht ſie ihm doppelt werth. Und nimmt nach jener Entgötterung des herzoglichen Palaſtes Lucca nicht einen bei weitem untergeordneteren Rang ein in der Reihe ſeiner italiſchen Geſchwiſter?

Die Grenze des Luccheſiſchen iſt bald erreicht. Der Charakter der Gegend ändert ſich nicht. Olivenhügel, anmuthige Villa's, wohlgebaute Ortſchaften; je näher Piſa, deſto freier der Blick nach Weſten, deſto begrenzter durch die gegen Oſten hart an der Straße aufſteigenden Höhen. Wenige Miglien vor der Stadt erreicht man die Bäder (Bagni di San Giuliano) von altem Ruf und neuer Einrichtung, ein Kranz uniformer Gaſtgebäude, die, wie alle ähnlichen Anſtalten, auf Geſelligkeit angewieſen, nur in der beſuchten Jahreszeit von Intereſſe ſind und nach Verſchwinden der alljährlich wechſelnden Beſucher ihres hauptſächlichſten Reizes entbehren. Solcher Staffage bedarf Piſa nicht; was ihm an Feſſelndem geblieben, wechſelt nicht mit der Jahreszeit, noch mit dem Ab- und Zufluß flüchtiger Beſucher. Ja, man darf behaupten, daß der größere Theil der letztern mit ihrer gierigen Sucht und Haſt, nur ja recht bald Alles abzumachen, was das Reiſehandbuch anzuſchauen vorſchreibt, und mit ihren laut abſprechenden Bemerkungen vor den ehrwürdigſten Denkmalen, auf den ſinnigen Beſchauer eher ſtörend wirkt.

Piſa, einſtmals reich, glanzvoll und mächtig, zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe eine der erſten Handelsſtädte im Abendlande und durch ſeine Flotten Herrſcherin über mehrere der anſehnlichſten Inſeln des Mittelmeeres und einige der ſchönſten Küſten im Orient, jetzt ohnmächtig, ſtill und verödet, hat unter den italiſchen Städten den Beinamen la morta erhalten. Mehrere Miglien über das gegenwärtige ſüdliche Thor hinaus gegen Livorno hin zeigt man einen Thurm, bis zu welchem ſich das einſtmalige Weichbild der volkbelebten Stadt erſtreckte. Die heutige Bevölkerung belebt kaum mäßig den zuſammengeſchrumpften Reſt, und nur in der Nähe des Univerſitätsgebäudes, das einſt Galilei verherrlichte und deſſen Hof jetzt dieſes großen Märtyrers der Wahrheit Marmorſtatue ſchmückt, zeigt um die Zeit des Stundenſchluſſes und unter den Kaufhallen an Markttagen ſich etwas mehr Leben und Bewegung. Es iſt bedeutungsvoll, daß für den Beſucher gegenwärtig ſich das Hauptintereſſe um den alten Campo ſanto vereinigt. Ganz Piſa iſt hierin innig verſchwiſtert der unvergleichlichen Venezia — ein reich mit Denkmalen geſchmückter Friedhof untergegangener Herrlichkeit und Größe. Aber ſolch ein Friedhof iſt von tiefſter Bedeutung; ihn umſchweben Geiſter, die durch den Wandel des Irdiſchen ſich nicht fortbannen laſſen. Wenn man an einem klaren Mondabend längs dem Arno hinwandelt, der in breiter Fülle, weit mächtiger und ernſter als durch die menſchenwimmelnde Medizeerſtadt, ſich zwiſchen einer Doppelreihe hoher, ſchweigender Paläſte durch die ſtillen Quais von Piſa wälzt, und drunten das nimmermüde Waſſer rauſcht, und von oben her, bald näher, bald ferner einſame Glocken tönen, dann iſt's, als träume Alles von vergangenen ſchönen Tagen und ſinge in halbwachem Schlummer Melodien aus zauberbeglänzten Heldengrüften. Und wenn man von da dem umfangreichen Platze naht, wo der ehrwürdige Dom mit ſeinen Säulenreihen und Bronzethüren und der launenhaft geneigte, phantaſtiſche Glockenthurm und die hohe Kuppel des Battiſteriums einander ſeltſam anſchauen, und die Pforten des alten Friedhofs ſich erſchließen, wo die heidniſche Hülle edler Piſaner in geweihter Erde ruht, die ihre Väter in frommem Eifer aus Jeruſalem herbeigeholt, und durch die Spitzbogen der weiten, offenen Säulenhallen das Mondlicht magiſch auf den Wänden ſpielt, wo die bedeutſamen Geſtalten alter Meiſter ſich in bewegten Gruppen ordnen, oder ſeinen Schimmer ſtreifen läßt über die noch weit älteren Sarkophage mit den marmornen Skulpturhieroglyphen — dann begrüßen ſich weitauseinanderliegende Jahrhunderte, und ein feierlicher Chor rauſcht darüber hin und ſtimmt ein Lied an von der Eitelkeit des Staubes und der Unbeſtändigkeit und Nichtigkeit aller Erdengröße, und wie ewig und unwandelbar nur das iſt, was, aus dem Geiſte geboren, wiederkehrt zu ſeinem ewigen Erzeuger.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe zweier Römerinnen.

(Schluß.)

Euterpe an Sappho.

Den Gruß meiner Göttin zuvor. Wie wenig Freude machen mir deine Briefe, meine gute, unglückliche und verirrte Sappho! Iſt's möglich, ſo ſchlimm Schiffbruch

zu leiden! Haſt du denn gar keinen Sinn mehr für die höchſten und einzigen Güter der Menſchheit? Haſt du kein Herz für eine Religion, die unter unſern Händen in Stücke fällt? Zitterſt du nicht vor der Zukunft? Welch ein Leichtſinn, meine Gute! ach, welch ein Leichtſinn!

Es gibt Zeiten, wo es eine Schande iſt, gut zu ſchlafen, und wo es an's Verbrechen grenzt, reichliche Mahlzeiten einzunehmen und an den Bau einer Locke am Putztiſch zu denken. Ich würde wenigſtens an deiner Stelle anders handeln. Was geht dich die alte griechiſche Lautenſpielerin an, mit dem Leben voll ungeregelter Leidenſchaften, herumziehend und einer anſtändigen, ſtreng erzogenen Jugend Aergerniß gebend? Ich bitte dich, laß ſie, wo ſie iſt, das heißt in der Vergeſſenheit. Und nun willſt du gar den Diskus ſchleudern! Du, eine Frau, die mit Fürſten den Rang theilt, deren Brüder römiſche Heeresabtheilungen anführen? Was würde die Welt dazu ſagen? Heißt das nicht den Anſtand, die Geſetze mit Füßen treten? Dahin aber führt der grenzenloſe Egoismus unſerer Reichen. Sie iſoliren ſich auf eine empörende Weiſe von aller Welt und kennen keine Rückſicht, für ſie gibt es nichts Bindendes mehr. Rom wird durch Leute, wie du biſt, zu Grunde gehen; es kann nicht anders ſeyn.

Was mich betrifft, ſo habe ich ein Intereſſe, das mich mit der Geſammtheit vereinigt, und das da macht, daß das Blut des großen Körpers, deſſen Herz Rom iſt, auch meine Adern durchſtrömt. Es iſt mein Tempel, der mich hier feſſelt, meine Göttin, die Rom zu ihrem Aufenthalt wählte und die mich zu ihrem heiligen Altar berief. So lange ſie für gut findet, hier zu bleiben, ſo bleibe auch ich, und den geringſten Römer nenne ich meinen Bruder. Nur wenn Alles zuſammenſtürzt, werde auch ich entweichen, aber nicht früher, und wenn ich dann fliehe, geſchieht es mit gebrochenem Herzen, die heilige Lampe in der Hand, als eine arme Schutzſuchende. Du aber entläufſt nach Griechenland, um dort den Diskus zu ſchleudern und dich nebenbei lächerlich zu machen. Komm nach Rom zurück, mein Sappho! du biſt krank an zuviel Genuß; eine kleine Diät wird dich heilen. Wirf deine Schätze von dir, wenn ſie dich drücken. Wir ſind alle beſtimmt, einem neuen Morgenroth entgegenzugehen. Das Gepäck des Reichthums würde dich hindern, ſchnelle Schritte zu machen.

Ich fürchte nicht, daß ich dich durch dieſe freimüthigen Bemerkungen beleidige, meine Sappho. Du nannteſt mich ja ſchon frühzeitig deinen kleinen Philoſophen. Nun, die Philoſophen haben das Recht, ihre Meinung überall zu ſagen, und wenn man ſie aus der Thüre hinauswirft, kommen ſie durch das Fenſter wieder herein.

Ich ſchicke dir dieſen Brief durch einen alten abgedankten Prieſter des Neptun. Der Greis hat, wie du ſchon ſeinem Geſichte anſehen wirſt, merkwürdige Schickſale erlebt. Da er, ich weiß nicht durch welche Umſtände, in Ungnade gefallen, ſchickte man ihn nach Judäa, und er hat mit den dortigen Schriftgelehrten Umgang gepflogen. Dieſes Volk, das eine kleine, ſteinigte Provinz bewohnt, die faſt ganz außerhalb unſeres Geſichtskreiſes liegt, hat ſeine Dogmen und ſeine Philoſophie, ſo gut wie wir, und mein alter Catullus hat mir die merkwürdigſten Dinge erzählt. Ihre Mythologie iſt reich an Geſtalten, aber ſie ſind alle unſchön; man kann nicht ſagen, daß ihre Adoption für unſere Poeſie ein Vortheil wäre; aber da dieſes Volk nur Einen Gott und die ſpeciellſte Vorſehung annimmt, ſo hat ihr religiöſes Leben eine gewiſſe Großartigkeit. Ich will dir von dieſen Dingen, wenn du willſt, noch mehr ſchreiben.

Sappho an Euterpe.

Nein, mein Kind, ich danke. Du biſt mit deinen egyptiſchen und jüdäiſchen Prieſtern auf dem Wege, ein recht unliebenswürdiges Geſchöpf zu werden. Ich bitte dich, ſtöre mich in meinem heitern Genußleben nicht weiter. Du ſiehſt das Ende der Welt herannahen, und ich meine, wir befinden uns gerade erſt am Anfang. Alles, Künſte, Leben und Genuß muß erſt noch den rechten Aufſchwung erhalten. Wenn man täglich mit Aerzten verkehrt, ſo bildet man ſich leicht ein, daß man krank iſt; ſo geht es dir mit deinen Prieſtern. Ihr ſchwatzt ohne Ende über Religion, und es iſt kein Wunder, wenn ihr euch gegenſeitig einbildet, die Zeit ſey ſo ſchlimm, daß ſie nicht ſchlimmer werden könne. Ich wiederhole es, komm hieher, bade dich in dem friſchen Element, laß dir von mir den Anfang meiner „Sappho" vorleſen, und ſey ſo unbefangen, wie deine Jugend und dein Charakter es heiſchen. Mit der Glorie der Göttin iſt es viel zu früh für dich. Folge dieſem Rathe und liebe deine Sappho.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Weihnachten ſonſt und jetzt.

Bei den vielen Veränderungen, welche die letzten fünfundzwanzig Jahre über das hieſige Leben und Treiben gebracht haben, konnte die Phyſiognomie des Weihnachtsfeſtes nicht leer ausgehen. Auch iſt das ſo wenig der Fall, daß eine auf Urſache und Wirkung ſich einlaſſende Beſchreibung der Weihnachten von ſonſt und von jetzt eine intereſſante, aber

Digitized by Google

umfangreiche Schrift werden müßte. Noch vor 25 Jahren setzte die zweite Hälfte des Decembers den größern Theil Londons in Bewegung. Wer einigermaßen Zeit und Geld hatte, ging aus, Einkäufe zu machen. Auf die Beschaffenheit des Wetters kam nichts an; Jedermann gab sich ein wichtiges, bisweilen sogar geheimnißvolles Ansehen, und in das Gesumme der Menschen mischte sich das Rasseln der plötzlich ungeheuer vermehrten Wagen, Karren und Fuhrwerke aller Art. Die Verkaufsläden waren neu und lustig aufgeputzt. Man versah sich und die Seinigen zu Weihnachten mit warmen Kleidungsstücken und die Verkäufer thürmten ihre neuen Vorräthe in den Fenstern auf. Desgleichen thaten diejenigen, die den Zuspruch des putzlustigen Geschlechts erwarteten. Da gab es neumodische Hauben, Blumenkränze, Spitzen und Bänder in reicher Wahl. Die substantiösen Schlächter zierten ihre Hallen mit den erlesensten Viehstücken; die Gewürzkrämer und Obsthändler blieben in Erregung der Lüsternheit nicht zurück; alle Schenken und Tavernen polirten ihre Fenster, und die Büreaus der Landkutschen wimmelten von Kisten und Kasten, Körben und Körbchen. Alles das ist jetzt im Allgemeinen eine Vergangenheit. Weihnachten hat aufgehört, für Mode und Garderobe ein Zeitabschnitt zu seyn; die Gewölbe der Schlächter sind weniger eine Augenweide für die Liebhaber saftigen Rindfleisches als eine Ausstellung der prächtigen Fettstücke preisgekrönter Viehmäster, und der unmäßig gestiegene Luxus hat Bedürfnisse geschaffen, deren Befriedigung das Geschenkemachen innerhalb und außerhalb Londons verleidet. Der prosaische Utilitarianismus hat sich einen eisernen Altar gebaut, auf dessen Stufen ziemlich die letzten Ueberreste der englischen Weihnachtspoesie als Opfer gefallen sind. In den pantomimischen Vorstellungen der Bühne hat allerdings ein Charakterzeichen der ehemaligen Weihnachten seine Existenz bis zur Stunde gefristet, es sind aber nicht mehr die ächten Pantomimen von sonst. Um sich zu erhalten, haben sie sich verfälschen müssen. Das ist aber so allmählig geschehen, daß es eine eigene Aufgabe wäre, den Verfall der englischen Pantomime zu beschreiben. Vor der Hand steht soviel fest, daß sie anfing, von ihrer Höhe herabzusteigen, als Grimaldi und Bologna zu Grabe getragen wurden. Diese zwei waren, wenn nicht die besten, gewiß die letzten ächten Harlekins. Jetzt würde der ernste Bayle es nicht mehr der Mühe werth achten, heimlich seinen Mantel umzuhängen und von seinen gelehrten Forschungen in's Theater zu schleichen, um aus einem verborgenen Winkel die lustigen Harlekinsstreiche mit anzusehen und, wie er sich ausdrückt, „zu lachen, daß ihm die Seiten wackelten." Das konnte nur ein ächter Harlekin bewirken, d. h. einer, der ein schweigender Witzbold ist, dessen Humor in seinen Gebärden liegt und der eine lange Geschichte zu erzählen weiß, ohne ein einziges mal den Mund zu öffnen, einer, wie ihn Garrick beschreibt, wenn er von Rich sagt — und Rich war bekanntlich der Erste, der unter dem Namen Lun den Harlekin auf der englischen Bühne einführte:

> Whon Lun appeared with matchless art and whim,
> He gave the pow'r of speech to every limb;
> Though mask'd and mute, conveyed his quick intent
> And told, in frolic gestures, what he meant.

Diese Zeiten sind vorbei. Was ehemals die Pantomime aufbaute, waren Humor und Satire; was jetzt Pantomime heißt, ist ein kostspieliges Schaugepränge. Aus Harlekin ist ein Zauberer geworden, der mit seinem Stabe Berge versetzt, einen Polizeidiener in ein Wirthshausschild „zum blauen Löwen," oder ein Spielhaus in den Laden eines Geflügelhändlers verwandelt, wo über der Thür steht: „hier werden alle Arten Vögel gerupft." Der Witz existirt jetzt nur für diejenigen, die lesen können; ehemals existirte er für Alle, die sehen konnten, und wenn der Witz der jetzigen Pantomime fast lediglich in Wortspielen besteht, so folgt daraus von selbst, daß er nicht länger auf die Zuschauer berechnet ist, deren ausschließendes Eigenthum die Pantomime ehemals war, auf Kinder, Kinder an Gemüth und Jahren, und wer mit seinen Kindern Kind seyn wollte. Im neuern Sinne hat London auch seit letzten Weihnachten Wochen lang pantomimische Vorstellungen gehabt, aber zum ersten Male keine in Drurylane und im Haymarkettheater. Letzteres hat wohl weniger das Gaukelspiel verschmäht, als die Kosten gescheut, und ersteres gibt fortwährend Concerte. Coventgarden hingegen hat nicht allein die Pantomime sich nicht entgehen lassen, sondern auch seinen vieljährigen Ruhm behauptet, in dieser Art das Beste zu liefern. Das Stück heißt: „das Schloß Otranto, oder Harlekin und der gigantische Helm." Kenner der englischen Literatur wissen, welches Aufsehen seiner Zeit The Castle of Otranto erregt hat, und wie es der Vorläufer war einer zahllosen Menge von Schauergeschichten, alle voll Gespenster, Kerker, unterirdischer Gänge, blutender Nonnen und muthiger Ritter. Walter Scott trieb die Unheimlichen in die dunkelsten Räume der Leihbibliotheken oder zu gänzlicher Vernichtung; aber das Schloß Otranto hat er weder vertreiben noch vernichten können. Erst vor Monatsfrist ist eine neue Auflage erschienen. Diesem beliebten Buche dankt die Coventgardener Pantomime Daseyn und Namen, weiter jedoch nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 50:

Der Rosenstock.

Räthsel (à la Raff).

Zugvogel, sprich, wo hast du her die Schwingen?
Wer sie verstände kräftig dir zu stutzen,
Dem brächte seine Kunst wohl großen Nutzen,
Man würd' ihm dutzendweis' in's Haus dich bringen.

Doch ungestutzt nur kannst du lustig singen;
Wohl steht dir an das Schmollen auch und Trutzen,
Du läßt um deinen Flattersinn dich putzen,
Und in den Käfig nicht vom Vogler zwingen.

Drei Schwestern aber wissen dich zu bannen,
In ihrer Atmosphäre magst du weilen,
Sie zaubern dir den ew'gen Frühling vor.
Drum ziehe nicht schon wiederum von dannen,
Du flogst ja schon so viele tausend Meilen:
Zugvogel bleibe! weile! sey kein Thor!

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 12. Februar 1841.

Entſetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Greift Schauder über ſeine Haut.

Schubart.

Der rothe Schmied.

Graubündtner Sage.

Bei Surawa ſteht Gemäuer;
Durch die Lucken ſchau hinein:
Wüſt die Eſſe, ohne Feuer,
Unkraut wuchernd um den Stein,

Rundum weder Haus noch Scheuer,
Oed, wie um ein Hochgericht.
Wandrer, hier iſt's nicht geheuer;
Höre, was die Sage ſpricht.

Balg und Ambos ſtand vor Zeiten,
Wo man jezt nur Schutt gewahrt;
Funken ſtob's nach allen Seiten,
Und der Blasbalg ſaust' und gahrt'.

Vor dem Hämmern, vor dem Schlagen
Floh waldein des Vogels Lied.
Scharrten Roſſe, knarrten Wagen,
Suchten ſie den rothen Schmied,

Ihn, den Einz'gen in der Runde:
Wunder ſprach von ihm die Mähr,
Und es brachte mancher Kunde
Meilenweit ſein Röslein her.

Einſt vorüber an der Stelle,
Wo der Schmied den Hammer ſchwingt,
Kommt ein rüſtiger Geſelle,
Der getroſt ſein Liedchen ſingt;

Sieht den Mann im ruß'gen Hemde
Bei der hellen Flamme ſtehn:
Fröhlich kommt er aus der Fremde,
Soll er hier vorübergehn,

Bei dem Meiſter, der den Knaben
Einſt des Handwerks Brauch gelehrt?
Hier will er ſich erſt erlaben,
Eh er zu den Seinen kehrt.

„Meiſter, ſeyd gegrüßt!" — Vergnüglich
Streckt der Burſch ihm dar die Hand.
„War das Glück mir draußen trüglich,
Hält mir's Wort im Vaterland;

Handwerk hat doch goldnen Boden.
Meiſter, gelt der Tag war heiß?" —
„Hält die Arbeit uns im Oden,
Gold wird jeder Tropfen Schweiß."

Digitized by Google

„Geſtern hungrig, luſtig heute,
Alſo ging's durch Stadt und Land,
Schlechte Herberg, gute Leute,
Nun, ich nahm es, wie ich's fand."

Von der Wanderſchaft Beſchwerden
Plaudert er, und fremder Sitt',
Wie's ihm nun daheim mag werden,
Was er lernt' und was er litt;

Fragt nach manchem wackern Manne,
Wer noch lebt und wer zur Ruh;
Und daneben mit der Kanne
Geht der Alte ab und zu;

Lobt in ſeinem Sinn des Knaben
Friſche Kraft und Red' und Art;
Der iſt mein, den muß ich haben!
Brummt der Meiſter in den Bart.

Und er trinkt's ihm zu im hellen,
Feurigen Veltlinerwein.
— Lange ſucht' ich den Geſellen,
Tritt in meine Werkſtatt ein!

Daß wir baß zuſammentaugen,
Sah ich ſchon dem Jungen an. —
Der Geſelle ſchlägt die Augen
Nieder, drückt die Hand dem Mann.

Meiſter, ſpricht er, zu verſagen
Eure Bitte, fällt mir ſchwer.
Meine Werkſtatt aufzuſchlagen
In der Heimath, kam ich her.

Und Ihr kennt ſie ja, die Treue,
Die mir Hand und Herz verhieß;
Oftmals nagt' an mir die Reue,
Daß ich ſie ſo einſam ließ.

Endlich nach ſo langen Thränen
Lacht ihr doch des Glückes Gunſt,
Und ich dringe ſtarke Sehnen,
Liebe mit, Geſchick und Kunſt.

Zu vergelten all ihr Lieben,
Lang verſäumt' ich ſchon die Pflicht.
Sollt' ich's länger noch verſchieben? —
Meiſter, Ihr verlangt es nicht! —

Gern die Runzeln auf der Stirne
Bürge der getäuſchte Mann;
Heimlich fluchend auf die Dirne,
Stößt er auf ihr Wohlſeyn an;

Führt ihn zu der Lagerſtätte,
Geht und wünſcht ihm gute Nacht. —
Aber ihn in ſeinem Bette
Hat der böſe Feind gefaßt,

Raunt ihm zu: Haſt du verſtanden?
Du und er? Vertragt euch jezt!
Geht das Handwerk dir zu Schanden,
Hat doch er ſich warm geſezt.

Warm? — Ich will's ihm ſiedend kochen!
Aufgeſtanden iſt er leis,
Leis iſt er hinabgekrochen,
Und die Kohlen ſchürt er heiß,

Glüht die ſpitze Eiſenſtange,
Geht hinauf — er lag und ſchlief;
Draußen kichert's auf dem Gange,
Hinter'm Vorhang athmet's tief.

Praſſelnd, ziſchend fuhr dem Buben
In die Bruſt der rothe Stab;
Und er trägt ihn aus der Stuben
Und verſcharrt ihn tief hinab.

Doch von Stund' an in der Schmiede
Ward kein Hammer mehr gehört.
Nirgends fand der Unhold Friede,
Rannte durch's Gebirg verſtört,

Durch die Bäche, durch die Matten,
Durch die öde Gletſcherwelt;
Heimwärts jagt ihn dann der Schatten,
Wo er ſich das Haupt zerſchellt.

Blutig lag er an der Mauer,
Ihn verzehrt der Raben Heer,
Rundum weht geheimer Schauer,
Und der Ort iſt öd und leer.

Nächtlich, wenn die Käuzchen wimmern,
Wenn der feuchte Mondenſchein
Niederrieſelt an den Trümmern,
Steigt der Schmied aus dem Geſtein;

Lang und ſchwarz, mit rothen Haaren
Und mit Augen, die erglühn;
Und der Balg fängt an zu fahren,
Und die Eſſe Glut zu ſprühn.

Mit dem rothen Eiſenſtabe
Tritt er aus dem Schutt hervor,
Wankt zu des Geſellen Grabe,
Schaut ſich um und lauſcht empor,

Bohrt in's Grab das Eisen; Flammen
Zischen aus dem Grunde wild,
Schlagen über ihm zusammen
Und verschlingen das Gebild.

Ludwig Seeger.

Toskanische Städte.

(Fortsetzung.)

Tritt man am lichten Tage ein in diese Hallen, dann offenbart sich dem aufmerksam forschenden Auge eine Fülle von Herrlichkeit in Idee und Gestaltung, wie man auch bei den vielversprechendsten Vorstellungen sie wohl kaum erwartet. Hohe, feste Mauern umgeben den Korridor; von ihnen aus wölbt sich das Dach über die vier Seiten der Bogenhallen, deren leichte Säulenreihen nach dem inneren, grünbewachsenen Hofe zu sich öffnen und dem Lichte Eingang gönnen. Der Meister, welcher diesen Bau, eine der edelsten Vereinigungen des germanischen Spitzbogens mit den rundlicheren Formen des toskanischen Styls, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts binnen fünf Jahren vollendete, der für die Wiederbelebung der Kunst nächst seinem Vater Nicola so bedeutende Giovanni Pisano, liegt in der südlichen Halle des selbsterbauten Friedhofs begraben. Eine Marmortafel mit einfacher Inschrift bezeichnet die Stelle, wo er ruht. Von seiner Hand sind auch die Sculpturen über der Haupteingangspforte, unter denen man das Bild Giovannis selbst erkennen will, und unter den Sarkophagen, welche reichlich hier nebst andern Grabdenkmalen von den Etruskern bis auf unsere Zeit herab sich aufbewahrt und eingemauert finden, führt von ihm der mit der Schlachtdarstellung her, über welcher Petrus schwebt. Ueber die Wandgemälde, die, ein reicher Cyklus bedeutungsvoller Darstellungen, die innere Mauer namentlich der bei weitem ausgedehnteren Süd- und Nordseite schmücken, ist von und seit Vasari so umfassend und so mannigfach verhandelt worden, daß jeder Versuch einer weiteren Beschreibung kaum mehr als Wiederholung werden könnte. Von dem „Triumph des Todes" an, in welchem Orcagna — derselbe vielseitig großartige Mensch, von dem in Florenz die ernstheitere Loggia dei Lanzi und die einfachedlen Bildwerke des Tabernakels in San Michele zeugen — alle Zustände und Mischungen des Lebens, innere wie äußere, in kühnen Gegensätzen auseinanderbreitet, die er dann in der erhabenen Strenge seines Weltgerichts in höherer Sphäre wiederum vereinigt, bis zu der Kette leichtbewegter Schöpfungen, womit Benozzo Gozzoli um ein Jahrhundert später die Nordwand schmückte, wo er unter einem seiner schönsten Werke * ruhet, haben hier die wesentlichsten Stadien künstlerischen Bildens sich entfaltet. Bei manchen dieser Werke gewahrt man schon sehr den zerstörenden Einfluß der Elemente und fragt sich mit schmerzlichem Bedauern: Was werden, die eben so viel Jahrhunderte nach uns kommen, noch von diesen Blüthen edelster Entfaltung des Menschengeistes genießen? Wir müssen dankbar anerkennen, daß noch soviel uns gewährt ist. Indem ich, Kundigeren den schon zum Theil gelösten Streit über die Autorschaft des einen und des andern Künstlers mancher dieser Schöpfungen überlassend, mit immer steigendem Interesse mich dem Campo Santo zuwandte, fühlte ich doch stets von Neuem mich vor Allen angezogen durch die Werke Orcagnas und die gegenüberstehenden Benozzo Gozzolis.

In diesen Beiden treten die zwei Hauptrichtungen geistiger Offenbarung am entschiedensten hervor. Während Benozzo, der Schüler Fiesole's, an Heiterkeit und Milde innig verwandt dem Meister, darin vornehmlich sich von ihm unterscheidet in Auffassung und Gestaltung, daß er das freudige Entzücken und die ganze Fülle wonnigen Verklärung, welche jener nur dem irdischen Treiben Entrückten zutheilt und somit ein Reich von erdentbundenen Wesen schafft, in liebevoller Hingebung den noch hienieden Wandelnden vergönnt und diese mit allem Schönen und Erfreulichen ausstattet und umgibt, dessen die Erde fähig ist, so hält Orcagna in dem hohen Ernst und der gedankenvollen Tiefe seiner Anschauung sich nur an das, was Erd' und Himmel bindet. Er wendet sich, die Schönheit und die Freuden der vorübergehenden Erscheinung nur andeutend, alsbald dem Höhern zu und führt über jenes den Tod und ihn, der den Tod überwunden durch den Geist und die Liebe, als Triumphirende und Richter auf. Wenn ich mich gedrungen fühle, Benozzo's Werke zu dem Reichsten und Anmuthigsten zu zählen, was je an malerischen Gedanken aus Menschenbrust hervorgegangen, in Empfängniß sowohl wie in Ausführung, so gehören wie Orcagna's Schöpfungen der Idee nach zu dem Bedeutendsten, was in einem Male reif geworden. Zum Theil entspricht dieser Größe und Fülle auch die Gestaltung, wenn in letzterer auch vielfach noch die ersten Kindheitsversuche freier Bewegung sichtbar sind. Dazu die große geistige Freiheit, mit welcher er — vornehmlich im Weltgericht — seinen Gegenstand behandelt, bei sonstiger Strenge in Auffassung und Darstellung. Auch hierin, wie in seiner Weltanschauung überhaupt, bekundet sich seine durchgehende, im tiefsten Seelenleben

* Die Wiedererkennungsscene Josephs und seiner Brüder.

begründete Verwandtſchaft mit Dante. Ihm ſchüzt der Prieſterrock nicht vor Verdammniß, wenn unter dem Schafpelze der Wolf verſteckt war, noch hindert das Laiengewand an den Freuden der Seligen.

(Fortſeynng folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſeynng.)

Pantomimen. Balwers „Money.“

Unter den Schauſtellungen dieſer Pantomime zeichnete ſich eine Scene aus, die auch für die Bühnen jenſeits des Kanals getten kann. Es war der Tempel des Dramas, ein claſſiſches, wunderherrliches Gebäu, aber ſo baufällig, daß es auf zwei hölzernen Stüzen ruht, die Oper und Melodrama heißen. Der Tempel ſteht zum Verkauf. Muſard kauft ihn nnd beim Einweihungsconcerte ſizen die Statuen Shakespeares, Lope de Vegas, Molières, Racines und Anderer im Orcheſter nnd ſpielen, der Eine die Geige, der Andere den Baß. Zum Schluß kommen politiſche Anſpielungen auf Englands Ruhm und ſeine jüngſt zu Land und See errnngenen Siege. Da fehlt natürlich weder die Einnahme von Tſchuſan, noch die von St. Jean d'Acre, und am Ende iſt es den Engländern nicht zu verargen, wenn ſie in diplomatiſcher und militäriſcher Beziehnng mit einigem Wohlgefallen auf das verfloſſene Jahr zurückblicken. — Auch bei den Pantomimen in den ſogenannten kleinen Theatern ſind die neueſten Tagesbegebenheiten für den tadluſtigen John Bull gebührend denuzt worden. So hat das Adelphitheater in ſeine, der Erzählung aus den arabiſchen Nächten vom verzauberten Fiſche entlehnte Pantomime eine Scene eingereiht, die auf dem Pachtgute eines gewiſſen John Bull ſpielt und in welcher ein galliſcher Hahn, „ein gewaltiger Schreier,“ einer engliſchen wohlgenährten Truthenne ſtark die Cour, und das durch einen ruſſiſchen Bären bedeutend eiferſüchtig macht. Im Victoriatheater marſchiren unter anderm fünf Taſchenbücher mit den Jahreszahlen 1841 — 1845 über die Bühne; jedes hat einen neugebornen königlichen Prinzen zum Titelkupfer, und hinterher geht die Mama, die zwei älteſten an der Hand, den dritten am Schürzenzipfel, nnd der Papa, die zwei jüngſten auf beiden Armen, und zwiſchen den Eltern John Bull, die Hände in den Taſchen und den Kopf geſenkt. An den Lampen bleibt die Geſellſchaft ſtehen. Well, Mr. Bull, as I told you, ſagt Mama, I've come to wish you a merry Christmas and to show you my small ones, and ask you to treat us with a Christmas dinner. We are so poor now, we've a family to provide for. — Aye, aye, Mrs. Vic, antwortet Maſter Bull. I expected as much. Well, I'm very glad to see the Field-Marshall of some use, any how. — Das durch Hogarth zur Unſterblichkeit erhobene Sadler's Wells hat unter dem Titel: die ſchwarze Flaſche, den Vorfall zwiſchen Lord Cardigan und Rittmeiſter Reynolds auf eine wirklich zum Lachen zwingende Art in Scene geſezt. Statt aber zu erzählen, welch miſerables Ende der edle Huſarenoberſt auf dieſem recht eigentlichen Volkstheater nimmt, will ich lieber als Augenzeuge verſichern, daß der von den öffentlichen Blättern ſo widerſprechend berichtete Auftritt im Drurylanetheater, wo Lord Cardigan erkannt und durch Zifchen zum Verlaſſen des Hauſes bewogen wurde, für ihn inſofern ein ſehr ungünſtiger war, als die vier oder fünf Stimmen, welche ihm bei ſeinem Fortgehen Beifall riefen, augenblicklich verſtummen mußten. Obgleich das gegen wahr iſt, daß, nachdem er den Ueberrock angezogen, er mit vieler Kaltblütigkeit dem Publikum eine Verbeugung machte, ſo iſt andererſeits nicht minder wahr, daß die Verbeugung mit einem donnernden Hinaus! erwidert wurde.

Das Haymarkettheater hat, wie geſagt, zwar keine Pantomime auf die Bühne gebracht, aber ein Gemiſch von Farce, Komödie, Tragödie und Pantomime, das neue Drama Sir Eduard Lytton Bulwers, betitelt: Geld — money. — Die Direktion hat dafür dem Dichter 600 Pfund bezahlt, vielleicht eben ſo viel auf neue Scenerie und Garderobe verwendet nnd dadurch die Koſten einer Extrapantomime erſpart. Gleichwohl wird ſie ſchlechte Geſchäfte gemacht haben. Am erſten Abend war das Haus zum Erdrücken voll; am zweiten war der Beſuch mäßig, am dritten das Haus leer. Das mag keine Kritik ſeyn; dieſe aber, inſoweit ſie ſich öffentlich ausgeſprochen, ſtimmt ziemlich dahin überein, daß Bulwer das Uebelſte gethan, was ein Mann thun kann, nämlich für Geld ſich lächerlich gemacht. Und in der That wimmelt das Stück von Gemeinplätzen, Zweideutigkeiten, falſcher Sentimentalität und trivialem Geſchwäz. Da Bulwer auf den Ertrag ſeiner Feder angewieſen iſt, darf er nicht geſcholten werden, daß er auch im Drama ſich verſucht hat; aber es hat ſich jezt wohl herausgeſtellt, daß er im Drama weit weniger leiſtet als in der Novelle. Sein erſtes Produkt, die Herzogin von La Vallière, erfuhr vom Athenäum, unſtreitig einem der geachtetſten und achtungswertheſten unter den hieſigen Journalen, die lakoniſche Abfertigung: as to the Duchess de le Vallière Mr. Bulwer, we suppose, must ha held responsible for tempting a publisher to print such a tissue of maudlin immorality. Und die Mehrzahl der Kritiker war der Anſicht, daß nur ein Mann, deſſen rege Eitelkeit in dem Kreiſe ſeiner Coterie ungeheuer geſchmeichelt worden, und der alle Achtung gegen die, wahrhaftig nicht überſtrengen Regeln des Anſtandes, wie ſolche im geſelligen Verkehre gelten, aus den Augen verloren, die Keckheit gehabt haben könne, ein Drama auf die Bühne zu bringen, das nichts anderes behandelt, als die Laſter eines berüchtigten Monarchen und ſeines ausſchweifenden Hofes. Hierauf producirte Bulwer das Mädchen von Lyon, dann Richelieu, dann den Seekapitän. Das Mädchen von Lyon behauptete ſich am längſten, obgleich für Londoner Theaterverhältniſſe immer nur kurze Zeit, und wenn dann der Dichter ſchnell bergab ging, ſo dürfte es vielleicht wahr ſeyn, was ich nach der zweiten Vorſtellung des Money von einem Kunſtverſtändigen äußern hörte: Bulwer habe auf dieſem ſeinem lezten dramatiſchen Gange die Miltonſche Tiefe erreicht, „die Tiefe, die nicht tiefer iſt.“ Möglich aber, daß es dem Dichter gelungen, durch ſeine neueſte dreibändige Novelle: night and morning, die Nacht zu bannen, die über ſeinen Namen hereingebrochen, und ſeinen Ruf einem neuen Morgen entgegen zu führen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. Februar 1841.

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte.

Goethe.

Zum ſtillen Vergnügen.

Vor uns liegt eine für den Rahmen unſeree Blätter zu umfangreiche phantaſtiſche Novelle, die uns gut erfunden und geſchrieben ſcheint. Gerne machen wir von der Erlaubniß Gebrauch, ein Beuchſtück deeſelben mitzutheilen. — Der Erzählung liegt die Idee zu Grunde, daß durch ein humoriſtiſches Geſchick die vier Kartenkönige belebt und in die Welt geſendet werden, Freude und Schmerz des Menſchenlebens zu koſten. In der folgenden Scene, welche ein abgeſchloſſenes Ganze bildet, ſehen wir die Kataſtrophe, wodnech eines der vier hohen Häupter in ſeinen alten Zuſtand zurückkehrt.

* * *

Voe Jahren gab es zu Köln am Rhein eine ſonderbaee Schenke. Das Haus, oder vielmehr der Kellee, welcher als Gaſtzimmer dienke, wird nunmehr längſt eingefallen oder abgetragen ſeyn; denn ſchon zur Zeit, von der ich rede, ſah die Spelunke äußerlich ſo baufallig aus, daß, wer zum eeſten Maie hinkam, ſchwerlich der Verſicherung ſeines Führers glaubte, es ſey im Innern ganz comfortabel und gar nichr ſo gefährlich, als ſich das Gebäude von Außen anließ. Von ſelbſt verlor ſich nicht leicht Jemand dahin; es war faſt nur einem Eingeweihten möglich, ſich in den Gäßchen, weiche zum Ziele füheten, nicht zu verieren. Man konnte auch nicht wohl Jemand um den Weg fragen; denn eine gute Steecke vom Hauſe lief der Weg keeuz und quer bald zwiſchen Gemüſegärten, bald zwiſchen öden Maueen odee Trümmerhaufen der Wohnungen einee verſchwundenen Geneyation. Wer ſich nun durch all dieſe Schreckniſſe glücklich duechgefunden hatte, kam auf einen kleinen, feeien Plaß, welcher mit melancholiſch duechelnander gewachſenem Unkraute bedeckt war, und hier ſtand die Schenke zum ſtilen Vergnügen. Sie war zart und ſinnig gewählt, dieſe Benennung. Nur das Veelangen nach ſtillem Veegnügem, nach ſtillem Genuß des wieklich guten Weines, der hier geſchenkt wurde, fübete die Gäſte unter dieſes einſame Dach. Hiee herrſchte auch feierliche und erhadene Stille. Mit inniger Rührung wueden die geleeeten Schoppen betrachtet und ſorgfältig in's Himmeleeich geſezt; ſo hieß ein großee Koed, der jedem der Stammgäſte zwiſchen den Beinen ſtand und woeaus nachher die Zeche berechnet waed. Wie großartig war der Augendlick, wenn dee Wieth hereinteat, um mit lauter Stimme zu verkündigen, es ſey wieder ein Faß geleeet. Dann erhob ſich Alles mit einem Male, und ein aitee, ehrwürdiger Weltgeiſtlicher hielt mit kuezen, aber kräftigen Worten dem abgeſchiedenen Weine ein Seelenamt.

Das Lokal beſtand aus einem großen Gewölbe, deſſen Wände urſpeünglich weiß geweſen waren, aber duech Zeit

Digitized by Google

und Rauch eine dunkle Farbe angenommen hatten. Ein gutes Billard war das einzige anständige Möbel, die übrigen Geräthschaften bestanden in schlecht gehobelten Tischen und Bänken, in welche die Gäste allerhand schlechte und gute Bemerkungen schnitten. Doch war eben dieses Billard den ältern desselben ein Dorn im Auge; denn sie behaupteten, und vielleicht nicht mit Unrecht, seit seiner Anschaffung sey der Wein schlechter geworden. Abends um sieben bis acht Uhr kamen die ersten Gäste, und es traf sich nicht selten, daß die lezten am andern Morgen die Schatten der Morgendämmerung benützen mußten, um unerkannt nach Hause zu kommen. Die Gesellschaft war gewöhnlich ziemlich gemischt. Es kamen Welt- und andere Geistliche, um sich, verborgen vor der lauschenden, neugierigen Welt, ein stilles Vergnügen zu machen, Studenten, Militärs, Literaten, alte Bürger, aber im Ganzen nur solche Leute, die ein gutes Glas Wein zu würdigen verstanden. Zuweilen erschienen auch einige Fremde, deren Wohnung und Beschäftigung Niemand wußte, und man raunte sich über dieselben manch Sonderbares in die Ohren. Den aufmerksamen Beobachtern war es unter Anderm aufgefallen — es wollten's wenigstens einige bemerkt haben — daß die Unbekannten auch beim trockensten Wetter nasse Fußstapfen zurückließen; Andere behaupteten, sie haben grüne Zähne, und das mußte selbst der Wirth eingestehen, daß es ihm geschienen, als habe beim Bezahlen Einer desselben statt Geld Schilfgras herausgezogen; jedoch wie er's ihm in die Hand gegeben, sey's ein funkelndes Goldstück geworden. Doch, wie gesagt, die Leute waren in ihrer stillen Seligkeit viel zu vergnügt, um sich viel um Andere zu bekümmern, auch zu gebildet, als daß sie einem Fremden mit unbescheidenen Fragen zu Leib gegangen wären; und die Unbekannten betrugen sich sehr anständig, tranken, wenn sie kamen, viel vom besten Wein, machten dabei wenig Scandal, und sangen nur zuweilen ein unbekanntes Lied, dessen Refrain so hieß:

Auf den Rhein
Beim Mondenschein.
In den Rhein,
Wenn's regnet.

Und auch dagegen war nichts einzuwenden, denn ein Censor, welcher sich auch zuweilen hier still vergnügte, hatte erkläet, es seyen in diesem Liede durchaus keine bösartigen Ausfälle gegen den Staat. In dem Punkte nämlich war der Wirth sehr strenge.

Eine andere originelle Figur unter den täglichen Gästen war ein junger Mann, von dem auch Niemand wußte, wer er war, was er that und womit er sich beschaftigte. Er kam beinahe jeden Abend, sprach sehr wenig und blieb sitzen, bis die Lezten gingen, denen er sich anschloß und sie jedesmal bis zu einer gewissen Stelle der Straße begleitete, wo man den Rhein sehen konnte. Da entfernte er sich schweigend und sezte sich an die Mauer auf einen großen Eckstein, weichen er, so sagten die Leute, die da herum wohnten, im Laufe des Tages selten verließ. Deßwegen, und weil man seinen wirklichen Namen nicht wußte, nannte man ihn nur den Herrn von Eckstein, eine Benennung, die ihm zu gefallen schien; denn er erwiderte diese Begrüßung bei seinem Eintritt stets mit freundlichem Lächeln. Daß seine sonderbare Kleidung, von den seltsamsten Farben und ganz barok im Schnitt, jemals Mode gewesen, erinnerten sich auch die ältesten Gäste nicht. Anfangs war diese schweigsame Erscheinung den guten Kölnern verdächtig gewesen; nach und nach aber hatten sie sich an den Herrn von Eckstein so gewöhnt, daß ihnen etwas fehlte, wenn er, was übrigens höchst selten geschah, einen Abend ausblieb.

(Fortsezung folgt.)

Toskanische Städte.

(Fortsezung.)

Daß die Anordnung des obern Theils von Orcagna's Weltgericht, wo Christus als der ernste, strenge Richter in erhabener Größe thront, neben ihm Marie mild und liebevoll, um ihn her die Verkünder und Verbreiter des alten und des neuen Bundes, Vorbild geworden allen späteen Darstellungen ähnlicher Art, haben Alle erwähnt, die über diese großartige Schöpfung sich ausgesprochen. Der glückliche Wurf war einmal gelungen und in angemessener Weise ausgeführt. So stellte ee sich denn als Typus für alle Zeiten fest. Uebrigens prägt in solchen Schöpfungen mehr als irgendwo sich Weltanschauung und Sinnesweise des Bildners aus. Orcagna läßt den obersten Richter still und erhaben, strenge wie die ewige Gerechtigkeit, doch ohne Zorn, mit erhobener Rechten, thronend eescheinen, das Woet der Entscheidung auszusprechen über die gleichvertheilte Schaar der Guten und Bösen, der Gerechten und Ungerechten, wäheend bei manchen noch Zweifel waltet, wohin sie zu zählen; dei Michel Angelo, der strengen, körnigen Mannesnatur, den das Schicksal in ernste Schule genommen und immer stahlhaltiger geschmiedet, ist es mehr der Gott des Zornes und der eisernen Zucht, der zu Gerichte sizt; auch walten unter den Gerichteten die Schaaren der Verdammten bei weitem überwiegend vor. Fiesole, der polarische Gegensatz zu Michel Angelo, räumt in seinem mildverklärten Sinne, dem Alles Andacht, Hingebung und Liebe, widerwillig nur der Vorstellung von Schreckniſſen der

Hölle und ewiger Verdammniß einen Platz ein; man sieht es deutlich, er bildet diese nur, weil er nicht anders darf aus Ehrfurcht vor der Kirchenlehre; daher ist dieser Theil in seinem jüngsten Gericht auch unbeholfener, in jeder Hinsicht stiefväterlicher behandelt als jener, wo die Seligen, Begnadigten, Erwählten liebeverklärt einander begegnen, in Blick und Herzen Himmelswonne. Cornelius, in dessen männlichem Herzen Strenge und Milde gleichstark walten, dessen ernster Gedankengang die Erde und den Himmel gleichmäßig umfaßt, hat in seinem jüngsten Werke vielleicht mehr als irgend einer seiner Vorgänger die Harmonie gefunden, in welcher der strenge kirchliche Begriff mit der göttlichen Milde zu ausgleichender Versöhnung kommt. Mit dieser seiner Auffassung Hand in Hand geht in feierlicher Gemessenheit die hohe Ausbildung edelster Formen, die schöne Mitte haltend zwischen strengem Kirchenstyl und individueller Freiheit, welcher jede Willkühr, jedes Prunken mit Virtuosität und Spielen mit Aeußerlichem gleichermaßen fremd ist. Darüber jedoch mag die Nachwelt richten, wenn die Parteien der Gegenwart verstummt sind und ihre Vor- und Mitkämpfer mit allen Privatleidenschaften von Haß und Liebe längst dem großen Weltfriedhof anheimgefallen und ohne Ansehen der Person vor dem erhabenen Richter stehen, der in höherer Würde nirgends vielleicht durch Menschenhand verbildlicht worden als auf dem Campo Santo Pisas.

Von den übrigen Denkmalen künstlerischer Thätigkeit, die Pisa gegenwärtig noch aufzuweisen vermag, wird für den Deutschen immer von besonderem Interesse seyn das kleine Kirchlein Madonna della Spina, am linken Arnoufer, das, wie wenige andere südlich den Alpen, dem reindeutschen Baustyl des Mittelalters sich nähert. Von Malerwerken außerhalb dem Campo Santo hat keines stärker mich gefesselt, als Niccolo Pietros Darstellung der Passion Christi in den Wandgemälden des Kapitelsaales im Kloster San Francesko, ein Werk, aus welchem trotz der feindlichsten Zerstörungswuth von nun bald fünf Jahrhunderten noch immer eine Hoheit und Bedeutung zu dem Beschauer spricht, die nur der tiefst von seinem Gegenstande durchdrungene seinen Gestalten einzuhauchen vermag.

All diese Werke sind angeregt und gefördert zur Zeit blühendsten Wohlstandes, als der Hafen des Arno noch einen der Hauptstapelplätze für die Schätze des Orients eröffnete. Unter den Ueberbleibseln dieser großen Handelsverbindung bewahrt Pisa noch eine Erinnerung ganz eigener Art, wohl einzig in Europa und in direkter Linie aufsteigend zu jenen Zeiten höchsten Glanzes. Vor dem westlichen Thore nämlich, wenige Miglien entfernt von der Stadt, findet man auf einer meist mit Pinien bewachsenen, mehrere Miglien nach dem Meere zu sich ausdehnenden ebenen Waldwiese, auf den großherzoglichen Meiereien (Cascine) eine Pflanzschule von Kameelen, Nachkommen der bereits im dreizehnten Jahrhundert auf Handelsschiffen aus dem Morgenlande herübergebrachten Stammhalter. Gegen Hundert an der Zahl werden diese geduldigen Kinder des Orients theils eingehegt in Ställe und zum Lastragen verwendet, theils treiben sie, zur Fortpflanzung bestimmt, sich frei in Wald und Wiesen umher. Als wir ankamen, traf eben ein hochbeladener Trupp bei den Ställen ein; da knieten Alle in gemächlicher Gravität nieder, die langen, schwerfällig sich wiegenden Hälse ruhig vor sich hinstreckend; dann erhoben sie sich der Reihe nach eben so bedächtig und gingen, von ihrer Bürde befreit, dem nahen, viereckig ummauerten Brunnen zu; andere wandelten, mit gleichgültigem Blicke umherstierend, unter den Pinien des nahen Wiesenhags und sezten, indeß wir sie von allen Seiten neugierig betrachteten, ruhig ihre Grasung fort. Vielleicht hatten ihre Vorfahren das Zeitgeräth des ritterlichen Saladin getragen oder als Schiffe der Wüste irgend einem wandernden Beduinenstamme gedient.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(S. Nr. 29.)

Kunstverein.

Unser Kunstverein ist fortwährend im Wachsen; er zählt 1400 Mitglieder mit 1570 Aktien zu 5 Gulden 30 kr., gebietet also alljährlich über 8630 Gulden, und im dreijährigen Cyklus, je nach welchem immer die Verloosung stattfindet, über fast 26,000 Gulden. — Der im vorigen Jahr an die Mitglieder vertheilte Kupferstich: Madonna mit den Kindern, nach Raphael von Leybold in Wien, der viel Beifall erhalten und auch Anfragen anderer Kunstvereine wegen Austausch mit ihren Blättern zur Folge gehabt, hat demnach die Wahl dieses Gegenstandes, statt eines Genrebildes, als die zweckmäßigere bewährt. Wir wollen damit nicht sagen, daß nie ein solches zur Nachbildung gewählt werden sollte; nur möchte nicht leicht eines zu finden seyn, das der Madonna an naiver Einfalt, Klarheit und Innigkeit gleich käme, und dies sind doch wohl Erfordernisse, die man an ein für die Vereinsmitglieder bestimmtes Bild machen darf. Die Gegenstände verhalten sich wie ihre Kunst- und Lebenskreise; — bei Raphael ist man immer in gewählter, geweihter Sphäre und geht nicht irre. — Mone sagt in der deutschen Vierteljahrsschrift: „Der Besitz oder die Benützung von Galerien ist den Kunstvereinen nöthig, um Urtheil und Geschmack zu bilden; sie bleiben sonst nur auf die neuere Kunst angewiesen und werden der Geschichte derselben fremd." Er wünscht, daß sie Sammlungen aller Kunstwerke anlegten, daß sie alte Gebäude und Sculpturen ihres Landes in treuen Umrissen mit erklärendem Text abdrucken und vertheilen ließen. — „Diese historische Richtung fehlt den Kunstvereinen; ohne dieselbe bleiben sie einseitig und dem Wechsel

Digitized by Google

der oberflächlichen Mode unterworfen, wobei für wahre Kunstbildung wenig gewonnen wird." — Hiebei haben wir nur zu bemerken, daß doch die Kunstvereine zunächst zur Ermunterung lebender Künstler gestiftet sind, daß Liebe für die ältere Kunst durch sie nur mittelbar und gleichsam durch das natürliche Bedürfniß des Gegensatzes geweckt werden soll. Für die antiquarische Seite der Kunst sorgt wohl am besten der Staat durch Sammlungen und Abbildungen. Manches alte Bauwerk erhält seinen eigenen Monographen; doch dürfte bei uns hierin noch mehr geschehen. Wir würden die malerischen Topographien: Deutschland, Schwaben, Würtemberg ꝛc. anführen; wenn sie, eher wissenschaftlich als malerisch, mehr Architektonik als Ansichten geben würden. — Wenn von der Bildung des Geschmacks die Frage ist, so möchte es damit seyn, wie mit der Bildung durch die Literatur oder durch's Leben. Der Mensch wählt sich aus dem Element stets das ihm Gemäße zuerst heraus. Wir sehen im großen Durchschnitt die Klugen klüger, die Thoren thörichter werden. Im Einzelnen finden wir Wiyigungen, Selbstcorrektionen, wo der Geschmack noch schwankte.

Dem Verein kommen fast wöchentlich Gemälde von einheimischen und fremden Künstlern zu, selten ganz mittelmäßige, öfters sehr wohlgelungene, hie und da ein allgemein gültiges und geltendes. Ein Künstlercomité stellt über sie sein Gutachten, der Verwaltungsausschuß beschließt die Erwerbung oder Ablehnung, ohne sich jedoch durch die oft sehr auseinandergehenden Ansichten der Künstler für gebunden zu halten. Das Resultat ihrer verdeckt gegebenen Abstimmung ist aber doch selbst in seiner Divergenz dem Ausschuß immerhin ein Anhalt und mag interessante Blicke in die objektive und subjektive Kunstsphäre gewähren. — Es liegt in der Natur der collegialischen Verfassung des Verwaltungsausschusses, daß keine, wenn auch in den Statuten ausgesprochene Maxime bei den einzelnen Erwerbungen durchgreifend zur Anwendung kommen kann. Daher fielen schon zuweilen mißliebige Urtheile über Ankäufe und Ablehnungen, namentlich über erstere. Ein Majorisirt s — Andere nennen es Minorisirtwerden — bleibt, wie überall, der Uebermacht in's Gewissen geschoben.

(Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

(Schluß.)

Geschenk für den Kaiser von China.

Ehe es zwischen unsern Freunden, den Chinesen, und den „rothhaarigen Barbaren" zu Feindseligkeiten kam, die laut den jüngsten Nachrichten ein eben so unerwartet schnelles als für England vortheilhaftes Ende zu nehmen scheinen, glaubten die dabei wesentlich betheiligten Directoren der ostindischen Gesellschaft, daß ein von der englischen Kunstfertigkeit zeugendes Geschenk auf den Kaiser von China, der bekanntlich ein für seinen Stand sehr geschickter Mechaniker seyn soll, einen, die Erhaltung des Friedens bewirkenden Eindruck machen könnte, und waren nur darüber ungewiß, was sie ihm schenken sollten. Die Kaiser von China sind bei verschiedenen Gelegenheiten von der englischen Regierung im Namen des Königs mit Geschenken bedacht worden; allein immer hat die Wahl Schwierigkeiten gehabt, oder es hat sich bei der Ueberreichung Anstoß gefunden. Das letzte Geschenk unter Georg III. war ein prächtiger Stadtwagen. Einen solchen hatte angeblich der Kaiser selbst gewünscht. Also ging der Wagen ab, sorgfältig in einzelnen Stücken gepackt und begleitet von einem Sachverständigen, der nicht bloß den Wagen an Ort und Stelle zusammensetzen, sondern auch für den Fall nöthiger Reparaturen den chinesischen Oberst-hofwagenbaudirektor mit der Konstruktion bekannt machen sollte. Es erschien auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers ein hoher Mandarin, den Wagen zu übernehmen. Nachdem er ihn beaugenscheinigt, ohne auf ächt chinesisch zu loben oder zu tadeln, fragte er, für wen der außerhalb angebrachte, hohe, mit kostbarer Decke behangene Sitz sey? Der Engländer antwortete: für den, der die Pferde lenkt. — Das thut der Kaiser nicht, entgegnete der Chinese. — Für den Kaiser ist der Platz in dem Wagen, bemerkte der Engländer und deutete auf die reich geschmückten Kissen. — Da sah der Chinese ihn mit steigendem Zorne an. „Und meint Ihr, rief er, daß unser ruhmgekrönter Kaiser, der Sohn der Sonne, niedriger sitzen soll, als einer seiner Sklaven?" — Der Mandarin war nicht zu beschwichtigen, erklärte seinen Kopf in Gefahr, wenn er dem Kaiser den Wagen überlieferte, und entfernte sich. Bericht zu erstatten. Der Erfolg war, daß die Annahme verweigert und der Wagen nach London zurückgebracht wurde. — Dieser, einigen Directoren wohl erinnerliche Vorfall mahnte zu doppelter Vorsicht, und nach lang gepflogenem Rathe und genau angestellten Erkundigungen entschied der Board of Directors für zwei ganz gleiche Uhren „von der erlesensten Arbeit und im sinnigsten Geschmack." Die Uhren sind seit einiger Zeit fertig und nach hiesiger Gewohnheit vom Verfertiger „für seine Freunde" zur Schau gestellt. Indessen bekommen auch solche sie zu sehen, die nicht zur speciellen Bekanntschaft desselben gehören. Jedenfalls sind die Uhren eine wunderhübsche Spielerei. Beide haben die Form eines antiken römischen Triumphwagens. Darin sitzt eine weibliche Figur; ich weiß nicht, ob es eine Erden- oder eine Himmelstochter seyn soll, aber eine Göttin ist es gewiß, liebreizenden Angesichts, und durchaus nicht, wie ich habe behaupten hören und was ganz unschicklich gewesen wäre, der Königin Victoria ähnlich. Ihre rechte Hand ruht auf dem Wagen, und unter dieser befindet sich eine Uhr, von der Größe eines Schillings, die schlägt, repetirt und acht Tage geht. Auf dem Zeigefinger sitzt ein Kolibri, aus Diamanten und Rubinen geformt, mit einem Körperchen, das den sechzehnten Theil eines Zolls mißt. Ein diamantener Punkt, von einer Nadel berührt, setzt das inwendige Räderwerk in Bewegung, und das Vögelchen hebt seine Flügel und flattert und pipt, daß es eine Lust ist und dem Kaiser von China sicherlich große Freude machen wird. In der linken Hand hält die Göttin ein Perspektiv von verhältnißmäßiger Kleinheit, aber in jeder Hinsicht zu vollständigem Gebrauche, mit drei Auszügen vom feinsten Golde und statt des Glases geschliffenen Diamanten. Zu den Füßen der Figur ruht der niedlichste Schoohhund, der je aus dem Atelier eines Tausendkünstlers hervorgegangen ist, und den Wagen ziehen zwei Vögel, von denen ich nur so viel weiß, daß die dazu verwendeten Edelsteine in den Farben des Regenbogens schillern. Ein verborgener Mechanismus steht mit dem Köpfchen des Kolibri in Verbindung, denn sowie dieser sein Köpfchen dreht, rollt der Wagen im Kreise umher. Alles ist auf's Feinste und Sauberste gearbeitet, und die aus Blumen und Emblemen bestehenden Zierrathen des Wagens haben bloß das Verdrießliche, daß sie in ihrer vollen Schönheit von unbewaffneten Augen kaum erkannt werden können. Da das Geschenk seinen ursprünglichen Zweck, den Frieden zu erhalten, verfehlt hat, so soll es nun nach beendigtem Kriege zur Friedensgabe dienen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 3.

Sonnabend, 13. Februar 1841.

[30] Bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist erschienen:

BERNHARD VON BESKOW

SCHWEDISCHE TRAGŒDIEN.

Deutsch von

Adam Oehlenschläger.

3 Theile. Preis 4 Thlr.

I. Band: **Gustav Adolph.** II. Band: **Torekel Knudsen.** III. Band: **König Birger.**

---

[57] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag brochirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badeseene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Seraskler. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Kataraften. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Oasis. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Balbek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landkutsche. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahrs 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getäuscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[39] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Johann Ladislav Pyrker's

Sämmtliche Werke.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Velinpapier. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V., im zweiten die Thaten Rudolphs von Hadsburg und im dritten die Perlen der heiligen Vorzeit in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands. Wir erlauben uns hier statt aller Anpreisung einige uns zugekommene Urtheile anzuführen:

Voß erkennt dem Verfasser des Rudolphs von Hadsburg den klassischen Lorbeer zu (Sophronizon 1825, 2tes Heft).

Ein anderer competenter Richter spricht sich über dasselbe Gedicht wie folgt aus: „So haben wir denn endlich, Gottlob! ein deutsches Epos, dessen sich, außer dem Griechischen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich setze Pyrkern weit über Virgilius, das heißt: ich glaube, daß Pyrker dem Homer viel naher stehe, als Virgil. — Ja, der hat's volldracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!" (Wiener Zeitschr. f. Kunst und Lit. 1826, Nr. 24.)

In der Zeitschrift Hermione, Nr. 3, 17. Jan. 1827, wird obiges Werk als das wahre deutsche Heldengedicht bezeichnet.

Auch seinen beiden übrigen Werken: Perlen der heiligen Vorzeit und Tunisias ward ein gleicher Ruhm zu Theil, und wegen des letztern räumt ihm ein Gedicht Baggesens (Dresdener Morgenzeitung 1827, Nr. 103) vor Klopstock mit dem Worte Vater, den höchsten Platz ein.

Gewiß verdient der Verfasser dieser Werke den ersten Dichtern Deutschlands beigezählt zu werden, welches jetzt schon ausgesprochen, von der Nachwelt allgemein anerkannt werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[58] **Neuestes von A. Lewald.**

Der Divan.

Eine Sammlung

von

Novellen, Genrebildern und Memoiren.

Von

August Lewald.

Sechs Bände.

(Verlag von J. Scheible in Stuttgart.)

Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 Gr.

---

[47] **Ankündigung und Einladung**

zur Subscription auf eine

neue elegante und höchst wohlfeile Ausgabe von

Aug. v. Kotzebue's Theater.

Schiller-Format in 30 Bänden, kl. 8.

Auf schönem Maschinen-Velinpapier, mit ganz neuen Lettern aufs eleganteste gedruckt, nebst des Verfassers Portrait und Facsimile in Stahlstich. Subscriptions-Preis für alle 30 Bande 8 Rthlr.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, woselbst auch ein ausführlicher Prospektus zu haben ist, und wo man sich durch Ansicht des bereits erschienenen 1sten und 10ten Bandes von der Schönheit dieser Ausgabe überzeugen kann. Die folgenden Bände erscheinen schnell hinter einander, und das Ganze wird nächsten Sommer vollendet seyn, wo alsdann ein höherer Ladenpreis eintritt.

Durch die Gelegenheit, welche hierdurch dem Publikum geboten wird, sich die Schriften dieses beliebten und bis jetzt durch keinen andern ersetzten Theaterdichters, in einer so schönen Ausgabe und für so äußerst billigen Preis anzuschaffen, glaubt man dem Wunsche vieler zu entsprechen.

Leipzig, im Jan. 1841.

Eduard Kummer.

---

[56] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Erstes Januarheft 1841.

Inhalt: Haddans Verbesserungen in der Schrauben-Dampfschifffahrt. Mit Abbild. — Rennie's Treibapparat für Schiffe. Mit Abbild. — Poole's Verbesserungen an Apparaten oder Mechanismen zu Erzielung rotirender Bewegung. Mit Abbild. — Richards verbesserter Apparat zum Aufstecken der Zündhütchen für Feuergewehre. Mit Abbild. — Polli's Bemerkungen über die Mittel den Luftballon zu dirigiren. Mit Abbild. — Armstrong über die Electricität eines von einem Kessel ausströmenden Dampfstrahles. Mit Abbild. — Pattinsons Versuche über die Electricität des Hochdruckdampfes. — Streicher, über die Fabrikation englischen Hammerstieles und englischer Gußstahlsaiten für Claviere. — Lowe und Kirkhams Verbesserungen in der Fabrikation des Leuchtgases. Mit Abbild. — Beschreibung der Fabrikation des Flint- und Krouglases; von G. Bontemps, Director der Glasfabrik zu Choisy-le-Roi bei Paris. Mit Abbild. — Ueber die Fabrikation des Flintgases; von Apsley Pellat. — Ueber den chemischen Proceß der Entwicklung und Ernährung der Pflanzen. — Bemerkungen

über purpur- oder scharlachfärbende Insekten und neue persische und armenische Cochenille; von J. J. Virey. — Miscellen. Verzeichniß der in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungspatente, in alphabetischer Ordnung der Gegenstände. — Verzeichniß der in England ertheilten Patente. — Sicherheitsvorrichtung für Eisenbahnen. — Eine neue Construktion der Archimed'schen Wasserschraube. — Nachtrag zu der im 2ten Decemberheft (1840) des polytechnischen Journals enthaltenen Mittheilung über die Oelgaslampe der HH. Bentler und Ruhl. — Erfolgreiche Anwendung des Wasserdampfes zum Feuerlöschen in einer Spinnerei. — Benutzung der Gichtgase der Hohöfen. — Anwendung des Glimmers zu den Fenstern der Werkstätten. — Shore's Verfahren eiserne, bleierne ꝛc. Geräthschaften mit einem Ueberzug von Kupfer oder Nickel zu versehen. — Neue Legirung zu Buchdruckerlettern. — Anwendung des Osmium-Iridiumerzes zu den Zapfenspitzen der Compaßnadeln. — Fortschritte in der Photographie. — Ueber die blaue Färbung mancher Natur- und Kunstprodukte durch Titanoxyd. — Anbau der Quercitronreiche in Frankreich. — Temperatur des artesischen Brunnens in Grenelle.

Zweites Januarheft.

Day's verbessertes Rad für Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Witte's Verbesserungen in der Fabrikation der Scharniere. Mit Abbild. — Berry's Verbesserungen an den Webestühlen für Metallgewebe, und Verbesserungen an dergleichen Geweben, welche zur Fabrikation von Knöpfen, Epauletten, Quasten u. s. w., wozu gewöhnlich Gold- und Silberborten benutzt werden, und zur Verfertigung verschiedener Galanteriewaaren anwendbar sind. Mit Abbild. — Smiths selbstständiger Spannstock für Hand- oder Maschinenwebstühle. Mit Abbild. — Moody's verbesserte Maschine zum Zerschneiden der Rüben, Kartoffeln ꝛc. für Viehfutter. Mit Abbild. — Willis' Maschinerie um schwere Lasten schnell zu wiegen. Mit Abbild. — Technische Notizen, auf einer Reise in England gesammelt von Dr. Mohr in Coblenz. 1) Selbststeuernde, doppeltwirkende Luftpumpe in der Victoria-Galerie in Manchester. 2) Einrichtungen in den englischen Maschinenfabriken. 3) Ueber Schwefelsäure-Bereitung mittelst Schwefelkies.] — Farmers Verfahren den Schwefel als solchen oder als schwefligte Säure aus den Schwefelkiesen zu gewinnen, und zwar ohne Anwendung eines Brennmaterials. Mit Abbild. — Poole's Verfahren Aetznatron und kohlensaures Natron (Soda) zu fabriciren. — Clarks Verfahren, Gußeisen, Hohlwaaren und andere metallische Stoffe zu glasiren und zu emailliren. — Zenneck, der Saccharometer, ein zu genauer und schneller Zuckergehaltsbestimmung eines Körpers eingerichtetes Instrument. Mit Abbild. — Kupffer, über das Gewicht eines Kubikzolls reinen Wassers. — Sauvage, über die Bereitung der für Hohöfen ꝛc. geeigneten Rothkohle im Walde. Mit Abbild. — Dickensons Verbesserungen in der Papierfabrikation. — Dessen weitere Verbesserungen in der Papierfabrikation. Mit Abbild. — Ueber den Sonnenregulator der Hrn. v. Sauley. — Ueber eine Verbesserung der flachen Dorn'schen Lehmbedachung. — Miscellen. Beschluß des Verzeichnisses der in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungspatente, in alphabetischer Ordnung der Gegenstände. — Passots Pumpe zum Speisen der Dampfkessel. — Mittel gegen das Zusammenstoßen der Schiffe. — Stevensons und Ruthvens patentirtes Instrument zum Holzschneiden. — Ueber Richemonts Löthapparat. — Durchgang des Quecksilbers durch Blei. — Jacquelains Analysen von Anthracyten. — Dr. Berres, über die Verbesserung der Camera obscura und die Fortschritte in der Erzeugung der Lichtbilder. — Verfahren die Brunnen von Kohlensäure zu befreien. — Ueber die Krankheiten der Seidenraupen und die Mittel dagegen. — Cichorien-Kaffeebohnen. — Neue Art, die Pferde zu beschlagen.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 186 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[21] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, Einzelne Gesänge a. d. Königin für einen Tag mit Guit. Begl. erg. 11 Nummern à 9 kr. 14 kr. 18 kr. 27 kr.

Aller, Der deutsche Rhein v. Becker. f. 4 Männerst. 24 kr.

Bertini, brlt. Duo f. Pfte. 4händig Th. a. Donizetti'e Regiments-Tochter. Op. 128. 1 fl. 48 kr.

— vollständige Pianoforte-Schule. 2te Abtheilung. 4 fl. 48 kr.

Beyer, 4 schott. Tänze f. Pfte. Op. 41. 56 kr.

Buschop, Ave Marie u. Tentum ergo f. 4 oder 5 stg. Chor mit Orgel. 1 fl. 48 kr.

Donizetti, Ouvert. f. Orchstr. a. Les Martyrs. 7 fl. 12 kr.

— Ouvert. f. Orchstr. a. d. Regiments-Tochter. 5 fl.

— gr. milit. Marsch f. Pfte. erg. 27 kr.

Duvernoy, Mosaique f. Pfte. üb. Th. a. d Les Martyrs. 3 Hefte. jedes 1 fl. 12 kr.

Gomion, Pant. f. Pfte. Th. a. d. Regiments-Tochter. Op. 69. 1 fl. 12 kr.

— Melange f. Pfte. a. derselbe. Op. 70. 1 fl. 12 kr.

Herz, H., Vert. u. Rond. f. Pfte. Th. a. Aubers Feensee. Op. 114. 1 fl. 21 kr.

Huaten, Vert. Schweizerlied f. Pfte. Op. 52. 1 fl. 12 kr.

— Album f. Pfte. 1841. 5 fl. 36 kr.

Kreutzer, 12 Gesänge u. Chöre f. 4 Männerst. Op. 95. Livr. 1. 2. jedes 2 fl.

— Der deutsche Rhein von Becker f. 4 Männerst. 24 kr., für eine Singst. mit Pfte. 8 kr., mit Guitr. 8 kr.

Lablache, vollständige Gesang-Schule im modernen Geschmeck. 6 fl. 36 kr.

Louis, Pantes. f. Pfte. u. Violin. Th. a. Les Martyre. Op. 92. 2 fl. 24 kr.

Messemäckers, Rond. f. Pfte. Th. a. d. Postillon von L. Op. 18. 54 kr.

Musard, Contre-Tänze f. Pfte. „Le Prino Albert" „Le Duevis" „Le Sonambule" jeder 56 kr.

Neukomm, Der deutsche Rhein von Becker f. 4stg. Männerchor. Clav.-Auszg. u. Singst. — 24 kr. f. 1. oder 2 St. m. Pfte. od. Guitr.-Begl. 8 kr.

Puget, Romanzen f. e. Singst. m. Pfte. od. Guitr.-Begl. franz. u. deutsch. 12 Nro. à 18 kr. u. 27 kr.

Rochlitz, Sammlung vorzügl. Gesangstücke vom Ursprung gesetzmässiger Harmonie bis auf die neueste

Digitized by Google

Zeit. 2r Band vom Jahr 1600 bis 1700. 2te Hälfte. 4 fl. 48 kr.

Rubini, L'Addio, 2 Romz., 2 Arien, 2 Duette, ital. u. deutsch m. Pfte. 2 fl. 42 kr.

Stuntz, Festlied f. 4 Männerst. gesungen in Frankfurt beim Guttenbergsfest. 24 kr.

Wolff, gr. Fantas. f. Pfte. Th. a. Les Merlyrs. Op. 33. 1 fl. 48 kr.

— Diverlss. f. Pfte. a. derselb. Oper. Op. 34. 1 fl.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei C. A. Zumsteeg zu haben.

---

[27] So eben erscheint im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, der

Gräfin Hahn-Hahn

neueste Week:

Gräfin Faustine.

8. Elegant geheftet 2 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschien ebendaselbst:

Der Rechte. 8. geh. 2 Thlr.

Astralion. 8. geh. $^5/_{12}$ Thlr.

---

[42] Im Verlage der **Gebr. Reichenbach** in Leipzig erschien so eben:

Gilles de Raiz

oder die

Geheimnisse des Schlosses Tiffauges.

Historischer Roman (1440)

von

Amalie Schoppe, geb. **Weise.**

broch. $1^1/_3$ Thlr.

Erzählungen

von

Henriette Ottenheimer.

broch. $1^1/_3$ Thlr.

Inhalt: Beuder und Schwestee. — Ruth. — Die alten Jungfern. — Die Visitenkarte. — Ein Waisenschicksal. — Liedergeuß.

Diese neuesten Werke der beliebten Schriftstellerinnen weeden das allgemeinste Interesse ansprechen und dahee in keiner Leihbibliothek veemißt weeden.

---

[18] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

dem statistisch-topographischen Büreau.

Jahrgang 1839. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Chronik. I. Nekrolog. Oberfinanzrath von Memminger. — II. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise im Jahr 1839. — III. Besondere Denkwürdigkeiten. 1) Königliches Haus. 2) Sonstige Denkwürdigkeiten. 3) Unglücksfälle. 4) Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. IV. Staatsverwaltung. Finanzverwaltung vom 1. Juli $18^{36}/_{39}$. — **Aufsätze, Abhandlungen und Nachrichten.** Die Heilquellen und Bäder Würtembergs, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiger Zustand.

Die seit 1818 bestehenden würtembeeglschen Jahrbücher, seit 1822 zugleich das Organ für die Mittheilungen des statistisch-topographischen Büeeau und des Vereins für Vaterlandskunde, haben durch den Tod ihres Begründers, des Oberfinanzraths v. Memminger, ihren disheeigen Heeausgeber verloeen, nachdem er kaum zuvor, wie von einer geheimen Ahnung seines Hintrittes geleitet, in dem zweiten Hefte des Jahegangs 1838 ein ausführliches Register üdee die Jahrbücher bis zum Schlusse des zweiten Jahrzehends (1837) mitgetheilt hatte.

Künftig soll nun die Herausgabe dieser Jahrbücher, im Wesentlichen unter Beibehaltung des bisherigen Plans, duech das unter dem Präsidium des Finanzministers stehende statistisch-topographische Büeeau fortgesetzt werden.

Die Foetsetzung beginnt, an die Memmingerschen Jahedücher sich anschließend, mit dem ersten Hefte des Jahegangs 1839, welches die neue Redaktion am wüedigsten mit dem Nekrolog des vorigen Heeausgebers (odgleich dessen Todestag, dee 20. Februar 1840, erst dem folgenden Jahrgang angehört), zu eröffnen glaubt.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[53] In allen Buchhandlungen Deutschlands, in Augsburg bei Kollmann, — Neff in Stuttgart, — Palm in München, ist zu haben:

Zur Erheiterung in Gesellschaften:

Der belustigende Kartenkünstler,

eine Anweisung zu 113, größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren und höchst überraschenden

Kartenkunststücken

von **A. Meerberg.**

Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

Der Heer Verfasser gibt in diesem Büchelchen die Anleitung, wie man mit leicht ausführbaeen Kartenkunststücken eine Gesellschaft angenehm unterhalten kann.

Füe Magenkranke ist zu empfehlen und in einer fünften verbesserten Auflage erschienen:

Die bewährlesten Mitlel gegen alle

Fehler des Magens und der Verdauung,

als: Magenschwäche, — Magenverschleimung, — Magenkrampf, — Blähungen, — Unoednung des Stuhlgangs, — Diarrhöe, — Kolik, — Verstopfung, — Schwindel, — Kopfschmerz, — Schlaflosigkeit, — Hypochondrie, — Lebeelelden, — so wie auch gegen Schnupfen, — Beustveeschleimung, — Bluthusten, — Urinbeschweeden, — Verhaltungsregeln bei Erkaltungen und eine Anweisung zur Heilung der Trunksucht.

Peeis $12^1/_2$ Sge. oder 45 kr.

Allen, die an obigen Uebeln leiden, ist diese, in einer 5ten Auflage erschienene Schrift als sehe hülfreich zu empfehlen.

(Cenft'sche Buchhandlung in Quedlinburg.)

☞ In Wien in der Gerold'schen Buchhandlung zu haben.

Digitized by Google

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 15. Februar 1841.

Wie manches Rieſenbild verblichner Tage,
Wie mancher Traum erloſchner Majeſtät
Verlor ſich hier in dunkelm Sarkophage.
Das iſt der Ruhm, ein Dunſt, vom Wind verweht!

J. H. v. Weſſenberg.

Toskaniſche Städte.

(Fortſetzung.)

Beelte Reihen modernee, hell getünchtee Häuſer, reich bevölkeet mit Begüterten und Nichtbegüterten der verſchiedenſten Nationen und Bekenntniſſe, und für jedes Bekenntniß ſein eigenes Gotteshaus und eigener Friedhof; weite Plätze, Cafés, Fabriken, Waarenlager, Magazine, alle trefflichſt eingerichtet; Handel und Wandel überall, auf den Straßen, in den Häuſern, um die Kanäle, bis über den Molo hinaus zu den im Hafen ankernden Schiffen aller Flaggen; überall Anſtalten zu ſchleunigſter und beſter Befriedigung jedes nur denkbaren Bedürfniſſes Einheimiſcher und Fremder, Kranker und Geſunder; von allen Artikeln des Luxus und der Mode reichlicher Vorrath; mit Ausnahme eines einzigen, dem um Föderung der Induſtrie und des Verkehrs beſonders verdienten Großherzog Ferdinand I. gewidmeten Denkmals, nichts, weder an Bauten, noch Bildwerken, noch Gemälden, was an ein höheres Bedürfniß des menſchlichen Geiſtes mahnte — das iſt Livorno, die wenige Stunden ſüdlich von Piſa am Mittelmeere gelegene blühende Handelsſtadt, die als ein unſcheinbarer Ort einſt Schutz und Mauern von Piſa erhielt und ein Jahrhundert ſpäter bereits anfing, die abwärts ſteigende Schweſterin zu überflügeln. Wen Handelsgeſchäfte nach Livorno führen, der wird ſich dort in ſeinem Elemente fühlen.

Es brauste ein toller Sturm um die Höhen von Volterra, als wir auf ziemlich beſchwerlichem Wege, in beſtändigem Auf und Nieder den letzten Berggipfel erreicht, auf welchem dieſe verwaiſte Tochter uralter Macht einſtmals als eine der zwölf Fürſtinnen unter den etruriſchen Städten thronte. Jene Macht ſchwand ſchon vor grauen Zeiten, als römiſche Adler auf dem Etruskerhorſt zu niſten begannen; viele Jahrhunderte ſpäter, obgleich in bei weitem kleinerem Umfange, gewann Volterra noch einmal ſelbſtſtändige Bedeutung unter den mittelalterlichen Republiken, bis es der erobernd vorſchreitenden Größe der Florentiner fiel. Aber das Gepräge einer ehrwürdigen Vergangenheit hat es mit der zweimal geopferten Selbſtſtändigkeit nicht verloren; noch heute weckt es mit den mehrtauſendjährigen Reſten ſeiner Mauern und Thore und der reichen Fülle der aus den Begräbnißkammern hervorgehobenen Aſchenkiſten und anderer Denkmale die lebendige Erinnerung eines untergegangenen Lebens eigenſter Art.

Die Umgegend von Volterra, das in ausgedehntem Kranze um den Berg der altergrauen Stadt umherliegende Hügelland, erinnert lebhaft an die römiſche

Campagna, die auch in ihrer Verödung von so lebendig unzerstördarem Reize bleibt, weil unzählige Spuren ihr bedeutsames „Sta viator“ zu dem einsamen Wanderer sprechen und dem Weilenden in räthselhafter Gräberschrift erzählen von einem in Herrlichkeit blühenden Ehmals. — Nachdem wir uns, umpeitscht vom immer wachsenden Sturme, am Anschauen ersättigt, traten wir in die Porta dell' Arco, das noch von Etruriern erbaute, von den Römern wiederhergestellte Stadtthor, das ganz so, wie es gegenwärtig dasteht, mit den drei Köpfen oben und an beiden Seiten des Bogens, auf einer der Gradurnen des etruskischen Museums sich wiederfindet. Dieses Museum, aufgestellt in den untern Räumen des mittelalterlichen Rathhauses (Palazzo publico), führt auf's Lebendigste in die Anschauungsweise des so höchst merkwürdigen Volkes. Da findet sich eine Menge interessanter Gemmen, Idole, mannigfache Marmorarbeiten; auch Vasen, wiewohl dieser Theil der Sammlung verhältnißmäßig undedeutend ist. Am reichhaltigsten und bedeutendsten ist unstreitig der Vorrath aladasterner Aschenkisten, deren Reliefs dem Alterthumsforscher ein weites Feld des Studiums eröffnen. Möchte Eduard Melly, der längere Zeit sich in Volterra aufgehalten und diesen Gegenständen besondere Aufmerksamkeit widmet, doch recht bald von seinen Forschungen etwas mittheilen.

Ein scharfer Dualismus spricht sich in den häufig wiederkehrenden Darstellungen aus, wie die Seele des Verstorbenen, dessen zurückbleibenden sterblichen Reste in der auf dem Sargdeckel liegenden Figur bezeichnet sind, gelöst von irdischen Banden, zu Rosse hinüberreitet in das namenlose Jenseits, und ihr auf dem Wege hemmend sich ein feindlicher Dämon entgegenstellt, meist bewaffnet mit einer Keule, während auf der entgegengesezten Seite der gute Genius schützend zu Rettung und Erlösung herannaht. Andere behandeln griechische Mythen. Hier wiederholen sich vielfach und in mannigfacher Weise die tragischen Scenen aus dem Hause der Atreus und dem Geschlechte des Oedipus; am häufigsten kommt Orest vor, bald als Rächer, bald als verfolgt von den Erinnyen, bald im Tempel der Entsühnung harrend; nicht weniger der Kampf vor Theben, wo dann vornehmlich die blutige Katastrophe von Eteokles und Polynikes mit Vorliebe behandelt ist. An Menge und Mannigfaltigkeit dieser etrurischen Gradurnen kann gewiß kein anderes Museum sich mit dem von Volterra messen; auch die Anordnung ist musterhaft und ganz dem Inhalt und dessen Bedeutung angemessen. Zugleich haben die Säle des dunkeln, festen, mittelalterlichen Baues, wo diese Denkmale eines längst dahin geschiedenen Volkes aufbewahrt sind, etwas Ernstes, Feierliches, durchaus ihrem Zweck Entsprechendes. Weniger entsprechen der Erwartung die alten Begräbnißkammern draußen vor der Stadt — durchwühltes Erdreich, seines Inhaltes beraubt. Aber gewaltig stehen am nördlichen Abhange der Berghöhe die Reste der gigantischen Mauern der alten Etruskerstadt. Wie auch der Sturm, der in den Wintermonaten fürchterlich dort oben hausen soll, mit Schnee und Hagelschauern wechselnd wühlen mag, die ineinandergekeilten, hoch aufgethürmten Felsblöcke haben ihm Jahrtausende lang widerstanden. Einen Theil der untern Steine hat nach der Wetterseite hin der Regen ausgefressen, andere sind mit dem aufgelockerten, abschüssigen Boden, der sie trug, zugleich hinabgerollt; allein die auf ihnen sich erhebende Mauer hat, auch ehe sie durch einen neuen Unterbau ersezt waren, sich in sich selbst gehalten und scheint manchem Sturm noch widerstehen zu wollen. Nur darf nicht die Erde weichen wie am südöstlichen Theile der Stadt, wo nahe den gegenwärtigen Mauern so gewaltige Risse in die Tiefe hinab sich aufthun, daß es das Ansehen hat, als haben niederstürzende Wolken den ganzen Berg mitsammt der Stadt hinwegzuspühlen gedroht.

Auf dem Rückwege in die Stadt bietet sich vielfach Interessantes aus den verschiedensten Zeiten. So sieht man auf einem Platze in der Vorstadt einen kolossalen Konsularrumpf, dessen Kopf bei einem benachbarten Fleischer aufbewahrt und gern von dem Besitzer gezeigt wird; aus den Mauern einer diesem Platze nahen Klosterkirche ragen alte Säulen, von denen es heißt, daß sie einstmals einem Heidentempel zugehört. Beim Eintritt aus dieser Vorstadt in das Thor kommt man zur Kirche San Lino mit dem Grabmal Raffael Maffei's, in etruskischem Style aufgeführt, und weiterhin zum Dom, der in alterthümlicher Würde zurückweist auf Nicola Pisano, während der eine von den vier Säulenträgern — die übrigen drei sind Löwen — der aus derselben Zeit herstammenden Kanzel, halb löwen- halb drachenartig, mit Pferdefuß, den Hals vorgereckt und mit den Zähnen fletschend, den Fürsten der Hölle darstellt, wie er selbst in seinem Grimme den Verkündigern des Glaubens zur Stütze dienen muß. Das dem Dome gegenüberstehende achteckige Batisterium läßt die Sage auf den Fundamenten eines Herkulestempels sich erheben. Gemälde, Zeugen von der innigen Hingebung der alten Meister an ihren Gegenstand, bietet nächst dem Dome noch manch andere Kirche; auch Skulpturen, unter denen vornehmlich auf den reichverzierten alten Marmorsäulen zu beiden Seiten des Hauptaltars im Dome zwei knieende Engelsgestalten sich auszeichnen, Werke Mino's da Fiesole.

Bevor wir Volterra verließen, besuchten wir noch die Citadelle mit dem Thurme il Maschio, an dessen unterirdische Kerkermauern sich gar manche Erzählung früherer Gräuel knüpft. Die gegenwärtige Einrichtung der Staatsgefängnisse ist der Art, daß sie Alles gewährt,

Digitized by Google

womit menſchenfreundlicher Sinn dem des edelſten Lebensgutes, der Freiheit, Beraubten das getrübte Daſeyn erleichtern kann. Jene unterirdiſchen Räume des berüchtigten Thurmes werden nicht mehr benuzt; von ſeiner Höhe erfreut man ſich des anziehendſten Rundblicks. Auf dem Rückwege zum Gaſthof wurden wir von unſerm Führer noch auf ein paar Figuren aufmerkſam gemacht, die ohne weitern Zuſammenhang in die vordere Wand eines Hauſes in der Vorſtadt eingegraben ſind. Eine in Volterra verbreitete Tradition berichtet darüber Folgendes: das Haus ſey eben friſch getüncht geweſen, als Michel Angelo zufällig auf einer Wanderung vorübergegangen und mit ſeinem Stabe dieſe Figuren in den naſſen Kalk gezeichnet. Die Geſtalten ſind allerdings tüchtig und keck, mit kunſtgewandtem Griffel leicht hingeworfen.

H. Stieglitz.

Zum ſtillen Vergnügen.

(Fortſezung.)

Ferner war in dieſem Kreiſe froher, klinger Zecher oben genannter Weltgeiſtliche, der Herr Barbatus, zu bemerken. Derſelbe verſah alle Funktionen eines öffentlichen Miniſteriums. Er pflegte die Reden zu halten, welche allenfalls nöthig waren, und war bei kleinen Streitigkeiten die höchſte Inſtanz; ein ſehr freundlicher Mann, wenn er einmal den zwölften Schoppen geleert hatte; vor dieſem Zeitpunkte aber war er einſylbig, warf viel mit Brocken ſchlechten Lateins um ſich, und behielt den Hut auf dem Kopfe. So lange dieſer Zuſtand dauerte, war es ſehr ſtill „im Kreiſe rings;" aber wenn der Herr Barbatus ſein dreizehntes Fläſchchen nahm und ſeinen Dreieck lüftete, ſo ſummte und krabbelte es vergnüglich in dem Zimmer, als habe man von einer Schachtel voll Maikäfer den Deckel abgenommen. Im Ganzen wurde der Ton ſehr anſtändig gehalten. Zotenlieder waren ganz und gar verboten; überhaupt hörte der Herr Barbatus nicht gern, wenn geſungen wurde, und pflegte häufig beim Anfang eines Liedes, das ihm nicht behagte, ſeinen Hut wieder aufzuſetzen, was dann als Beweis ſeiner höchſten Unzufriedenheit vom ſingenden Publikum durch Aufgeben des Geſanges reſpektirt wurde.

Eines Abends hatte Herr Barbatus ſeinen Hut abgenommen, und es herrſchte im ſtillen Vergnügen laute Fröhlichkeit. Fleißiger als ſonſt ward den Schoppen zugeſprochen, und bald ſtrozten die Himmelreiche von Seligen. Draußen fegte ein rauher Wind und raſſelte zuweilen an den Fenſtern hin, als beneide er die in der Stube Sitzenden und wolle auch herein; doch abgehalten durch die feſtverſchloſſenen Fenſter, flog er unter das Unkraut vor der Thür und koſte mit demſelben. Ein Nachtwächter, welcher ſich heute Abend in dieſe Gegend verirrt hatte, erzählte ſpäter unter ſeinen Bekannten, er habe unter dem Gras und Kraut auf dem Platz vor dem ſtillen Vergnügen in jener Nacht deutlich lachen und menſchlich flüſtern hören. Auch einer der Gäſte in der Stube, welcher am Fenſter geſeſſen, wollte etwas bemerkt haben: wenn der Wind zuweilen eine der großen Schilfpflanzen, deren am Hauſe viele wucherten, in die Höhe gejagt, ſo ſey dieſelbe an's Fenſter gefahren und habe mit einem verzerrten menſchlichen Geſichte in die Stube geſchaut.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, es ging in der Schenke heute beſonders luſtig zu. Oben am Tiſch ſaß Herr Barbatus in ſtiller Majeſtät und ſprach emſig mit dem Herrn von Eckſtein, der ihm nur ein kurzes Lächeln und zuweilen ein paar abgebrochene Sätze zur Antwort gab. Neben ihm hatten ſich ein paar Studenten geſagert und unterhielten ſich mit einigen Freiwilligen über Subordination; jedoch ſchienen ſich ihre Anſichten hierüber nicht recht vereinigen zu können. Weiter unten ſaßen einige Bürger mit weinſeligen Geſichtern, und das Ende des Tiſches hatten vier der Fremden eingenommen, von denen oben die Rede war. Das waren aber in der That ſeltſame Geſtalten. Der eine hatte eine ſtolze, ſchlanke Figur und feine Manieren, zu welchen das zartbleiche Geſicht mit intereſſanten Zügen ſehr gut paßte; ein zweiter, von ſtarkem, unterſeztem Körperbau, hatte dazu einen Kopf, der ſich auch nur auf dieſem Körper gut ausnehmen konnte, ein ſcharf markirtes rothes Geſicht, in welchem ein paar funkeinde Augen einen abſoluten Willen ausſprachen. Beide ſchienen des Befehlens gewohnt zu ſeyn; nur, glaube ich, gebot der erſte, indem er ruhig auseinanderſezte, das, was er wolle, ſey unumgänglich nothwendig; er überzeugte, wogegen der andere kurz ſprach: ich will! und wehe, wer ſich ihm widerſezte! Ein drittee der Fremden ſah aus wie der etwas leichtfertige Sohn einer anerkannt großen und mächtigen Famille, etwa wie ein Erbprinz, dem es mehr darum zu thun iſt, tolle Streiche zu treiben, als durch geſezteres Betragen ſeinem künftigen hohen Stande Ehre zu machen, ein Shakespeareſcher Prinz Heinz. Die vierte Perſon ſchien eine untergeordnete Stellung einzunehmen und hatte dabei ganz das Air eines Magiſters der ſchönen Künſte.

„Theuerſter," ſprach oben am Tiſch zum Herrn von Eckſtein der Herr Barbatus, „laſſen Sie mich doch endlich einmal etwas über Ihre frühern Schickſale vernehmen. Bezeichnen Sie mir doch Ihre Wohnung; ich möchte Sie gar gern einmal beſuchen;" worauf der andere entgegnete: „Weiß ich doch ſelbſt nichts von meinem

frühern Leben, habe mich nur so gekannt, wie ich jezt bin, nicht kleiner, nicht größer, nicht jünger, nicht älter." — „Sie waren aber doch einmal gewiß," sagte der Herr Barbatus, „ein charmantes Kind. Erinnern Sie sich denn der fröhlichen Zeit nicht mehr, wo Sie Fenster einschmissen und die Schule schwänzten?" — „Nein, Herr Barbatus." — „Von Ihrer ersten Liebe, Herr von Eckstein, müssen Sie mir erzählen. Und was haben Sie gelernt? was studirt? oder in welchem Geschäfte haben Sie gearbeitet?" — „Ich habe nie gelernt, nie studirt, auch nie gearbeitet," sagte Eckstein. — „So, so!" entgegnete Herr Barbatus; „aber was sind Sie denn eigentlich? Was stellen Sie in der Welt vor?" — „Ich?" sagte Eckstein, „eigentlich gar nichts."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortsezung.)

Kunstkritik.

Zuweilen geschieht es, daß ein Kunstfreund dem Verein den Genuß eines schäzbaren Bildes für einige Zeit gönnt. So ging schon manches Gemälde erfreuend und bildend durch seine Räume. Wir erinnern uns zweier trefflichen Porträts von dem Venetianer Catena, dann eines Salvator Rosa; — von lebenden Künstlern eines Seeräuberschiffs, von Simonsen, zweier mythologischen Bilder von Storch von großer Lieblichkeit in den Formen, Klarheit in den Wiederscheinen und zartem Duft in Luft und Wassertönen, einer großen Landschaft von Rottmann, einem Gemälde von höchst energischer Wirkung, die Insel Aegina in der Abendgluth darstellend. Der Effekt war hier auf ein Höchstes getrieben, die Wahl der Mittel frei und kühn. Solche grandiose Naturphänomene, wir möchten sagen, Poesien der Atmosphäre, denen das übrige Getheil der Anschauung dienend untergeordnet ist, scheinen dem großartigen Sinn des Künstlers mehr zuzusagen, als ein niederländischer Fleiß in den einzelnen Naturformen und ein Spiel mit Beleuchtung und Reflexen in den kleinen Partien. Rottman hat wohl von Andeginn nie Ruisdaelsche, Waterloosche Bäume, Wouvermannsche Pferde machen wollen. — Auch eine treffliche Landschaft von Calame, einem Genfer: Sturm im Hochgebirge, das meiste, was dem Verein angeboten wird, an Naturwahrheit, durchgehender Einheit und Meisterschaft der Ausführung, übertreffend, genossen wir einige Wochen, und ein großes Bild von Mende, eine Tyroler Kriegsscene, die nun auch treu lithographirt ist, war auf seiner Kunstwanderung hier zu sehen.

Man könnte erwarten, daß nun zunächst unsere inländischen Künstler und ihre für den Kunstverein bestimmten Werke, namentlich, um nicht vorschnell und vorgreiflich zu seyn, die schon angekauften genannt und, wenn nicht eine kritische Beurtheilung, doch eine liebhaberische Ansicht über ihren Kunstwerth ausgesprochen würde. Eine solche öffentliche Besprechung wird allgemein gewünscht, weil jedes Mitglied erfahren möchte, wie seine eigene Ansicht sich in derjenigen des Wortführers abspiegle. Wie freut man sich, wenn beide sich decken! Da aber das Gute bald ausgesprochen ist, die Schwächen und Anstöße hingegen mehr Worte hervorrufen, unsere moderne Kunst aber auf einem Uebergang begriffen und noch nicht zur Gediegenheit eines festen Styls und zu entschiedener allseitiger Virtuosität gelangt ist, wie wir denn manchen schon froh begrüßten und bekränzten Künstler zuweilen unerwartet wieder rückschreiten sahen, — so stände eine fast allgemeine Unzufriedenheit der nur irgend mit Einschränkung gelobten, und wie gar der getadelten Maler, zu erwarten. — Entgeht der Referent aber nicht hinter der Coulisse der Anonymität allen erzürnten Gesichtern? — Mit nichten! Es gibt hier keine Namenlosigkeit; — unter etwa drei wahrscheinlichen Referenten fällt der Blick bald auf den wirklichen. Eine Wendung, ein Wort verräth ihn, und da die ausübenden Künstler über einander nicht öffentlich urtheilen, so gilt er, als Nichtkünstler, für einen Laien, dem folglich — heißt es — auch kein Urtheil zusteht. — Da man mit Palette und Pinsel in der Hand noch kein Fachkünstler und rechter Mann der Gilde ist, da man auch ohne sie von manchen Seiten her in die Kunst bis auf eine manchen Künstlern nicht aufgeschlossene Tiefe eindringen kann, so wissen wir schon, was es mit jenem ausschließenden Machtspruch für eine Bewandtniß hat. Er kann kaum weiter, als auf die materielle Technik, die Behandlung der Pigmente gehen, bei welcher wir aber oft anerkannte Maler in großen Zweifeln, Verlegenheiten und Aengsten erblicken. Dabei geben wir gerne zu, daß Jeder, also auch der Kunstfreund, nur weiß, was er gelernt hat, und daß er sich zur Kunstsache nur durch Nachweisung früher Liebe, regen Sinnes, dauernder Forschung und Beobachtung, möglichst reicher, vielseitiger, eindringlicher und oft wiederholter Anschauung legitimiren kann. Wie er sich sonst noch mit Bildern beschäftigen, wie er sie analytisch oder synthetisch behandeln, wie er mit Zeichnungen, Kupfern und andern Nachbildungen verkehren mag, — Liebe und Ernst werden ihm immer zu Statten kommen. — Der Maler denkt sich natürlich mehr bei seinem Bild, als jeder andere Beschauer. Er hat es erfunden, entworfen, herausgebildet und mit sorgfältiger Berechnung vollendet. Es ist in der Regel so gut, als er es machen konnte, und sein Neuestes sein Bestes. Handelt es sich aber vom Eindruck, den er macht, von der Beurtheilung, so wird er sich, wenn er dahinter kommt, vielleicht noch öfter über die verschiedenen Kritiken seiner Kunstgenossen, als über die Ansichten von Kunstfreunden zu ärgern haben. Kunstschreiberei, die verschriene, ist wohl Jedermann zuwider, wenn sie entweder oberflächlich, ohne eigentliche Liebe und Wärme für die Malerei, ohne Beobachtung und Erfahrung über Gemälde urtheilt und abspricht, oder andererseits, eben so leer an Interesse für das wunderbare technische Schaffen, die Offenbarung tänschenden, tiefen Lebens durch Pigmente auf der Fläche, sich in den Stoff vertieft und sich über dessen Inhalt in überstiegener Aesthetik und poetischer Blumistik ausbreitet. Wir erinnern uns, wie einst die römischen Künstler, den gefeiertsten an der Spitze, sich über die Kunstschreiberei bitterböse äußerten, zu weit gehend jedoch nur Ihresgleichen für stimm- und urtheilsfähig hielten.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. Februar 1841.

Wie weit hinter uns liegst du, schöne Zeit der Halbgötter mit rothen Absätzen und der gepuderten Grazien!

J. Janin.

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

Erster Brief.

Allgemeiner Charakter der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

Bei den kleinen historischen Studien, die Sie von Zeit zu Zeit unternehmen, hat, wie Sie mir öfters gestanden haben, keine Epoche so viel Reiz für Sie als das erste und das achtzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung: das erste, weil es Ihrer Phantasie Nahrung gibt, das achtzehnte, weil es Ihren Geist beschäftigt. Sie möchten gern in den Zeiten der ersten Kirchenväter gelebt haben. Die große Erschütterung der Ideen, die eine beginnende Religion nothwendig hervorbringen mußte, interessirt Sie; zugleich hätten Sie gern Ihren kleinen Fuß in die düstern Gassen des alten Jerusalems gesetzt. Die kolossale Sittenverderbniß Roms, die stürzenden Altäre der Götter, die herrschenden philosophischen Systeme, die sich wie Wetterfahnen im Winde nach allen Richtungen drehten, und dagegen die einfache Religion der Liebe, die siegend in die Fäulniß der Sitten dringt und neues Blut in die Adern der Menschheit bringt — das Alles sind lebhafte Farben eines köstlichen Gemäldes. Nur Schade, daß unsere Chroniken so wenig über jene Zeiten sagen, daß wir fast einzig den Dichtern glauben müssen, deren Epigramme und Satiren in den wildesten Pinselstrichen glänzen. Gegen diese stachlichten Sentenzen der Ueberkultur zeigen sich die Gesänge der Märtyrer, die Klagen der Heiligen und die schmucklosen Berichte unserer heiligen Ueberlieferungen im rührendsten, sanftesten Lichte. Im ersten Jahrhundert ist Alles Duft patriarchalischer Poesie, im achtzehnten Alles diplomatische Lüge; dort Alles Glaube, hier Alles Zweifel. Es gibt keinen grellern Gegensatz als diese zwei Epochen; und dieser Umstand läßt uns, nach dem Grundsatze, daß die Extreme sich berühren, glauben, daß auch wir einer Erneuerung der Ideen, einer Reinigung der Sitten nahe stehen; denn das achtzehnte Jahrhundert hat die größte Aehnlichkeit mit der Epoche des erlöschenden Roms.

Es wäre aber unrecht, ein Jahrhundert zu beurtheilen, wie man ein ungezogenes Kind straft, indem man ihm vorhält, wie viel besser sich seine Brüder betragen haben. Jede Zeit hat ihren eigenthümlichen Werth, und der Philosoph, der die Geschichte im organischen Fortwachsen begriffen sieht, findet das achtzehnte Jahrhundert so bewundernswürdig als das erste.

Wir haben eine Menge Quellen zur Kenntniß des achtzehnten Jahrhunderts; denn das eitle Zeitalter

war immerdar bemüht, in zahllosen Memoiren und Geschichtbüchern sich der Nachwelt zu empfehlen, oder vielmehr, es dachte wenig an die Nachwelt und wollte nur von sich und seinem Ruhme reden, unbekümmert, ob spätere Zeiten es tadelten oder lobten. Après nous le déluge, war das Motto der Generation des Genusses und der Frivolität. Diese Denkwürdigkeiten sind jedoch, was die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts betrifft, in einem barbarischen Styl und mit einer Entsetzen erregenden Umständlichkeit geschrieben. Wir, die wir die Grazien eines leichten Styls so hoch verehren, wir, denen die Geschichtschreiber die liebsten sind, welche anmuthig plaudern, statt schwerfällig zu belehren, wir können unmöglich ohne Langeweile die Quartanten dieser Biographen und Historiographen durchblättern, die alle von übel angewandter Gelehrsamkeit strotzen. Dagegen die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist die Epoche der Eleganz, und die Zeit, wo ein Montesquieu, Voltaire, Diderot, Ségur und Chesterfield schrieben, kann nichts Abschreckendes für uns haben, und ihre Schilderungen sind ein Gemeingut der höhern Stände. Was ich aus diesen Autoren schöpfe, ist Ihnen eben so zugänglich wie mir; nur die Berichterstatter der ersten Hälfte des Jahrhunderts entziehe ich Ihnen und gebe Ihnen die Früchte, ohne Sie zu zwingen, persönliche Bekanntschaft mit ihnen zu machen.

Nach den Begriffen unserer Tage könnte es frivol scheinen, daß ich Ihnen nur die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts vorführe: allein die flüchtigste Beobachtung lehrt, daß es sich, wenn wir den Charakter dieser Zeit auffassen wollen, lediglich nur um die Höfe handelt. Man kannte nicht, wie heutzutage, die Rücksichten für das Volk, der Reichthum war noch nicht so sehr in die Hände der Industrie übergegangen, es hatte sich die Klasse der Erwerbenden noch nicht als eine gesetzgebende Korporation emancipirt; die Fürsten und ihre Umgebung waren die Lichtpunkte der Civilisation. Der Glanz und die Sitte an den Höfen zogen die gesammte Strömung der Intelligenz im Lande an sich; die Künste gruppirten sich um die Throne, und das Diadem der Herrscher war es, nach dem die Völker vorzugsweise blickten. Es gehört nicht hieher, zu untersuchen, in wie fern dieses System einer allwaltenden Aristokratie den höhern Zwecken der Menschheit förderlich war; genug, es schuf jene eigenthümliche Periode des Glanzes und der Geistesknltur. Wenn wir aus diesem Gesichtspunkte die Höfe betrachten, so erscheinen sie in ihrer vollen Wichtigkeit, und eine Geschichte derselben ist gewissermaßen eine Geschichte des Jahrhunderts. Wer einst das neunzehnte Jahrhundert schildern will, wird freilich nach ganz andern Prinzipien verfahren müssen.

Dennoch ist nicht Alles, was an jenen Höfen geschah, unserer Beachtung würdig. Die ewige Reihe der Feste, die, mit weniger Unterbrechung immer wiederkehrende Folge der Lustbarkeiten, die Pracht des Kostüms und die Frivolität der Intriguen müssen für uns nur untergeordnete Erscheinungen bilden; der Hauptgegenstand unseres Interesses bleibt immer die jedesmalige Höhe der Intelligenz, wie sie sich in herrschenden Meinungen, in Ideen und einer höhern Sittlichkeit ausspricht. Viele kleinen Höfe Deutschlands, und noch mehr anderer Länder, werden unsern Blicken deßhalb verschwinden, weil sie Nachahmer der größern waren und durchaus nichts Eigenthümliches darboten. Es fehlt nicht an Nachrichten über sie, aber sie sind gehaltlos und geben nur ein Beispiel, wie abgöttisch man die höhern Muster verehrte und wie albern und barbarisch man ihnen nacheiferte. Einzelne ergötzliche Bilder dieser Art will ich Ihnen vorführen, um Ihrem Geschmack am Seltsamen und Komischen zu genügen; aber fordern Sie nicht, daß ich Ihnen ein ganzes Heer von Pagoden und aus Speckstein geschnitzten Figürchen aufstelle. Das achtzehnte Jahrhundert ist allerdings überschwenglich reich an solchen Grotesken; aber wir wollen vorzugsweise die ernste Seite unseres Gemäldes in's Licht stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum stillen Vergnügen.

(Fortsetzung.)

„Sehr sonderbar," meinte Herr Barbatus; „aber Sie müssen doch irgend eine Erinnerung haben, z. B. wo fühlten Sie zuerst, daß Sie da waren, daß Sie lebten? Wann tranken Sie den ersten Schoppen?" — „Eines Morgens," erzählte Eckstein sehr gleichgültig, „muß mich der Wind in den Hof eines Hauses hineingeweht haben; denn von einem sehr harten Falle auf den Boden erwachte ich und fühlte, daß ich da sey. Ich bin bald aus dem Hause geworfen worden, indem die Leute meinten, ich sey ein Dieb. Drauf, weil ich sehr müde war, habe ich mich nicht weit von dort auf einen Eckstein gesetzt, wo ich noch jetzt regelmäßig jeden Tag sitze, weil es mir da gefällt und ich sonst nicht weiß, was ich machen soll. Eine einzige, aber sehr dunkle Erinnerung habe ich von einem frühern Daseyn; ich glaube nämlich, daß ich vor langer Zeit irgend ein König gewesen bin." — —

„Aber die Subordination," schrie einer der Studenten, „ist eine höllische Erfindung. Also wenn so ein Lieutenant zu Ihnen sagt: „Herr, Sie sind ein Esel!" so

Digitized by Google

antworten Sie mit der größten Unterwürfigkeit: „Sehr wohl, Herr Lieutenant?“ — „Freilich,“ sagte der Unteroffizier. — „Und wenn Sie dagegen sprächen: das sind Sie selbst, Herr Lieutenant, so —“ — „Käm' ich in Arrest.“ — „Und wenn Sie nun, denn das könnte doch auch vorkommen, einmal unschuldig in Arrest kämen, wie revanchieten Sie sich dann?“ — „Ich bedankte mich für die gnädige Strafe,“ entgegnete der Unteroffizier.

„O weh, die Welt geht unter,
Es sprang dem Faß ein Reif!“

jauchzte der Student, so daß der Herr Barbatus bestürzt nach seinem Hute griff.

Mittlerweile fing der Wein im ganzen Kreis an zu wirken. Eckstein schüttelte vergnüglich seinen Kopf und schnitt dazu allerhand seltsame Grimassen, welche Barbatus stets mit unmäßigem Gelächter begleitete. „Ei, Herr König,“ lachte er, „soll ich Ew. Majestät nicht eine Krone anfertigen? He, einen Bogen Goldpapier, wenn er zu haben ist!“ Der Wirth hatte von der lezten Weihnachtdescheerung zum Glück einen erübrigt, welchen er dienstfertig nebst einer Scheere herbeibrachte. Schnell machte sich Barbatus daeübee her und hatte in kurzer Zeit eine saubere Krone fertig, die er dem Herrn v. Eckstein vermittelst einiger Stecknadeln um den Kopf befestigte. Der nahm sich aber sehr sonderbar unter dem Schmucke aus. Das Gesicht, welches er demselben zu Gefallen machte, war steif und hölzern, wie das eines Kartenkönigs aus der Stralsunder Fabrik. Diese Aehnlichkeit mußte einem der Studenten auffallen; denn er schlich zum Zimmer hinaus und kehrte bald mit einem alten Kegel und einer Kegelkugel zurück, mittelst deren der Herr v. Eckstein sogleich mit Reichsapfel und Scepter ausstaffirt wurde, so daß die ganze Versammlung in ein schallendes Gelächter ausbrach. Nur dem Könige selbst schien die Sache nicht lächerlich. Mit ernster Miene wandte er sich zu dem Herrn Baebatus und sagte ihm leise: „Es werden mit der Zeit alte Erinnerungen in mir deutlicher. Ich war früher gewiß und wahrhaftig der Ecksteinkönig.“ — „Ja, früher,“ entgegnete Baebatus mit weinschwerer Zunge, „ich glaube das selbst, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich mit dero Majestät nicht einmal Solo gespielt hätte.“

Auch unten am Tisch trieben die sonst so stillen Fremden allerlei wunderliche Possen. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und gaben ganz eigene Töne von sich; Gesang war's nicht zu nennen. Bald glaubte man mitten unter Wasservögeln zu seyn, dann schien man sich wieder in einem Teiche unter jungen Fröschen zu befinden; jezt hörte man scharfe Klänge, wie wenn man mit dem nassen Finger auf dem Rand eines Glases schleift, gellend und markdurchdohrend. Auch die Unteroffiziere und die Studenten waren sehr laut in ihrer Weise. — Selbst der Herr Barbatus hatte seine Scheu vor dem Gesang abgelegt und dennmte halblaut vor sich hin:

Lieber Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin.

Kurz, das stille Vergnügen hatte sich in ein sehr lärmendes umgewandelt.

„Ist es denn wahr,“ sprach da auf einmal einer der Studenten zu dem ihm zunächst sitzenden Fremden, „daß Sie grüne Zähne haben? Machen Sie doch gefälligst ihren geehrten Mund etwas auf, damit ich sehen kann.“ Der Fremde aber brach in ein gellendes Lachen aus und hielt dem Studenten zur Antwort seine Hände entgegen, aus welchen klare Wasserstrahlen über den Tisch und die sämmtlichen Gäste hinfuhren. Zugleich traten seine Augen aus dem Kopf und das ganze Gesicht verzog sich zu einem Fischhaupte. Im nüchternen Zustande würden sämmtliche Anwesende über diesen Anblick sich nicht wenig entsezt haben; aber der Dunst des Weines hatte ihre Augen mit so vielen bunten Ranken umsponnen, daß sie bei sich selbst nicht recht einig waren, ob das wirklich geschehen, was sie da sahen. Nur der Student war entsezt zurückgefahren und hatte dem Unbekannten eine Flasche an den Kopf geschleudert, welche in tausend Scherben zersprang, die derselbe ruhig abschüttelte und sich durch einige Fische, Eidechsen und andeees Gewürm rächte, welches er aus seinen Fingerspitzen dem Musensohn in's Gesicht springen ließ. Dieser erhob ein gräßliches Geschrei und brüllte Mord und Zauberei, daß alle Anwesenden erschrocken von ihren Sitzen auffuhren. Nur der Ecksteinkönig blieb ruhig auf seinem Platz sitzen und lächelte vor sich hin. Der Herr Barbatus, dem auch einige Wasserstrahlen das Gesicht etwas abgekühlt hatten, sezte seinen Hut auf, und es war komisch anzusehen, wie seine vergnügt zuckenden Mundwinkel wie Blitze rechts und links in die Backen fuhren und da einige ernste Züge hervorsuchten, mit welchen er folgende Worte würdig begleitete: „Unüberlegter Unbekannter,“ so sprach er mühsam, „junge Fontäne, daß Sie kein menschliches Wesen sind, obgleich Sie einigermaßen so aussehen, ist mir jezt auf entsetzliche Weise klar geworden. Lassen Sie ab von Ihrem dämonischen Treiben. Haben Sie vielleicht früher auf irgend einem Brunnen gestanden und sind hinabgestiegen, weil Ihnen das Wasser nicht mehr mundete, so ist diese That zu loben. Ist aber die Zeit Ihres gespenstischen Wandels verflossen und Sie glauben wieder auf Ihrem Platz zu stehen, da Sie anfangen, Ihre Strahlen springen zu lassen, so erlaube ich mir, Ihnen unterthänig zu bemerken, daß das nicht der Fall ist, und Sie haben nur ungefähr die Gegend

Digitized by Google

zu bestimmen, wohin Sie gehören, so werden wir uns ein Vergnügen daraus machen, Sie nach der Richtung zu einem Fenster oder der Thür hinauszuwerfen."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortsetzung.)

Einheimische Künstler.

Um nun aber doch über einheimische Kunstleistungen nicht ganz zu schweigen, wollen wir uns einige allgemeine Bemerkungen, die wohl am Ende ihren Mann finden, erlauben. Der Maler weiß gar wohl, ob er ein gefälliges, ansprechendes Bild gemalt hat. Erfolgt die Ablehnung von Seiten des Vereins, so mag er stutzen und sich auf seine Frage: warum? beim Ueberblick des im Ganzen Angedeuteten die Antwort selbst sagen. Hat der Ausschuß wirklich einen Mißgriff gemacht, oder hat Eigenliebe seine Selbstschätzung über Verdienst gesteigert? Es wird sich herausstellen. — Ist der Fund, die Erfindung eines Stoffes so schwierig, weil wir selbst Altmeister, als gäbe es keine Mythen, keine biblische oder Nationalgeschichte, keine Poesie, kein Leben, immer in der Sphäre der Symbolik und Allegorie sich halten sehen, wo wir zuerst aus den Gestalten einen Verstandesbegriff ausziehen müssen, um dann dessen Figuration kalt zu genießen? So hören wir auch Tondichter nicht nur über die Seltenheit guter Operntexte, was gerecht ist, sondern über Mangel an Liedertexten klagen; Deklamatoren sehen wir über Vortragsmittel, Dichter endlich über Novellen- und Romanstoffe in Verlegenheit. Wir wollen diesen Kümmernissen nicht weiter nachgehen, meinen aber, die Stoffklage sey eigentlich eine Selbstanklage wegen Unzulänglichkeit des Formtalents. Welche Stoffe wußten anerkannte Meister durch künstlerische Form zu veredeln! Haben Erde, Luft und Meer etwas Einfaches, hat das Leben etwas Einfältiges, das nicht schon bezaubernd dargestellt worden wäre?

Unsere Genremaler scheinen fast ohne Findungs- oder Erfindungsgabe zu seyn. Zuweilen greifen sie nach Romantik, z. B. nach Balladen, die man nicht kennt oder erräth; dann wählen sie wieder Trivialitäten, die nur bei meisterlicher Behandlung erträglich wären. Wie Erzähler und Deklamatoren, haben sie auch eine Vorliebe zu tragischen oder eigentlich jämmerlichen Stoffen. Da kommen dann Blinde, Lahme, Verwundete, Siechc, dem Leben Absterbende, Hingeweltte, Todtgeschossene, beichtende Delinquenten ꝛc. — Der ewigen Hochgebirgslandschaften, so gelungen sie seyn mögen, kann man auch satt werden, wie man sie auf der Reise nach einiger Zeit genug bekommt und sich in's Freie sehnt. Bekanntlich haben die Ausläufer der Gebirge, die Vorberge oft die schönsten Formen, die schwunghaftesten Linien, die herrlichsten Luft- und Erdtöne, und weniger durch Specialität Sättigendes, als jene Romantik. Claude Lorrain malte zwei Jahre in Harlaching bei München, und man weiß kein Alpenbild von ihm. Und erst die Niederländer! — Einem unserer Künstler, dem Seebilder zu gelingen scheinen, dürfte man vielleicht rathen, mehr heitere Wahl zu treffen, und statt viel und leicht zu schaffen, die unerschöpfliche Natur und ihre größten Nachbildner fleißiger zu studiren. Ein recht gelungenes Bild wird ihm drei flüchtige bezahlen. Einem weit vorangeschrittenen Landschafter möchten wir den täglichen Genuß von jenen genialen, freien, heitern Vorbildern der besten Zeit gönnen. Eine Anlehnung an ihr geistreiches, warmes Leben täme seinem zur Kälte neigenden Fleiß zu Statten. Ein früher Hoffnungen erweckendes Talent hat uns noch nichts Gemüthliches im historischen Fache, das rund und fertig, uns hell anblickend gewesen wäre, von sich sehen lassen; ein anderes ist mit seinem technischen Fleisch und Blut noch nicht ganz im Reinen, man muß noch warten; ein drittes mit diesem eher, als mit seiner Gewissenhaftigkeit in der Ausführung und Vollendung. Die Keckheit soll die Blüthe der Meisterschaft seyn. Aus einem mit kühnem, breitem Pinsel hingeworfenen Gewand muß uns ein lebendiger Mensch mit warmem Blut und Feuer im Aug anblicken. Die größten, kühnsten Meister haben dennoch die feinsten Nüancen, namentlich der Gesichtszüge, insbesondere der Augen, dann der Hände, Füße ꝛc. studirt und täuschend darzustellen gewußt. — Wir bedauern, daß ein Genremaler, der in Bauernscenen schon Gutes geleistet, statt fortzuschreiten, rückläufig geworden ist und, wie ein schlechter Komiker, übertreibt. Seine Zigeuner-, Sänfer-, Spieler-, Rauser-, Gaunerscenen, die über die Nachahmung hinweg schon in's Gebiet des Lasters, der Bestialität sich verlieren, werden durch ihre widrige Färbung noch ekelhafter. Da sind Teniers Bauern und Soldaten doch wahre Ideale in sittlicher und malerischer Hinsicht dagegen. — Zwei Kunstzöglinge reihen sich seit Kurzem an unsere jungen Künstler an. Beide besitzen schon eine gewisse Entschiedenheit; sie wissen ihre innern Bilder äußerlich darzustellen und haben Vortrag und Form hiefür gefunden. St. sieht die landschaftliche Natur für jetzt noch ganz durch das Auge seines väterlichen Lehrers und neigt schon zur Composition, während er wohl eher die Naturformen copiren, combiniren dürfte, damit er, statt sich des schon artistisch fertigen Stoffs zu bedienen, die ursprüngliche Naturwahrheit selbst vielseitiger auffassen lernte. Daneben wird er wohl thun, seine Huldigung auch älteren Meistern, die nicht eben blühend und farbenfrisch gemalt, darzubringen. K., ein junger Porträt- und Historienmaler, scheint sich bei seinem Orpheus, neben dem Rath seines Lehrers, Schicks Colorit zum Vorbild genommen zu haben. Wir dürfen wohl mit günstigen Erwartungen ihrer Weiterentwicklung entgegensehen. — Bei allen vorhandenen Kunstmitteln und Kunstschätzen, und obwohl wir der Epoche des Ungeschmacks, der manierirten, affektirten Machcrei einerseits, der Rath- und Thatlosigkeit andererseits entwachsen sind, obgleich in den Künsten wieder reges Leben und Streben ist, so bleibt es doch noch immer schwerer, ein tüchtiger Künstler zu werden, als zu jenen kunstgläubigen Zeiten, wo die gefeierten Meister blühten, die Zöglinge im nächsten Umgang mit ihnen lebten, Zeugen ihrer ganzen Thätigkeit waren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. Februar 1841.

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch, wie der Teufel spaße.

Goethe.

Zum stillen Vergnügen.

(Schluß.)

Das Wort Hinauswerfen schlug, wie die Feuerglocke zur Nacht an das Ohr der Schlafenden, an die taumelnden Sinne der Unteroffiziere und Studenten. Im Nu drängten sie sich an die Fremden und suchten dieselben zu fassen. Aber es bedurfte nur einer Handbewegung, und die Angreifer prallten drei Schritte zurück. Der große bleiche Mann öffnete den Mund und sprach zum erstenmal, aber mit donnernder Stimme: „Sind das die Regeln eurer Gastfreundschaft, unredliches Menschenvolk? Machen wir es eben so, wenn ihr in unser Reich eindringt? Sind wir euch hinderlich und necken euch, wenn eure unbeholfenen Leiber sich in unser klares, reines Wasser wagen? Freilich sind wir nicht eures Gleichen, wir sind Prinzen des Wasserreichs. Seht in mir den Fürsten von der Mosel. Ich war es, der im Keller des Hauses hier meine Unterthanen rein erhielt und sie vor der Wasserpumpe des Wirths bewahrte."

„Und ich," rief der zweite der Fremden mit dem rothen Gesicht, „bin der Graf von Walportsheim. Oft bin ich dem Küfer als Gespenst in den Weg getreten oder hab' ihm ein unheimliches Wort in die Ohren geflüstert, wenn er das Blut meines edlen Volkes mit schlechtem Drachenfelser mischen wollte." — „Und daß ihr undankbaren Geschöpfe," rief der Dritte, „in diesem geringen Hause ein Glas guten Rheinwein trankt, habt ihr mir zu danken. Ich bin der Prinz Pips, Vetter Seiner Majestät vom Rhein, und für enre Unhöflichkeit will ich euch jezt mit Wasser regaliren." Und stärker und stärker schossen die Wasserstrahlen aus den Fingerspitzen des Prinzen.

„Niren und Wassermänner!" stöhnte Barbatus und sank in seinen Stuhl zurück. „Hebt euch von hinnen, ihr Gespenster, im Namen — —" — „Alberner Mensch!" unterbrach ihn der Fürst von der Mosel, „glaubst du uns durch deine ohnmächtigen Formeln hinwegschrecken zu können? Glaubst du, ihr seyd höhere Wesen, die einzigen vom Schöpfer anerkannten, und ein Wort von euch reiche hin, uns verschwinden zu machen? Dankt es unserer friedfertigen Natur, daß wir nicht längst von unserem Grunde aufgestiegen sind und uns auf dem Lande die Macht angemaßt haben, welche wir unbeschränkt im Wasserreiche üben. Fasse meine Hand und fühle, ob dein Fleisch fester ist, als das meinige!" — „Greift sie, greift sie!" stöhnte Barbatus und schlug in der gräßlichsten Angst mit beiden Händen auf den Bauch. „O stilles Vergnügen, dein werd' ich gedenken!"

„Holla ho!" schrie Prinz Pips, „wir wollen unsere Unterthanen aus dem Keller abrufen und das Gezücht

Digitized by Google

hier im klaren Wein ersäufen. Herauf, ihr Gesellen, und herein, ihr draußen!" Er riß das Fenster auf, zu welchem der Wind, der noch immer heftig tobte, Schilfpflanzen und Wasserblumen, auch sonderbar gedallte Nebel hereinjagte, die sich in der Stube zu seltsamen Gestalten umwandelten. Hier sprang ein ungeheurer Frosch, da eine riesige Eidechse. Große Fische schlüpften zwischen den vor Entsetzen angefesselten Menschen herum und schnappten ihnen nach den Beinen. Unten im Keller begann es zu klingen und zu klappern; es rutschte und rollte die Treppe herauf, es klirrte und drängte gegen die Stubenthür, welche aufspringend ein unermeßliches Flaschenheer in die Stube ließ. Rhein-, Mosel- und Aarweinflaschen rollten herein; sogar einige Champagnerflaschen hatten sich im allgemeinen Strudel mit fortreißen lassen. Es war ein gräßlicher Anblick, ein betäubender Spektakel: das Knirschen der Flaschen, indem sie sich aneinander drückten und drängten, dazwischen das Quiken und Grunzen der Wasserthiere, wozu der Prinz immer gräßlicher lachte und sich bald lang, gleich einem Aal ausreckte, bald wie eine Schildkröte zusammenkroch. Auch hatte er schon so viel Wasser von sich gegeben, daß der Fußboden über einen Schuh hoch damit bedeckt war.

„Wollt ihr meine grünen Zähne sehen, ihr Menschenvolk?" lachte der Fürst von der Mosel, und der Graf von Walportsheim schüttelte sein Haupt, um welches statt Haare große lange Wasserpflanzen flatterten, mit welchen er den Anwesenden im Gesichte herumfuhr. Er rief: „Auch habe ich grüne Haare! seht meine grünen Haare! Ja wohl, ich bin ein Wassermann!" — „Auch ihr," jauchzte der Prinz dazwischen, „sollt Wasser-, nein Weinmänner werden! Holla, Gesellen! kommt, liebenswürdige Weine, rächt euch an diesen Gestalten, die schon so vielen der eurigen in ihrem Magen ein schlechtes Ende bereitet haben. Steigt heraus und ersäuft sie! Heraus! heraus!"

Hui, wie flogen die Pfropfen der Flaschen, wie zerborsten die, denen er zu fest auf dem Halse saß! Roth und weiß floß der Strom durcheinander und von Minute zu Minute stieg die Fluth. Wollten die unglücklichen Menschen zur Thür oder zum Fenster hinaus, so traten ihnen gräuliche Wasserscheusale entgegen oder sonst eine der wüsten Gestalten, welche das Haus umliefen, es bewachten und Niemand hinausließen. In halber Ohnmacht lag Barbatus in seinem Stuhl und schaute mit gebrochenem Auge in die Verwüstung. Eckſteinkönig dagegen saß so graoitätisch wie früher, Scepter und Kugel in der Hand haltend, und lächelte.

Um sich von dem sichern Wassertode wenigstens eine Zeitlang zu retten, warfen sich die Studenten, Unteroffiziere und Bürger gegen das Billard und versuchten es von allen Seiten zu erklettern. Aber es schwankte wie ein Boot im Rhein, und manche fielen mehrmals in's Wasser, ehe sie den rettenden Bord erreichten. Unvermögend, sich zu rühren, war Barbatus sitzen geblieben; jezt wehrte er sich mit aller Kraft der Verzweiflung gegen einen ungeheuern Krebs, welcher sich demühte, ihm mit seiner Scheere den dreieckigten Hut vom Kopf zu ziehen. Mit einer Hand schüttelte er den Eckstein und versuchte, ihn aus seiner phlegmatischen Ruhe zu zerren. „Rette mich, Majestät!" stöhnte er. „König, hilf! schlag mit deinem Scepter das Unthier zu Boden! Hülfe! Hülfe!" Ruhig ließ dieser das Stück Holz, welches er in der Hand trug, auf den Kopf des Thiers fallen, das sogleich vom Geistlichen abließ und in die Fluth tauchte.

Da stürzte der Prinz hinzu. „Wie, du Kartenkönig," rief er, „du wagst es, meine Freunde zu schlagen? Herbei, herbei, lieben Thiere! Kneipt ihn, erwürgt diesen König!" Eine Masse der häßlichsten Thiere kam herangeschwommen; doch kaum hatten sie sich dem König genähert, so prallten sie zurück und umkreisten ihn scheu in einiger Entfernung, und selbst der Prinz wich vor dem todten, bleifarbenen Auge zurück und wagte nicht, ihn anzusehen. „Wer bist du?" fragte der Prinz. — „Der Eckſteinkönig hochseligen Andenkens." — „So geh' in dein Grab, wenn du selig bist," rief der Graf von Walportsheim, „und stör' uns nicht in unserem Vergnügen, du Gespenst!" — „Wenn ich schlafen könnte, gern, denn ich bin sehr müde," entgegnete der Eckstein. — „O du Kartenkönig!" rief der Prinz; „ich will dich zur Ruhe bringen, Gespenst. Ein Aß her! ein Eckſteinaß! ich will den König stechen!"

Da brach plötzlich ein freundlicher Strahl der aufsteigenden Morgensonne in das Zimmer der Schenke zum stillen Vergnügen. Im Stuhle lag ausgestreckt der Herr Barbatus und war todt. Vor ihm stand der Wirth und wischte ihm das Blut ab, welches an seinem Munde geronnen war. Wahrscheinlich hatte ein Schlaganfall sein Herz gebrochen. — Auf dem Tische lag ein alter Eckſteinkönig, der zu keinem vorhandenen Spiele passen wollte und den der Wirth deßhalb zum Fenster hinauswarf. Von den Gästen, welche vergangenen Abend hier gewesen waren, ist ferner keiner gekommen; denn der Wein soll ihnen so entsetzliche Träume verursacht haben, daß Einige im Ernste behaupteten, es seyen hier Sachen vorgefallen, die sie nicht zum zweiten Mal mit ansehen wollten. — Den größten Schaden aber hatte der Wirth. Der Herr Barbatus war todt, der Herr von Eckſtein ließ sich nie mehr sehen, und was noch schlimmer war, in dieser Nacht waren im Keller die vielleicht morschen Weingerüste gebrochen und fast sämmtliche Flaschen herabgefallen, zertrümmert und ausgelaufen.

Digitized by Google

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

In einer Geschichte der Gesellschaft, wie ich sie im Sinne habe, müßte jeder Abschnitt mit der Aufzählung der Coryphäen des Geistes eröffnet, müßten die tonangebenden Künstler, Denker, Dichter und Gelehrte der Epoche vorgeführt werden. Nur so gelangt man zur Quelle der moralischen Erscheinungen, von hier aus erklärt sich das Leichtfertigste in den Sitten wie in den Meinungen aus einem ernsten Gesichtspunkt, und die Brücke ist gebaut, um den Philosophen mit dem Weltmann zu verbinden. Kann es für den Forscher einen anziehendern Gegenstand geben, als den feinen und oft bedeckten Fäden nachzuspüren, welche die stille Welt der Gedanken mit der lauten Welt der That verbinden? Wie belohnend und tröstend für das Auge, das in das tobende Gewirre einer unstät bewegten Masse sieht, gewisse sichere Wahrzeichen und feste Merksteine aufgepflanzt zu sehen! Wo uns eben noch wilde Anarchie zu herrschen schien, sieht man ein strengbefolgtes Gesetz die Menge zu Paaren treiben. Dieses Gesetz spricht der Genius der Geschichte aus, und er wählt zu den Verkündigern seines Wortes die widersprechendsten Organe. Die Lippe des Spötters lallt es in Liedern, der Redner in den Dogmen der Kanzel, der Gelehrte in Wahrheiten, die er in lustige Fabeln kleidet, der Staatsmann in Maximen, die er in Romane versteckt; aber überall dieselbe Stimme, die mitten im Geräusch der Feste, im sinnlosen Jubel und der tollsten Sittenlosigkeit hervortönt und zum Ernst, zum Nachdenken auffordert. Wegen dieses Gegensatzes, wegen dieser fast ängstlichen, immer wiederkehrenden Bemühungen, sich mitten im Taumel an den Ernst festzuketten, wie der Verunglückte an den rettenden Balken in der Fluth, ist dieses achtzehnte Jahrhundert so merkwürdig und so anziehend. Wo wären wir mit unserm grimacirten, eingebildeten Ernst, wenn unsere Voreltern wirklich immer nur gescherzt hätten, wie man ihnen fälschlich vorwirft? Aber das gräßliche Ende ist es, das uns solchen Schauder einflößt vor diesem armen, leichtsinnigen Jahrhundert. Wir sehen diese endlosen Feste mit einer blutigen, nächtlichen Scene enden, und wir glauben hier Gericht und Strafe für unerhörte Frevel zu erblicken, die drei Generationen auf einander gehäuft. Die Schrecken einer solchen Vergeltung erschüttern uns so sehr, daß wir ungerecht werden gegen die Tugenden und Reize des geschmähten Zeitalters und mit schnellem Urtheil alles verdammen möchten, was diese dahingegangenen Geschlechter thaten, fühlten und dachten. Aber um uns blickend, begegnen wir einem trübseligen Extrem. Wahre Höfe gibt es gar nicht mehr, die Säle der Großen öffnen sich nur der Langeweile und dem Zwange; verbannt ist die Leichtfertigkeit der Sitten, aber mit ihr zugleich ist leider die Grazie der feinen und klugen Geselligkeit entschwunden. Das Lächerliche und Schädliche der Rangsucht ist bis auf Unmerkliches gemildert, aber mit diesen Fehlern sind auch die Tugenden des Adels verschwunden, seine Großmuth, seine Kunstliebe, seine Freigiebigkeit, seine feine Sitte. Ein dritter Stand hat Reichthümer und Würden erhalten und die Industrie sizt auf dem Throne. Was haben uns die abgebüßten Sünden unserer Väter für Früchte getragen? Wir wollen sie noch von der Zeit erwarten und gern glauben, daß wir erst auf der Schwelle einer neuen Zeit stehen und das Durchwandeln der herrlichsten Räume uns noch bevorsteht.

Wollen Sie, daß ich die Quellen angebe, aus denen ich schöpfte? Dringen Sie wirklich darauf, mir so scharf auf die Finger zu sehen? Nun wohl, Sie sollen in einer Note die Titel der oft unbeschreiblich langweiligen Memoiren finden, die über die deutschen Höfe handeln. Die französischen Denkwürdigkeiten, besonders die, welche von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts handeln, sind in ihrer wohlbekannten Geschwätzigkeit schon um vieles lesbarer, wenigstens in einem leichten Styl geschrieben; aber Sie haben keinen Begriff von dem barbarischen Jargon, den die deutsche Pedanterie um die Jahre 1730 und 1740 schrieb. Wenn man die Annehmlichkeiten einer witzigen, geistreichen Feder verehrt, kann man völlig in Verzweiflung gerathen, wenn einer dieser verrückenumflossenen Herrn sich anschickt, muthwillig schalkhaft über die Höfe und deren Lustbarkeiten zu schreiben. Es hängt Blei an jeder Zeile und der ergötzlichste Spaß erscheint in diesem groben Kittel des Kanzleistyls als ein alberner, zerlumpter Hanswurst, dem man den Hunger und das Elend ansieht. Dennoch haben diese deutschen Autoren eine große, eine wichtige Tugend, eine Tugend, die ihren französischen Collegen oft abgeht, die Wahrheitsliebe. Sie schildern mir der minutiösesten Umständlichkeit, aber sie schildern getreu. Ihre gelehrte Phantasie, wenn sie den glatten Boden der Höfe betritt, geht so vorsichtig Schritt vor Schritt, daß an kein Ausschweifen zu denken ist. Sie schmeicheln auch, aber so gutmüthig ungeschickt, daß man diese Stellen gleich herausfindet; sie sind in so weit Ehrenmänner, daß sie von den Lastern der Großen schweigen, da sie dieselben nicht loben können; nie aber machen sie aus dem Laster eine Tugend, und wenn hie und da Einer sich eine unverschämte Metamorphose erlaubte, so war gleich ein Dutzend ehrlicher Federn hinter ihm her, die seine

Digitized by Google

Panegyriken grauſam und unerbittlich durchſtrichen. Darum konnte in Deutſchland auch nie ein ſo vollkommenes Syſtem der Lüge und Unnatur aufkommen wie in Frankreich, darum war die Rückkehr zu Mäßigung und Nüchternheit ſo leicht, ohne gewaltſame Mittel vollbracht.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortſetzung.)

Kunſtverein. Erworbene Werke auswärtiger Künſtler.

Unter den auswärtigen Künſtlern, von welchen der Kunſtverein Bilder angekauft, ſind geachtete, ja ſelbſt berühmte Namen. Der Münchner Schule, oder doch dem dortigen Kunſtelement gehört die Mehrzahl an, doch gedenkt des hieſigen Vereins da und dort, in Wien, Frankfurt, Mainz ꝛc. mancher tüchtige Maler. Bei dem Folgenden iſt es auf keine vollſtändige Aufzählung abgeſehen. — Ereta gab früher ein Alpenthal mit Abendbeleuchtung, ein ſehr wirkſames Bild, jetzt eine Jagdſcene mit ſchönen Waldbäumen. Von Ezdorf erwarb man einen nordiſchen Waſſerfall, im Geiſt Everdingens gemalt. Auf eine norwegiſche Felſengegend mit wunderbarem, nebeldunſtigem Beleuchtungseffekt verzichtete man ungern; denn Ezdorfs Bilder gehören gewiß zu dem Beſten, auf was man rechnen kann. — Fohr erfreute uns früher mit einer Jlargegend von trefflicher Naturwahrheit, dann mit einer großartigen, componirten Landſchaft, an die Natur des Gardaſees mahnend; jetzt iſt von ihm ein Starembergerſee angekauft, wo Waſſer und Wiederſcheine, Ufer, Gebirge und Luft frei, leicht, klar, heiter, offen zum ſchönſten Eindruck zuſammenſtimmen. — Zimmermanns Werke, von nicht minderem Verdienſt, haben meiſt einen großen, für die Theilhaber des Kunſtvereins faſt zu großen Maßſtab. Mancher würde über die räumliche Größe ſeines Gewinnſtes erſchrecken. Zimmermanns Streben geht auf grandioſe Effekte; daher auch ſeine breite Behandlung. Doch iſt alles Leben und Bewegung. — Neßmaier hält ſich in etwas engern Schranken. Ein früheres Bild, das durch ſeine großartig wilde Einſamkeit an die Clariden und den Tödi erinnerte, fand viel Beifall. Sein neueſtes, eine ſchön aufgefaßte oder angeordnete Gegend aus dem bayriſchen Hochgebirg, läßt in der Klarheit, im Zurückweichen der Ferne, in der Kraft und Harmonie der Töne des Vordergrundes Einiges zu wünſchen übrig. — Von Heinzmann, deſſen heitere, höchſt ſorgfältig — er iſt ein berühmter Porzellainmaler — ausgeführte Landſchaften ſtets willkommen ſind, ſahen wir vor einiger Zeit ein Aquarellbild ausgeſtellt, im Coſtüm des letzten Künſtlermaskenzugs den Meiſter ſelbſt, ſeine Gattin und Schwägerin darſtellend. Lebendiger, fleißiger, anſprechender konnte man ſich nichts denken. Man ſah, daß es nicht nur mit großer Liebe, daß es mit dem wärmſten Eifer künſtleriſcher Selbſtachtung geſchaffen worden, etwa wie wenn ein Dichter eine unvergeßliche Scene aus ſeinem Leben mit feurigem Enthuſiasmus und doch in gewähltem Ausdruck ſchildert. — Dieſe Meiſter ſind augenſcheinlich nicht nur durch tüchtige Naturauffaſſung, ſondern auch durch ſorgſame Wahl der Farben, durch Kenntniß und Handhabung ihrer techniſchen Mittel ausgezeichnet. Manches läßt ſich mit rohern Pigmenten oder anderm Auftrag gewiß gar nicht ſo darſtellen. Da wir kein Licht auf der Palette haben, ſo muß dieſe ihre Erdſtoffe wenigſtens auf's gewählteſte, auf's ſorgfältigſte zubereitet enthalten. Man ſehe doch das kühnſte, paſtoſeſte alte Bild, ob nicht die neuern Retouchen darauf wie kalte, trübe Kleckſe auf lichter Grundlage erſcheinen. — Bei Kaltenmoſers Gebirgsſcenen und andern Genrebildern geht die Sorgfalt der Ausführung und Abrundung doch wohl zu weit. Bei größerer Freiheit des Einzelnen gewänne er vielleicht eine geiſtreichere Wiedergebung. Dem Beſchauer entſteht ſtatt des Mitgefühls ſiegreicher Kunſt ein Gefühl der Beklemmung über ein ſolches ängſtliches Bemühen.

Gruber in Wien iſt ausgezeichnet in Glanz und Schmelz der Farbe bei ſeinen lebenden Vögeln, Blumen, Früchten, oft mit ſchöner Landſchaft verbunden. Die Vergleichung mit den beſten Niederländern iſt intereſſant, wie dieſe einerſeits noch tiefer in die Unendlichkeit der Pflanzennatur, der Blätter ꝛc. eindringen, andererſeits aber bei eben ſolcher Sorgfalt der Federnbildung u. dgl. noch kühn und frei bleiben. Ein Van Huyſum, Verendael, ein Hondekoeter, deren ernſten, tiefen Ton ſo ein prägnantes Bild im Auge des Kindlichen todtſchlüge, gewinnt dagegen in dem des Kundigen. Dennoch Ehre dem neuern Meiſter! und dann denke man an den Unterſchied der Preiſe beider Arten von Werken. — Wollmer iſt in Pferdeſtücken in Folge ſeiner Studien der Natur und guter Vorbilder, wie eines Horace Vernet, gewandt. Von ſeinen kleinen Bildern wurden mehrere angekauft. Ein Pferdefang mit faſt lebensgroßen Figuren, der alſo das Privatmaß bedeutend überſteigt, und nur gaſtweiſe aufgeſtellt iſt, erhält von Kunſtfreunden und Pferdekennern viel Beifall. — Volz gab ein an gute ältere Meiſter erinnerndes Bild, Thiere im Waſſer bei einem Steg unter Weidenbäumen. — Von Heerdt zeichnete ſich früher eine Dorfkirche mit lieblichen Figuren, ſpäter eine romantiſch gelegene Mühle aus. — Von Heß, dem Bruder der zwei berühmten Maler, erwähnen wir einer Griechenfamilie und eines guten Viehſtücks. — Von Schimon in München hatten wir ſchon voriges Jahr eine Reihe lebensgroßer Bruſtbilder, männliche und weibliche, geſehen, und über den günſtigen Eindruck, den ſie machten, uns einige Worte erlaubt. Bei einem wiederholten Aufenthalt in Stuttgart hat er nun wieder zwei Porträts hoher Perſonen gefertigt, die das in ſeine Kunſt geſetzte Vertrauen rechtfertigen. Es iſt nicht bloß lineare Aehnlichkeit mit den Urbildern, was er gibt; es iſt Leben, was aus dieſen Augen, individueller Charakter, was aus dieſen Zügen zu uns ſpricht. Die Klarheit des Jncarnats, die Zartheit des Teints weiß er mit ſicherer Wahl ſeiner Mittel wiederzugeben, die Stoffe ohne ängſtliches Bemühen darzuſtellen, in der mannigfachen Bedingtheit des Porträtiſten ſeine Künſtlerfreiheit zu bewahren. — Der Kunſtverein hat von ihm ein hiſtoriſches Bild, eine Mutter mit dem Kinde, erworben, das allgemeine Anerkennung gefunden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 18. Februar 1841.

Ach Lieb! verleih' mir doch nunmehr ein andres Leben,
Wenn ich ja leben ſoll, oder den andern Tod,
Denn weder dieſen Tod lieb ich, noch dieſes Leben.
Verzeih mir, Lieb, ich bin dein lebendig und todt!

Rudolph Weckherlin.

Das Myrthenkranz.

Sonette eines Gefangenen.

1.

Wo fänd' ein Dichter Stoff noch zum Geſang,
Wo Feierwürdiges in ſolchen Tagen,
In denen Krämergeiſt und Fröhnerplagen
Und Selbſtſucht preſſen die Gemüther bang?

Wo fänd' er Stoff zum Sang im Sorgendrang,
Von dem belaſtet Aller Zungen klagen,
So viele deren noch zu klagen wagen,
Wenn tauſendfacher Druck die Geißel ſchwang?

Wo fänd' er ihn, wenn nicht kaſtaliſch hell
Trotz alles Erdenwehes ewig bliebe,
Ein unerſchöpflich ſchöpferiſcher Quell,

Für Luſt und Leid der Liederborn der Liebe,
Aus dem der Glückliche ſo froh und ſchnell
Und der Verwaiſte ſchöpft poetiſch trübe?

2.

Die Tändeleien alle nochmals treiben,
Die vormals ich in Liebesfeſſeln trieb?
Die längſt geſtorben, dennoch immer lieb
Der unabweislichen Erinnrung bleiben? —

Fern bleibe das! — ſeht's hier die Rechte ſchreiben,
Der, traun! ſeitdem das Leben Schwielen rieb;
Dies Haupt und Herz empfing ſo manchen Hieb,
Da mußte wohl der Sprudelquell zerſtäuben!

O Liebeluſt, bliebſt dennoch du die gleiche,
Ob ich dich ſchelt' als loſen Zeitvertreib,
Selbſt hinter Eiſenſtäb' und Riegel weiche,

Daß goldne Lockenſchlingen nicht den Leib,
Kein Feuerblick das kranke Herz erreiche:
Dich ſcheltend, fliehend, lieb' ich doch das — Weib!

3.

Wohl ſing' ich von der Liebe Luſt und Freuden,
Doch fliehen muß ich Liebesfreud' und Luſt,
Denn unbeſtreitbar bin ich mir bewußt,
Daß mir die Liebe nichts gebiert als Leiden.

Und doch ſo gerne mag der Blick ſich weiden
Am klaren Aug' und ungeſtümer Bruſt,
Wiewohl dies Herz erfahren es gemußt,
Ihm ſey's beſtimmt, der Liebe Luſt zu meiden.

Digitized by Google

Ja, wollt' es dieſe Mahnung ſelbſt vergeſſen
Und übernehmen ſtatt der Luſt den Schmerz,
So wüed' aus ihm es blut'ge Thränen peeſſen,

Zu übeeziehn mit Leid ein fremdes Heez,
Ein feemdes Aug' mit Thränenthau zu näſſen
Zu langem Schmerz auf kuezen Liebesſcherz.

4.

Hätt' ich ein Liebchen noch, ich würd's beſingen,
Ich würd' ihm winden einen Liedeeſtrauß,
Doch nun iſt's mit dem Liedefrühling aus,
Deum wendet ſich mein Lied zu kleinern Dingen.

So will ich denn dies Klinggedichtlein beingen,
Wenn auch nicht meiner Kammerdame Maus,
So doch dem Schwälbchen, das mein ſtilles Haus
Belebt mit Zwitſchern und dem Schlag der Schwingen.

Feoh fahre fort, du kleine Nachbarin!
Durchſegle kühn des Himmels weite Bläue
Und kehre ſtets mit ungeteüdtem Sinn

Zurück zum Haus, zum Neſtlein und zum Eie!
Du mühſt dich, ahnend nicht, wem zum Gewinn —
Zumeiſt nur mir! du Bild der Mutteeteeue.

5.

So mach dir doch nicht ſelbſt ein X ſtatt U
Und rede nicht wie Frauen oom Entſagen,
Von Schickſalstücken und was ſonſt für Plagen,
Von denen dir veeſagt ſey jede Ruh!

Man weiß es doch ſchon, wo dich drückt der Schuh,
Man ſieht das Würmchen dir am Heezen nagen;
Deum ſtatt mit Schatten dich heeumzuſchlagen,
Geelf mit Veeteauen nach Lebendgem zu!

Durch Blick und Handdeuck haſt du ſchon veerathen,
Was du dir ſelbee noch nicht willſt geſtehn,
So ſcheitteſt ſtatt zum Woet du gleich zu Thaten;

Ja, da mußt du geteoſt nun ooewärtsgehn,
Denn, daß auch Sie ſah keimen längſt die Saaten,
Ach! haſt du wohl nicht mindee längſt geſehn.

6.

Mein blödes Auge eeicht nicht in die Ferne,
Und dennoch weiß es Veilchen zu erſpähn,
Die ſtillveeboegen mie am Pfade ſtehn,
Und ſich vor feembem Blick veeſtecken geene.

Nicht Sonnenglanz und Demantſchein dee Sterne,
Die ſich am Firmament gebietend deehn,
Vermögen alſo mich zum Aufwärtsſehn,
Als adwäets ich zum Veilchen ſehen lerne.

Deum glaub' ich denn, es ſey nicht wohl mein Blick,
Derſelbe, der den Glanz und Schimmer flieht,
Es ſey das Auge nicht, das ſtilles Glück

Im Veilchen mie entgegendlühen ſieht,
Der Blick ſo wenig, als ein blind Geſchick,
Allein und einzig iſt es das Gemüth.

7.

Jacta est alea! rief in den Wellen
Dee Römerfeldherr und durchſcheitt die Flut;
Jacta est alea! ſo ruft das Blut
Zum Heezen mir duech alle Aderquellen,

Die Zoll für Zoll zum vollen Strome ſchwellen,
Erweckend Lebeluſt und Liebegluth.
Eewache denn, du langgebanntee Muth,
Zum ſüßen Ziel den ſichern Pfeil zu ſchnellen!

Weg Lebensunmuth! weg auch Geam und Geann!
Weg kalte Regein, die das Heez begrenzen!
Hiee gilt es, einen Altar neu eebaun,

Auf dem dee Liebe eeine Opfer glänzen,
Auf dem ich meinen Engel niedeeſchaun
Und ihn mit Palmenzweigen feh' umkränzen.

(Schluß folgt.)

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Die meiſten Denkwürdigkeiten, die übee die Geſellſchaft in Deutſchland geſchrieben wuedeu, eeſchienen in franzöſiſchee Speache. In dieſer coneſähigen Speache konnte man am beſten übee coneſähige Gegenſtände ſcheeiben. Dieſer Umſtand macht, daß deutſche Schriften ſelten ſiud, und daß nue hie und da ein fürſtlicher Oberconſiſtorialrath odee ein Profeſſoe an einer beeühmten Univerſität ſich beeufen fühlte, über das Leben und die „ſonderbaeen Keiegsthaten" ſeines gnädigſten Herrn eine Abhandlung zu ſcheeiben; er hütete ſich aber wohl, die Liebeshändel und die Intriguen Sereniſſimi zu derüheen; dieſes Kapitel übeeließ er wohlweislich den Franzoſen, deren immee eine Menge an deutſchen Höfen lebten, und die, wenn man ſie wegen ihrer loſen Streiche

Digitized by Google

wegjagte, ihre Satiren im Auslande drucken ließen. Aus diesem Grunde sind diese Quellen unlauter und müssen mit Vorsicht benuzt werden, obgleich sie voll amusanter Details sind und wir ohne sie von den deutschen Höfen schwerlich eine richtige Vorstellung hätten. — Eine dritte Klasse von Denkwürdigkeiten bilden die Reisebeschreibungen. Es waren deren Verfasser zum Theil ausgediente Diplomaten, die sich auf die Wanderschaft begaben, um, wie zum Beispiel der Baron von Pöllnitz, an den Höfen zu sehen und zu beschreiben, was den gebildeten Weltmann damaliger Zeit interessirte, zum Theil die Informatoren und Gesellschafter, die junge Herrn von Stande auf ihren Bildungsreisen begleiteten. Ein solcher ist Herr von Genau, der einen jungen Grafen Reuß zu Anfang des siebenjährigen Kriegs nach Paris und an die geistlichen Höfe Deutschlands führte, und der in seinem Tagebuche auf das Umständlichste alle merkwürdigen Personen nach ihrer Kleidung und ihren Reden schildert, freilich gänzlich ohne zusammenhaltenden und nur das Wichtige hervorhebenden Scharfblick. — Die vierte Quelle sind die Memoiren der Fürsten selbst, und hier tritt uns ein Element ganz anderer Art entgegen. Sind die Schilderungen der Höflinge voll Vorsicht und schmeichelnder Umhüllung, zeigen die Berichte der Gelehrten und untergeordneten Dienstbeamten nur die mit furchtsamer, oft unkundiger Hand gezeichneten Umrisse der Verhältnisse, so machen sich die Götter dieser Erde ein Vergnügen daraus, mit Hohn und Bitterkeit über ihre Genossen und die Lügenhaftigkeit ihrer Diener loszuziehen. Die geistreiche Friederike Sophie, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen, gießt die Fülle ihres boshaften Spottes ungescheut über den Hof ihres eigenen Vaters aus, und geißelt mit schonungslosen Epigrammen die Barbarei, die Armuth und Leichtfertigkeit der kleinen Fürstenstze Deutschlands. Dieses Verfahren zeigt, daß die Fürsten unter sich recht gut wußten, was ihre Thorheiten, die die Menge als Wunder und Tugenden pries, eigentlich werth waren. Es sind die Götter des Olymps, die, wenn sie unter sich sind, sich damit amusiren, einander aufzuziehen und zu necken, sich Streiche zu spielen und schadenfroh über den Verdruß des Andern zu lachen. Von alle dem hatte die andetende Menge tief unten keine Ahnung.

Nachdem ich Ihnen nun den Plan, nach dem ich arbeite, und die Quellen, aus denen ich geschöpft, genannt habe, müssen Sie sich gefallen lassen, das Jahrhundert in zwei ungleiche Hälften getheilt zu sehen. Die erste Periode hebt von 1710 an und geht ungefähr bis 1740, die zweite von 1740 bis zum Anfang der französischen Revolution. Ich wähle das Jahr 1740 zum Wendepunkt, weil hier die großen Geister auftreten, die dem Jahrhundert seine eigentliche Physiognomie geben. Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nimmt noch vom siebzehnten seine Gesetze; deßhalb sehen wir an den Höfen ein widerliches Gemische der rohesten Barbarei, zügelloser Prunksucht, geschmackloser Verschwendung und derber, fast bäurischer Sitte. Drei große Höfe sind es besonders, die hier als Muster dienen und denen sich die kleinern anschließen, der Hof Friedrich Augusts von Sachsen und Polen, der Hof Peters des Ersten und der Hof Friedrich Wilhelms des Ersten von Preußen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lübeck, Februar 1841.

Winterleiden. Weihnachten.

Die ungeheuern Schneemassen, welche in der lezten Zeit fielen, haben die Landwege Nordalbingiens mehr oder minder unzugänglich gemacht, und jezt, da dieser Schnee nur zu schnell schmilzt, ist es auf denselben noch schlimmer geworden. Der schöne deutsche Süden mit seinen offenen Straßen hat keinen Begriff von unsern Wegen, und ich bedaure besonders die vielen süddeutschen Musterritter, welch jezt zahlreich über die Elbe kommen, um in den Mooren, Lehmgruben und Beüchen Nordalbingiens fast zu ersticken. Unsere Landwege werden „Redder" genannt. Ein solches Redder ist ein schmaler Weg, der zu beiden Seiten einen Graben hat, woran sich wieder hohe Erdwälle schließen, und auf diesen steht die lange, nackte, schäbigte Haselnußstaude. So wird jeder Blick in die Ferne unmöglich, und man bewegt sich in diesen Wegen, wie in einem endlosen Sarge. Im Sommer herrscht dort die unerträglichste Schwüle, und im Winter, bei starkem Schneefall, schneien diese Redder bis über die hohen Haselnußstauden zusammen, und sie zu passiren, wird vollkommen unmöglich. Schmilzt nun endlich die ungeheure Schneemasse in ihnen, dann werden sie, da das östliche Holstein meistens einen sehr fetten Lehmboden hat, zu den grundlosesten Lachen; Wagen und Pferde, Fußgänger und Reiter bleiben in ihnen stecken. So konnte eine holsteinische Post zu zwei Meilen vierzehn Stunden brauchen. Aber die Bauern sind diese schlechten Wege gewohnt von Allers her, und sie zerbrechen lieber ihre Fuhrwerke, setzen lieber ihr Leben und das Leben ihrer Pferde in Gefahr, als daß sie die Haselnußstauden abschlagen, die Seitengräben mit den Erdwällen ausdämmen und die Wege somit ausbessern sollten. Der Schnee, der auf dem Lande ringsum alle Communikationen hemmte, hat auch die Straßen Lübecks furchtbar heimgesucht, obgleich man sagen muß, daß bei verbesserter Straßenpolizei das Ungemach diesmal nicht so groß war, wie früher bei ähnlichen Fällen. Lübeck ist auf den Rücken und an die beiden Seiten eines Hügels gebaut; an der einen Seite fließt die Trave, auf der andern die Wacknitz, und so wurden die Hauptstraßen, welche über den Rücken des Hügels laufen, und in denen die Trottoirs sich vermehren, bald wieder gereinigt und bequem gemacht; aber die Seitenstraßen, welche entweder zur Wacknitz oder zur Trave niederschlängeln, die sogenannten „Gruben," haben viel Noth ausgestanden. In Strömen stürzte das Schneewasser in die Häuser, Stuben und Keller und hemmte einige Tage lang allen Verkehr auf den Straßen.

Lübeck hat sich im Wirbel der materiellen Interessen noch immer volksthümliche deutsche Seiten bewahrt. So werden zu Weihnachten, statt daß man sich in das Innerste der geschlossenen Familien zurückzieht, in Lübeck die Thüren aufgethan; der ganzen Stadt ist der Heiland erstanden, der auf kurze Zeit von den Sorgen und von den Plagen des Alltags befreit. Ein großer Weihnachtsbaum wird angezündet, nun das Volk zu ergötzen; zu allen Thoren wandern in's feiertägige Lübeck die Barden der Drehorgel und die fahrenden Töchter der Harfe und Guitarre ein; denn sie wissen, daß Musik die Tochter des Volksjubels ist, und daß man sie sehnlichst erwartet. Es gibt Leute in Lübeck, und zwar nicht wenige, denen die Weihnachtsfreude nie vollständig erscheinen würde, ergelten nicht auf allen Straßen die Leiermänner, nmringt vom Volke, welches dann gern die neuen Lieder, „gedruckt in diesem Jahre," begleitet, und klimperten nicht an allen öffentlichen Orten die Harfen und Guitarren zusammen. Ist diese Musik auch allerdings nicht harmonisch und kunstgerecht, man hört sie doch gerne, denn sie wirkt elektrisch durch die Glieder des Volkes und mit der ersten Weihnachtsorgel verschwinden alle Sorgen und Lebensplagen. Um aber diese wilde Straßenmusik wenigstens in Etwas zu verbessern, hat man sie seit einigen Jahren unter Controle genommen, und jeder einwandernde Leiermann muß seine Orgel gleichsam einer musikalischen Censur unterwerfen. Ist sie zu schlecht, so wird der Arme aus der Stadt gewiesen und seine Hoffnung auf reichlichen Gewinn, denn der Lübecker ist um Weihnacht freigebig gegen die fahrenden Barden, ist zu Schanden geworden. Mit welcher Verzweiflung scheidet er! Er fühlt die Leiden der Censur, wie sie je ein deutscher Schriftsteller empfunden. Auch die Texte der Lieder werden censirt, viele werden cassirt und verboten, einige wegen obscönen, andere wegen satirischen Inhalts. Die Leiermänner sind sehr speculativ; sie besingen alles, was im großen und kleinen Ringe geschehen; sie singen die Freuden einer Rutschpartie, die Eroberung von Jean d'Acre, die Leiden der Liebe, und was Wunder, daß sie diesmal ihre Drehorgel auch nach dem Beckerschen Rheinliede stimmten, um ein Lied durch ihren Gesang auf den Straßen zu verherrlichen, welchem man ja das Epitheton „Volkslied" so gerne beilegen möchte. Aber ein cäsarischer Blitz traf diese Patrioten, und das öffentliche Absingen eines Liedes, welches man allenthalben feiert, wurde in Lübeck verboten.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, Januar.

(Schluß.)

Kunstverein. Wandernde Galerien.

Jedenfalls sind anmuthige Bilder dieser Art und von so ansprechender Behandlung immer weit seltenere Erscheinungen, als Alpenlandschaften, Thierstücke und niedrige Scenen; wie denn auch Genrebilder, die man bei einem tüchtigen Maßstabe recht gelungen nennen könnte, unter die großen Seltenheiten gehören. Nicht ohne Verlangen blicken wir auf Darstellungen von so sprechendem Leben, wie sie in trefflicher Nachahmung in Kupferstichen, Steindruck, Schwarzkunst ꝛc. nach Wilken, Delaroche, Robert ꝛc. zu uns kommen. Wem fallen nicht alsbald solche ein, die ihn beim ersten Anblick auf's angenehmste überraschten, ja durch ihre naive Wahrheit tief rührten? Wir wollen nicht eben nach solchen, vielleicht kostbaren Originalen die begehrende Hand ausstrecken; aber Nacheiferung sollten sie erwecken, da in ihnen die Sphäre angedeutet ist, in welcher Lorbeeren und Dank zu erndten wären. — Bald wird keine namhafte Stadt mehr ohne Kunstverein seyn wollen. Der hiesige steht bereits mit etwa dreißig Vereinen in freundschaftlicher Verbindung. Mag es seyn, daß sie, wie unser ganzes Vereinswesen, neben dem Zeitgemäßen, neben der Befriedigung eines vernünftigen Bedürfnisses des Zusammenwirkens in Sachen des Geschmacks, der gegenseitigen Erweckung von Interessen und Kräften, zugleich eine Sache der Mode seyen, daß sie sich in einem einseitigen, modernen Element bewegen, die Kunstliebe ist doch nicht mehr so latent, so vereinzelt, so ganz individuell, als früher. Unter den Theilnehmern ist immer eine gute Zahl von Verehrern auch älterer Kunst, und mit der Berücksichtigung der lebenden Künstler, bei welcher eben durch vermehrte Concurrenz doch die ganz mittelmäßigen nicht sehr ermuntert und begünstigt werden, geht die Sorge für Erwerbung und Erhaltung guter alter Bilder gleichen Schritt. Wie sehr seit etwa zwölf Jahren Neigung und Kunde in dieser Sphäre frei geworden, wird jeder Kunstfreund wissen.

Die vermehrte Neigung namentlich auch zu guten Gemälden der Italiener und Niederländer in den höhern und mittlern Kreisen hat nicht nur mehrere Individuen der Residenz veranlaßt, solche Nachfrage zu berücksichtigen, zu nähren und sich da und dort um verkäufliche Bilder umzusehen, sondern es begannen auch auswärtige Kunsthändler uns häufiger als bisher mit kleinern oder größern Sammlungen zu besuchen. Da nun durch Schauen Sinn und Neigung wachsen, durch Vergleichen das Urtheil sich schärft und an Selbstvertrauen erstarkt, manches Neue, Schöne die Vorliebe entscheidet, und, was namentlich bei dieser Liebhaberei mehr als fast bei jeder andern der Fall ist, zur Leidenschaft, zur Sammlerpassion steigert, so fanden die Inhaber solcher Kabinette meist ihre Rechnung bei diesem extensiv und intensiv zunehmenden Kunstinteresse. Auf Anschaffungen für den demnächst zu eröffnenden Kunstsaal war der speculative Blick, wiewohl fast vergeblich, gerichtet und wird sich bei der jetzigen Constellation wohl noch eine zeitlang resignirt zurückziehen müssen. Ein Theil der beträchtlichen v. Steigeerschen Gemäldesammlung in Memmingen, etwa fünfzig Stücke, war geraume Zeit hier zur Auswahl aufgestellt. Herr Benucci aus Rom hatte wenige, aber gewählte ältere Bilder, Herr Weiß aus Dresden eben solche in etwas größerer Zahl; das Kabinet des Herrn Manega aus Genf gestattete eine noch größere Wahl, darunter in Vorzüglichem. Herr Waagen aus München gewährte uns durch meist treffliche Bilder hohen Genuß und erwünschte Belehrung. Geraume Zeit, und nun zum zweiten Mal, war Herr v. Metzler aus Frankfurt, dessen Gemäldesalon in Baden der eleganten Welt bekannt ist, bei uns und zeigte mit viel Zuvorkommenheit seine öffentlich ausgestellte Sammlung, darunter treffliche Italiener. — Um Weihnachten fand eine Versteigerung von deutschen, niederländischen, französischen und italienischen Bildern statt. Es waren recht viele geschätzte Namen darunter, und glänzten auch keine Galerieperlen aus der Reihe, so konnten die Liebhaber doch um mäßige Preise sich Das und Jenes erwerben, was, als Zuwachs für ihre Sammlungen, ihre Kunstliebe wieder auffrischte. — Bei alledem glauben wir aber doch, daß bei der mäßigen Zahl hiesiger Kunstfreunde für jetzt eine Art Sättigungsprozeß eingetreten ist, so daß sie täglich berechnender, wählerischer werden, was von auswärtigen Eigenthümern von Gemälden, die hieher trachten, wohl berücksichtigt werden darf.

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 19. Februar 1841.

I do not think, a braver gentleman,
More active-valiant, or more valiant-young,
More daring, or more bold, is now alive,
To grace this latter age with noble deeds.

Shakespeare.

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Zweiter Brief.

Der ſächſiſche Hof unter Friedrich Auguſt, Kurfürſten von Sachſen, König von Polen. *

Ich führe Ihnen hier den Hof vor, der der glänzendſte jener Zeit war und die eleganteſten Formen hatte, gehe dann zu denen über, wo die Barbarei Zutritt fand, und ſchließe mit denen, wo ſie unbedingt herrſchte.

Da die Fürſten die Geſetzgeber der Sitte waren, ſo knüpft ſich unmittelbar an ihre Erziehung die Erziehung des Hofes und des Landes. Friedrich Auguſt hatte ſich die chevalereske Poeſie des Mittelalters zugleich mit den Regeln der ſpaniſch-italieniſchen Hofgrandezza zu eigen gemacht. Man kann nicht ſagen, daß er ſklaviſch ſein Muſter, Ludwig XIV., nachahmte; er entwickelte eigenthümlich aus einer edeln und feurig bewegten Seele heraus alle jene Prinzipien der Macht, des Glaubens, der Ritterlichkeit und des Frauendienſtes, wie ſie in eben dem Grade in der Seele Maximilians, Franz des Erſten, Ludwigs XIV., und zum Theil auch in der des armen zwölften Karls von Schweden lagen. Die eigenthümliche Richtung der Zeit forderte Fürſten dieſer Art, und welche Fürſten dieſem Ideale ſich nicht nachbildeten, verfielen in den Gegenſatz deſpotiſcher, mit pietiſtiſcher Trübſeligkeit gepaarter Barbarei. Auch Friedrich Auguſt war ein Deſpot, aber er hatte die Eitelkeit, als ein Muſter feiner Sitte und ritterlicher Tugend glänzen zu wollen, und hierin konnte doch der Keim rühmlicher Nachahmung liegen, während Deſpotie und Barbarei gepaart die Menſchheit in bodenloſes Elend führen.

Die Erziehung dieſes Fürſten war nicht für die Beſitznahme des Throns berechnet; ein älterer Bruder trug den Kurhut, und nur durch deſſen frühzeitigen Tod gelangte Friedrich Auguſt unerwartet zur Regierung. Er hatte ſich unterdeſſen auf Reiſen beſchäftigt und beluſtigt. Wir ſehen ihn am Hofe Ludwigs XIV., trotz des Incognito, als einen Prinzen von Macht und Einfluß, noch mehr aber als einen ſchönen und tapfern Jüngling glänzen. Von Verſailles geht er nach Madrid, und hier beginnen die ritterlichen Abenteuer dieſes jungen Helden, ſeine Liebeshändel und ſeine Gefahren. Angelangt an einem Tage, wo ganz Madrid einem Stiergefechte zuſieht,

* Faßmann. Pöllnitz. Memoiren der Markgräfin von Bayreuth. La Saxe galante. Schriften des Baron v. Leon. 1750.

Digitized by Google

zeigt ſich ihm der Hof in ſeinem ganzen Glanze, umgeben von ſchönen Frauen. Unbekannt mit einem andaluſiſchen Stiergefechte, begibt er ſich, durch die Gefahr gereizt, keck in die Schranken und ſiegt. Karl II., ſeine junge Gemahlin, Marie von Neuburg, und Marianne von Oeſterreich, Wittwe Philipps des Vierten, bewundern den jungen Helden und empfangen ihn huldvoll. Es folgen jezt Feſte auf Feſte, und auf einem derſelben erblickt der Prinz die Marquiſe de Maneera und läßt ſich in eine gefährliche ſpaniſche Intrigue ein. Der Ausgang derſelben iſt intereſſant, weil er den Muth des fürſtlichen Abenteurers bekundet. Es werden Zuſammenkünfte veranſtaltet, von denen der Marquis de Maneera Nachricht erhalt; er dingt vier Banditen, und dieſe überfallen den wehrloſen Prinzen, der ſich mit ihnen heldenmüthig herumſchlägt, bis ſein Vertrauter ihm zu Hülfe kommen kann. Einer der Verwundeten bekennt, daß er von Maneera zum Morde des Prinzen bezahlt worden, und der Marquis, der nichts that, als auf ächt ſpaniſch ſeine Ehre vertheidigen, wird beſtraft, der Prinz jedoch mit neuem Glanz überſchüttet. War er ſchon vorher den Damen gefährlich, ſo iſt er jezt völlig unwiderſtehlich, und die gefahrvollen Abenteuer häufen ſich. Gift, Dolch, Duelle, alle Erforderniſſe ſpaniſcher Romantik des ſiebzehnten Jahrhunderts häufen ſich um den Helden des Tages, und die Begleiter wiſſen ſich endlich nicht anders zu helfen, als daß ſie den Prinzen ſo bald wie möglich von einem ſo gefahrvollen Boden entfernen.

Die Reiſe geht nach Italien; man ſieht in Venedig den Dogen ſich mit dem Meer vermählen; das Gefolge ſeufzt wieder, denn der Prinz hat neue Angriffe von ſchönen verſchleierten Damen zu dulden, die ſeiner Gondel folgen und ſie mit Zuckerwerk bewerfen. Billette werden geſchrieben und empfangen, das Gefolge geräth endlich in Verzweiflung und dringt auf Fortſetzung der Reiſe; aber der Prinz gefallt ſich zu gut in Geſellſchaft einer Tänzerin, der zu Gefallen er Orgien veranſtaltet und verkappte Spione prügelt. Einige dieſer Abenteuer ſind würdig, von der Feder des Boccaz beſchrieben zu werden; ſie ſind voll Laune und keckem Muthwillen. Der Prinz erſcheint überall, in der beſten wie in der ſchlechteſten Geſellſchaft, immer als ein nobler Cavalier, voll ſchöner Phraſen und ehrenhafter Grundſätze; er bezahlt als Prinz und läßt ſich als Prinz betrügen. Daß er unwiderſtehlich iſt, wird ihm ſo oft geſagt, daß er es mit liebenswürdiger Naivetät endlich ſelbſt glaubt.

Als er in die Nähe von Rom kommt, langweilen ihn die Kardinale, die ihm ſteife Feſte geben wollen, ſtatt daß er ſein Incognito bewahren will, um ſich ungenirt zu beluſtigen. Mit Cosmus III. macht er Freundſchaft; er glänzt als geſchickter Reiter im Carouſſel und wird von Damen gekrönt. In Rom wird er von Innozenz XII. mit prophetiſchen Worten begrüßt und während der heiligen Woche mit der Pracht Roms bekannt gemacht. Dieſe Eindrücke ſcheinen in etwas die Liedeshändel aus ſeinem Gemüthe zu verdrängen, wenigſtens durchreiſt er Neapel und Sicilien ziemlich ohne Aufenthalt, und kehrt nach Deutſchland zurück, wo er am Hofe des Markgrafen von Brandenburg die Prinzeſſin Eberhardine ſieht und zu ſeiner Gemahlin erwählt.

(Fortſetzung folgt.)

Idas Myrthenkranz.

(Schluß.)

8.

O! nennt nicht meine Liede neue Liebe,
Wiewohl durch ſie erneuert ward mein Leben,
Wiewohl durch ſie erweckt zu neuem Streben
Aus mir erſprießen neue Lebenstriebe.

Nur, daß der Lebensüberdruß zerſtiebe,
Ward nun ein ſicher Ziel dem Pfeil gegeben,
Den ich den kleinen Schützen längſt ſah heben,
Daß er in Idas Buſen ihn begrübe.

Wie könnt' ich ſonſt ſo kühnlich vorwärts ſchreiten
Auf neubeſonntem Liedeledenswege,
Wie könnte ſo zur Luſt dies Herz ſich weiten,

Noch jüngſt erſehnend, daß ſich's nicht mehr rege,
Wenn nicht Maria-Ida mir zur Seiten,
Ida-Maria an der Bruſt mir läge?

9.

Ich ſprach zu ihr: Mein Kind! zum Eheleben
Iſt doch ſo viel und mannigfaches noth,
Zumeiſt ein Amt und wohlgeſichert Brod,
Doch mir ward nur Geſang von Gott gegeben.

Und wollt' ich auch nach Erdenſchätzen ſtreben,
Die Roſt und Motten freſſen und der Tod,
So würde mir zur Nacht das Morgenroth,
Der Fittig bliebe lahm am Boden kleben.

Sie ſprach zu mir: „Freund, ſorge dich nicht bleich,
Du haſt Geſang und ich ſo kühne Liebe,
Daß unſre Schalen wiegen völlig gleich.

O zweifle nicht, daß Lied- und Liebestriebe
Ein Hüttchen wandeln in ein Königreich!“ —
Da ward mir ſo, als ob ich ſelbſt dies ſchriebe.

Digitized by Google

10.

Mir träumt' in iezter Nacht von groſsen Dingen,
Als ſey ich Herr von einem weiten Land,
Die Krone trug' ich und mit keckee Hand
Sah mich mein Volk das goldne Sceptee ſchwingen,

Und Millionen Stimmen hört ich klingen,
Die jubelnd ihren Cäſar mich genannt;
Doch plötzlich waef ich, heil'gen Zorns entbrannt,
Hinweg den Prunk und ließ den Kittel bringen.

Da wacht' ich auf, und in dem wachen Leben
Bog ich mein Knie und ſprach: „O Gott erneue
Auch heute nne, was geſtern du gegeben; —

Darf mehe ich bitten, dann, du Vatertreue,
Gibſt einſt ein Hüttchen mir, umrankt von Reben,
Wo die Geliebte ſich des Sängers freue."

11.

Dich grüſst' ich, Liedchen, in dee Abendſtunde,
Dich ſeene und mir doch ſo innig nah,
Daß ich dich mit dem Geiſtesarm umfah,
Daß ich dich küſſe mit dem Seelenmunde.

Sind unſee Herzen doch in einem Bunde,
Wie eugee nie der Göttee Blick ihn ſah,
Nicht bin ich hier, und du nicht einſam da,
Wie hätten wir ſonſt von einauder Kunde?

Es ſperren Gitter ja und Schloß und Riegel
Und aller Zwang, den je ein Menſch erſann,
Von dir mich ab, zu hemmen meine Flügei.

Doch was vermag ſoich eiſenſchweree Bann?
Zunichte wied Gewalt ſo wie Geklügei,
Sodald die Liede feſten Fuß gewann!

12.

So freudeneeich und doch ſo liederaem
Entſchwinden mir die nue zu ſchnellen Stunden,
Des Flügeleoſſes Schwingen ſind gebunden,
De m Reiter iſt der Sonnenpfad zu waem.

Im Schatten ruh' ich lieder dir im Arm,
Die ich nach langem Säugerſchmerz geſunden,
Die jezt mich hält ſo liedevoll umwunden,
Abweheend mir den trüden Grillenſchwarm.

Wie kommt es, daß mir kaum ein Reim geiingt,
Erfuhr ich ſouſt doch ſolche Wehen nie,
Womit ſich jezt mein Sang zu Tage ringt?

Das Liedchen gibt zue Antwort auf dies Wie:
„Weil dir die Liede ſelbſt im Herzen ſingt,
Iſt ſtatt des Lieds dein Leben Poeſie."

13.

Dies Kränzchen, zwar aus Woeten nue geſchiungen,
Doch ſolchen, die in treuſter Freundesbruſt
Eeſproſſen und gehegt mit Lieb' und Luſt
Sich heut' unhemmbar an das Licht gerungen, —

Dies Klinggedicht ſey, Liedchen! dir geſungen
Zum fünfundzwanzigſten des Februar,
Zu deinem Wiegenfeſt in dieſem Jahe,
In dem uns leider noch kein Wunſch geiungen. —

Doch weg mit die du Klage, welkes Blatt!
Aus dem erſtordnen Herbſt zurückgeblieben,
Biſt du ſo matt und bleich und ledensſatt; —

Nicht ihren Blick, nicht meinen ſollſt du trüben.
Komm Hoffnungsgrün an des verſtoßnen Statt!
Ein ew'ger Mai diüht denen, die ſich lieben.

14.

Allmächtigee! du haſt ſoviel gegeben —
Du führteſt mich durch Kampf zue Glaudenstreue,
Du füllteſt meine Bruſt mit Sängerweihe,
Um deinen Preis im Liede zu eeſtreben;

Auf Sangesflügeln mich hinanzuheben
Durch Wolkendunſt zue reinen Himmeisdiäue —
Und jezt, o Vater! ketteſt du auf's Neue
Duech Liebe mich an's ſüße Erdenieben!

Wie dank' ich dir, wie ſoll ich werth mich zeigen
So unverdiendar freier Gnadenſpenden,
Die ich veemag zu feieen nue duech Schweigen?

Doch ſeh' ich drünſtig mit gefaitnen Händen
Dort eine Betende ſich voe dir neigen,
Daß, wie begonnen, du es wolleſt enden.

Karl Scheamm.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lübeck, Februar.

(Schluß.)

Glasmalerei. Lübeck und Kiel. Der Dampfbagger.

Lübeck beſitzt an ſeiner Marienkirche eines der erſten deutſchen gothiſchen Bauwerke, und jezt, nach einem langen Zeitraume, während deſſen heilloſe Zerſtörungswuth viele altdeutſche Kunſtſchätze vernichtete oder verdarb, hat man im lobenswerthen Sinn für die Erhaltung altdeutſcher Kunſtwerke begonnen, die hochgeſchwungenen Fenſter der Kirche mit jenen alten Glasmalereien wieder zu zieren, die ſeit Zerſtörung der Burgkirche, der ſie angehörten, unbeachtet und faſt ganz vergeſſen auf der Stadtbibliothek, in Kiſten

eingepackt, standen. Diese wunderherrlichen Glasmalereien, welche nun endlich wieder ein majestätisches Gotteshaus schmücken und verklären werden, sind an sich noch von ganz besonderer künstlerisch-antiquarischer Wichtigkeit; denn neuerdings wurde die interessante Entdeckung gemacht, Lübeck sey die Heimath der Glasmalerei, diese Glasfenster seyen die ersten in ihrer Art gewesen und Florenz, Italiens reizende Kunststadt, verdanke den großen Fensterschmuck seiner weltberühmten Cathedrale S. Maria del Fiore einem aus Lübeck hingerufenen Künstler. Dieser Künstler, der auch die obigen Glasmalereien fertigte, hieß Franz Dominik, Livi's Sohn, von Gamdasse. Schon Rumohr hat durch seine gründlichen Studien in den florentinischen Archiven die Ueberzeugung gewonnen, daß die Florentiner einen Künstler dieses Namens zu sich zurückgerufen; daß aber dieser Mann seine Kunst nicht in Toscana, sondern in Lübeck erlernt habe, und daß die Florentiner sehr bedeutende Opfer bringen mußten, um ihn aus Lübeck fortzuziehen, das haben die Nachforschungen des leider zu früh in Florenz verstorbenen Doktor Gaye aus Holstein, dem wir eine ausführliche, den Berathungsprotokollen der Bauherrn jener Florentinischen Kathedrale entnommene, urkundliche Mittheilung verdanken, neulich außer Zweifel gestellt. * Es ist eine Freude, zu sehen, wie jetzt schon einzelne Fensterbögen mit den alten Glasmalereien ausgefüllt sind, und glühen und beben erst alle die hochgeschwungenen Fenster unserer Marienkirche in jenem herrlichen Schmucke altdeutscher Phantasie, welch wunderbare Dämmerung wird sich dann wieder durch diese großen Hallen gießen, die seit den Zeiten der Reformation so häßlich vernachlässigt wurden.

Lübecks Handelszustände scheinen sich wieder ein wenig zu heben. Wenigstens hat die Anwesenheit des neuen Dänenkönigs im Herbste für Lübeck schon erfreuliche Resultate geliefert. Die traurige Spannung der beiden nordalbingischen Hansestädte mit Dänemark wurde gehoben und zwischen beiden ein auf gegenseitige Toleranz und Liberalität gegründeter Vertrag abgeschlossen. Lübeck hat mancherlei mittelalterliche Privilegien, namentlich sein ausschließliches Schiffahrtsrecht auf der Trave bis in das Meer opfern müssen, und auch Dänemark hat andererseits von jenem feindschaftlichen Druck abgelassen, mit dem es in den letzten Regierungsjahren des verstorbenen Frederik VI. die alte Hansastadt unwürdig zu drücken suchte. Der Weg von Hamburg nach Lübeck, durch seine Schlechtigkeit weltberühmt geworden, soll nun endlich neu angelegt werden, und wir werden sogar, wie es heißt, zum Frühjahr eine sehr zeitgemäße Schnellpost zwischen Lübeck und der stolzen Elbherrscherin erhalten. Die Hoffnung, Hamburg und Lübeck durch eine unzweifelhaft sehr lukrative und einflußreiche Eisenbahn verknüpft zu sehen, wird sich mit der Zeit auch realisiren, wenigstens stehen der Ausführung von Seiten Dänemarks nicht mehr so unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, wie bei Lebzeiten des verstorbenen Königs. Das Projekt einer Eisenbahn zwischen Kiel und Altona trägt schon die Keime des frühzeitigen Todes in sich, und so wird Lübeck hoffentlich noch dereinst zum großen, schönen Ziele gelangen. Die Kieler ließen über ihre Eisenbahn eine Broschüre erscheinen, und sie wimmelt, wie das meiste, was dort über Lübeck erscheint, von neidischen Invectiven gegen unsere Stadt. Kiels Hauptargument, der Freibrief, den es von der Natur erhalten zu haben glaubt, ist ein schöner Hafen, der „seichten, schlängelnden, von Untiefen geplagten Trave" gegenüber. Es ist aber doch stark, wenn in einer Schrift, die von einem ganzen Comité als Manuskript zum Druck befördert wurde, eine solche Unwahrheit behauptet wird. Die Trave ist bereits vollständig ausgebaggert; auf der Plate, einer Sandbank, die sich quer über den Travemünder Hafen legt und das Ein- und Auslaufen großer, tiefgehender Seeschiffe nicht selten erschwerte, ist die Normaltiefe bereits auf 12 bis 15 Fuß gestiegen; aber der jetzige Dampfbagger reicht nicht aus, um dort eine Tiefe von 16 bis 18 Fuß zu erzielen, und so hat man denn beschlossen, einen nach größerem Maßstabe für diesen Zweck in England anfertigen zu lassen. Da ich voraussetzen darf, daß den meisten Binnenbewohnern die Einrichtung eines solchen Dampfbaggers unbekannt ist, so möchte eine kurze Beschreibung desselben hier nicht am unrechten Orte stehen. Der Dampfbagger ist unten flach gebaut und hat vom Hintertheil bis über die Mitte der Länge einen Einschnitt von fünf Fuß Breite, der durch die ganze Höhe des Fahrzeugs geht. Ueber dem einen Ende dieses Einschnitts steht ein Bock, von dem aus ein Kreuzverband von Balken zu beiden Seiten des Einschnittes fortläuft, um das Schiff zu verstärken und zugleich die Arbeiter gegen Beschädigung von Seiten der Maschine zu schützen. Auf diesem Bocke befinden sich ein paar Zapfenlager, auf denen eine vierseitige, prismatische, drehbare Trommel ruht. Auf dem Wellbaum dieser Trommel hängt eine starke schiefe Ebene, die Leiter, an deren unterem Ende sich eine ähnliche, fünf- oder sechsseitige, prismatische, um ihre Axe leicht bewegliche Trommel befindet. Ueber diese Leiter hängen zwei Ketten ohne Ende, an deren Gliedern die zum Herausschaffen nothwendigen eisernen Eimer befestigt sind. Diese Ketten sammt Eimern, der sogenannte Schlitten, liegen in einer geraden Linie gespannt über der obern Seite der Leiter, gehen über beide Trommeln und bilden unten einen Bogen. Das untere Ende der Leiter hängt an einem starken Flaschenzuge und kann durch denselben gehoben und gesenkt werden, bis die tiefsten Theile des Schlittens den Grund hinlänglich berühren. Bei angemessener Stellung der Leiter werden sich nun die am Grunde fortgezogenen Eimer füllen und über die untere Trommel hinaufgezogen werden, bis sie beim Uebergang über die obere Trommel sich umkehren und somit entleeren. Unter dieser Trommel ist eine schiefe Fläche angebracht, über welche die ausgebaggerte Masse in die bereitgelegten Fahrzeuge hinunter gleitet. Die entleerten Eimer bewegen sich nun wieder abwärts, bis sie, den Grund erreichend, wieder sich füllen. Um das ganze Baggergeräth in Thätigkeit zu setzen, kommt es nur darauf an, daß die obere Trommel bewegt werde, und dieses geschieht durch ein mit ihr und der Dampfmaschine in Verbindung stehendes Räderwerk. Durch Anwendung dieser Maschine wird der Travemünder Hafen ganz leicht zu einer normalen Tiefe gebracht werden, die allen auch noch so sehr beladenen Seeschiffen den unmittelbaren Eingang in denselben über die Plate gestattet.

Die bekannten neuen Beschlüsse des deutschen Bundes wider alle Handwerksverbindungen haben wohl nirgends größere Bedeutung erlangt, als für die beiden Schwesterstädte Lübeck und Bremen; denn eben in ihnen war es, wo die Barbarei eines mittelalterlichen Zunftwesens in die moderne Demagogie und Revolutionssucht, wunderbar genug, hinüberzuwachsen suchte.

* Gaye carteggio inedito d'artisti del secula XIV — XVI. Firenze, Molini 1839 — 40.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 20. Februar 1841.

Des gens enfournent,
D'autres défournent,
Aux broches tournent
Veau, boeuf et mouton.

Béranger.

Die Speiſenfabrik zu Leith bei Edinburg.

Leith iſt der Seehafen von Edinburg und liegt am Geſtade des Firth of Forth. Die Entfernung von Edinburg beträgt etwa Dreiviertelſtunden. Seine älteſten Gebäude haben durchaus keinen Anſpruch auf Stattlichkeit und ſind in enge, ſchmutzige Gaſſen zuſammengeſchichtet. Dagegen ſind die neu angelegten Straßen breit, hell und reinlich und die Häuſer im jüngſten Edinburger Geſchmack. Den Hafen machte König Robert I. im Jahe 1329 der Gemeinde Edinburg zum Geſchenk, und trotz häufiger Verſuche der Einwohner von Leith, die Unterthänigkeit abzuſchütteln, ſind ſie bis heute Edinburger Gerichtseinſaßen. Der Handel iſt bedeutend; die Einfuhr aus dem Süden Europas beſteht namentlich in Wein, Cognac und Früchten; Weſtindien und Amerika liefern Reis, Zucker, Rum und Farbeſtoffe. Doch höre ich, daß der meiſte Verkehr mit den Oſtſeehäfen ſtattfindet. Leith hat auch anſehnliche Manufakturen und Fabriken, Glashütten, Zuckerbäckereien und einen ſtarken Schiffsbau. Eines aber vor Allem iſt in Leith merkwürdig, das Etabliſſement der Herrn John Gillon und Compagnie „for preserving fresh meat," zu Aufbewahrung friſchen Fleiſches.

Es iſt dies die einzige Anſtalt der Art in Schottland; zwei ähnliche beſtehen in England und eine in Irland, aber die Gillonſche hat vor dieſen nicht bloß die Großartigkeit, ſondern auch das voraus, daß ſie ihre Wirkſamkeit zugleich auf das Friſcherhalten von Vegetabilien erſtreckt. Sie wurde im Auguſt 1838 begründet und macht bereits glänzende Geſchäfte. Da die Aufgabe darin beſteht, animaliſche und vegetabiliſche Lebensmittel friſch nach allen Welttheilen zu bringen und den zerſtörenden Einfluß der Zeit dergeſtalt zu brechen, daß ſie in Jahren genau dieſelben ſind, die ſie im Momente des Verpackens waren, ſo kann natürlich von den bekannten Prozeſſen des Einpöckelns und Räucherns keine Rede ſeyn. Das Prinzip des Friſcherhaltens beruht einfach darin, die betreffenden Subſtanzen ſo zu verwahren, daß ſie gegen alle Berührung der atmoſphäriſchen Luft geſichert ſind, und dieſe Entdeckung iſt franzöſiſchen Urſprungs, hat aber in der Gillonſchen Anſtalt bis jezt die ausgedehnteſte praktiſche Anwendung gefunden. — Der Schauplatz der Operationen iſt ein mächtiges, in der Mitchellſtraße gelegenes Gebäude. Die untere Flur enthält die Vorrathskammern für die Victualien, und für jeden Stoff einen beſondern Raum zum erſten Akte, d. h. zur Reinigung. So ſind vierzig Hände in einem großen Saale von früh bis ſpät allein mit Rindsklauen beſchäftigt. Das ganze erſte Stockwerk iſt eine fortlaufende Reihe von koloſſalen Küchen, aus denen der Brodem und Dampf durch geſchickt angebrachte Ventilatoren

Digitized by Google

abzieht, ſo daß die Küchen ſtets reine Luft haben, welche Vorrichtung in Deutſchland auf's Erwünſchteſte zum Lüften der Tabagien dienen könnte. Ich habe neun Keſſel gezählt, jeder von vierhundert Quart Gehalt, und mehrere waren ausſchließlich mit obengedachten Rindsklauen gefüllt, die eine vortreffliche, das Grundelement verſchiedener Suppen bildende Gallerte liefern. Zu gleichem Zwecke werden faſt eben ſo viele Rindsknöchel und geringe Fleiſchſorten verbraucht, deren extrahirte Kraftbrühe in der engliſchen Kochkunſt stock heißt und für die unerläßliche Grundlage jeder guten Suppe gilt. Die Keſſel ſind inwendig mit einer Art Durchſchlag verſehen, in welchem das Fleiſch liegt, ſo daß es nie den Keſſel berührt und folglich nicht anbrennen kann. Die Brühe wird in eigenen Gefäßen abgekühlt, zuvor aber der öligte, aufſchwimmende Schaum ſorgfältig abgeſchöpft. Dieſer Schaum erzeugt ſich ſowohl von den Rindsklauen als von den andern Fleiſchſorten, unterſcheidet ſich jedoch durch Ausſehen und Brauchbarkeit. Der von den Klauen iſt ein weißliches Oel, das vorzugsweiſe in die Seidenmanufakturen zum Einſchmieren der Maſchinen verkauft wird; der andere ähnelt guter friſcher Butter und iſt unter den ärmern Volksklaſſen zum Anmachen ihres Gerſtenbreis nah und fern beliebt. Man hat mich verſichert, daß dreimal mehr verlangt als producirt wird, was, da der Preis keineswegs ſehr niedrig iſt (das Pfund koſtet fünf Pence), davon herrührt, daß die Fettigkeit „weit reicht." Der zur Exportation fabricirten Suppen gibt es zwanzig verſchiedene Arten, darunter natürlich die berühmte Schildkröten- und die nicht zu verachtende Ochſenſchwanzſuppe. Sämmtliche Suppen werden zwar in üblicher Weiſe, aber ſo concentrirt zubereitet, daß ſie beim Gebrauche zur Hälfte mit Waſſer verdünnt werden müſſen. Man bewahrt ſie in blechernen Büchſen von verſchiedenem Maaße.

Die Herrn Gillon und Compagnie machen beſonders nach Oſtindien ſtarke Geſchäfte. Seit einige Schotten Direktoren der oſtindiſchen Geſellſchaft geworden ſind, hat die landsmannſchaftliche Fürſorge, welche eine patriotiſche, die Engländer ſagen eine abſcheulich eigenſüchtige, Tugend der Schotten iſt, deren eine ungeheure Menge nach Oſtindien geführt. Der Schotte aber hängt nicht bloß mit inniger Liebe an ſeinen vaterländiſchen Bergen, ſondern auch mit geſundem Appetit an ſeinen heimathlichen Gerichten. Weil nun die Herrn Gillon Schotten ſind, ſetzen die oſtindiſchen Schotten am liebſten dieſe ihre Landsleute in Nahrung. Und ſo exportirt denn die Anſtalt namentlich eine beträchtliche Quantität ſchottiſcher Nationalſuppen; denn wenn auch nicht die landsmannſchaftliche Anhänglichkeit, ſo iſt doch die Vorliebe für Suppen ein Punkt, in dem Schotten und Deutſche ſich begegnen. Das Gillonſche Etabliſſement genießt des einträglichen Ruhms, die ſchottiſchen Suppen in höchſter Perfektion zu liefern, und zwar, nach meinem Urtheil, mit Recht. Eine Schaafskopfſuppe, ein hotch-potch und ein cocky-luky, wie kurios dieſe Namen auch klingen, aus der Gillonſchen Küche ſind wahrhafte Suppendelikateſſen, und cocky-luky hat den hiſtoriſchen Vorzug, die Lieblingsſchüſſel Königs Jakobs geweſen zu ſeyn; ſiehe W. Scotts Nigel. Dabei darf ich den great chieftain of the pudding race, den großen Häuptling aus dem Puddinggeſchlechte, den nobeln „haggis" nicht vergeſſen. Die Beſtandtheile dieſes klaſſiſchen Gerichts ſind klein gehacktes Schöpsgekröſe und Leber, Nierenfett, Hafermehl und Gewürz, und der Behälter iſt ein Schöpſenmagen, in und ſammt welchem ſie gekocht werden. Da Burns' Gedichte auf einmal in drei deutſchen Ueberſetzungen erſchienen ſind, weiß ganz Deutſchland, warum ich den Haggis ein klaſſiſches Gericht und wer es den great chieftain of the pudding race genannt. Das hingegen hat Deutſchland noch zu erfahren, daß ich bei der lezten Erinnerungsfeier an Burns' Geburtstage in Dumfries einen Haggis habe verzehren helfen, der aus der Gillonſchen Küche nach Oſtindien und zurück gereist und ſo vortrefflich war, daß Burns' eigener Haggis, wenn derſelbe nicht vor fünfzig Jahren gegeſſen, ſondern in gleicher Weiſe conſervirt worden wäre, wohl ſo friſch, aber gewiß nicht beſſer geſchmeckt haben würde.

(Schluß folgt.)

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Nach Dresden zurückgekehrt, tritt er bald darauf an das Sterbebett ſeines Bruders, der in ſeine Hände das Diadem niederlegt und ſomit eine glückliche Jugend mit dem größten und unerwarteſten Erfolge krönt. Friedrich Auguſt ſieht ſich in der Fülle ſeiner Jahre und ſeiner Kräfte, im Glanze des Purpurs, und umjauchzt von einem treuen Volke, das mit verſchwenderiſcher Liebe an ihm hängt. Mußte ſo viel Glück ihn nicht übermüthig machen? Er genießt es Anfangs mit Beſcheidenheit; er arbeitet im Conſeil ſeiner Miniſter, er gibt treffliche Geſetze, er ſchafft Mißbräuche ab und lebt mit ſeiner Gemahlin in muſterhafter Ehe. Aber alles das währt nicht lange. Bis dieher war es der liebenswürdige, chevalereske, fürſtliche Jüngling, der Ritter der Taſelrunde, das Muſter einer Ballade; jezt aber wird er ein eitler, verſchwenderiſcher König, ein Fürſt

Digitized by Google

ohne Interesse für sein Volk, ein verächtliches Spielwerk in den Händen seiner erkauften Geliebten. Die Schwächen, die wir dem Jüngling verziehen, vergeben wir nicht dem Manne, und Friedrich August, der regierende Herr, löste nicht das Versprechen, das er als abhängiger Prinz, als der erste Vasall seines Fürstenhauses gegeben.

Alle Memoiren der damaligen Zeit ergießen sich in Enthusiasmus über den sächsischen Hof. Die kalten Diplomaten führen die Sprache der Dichter, wenn sie von der Pracht und den Genüssen dieses Fürstensitzes sprechen; die Paläste, die Gärten, die Feste, die Spiele, die Aufzüge und Paraden, die schönen Frauen und die Diamanten, alles schmilzt zum Strahlenmeer der Sonne zusammen, die über dem Haupte Friedrich Augusts glänzt. Zwei Hofhaltungen, eine in Dresden, die andere in Polen, machen einen gedoppelten Hofstaat, fortwährende Reisen, Feste ohne Ende nöthig, und selbst als die Krone Polens vom Haupte des leichtsinnigen Fürsten fällt, zieht ein Theil des polnischen Hoflagers mit nach Dresden und hilft dem sächsischen Theil schmausen, liebeln und prassen. Das Getöse der Freude hört nicht auf und die berauschenden Gesänge der Orgien lärmen ohne Unterlaß.

Wir wollen einen Blick in diese Zeit des Genusses werfen, und Sie müssen sich's gefallen lassen, schöne Hortense, den Zug der Freundinnen des sächsischen Jupiters vor sich vorbeigehen zu sehen. Vor allen müssen wir aus ihrer stillen Gradzelle in der Stiftskirche zu Quedlinburg die schöne Aurora vom Königsmarke hervorrufen. Die romantische Geschichte dieser Aspasia ist schon vielfältig von den Poeten benuzt und hie und da arg verunstaltet worden. Die Wahrheit ist, daß sie eine kluge Frau war, welche die Welt kannte, das Glück genoß und das Unglück mit Standhaftigkeit ertrug. Kein Zug von Schwärmerei war in ihrem Charakter, und man vergleicht sie sehr mit Unrecht mit der Herzogin von la Vallière, dieser interessanten Magdalene. August konnte mit aller List und Mühe die schöne Aurora nicht wieder los werden; als sie aufgehört hatte, seine Freundin zu seyn, wurde sie sein erster Minister und reiste für ihn, mit Depeschen beladen, im kalten Winter von 1701 in's Lager des rauhen Schwedenkönigs. Hier erleidet die berühmte Schönheit, die Fürsten zu ihren Füßen sah und Graudärte mit Jugendfeuer begeisterte, die Kränkung, daß ein zwanzigjähriger Jüngling, der spröde Karl der Zwölfte, ihr den Rücken kehrt, als sie, ihn dewillkommend, aus der Kutsche steigt. Ihre Unterhandlungen fruchten nichts, Karl dringt unaufhaltsam vor, der Friede von Altranstädt bringt August um die polnische Krone, und die schöne Gräfin wird geschwind Aebtissin zu Quedlinburg, um den Spöttereien über ihre verfehlte Diplomatie zu entgehen. Hier in der Klosterzelle arbeitet sie französische Verse aus und macht galante Commentare zu den Festen in Dresden. Ehe man sich's versieht, erscheint sie wieder in der Welt, sorgt für ihren Sohn, den berühmten Grafen Moritz von Sachsen, den sie als einen dreizehnjährigen Taugenichts in ein Jesuitencollegium zu Brüssel schickt, mit der Bitte, daß man ihn nicht katholisch machen möge, und mischt sich dann in's Gefolge der eben begünstigten Geliebten. So sieht man sie klug und scheindar ganz ohne Eifersucht handeln. Sie will sich im Interesse der Welt erhalten, sie will ihrem untreuen königlichen Freunde von Nutzen seyn, sie will dem Sohne ihrer Liebe dienen, und da weicht jede Rücksicht weiblicher Empfindlichkeit und Eitelkeit. Dabei läßt sie den Schwedenkönig nicht aus den Augen; er ist der Einzige, der ihren Reizen widerstanden hat, und sie sucht ihn in Leipzig zum zweitenmale auf, wird aber noch gröber abgefertigt. Sie rächt sich durch ein niedliches Epigramm, voll graziöser Schalkheit und Laune. So bleibt sie bis an ihr Ende guten Muthes, und stirbt endlich als völlig verblühte Schöne in Quedlinburg, wo sich bei ihrem Nachlaß nicht so viel Geld findet, um ihr einen Sarg machen zu lassen. In ihren Sammlungen fanden sich Briefe fast von allen Fürsten ihrer Zeit, und alle in mehr oder minder leidenschaftlichem Styl geschrieben; nur August, dem sie ihre Jugend geopfert hatte, den sie bis an's Ende zärtlich liebte, nur er schreibt ihr in einem eisigkalten Kanzleistyl jedes Neujahr ein Gratulationsschreiben. Wie wehe mögen ihr diese Briefe gethan haben! aber nie entschlüpfte eine Klage darüber ihren Lippen. Als ihr Sohn Moritz im Jahr 1726 den abenteuerlichen Zug nach Kurland unternahm, unterstützte ihn die schon arm gewordene Mutter mit den Trümmern ihres Glücks.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bälle. Bazar zum Besten der Polen.

Eigentlich sollten die Pariser jezt sehr sinnige Leute werden, da man damit umgeht, ihre ungeheure Stadt mit Wall und Graben, mit Basteyen und Forts zu umgeben, und eine Festung aus der üppigen, mächtigen Metropolis zu machen; sie müßten zittern, wenn sie über alle möglichen Folgen einer solchen Befestigung nachdächten; wie ein Belagerungsheer einmal die so reich bevölkerte, so herrlich bebaute Umgegend verwüsten, wie es durch Bomben und Raketen die kostbaren Paläste, die unersezlichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen zerstören, wie Hungersnoth

die ungeheure Bevölkerung quälen und die Armen gegen die Reichen bewaffnen kann. Aber glücklicherweise sind die Pariser Leute, welche sich wegen der Zukunft kein graues Haar wachsen lassen; sie haben zudem schon so manche Schrecken erlebt. Während also die gesetzgebenden Kammern über die beste Art, Paris zu befestigen, ihre langen Berathungen hielten, und man mit Millionen umging, als ob es sich um einige hundert Franken handelte, begnügten sich die Pariser, am Morgen die Debatten in den Tagblättern zu lesen, und gingen Abends in's Schauspiel oder auf den Ball. Die Schauspiele sind jezt vollzählig; das heißt, es steht keines mehr leer, und die Bälle sind eben so zahlreich, wie in frühern Jahren. Die Opernbälle sind jezt die besuchtesten, und dies ist eine wahre Umwälzung in den Pariser Gebräuchen; denn ein halbes Jahrhundert lang, und vielleicht noch länger, waren die Pariser nicht dazu zu bewegen, auf den Opernbällen zu tanzen; es wurde ihnen auf's Beste aufgegeigt, sie verkleideten sich, gingen auf und ab, es wurden Intriguen angesponnen und Abenteuer bestanden; allein vom Tanzen war keine Rede, und die Versammlungen hießen Bälle, weil man nicht darauf tanzte, wie lucus a non lucendo. Aber die lezten Entrepreneurs hatten allerlei ersonnen, um das Publikum herbeizuziehen und die Langeweile zu bannen, welche sonst auf diesen Maskenbällen herrschte. Nach und nach kamen die Leute in Menge herbei; man suchte sie zu belustigen durch kleine Ballette, Quadrillen und allerlei mimische Darstellungen, sogar durch Lotterien von Kunstgegenständen und Schmuck; die Pariser ließen sich wie Fische durch den Köder angeln. Musard hat ihnen endlich aufgespielt, und nun tanzen sie, daß es eine Freude ist. Der Direktor kann jezt Lotterien und dergleichen Lockspeise bei Seite lassen, und seine Sorge ist jezt nicht mehr, ob sich die Leute auch belustigen, sondern daß sie nicht allzu lustig werden. Die jungen Leute haben nämlich mehrere Tänze, welche eben keine Muster von Ehrbarkeit sind, und welche sie an öffentlichen Orten gern einführen. Die Polizei hat viel zu thun, um diese Tänze an den Orten zu verhindern, wo der sogenannte beau monde erscheint; was die geringern Vergnügungsorte betrifft, so muß sie manchmal ein Auge zudrücken. Diese Tänze sind denn auch bei den Opernbällen versucht worden; aber hier hat man ihnen sogleich Einhalt gethan und die Widerspenstigen, welche auf ihren Cancans bestanden, vor die Thüre gewiesen. Es hat so viele Mühe und Zeit gekostet, die Opernbälle wieder in Aufnahme zu bringen, daß es der Direktion nicht zu verdenken ist, wenn sie streng auf Ordnung hält; denn wenn auf den Opernbällen dieselbe Unsittlichkeit herrschte, wie in den schlechten Kneipen außerhalb der Barrièren, so würde die elegante Welt sie bald verlassen und anderwärts ihre Belustigung suchen. Die komische Oper hat ihre Sonntagsbälle wie die große Oper ihre sonnabendlichen, und das Renaissancetheater gibt die seinigen an demselben Abend oder vielmehr in derselben Nacht wie die komische Oper. Es steht einige Stufen tiefer als die beiden Opernanstalten, und die große Welt überläßt das Renaissancetheater den Grisetten und der tobenden Jugend. Die noch tiefer stehenden Anstalten haben auch ein entsprechendes Publikum; das Prado ist vollends verrufen, und da es im sogenannten Pays latin liegt, so finden die Studenten hier eine wohlfeile, aber auch sehr schlechte Belustigung. Chicard hat seine vielbesprochenen Volksbälle in den Wendanges de Bourgogne in der Tempelvorstadt aufgegeben, und die Zeitungen haben seine Abdankung angezeigt wie die eines Potentaten; er hat aber, wie Potentaten, einen Nachfolger, und jezt werden die rauschenden Ballnächte in den Wendanges de Bourgogne von einem gewissen Balochard geleitet, welcher sich dazu unter Chicards Anleitung, wie es scheint, ausgebildet hat. — Zu Gunsten der Polen ist diesmal kein Ball, wohl aber ein sogenannter Bazar veranstaltet worden. Nach dem Beispiele der englischen Wohlthätigkeitsmärkte hatten auch diesmal elegante Pariserinnen, jedoch ohne Rücksicht auf Stand und Würde, sich erboten, in einem Privathôtel Buden zu halten zum Verkauf von allerlei schönen und zum Theil von schönen Händen verfertigten Waaren. Alphonse Karr macht über diesen Markt folgende Bemerkungen in seinen Guêpes: „Ich mag nichts von den tugendhaften Vorwänden hören, deren Damen aus der vornehmen Welt sich bedienen, um auf irgend einer Bühne zu erscheinen, und ich habe nur mittelmäßige Nachsicht für die Schulternausstellungen (exhibitions d'épaules), welche zu Gunsten irgend einer Geißel, die uns überfallen hat, veranstaltet werden. Wider den Markt zu Gunsten der Polen will ich aber nichts sagen; meine Hochachtung vor der Fürstin Czartorista erlaubt mir dies nicht. Diese ehrwürdige Frau hat keine andere Beschäftigung, kein anderes Vergnügen, als ihren nothleidenden Landsleuten zu helfen. Das ganze Jahr bringt sie damit zu, einen solchen Markt vorzubereiten. Sie macht Besuche, munteret die Dames patronnesses auf, tröstet die Unglücklichen und findet noch Zeit, feenartige Werke zu verfertigen. Diesmal sind von ihrer Hand zwei prächtige Feuerschirme da.

(Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 56:

Amor.

Räthsel.

Meßkünstler ihr, mit Ellen, Ruthen, Meilen,
Auf hohe Berg' und Grade steckt die Fahnen!
Meßt mit Durchmessern eurer Erdenbahnen:
Ihr werdet meine Räume nicht ereilen.

Und wolltet ihr mit Siriusfernen theilen,
Laßt euch von eurem eiteln Werk abmahnen:
Ihr könntet meine Masse doch nicht ahnen,
Und euer Unvermögen doch nicht heilen.

Denn könntet messen ihr die Siriusferne,
Und sie mit solcher Fernen Millionen
Vermehren, bis ein Facit ihr erwürbet:

Ihr kämet nimmer zu dem ersten Sterne,
Wo meine Uranfänge stille wohnen,
Und eh ihr zu dem lezten kämt — ihr stürbet!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 4.

Sonnabend, 20. Februar 1841.

[31] Bei J. J. Weber in Leipzig ist erschienen:

Die

Ungöttliche Comödie.

Aus dem Polnischen

von

K. Baternicki.

Preis 1 Thlr.

Mozin's grosses Wörterbuch.

[30] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 2te Abtheilung der 2ten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Embryulcio—Frapper.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klassen angehören. Bereichert ist dieselbe außerdem durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze, wird der Umfang der neuen Auflage

Digitized by Google

nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt; wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[57] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag brochirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badeszene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Serastier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Bestenerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Kataraften. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Safie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Syristenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Balbek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landkutsche. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahrs 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher deurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getäuscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[83] Bis zum 25. Februar d. J. erscheint:

Radices linguae sanscritae ad decreta gramm. definivit atque copia exempl. exquisit. illustravit N. L. Westergaard. Fasc. II.

Mit dieser Abtheilung ist das Werk geschlossen.

Çakuntalâ, anuulo recoguita, drama Indicum Kâlidâsae adscriptum. Textum codd. collatis recensuit, interpr. lat., variet. script. et annot. crit. adiecit Otto Böhtlingk, Ph. Dr. (Lex.-8.) Preis 3 Rthlr.

Kâlidâsae Meghadûta et Sringâratilaka, ex recensione Joannis Gildemeisteri. Additum est Glossarium. 8. maj. Preis 2 Rthlr.

Im November 1840 erschien:

Pâṇini's acht Bücher grammatischer Regeln. Herausgegeben und erläutert von Dr. Otto Böhtlingk.

Zweiter Band, womit das Werk vollendet ist. Preis für beide Bände 20 Rthlr.

Bonn, am 31. Jan. 1841.

H. B. König.

Digitized by Google

[17] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs-Schrift für 1841.

Erstes Heft oder Januar bis März.

Inhalt: Ueber die Schwankungen des circulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreise der Dinge in den letzten fünf Decennien. — Deutschland und die Schweiz. — Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unserer Zeit. — Unser Unterrichtswesen im Verhältniß zur Nationalität. — Ueber die Vertheidigung des westlichen Deutschlands gegen Frankreich; besonders Beantwortung der Frage: Soll Rastatt eine Bundesfestung werden? — Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen. — Ueber Provinzialstände. — Gedanken über das Verhältniß der Naturforschung zur heutigen Kultur. — Ideen zu einer künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibnitz. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[85] **Werthvolles Confirmanten-Geschenk.**

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Himmelsweg.

Ein Gedenkbuch für junge Christen an die Zeit ihrer Confirmation.

Von

C. A. Wildenhahn,

Pfarrer zu Schönefeld bei Leipzig.

8. Mit lithogr. Titelblatt und 1 Stahlstiche.

Eleg. cart. 1 Rthlr. 8 Gr. — (1 Rthlr. 10 Sgr.) — (2 fl. 24 kr. rhein.)

Buchhandlung von **Rudolph & Dieterici** in Annaberg.

---

[52] Empfehlungswerthe Bücher, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Zur gesellschaftlichen Belustigung ist zu empfehlen:

Carlo Bosco, das Ganze der Taschenspielerkunst,

oder 61 Wunder erregende Kunststücke, durch die natürliche Zauberkunst, — mit Karten, — Würfeln, — Ringen, — Kugeln, — Geldstücken u. s. w. Zur gesellschaftlichen Belustigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. Vom Professor Kerndörfer.

8. br. Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Als ein schätzbares Buch ist Jedermann zu empfehlen:

☞ 500 der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Mit einer Anweisung, wie man ein gesundes und langes Leben erhält, — wie man einen schwachen Magen stärken kann, — nebst Hufeland's Haus- und Reise-Apotheke.

8. br. Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

---

[54] Eben ist erschienen bei Hinrichs in Leipzig.

Egypten, wie es jetzt ist.

Das Land, seine Bewohner und der Herrscher desselben. Von Dr. (Dr. G. W. Becker.)

Motto: So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien!
Goethe.

8. VIII und 268 Seiten. 1841. geh. 1 Thlr.

Schmidt, Dr. C. C. G., kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionäre. 5tes Bdchn. 8. 1841. geh. ¾ Thlr.

Inhalt: **Joh. Eliot,** Apostel der Indianer in Nordamerika. — **Dav. Bralnerd,** Missionär daselbst. — Missionsreise um die Welt. — Uebersicht sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften 1839.

---

[81] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Homer's Werke,

von

Johann Heinrich Voß.

Pracht-Ausgabe in Einem Bande.

Mit fünf und zwanzig Kupferstichen.

Velinpap. in Umschl. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Diese Prachtausgabe von Homer's Werken reiht sich in Format und Papier unsern neuesten so beliebten, compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Klopstock, Platen und Pyrker an, die sie übrigens an typographischer Ausstattung noch übertrifft und wird daher gewiß vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[79] **Steudel Nomenclator botanicus.**

Editio secunda.

Achte Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Achte Lieferung: Linaria—Myrsine. Subscriptionspreis 1 fl. oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erscheinen und zum Subscriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bis zur Vollendung des Drucks zu haben seyn. Sollte das Werk, wie zu erwarten ist, mehr als 12 Lieferungen umfassen, so wird der Preis dadurch für die Subscribenten nicht erhöht, sondern die nachfolgenden Bogen denselben gratis nachgeliefert.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Beaedeitung der Verfasser aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig von einander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publikum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschirdenen Wegen zugekommenen Wünsche, in so fern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphadetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Ledensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Arpertorium eben so sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, so wie den Besitzern von Heedarien und Garten. Ein Werk in diesrm Umfange, welches mit Einem Blicke den grgenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Litecatur. Wenn auch einige oerwandte Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultioirtrn Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Ueberdlick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Weeke führen nur etwa 30,000 (also nm 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Uebersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt wird.

Der Druck dieses Werkes wird möglichst beschleunigt, so daß jeden Monat eine Lieferung die Presse verlassen und das vollständige Werk in kürzester Frist fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 22. Februar 1841.

Each moment has its sickle, emulous
Of time's enormous scythe. —

Young.

Phantaſien.

Das Bergſchloß.

Vom Felſen empor ein Bergſchloß ragt,
Schaut ſtolz zu mir herüber.
Ein Zug von eilenden Wolken jagt
In haſtigem Fluge darüber.

Das ſind die Stunden in Wolkengeſtalt,
Die über dem Schloſſe wandern
Dahin ohne Raſt und Aufenthalt;
Raſch folgt die eine der andern.

Und wie ſie ziehen, vom dunkeln Blau
Des reinen Himmels umgeben,
Wird ſichtlich älter der kühne Bau,
Der ſtolz aufragte noch eben.

Es ſcheinen zu wanken Thurm und Thor;
Sie drohn zu ſtürzen vom Hügel,
Und die Burg blickt wehmuthvoll empor
Zu dem argen grauen Geflügel.

Dort ſeh ich ganz nah in ihrem Reihn
Ein ſchwarzes Wölklein wallen,
Steht's über dem Schloß, dann muß ſein Geſtein
In Staub auseinander fallen.

Nachts.

Wenn ich in reinen Sternennächten geh'
Und über mir die tauſend Lichter ſeh',
Das Meer des Glanzes ohne Maß und Schranken,
Da faſſen oft mich ſeltſame Gedanken.

So lang am Himmel dieſe Sterne glühn,
In hellem Strahl als Silberblumen blühn
Und niederſtrömen ihre Schimmer all,
So lange iſt es Lenz im Weltenall.

Einſt wird es Sommer, und es muß verwelken
Die Schaar der Silberroſen, Tulpen, Nelken;
Sie werden matt von ihren Stengeln ſinken,
Der Himmel Nachts wird nicht mehr glanzvoll blinken.

Doch wenn der Herbſt dann folgt im Weltenjahr
Und will, daß reife, was einſt Blüthe war,
Zur Frucht ein jeder von den Sternen werde,
Was wird aus dir, du Todesblume, Erde?

Carlopago.

Die Speisenfabrik zu Leith bei Edinburg.

(Schluß.)

In zwei mit den Küchen verbundenen Seitengebäuden sind, ich weiß nicht wie viele Frauen tagtäglich mit Zurüstung der verschiedenen Gerichte beschäftigt. Eine lange Reihe sah ich Pastinakwurzeln, weiße, rothe und gelbe Rüben und andere Gemüse putzen und kunstgerecht schneiden. Kolossal ist der Verbrauch von weißen und gelben Rüben, weil diese zufällig in Ostindien nicht wachsen. Zwei Weiber konnte ich aufrichtig bedauern, obgleich sie selbst gar nicht darnach aussahen; ich bedauerte sie wegen der großen Zwiebelhaufen, die sie für den Tag zu schälen und zu schneiden hatten, denn Fleischbrühen mit Salbei und Zwiebeln zu Enten- und Schweinebraten finden zur See und in Ostindien starke Nachfrage. Vier Männer lösten so zierlich, daß es eine Freude war, aus großen Schöps- und Rindfleischstücken Knochen und Knöchelchen ab und zerschnitten das Fleisch zu Portionen von zwei zu sechs Pfund, die an einer sinnreichen Art Bratspießen in unzähliger Menge vor hohen Glutfeuern rösteten. Hierauf werden sie in die blechernen Büchsen gethan und diese bis nahe an den Rand mit Brühe gefüllt. Da kann ich mir recht gut vorstellen, welch herrlicher Leckerdissen eine solche Büchse für eine kleine Schiffsgesellschaft auf der Höhe des stillen Meers oder für eine Offizierstafel in Afghanistan seyn muß, während die Regimentsmusik das prächtige: Glorious roast beef of Old England aufspielt. Auch fehlte es nicht an beträchtlichen Quantitäten Fleischschnitten — collops — die für ihre Bestimmung zurecht geschnitten und gewiegt wurden. Die Gesammtliste der producirten Gerichte zählt neunzig Nummern. Wüßte ich auch die deutschen Ausdrücke zu finden, möchte ich mir die Pein nicht anthun, die Liste zu übersetzen. Wer kann, wenn er in England und Schottland mit der Landesküche sich vertrauter gemacht, als ein gewisser Berliner Historiograph, trockenen Mundes niederschreiben: corned beef, seasoned beef, roasted hare, jugged hare, cowheel, potted head, turbot, haddocks, salmon, oysters, lobsters etc.? Bei den Austern erwähne ich, daß ich in Edinburg welche gegessen, die in Calcutta gewesen waren und trefflich schmeckten. Vielleicht ist es sogar den Berlinern neu, daß ihr hochseliger König sowohl Austern selbst als Austernsuppe und Schildkrötensuppe regelmäßig von den Herrn Gillon und Compagnie bezog. Es gibt in England unter dem Namen beef tea eine zu fester Substanz eingekochte Brühe, die aufgelöst für das Stärkendste und Nahrhafteste gilt, was ein Reconvalescent genießen kann. Auch diese wird von der Gillonschen Anstalt in ansehnlichen Massen producirt. Endlich darf ich Meg Merrilies Soop nicht unberührt lassen, ein Gemisch von allen genießbaren Arten Wildpret, und wenn auch nicht genau das Compositum, womit die Zigeunerin von Derneleuch den vor Schrecken starren Dominie Sampson bewirthete, doch jedenfalls köstlich.

Im Hofe sind zehn Werkstätten für dreißig Klempner und zehn Lehrburschen, welche die Blechbüchsen fertigen. Muldenförmig werden nur diejenigen gearbeitet, die zu Versendung frischer Häringe dienen; alle übrigen sind rund, und ihre Größe variirt von der einer gewöhnlichen Schnupftabaksdose bis zu der eines tüchtigen Hutes. Sobald die Büchsen ihre Füllung erhalten haben, werden die Deckel aufgelöthet. Nun kommt aber die Hauptsache. In jedem Deckel befindet sich ein Loch von einem oder einem halben Zoll im Durchmesser; dieses wird freilich später auch mit einem Stück Blech verlöthet und dadurch die Büchse hermetisch geschlossen; allein die Büchse darf nicht bis an den Rand gefüllt werden, und so bleibt im Zwischenraume atmosphärische Luft, von welcher die kleinste Quantität hinreicht, den ganzen Inhalt zu verderben. Es versteht sich daher von selbst, daß die Luft völlig herausgezogen werden muß; wie dies geschieht, das ist eben das Handwerksgeheimniß.

Sobald die Büchsen luftleer und geschlossen sind, werden sie zum Schutz gegen Feuchtigkeit lakirt und mit Etiketten versehen. Sodann werden die Büchsen gleich Weinflaschen in Gewölben aufgespeichert und zur Exportation in Fässer gepackt. Zum Oeffnen des Deckels genügt zwar jedes starke, spitzige Messer; man weiß aber, daß die verwöhnten Engländer Alles handgerecht haben wollen, und so hat denn Gillon ein kleines lever-knife, ein Hebelmesser erfunden, womit das Geschäft sich ohne Anstrengung verrichten läßt, und wovon ein oder zwei Exemplare in der Regel jedem Fasse oder Fäßchen unentgeldlich beigefügt werden. Erwägt man nun, daß bloß das beste Fleisch zur Versendung kommt, daß Knochen und alles „Unedle" zurückbleibt und jede Büchse den Fabrikherrn selbst von anderthalb bis zu acht Groschen kostet, so erscheinen die Preise ausnehmend billig. Ehe die Herrn Gillon ihr Etablissement errichteten, waren die Preise der englischen und irländischen Anstalten so hoch, daß nur der Luxus sich die Wohlthat verschaffen konnte, auf offener See frisches Fleisch zu genießen, oder das Vergnügen, in fernen Welttheilen vaterländische Gerichte zu speisen. Die Schotten gingen von der Maxime aus: je billiger die Preise bei mindestens gleicher Güte der Waare, desto größer der Umsatz, und je schneller dieser, desto größer der Gewinn. Die Richtigkeit der Maxime hat sich hier aufs Neue bewährt. Beste Waare und mäßiger Preis haben einen ungeheuern Absatz, dieser bedeutenden Gewinn zur Folge. Ein einziger Schiffsrheder in Liverpool bezieht monatlich zwischen fünf und

Digitized by Google

zehntausend Büchsen, im Werth von fünfhundert bis tausend Pfund Sterling; und wie ich höre, hat das Etablissement stärkere Kunden. Als die Expedition des Kapitän Roß nach dem Nordpol ausgerüstet wurde, lieferte die Anstalt kontraktmäßig acht Tonnen oder sechzehntausend Pfund Fleisch und Gemüse und achttausend Büchsen mit eingesottenen Brühen. Der überzeugendste Beweis aber, wie glänzend die Geschäfte gehen, dürfte der seyn, daß täglich zwischen achthundert und tausend Büchsen gefüllt werden und die Anstalt es doch zu keinem eigentlichen Vorrathe bringen kann.

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Aurora wurde verdrängt durch die Gräfin Cosel, eine viel unwürdigere Besitzerin der königlichen Gunst. Die Geschichte dieser Frau zeichnet zu kräftig die Gesittung jener Zeit, als daß wir sie nicht mit wenig Worten andeuten sollten. Bei einem Gelage plaudern ein paar ausgelassene Höflinge in Augusts Gegenwart über das sehr reichhaltige Kapitel ihrer verliebten Intriguen; die Anwesenden mischen sich in's Gespräch, nur einer schweigt, und das ist der Minister von Hoym. Man befragt ihn über den Grund dieses Schweigens, und er antwortet kurz, er habe eine tugendhafte Gemahlin und wisse folglich nichts zu erzählen. Dieses Wort fängt der Fürst von Fürstenberg auf, zweifelt aeglistig an der Schönheit der Gräfin Hoym, und bietet endlich, vom König gnädig angelächelt, eine Wette von tausend Dukaten an, daß man die Gräfin Hoym, wenn sie an den Hof käme, dort gar nicht bemerken würde. Der unglückliche Minister geht in die Falle, er befiehlt der auf ihren Gütern einsam lebenden schönen Frau, nach Deesden zu kommen, und — gewinnt die tausend Dukaten.

Dieser Fall klingt heutzutage wie ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht. Die Gräfin Hoym war ein einfaches, armes Fräulein gewesen, aber kaum in die Atmosphäre des Hofs eingetreten, entwickelte sie die überraschendsten Talente. Aurora gesellte sich dem König wie eine durch Leidenschaft überraschte junge Schöne zu; die Gräfin Hoym schloß mit ihm einen Contrakt, wie ein ergrauter Bankier. August mußte ihr vier Dinge zusichern, erstlich allen andern Verbindungen zu entsagen, dann die Scheidung von dem Grafen Hoym in aller Form zu bewirken, ferner ihr eine jährliche Pension von hunderttausend Thalern auszuzahlen, endlich sogar, im Fall die Königin sterben sollte, ihr und ihren Kindern die Krone zuzusichern. Diese unverschämten Bedingungen empörten Jedermann, nur nicht den von Leidenschaft hingeeissenen Fürsten. Die Königin, die gezwungen werden sollte, die Gräfin bei sich zu empfangen, verließ Deesden und lebte von der Zeit an einsam in Pretsch an der Elbe. Jezt herrschte die Gräfin Cosel, diesen Namen führte sie jezt, unumschränkt; die Minister und ergrauten Generale zitterten vor den Machtsprüchen, die aus dem Innern des mit Judiens und Chinas Schätzen gefüllten Palais kamen, in dem diese Circe herrschte. Den Kanzler von Beichling stürzte sie, und machte, daß der würdige Mann traurige Tage auf dem Königstein verlebte. Der General Flemming, dieser Spaßmacher bei Hofe und Liebling des Königs, unterließ kleinlaut seine dreisten Scherze, und Pöllnitz in seiner „Saxe galante“ verbirgt die Stacheln seines Zorns und seiner Satire in ein furchtsames Gemische zweideutiger Phrasen. War Auroea schon unabweisbar, so war es die Gräfin Cosel noch viel mehr. Der unglückliche August konnte sich vor dieser Treue nirgends hinretten. Er reist nach Polen, die Gräfin reist ihm nach; mitten im Brand des Kriegs bleibt sie ihm zur Seite. Der Tumult des Reichstags, der Donner der verlorenen Schlachten, der entthronte König in seiner beklagenswerthen Lage, nichts schreckt sie ab; aber es ist nicht Liebe, was sie an ihn fesselt, nur Herrschsucht und schmutziger Eigennutz; denn als der König sie mit Militärmacht aus seiner Nähe treibt und ihr dabei die angehäufte Masse der Diamanten abfordern läßt, schickt sie ihm ein Kästchen, mit gemeinen Steinen gefüllt, nachdem sie einen vertrauten Italiener, der ihr Musiklehrer war, mit ihren Kostbarkeiten in Danzig sich hat einschiffen lassen. Der Sturz dieser Frau erregte allgemeinen Jubel. Sie hatte gemein gelebt, und auch im Unglück war sie ohne Halt und Würde. Sie lebte in Halle in einem kleinen Häuschen und kokettirte mit Studenten; sie wurde von mysteriösen Personen besucht und endlich vom König von Preußen mit Gensd'armen über die Grenze nach Sachsen zurückgeschafft, weil man ihre Intriguen fürchtete. Sie starb auf den Gütern ihres Schwiegersohns, nachdem man noch vergeblich alle mögliche List angewendet hatte, ihr das Eheversprechen und die wichtigen Papiere, die sie vom König in Händen hatte, abzulocken.

Diese zwei hervorstechenden Weiber wurden von vielen glücklichen Nebenbuhlerinnen umeingt, die einzelne Episoden in dem Romane übernahmen, denen aber die Klugheit Auroras und die consequente Bosheit der Gräfin Cosel fehlten, um sich einen bleibenden Platz zu sichern. Die Gräfin Dönhoff, eine Tochter des Großmarschalls von Polen, Grafen Bielinsky, wurde dem Könige von der Politik zugeführt; aber trotz ihrer

Digitized by Google

Verwendung bei dem Vater und Oheim, gelang es ihr nicht, die wankende Krone auf dem Haupte ihres fürstlichen Freundes zu erhalten. Sie folgte dem entthronten Könige nach Sachsen, und Pöllnitz füllt einige Seiten seiner Memoiren mit Aufzählung der Feste, die den schönen Polinnen gegeben wurden. Das gefiel den Dresdnern so wenig, daß es in einem Kirchengebete heißt: „Erlöse unsern Herrn und König aus den Klauen des Satans und den Umarmungen der Polinnen.“ Schon früher hatte die Fürstin von Teschen geglänzt, ferner eine Gräfin Esterle, eine junge Türkin Fatime, eine Madame Rénard, und zuletzt die Tänzerinnen, unter denen sich Mademoiselle Duparc auszeichnete, die der König kennen lernte, als er unter Eugen und Marlborough den Feldzug gegen die Franzosen mitzumachen sich entschloß, bald aber sich im Lager langweilte und in Brüssel in der Oper sich besser zu beschäftigen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Castellanesche Theater. Der Guitarrero. Mlle. Heinefetter.

„Die Gräfin Lehon war die charmanteste Kaufmannsfrau, die man sehen kann; zu Gefährtinnen und Nebenbuhlerinnen hatte sie eine Menge sehr schöner Damen, als Madame Hugo, die man vergißt, Vicomtesse zu nennen, da es für sie hinreicht, Hugo zu heißen, Madame de Radepont (vormalige Wittwe des in Deutschland verstorbenen französischen Gesandten Baudreuil), Madame Friant, Lady Dorsay, Madame de Remusat; auch bemerkte man Mlle. Dangeville, welche durch ihre Besteigung des Montblanc berühmt geworden ist. Der Verkauf hat sehr viel eingebracht. Die Russen haben auffallend viel gekauft und theuer bezahlt; man sah hierin sehr viel gute Lebensart.“ In der obigen Liste bemerkt man Französinnen, Engländerinnen, Belgierinnen; wäre die italienische Prinzessin Belgiojoso noch hier, so würde sie wie in frühern Jahren Antheil an der wohlthätigen Handlung genommen haben. Leider findet sich auf der Liste keine deutsche Dame, obschon es im corps diplomatique hier sicher nicht an deutschen Gesandtinnen fehlt. Gebricht es ihnen nur an Muth oder an gutem Willen? Ich muß diese Frage unbeantwortet lassen; aber es ist so: keine deutsche Gesandtenfrau hat am Wohlthätigkeitsverein zum Besten der ausgewanderten und nothleidenden Polen Theil genommen; auf den aristokratischen Bällen fehlten sie aber niemals. — Zu den öffentlichen Bällen gesellen sich, wie immer, die vielen Privatbälle und die sie alle übertreffenden Hofbälle, zu welchen etwa tausend Personen aus verschiedenen Ständen eingeladen werden, und die immer einen sehr interessanten Anblick gewähren, da hier keine steife Etikette herrscht, wie an andern großen Höfen, und man sich auf denselben wirklich sehr des Instigt. Graf Castellane gibt wie in den letzten Wintern dramatische Vorstellungen in seinem Hôtel, zur Ergötzung der zahlreichen Gäste, die ihn besuchen. Auf diesem Liebhabertheater versuchen zuweilen junge Söhne und Töchter Thaliens ihr vermeintes Talent, ehe sie es wagen, vor das große und unerbittliche zahlende Publikum zu treten. Indessen hat die Erfahrung bewiesen, daß eine gute Aufnahme auf der Privatbühne im Castellaneschen Hôtel nichts beweist; denn manche junge Schauspielerinnen, welche vom gutmüthigen oder höflichen Publikum, welches Graf Castellane in seinem Hôtel versammelt, als sehr talentvoll beklatscht worden waren, sind durchgefallen, als sie vor dem zahlenden Publikum auftraten, und man hat nicht vergessen, daß Mlle. Rachel als eine für das Vaudeville vorzüglich geeignete Schauspielerin aus dem Castellaneschen Hôtel hervorgegangen war. Das arme Mädchen würde wahrscheinlich noch jetzt als schlechte Vaudevillistin auf den kleinen Bühnen in Paris oder in Provinzialstädten sich elend herumtreiben, hätten Kunstkenner nicht den Beruf zum tragischen Fache in ihr erkannt und das Théâtre français auf sie aufmerksam gemacht, wo sie nun als erste tragische Heldin glänzt. Sie hätte vielleicht ein Einkommen von 1000 Franken anstatt der 50.000, die sie jetzt bezieht. Die Tageblätter machen sich zuweilen über das Castellanesche Privattheater lustig; worüber spotten aber nicht die boshaften Journalisten? Die legitimistischen verschonen ja nicht einmal die Hofbälle, die ihnen gewaltig bourgeois vorkommen.

Die komische Oper hat so eben eine neue Operette auf die Bühne gebracht, wozu Scribe wieder den Text geschrieben. Man hätte das Stück schlechtweg „den Guitarrenspieler“ nennen können; aber die fremden Namen gefallen mehr als die einheimischen, und daher hat Scribe, welcher sich gern nach dem Geschmacke seiner Zeitgenossen fügt, das Stück „Guitarrero“ genannt. Die Fabel der neuen Operette zu erzählen, ist unnöthig; sicher wird das Stück, wie seine Vorgänger, in Kurzem auch auf deutschen Bühnen erscheinen. Neben Italien versorgt ja Paris jetzt ganz Europa mit neuen Opern und Operetten und gibt unentgeldlich, was den hiesigen Bühnen oft viele Kosten verursacht. Die große Oper hat zwar seit der Favoritin kein neues Stück, wohl aber eine neue Schauspielerin erhalten, und zwar eine deutsche, Mlle. Heinefetter, die jüngere, die sich bestrebt, eine Favoritin des Publikums zu werden, von welcher aber einige kleine Tageblätter arglistig behaupten, sie spiele vor der Hand die Rolle der Favoritin nur privatim. Ihr Talent ist sehr verschieden beurtheilt worden, ein Beweis, daß es das Publikum nicht hinreißt und zu einstimmigem Urtheil bestimmt. Besagte Tageblätter haben erzählt, welche Pracht Mlle. Heinefetter in ihrem Privatleben entfaltet, und mit welcher Freigebigkeit sie bei den ersten Vorstellungen Billette ausgetheilt, um das Parterre mit Freunden und Gönnern zu besetzen. Ist es möglich, daß eine deutsche Künstlerin zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nimmt, um in Paris Beifall zu erwerben? Einige Blätter gestehen ihr indessen wahres Talent zu, glauben jedoch, daß sie dasselbe durch anhaltenden Fleiß noch sehr ausbilden könne. Jedenfalls ist es eine neue Erscheinung, eine Deutsche die Rolle einer Primadonna an der hiesigen großen Oper spielen zu sehen; es beweist wenigstens so viel, daß Frankreich gegenwärtig außer Stand ist, dieser Bühne eine Primadonna zu liefern, seitdem Mlle. Falcon wegen ihrer schwachen Brust hat abtreten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 23. Februar 1841.

— All weary and o'erwatch'd,
Take vantage, heavy eyes, not to behold
This shameful lodging.

Shakespeare.

Landreiſe von Rutſchuk nach Conſtantinopel.

(ſ. Nr. 14.)

Zweiter Brief.

Adrianopel.

Ich habe am Schluß meines vorigen Briefs erzählt, wie wir Adrianopel am Horizont liegen ſahen und uns der Raſt freuten, der wir dort zu genießen hofften. Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Bei einbrechender Nacht kamen wir in die Nähe der Stadt, nachdem wir in der Dämmerung eine Stunde lang gegen die vielen glänzend beleuchteten Minarets geritten waren, von denen wir bei ihrem erſten Anblick ſieben Stunden entfernt geweſen, ſo weit und flach iſt das Thal, in welchem Adrianopel liegt. — Wir hatten noch einiges Waſſer zu paſſiren, das ſich in kleinen Seen auf der Straße geſammelt hatte, und trabten dann auf einem ungemein holprigten, ganz vernachläſſigten Pflaſter bis an das Thor der Stadt, aus zwei armſeligen Häuſern beſtehend, von denen eines eine Wachſtube vorſtellte und mit dem andern durch eine Brücke zuſammenhing. Dieſes ſtädtiſche Gebäude wurde durch eine kleine Ampel beleuchtet, die ſich über unſern Köpfen an einer eiſernen Stange ächzend wiegte, als fühle ſie ihre Jämmerlichkeit. Hier ſtockte auf einmal unſer Zug; wir hinten wußten nicht warum, und wir verſtanden zu wenig türkiſch, um zu errathen, was zwiſchen unſerm Führer Hamſa und der Wache verhandelt wurde. So hielten wir eine gute halbe Stunde, müde, fröſtelnd, da wir uns warm geritten hatten und nun in der kalten Abendluft ſtillhielten, murrend über die fehlgeſchlagene Hoffnung, bald in ein Quartier zu kommen und unſere ſteifen Glieder auf weichen Kiſſen ausſtrecken zu können. Der Tartar hatte den Paß des Barons v. T. genommen und war damit in die Wachſtube gegangen; er kam endlich wieder und bedeutete uns, abzuſteigen und ihm dahin zu folgen, da unſer Paß erſt dem Paſcha vorgelegt werden müſſe, ehe wir einreiten dürften. Wir traten in das niedrige, von einem an der Wand hängenden Lichte ſpärlich beleuchtete Zimmer, und warfen uns gleich auf die Binſenmatten und Polſter, die an den Seiten lagen. So viel der dicke Tabaksqualm erkennen ließ, hatte das Zimmer bloß vier nackte Wände, einen Kamin und ein einziges Fenſter von einem Fuß im Quadrat. Die edeln Stadtwächter, junge Türken, kauerten an den Wänden, Piſtolen und Dolch im Gürtel, die Pfeife im Munde.

Ich war vor Ermüdung beinahe eingeſchlafen, als Hamſa erſchien und uns, die wir jetzt hofften, erlöst zu ſeyn und unſern Chan aufſuchen zu dürfen, in einen

schmutzigen Winkel der Straße führte, mit dem Bedeuten, uns ruhig zu verhalten und nicht von der Stelle zu gehen. Auch gelang es uns, aus seinen Worten und Geberden endlich so viel abzunehmen, wir möchten, wenn wir gefragt würden, sagen, unsere Caravane habe Schumla nicht berührt, sondern sey um die Stadt herumgegangen. Was sollte alles dies bedeuten? warum hielt man uns hier auf? Zuweilen hörten wir ein verhängnißvolles Wort neben uns flüstern: „Calendur," zu deutsch Quarantäne. Aber der Gedanke war zu neu und schrecklich, um ihm nachhängen zu können. Hatte man doch nie gehört, daß die Türken ihr Land mit einer Quarantäne umzogen; wozu auch? und drachten doch wir ihnen gewiß keine Pest. Unserer Ungewißheit wurde auf einmal ein Ende gemacht; ein Türke mit dem Fez auf dem Kopfe kam auf uns zu, stellte den langen Stock abwehrend vor sich hin und deutete auf ein höchstens zwei Fuß hohes Loch in der alten Stadtmauer, das man öffnete und durch welches wir in einen rings mit hohen Mauern umgebenen Hof krochen. Mehrere der Wache umgaben uns mit den finstern, dürftigen Gesichtern, und ihre Dolche und Pistolen leuchteten recht unheimlich bei der düstern Flamme einer beinahe abgebrannten Pechfackel, die einer vor uns hertrug bis zu einem größern Thor, das nach mehrmaligem Klopfen geöffnet wurde. Wir traten in einen zweiten Hof, und hinter uns riegelte man das Thor wieder zu.

Das Terrain, auf welchem wir uns befanden, schien ein Garten oder eine Baumanlage; wir waren wenigstens von Bäumen umgeben und unsere Füße traten auf lockern Grund. Ein kolossales Schöpfrad hob sich neben uns aus einer Wassergrube und goß langsam das gesammelte Wasser aus seinem morschen Eimer, worauf dieser mit melancholischer Klage in die Tiefe zurücksank. Wir schleppten unsere müden Glieder noch einige Schritte weiter und wurden dann mit langen Stöcken in ein einsam stehendes Haus beinahe hineingeschoben. Durch einen schmutzigen Gang gelangten wir in ein Zimmer; zugleich mit uns setzte man eine Kohlenpfanne und ein brennendes Talglicht hinein und schloß die Thüre ab. Hamsa, unser Tartar, kauerte an die Wand und schien über unsere Lage nachzudenken, wenigstens sprach er nichts, sondern sah uns sehr wehmüthig an. Auch wir betrachteten unsern Aufenthalt und uns gegenseitig. Baron v. T. zog in stiller Resignation ein kleines türkisches Wörterbuch aus der Tasche, um mit Hülfe desselben den Tartaren zu befragen, was man eigentlich mit uns vorhabe. Kaum sah Hamsa das Buch in den Händen des Barons, als er gleich zu ihm hinrutschte und zu seinen Füßen gelagert ihm aufmerksam in die Augen sah. Ueberhaupt kam Hamsa, so oft v. T. dieses Büchlein zur Hand nahm, eilends herbei und merkte genau auf jedes Wort, das er ihm allenfalls sagen wollte, wogegen wir andern lange schreien mußten, bis er unsern Befehlen oder Bitten Gehör gab. Diesmal wartete aber der Tartar die Frage nicht ab, sondern wohl merkend, um was es sich handle, sagte er: „Schumla Gümürtochak, burda Calendur," d. h.: „Schumla Pest, hier Quarantäne." Dies erfüllte uns mit nicht geringem Schrecken, und wir übersahen auf einmal unsere trostlose Lage. Deßhalb auch früher seine Bitte, wir möchten versichern, Schumla nicht berührt zu haben. — So saßen wir also fest, mit der nächsten Aussicht, die Nacht in diesem Loche zuzubringen, das nichts enthielt, als einige schlechte Binsenmatten, und an den Wänden Erhöhungen von Holz, Divans vorstellend; auch hatten wir weder gefrühstückt noch zu Mittag gegessen, und unsere Reisesäcke enthielten außer Thee und Chokolade nichts genießbares. Von den Türken, unsern Wächtern, war auch nichts zu hoffen, denn nachdem sie uns ein Kohlenbecken hineingeschoben und jedem eine kleine Tasse Kaffee verabreicht hatten, schloßen sie die Thüre so wie das ganze Haus, und kein noch so heftiges Klopfen und Schreien bewog einen, nach unsern Bedürfnissen zu sehen. So waren wir denn förmlich gefangen und fügten uns in dieses traurige Geschick so gut wie möglich, legten uns auf den harten Boden und schliefen, in die Pelze gewickelt, ziemlich fest, um den folgenden Morgen wie gerädert aufzustehen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wir können nach unsern strengern Begriffen von fürstlicher Ehre ein solches Leben kaum begreifen, aber die Gesinnung jener Zeiten war eine andere. Die grenzenlose Ehrerbietung vor den gekrönten Häuptern erstreckte sich auch auf die Wahl ihrer Vergnügungen; sie waren gleichsam aus den Kreisen alles menschlichen Urtheils herausgerückt und unterlagen in keinem Falle dem Maßstab, den man an die Charaktere des Privatlebens legt. In diesem Sinne sehen wir die Umgebung der Fürsten handeln, und es ist kein ironischer Scherz, sondern trockener Ernst, wenn bei Gelegenheit der Verbindung mit der Gräfin Dönhoff ein Herr v. Vitzthum zum König spricht: „Da Ew. Majestät einen doppelten Hofstaat haben, so ist es unerläßlich, auch zwei Favoritinnen zu haben, um beide Nationen zufrieden zu stellen. Gegenwärtig beklagen sich die Polen laut, daß Sie eine sächsische Dame zur Geliebten haben; verlassen Sie diese, so

Digitized by Google

werden die Sachsen schreien; demnach ist das Beste, Sie nehmen zur sächsischen noch eine polnische Geliebte." Wie mußte die Denkungsart einer Zeit beschaffen seyn, wo man dieses Argument für sehr überzeugend und treffend hielt und der Fürst auch sofort darnach handelte! Dennoch fehlte auch die entgegengesezte Stimme nicht, aber sie verkroch sich zum Theil als furchtsame Rüge, zum Theil trat sie als beißendrr Scherz auf, wie in Frankreich das öffentliche Urtheil sich laut zu machen pflegte. Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrichs I., machte sich einen muthwilligen Spaß, indem sie auf einem Maskenball zu Leipzig die drei abgedankten Favoritinnen des Königs mit der gerade herrschenden in einer Quadrille vereinigte und den König, der die Masken nicht erkannte, mit den drei verlassenen Civiras tanzen ließ. Aber die Fürstin von Teschen und die schöne Aurora von Königsmark erkannten sich unglücklicherweise unter der Verhüllung und begannen sogleich eine sehr dramatische Zankscene. Die zwei andern Damen mischten sich hinein, und endlich bestürmten alle vier den armen Don Juan, der sich vor diesen lärmenden alten Erinnerungen nicht anders zu retten wußte, als daß er sich, zum großen Ergötzen der Königin, eiligst auf die Flucht begab und eine Kabinetthüre hinter sich zuwarf. Einen solchen Scherz, der so viel Bitterkeiten erregte, konnte sich freilich nur eine Königin erlauben, und Sophie Charlotte erlaubte sich viele Scherze der Art gegen ihre gekrönten leichtfertigen Vettern und Neffen.

August erntete jedoch zuweilen, ausnahmsweise, einigen Vortheil von seinen Freundinnen; in der Regel brachten sie ihm nur Schaden und Verdruß. Aurora unterhandelte für ihn bei Karl XII., die Fürstin von Teschen, die Nichte des Kardinal Primas Radzeijovsky, erhielt ihm in Polen eine Partei; nur die Gräfin Cosel bewies sich durchaus verderblich, indem sie nie dem Interesse des Königs diente, sondern alle Mittel aufbot, das Land und seinen Herrscher zu verderben.

Nächst den einflußreichen Frauen wollen wir auch einen Blick auf die männliche Umgebung des Königs werfen. Ein Herr Baron von Loen, der 1723 den Hof von Dresden besuchte, gibt uns eine detaillirte Schilderung vom Charakter der Günstlinge und Großwürdenträger Augusts. Wir wollen nur einige, die besonderes Interesse in Anspruch nehmen, ausheben. Nach v. Loen zu urtheilen, muß der König in sehr schlechten Händen sich befunden haben, denn seine Galerie von Porträts der Höflinge und hohen Staatsbeamten ist eine Musterkarte menschlicher Schwächen und Schlechtigkeiten. Herrn von Vitzthum haben wir schon kennen gelernt als einen sehr gefälligen Sophisten, den königlichen Wünschen gegenüber; die andern führen fast dieselbe Sprache, indem sie zugleich sehr geschickt ihren eigenen ehrgeizigen Wünschen das Wort reden. Graf Flemming, der Generallieutenant, ist ein offener, kecker, humoristischer Charakter, als Militär ohne Talent, aber ein sehr begabter Hofmann nach der damaligen Sitte, nämlich in derben Späßen sich ergehend. Der Krieg in Liefland, den er leichtsinnig angerathen und unternommen, wird mit seinem bösen Ausgange ihm zur Last gelegt. — Herr v. Bose ist ein ränkevoller Minister, der sich unumschränkte Gewalt anmaßt und für seine Familie sammelt; der Großschatzmeister Przedendowsky zeigt sich als Pole in sächsischem Dienste wechselnd bald den neuübernommenen Pflichten ergeben, bald versteckt tückisch die alten Interessen verfolgend. Nach v. Loen ist der König in der üblen Lage, sich gegen die ewige Widerspenstigkeit seines Adels behaupten zu müssen. Die unglücklichen Erfolge dieses Fürsten werden lediglich dem Benehmen des Adels zugeschrieben und ihm vorgeworfen, daß er darauf ausgehe, den König in fortwährender Zerstreuung und in Unkenntniß der wahren Lage der Verhältnisse und des Landes zu erhalten. Deßhalb begünstigten diese ehrgeizigen Intriganten die Feste und Ausschweifungen ihres Souveräns, deßhalb beförderten sie die Verschwendung, weil sie dabei die Mittel fanden, sich zu bereichern und einer Rechenschaft zu entgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Theater. Racines Athalie.

Sehr unerwartet nimmt das Theater wieder die Aufmerksamkeit in Anspruch, und in einer Art, die man für abgethan hielt. Ob es omuds ist, daß abermals das Geklatsch von und über die Bretter auf den Straßen und in den Häusern wiederklingt? und zu einer Zeit, wo wir uns gehoben fühlten zu einer Theilnahme an ganz andern Dingen? Als in jener Sonntagszeit die berüchtigte oder berühmte „schöne Hemiette" ein unerhörtes Aufsehen machte, glaubten einige scharfsinnige Köpfe allen Ernstes, die Schrift sey eine politische Machination, um die Aufmerksamkeit des Publicums von irgend einem großen Staatscoup abzuleuken. Das war damals nicht der Fall und ist es auch heute nicht; aber der Zufall spielt seltsam. Unser Theater hatte am wenigsten jezt daran gedacht, eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Was die alten Freunde, die noch hoffen können, hofften, war, daß Ballet und Oper in ihre gebührenden Schranken zurücktreten, und man dem reellirenden Schauspiel den gehörigen Raum, sich selbstständig zu entwickeln, gönnen werde. Das wird auch wohl geschehen, ob aber, um populär zu sprechen, was daraus wird, ist eine andere Frage. Indessen hatte man mit rühmlichem Bestreben die ältern classischen Tragödien wieder auf's Repertoire gebracht, namentlich die deutschen, Goethe, Schiller, Lessing. Wir erwarten den Tell, wenn nicht etwa die schweizerische Tagsatzung Einspruch thut (die Räuber hat man einstweilen

beſeitigt), Michel Beers Struenſee dürfte auf keine Hinderniſſe ſtoßen, da die Verhandlungen mit Dänemark wegen des Sundzolls einſtweilen noch aufgeſchoben ſind, und Tiecks Blaubart, von deſſen Aufführung man ſpricht, wird gewiß ohne Reclamationen einer Puiſſance gegeben werden können. Aber neulich, an einem Sonntag, ward Racines „Athalie“ ausgepocht. Wunderliches Zuſammentreffen: eine Poſſe von Raupach, ein Luſtſpiel von Blum und eine Tragödie von Racine hintereinander ausgepocht! Die einfache Erklärung wäre, alle drei Stücke haben nicht gefallen, ſie haben das Publikum, das Unterhaltung wollte, gelangweilt; darum hat es ſein Mißfallen auf die Art zu erkennen gegeben, welche gäng und gäbe war, ſeit Theater beſtehen. Aber das wäre zu einfach. Man pocht nur Stücke von lebendigen Autoren aus, und was bei Blum und Raupach, kann nicht auf den anderthalb Säcula im Grabe ruhenden Claſſiker Racine Anwendung finden. Alſo der Grund muß tiefer liegen. Die franzöſiſchen Claſſiker ſprechen in ihrem eigenen Lande nicht mehr an; was fordert ihr, daß dieſe kalten Produkte einer abgeſtorbenen Hofpoeſie uns erwärmen ſollen? Man antwortet: Racines Athalie hebt ſich durch Gedankenſchwung, lyriſche Schönheiten, Reinheit und Adel der Conception, die an die ewige Antike erinnern, über jene kalten Hofdichtungen. Alſo, der Grund muß noch tiefer liegen. Einige ſuchten den nun im legitimiſtiſchen Thema. Freilich, was kümmert uns Deutſche und Preußen die Legitimität irgend eines israeliliſchen Prinzen, noch dazu zugeſchnitten auf gut franzöſiſch für den Hof eines Ludwigs XIV. und das Mäcenat einer Madame Maintenon? Uns zum Muſter guter legaler Geſinnungen habe man das Stück auf die Bretter gebracht. Der Referent einer hieſigen Zeitung bewies darauf, daß er nicht begreife, warum man ſich für dieſen jungen König intereſſiren ſolle, ſintemalen es aus der heiligen Schrift bekannt ſey, daß er, zur Regierung gelangt und ein Mann geworden, alle ſeine ſchönen Verſprechungen und Schwüre vergeſſen, und ſogar den Sohn deſſelben Hohenprieſters, der ihn auf den Thron gehoben, im Gefängniß erdroſſeln laſſen, weil derſelbe ſich erdreiſtet, zu unverholen ihm die Stimme Gottes und des Volkes vor das Gewiſſen zu halten. Aber der Grund lag noch tiefer. In den innerſten Machinationen des Pietismus war er zu ſuchen; in dem Umſtande, daß die Athalie am Sonntag zum erſten Male gegeben ward, lag eine Zukunft für Preußen. König und Königin, der ganze Hof drückten durch ihre feierliche Gegenwart dieſem Akte den officiellen Stempel auf. Nämlich, da man ſich ſcheue, die angliceaniſche Sonntagsfeier ſofort einkreten zu laſſen, und ſomit das Theater an dieſem Tage zu ſchließen, wolle man mit dieſem religiöſen Stücke den Uebergang machen. Daher die großen Vorbereitungen, die außerordentliche Ausſtattung, die Anſtrengungen, einen Beifall zu erzwingen, und die mißfälligen Stimmen zu ehrfürchtigem Verſtummen zu nöthigen.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

L'Abbé galant.

Vielleicht bekommt die große Oper in dieſem Jahre Madame Damoreau wieder, welche die komiſche Oper vierzigtauſend Franken jährlich koſtet und dieſes Theater wieder verlaſſen will. Eigenſinn und Anmaßung der Sängerinnen ſind die ewige Qual der Theaterdirektionen; ſelten gelingt es, ihre Forderungen zu befriedigen, und ſogar das Théâtre français liegt oft im Streite mit Dlle. Rachel wegen ihrer unmäßigen Anſprüche. Was ſoll ein Theater anfangen, wenn ein Schauſpieler oder eine Schauſpielerin ihre Forderungen ſo hoch ſpannen, daß ſie ohne den Ruin der Unternehmung nicht befriedigt werden können und die Perſonen doch unentbehrlich ſind, um ein volles Haus zu bekommen? Die kleinen Pariſer Bühnen ſind beſſer daran. Hier ragt ſelten ein Schauſpieler dergeſtalt über die andern hervor, daß ſie keinen Vergleich mit ihm aushalten können, und dabei haben ſie ein ſo mannigfaltiges Repertoire, daß ſie ſogleich ein Stück, das dem Publikum nicht recht behagt, durch ein anderes erſetzen können. Man hatte mir ein jetzt ſehr beliebtes Stück des Gymnase dramatique, l'abbé galant, ſo ſehr gerühmt, daß ich Luſt bekam, es zu ſehen. Es war die zwanzigſte Vorſtellung, und faſt jeden Abend ſteht l'abbé galant auf dem Theaterzettel. Das zweiaktige Vaudeville iſt von Laurencie und Clairville. Boileau ſpricht von einem Dichter ſeiner Zeit qui dinait da l'autel et soupait du théâtre, das heißt, der am Tage für die Kanzel ſchrieb und am Abend ſeine Stücke auf der Bühne aufführen ließ. Dieſer Zug ſcheint den Dichtern die Idee zum Stücke an die Hand gegeben zu haben. Sie laſſen unter Ludwig XV. einen andächtigen Mann (Abbé haben ſie ihn nicht zu nennen gewagt) mit einem Tonkünſtler zuſammenleben. Er ſchreibt Predigten für Geiſtliche und muntert ſeinen Freund auf, nichts als Kirchenmuſik zu ſetzen. Er ſelbſt hat in früherer Jugend weltliche Gedichte geſchrieben, und ſogar einen Operntext, l'abbé galant. Dies bereut er aber jetzt und will die Gedichte ſogar verbrennen; dies verhindert der muſikaliſche Freund, welcher mit der Opernſängerin Beaumenard in Verbindung ſteht, heimlich für die Oper arbeitet und ſogar den „galanten Abbé“ in Muſik ſetzt. Der junge Andächtige ſchreibt eine Predigt wider das Theater, und dieſe Predigt ſoll an eben dem Tage in der Kirche gehalten werden, an welchem die Oper die erſte Vorſtellung des abbé galant geben will. Der arme Tonkünſtler hat aber Schulden, und ſeine Gläubiger laſſen ihn einſperren. Hiemit endigt der erſte Aufzug. Im zweiten verſetzt uns der Dichter in den Foyer der Oper, wo man die letzte Probe des abbé galant hält. Der eingeſperrte Tonkünſtler hat ſeinen Freund, den frommen Dichter, bewogen, die Schauſpieler aufzuſuchen, um mit ihnen die Mittel zu ſeiner Befreiung zu beſprechen. Der Freund erſcheint alſo im Foyer und iſt höchlich erſtaunt, als er vernimmt, es ſolle eine von ihm geſchriebene Oper aufgeführt werden; ſeine Eigenliebe ſiegt aber allmählig über ſeine Andacht und über ſeine Abneigung gegen das Schauſpiel. Man trinkt ihm zu; die Opernbamen ſagen ihm ſehr verbindliche Worte über ſein Gedicht; zuletzt läßt er ſich bereden, die Proben ſelbſt zu leiten und die von Schauſpielern und Schauſpielerinnen verlangten Abänderungen ſogleich vorzunehmen. Dann werden die Schauſpieler abgerufen, um die Vorſtellung zu beginnen, da, wie es heißt, der Hof ſchon angekommen ſey, um derſelben beizuwohnen. Nun aber täubigt man an, der Schauſpieler, welcher in der Rolle des galanten Abbé einer Gräfin zu Füßen fallen ſolle, habe ſich den Fuß verſtaucht; der fromme Dichter wird mit Bitten beſtürmt, ihn einſtweilen in dieſem Auftritte zu erſetzen, und wird halb freiwillig, halb mit Gewalt von Schauſpielern und Schauſpielerinnen fortgezogen, um vor dem Könige die Rolle des galanten Abbé zu ſpielen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. Februar 1841.

Un grand homme du temps a dit dans un beau livre:
Quand Auguste buvait, la Pologne était ivre.
Ce grand homme a raison. Les exemples d'un roi
Peuvent oublier Dieu, la nature et la loi.

Voltaire.

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

„Der Charaktee der vornehmen Sachsen, sagt Herr v. Loen, ist weichlich, träge und hochmüthig. Der Ueberfluß ihres Landes macht sie zur Ausschweifung geneigt und stolz gegen andere Nationen. Obgleich gute Soldaten, so muß bei ihnen doch im Felde immee der Kessel kochen; brav sind sie nur außerhalb ihres Landes, zu Haus ziehen sie den Degen nur, wenn sie mit Gewalt dazu gezwungen werden." Diese Schilderung, die auf den Adel von 1704 gemünzt ist, geht noch weiter in's Detail, doch sey hieran für unsern Zweck genug. Wir sehen, daß der sächsische Hof unter Friedrich August sehr glänzend und pomphaft, abee das Verderben des Landes war. Der Glanz war zu theuer erkauft mit der Veedunkelung des ursprünglich edlen Charakters des Fürsten und mit dem Elend des Volks.

Ich schildere Ihnen jezt ein Fest nach dem Bericht eines Augenzeugen, desselben Baron v. Loen, der sich mit untee den Gästen des Grafen Flemming befand, als diesee dem König und dee Gräfin Dönhoff ein Bankett gab. Der Feldmarschall ließ sechs Regimentee eine Stunde von Dresden in's Feld rücken, die in Verbindung mit der Leibwache des Königs ein Gefecht vorstellen mußten. Der König und die als Amazone gekleidete schöne Gräfin sprengten an den Reihen auf und nieder, die übrigen Damen fuhren in Kutschen mit Sechsen. Nach geendigtem Treffen sezte man sich untee einem prachtvollen Zelte an die Tafel, der König in einer besondern Abtheilung mit den vornehmsten Damen, die Umgebung an zwei andere Tafeln vertheilt. Nach beendetem Mahle kam eine ergötzliche Posse von Flemmings Erfindung. Man bedeckte die Tische nochmals mit Speisen, ließ die Soldaten herein, und diese mußten jezt die Bissen einander abjagen. Die fürchterliche Rauferei, wo hundert Mann in einem Haufen unter einander wühlten, wurde vom Hofe herzlich beklatscht, bis die Tische drachen nnd die Zeltstangen in Gefahr kamen. Dann ließ man die Masse auseinander gehen, deckte kostbare Teppiche auf den Boden, und der Tanz begann, dauerte aber nur bis sieben Uhr.

Der König, der Feldmarschall und viele Vornehme hatten so stark getrunken, daß, wie es nach Dresden zurückgehen soll, keiner der Herrn, selbst der König nicht, sich auf dem Pferde zu erhalten veemag. „Der König," sagt Herr v. Loen, „schien auch nicht mehr nüchtern; doch beging er nicht die geringste, seiner Majestät unwürdige Ausschweifung, sondern geberdete sich in Allem

Digitized by Google

als ein König. Ich beobachtete hier mitleidigst die Marter eines armen Kammerherrn, welcher den Dienst bei Sr. Majestät hatte, und der mit einem Glase Wasser hinter dem König herschwankte und eine so beklagenswerthe Figur machte, daß man ihn hätte mit einem Finger umstoßen können. Der Feldmarschall jedoch war voe Freuden außer sich. Er fiel dem Könige, als dieser weggehen wollte, um den Hals und rief: „Bruder Augustin, ich sage dir alle Freundschaft auf, wenn du schon weggehst!" Die Gräfin Dönhoff, die den König nie verließ, suchte Flemmings ausgelassene Laune in die gehörigen Schranken zu weisen und den König aus seinen Armen zu befreien; allein der General taumelte jezt auf sie zu und machte ihr bald drohende, bald zärtliche Zeichen, indem er ihr zukreischte: „Schweige du nur still, du bist doch nur ein kleines gutes Luderchen!" — Solche Complimente ließ sich die Gräfin gefallen und lachte dazu. Sie antwortet ihm mit einer französischen Phrase, die der betrunkene General nicht versteht, denn in diesem Zustande spricht er immer nur deutsch, was wirklich sehr charakteristisch für einen deutschen Höfling ist. Der König sezt sich jezt zu Pferd, schlägt aber hinten über; er wird zum Glück aufgefangen, aber die Gräfin will es nun nicht mehr leiden, daß er reite, sondern will ihn in eine der Kutschen hineincomplimentiren. „Laissez-moi, Madame," antwortete ihr der König. „Je connais mon cheval, ne vous mettez pas en peine!" Hierauf sprengt er in Einem Galopp nach Dresden, die andern Herrn folgen ihm wohl oder übel. Die Gräfin, die wieder als Amazone ihm durch die Nacht nachsprengen will, fällt vom Pferde und wird in eine Kutsche gebracht. Nachdem sich der Hof entfernt hatte, ging die Lustigkeit des guten Generals in's Groteske über; er läßt die Marketenderinnen und Kammerzofen hereinkommen und springt mit ihnen herrlich und in Freuden herum; endlich muß man ihn und seine Freunde forttragen, und den andern Tag bittet er auf anmuthig kecke Weise den König um Verzeihung wegen der gestrigen Lizenzen. — So endigte sich ein Fest im Jahr 1718.

Nicht alle Feste trugen aber diesen militärisch-cordialen Charakter. Die Aufzüge, die die schöne Aurora anordnet, sind sinnvoll und zart. Die Götter der Mythologie spielen darin die Hauptrolle; sie selbst ist Diana, der König lächelt ihr seine Liebe bald in der Maske des Pan, bald als Herkules zu. — Am zwölften Mai, als am Geburtstage des Königs, veranstaltete die Gräfin Dönhoff ein prachtvolles Gelage in ihrem Garten und Palaste. Die schönsten Frauen Dresdens erschienen an diesem Tage als arkadische Schäferinnen, mit Blumen geschmückt, mit Stäben in der Hand und auf ländlichen Flöten musicirend. Der Garten war erleuchtet und aus den Schatten der mit Absicht düster gelassenen Boskets sah man die Nymphen des Schäferspiels anmuthig emportauchen und wieder darin verschwinden. Der Baron von Loen ist außer sich über den Effekt, den dieses zaubervolle Spiel hervorgebracht. Man wandelt paarweise an den Wasserkünsten dahin und staunt die transparenten Gemälde an, die künstlich die Perspektive der Gänge in's Endlose verlängern oder mit wundervollen Feenpalästen schließen. Dabei wird die Etikette nicht vergessen. Der König speist in einem besondern Pavillon, und an seiner Tafel haben nur die Arkadierinnen Zutritt, die nächst ihrem glücklichen Schäferstand einen Rang am Hofe bekleiden. In der Verwirrung will sich manche titellose Schöne hinzuschleichen, die man aber wieder mit Artigkeit hinausführt. Den Schluß macht wieder ein excentrisches Trinkgelage mit dem grausamen Spaße, daß keiner der armen, zum wahnsinnigsten Trinken gezwungenen Herrn aus dem Saale hinausgelassen wird, so daß ein paar dieser Opfer andern Tags ihren Geist aufgaben. Die, welche trinken können, leisten das Unglaubliche.

(Schluß folgt.)

Landreise von Rutschuk nach Constantinopel.

(Fortsezung.)

Morgens erschien der Arzt der Quarantäne, ein junger Italiener, um uns in Augenschein zu nehmen; ein sehr artiger Mann, der uns in der Folge mit großer Freundlichkeit behandelte, und es ungemein bedauerte, daß wir die Nacht so schlecht zugebracht. v. T. bemerkte ihm ziemlich ernst, es sey doch unverantwortlich, Reisende einzusperren, ohne sich um ihre nothwendigsten Bedürfnisse im geringsten zu bekümmern. Der Arzt entschuldigte die Anstalt, weil sie noch so jung sey, und gab uns dabei eine kurze Geschichte ihrer Entstehung. Die Gesandten der auswärtigen Mächte haben die Quarantäne durchgesezt, damit die Pest so viel möglich von der Hauptstadt abgehalten würde und so sie selbst gesichert wären. Obgleich noch sehr mangelhaft, habe diese Quarantäne doch schon sehr schöne Resultate geliefert, denn seit zwei Jahren habe die fürchterliche Seuche Konstantinopel und Pera nicht verheert. Lezteres hörten wir später dort bestätigen. Dann zuckte der Arzt die Achseln und meinte in Betreff der schlechten Behandlung der Reisenden, man müsse nicht vergessen, daß man in der Türkei sey. Dies hatten wir in den lezten Tagen auch sattsam erfahren.

Wir waren also in der Quarantäne und suchten uns diesen Aufenthalt so erträglich und angenehm zu

Digitized by Google

machen als möglich. Die deutſchen Conſuln und dee engliſche, die wir von unſrrem Unglück in Kenntniß geſezt hatten, bemühten ſich, beſondees dee lezteer, uns nach ihren Kräften mit dem Nothwrndigſten zu verſrhen. Nachmittags eeſchien ein Wagen, der zwei freilich ſehr defekte Tiſche, einigr Stühie, blecherne Pfannen, Wein, Butter, Reis und einen Schatz, nämlich einen Sack mit Kartoffein brachte. Die Quarantäneanſtalt ſtellte uns einen Moheen als Kammerdiener und Koch, der aber mit immenſer Körpeemaſſr eine unbeſchreidliche Faulheit verband; auch beſtand ſeine ganze Kochkunſt in der Beeeitung eines ſehr mittelmäßigen Pillau, ſo daß wir uns genöthigt ſahen, unſere Küche eigenhändig zu verſehen. Ein Jude, dee jeden Tag zweimal eingelaſſen wurde, drachte alles, was wir verlangten, nur ließ er ſich ſrhr thener dezahlen, und ſo konnten wie unſern Tiſch gleich am erſten Tag mit einer vaterländiſchen Fleiſchſuppe und Kartoffeln verſehen. B. nnd ich vrrſtiegen uns den zweiten Tag ſogar zu einem Schöpſendraten und einem Huhn, das ich in Ermanglung von etwas Beſſerem mit Teauben und Beod ſtopfte. So ledten wir ziemlich anſtändig, tranken Moegens unſern ſelbſt bereiteten Kaffer und Abends einen ſelbſtgebrauten Punſch und ſpielten darauf bis in die ſpäte Nacht Whiſt, ehe wir unſeee Schlafſtätten aufſuchten, d. h. die Tiſche und Stühle in rine Ecke rückten und uns auf den Boden iegten. Unſee Kislar-Aga, dee den erſten Tag jeden unſerer Schrittr und Telttr mit der größten Malice bewacht und ſtets mit ſeinem langen Stock in dee Luft geſuchtelt hatte, wurde mit der Zeit ganz geſchmeidig und unſer beſter Freund. Er hieß Muſtapha und ſuchte nebſt ſelnen Trabanten jede Communikation nach außen zu verhindern, wobei ſie aber ſelbſt in unſee Zimmer kamen, unſere Sachen anfaßten nnd ſich als ächte Muſelmänner und Fataliſten aus der Anſteckung nichts zu machen ſchienen, es ſey denn, daß ſie unſern Woeten, wir ſeyen nicht in Schumla geweſen, Giandrn beimaßen. Kuez, ſie ſpielten mit uns, ſo zu ſagen, Quarantäne, nnd ließen uns im Innern allr Freiheit. Sogar unſer Mohr, der den Tag über mit uns eingeſchloſſen war, verließ das Haus zuweiien Abends, um einer Damr ſeiner Brkanntſchaft eine Viſite zu machen. Ein großer, mit Maulbeerbäumen depflanzter Gartrn, dee an unſer Gefängniß ſtieß, diente uns als Spazlerplatz nnd Jagdgehege; wir ſchoſſen hier jeden Morgrn oder Abend einige Rebhühner, von denen ſich große Ketten ſtets dort aufhielten. Ein anderer Zeitveetreib beſtand darin, daß wir mit unſern Geweheen und Piſtolen nach irdenen Gefäßen ſchoßen; kurz, wir amuſieten uns, ſo gut es ging, um die uns beſtimmten zehn Tage zu tödten. Man hatte uns mit dieſer Friſt ſehe gnädig behandelt, denn die Vorſchrift iſt eine vierzehntägige Quarantäne.

Wir hatten die ganze Zrit übee unbeſchreiblich ſchönes und waemes Wettee, dee Himmel hing blau und eeln über uns, und das Laub der Bäume ſo wie das Gras zu unſern Füßen war ſaftig und grün wie bei uns im Frühjahr, und doch hatten wir ſchon die Mittr Novembees beinahe ereeicht. Den Untergang der Sonne und den Eintritt der Nacht, die hier faſt ganz ohne Dämmerung einbricht, genoſſen wie meiſtens voe der Thüee, auf einer Binſenmattr ſitzend, und ſahen, wie die Minaeets des Ramaſans wegen allmählig beieuchtrt wurden und in kuezer Zeit mit Tauſenden von Lichtrrn durch die Nacht glänzten. — Wahehaft lächeelich war in dieſen Augenblicken das Benehmen unſerer Türken. Sie, die während dieſer Zeit den ganzen Tag ſich aller Speiſen und Getränke, ſogae des Rauchens enthalten müſſen, faßten ſchon geraume Zeit voe Sonnenuntergaug ihee Löffel und Pfeifen und fielen beim Knallen des Kanonrnſchuſſes, der das Endr des Tags anzeigt, mit waheer Wuth über Speiſrn nnd Tabak her.

Von Adrianopei ſelbſt bekamen wir während unſerer Gefangenſchaft nicht viei zu ſrhen; aus unſerm Bodenfenſtee, dem höchſtrn Punkt des Hauſes, überſahrn wir rinige Reihen türkiſcher Häuſee, an einem kleinen Berg hinaufgebaut, und ausgebreitrtr Roſenpflanzungen, aus deren Blumen das Roſenöl gewonnen wied, womit Adrianopel den Orient und Occident verſoegt. Jn der Ferne erhod ſich die Moſchee Sultan Srlims, nach der Aja Sophia in Konſtantinopei die ſchönſte des ganzen türkiſchen Reichs. Rechts ſahen wir aus dunkeln Platanen einige haldzerfallene Mauern und Kioske herabblicken, deren großartige Foemen nnd relche Weezierungen von früherer Herrlichkeit ſpeachen — das alte Seeaii.

Nachdem wie ſo neun Tage verlrdt, trat Abends der Aezt in unſer Zimmee und kündigte uns füe den folgenden Tag die Freiheit an; zuglrich donnertrn an allen Punkten dee Stadt die Kanonen und die Jllumination der Minaeets wae großartiger und reicher als gewöhnlich. Aber all dies geſchah nicht uns zu Ehren; ein Kurier hatte am Abend die Nachricht gebracht, daß dem Geoßherrn in Stambui die achte Tochter geboeen ſey. — Am andern Morgeu erſchien dee Oberaufſeher der Quarantäne und führte uns duech einen Handſchlag wieder in die allgemeine menſchliche Geſellſchaft ein.

(Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

L'Abbé galant. Descente de la Courtille.

Gleich darauf erfährt man im Foyer, daß das Stück und beſonders der bewußte Auftritt den größten Beifall erhalten

habe; auch die am Tage gehaltene Predigt deſſelben Verfaſſers über die Gottloſigkeit des Schauſpiels, welcher Predigt Ludwig XV. ebenfalls beigewohnt, hat tiefen Eindruck gemacht. Der Verfaſſer wird vom König zum Bibliothekar gemacht und der junge Tonkünſtler, ſein Buſenfreund, aus der Schuldhaft entlaſſen. An ſich iſt das Stück abgeſchmackt; auch würde es unerträglich ſeyn, wenn ein gewöhnlicher Schauſpieler den Abbé galant gäbe; aber die Rolle wird vom vortrefflichen Bouffé geſpielt, einem Künſtler, der auch abgeſchmackte Rollen ſo hinreißend ſpielt, daß man nur ſeine Virtuoſität ſieht und bewundert. Die Scene, wo er zuerſt mit frommem Abſcheu den Aufenthalt der Komödianten betritt, aber allmählig in ſeiner Eigenliebe als Autor ſich geſchmeichelt fühlt und ſich bewegen läßt, den Operntext für den ſeinigen anzuerkennen und die Probe ſelbſt zu leiten, iſt meiſterhaft. Bouffé iſt faſt immer auf der Bühne und hat eine ſehr ſchwere Rolle, er gibt ſie aber mit ſolcher Leichtigkeit, daß man das Ermüdende derſelben gar nicht merkt. Die Darſtellung der üppigen, ſcheinheiligen Zeit der vorletzten Könige des alten Frankreichs iſt übrigens jetzt ein Lieblingsthema der franzöſiſchen Theaterdichter. Das kleine Theater im Palais royal hat eine Menge Stücke, in welchen die gläuzende Liederlichkeit jener Zeit ſehr grell geſchildert wird. Zuweilen überſpringt die Schilderung die Grenzen des Anſtandes; das Publikum ſcheint aber Gefallen an dieſen nackten Gemälden zu finden. — Nach dem Abbé galant wurde noch ein kleines Luſtſpiel gegeben, „le Roman intime," von Fournier, in welchem bloß zwei Perſonen, Mann und Frau, vorkommen. Erſterer, ein verſtändiger Ehemann, will ſeine Frau von ihrem Hang zu romanhaften Ideen und Situationen heilen, und ſpielt ihr daher Briefe in die Hände, in welchen ein unſichtbarer Anbeter ihr hoch und theuer Liebe und Verehrung ſchwört, und ſich im Falle der Unerbittlichkeit erſchießen will. Die Frau theilt ihrem Manne die erſten Briefe mit; da dieſer ſich aber gleichgültig zeigt, überläßt ſie ſich ihrer Romantik und ſchreibt Antworten; es folgen andere Briefe, worunter einer, den der Ehemann nicht geſchrieben hat. Dies macht ihn beſtürzt, und er beſchließt weislich, die Sache nicht weiter zu treiben und der falſchen verliebten Korreſpondenz ein Ende zu machen, damit nicht etwa eine wahre daraus werde, und ein wirklicher Roman zu Stande komme, deſſen Entwickelung anders ausfallen könnte, als er wünſcht. Das kleine Luſtſpiel iſt witzig und nicht lang, zwei Vortheile, die man am Ende einer langen Vorſtellung vollkommen würdigt. — Auf der Bühne des Variététheaters wird zum Ergötzen des Publikums das Ende des Pariſer Karnevals oder die ſogenannte descente de la courtille dargeſtellt, und dieſes Stück zieht das Publikum ſo ſehr an, als der Abbé galant des gymnase dramatique. In der Wirklichkeit iſt dieſes Abziehen des Pöbels aus den Kneipen der Courtille außerhalb der Barrière du Temple am Morgen des Aſchermittwochs eines der häßlichſten Schauſpiele, die ſich denken laſſen. Nach drei durchſchwärmten Tagen und Nächten taumelt der Pöbel trunken und erſchöpft ſeinen Wohnungen zu und zeigt ſich in ſo abſtoßender Häßlichkeit, daß, wenn ſich Leute von höherer Bildung auf dem Wege zeigen, welche ihn mit Verwunderung betrachten, er über ſich ſelbſt erbittert wird und die vornehmen Leute aus einer Art Verzweiflung mit Koth und Steinen bewirft; deßhalb verſtecken ſich die Leute, welche dennoch den ſonderbaren Zug am Aſchermittwoch anſehen wollen, in den Schenken der Vorſtadt. Man kann es dem Pöbel nicht verdenken, daß er den Vornehmern nicht zum Schauſpiel und zur Beluſtigung dienen will; aber noch ehrbarer wäre er, wenn er während der drei Faſchingstage ſich nicht ſo herabwürdigte und die mit ſo ſaurer Mühe erworbenen Sous verſchlemmte. Schon vor der Revolution beſuchte die vornehme Welt die Courtille, um den Pöbel zu belachen. Jetzt wagt es Niemand mehr, denſelben zu verſpotten, aber er betrinkt ſich noch immer und bringt den mühſamen Erwerb auf die ſchmählichſte Weiſe durch. Hierin hat die Revolution, welche ſo vieles geändert hat, ſehr wenig gebeſſert. Vielleicht geht noch eine lange Zeit hin, ehe die descente de la courtille aufhört oder ein erfreulicheres Schauſpiel darbietet.

Dg.

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Racines Athalie.

Brauche ich Ihnen zu ſagen, daß es kreiſende Berge waren? Aber tauſendmal Tauſende hörten ſie kreiſen und glaubten es. Solche Allgewalt hat ein Gerücht, wo der Stimme der Wahrheit der Mund geſchloſſen iſt. Hätte ein einziges hieſiges Blatt dieſe Befürchtung klar und deutlich ausgeſprochen, es hätte nicht einmal einer Widerlegung bedurft; die Thorheit einer ſolchen Befürchtung wäre von ſelbſt an's Licht getreten. Das Stück gefiel nicht, das war die ganze Sache. Und was dem Publikum nicht gefällt, und es hat dafür Entrée bezahlt, da hat es von Uralters ein Recht, ſein Mißfallen auszudrücken. Die Gegenwart des Königs und des Hofes, ſagen Einige, müſſe dieſes Mißfallen zurückhalten. In Berlin wäre das eine Neuerung. Der hochſelige König wohnte der Aufführung jedes neuen Stückes bei, und doch wurden mehrere derſelben ausgepocht, auch ſolche, wo das Publikum deutlich ſah, daß der liebevolle Monarch ſich dafür intereſſirte. Der Geſchmack iſt verſchieden; wenn der König ſah, daß das Publikum anderer Anſicht war, als er ſelbſt, zog er ſich hinter ſeine Gardine zurück und ließ wohl das Stück auf ſeinem Theater in Potsdam ſpielen. Es kam aber Niemand in den Sinn, daß das Pochen eine Kränkung oder Mißachtung der königlichen Rechte ſey. Bei der zweiten Aufführung der Athalie (jetzt zur israelitiſchen Athalja reſtituirt) war es ruhig. Sie war wenig beſucht; das iſt das beſte Urtheil. Es iſt thöricht, zu glauben, daß die in großer Anzahl bemerklichen Polizeibeamten beauftragt geweſen ſeyen, einen Beifall zu erzwingen. Ihre Anweſenheit war lediglich durch das Gerücht veranlaßt, daß man eine muthwillige Störung der Aufführung beabſichtige. Und nicht minder thöricht iſt die Meinung, daß von nun alle und jede Aeußerung des Mißfallens bei polizeilicher Ahndung unterſagt werden ſolle. Damit hörte das Theater auf ſelbſt das zu ſeyn, was es war; und wie man beſtimmt weiß, will unſer König das Inſtitut dem Publikum und der Kunſt ganz zurückgeben. Vielleicht wäre der Erfolg doch kein ſo auffallend ungünſtiger geweſen, wenn nur die Erwartung eine andere geweſen wäre. Bei vielen regte ſich eine fromme Erinnerung aus ihrer Jugend, wo die Schulzeſche Muſik zu den Chören feierliche Stimmungen in ihnen erweckt hatte. Dieſe Stimmungen waren ſchön und bleiben ſchön; die heutigen Bretter ſind aber nicht mehr der Ort, ſie zu nähren und zu wecken. Man ſah ſich getäuſcht und ward verſtimmt. Das iſt durch keine Gewalt zu ändern.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 25. Februar 1841.

— Ihm dünkt, er höre Doppeltritte
Als ob mit ihm der Geiſt des Hauſes ſchritte.
A. Grün.

Landreiſe von Rutſchuk nach Conſtantinopel.

(Fortſetzung.)

Unſer erſter Ausflug war nach dem alten Serail gerichtet, das in ſeiner verfallenen Herrlichkeit, öde und einſam zwiſchen den dunkeln Bäumen, mich ſchon lange geheimnißvoll angelockt hatte. Wir gelangten über eine große, gepflaſterte Esplanade zum äußerſten Thor, vor dem man uns zwei runde große Steine zeigte, auf welche die Köpfe der Hingerichteten geſteckt wurden. Rechts und links lagen in Schuppen gute Kanonen auf ihren Lafetten. Duech dieſes Thor traten wir in den erſten Hof, der ziemlich groß iſt und mit kleinen Steinen gepflaſtert, zwiſchen denen das Gras hervorwuchert. Alles war ſtill um uns, jeder Fußtritt hallte in den unbewohnten Räumen wieder und die Treppen zu den Gebäuden waren zerfallen. Ein Springbrunnen im Hof war mit Schlingkraut umwachſen, und um die abgebrochenen Waſſerröhren ſpielten kleine Eidechſen; es kam mir vor wie ein verzaubertes Schloß, urplötzlich von ſeinen Bewohnern verlaſſen. In einem Ziehbrunnen hing noch der Eimer; wir zogen ihn heraus und genoſſen das eiskalte Waſſer. In einem Thorweg ſtand eine vergoldete Damenſänfte mit ihren dünnen Gitterſtäben, einem großen Vogelbauer ähnlich. Der zweite Hof war mit Gebäuden umgeben, in denen die Dienerſchaft gewohnt, und führte durch eine Art Kiosk in den dritten und letzten, zum Sitz der Glückſeligkeit und der Geheimniſſe des Harems.

Vor hundert Jahren wäre der Eintritt in dieſes Thor der Eintritt in unſer Grab geweſen; jetzt erhoben ſich nur rechts und links einige Raubvögel und wilde Tauben, ängſtlich flatternd, als wollten ſie uns admahnen, weiter vorzudringen. Auf dem Hofe und vor den Gebäuden dieſelbe Verödung wie im erſten und zweiten: unſere Vorſtellungen von orientaliſchem Luxus und der geträumten Pracht eines Serails wurden hier ſehr herabgeſtimmt: alte Gebäude von Holz, mit gemalten geſchmackloſen Zierrathen überladen. Wir beſahen jetzt das Salamik, oder Haus der Männer, ſo wie die Haarems. Erſteres beſteht vorzüglich aus einem thurmähnlichen, ziemlich hohen Gebäude, von deſſen Plattform wir nach Erſteigung einer halsbrechenden Treppe einer ſchönen Ausſicht auf die Stadt und Umgegend genoſſen. Im Innern iſt der Bau in drei Stockwerke getheilt, von denen die untern drei, das obere zwei Zimmer enthalten. Hier ruhten die alten Sultane und ſahen dem Plätſchern der Springbrunnen zu; hier überdachten ſie, welchen Vezier oder Paſcha ſie mit der ſeidenen Schnur beglücken ſollten. Dort in der Ecke lag der Großherr und machte mit der Hand eine horizontale Bewegung, wenn ihm der

Großvezier die Namen von Gefangenen oder Verdächtigen, vielleicht auch nur Reicher mit lockenden Besitzungen, vorlas, und diese Handbewegung fuhr als schrecklicher Blitzstrahl über's Land hin, rüttelte hundertfachen Jammer auf und fraß das Glück ganzer Familien. In jenen Vorzimmern standen die Großen des Reichs und warfen sich nieder vor dem Beherrscher der Gläubigen, wenn er hindurch ging nach dem dahinterliegenden, auf's köstlichste eingerichteten Gemach, wo ihm der Kislar-Aga die frisch angekommene weiße Sklavin triumphirend zeigte. Wie viel Thränen und Flüche mögen diesen Boden benezt haben! mehr als er zu tragen vermochte, denn er ist jezt durchfressen und eingestürzt. Die Wandbekleidungen sind meistens herabgefallen und bedecken die Erhöhungen, auf welchen die prachtigen Polster lagen. Die Springbrunnen sind trocken und verstaubt, das Ganze eine Ruine, von Gespenstern bewohnt, die sich an meine Brust hängten und mich erst losließen, als ich wieder den freien blauen Himmel über mir hatte.

Der Harem ist freundlicher und besser erhalten als alle andern Gebäude. Der Aufseher weigerte sich Anfangs, uns das Kiosk der Sultaninnen aufzuschließen, und konnte nur durch ein bedeutendes Trinkgeld dazu bewogen werden. Dieses Gebäude bildet ein regelmäßiges Viereck mit zwei Thüren, zwischen denen ein Vorsprung oder Erker sich befindet, von dessen Fenstern aus man dieselben genau bewachen konnte. Hier wohnten die Eunuchen, um die Eingange zu den Zimmern ihrer armen Gefangenen stets im Auge zu haben. Wir traten zuerst in eine Art Vorsaal, mit Marmor schön ausgelegt und ziemlich gut erhalten; in der Mitte der unentbehrliche Springbrunnen, aber auch hier ohne Wasser. Dieser Saal diente als gemeinschaftlicher Spielplatz; er hat rings Erhöhungen zu Divans und eine Wand von geschnitztem Holze. Die Fenster bestehen zum Theil aus farbigem Glase mit grotesken Blumen und sind mit doppelten Gittern versehen. Weit reicher noch und mehr orientalisch sind die innern Zimmer, die Wande belegt mit Ziegeln, deren bunte Bemalung in lebhaften Farben Blumenguirlanden vorstellt. Es war ein eigenes Gefühl, hier zu wandeln, wo früher außer dem Großherrn und den Eunuchen kein männliches Wesen geduldet wurde, sich hinzustrecken auf die Erhöhungen, auf deren Polsteen die Sultaninnen gelegen, und die kleinen, noch gut erhaltenen Wandschranke von vergoldetem Holze zu öffnen, worin die Odalisken Kleider und Geschmeide sorgsam verwahrt. Ich weiß nicht warum, aber wir sprachen Alles leise zusammen, als fürchteten wir, draußen schlafende Wachter zu erwecken; auch hielten wir uns nicht sehr lange hier auf, denn unser Führer schien seine Vollmacht überschritten zu haben, indem er uns diese Gemacher zeigte; er trieb beständig zur Eile an und blickte stets nach dem Hofthor, als fürchte er dort einen Verräther erscheinen zu sehen. Einer unserer Begleiter, der Dragoman des englischen Konsuls, erkläete uns noch einige Sprüche des Koran, die an die Wände geschrieben waren, und zeigte uns die Namen der sechs Propheten, Mahomed, Osman, Omar, Ali, Abubekr und Hassan, die fast in allen türkischen Häusern irgendwo in großen Schriftzügen zu lesen sind. Hier waren sie in die Fayence der Wandbekleidung eingebrannt.

Wir verließen das Harem; ich brach mir eine wilde Blume, die in einem der Zimmer aus dem Fußboden hervorwucherte, und legte sie als Andenken in die Brieftasche. Ein großer Hirsch, der sich auf dem Hofe zu langweilen schien, begleitete uns in zierlichen Kourdetten bis zum Thor der Glückseligkeit, wo er uns stolz verließ und in die Gemächer zurückkehrte. Wir wanderten der Stadt zu, die, obgleich eng und winklicht gebaut, wie alle türkischen Städte, doch etwas reinlicher schien als Schumla. Wir begaben uns zunächst zu der großen Moschee Sultan Selims, die mit ihren vier Minaeets und großartigen Kuppeln eines der schönsten Gebäude ist, die ich je gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe an eine Dame über die Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Bei Hofe liebte man besonders eine Art Maskenball, den man „eine Wirthschaft" nannte. Der König machte den Wirth einer Schenke, die Königin oder eine Prinzessin die Schenkwirthin, die vornehmsten Damen des Hofes die Laufmädchen und Kellnerinnen. Die Bürger Dresdens durften zusehen und die Hofleute machten die Gäste. In dieser Ironie, wo Aem sich in Reich, Reich scheindar sich in Arm verwandelt, gefiel sich die übermüthige Zeit. Man mußte die Lust durch ihren Gegensatz aufkitzeln. Aber ein guter Humor fand sich in der Regel bei diesen Festen ein, und die Späße des Adels ergözten das Volk. Es lag sogar eine Art Popularität darin, denn man konnte den König wie die Großwürdenträger des Staats in einer lustigen Farce gutmüthig um den Beifall des Pöbels buhlen sehen. Das Volk erzählte sich die Späße und der Hof war kein beneideter oder heimlich gehaßter Gegenstand, sondern etwas, was der gute Dresdner Bürger, der sich gern amusirte, nicht entbehren konnte.

Digitized by Google

Diese „Wirthschaften“ wurden im Sommer und im Freien gehalten und wie kleine Stegreifkomödien mit einem Prolog eingeleitet, den der Hofpoet zu sprechen hatte und in welchem er dem Publikum andeutete, daß der gute und ehrliche Wirth zum weißen Adler oder zum weißen Falken sein Wirthshaus neu etablirt habe und sich den hochgeehrten Gästen, die ihn mit ihrem Zuspruch beehren wollten, bestens recommandire. Darauf zeigte sich der König an der Thüre seines Wirthshauses, und die Hofgesellschaft zog unter dem Schall eines Dudelsacks und einer Dorfflöte in die geputzten Räume. Die Hausknechte forderten die Kellnerinnen zum Tanz auf, und die hübscheste und gesuchteste Kellnerin war die schöne Gräfin Orselska, Augusts natürliche Tochter, die „die Schönheit ihres Jahrhunderts“ genannt wird. Der Ruf der Schenke war so weit verbreitet, daß, wie der Hofpoet berichtete, die Bauern aus allen Ländern herbeizogen; da gab es Italiener, Franzosen, Schweden, Norweger, aber am zierlichsten zeigten sich die hübschen Bergmannsfrauen und Töchter aus dem sächsischen Erzgebirge in der Nationaltracht. Die Genüsse des Luxus und der königlichen Pracht bildeten einen grellen Gegensatz zu diesen Masken. Am Schlusse trat der lustige Poet wieder hervor und erschreckte die Gäste, indem er eine ungeheure Zeche vorzeigte, sie aber auf Befehl des Wirths zerreißen mußte.

In Scherzen der Art, wie sie an allen Höfen damaliger Zeit, ausgenommen am Hofe von Versailles, Sitte waren, lag mehr Sinn und gemeinverständliche Bedeutung als in den großen und so kostbaren mythologischen Aufzügen und Späßen, die einen ganzen Commentar nöthig hatten, um nur nothdürftig verstanden zu werden; die Unkenntniß der Mitspielenden selbst verursachte oft die lustigsten Verwechslungen. August aber zog, wie es scheint, diese mythologischen Spielereien den andern Festen vor, weil sie ihm Gelegenheit gaben, die größte Verschwendung in Kleidung und Tafelgenüssen an den Tag zu legen. So zeigt er sich einmal als Großtürke in einem Kaftan, dessen Knöpfe allein über eine Million Thaler geschätzt wurden. Faßman, der das Leben des Königs beschreibt, vergißt bei solchen Gelegenheiten nie, die Zahl und den ungefähren Werth der größten Diamanten anzugeben. — In Moritzburg werden die meisten Jagden veranstaltet, und diese grausamen Thierquälereien scheinen eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens für Hof und Adel abzugeben. Der Baron von Loen beschreibt diese Paforcejagden auf's umständlichste und zeigt den König als den beherztesten und gewandtesten Jäger. Die Damen, die immer dabei seyn wollten, schossen fehl, obgleich man es ihnen bestmöglichst bequem machte, und manches arme Thier fand eine verlängerte Qual bei den stümperhaften Mordversuchen einer kleinen ungeschickten Prinzessin. Die Gräfin Dönhoff geht sogar auf die wilden Schweine los, und der Baron Loen geräth über diese Kühnheit in ein solches Entzücken, daß er drei Seiten seines Buches fast nur mit Exclamationen anfüllt. Graf Moritz von Sachsen, dieser liebenswürdige Don Quixote, ist der einzige, der mit seinem erlauchten Vater rivalisirt; die übrigen vornehmen Parforcejäger bleiben klug zurück oder machen sich, noch klüger, lächerlich, denn der König und Flemming wollen etwas zum Lachen haben, wenn nach vollendeter Jagd das Trinkgelage angeht. — Ein Fischerfest, das bei Nacht auf der Elbe gehalten wurde, und von dem Faßman eine weitläufige Beschreibung macht, muß wirklich etwas Feenhaftes gehabt haben. Hunderte von Gondeln, prächtig geschmückt, an ihrer Spitze der Bucentaur des Königs, bewegten sich stolz die Elbe hinab, im Glanz zahlloser Fackeln und unter rauschender Musik.

Doch genug von diesen Festen, die in ununterbrochener Reihenfolge einander drängten und zu denen die Gelegenheit nie mangelte, da selbst im schlimmsten Mißgeschick des Landes, als Karl XII. die Grenzen bedrohte und verlorene Schlachten, wie eine verlorene Krone, eine Krisis des Staates bezeichneten, August auf Festzüge und Ueberraschungen dachte. — Ich habe Ihnen somit „den prächtigsten Hof Deutschlands,“ wie ihn die Zeitgenossen nennen, geschildert; jetzt mag zum Gegensatz einer folgen, der die einfachsten Formen zeigt und wo statt der Pracht und des schwelgerischen Luxus strenge Sparsamkeit herrschte. Es ist dies der preußische Hof unter Friedrich Wilhelm I., dem Vater Friedrichs des Großen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Löwe. Die Crelinger. Egmont.

Von dem Abgang der Löwe schrieb ich Ihnen neulich. Es gab keine Revolution, aber ein Nachspuck blieb nicht aus. Nachdem man ihr die ungemessenen Forderungen verweigert, hieß es, die Direction sey, als sie fort war, andern Sinnes geworden. Man habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, sie der Berliner Oper doch zu erhalten, und da ein Courier sie nicht mehr vor Paris erreichen können, seyen eilige den Telegraphen arbeiten, der den Flüchtling in Frankfurt aufhalten und ihm alles zusagen solle, was er verlangt. Ich, meines Theils, wünsche, daß dem nicht so ist; und ich glaube, die Mehrzahl aller Vernünftigen theilt den Wunsch. Allerdings ist die Oper an ersten Kräften verarmt, aber, und wenn sie auf einige Jahre ganz einginge, besser das,

Digitized by Google

als ein gutes Princip, und ein nothwendiges, im Augenblicke, wo man es endlich gefaßt, wieder um einen temporären Vortheil aufgeben. Zur Entschuldigung der Inconsequenz wird angeführt, daß die schon engagirte Sängerin, Madame Gentilhuomo aus Hannover, entweder freiwillig oder gezwungen abgeschrieben habe. Auch darüber gibt es viel Gerede und seltsame Gerüchte. Unter allen Sängerinnen, die in lezter Zeit hier gastirt, hatte sie den meisten Beifall gefunden. Sey es nun, daß der Wille des Königs von Hannover oder zartere Verhältnisse sie fesseln, so scheint soviel doch gewiß, daß Berlin sie nicht gewinnt. Aber wäre das Unglück so entsetzlich, wenn die Oper, nachdem sie viele Jahre dominirt, auf einige Jahre ganz zurückträte, um dem Schauspiel Athem zu gönnen? Wenigstens ist darum Holland nicht in Noth. Es ist jezt wieder ganz still, und man weiß nicht, ob der geflügelte Bote die Sängerin ereilt und was sie geantwortet hat. Nehmen wir die Stille als ein gutes Zeichen, daß es beim einmal gefaßten Beschluß bleibt. Das Theaterlexicon ist schon so lückenhaft, daß man auch das Wort unentbehrlich daraus streichen sollte. — Mitten in diesem Ehrenstreit beschäftigte uns ein anderer, der öffentlich in den Zeitungen ausgefochten ward. Unsere Ernestinger hatte es für nöthig gefunden, einem Korrespondenten zu antworten, der in der Eleganten ihren Einfluß auf das Theaterregiment ihrer Meinung nach zu hoch anschlug. Ich halte es für kein Unglück, wenn in einem künstlerischen Gemeinwesen, wo kein kunstverständiges Oberhaupt ist, ein Künstler oder eine Künstlerin die Direktion ergreift. Besser ein nicht legitimer Wille als gar kein Wille. Freilich unter einem Iffland und Schröder hätte das nicht geschehen dürfen. Es geschieht doch manches auf einem Hoftheater, was sonst nicht geschähe, wenn ein Schauspieler sich dafür interessirt; und etwas durchsetzen ist jedenfalls besser, als alles gehen lassen, wie es geht. Das unbetheiligte Publikum verargt es daher unserer ersten Künstlerin ganz und gar nicht, wenn sie zuweilen hinter den Coulissen ihren Willen ausspricht und hinzusezt: „Rom hat gesprochen." Das moderne Rom liebt es aber nicht immer, laut zu sprechen, wenigstens nicht, daß alle Welt weiß, es habe gesprochen. So fühlte sich auch unsere Künstlerin gekränkt und widersprach; der Sprecher entgegnete, und alsbald fand sich auch ein Ritter für sie ein. Es war und blieb ein leeres Wortgefecht, und das allein war bemerkenswerth, daß man ihm keine politischen Motive unterschob, obgleich der eine Kämpfer sich für einen adeligen Palladin, der andere für einen bürgerlichen Champion gab. Auch ließ die Censur beide Ritter ohne alle Striche fechten.

Ein weit ernsthafteres Ansehen gewann der Streit um Egmont. Soll ich Ihnen den großen Kampf der Mächte wiederholen? In alle Blätter ist er bereits übergegangen, große politische Zeitungen haben ihm lange Spalten gewidmet. Fürchterliche Anklagen sind zu Tage gekommen. Ob Egmont ein revolutionäres Stück sey, ob es politische Aufregungen veranlassen, Sympathien für Belgien wecken könne? Daran sollte man freilich denken, da es aus Staatsrücksichten ein Vierteljahrhundert liegen geblieben. Nein, ob Herr Gruna oder Herr Devrient die Hauptrolle spielen solle. Herr Devrient hat gesiegt, und die Freunde des Herrn Gruna sprühen Feuer und Flammen. Ich bin nicht zum Richter berufen, und habe auch nicht alle Akten eingesehen. Nach dem, was ich von beiden Theilen höre, wird wohl auf beiden Seiten etwas Recht seyn. Was in dem speciellen Falle die Direktion gesündigt oder nicht gesündigt hat, indem sie dem Einen die zugetheilte Rolle nahm, um sie dem Andern zu geben, bleibe auf sich beruhen. Was thut ein Tropflein, in ein Meer gethan? Aber das Wesen des Streites reducirt sich auf eine allgemeine Frage. Auch wo die Personalien unbekannt sind, dürfte sie von Interesse seyn. Wenn für eine bedeutende Rolle in einem classischen Stücke an einem Theater kein Darsteller sich findet, der vermöge seiner natürlichen Gaben und Intelligenz den Charakter so ausfüllt, wie der Dichter ihn sich dachte und das Publikum ihn kennt, wenn also zu Surrogaten geschritten werden muß, wer hat dann den Vorzug: ein Schauspieler, dem die Natur die Mittel versagte, den Helden zu repräsentiren, der aber vermöge geistiger Durchbildung die Intention des Dichters den Zuschauern vollkommen klar machen kann, oder ein Schauspieler, welcher, mit diesen Mitteln begabt, den Charakter repräsentirt, aber, ohne die höhere geistige Weihe, den Dichter nicht in allen seinen Intentionen aufleben läßt? Die Antwort scheint mir sehr einfach: es kommt auf das Publikum an; ob dieses lieber schauen will und von der Macht der Darstellung hingerissen zu werden verlangt, oder ob es auch so geistig durchgebildet ist, um mit Symbolen für die Wirklichkeit sich zu begnügen. In Berlin ist dies sehr zweifelhaft, wie auch der gespaltene Applaus des ersten Abends zeigte. Am zweckmäßigsten erschiene deßhalb der Vorschlag, die beiden fraglichen Darsteller in der Rolle alterniren zu lassen. Da fände jeder, was er wünscht, und bei dem allgemeinen Interesse, welches Egmont angeregt, auch das Theater seine Rechnung. Es ist so lange her, daß wir dieses aus dem eigenthümlichst deutschen Geiste hervorgegangene Trauerspiel nicht dargestellt sahen, daß diesesmal eine jede Darstellung ihr Publikum gefunden hätte. Aber der Erfolg, den dramatische Vorlesungen fortwährend in Berlin haben, beweist ebenfalls, daß ein großes durchgebildetes Publikum da ist, welches ohne sinnliche Eindrücke mit der reingeistigen Auffassung eines classischen Dramas zufrieden ist. Ich für meine Person bekenne, daß, wenn ich in's Theater gehe, auch sehen will und nach sinnlichen Eindrücken verlange. Devrient faßte den Egmont so auf, daß Goethe selbst, wenn er lebte, sich und seine Intentionen wieder erkannt hätte, aber den Helden, voll übermüthigen, liebenswürdigen Trotzes, diese übersprudelnde Sorglosigkeit eines glücklichen Lebemanns, diesen vollkräftigen Goethe, der sich nur selbst in Egmont abdrückte, kann die Kunst allein, ohne eine besondere Naturgabe, nicht in's Leben rufen. Egmont ist ein Belgier; sehe man doch alle niederländischen Bilder an. Da gehört das Fleisch zum Geist; beide lassen sich nicht trennen. Alba fand einen vortrefflichen Repräsentanten in Seidelmann. Nächst dem Cromwell scheint mir dieser Alba eine seiner gelungensten Darstellungen. Auch Wansen wurde von Weis trefflich gegeben. Das Ganze war gut gerundet, auch die Volksscenen gelangen. Der Erfolg ist eine wahre Aufmunterung für unsere Schauspieler, in classischen Meisterwerken sich weiter zu versuchen. Machiavell und Margarethe von Parma waren gestrichen. Ob aus Gründen, oder weil das Stück sonst zu lange spielte, ist unbekannt. Der viel gefürchtete politische Eindruck unterblieb gänzlich. Der wichtigere Streit, ob Gruna oder Devrient ein besserer Egmont sey, scheint die Theilnahme und Aufregung völlig absorbirt zu haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 26. Februar 1841.

— Saepe videmus
Ipsius in voltu varios errare colores.
Virgil.

Neues über die Natur der Sonnenflecken.

Von Dr. Nürnberger.

Die großen ſchwarzen Flecken, welche ſich oft plötzlich auf der glänzenden Sonnenſcheibe bilden, langſam über dieſelbe wegziehen, am weſtlichen Rande der Sonne verſchwinden, dann eine Zeit lang unſichtbar bleiben und hierauf am öſtlichen Rande wieder hervorzukommen pflegen, ſind eine ſo höchſt auffallende Erſcheinung, daß ſie gewiß die Aufmerkſamkeit der meiſten der Leſer auf ſich gezogen haben. Man braucht ja die Sonne, da ſie ſelten ganz fleckenfrei iſt, nur zuweilen durch ein gewöhnliches Fernrohr, vor deſſen Augenglas, zur Schützung des Auges vor dem Glanze, ein ſtark gefärbtes Planglas geſchraubt iſt, aufmerkſam zu betrachten, um ſich ſelbſt vom Vorkommen ſolcher Flecken auf ihr zu überzeugen. Nun erklären ſich zwar alle Lehrbücher der Sternkunde darüber, und ich ſelbſt habe mich in dieſen Blättern bereits darüber vernehmen laſſen, ſo daß der Gegenſtand erſchöpft ſchien; wie denn aber die Wiſſenſchaft, zumal in unſerer wunderbaren Zeit, in keinerlei Beziehung ſtill ſteht, ſo hat ſie ſich auch der Sonnenflecken neuerdings bemeiſtert, und ein in meiner Nachbarſchaft lebender genauer Beobachter * theilt darüber neue Entdeckungen mit, welche um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdienen, als ſie wichtige Schlüſſe auf die wahre Beſchaffenheit des großen, herrlichen Sonnenkörpers zu geſtatten ſcheinen. Zur leichtern Verſtändlichkeit der Sache wird es aber doch angemeſſen ſeyn, das Allgemeinere von den Sonnenflecken zuvor noch einmal in das Gedächtniß der Leſer zurückzurufen, damit ſie nicht nöthig haben, nach einem andern Buche zu greifen.

Zuvörderſt bemerke ich, um mich bei den unten vorkommenden Angaben über die erſtaunliche Größe mancher dieſer Sonnenflecken darauf beziehen zu können, daß die Oberfläche der Sonnenkugel die unſerer Erdkugel an Größe mehr als 10,000mal übertrifft: die Oberfläche der Erde (Land und Meer) beträgt allerhöchſtens zehn Millionen Quadratmeilen; die Oberfläche der Sonne darf auf mehr als 100,000 Millionen Quadratmeilen angeſchlagen werden; — ein Stück Oberfläche von der Größe unſerer ganzen Erde iſt alſo nur ein ſehr unde-

* Hemke in Drieſen. Ich weiß nicht einmal, ob es dem beſcheidenen Manne recht ſeyn wird, daß ich ihn hier nenne. Indeß verdient die Beharrlichkeit und Genauigkeit ſeiner Beobachtungen dieſe öffentliche Anerkennung; und ich kenne keine beſſere Garantie für meine darauf gebauten, oben vorzutragenden Muthmaßungen über die Natur des Sonnenballs.

Digitized by Google

deutender Theil der Sonnenoberfläche. Man könnte, nach bekannten Regeln der Geometrie, schon daraus auf den cubischen Inhalt der Sonnenkugel schließen; ich führe aber, um den Lesern die Rechnung zu ersparen und ihrer Einbildungskraft doch zu Hülfe zu kommen, sogleich an, daß man aus der Sonnenkugel 1,300,000 der Erde gleich große Kugeln machen könnte. *

Von der Natur dieser ungeheuern Kugel machten sich die ältern Weltweisen ganz den Begriff, welcher durch den ersten sinnlichen Schein geboten wird; die Sonne war ihnen ein Feuer (nach den Vorstellungen der aristotelischen Schule das reinste Feuer), und diese Meinung hat sich bis auf Herschel ziemlich allgemein erhalten. Kircher (Jesuit und vielgelesener naturwissenschaftlicher Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, dessen Werk: „Mundus subterraneus“ sich besonders ausführlich über diesen Gegenstand verbreitet) glaubte die Sonne als ein „Meer von Feuer und Flammen, etwa wie fließendes und wallendes Kupfer in einem Schmelzofen“ beobachtet zu haben; und Wolf in seinen physikalischen Schriften behandelt sogar den Satz, „daß die Sonne ein wirkliches Feuer sey,“ als einen mathematischen Lehrsatz, und beweist ihn dadurch, daß die Sonnenstrahlen leuchten, wärmen, brennen u. s. w. also alle Kennzeichen eines wirklichen Feuers an sich tragen. Die Sonnenflecken erklärt er dabei ganz entschieden für Sammlungen der aus dem Sonnenfeuer aufsteigenden Dämpfe, und in ähnlicher Weise betrachtet Galilei dieselben als „Schaum auf dem großen Meere feiner, geschmolzener Sonnenmaterie.“ Gleichwohl hätte schon die Art, wie sich die Sonnenflecken zeigen, und welche vom ersten Entdecker derselben mit bewundernswürdiger Genauigkeit beschrieben war, auf richtigere Vorstellungen leiten können. Dieser Entdecker der Sonnenflecken war bekanntlich der Jesuit Christoph Scheiner, Professor der Mathematik zu Ingolstadt, welcher bei einer Beobachtung der Sonne im März 1611 mittelst des damals kürzlich erfundenen Galileischen Fernrohrs die Flecken wahrnahm und die Erscheinung seinem Collegen, dem Pater Cysatus, zeigte. Die wichtige Entdeckung würde auch damals gleich allgemein bekannt geworden seyn, wenn nicht der Ordensprovincial Theodor Busäus die Annahme von „Flecken“ auf dem Sonnenkörper, den man, wie schon oben bemerkt, nach den Begriffen der aristotelischen Philosophie, damals für den vollkommensten Körper und das reinste Feuer hielt, für unangemessen erklärt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

* Dieses Volumen der Sonne muß nicht mit ihrer Masse (ihrem Gewichte) verwechselt werden. Der Stoff der Sonne ist lockerer, leichter als der der Erde: man müßte ihn mehr zusammendrücken, wenn er, bei gleichem Volumen, so schwer seyn sollte als Erde. Gleich schwere Kugeln wie die Erdkugel ließen sich daher aus der Sonne nur etwa 500,000 machen; dennoch aber übertrifft diese Masse (dieses Gewicht) der Sonnenkegel das Gewicht aller Planetenkegeln des Systems noch über 800mal. Daher die ungeheure Anziehungskraft der Sonne.

Landreise von Rutschuk nach Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Das Innere des Tempels betraten wir nicht, weil es uns, die wir zur morgigen Abreise im Reitkostüm waren, zu beschwerlich gewesen wäre, die Stiefeln auszuziehen. Beinahe hätte man uns so, wie wir waren, hineingelassen: da wir indessen den Muselmännern kein Aergerniß geben wollten, bestiegen wir nur einen der Minarets, der die Eigenheit hat, daß sich bis zum ersten Absatz drei Treppen zugleich hinaufwinden. Um in die Spitze des Thurms zu gelangen, mußten wir 350 Stufen ersteigen, genossen dann aber einer herrlichen Aussicht. — Nun durchstrichen wir die Bazars, welche hier schon bedeutend reicher sind als in Rutschuk und Schumla, und gingen durch die Stadt zum Flusse Maritza, um dort eine neue, noch im Bau begriffene Brücke zu sehen, welche schon dreimal, nachdem sie beinahe vollendet, eingestürzt war. Uns wunderte das gar nicht. Wie wir unter besondern Feierlichkeiten den Grundstein eines Gebäudes legen, so ist es ein Fest bei den Türken, den Schlußstein zu legen. Daher schließen sie die Gewölbe der Brückenbogen nicht, sondern stecken hölzerne Keile hinein, bis der Pascha Zeit oder Laune hat, die Schlußsteinlegung vorzunehmen. Der hiesige hatte das einigemale versäumt, weßhalb das sonst gar nicht üble Gebäude, wie schon gesagt, mehrmal zusammengestürzt war.

Der englische Consul, der uns in der Quarantäne mit Gefälligkeiten überhäuft, hatte uns heute zu Tische geladen, was uns allen in Ermanglung eines guten Gasthofs und nach zehn Quarantänetagen, die uns im eigentlichen Sinne des Worts im Magen lagen, äußerst erwünscht war. Seine Küche, halb englisch, halb nach der Sitte des Landes, war vortrefflich. Nach dem Essen nahmen wir mit Vergnügen seinen Vorschlag an, durch die Stadt zu wandern und die Illumination anzusehen, die schon wegen des Ramasan, aber zu Ehren der neugebornen Prinzessin doppelt glänzend stattfand; auch versprach er uns wo möglich noch heute Abend dem Pascha vorzustellen. — Wir zogen aus, vor und hinter uns Cawaschen (Wachen) und Diener mit großen Laternen

Digitized by Google

und Stöcken, fanden aber, nachdem wir durch ein paar Straßen gegangen, die Illumination äußerſt aemſelig. Außer farbigen Laternen und Blechlämpchen, die einzeln an den Häuſern hingen, ſahen wie hie und da auf einem kleinen Plahe eine Pechfackel, bei deren rothem Scheine die Türken lärmend irgend ein Backwerk veezehrten. Nue beim Palaſt des Paſcha, zu dem wir bald gelangten, war es lebhafter. Wir hatten das Gebäude ſchon dieſen Moegen vom Minaret der Moſchee geſehen, von wo aus es einer deutſchen großen Kaſerne glich: ein beinahe quadratiſcher Bau, der einen Hof umſchließt, mit regelmäßigen Fenſtern, ohne die vielen Ecker und Schnörkel der üdeigen türkiſchen Häuſer. Die Façade war mit Lämpchen auf's Beſte herausgepuzt; ſie ſtellten Steene und Halbmonde, auch Namenschiffern vor, nur lief Alles dunt, ohne Symmetrie durcheinander. Am Thor ſtauden meheeee zerlumpte Burſche mit großen Pechpfannen, und hier wogte eine große Menſchenmaſſe aus und ein. Auch wir folgten dem Strome mit Hülfe unſerer Cawaſchen, welche uns mit ihren Säbeln überall Luft machten, und fanden im Hofe ein ſeitſames Treiben und Leben. Auf dem gauzen Plahe waeen Pechpfannen in die Erde geſteckt, welche die Menſchenmaſſen eingsum ziemlich beleuchteten. Jn der Mitte faß eine Muſikbande auf dem Boden und machte mit einigeu Violinen, Zithern, Querpfeifen und Trommeln einen heilloſen Laem. Indeſſen hieiten ſie bei aller Disharmonie voetrefflich Takt, zu dem in der Mitte des großen Keeiſes, den das Volk bildete, zehn bis fünfzehn Tänzer die groteskeſten Speünge machten uud eine ſich immer wiederholende Melodie mit näſelndem Tone ſangen. Das Ganze gab beim flackernden Lichte ein eigenthümliches Bild: die zeriumpten Tänzer, die gellende Muſik, das Jauchzeu der Menge, die Häufer umher, die bei den vielen Lampen und Pechpfannen im Feuee zu ſtehen ſchienen.

Der Conſul führte uns in das Wohngebäude des Paſcha, und vorerſt in die Zimmer des Muazil, des Miniſters oder erſten Beamten, die ſehr reich mit Divans und Teppichen geſchmückt waeen. Man ſezte eine Menge Wachslichter auf den Boden hin und beachte uns eiskaltes Waſſer in Glasgefäßen, ſo wie unendlich lange Pfeifen. Bald waren wie und einige andeee Herrn, die ſich eingefunden hatten, wie der griechiſche, ſardiniſche und preußiſche Conſul und einige angeſehene Beamte und Kaufleute Adeianopels, in voller Aebeit und erfüllten das Zimmer mit dem Dampfe des ſehr guten Tabaks; da erſchien der Muazil, ein wohlbeleibter, freundlicher Mann von etwa vierzig Jaheen. Ee ging gegen die Gewohnheit der Tüeken äußerſt ſchnell, eeichte rechts und links ſeine Hände zur Begrüßung hin, dann hüpfte er in die Ecke des Divans, ſchlug die Beine unter und fing duech den Doimetſcher an ſich mit uns zu unterhalten. Unter anderem ſagte ee, der Paſcha laſſe ſich für den Augendlick entſchuldigen, weil er in ſeinem Harem ſey. Endlich erſchien ein Diener des Paſcha. Der Muazil erhob ſich und wir folgten ihm durch meheere Gänge, durch eine Unzahl Diener und Wachen, die in allen Zimmern ſtanden, bis zu einem ſehr reichen Gemache, in weichem der Paſcha ſaß, ein ſchon ältlicher Mann mit ergeautem Baete, aber von äußeeſt einnehmendem, freundlichem Aeußern.

Wir lagerten uns auf den Divans umher; Baron v. T. mußte ſich neben den Paſcha ſetzen, und dieſer ließ ihm durch den Dragoman eeklären, er habe wegen des zweifelhaften Wetters für heute die Feieelichkeiten draußen abbeſtellt, uns zu Ehren abee wolle er Feuerwerk und Luſtbarkeit in doppeltem Glanze auflodern laſſeu. Er ſprach leiſe zu einem der Dieuee, der ſofort, die Hand auf der Bruſt, tief ſich neigend, rückwärts hinaus ging. Der Paſcha klatſchte darauf deeimal in die Hände, und eine ganze Reihe von Dienern erſchien, jeder mit einer Pfeife in der Hand. Vor jedem der Gäſte blieb ein ſolcher Pfeifenträger ſtehen, und auf einen Wink des Paſcha drehten alle die Röheen, welche ſie bisher übee die rechte Schulter gelehnt, nnd wir ſteckten uns die Spitzen in den Mund. Dies gleichförmige Peäſentiren der Pfeifen geſchieht dann, wenn der Wieth den Rang ſeiner Gäſte nicht genau keunt. Jetzt brachte man auch dem Paſcha ſein Naegileh (Waſſeepfeife), woran er mächtig zog und es dann dem Nebenſitzenden bot, was für eine große Feeundſchaftsbezeugung gilt. Man beachte uns ſchwarzeu Kaffee iu kleinen tüekiſchen Taſſen ohne Henkel, die man mittelſt eines metallenen Tellers (Zaefe) hält, und wir ſchlürften den beliebten Soebeth aus halbkugligten Ceyſtallgefäßen. Mehreremale wurden hiebei die Pfeifen gewechſelt, mit denen der Paſcha, wie es ſchien, reichlich verſehen war. Der ſaebiniſche Geſandte, weicher neben mir ſaß, erzählte mir, welch unglaublicher Lueus hier zu Lande mit Pfeifeu, beſonders mit Spitzen getrieben wied. So wie ein Großer eine bedeutende Anſtellung erhält, ſchafft er ſich Pfeifen zu Hundeeten an, was, wenn man bedenkt, daß ſchöne Bernſteinſpitzen mit meheeren hundert, ja tauſend Gulden bezahlt werden, keine kleine Auslage iſt. Jch eauchte unter andeen dieſen Abend eine, die man mit den Edelſteinen, womir ſie deſezt war, auf 300 Gulden C.M. ſchäzte. — Um dieſem thörichten Aufwand zu ſteuern, hatte bekanntlich Suitan Mahmud einige Jahee vor ſeinem Tode den Befehl gegeben, jeder Tüeke ſolle, wenn er einen Beſuch abſtatte, ſeine Pfeife mitnehmen, damit kein Hausheer nöthig habe, füe ſeine ſämmtlichen, oft zahleeichen Gäſte Pfeifen herbeizuſchaffen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Schluß.)

St. Aubin und Delcourt. Spontini. Cornelius. Miszellen.

Noch ein wichtiges Theaterereigniß. Der französische Schauspieler St. Aubin hat sich mit seinem Direktor Delcourt verglichen. Er bleibt also, seinen Bewunderinnen ein Fest der Freude. Dem, ziemlich verbürgten, Gerüchte nach hat bei diesem Versöhnungsfeste die Politik mitgespielt, und was Freunden und Bewunderern nicht gelungen, that die Diplomatie. Der französische Gesandte ließ beide Streiter vor sich kommen und machte es ihnen zur Nationalehrensache, dem Berliner Publikum durch den Prozeß zweier Landsleute vor einem fremden Gerichte kein Schauspiel zu geben. Aber indem ich dies schreibe, und nun endlich vom Theater aufhören zu können glaubte, ist zu einem neuen, gar seltsamen Streite der erste Würfel geworfen. Spontini schleudert in der Leipziger Zeitung eine feuerflammende Erklärung gegen — man ersieht es noch nicht klar, gegen wen. Graf Redern, der Intendant der königlichen Schauspiele, ist genannt. Möglich aber, daß die Erklärung noch gegen andere Potenzen gemünzt ist. Er klagt, und ruft Himmel und Erde zu Zeugen, daß seine brieflichen Rechte gekränkt sind, und will, wenn man ihm nicht gewährt, was er durch Contrakt und zwanzigs und mehrjährige treue Dienstzeit erworben, an alle Richterstühle des Landes, an den König, und endlich vor das Publikum treten. Man ist neugierig, was aus diesem seltsamen Schritt erfolgen wird. Spontini hat das Unglück, trotz dem, daß er beinahe ein Vierteljahrhundert unter uns weilt, unser Seyn und Wesen so wenig als unsere Sprache begriffen zu haben. Der französische Italiener bringt bei allem, was er spricht und thut, seine südlich romanischen Vorstellungen und Erwartungen mit. So lange er dominirte, ging das an, wiewohl er schon da eine Saat von Drachenzähnen aussäte, und die gepanzerten Männer, die aufwuchsen, kehren ihre Schwerter gegen ihn selbst. Er ist gewiß nicht ohne Schuld, aber auch zu bedauern. Rathschläge, die er nicht erwog, führten ihn wie eigene Uebereilungen auf ein Terrain, das unter ihm weicht.

Erfreulichere Aussichten eröffnen sich für die bildende Kunst. Cornelius ist nach Berlin berufen und wird kommen, das steht jetzt fest; aber es zeugt von dem richtigen Takte des großen Meisters, daß er, wie versichert wird, die Direktorstelle bei der Akademie einstweilen abgelehnt hat. Plötzlich einen Direktor aus der Fremde, wenn auch mit dem berühmtesten Namen, an die Spitze eines Instituts zu stellen, welches, weder in chaotischen Anfängen, noch in Anarchie und Verwirrung gerathen, einer Kraftein wirkung von außen nicht bedarf, erschiene als ein Vorwurf gegen die Anstalt selbst. Und sie verdient diesen nicht, wenn gleich vieles zu wünschen ist, namentlich daß eine Harmonie zwischen den Aeltern und Jüngern der Akademie einen ausgesprochenen Charakter gäbe. Indessen wäre die Beihülfe weit leichter, als dadurch, daß fremde Künstler zu großen Werken herbeigerufen werden, wenn man den Einheimischen Gelegenheit gäbe, ihre Kräfte zu entwickeln. An Talenten fehlt es nicht. Was ließ denn die Kunst in München zu solcher Produktivität aufblühen? daß man den jungen Künstlern große Aufträge gab, daß man Vertrauen zu ihrer Kunst zeigte, während unsere jungen Künstler um das tägliche Brod arbeiten müssen. Damit sey nicht gesagt, daß wir uns nicht auf die Ueberbürgerung des Ehrenmannes und Meisters Cornelius in unsere Stadt freuen, wir rufen ihm vielmehr ein herzliches Willkommen entgegen, und wünschen, daß er hier so anregend und weckend auf die jüngern Talente wirke als in München. — Ich freue mich auch, Ihnen melden zu können, daß durch die Huld des Königs einem unserer geistvollsten Künstler, der ebenso als gelehrter Kunstkenner und Dichter sich einen Namen gemacht, Kopisch, eine kleine Ehrenanstellung ward, welche es ihm möglich macht, von Sorgen freier seinen Entwürfen und seiner Kunst zu leben.

Der hohe Schnee brachte uns eine lustige Schlittenfahrt. Die Studenten waren die Unternehmer, und wirklich schien diesmal der alte Humor der Burschenwelt, natürlich wie ihn die Zeit gemodelt hat, wieder aufzuleben. Die Composition macht den Anordnern, die Ausführung den einzelnen Mitgliedern Ehre. Man sah die heutige Welt und unsere Tagesereignisse im Kleinen an uns vorüberrutschen, Schiffe, Ritter, die orientalische Frage, Sängerinnen und Couriere, die ihnen nacheilen, Kaffeegesellschaften, die alte und die neue Zeit. Polizei und Censur hatten den jungen Leuten die Wege gebahnt und völlige Freiheit gelassen. Man hat herzlich gelacht und es ist nichts Uebles daraus entstanden. Es würde vieles Ueble vermieden, wenn man dem Unmuth, dem Tadel und der Spottlust überall so freie Wege ließe. Es sind Blasen, die an die Luft wollen; dort verpuffen sie. — Die Kaiserin von Rußland hat bekanntlich eine ihr im königlichen Testament ausgesetzte Summe von 40,000 Thalern für die Armen Berlins bestimmt, und zwar in der Art, daß davon eine Anstalt zur Beschäftigung arbeitsloser Armen gestiftet werde. Dies ist jetzt geschehen; es wäre indeß zu wünschen, daß gerade an diesen wohlthätigen Zweck noch viele reiche Testatoren dächten, denn so groß die Summe ist, so klein ist sie gegen das jährlich anwachsende Bedürfniß. In 25 Jahren hat Berlins Bewohnerzahl sich um 80,000 Köpfe vermehrt, und wie Viele von diesen gehören den Armen an, welche auf Unterstützung Anspruch haben! — Mein letzter Bericht sprach von der Furcht vor dem Pietismus. Vermuthlich noch ehe Sie ihn druckten, erfolgte die bekannte Streckfußische, dann die Erklärung der preußischen Staatszeitung. Sie haben beruhigend gewirkt. Jede Aeußerung der Oeffentlichkeit, die wir nach einem so langen Zwischenraum wieder hören, thut uns so ungemein wohl. Freilich sind mit der Besorgniß vor dem Pietismus nicht alle Besorgnisse, die unsere Brust drücken, verscheucht; ein Alp ist aber doch abgewälzt, ein Dunstbild hat sich im freien Luftzuge in sein Nichts aufgelöst; wir hoffen wieder. Der Bischof Eylert nannte in seinem Gebet am letzten Ordensfeste mehrere dieser Schreckbilder. Die geistliche Rede, eine der charaktervollsten, welche an diesem Jahrestage gehalten worden, war von großem Eindruck. Sie ist indessen nicht in den Zeitungen, wie die frühern, abgedruckt worden. Das diesjährige Ordensfest ging übrigens stiller vorüber, da der Hauptakt der Ordensverleihungen bereits bei der Huldigung abgethan war. Mit Freude, aber mit einiger Wehmuth las man unter den Namen der Neudecorirten auch den Friedrichs von Raumer. Für die Brust dieses Mannes von europäischem Rufe ist dies kleine Zeichen freilich kein Schmuck, zumal wenn man erwägt, daß, wenn Raumer auf solche Auszeichnungen einen Werth gesetzt, seine Brust schon seit 30 Jahren mit Kreuzen und Bändern sich ordnungsmäßig gefüllt haben müßte. Aber es ist ein schöner Zug, der unsern König ehrt, daß er wenigstens in etwas, was an ihm, das Geschehene vergessen und das Versäumte nachzuholen, aus freiem königlichem Antrieb sich bewogen gefühlt hat.

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 27. Februar 1841.

Die Scen' iſt roh, doch neu; das macht der Reiſe
Beſchwerden ſüß. —

Byron.

Landreiſe von Rutſchuk nach Conſtantinopel.

(Schluß.)

Plötzlich verkündete draußen ein Kanonenſchlag den Beginn des Feuerwerks. Auf dem Hofe hatte ſich die Volksmaſſe außerordentlich vermehrt; in der Mitte ſtand aber nur ein Türke, der einzelne Raketen abbrannte, welche ziemlich gerade ſtiegen und blaue und rothe Sterne warfen. Ein Kerl, der ſchon früher durch bizarre Sprünge die Menge beluſtigt hatte, ergriff eine Stange, ſteckte ſie zwiſchen die Beine und jagte ſo im Kreiſe herum, während vorn und hinten befeſtigte Schwärmer und Frösche feuerſprühend in die Haufen fuhren, was ungemeinen Jubel verurſachte. Den Beſchluß machte ein Feuerkaſten, der vor die Fenſter geſtellt wurde, in welchen wir lagen, und mit einem ungeheuern Knall abbrannte, Sonnen, Schwärmer, Raketen, Sterne warf und zuletzt den Hof mit einer bengaliſchen Flamme erleuchtete. Das Ganze dauerte ungefähr eine halbe Stunde und war eine Lumperei mit viel Spektakel; erſtere dedicirte uns die Regierung, für letztern ſorgte der Pöbel. Indeſſen dankten wir dem freundlichen Paſcha für ſeinen guten Willen herzlich und folgten abermals dem Muazil in ſein Zimmer, wo ein türkiſches Nachteſſen unſer wartete. Eine runde ſilberne Platte, etwa drei Fuß im Durchmeſſer, die auf einem zwei Fuß hohen meſſingenen Fuße ſtand, war mit kleinen Tellern und Gläſern bedeckt. Erſtere enthielten klein geſchnittene Aepfel, Birnen, Mandeln, Nußkerne, Melonen, Roſinen, Feigen und Zuckerwerk; in den Gläſern war Sorbeth von allen möglichen Farben und dem verſchiedenartigſten Geſchmack. Jeder langte mit den Fingern in die Schüſſel und holte ſich heraus, was ihm beliebte.

Kaum hatten wir abgeſpeiſt und uns in die Divans zurückgelegt, ſo ſteckte man uns gleich wieder eine Pfeife in den Mund. Der Muazil klatſchte in die Hände und ließ uns durch den Dragoman ſagen, die Tänzer würden ſogleich erſcheinen, um uns ihre Künſte in der Nähe zu zeigen. Die Thüre ging auf und herein ſchritt die Muſikbande, zwei Violinen, zwei Zithern und ein mir unbekanntes Inſtrument, das nur mit einer Saite beſpannt war und nur einen einzigen ſchnarrenden Ton hören ließ. Die Tänzer waren vier griechiſche Knaben in weiten weißen Beinkleidern, rothen Schuhen, rothem Gürtel und einer eng anliegenden blauen Jacke, mit Caſtagnetten in den Händen. Zwei ſtellten die Tänzerinnen vor und hatten zu dem Ende das Haar lang wachſen laſſen, daß es ihnen ungeflochten um die Hüften wehte. Sie gingen im Zimmer umher, machten dem Muazil und uns eine Verbeugung, dann zogen ſie ſich in eine Ecke

Digitized by Google

zurück. Die Muſikanten kauerten auf dem Boden und begannen in ſehr ſchnellem Tempo eine unangenehme, eintönige Muſik. Die Tänzee ſtellten ſich zwei und zwei einandee gegenüber, fieien mit iheen Caſtagnetten ungemein taktfeſt in die Muſik ein, nnd dee Tanz begann. Ein eichtiges Biid deſſeiben zu entwerfen, iſt ſchwer. Die Füße, denen bei unſern Tänzen das Hauptgeſchäft obliegt, haben hier am allerwenigſten zu thun. Die Tänzer beauchen ſie nur zum Stehen nnd Springen und werfen ſie willkührlich piump und nndeboiſen heenm. Dagegen ſind die Hüften und Schulteebiätter in einer unbeſcheeidiichen, ſtets zitternden Bewegung. Dabei ſtoßen ſie einen eigenen Geſang aus, und obgleich ihnen dee Schweiß vom Geſicht und den Aemen floß, obgleich dieſes beſtändige Zittern und Speingen ungemein ermüdend ſeyn muß, tanzten ſie eine volle Stunde ohne Aufhöeen, ohne mit iheen Caſtagnetten ein einziges Mai aus dem eaſchen Takt dee Muſik zu falleu. — Nach dieſem Tanze, den uns dee Muazil als einen aſiatiſchen nannte, kam noch ein buigariſcher mit ähnlichen Bewegungen, nnd vom eeſten hauptſächiich nur durch eine Figue unterſchieden, bei weicher ſich alle viee Tänzer an den Güeteln faßten und wie toll im Kreiſe herumſpeangen. Eudlich ſchwieg die Muſik, die Tanzer traten in den Hinteegrund, nnd nur einee von ihnen, mit langen Haaeen, kniete auf einen Wink des Muazil voe ihm auf den Boden, doch ſo, daß er dem Miniſter den Rücken zuwandte. Dann bog er den Kopf hinten üdee und Se. Exceiieuz dekiedte ihm beide Backen mit kieinen Geldſtücken, die er mit Speichel benezt hatte, worauf ſich der Tänzer wieder eehob, ein Tuch vor ſich hinhielt nnd ſingend ſo lange auf und nieder ſpeang, bis ſämmtiiche Münzen heeabgefallen waren; dann teat er mit einer Verbeugung zueück und Alle verließen das Zimmer. — Mittlerweile war es Mitternacht geworden, und da wir feühe abeeiſen und noch einige Stunden ruhen wollten, beuriaubten wir uns vom Muazil und foigten dem öſteeeichiſchen Conſul, dee uns füe die Nacht ſein Haus angeboten, degleitet von mehreren Fackelträgeen und einer geoßen Menge Volks.

Den andeen Morgen beachen wir auf, mit der gleichen Anzahl Pfeede wie ans Rutſchnk. Hamſa an dee Spitze janchzte beſtändig: Heide Stambul Gidelum. Land und Weg boten wenig Inteeeſſantes; wir zogen über baumloſe Hügel und duech düere Thäier, zuweilen über Beücken, die wie nur einzeln beſchreiten konnten, um nicht durchzubeechen; nue wae die Straße lebhafter ais vor Adrianopel, nnd man ſah, daß man ſich der Hauptſtadt näherte. Caravanen von vierzig bis fünfzig Pfeeden begleiteten uns, die Reiter mit Sabel, Gewehr, Piſtolen ſo überladen, daß ihee Waffen gewiß oft mehr werth waren ais die Waare, die ſie damit zu bewachen hatten. Auch ſahen wir kieine Züge türkiſcher Cavallerie, ſchlecht ausgerüſtet nnd eben ſo ſchiecht beritten. Die Leute tragen biaue runde Jacken, nach Aet unſerer Huſaren mit rothen Schnüren beſezt, diane Hoſen nnd das Fez auf dem Kopf. Abends ſechs Uhr geiangten wir nach Schataimuegas, wo unſer Tartar mit etlichen Kantſchuhhieben eine Kaffeeſtube von den doet verſammelten Tüeken eeinigte und uns zum Nachtiagee einrichten ließ. Am andern Tag gegen vier Uhr Nachmittags erbiickten wir zum eeſtenmale das Meer; am fernen Hoeizont tauchte im Süden die Spitze der Inſel Marmora empoe, und ſüdöſtlich ſteichen die Gebiege Kieinaſiens. Im Nachtquartier Siiiwri angeiangt, beſahen wir noch im Mondſchein die Ruinen eines koloſſalen Schioſſes, das auf einem ſcheoſſen Feiſen haet am Meeee ſteht; es iſt wahrſcheinlich von den Gennefern gedaut. Die Tüeken nntergraben die zwanzig Fuß dicken Mauern, um Steine für ihee aemſeitigen Häuſer zu gewinnen. So bereicheen ſich vom todten Köeper eines rieſigen Thiers tauſend Ameiſen und Würmer. Bald wird das ſtolze Gebäude über den Köpfen dieſer Vandalen zuſammenbrechen.

Vor Tage brachen wir auf und eitten beſtändig am Strande hin, ſo daß zuweiien die geünen Wellen zu den Füßen unſeree Pfeede ſchlugen; das Meer war etwas bewegt. Stets ſo die ſchöne See zur Rechten, kamen wir Mittags nach Kutſchuktſcheſtmedſche, und gegen deei Uhr ſahen wir Conſtantinopel in ſeiner ganzen Pracht und Herriichkeit voe uns liegen. Eine Stunde hatten wir duech ſeine Gaſſen beegauf nnd ab zu reiten, dann über die ſchöne Brücke des goldenen Hoenes, den ſteiien Berg bei Pera hinau, bis wir zu unſerem Hafen gelangten, dem Gaſthauſe der Madame Balbiani, das, eueopäiſch eingerichtet, ein wahees Paeadies für alle Reiſenden in der Tüekei iſt, beſondees für ſolche, die, wie wir, ſeit drei Wochen in keinem Bett geweſen und keine oedentliche Mahlzeit genoſſen. Madame Balbiani, eine Elſäßerin, empfing uns mit herzlichen deutſchen Worten. Man hätte gianden können, in der Heimath zu ſeyn, wenn wir nicht, an's Fenſter teetend, Konſtantinopel und das goidene Horn vor uns geſehen hätten.

Neues über die Natur der Sonnenflecken.

(Fortſeyung.)

Scheiner wuede indeß einige Zeit nachher nach Rom berufen, ſezte doet ſeine Beodachtungen mit außeeoedentlichem Fieiße fort und ſah ſich nicht weitee gehindert, ſein großes und vortreffliches, noch jezt geſchäztes Werk

Digitized by Google

über die Sonnenflecken: „Rosa Ursina * etc.“ 1630. fol. erscheinen zu lassen. Da in diesem schönen Werke die Axendrehung der Sonne aus der als bloß scheindar nachgewiesenen Eigenbewegung der Flecken abgeleitet ist, und ieztere also als etwas auf der Sonnenoberfläche *Festes*, hinsichtlich der Stellung auf derselben Unveränderliches nachgewiesen werden, so hätten Kircher, Wolf u. A. bei besserer Benützung der Scheinerschen Arbeit ihre erwähnte Ansicht von der Natur der Sonnenflecken, als seyen dieselben nur ausgestoßene Dämpfe des Sonnengluthmeees, welche denn doch eine *eigene* Bewegung gehabt haben würden, allerdings leicht berichtigen und sich von der physischen Beschaffenheit des Sonnenköpers überhaupt desseee Begriffe bilden können. Gleichwohl hat sich die Meinung, die Sonne sey ein Feuermeer, wie gesagt, bis auf Herschei, den Vater, erhalten, und erst den Beobachtungen und dabei angewendeten vervollkommneten Instrumenten dieses unermüdlichen Astronomen veedanken wir unsere jetzige dessere Kenntniß von der Beschaffenheit der Sonne.

Alle Vorgänge, die wir auf der Sonnenscheibe wahrnehmen, sind nun aber nach der Herschelschen Theorie Phänomene der atmosphärischen Umhüllungen der Sonnenkugel. Dee an und für sich dunkle, den Planeten höchst wahescheinlich sehr ähnliche Sonnenkörper selbst ist nämlich mit einer dreifachen Schicht umgeben, welche sich in seiner allgemeinen Atmosphäre bildet. Diese ist durchsichtig, elastisch wie unsere planetarische Luft, und im Verhältnisse der Anziehungskraft der Sonne und ihees eigenen Wesens, von großer Ausdehnung. Bis auf eine bedeutende Höhe führt sie keine Wolken: ein fardioser, klarer, durchsichtiger, wohl hundert Meilen hoher Raum befindet sich unmittelbar über dem eigentlichen Sonnenkörper, dem Sonnen*keen*, und bildet die *erste* Schicht, worauf eine, die *zweite* Schicht bildende Wolkendecke folgt. Diese Wolken gleichen den planetarischen und lagern gedeängt aneinander. Hierauf erst kommen die *leuchtenden* Wolken, als *dritte*, äußerste Schicht. Die Beschaffenheit dieser leuchtenden Wolken ist eine ganz andere als die der niederern Schichten; sie bilden in ihrer Continuität einen wahren Lichtmantei (eine Photosphäre) und verhüllen uns solcheegestalt den Andlick des Sonnenkörpers mit seinen ihn näher umgebenden andern atmosphärischen Schichten. Zuweilen aber trennt sich diese äußerste Sonnenhülle leuchtender Wolken in größern Massen, und duech die entstehenden Risse hindurch wird dann zuerst die unmitteibar daeunter liegende Schicht grauerer Wolken * sichtbar, welche Wolkendecke ihrerseits mitunter auch wieder reißt, wodurch der dunkle Sonnenkörper selbst sichtbar wird. Und dergleichen, durch die *Risse* der *Photosphäre* hinduech schimmernden grauern Wolkenmassen, oder auch Theile der unmitteldaeen Sonnenfläche selbst sind nun das, was wir, im Gegensatze der übrigen, von der Lichthülle nicht enthüllten Sonnenscheibe, als *Sonnenflecken* erblicken; wir sehen dabei gleichsam wie durch einen Trichter oder Schlund in der Lichtsphäre auf den innern Sonnenkörper hinab, und nehmen die sichtbar weedenden, dunkler gefärdten Partien desselben nothwendig als Flecken auf der übeigens mit Lichtstoff belegten Sonnenscheibe wahr.

Aus dieser Darstellung wied nun vollkommen klar, daß die Sonnenflecken, wenn sie einmai entstanden sind, und für die Zeit iheer Dauer etwas, der Lage auf der Sonnenkugel nach, Unveränderliches sind, keine eigene wiekliche Bewegung haben, mithin keine Kircher-Wolfsche Dämpfe seyn können, und daß die *scheinbare* Bewegung, die wir gleichwohl an ihnen wahrnehmen, lediglich von der Bewegung der Sonne um ihre Axe herrühet, welche wiekliche Bewegung also, wie dies auch schon Scheiner gethan hat, aus jener scheindaeen abgeleitet werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

* Die „Rosa Ursina“ im Titel ist weiter nichts als ein Compliment für den Herzog von Bracciano aus dem Hause Ursini, dem das Werk zugeeignet ist und in dessen Wappen sich eine Rose befindet.

* Ich führe hinsichtlich dieser die zweite Schicht bildenden Wolkendecke noch an, daß dieselbe, nach Heeschels Ansicht, ganz desonders dazu bestimmt ist, die Sonnenbewohner vor dem großen Lichtreize der darüber lagernden dritten Schicht von Leuchtstoff zu schützen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Februar.

Historische Erinnerungen. Rheinliedfeier. Sonntagsfeier. Römischer Handelsweg durch Oberschlesien.

Am 5. Januar waren es hundert Jahre, seit Friedrich II. in Breslau seinen Einzug hielt, d. h. nicht als Sieger und Herrscher, sondern vorläufig als Gast. An jenem Tage hatte sich im Saale des Gasthauses zum weißen Adler eine Gesellschaft von 150 Personen aller Stände zu einem Mittagsmahle vereinigt, wobei sich eine schöne und freudige Feststimmung entwickelte. Lieder von Kahlert, Kudraß und Grünig, Trinksprüche und ein bezüglicher Geschichtsvortrag wechselten ab. Professor Dr. Kahlert, der solche patriotische Geselligkeit stets mit seinem poetischen und rhetorischen Talente und andern Bemühungen unermüdlich unterstützt, las dann aus dem Tagebuche eines vor hundert Jahren hier lebenden Kaufmanns, welches er herausgab, die genaue Beschreibung des königlichen Einzugs vor, und schloß dem

Vortrage eine Betrachtung über das Verhältniß Schlesiens zu Preußen an, deren Hauptgedanke war, daß dasselbe, aus dem Siege der Waffen hervorgegangen, nur auf einer geistigen Grundlage in dem vollständigen Siege der Gesinnung beruhe. Ein Vortrag des Seniors Berndt enthielt den Vergleich der gegenwärtigen schlesischen Zustände und der vor hundert Jahren; und in der That hat sich das äußere und innere Leben des Landes seit der preußischen Besitznahme so wesentlich verändert, daß von da an seine wichtigste neuere Culturperiode anzunehmen ist. Man muß Schlesien bereisen, und dabei nach Böhmen und Mähren hinüberstreifen, um die Verschiedenheit der Regierungsprincipien hier und dort am Leben und Charakter des Volks manifestirt zu sehen. — Das Jahr 1841 regt für Schlesien mehrfach die historische Erinnerung an. Am 9. April werden es 600 Jahre, daß die Mongolen von der schlesischen Ritterschaft unter Herzog Heinrich dem Frommen bei Liegnitz in Schlachtordnung empfangen wurden, und der Marktflecken Wahlstatt verdankt seine Entstehung dem furchtbaren Kampfe mit den asiatischen Horden, welche ihre Weltherrschaft über Europa auszudehnen versuchten. Fünfhundert Jahre und einen Tag später (am 10. April) machte Friedrich II. sein kriegerisches Debüt in der Schlacht bei Mollwitz (in der Nähe von Brieg), welche für seine Besitznahme Schlesiens entscheidend wurde. — Die deutsche Rheinliedsfeier hat in der Provinz auch ihre extravaganten Sympathien gefunden, ja sogar nach Leipzigs Beispiele einen musikalischen Wettkampf in Breslau veranlaßt, wie er hier bisher unerhört war. Er fand am 9. Januar Abends in Krolls Wintergarten statt, wo in einem großen Concerte des Kapellmeisters Bialeski sechs Compositionen des Rheinliedes zur Aufführung kamen, und das versammelte Publikum durch Abgabe seiner Stimmen über die ansprechendste Melodie entschied. Wohl 600 — 700 Personen hatten sich dazu eingefunden, und den Preis errang die Composition von Joseph Lenz, Candidaten der Rechte. In den deutschen und preußischen Patriotismus mischte sich mit A. Kahlerts Liede: „Schlesischer Neujahrsgruß" auch eine freiellerl provinzielle Sympathie. Am andern Tage fand ein Bohnenfest im Wintergarten statt, freilich nicht mit dem Pompe des Hofes, wo dießmal die Festlust durch die eingetroffene Nachricht von der Ermordung des Bischofs von Ermeland gestört wurde. Bei unserm Feste empfing die Dame, in deren Kuchenstücke die verhängnißvolle Bohne sich vorfand, als Königin eine schöne Camellie in feinem Porzellannapf nebst einem Krönchen. Mit dieser und ähnlichen Veranstaltungen bleibt Kroll, der erfinderische Besitzer des Wintergartens, fortdauernd für das öffentliche Vergnügen thätig; die Frömmelei ringt freilich die Hände darüber; denn der pietistische Auswuchs des Protestantismus wie die katholische Bigotterie sind so nahe und in so starren Gegensätzen kaum irgendwo anzutreffen, als in unserm Ländchen. Es war von je durch fanatische Excesse verrufen, obschon die gegenseitige Toleranz der beiden Hauptconfessionen als vorherrschend nicht zu läugnen ist. Diese würde noch erfreulicher seyn, wäre sie mehr aus dem Geiste Christi selbst, als aus dem des königlichen Philosopheu hervorgegangen, dessen Indifferenz gegen jeden religiösen Cultus sich allmählig den Massen mittheilte. Ein stehender Artikel in den Provinzialzeitschriften ist seit einigen Jahren der Aufruf der Himmelspächter zur bessern Sonntagsfeier geworden, und ginge es nach ihnen, wir hätten schon englische oder nordamerikanische Sonntage mit ihrer ganzen entsetzlichen Langweiligkeit und Stille, aber auch mit ihren Saufnächten, Schlägereien und Messerkämpfen. Insbesondere verlangt man die Beschränkung oder Aufhebung der sonntäglichen ländlichen Tanzfreuden, als ob in diesen, und nicht vielmehr in der Branntweinflasche, der Quell des moralischen Unheils zu suchen sey. Die Flasche accompagnirt freilich den Tanz, würde aber auch ohne ihn und nur um so mehr in Anspruch genommen werden. Wer möchte nicht damit einverstanden seyn, daß eine Einschränkung so ausgedehnter Kirmeßfreuden, wie ich sie in meinem vorigen Berichte aus dem Hirschberger Thale schilderte, unumgänglich nöthig sey; aber das Kind ist deßhalb nicht mit dem Bade zu verschütten, und daher erfreulich, wackere, helldenkende Männer in öffentlichen Blättern ihre Stimmen gegen jene Lämmleinbrüder erheben zu sehen. — Es ist kürzlich die Frage besprochen worden; ob die Römer einen Handelsweg durch Oberschlesien hatten? Die Hypothese gründet sich auf ein Programm von 1822, worin Dr. Linge, damals Direktor des Gymnasiums zu Ratibor, darauf aufmerksam machte, daß in dem Dorfe Bieskau an der Troja, Leobschützer Kreises, seit undenklicher Zeit eine fast unglaubliche Menge goldener und silberner Römermünzen gefunden worden sey, welche die unvermögenden Besitzer ihren Kindern als Spielwerk gaben, oder sie an die Juden verkauften, so daß nur die wenigsten erhalten worden sind. Man nimmt bei der Menge dieser zerstreuten Münzen an, daß sie nicht bloß aus einem alten Grabhügel, wie die anderwärts aufgefundenen Waffen, Urnen u. dgl. herrühren konnten, und schließt daraus, daß Buborgis, einer der größern Wohnsitze der mächtigen Lygier, welche an dem rechten Ufer der Oder hausten, in dieser Gegend, und nicht in der des heutigen Ratibor, gelegen gewesen sey. Hier ist daher ein ehemaliger Mittelpunkt des Handels mit den umwohnenden Völkern vorauszusetzen, der unter Trajan und Hadrian am stärksten gewesen seyn dürfte, weil die meisten der erwähnten Münzen aus jener Zeit stammen. Bei den geringen und schwankenden Notizen der Römer über die dänischen Inseln und andere Punkte der Nord- und Ostsee, im Vergleich zu den genauen Nachrichten des Tacitus über die Völker auf dem Wege zu dem Bernsteinmeer, ist der letzte Schluß nicht allzu gewagt, daß der Bernstein nicht zur See, sondern zu Lande durch Oberschlesien über die Donau nach Rom gebracht wurde. Außer Buborgis sind noch mehrere größere Haltpunkte auf diesem Wege bekannt, wie Carrnodunum, Calisia (Kalisch), Sedidova (Zydowa) und Rhugium (Regenswalde), der Hauptort der Rugier. Hoffentlich wird in vier bis fünf Jahren die projektirte oberschlesische Eisenbahn vollendet seyn, Zweigbahnen rechts und links werden sich leicht finden, und so dürfte mit dem Abschlusse des jetzigen Jahrhunderts diese alte römische Handelsstraße aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus als Schienenweg wieder hergestellt seyn.

Auflösung des Räthsels in Nr. 44:

Das Weltall.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 5 und Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 5.

Sonnabend, 27. Februar 1841.

[32] In Commission bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist erschienen:

KLEEBEIN UND COMP.

von

JULIUS BECKER.

Preis 1 Thlr 12 gGr.

Mozin's grosses Wörterbuch,

IV. Lieferung.

[80] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 2te Abtheilung der 2ten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Embryulcie—Frappee.

Auf mehrseitig ausgesprochenen Wunsch, daß die Lieferungen schneller auf einander folgen möchten, können wir die bestimmte Versicherung geben, daß wir in Folge einer mit den Herren Herausgebern getroffenen desfallsigen Verabredung, jetzt bälder in den Besitz des Manuscripts gelangen und dadurch in den Stand gesetzt sind, dieses Werk von nun an rascher erscheinen zu lassen und gewiß so schnell seiner Vollendung entgegenzuführen, als die sorgfältige Ausarbeitung desselben es nur immer gestattet.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Alois Blumauer's Werke.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist wieder vorräthig:

Alois Blumauer's

gesammelte Werke

in drei Bänden.

Neue einzig vollständige

mit den Bundes- und preußischen Gesetzen conforme

rechtmäßige Gesammtausgabe.

(Verlag von J. Scheible in Stuttgart.)

Preis brochirt: 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

[61]

Theoretisch-praktisches

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

und den neuesten zuverlässigsten Quellen in alphabetischer Ordnung von

L. R. Schmidt.

Mit den Planen von Constantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio de Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projektion.

Preis 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr. 9 Gr. — Sauber gebunden 9 fl. 12 kr. oder 5 Rthlr. 18 Gr.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechsel-, Usancen-Kunde ꝛc., der Statistik, Geographie ꝛc., welche im Verlauf der Tagesgeschäfte nöthig seyn kann, findet man in diesem Werke eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltensten Abwechslung gibt der Verfasser eine vollständige Geschichte des Welthandels älterer und neuerer Zeiten, so wie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabrikations-Artikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zusätze der zweiten Original-Auflage und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der Ostindischen Compagnie, der Sklaverei ꝛc. umfassen, sind darin aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutende inländischen Handelsplätze — die im englischen Originale sammt und sonders übergangen waren — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichts-Usancen ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waaren-Artikel, dessen frühere Beschreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde. **Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie, und ein unentbehrliches Handbuch auf jedem Comptoir.**

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[92] So eben ist in der **Schleinger**'schen Buch- und Musikalienhandlung in **Berlin** erschienen:

Neue vierstimmige Männergesänge,
in Partitur und Stimmen:

Der deutsche Rhein, von Nic. Becker. Nach der Melodie des Marsches S. M. des Königs Friedrich Wilhelm III. arr. f. 4 Männerst. 6 Gr., mit Orchester 7 Rthlr., mit Infenteriemusik 20 Gr., mit Cavelleriemusik 20 Gr.
— dito von L. Huth. 2te Auflage 6 Gr., Weller à 6 Gr.
— dito von Schmidt und von Schäffer à 2 Gr.
Banck, 6 Weinlieder (Bacchus evoe). Op. 38. 2 Hefte à 18 Gr. Männerlieder. Op. 17. 20 Gr.
Eckert, Der Waffenbrüder letzter Gruss. Op. 14. 12 Gr.
Rheken, Held Friedrich zog mit seinem Heer. Patriotisches Lied von Firmenich 12 Gr.
— Sylvesterlied 8 Gr.
Reinsiger, Blücher am Rhein, der Sänger, Ständchen. Op. 157. 20 Gr.
Schmidt, Preussens Huldigungslied 10 Gr.
Taubert, Guttenbergs-Lieder. Op. 51. 12 Gr.
Wieprecht, Preuss. Soldatenlieder. Op. 23. 1 Thlr. 6 Gr.
C. M. v. Weber, Grabgesang 8 Gr.

---

[90] Bei **Levysohn & Siebert** in **Gründberg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Huldigungsschrift,
oder:
König Friedrich Wilhelm IV.,
seine Vorfahren und sein Land.

Herausgegeben
von
Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch
(Verfasser der Staatskräfte der Preußischen Monarchie).

Mit den Kunstbeilagen:

J.J. M.M. der König und die Königin im Krönungsornate. (19″ hoch, 13″ breit.)

Preis auf weißem Papiere à 1 Rthlr. 15 Sgr. = 1 Rthlr. 12 gGr.
Preis auf chinesischem Papiere à 2 Rthlr.
Huldigungsschrift apart à 15 Sgr. = 12 gGr.
Die beiden Kunstblätter apart
auf weißem Papiere à 1 Rthlr.
auf chines. Papiere à 1 Rthlr. 20 Sgr. = 1 Rthlr. 16 gGr.

Jesus Christus,
mein Heil und mein Psalm.
Opfer
der Andacht in Gesängen
von
J. W. Leschke.
8. broch. 15 Sgr. = 12 gGr.

---

[84] Im Verlage von Fr. Mauke in Jena erschien und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

Goethe Leben
von Dr. **H. Döring.**

Supplement zur neuen Taschen-Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken. 3 Lieferungen à 8 Gr.

---

[91] ## Napoleon's Rückkehr,
Ballade
von **W. Gerhard.**

Mit einer historischen Notiz nach officiellen Berichten und Aktenstücken, einer Abbildung des kaiserlichen Sarges und zwei Vignetten.

gr. 8. broch. 10 Sgr. (8 gGr.)

Leipzig, 1841, Johann Ambrosius Barth.

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[87] **Wichtige literarische Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und Bücherfreunde.**

So eben ist in Commission bei **Weise & Stoppani** in **Stuttgart** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben und Abenteuer des John Davys,
von
Alexander Dumas.
Nach dem Französischen bearbeitet
von
A. Freiherrn v. T.

3 Bände, Preis broch. 4 fl. — 2 Thlr. 12 Gr.

Der ungemessene Beifall, welchen dieser Roman, der unter allen schönwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit eine der ersten Stellen einnimmt, allerseits gefunden, so daß selbst die geachtetsten deutschen kritischen Journale, wie zum Beispiel die Blätter für lit. Unterh., seiner höchst rühmenswerth erwähne, hat uns veranlaßt, diese außerordentliche billige Ausgabe, welche sich durch treffliche Uebertragung, und sehr elegante Ausstattung auszeichnet, zu veranstalten, um dem Werke die weiteste Verbreitung unter unserm kunstsinnigen Publikum zu verschaffen, was die gewöhnlichen Preise ähnlicher Werke sonst nicht möglich machen.

---

[78] In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Januar 1841.

Größere Aufsätze.

England und China. — Die Ausdünstungen der tropischen Erde und ihr Einfluß auf den Menschen. — Das Erdbeben am Ararat. — Ausfluß von Argos über Astros, Leonida, Monembasie nach Malea. — Denkmäler in Peru aus den Zeiten der Inkas. — Uebersicht der alten Schlösser im Gouvernement Kurland. 1) Das Schloß Doblen; 2) der Hof zu Bergen; 3) das Schloß in Tuckum; 4) das Schloß Neuenburg; 5) das Schloß Grobin; 6) das Schloß Durben; 7) das Schloß des deutschen Ordens in Bauske. — Russische Anekdoten I; II; III. — Die Slawen in den Karpathen. — Ausflüge in die Umgegend von Paris. 1) Versailles; der Park. — Allgemeine Bemerkungen über Brasilien. — Die Provinz Para nebst Rio Negro; materielle Hülfsquellen des

Digitized by Google

Landes. — Eröffnung der Repräsentantenversammlung in Jamaika. — Brage og Idunna. — Einiges über Feste und Festlichkeiten im neuen Griechenland. 1) Das Osterfest; 2) das Fest der Kreuzerfindung; 3) Leichen- und Begräbnißfeierlichkeiten. — Skizze der holländisch-ostindischen Regierung. — Das Hôtel de la Tremouille in Paris. — Lebensabriß des Generals Harrison. — Die Engländer im Nordwesten Indiens. — Die Alterthümer im Gouvernement Kasan. — Gannals Verfahren zur Erhaltung der Leichen. — Das Fest Tjambing bei den Chinesen auf Ternate. — Skizzen aus Navarra. 1) Ankunft in Pamplona; 2) Aufenthalt in Pamplona. — Lady Blessington über Venedig. — Die Insel Bali. — Die französische Romanenliteratur des vorigen Jahres. — Marokko in seinem Verhältniß zu Frankreich. — Skizze einer Reise in mehrere slawische Länder und nach bedeutendern Städten Europa's, in Bezug auf slawische Literatur und Geschichte: Warschau, Breslau, die Lausitz, Dresden, Böhmen, Prag, Mähren, Gallizien, Wien. — Bemerkungen über Neuseeland: 1) die Einwohner. — Familiengericht in Montenegro. — Ueber die Lage von Neu-Süd-Wales. — Mehemed Ali's Sklavenjagden. — Ueber die Gleichstellung des west- und ostindischen Zuckers in England. — Aus Bulgarius Sommerausflug nach Schweden: Reise nach Upsala; Fahrt nach Stockholm; ferneres Aufenthalt in Upsala; Fahrt nach Danemora. — Die Präsidentenbotschaft in den Vereinigten Staaten. — Etwas über die Malteser. — Literarische Nachrichten aus Italien. — Peruanische Ueberreste an der Küste.

Chronik der Reisen.

Kieff. Von Dr. Hunger. — Besuch der Ruinen von Al-Hadyr durch Ainsworth und Rassam. — Rochels Reise in Abyssinien.

Kleinere Mittheilungen.

Russischer Galimathias. — Alte Denkmäler im Königreich Pontus. — Vermehrung des Geschützfeuers auf den Schiffen. — Reise des Botanikers Liebmann. — Dampfschiffe für die Fahrt über das atlantische Meer in Frankreich. — Neuer Firniß. — Ein neues Rechengenie in Frankreich. — Der Maler Ingres. — Verbesserung an Gewehren. — Die Percy-Gesellschaft in England. — Colonial-Nachrichten aus Canada: Fortschritte der Union; Ertheilung einer unabhängigen Gemeindeverwaltung; die Bibliothek des legislativen Raths; Trennung der Wesleyaner von der Conferenz in England; Fahrt eines Dampfboots über die Schnellen am Ontario-See; Zahl der Einwanderer; thätige Beförderung des Einwanderns; Vereinigung von Neu-Schottland und Neu-Braunschweig; Holzausfuhr; temporäres Verbot des Courrier des États-Unis. — Dehnbarkeit des Glases. — Maaßregeln gegen Ueberschwemmungen in Frankreich. — Bemalte gothische Statuen. — Ueber die Sprache einiger Völkerstämme in Peru. — Altes Symbol der gallischen Völker. — Uebersetzung der Odyssee in russische Hexameter. — Industrielle Thätigkeit in Spanien. — Ungewöhnliche Stärke eines indischen Hundes. — Reise quer durch Australien. — Krankheiten des Korns. — Nachricht von der Linné'schen Gesellschaft in London. — Zug von Wandervögeln durch England. — Die drei Victor Hugo. — Erdbeben aus Zante. — Alte Synagoge in Aegypten. — Elephantenknochen in Frankreich. — Höhe der Wolken. — Etwas über den Handel auf dem Niger. — Nachricht von der orientalischen Uebersetzungskommitee. — Merkwürdiger Dammweg. — Höhe der Wellen. — Miscellen aus Indien: Uebersetzung englischer Bücher ins Bengalische; aufgewendete Kosten zur Herstellung Herats. — Der verstorbene Bischof von Isauropolis. — Meerestiefe. — Cochinchinesen in Frankreich. — Schnelle Ausrüstung von Dampfbooten. — Notizen aus dem Innern Rußlands. — Der Hafen von Almeria. — Maurische Sage über die Hammam Mestutin. — Seltsamer Fang eines Luchses. — Gewaltsamer Tod des Schmieds von Gretnagreen. — Eigenthümliches Journalabonnement. — Die Emancipation der Neger auf den französisch-westindischen Inseln. — Ungeheurer Tintenzug in Frankreich. — Russisch-slawische Palägraphie. — Nachricht von einer Frauzösin in Persien. — Die Präsidentenwahl in Nordamerika. — Zahl der gescheiterten Schiffe in Amerika.

---

[97] Als bestes Bildungs-, Gesellschafts- und Unterhaltungsbuch können wir jungen Leuten empfehlen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Galanthomme,

oder der Gesellschafter wie er seyn soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend: 40 musterhafte Liebesbriefe, 28 poetische Liebeserklärungen, eine Blumensprache, eine Farben- und Zeichensprache, 24 Geburtstagsgedichte, 24 declamatorische Stücke, 28 Gesellschaftslieder, 30 Gesellschaftsspiele, 18 belustigende Kunststücke, 24 Pfanderlösungen, 93 verfängliche Fragen, 30 scherzhafte Anekdoten, 22 verbindliche Stammbuchsverse, 80 Sprüchwörter, 45 Toaste, Trinksprüche und Kartenorakel. Herausgeg vom Prof. S...t. 8. broch. Preis 20 Ggr. oder 1 fl. 30 kr.

Dieses Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weßhalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen, und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartungen damit befriedigt werden wird.

---

[82] Bei mir ist so eben erschienen:

Zöltl, Prof. Dr., Der Religionskrieg in Deutschland. Auch u. d. T.: Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz. 2 Theile. gr. 12. geh. 4 Thlr.

Für Historiker, wie für alle Geschichtsfreunde von gleichem Interesse.

Hamburg, Jan. 1841.

Joh. Aug. Meißner.

Mozin Correspondance des négocians.

[65] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

La correspondance des négocians

ou

recueil de lettres sur le commerce, originales ou extraites des meilleurs épistolaires nationaux ou étrangers; précédé d'un vocabulaire des termes consacrés au commerce, et de règles sur le style mercantile; suivi d'une série de lettres sur le change, et de modèles d'actes ou écrits en usage dans les transactions commerciales; à l'usage des jeunes gens qui se destinent au commerce,

par

M. l'Abbé Mozin.

Seconde édition.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses besonders für junge Kaufleute bestimmte äußerst wohlfeile Buch enthält mehr als 500 Briefe über die mannichfaltigsten Handelsgegenstände zur Bildung des Styls und der kaufmännischen Correspondenz in jedem Zweige des Handels.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

März.

Stuttgart und Tübingen

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentieren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewähret wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und beobachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich vorderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Litdographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beitrage mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfange der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archaologische und artistische Literatur eine fortwahrende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blatter einzeln, namlich das „Literaturblatt" . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Festgedicht an Gottfried Hermann. 51.
Die Mühle von Sanssouci. Von E. W. Kalisch. 54. 55.
Liebe und Leid. Von K. Schramm. 57. 60.
Kepplers Adelsbrief. Von G. Schwab. 58.
Der Dom zu Köln. Von H. F. Maßmann. 61.
Echos lyriques. 64 — 67.
Im Walde. Von C. Reinhold. 69.
Gedichte von Karl Schramm. 70.
Brautlied für K. 75.

Räthsel.

Stahlfeder. 55. — Sonnett. 67. — Glückwunsch. 74.

Erzählungen.

Finnische Volkssagen. Von Dr. F. Possart. 56. 57.
Die Corallenschnur. 71 — 77.

Naturwissenschaftliches.

Neues über die Natur der Sonnenflecken. Von Dr. Nürnberger. 51 — 53.
Hebung des Landes an der Westküste von Frankreich. 61.
Die totale Mondfinsterniß in der Nacht vom 5ten auf den 6ten Februar. Von Dr. Nürnberger. 62 — 64.

Reisen.

Toskanische Städte. Von H. Stieglitz. 56 — 60.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Pariser Hallen. 51 — 57.
Eine Jagdpartie in Arkadien. 59 — 63.
Etwas über Heraldik. 65 — 69.
Die Weine Frankreichs. 68. 69.
Aphorismen über den Schein. 70 — 74.
Glossen, auf einem Ausflug in die Schweiz gemacht. 67. 77.

Korrespondenz.

Hamburg. 51. 52. 53. — Dresden. 54. 55. — Mainz 56. — Hannover. 57. 58. 59. — Paris. 58. 59. 60. 61. 62. — 73. 74. 75. 76. 77. — Stuttgart. 62. 63. 64. 65. — Rom. 65. 66. 67. — Berlin. 68. 69. 70. 71. — Genf. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Biographie. Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Julius Hartmann. — Reisen im Orient. 7) Kaschmir und das Reich der Sick von E. Freih. v. Hügel.

Nro. 24.

Biographie. Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Julius Haetmann. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Ernst Wincke.

Nro. 25.

Aesthetik. Abhandlungen zur Philosophie und Kunst. III. Der zweite Theil des Goetheschen Faust, nach seinem Gedankengehalte entwickelt von Dr. H. Th. Rdtscher. — Naturkunde. Geschichte und Literatur der Geognosie, ein Versuch von Chr. Keferstein.

Nro. 26.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Karl Schimper. — Baukunst. Gothisches ABC Buch, das ist: Grundregeln des gothischen Styls für Künstler und Werkleute von Friedrich Hoffstadt.

Digitized by Google

Nro. 27.

Reiſen im Orient. 8) Reiſen in Südrußland von J. G. Kohl. — Roman. Der Freigeiſt. Ein Roman des neunzehnten Jahrhunderts. Von Theodor Oelkers.

Nro. 28.

Reiſen im Orient. 8) Reiſen in Südrußland von J. G. Kohl. (Schluß.)

Nro. 29.

Werke über Pommern. 1) Geſchichte von Rügen und Pommern. Verfaßt durch F. W. Barthold, Prof. in Greifswald. 2) Volksſagen von Pommern und Rügen. Geſammelt von J. D. H. Temme.

Nro. 30.

Werke über Pommern. 3) Baltiſche Studien. Herausgegeben von der Geſellſchaft für Pommerſche Geſchichte und Alterthumskunde. 8ten Jahrgangs erſtes Heft. Pommerſche Kunſtgeſchichte. Nach den erhaltenen Monumenten dargeſtellt von Dr. F. Kugler. — Sprachlehre. 1) Deutſche Verslehre von J. J. Ditſchneider. — 2) Vergleichende Darſtellung der Lehre vom Tempus und Modus. Von Prof. Dr. Herling.

Nro. 31.

Reiſen im Orient. 9) Reiſen und Länderbeſchreibungen der ältern und neueſten Zeit. Von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 20ſte Lieferung. Reiſen auf den griechiſchen Inſeln des ägäiſchen Meeres, von Dr. Ludwig Roß.

Nro. 32.

Rechtswiſſenſchaft. Das Eigenthum im Allgemeinen und das geiſtige Eigenthum insbeſondere, für Gelehrte und Laien von L. Schröter. — 9) Reiſen im Orient. Reiſen und Länderbeſchreibungen der ältern und neueſten Zeit. 20ſte Lieferung. (Schluß.)

Nro. 33.

Politik. Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen, aus der nachgelaſſenen franzöſiſchen Handſchrift überſetzt von von G. G. v. K.

Kunſt-Blatt.

Nro. 17.

Santa Maria degli Angeli bei Aſſiſi. — Akademien und Vereine. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 18.

Aus Paris. — Bauwerke. — Sculptur. — Medaillenkunde. — Malerei.

Nro. 19.

Aus Paris. (Fortſetzung.) — Malerei. — Neue Kupferſtiche. — Kunſtwerke.

Nro. 20.

Ueber das Werk des Grafen Auguſt de Baſtard zur Geſchichte der Miniaturmalerei des Mittelalters. — Kupferwerke. — Neue Lithographien. — Lithographiſche Werke. — Illuſtrirte Werke. — Muſeen und Sammlungen. — Alterthümer.

Nro. 21.

Kunſtgeſchichte. Pommerſche Kunſtgeſchichte. Nach den erhaltenen Monumenten dargeſtellt von Dr. Fr. Kugler. — Aus Paris. (Fortſetzung.) — Alterthümer. — Techniſches.

Nro. 22.

Aus Paris. (Fortſetzung.) — Techniſches.

Nro. 23.

Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München im Jahr 1840. — Techniſches. — Statiſtik der Kunſt. — Literatur. Nekrolog. — Perſönliches.

Nro. 24.

Zur Erinnerung an Hermann Freund. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. 1) The last moments of Charles the first, peinted by William Fisk, engrav. by Scott. Mezzotinto. — 2) Cromwell's family interceding for the life of Charles the first; von ebendenſelben Künſtlern und Seitenſtück. — 3) The Queen Victoria, painted by Hayter, engraved by Cousins. — 4) Pillage and destruction of Bassinghouse, the 14. Oct. 1645; painted by Landseer, engrav. by J. G. Murray. — 5) Herzog Wellington's Bildniß, Büſte in natürlicher Größe, nach Thomas Lawrence von Lewis, in Zeichnungsmanier; bräunlich Papier und weiß gehöht (mit farbigen Platten gedruckt). — 6) Bataille of Wagram, nach Horace Vernet von Jazet. — 7) Bataille de Jena, nach ebendemſelben von Jazet, und Seitenſtück zu erſterem. — 8) Marc Antoine Raymondi. Bildniß des berühmten alten Kupferſtechers (aus Raffael's Frescobild des Heliodor im Vatican). Richomme sc. — 9) Ulrich Zwingli's Abſchied von ſeiner Familie, nach Ludw. Vogel, lith. von Balder. — Perſönliches. — Akademien und Vereine.

Nro. 25.

Aus Paris. (Fortſetzung.) — Akademien und Vereine. — Kunſtausſtellungen.

Digitized by Google

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 1. März 1841.

Nicht leicht welkenden Ruhmes Genuß ward dir von der Moira
Spindel verliehn an dem Tag, wo du die Sonne begrüßt.
Griechiſche Anthologie.

Feſtgedicht an Gottfried Hermann.

Zur Feier ſeines 50jährigen Jubiläums am 19ten Dec. 1840.

Gern weih' ich dir ſüßen Lobs dritten Erguß,
Nicht falſchem Verdienſt austheilend vergänglicher Worte
Scheinleben und Täuſchung,
Nein, der Thatkraft würdigen Preis!
Zwar ſchlägt das Lied, da flimmerndes Eis Gefild und
Höhn beglänzt,
Die Taubenaugen ſchüchtern empor, halbſcheuen Blicks,
Doch wächst der Muth, weil es zu ſonnen wagt an
deinem Glanzhimmel den Fittig.

Drum fleug empor unverweilt, kühner Geſang,
Glückwünſche dem Mann zurufend, ſobald du betrittſt
die ſieghallende Hausflur;
Birg das ſchwermuthdunkle Geſicht,
Voll Heiterkeit anſchauend die kranzbehangene Flügelthür,
Von welcher jüngſt der Dichter des Abſchieds Bitterkeit
Empfand, und ſtumm folgte dem Ruf, ein Vaterloſer,
tiefſchmerzlicher Trennung.

Doch Sieg allein feire, wohllautendes Lied!
Zwar nicht in den Wettkampfſpielen olympiſcher Helden
focht männlichen Laufs er,
Jung und ſtark; nein, edlere Bahn
Durchmaß der Greis, dem glänzend der jugendgrüne
Palmzweig
Umflicht das ſilberlockige Haupt. Solch ſchönen Kranz
Erringt zu Roß, kämpfend im Feld der Geiſter nur, die
hochwandelnde Weisheit.

Nicht nenn', o Menſch, jenem urzeitigen Spruch
Nachſprechend, den jung hinſterbenden Ringer allein den
Freund göttlicher Vorſicht.
Auch den Greis ſchaut himmliſche Huld
Frohlächelnd an, theilt blühende Kränze, reichen Blätter-
ſchmuck
Dem allgemach enteilenden Dieſſeitspilger zu,
Und gönnt der ſonſt dürftigen Erde manch geliebten,
langtragenden Fruchtbaum,

Der ſamenreich, dauerhaft wurzelt und welt
Ausfaltet des Stamms ſüßſchattige Zweige beneidenswerth
köſtlichen Anblicks.
Höchſten Siegs Glanzprobe vermag
Durchmeſſne Rennbahn bloß zu verleihn beglückter Hel-
denſtirn.
Weßhalb ſie nicht umſtrahlte den Mann, der jüngſt entſchlief
Am Strand des holdlachenden Meeres, das an deine
Stadt, Pallas, heranrauſcht.

Digitized by Google

Denn allzufrüh ſank er hin mitten im Lauf;
Fern ſah er des Ziels Ruhmſcheibe, von griechiſcher Sonnenpracht roſigem Purpur
Angehaucht; doch Atropos wand
Neidvoll und ſchickſalstückiſch den iedensfriſchen Faden ab.
Die Steene Hellas', welche beeeits ſein Forſchergeiſt
Umwallend aufdeckte, verſanken abermals in fluembichte Bewölkung,

Als ſeines Saegs Deckel fiel. Seligen Tod
Schläft unter dee Vorwelt Leibern der Glücklichr jezt; das frühzeitige Gradmal
Schiemt der Chor Unſterblicher ſelbſt,
Hält treue Wacht allnächtlich und lauſcht dem Nachtigallenſchlag
Im kühlen Hain; die Nymphen der Meerfluth tauchen auf,
Und tanzen ſchweemütbigen Reigenſchritts um ſeine Gruft, fern der Heimath.

Doch klage nicht, mein Geſang! Ewiger Ruhm,
Oft deut er dem kampftreu Fallenden ſüßen Erſatz, und ſehnſüchtiger Nachruf
Zeigt der Mitwelt ihren Verluſt,
Auf daß ſie fühlt ſchmerzvoller des Frühgeraubten ganzen Werth.
Er euhe ſanft; und die in des Siegs Feſtſchmuck, o Geeis,
Entrollt die mitleidige Theäne, nachgeweint dem wettkämpfenden Heros.

(Hoch ehrt ſie dein Silberhaar, weil ſie veezeiht
Großſinnig des voewärtsdringenden Löwengemüthes abirrenden Kampfdurſt.)
Die, o Greis, ausſteente der Gott
Sein reichſtes Füllhorn, ſeit du begrüßteſt dieſer Erde Tag,
An dem des wetterwendiſchen Glücks Teeuloſigkeit
Die Menſchen, gleich fallenden Schlachtenreihen, niedertritt donuernden Hufſchlags,

Bald auch ſie hebt, wonnevoll plötzlichen Schwungs,
Aus iediſchem Sumpfmeer über dee Himmelsgeſtirne gleichmäßigen Lichtgang,
Wo dee Luſt Urquell ſich ergenßt
Niemüden Steems, goldwellig und rein, und hehee Sonnen ziehn,
Damit wie ſelig koſten des Jenſeits Vorgeſchmack:
So trug die Gottheit dich empoe, gebettet auf ein lichtfunkelndes Eiland.

Nur ſelten floß dittere Wermuth in den Kelch;
Kein deauſender Steom ſchlug über die hohen Geſtade, wegſchwemmend das Saatland:
Ueppig wuchs ſein faſtigee Halm,
Sein Aehrenſchatz trug nährenden Regens tauſendfält'ge Frucht.
Du adee ſahſt der fröhlichen Ausſaat Vollgedeihn
Von deinem Thronſitz, ein geſalbter Geiſteefürſt, ein Urenkel Kronions.

Kein Schnitter naht feindlich aus fremdem Gebiet,
Anlandend im Raubſchiff: allen Begehrenden beutſt du freiwillige Ladung.
Denn der Weisheit ſchaffendee Blick
Kennt keinen Geenzſtein, keinen Beſitz veeſchließt ſie neiderfüllt.
Zu deiner Rechten, über der Marmoeſäulenpracht,
Ein ſtolzes Weib, ſizt an des Reiches Stener ſie, die geiſtlenkende Feeiheit.

Wie leicht zerfällt, was des Kriegs Lanze gebieet
Auf blutigem Schlachtfeld, während die friedlichen Hütten rings lodeen in Beandglut!
Seidſt im Tod nur Schrecken erregt,
Aus langem Bann heimkeheend, der kaiſerliche Heldenſtaub.
Was aber deine liebliche Kunſt anſbaut, entlockt
Aus Einem Mund Kindern und Kindeskindern Lod und holdſeligen Dankſpeuch.

Nun ſchlng der Zeit Flötenuhr feſtlichen Laut:
Mag lange der Ton nachklingen und künden der Welt die Fortdauee des Sämanns.
Honig ſucht aus Biumen des Felds
Mein Dichteederz, vielirrend umhee, dee armen Biene gleich;
Sie füechtet noch des nächtlichen Landſturms Hagelſchlag,
Und eilt zurück bangeu Gemüths, und ſchent des freien Aaes ſounigen Luftflug.

J. Minckwitz.

Neues über die Natur der Sonnenflecken.

(Fortſeyung.)

In der That braucht jedee Sonnenfleck, woſeen er dazu überhaupt lange genug dauert, etwa 27 Tage, um, alſo ſcheinbar, in der Richtung von Morgen gegen Abend über die uns zugewendete Sonnenſcheibe wegzurücken, an deeen weſtlichem Rande zu verſchwinden, am öſtlichen wiedee hervorzukommen und den Punkt auf dee Sonnenſcheibe wieder zu erreichen, wo ee uns zuerſt erſchienen wae, alſo eine vollkommene Rotation mit dee Sonnenkugel zu vollenden. Wäre indeſſen die Erde, von der aus wie dies beobachten, undeweglich in iheer eigenen

Digitized by Google

Bahn gewesen, so würden jene 27 Tage auch die wahre Rotationszeit der Sonnenkugel ausdrücken; da wir aber in den 27 Tagen auch um beiläufig 27 Grade, und zwar ebenfalls nach der Folge der Zeichen, nach der sich die Sonne wirklich dreht, fortgerückt sind, so hat also die Sonnenkugel mit dem Flecke nicht bloß eine ganze Umdrehung von 360 Graden, sondern auch noch 27 Grad darübee und mithin in den 27 Tagen zusammen 387 Grade zurückgelegt, woraus man, durch bioße Regel-de-tri, die Zeit für 360 Grad, d. h. also die wahre Umwälzungszeit der ungeheuern Sonnenkugel um ihre Are, wenn man will, den Tag der Sonne, beiläufig gleich 25 unserer Tage findet.

Ehe ich nun aber weiter gehe, muß ich denjenigen Lesern, welchen meine frühern Vorträge über diesen Gegenstand nicht mehr gegenwärtig sind, zur vollen Verständlichkeit des Folgenden auch noch in das Gedächtniß zurückrufen, was mit dem obigen Ausdrucke: „wenn der Fleck dazu überhaupt lange genug dauert," eigentlich gesagt seyn soll. — Der Lichtmantel der Sonne, dasjenige, was wir gewöhnlich, und wenn nicht die beschriebenen Risse darin entständen, als Bedeckung ihrer ganzen Oberfläche von ihr gewahr werden würden, besteht, wie angeführt, aus leuchtenden Wolken, durch deren momentane Trennung eben jene Risse entstehen. Schon die Art dieser Rissebildung durch ein Verziehen von Wolken läßt aber vermuthen, daß die entstandenen Oeffnungen sich oft eben so schnell duech ein neues Zusemmentreten der Wolken wiederum verschließen; und in der That ereignet sich dies so oft, daß viele Sonnenflecken (Risse) wieder vergehen, ehe sie mit der Sonnenkugel die ganze von der Erde aus gesehene Rotation von 27 Tagen * vollendet haben.

Das bis hierher Angeführte bezeichnete also etwa den Stand unserer Kenntnisse von den Sonnenflecken und der aus ihrer Erscheinung unwiderieglich folgenden Arendrehung der Sonnenkugei, als Henike mit seinen neuen Beobachtungen dieses Phänomens hervortrat. Ich fasse das allgemeinste Resultat dieser Entdeckungen, denen ich, wegen der nachher daraus abzuleitenden Schlüsse auf die Beschaffenheit des Sonnenkerns, große Wichtigkeit beilege, so zusammen: die Erscheinung der Sonnenflecken verräth oft eine gewisse Periodicität; Sonnenflecken, obgleich in ihren Formen Veränderungen vorgegangen seyn können, sind nach einer oder mehreren Rotationen an denselben Stellen der Sonnenoberfläche wieder erkenndar; erloschene (durch Wiederzusammenziehung der Lichtwolken den Blicken einstweilen entzogene) Sonnenflecken erscheinen sogar nach langen Zeiträumen neuerdings genau an derselben Stelle der Sonnenscheibe; ja endlich, dergleichen erloschene Flecken bilden sich, in gewissen Perioden, sogar ganz in der frühern Gestalt und an der nämlichen Stelle.

Nach dieser allgemeinen Andeutung des Resultats lasse ich über das Detail den Beobachter selbst im Auszuge sprechen: „Am 8ten Juni 1840 gegen Mittag gewahrte ich eine Gruppe von Sonnenflecken, welche ich schon öfter in bildlicher Darstellung oder in der Wirklichkeit gesehen zu haben glaubte, und ich durchsuchte daher die Berliner astronomischen Jahrbücher mit ihren Kupferbeilagen, in deren Jahrgang 1828 ich auch in der That dieselbe Gruppe sogar zweimal, nämlich nach Postorfs Beobachtungen vom 7ten Februar und 5ten März 1825 auffand. Diese Stellung der Flecken hatte sich meinem Gedächtnisse so gut eingeprägt, weil sie, nach meinen Notizen, am 6ten Februar, 9ten und 10ten März 1825 auch meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Diese Gruppe bestand aus einem großen, ovalen, schwarzen Fleck in Südwesten, welchem gegen Nordost mehrere kleine Flecken unregelmäßig folgten, worauf zwei mittelmäßig große, länglichte, aneinander liegende Flecken kamen. Ueber die Identität der wiederholten Erscheinung konnte kein Zweifel übrig bleiden."

„Höchst merkwürdig ist aber ganz gewiß, daß sich nach so langer Zeit (15⅓ Jahre, nämlich vom Februar 1825 bis Juni 1840) die mittlerweile veränderte oder auch verschwundene Form so genau reproducirte, daß sie unverkennbar war. Wiederholt sich diese Wahenehmung in der Zukunft, so dürfte ein bedeutender Schritt zur Aufklärung über die physische Beschaffenheit der Sonnenoberfläche geschehen seyn. Wenn Sir John Herschel (Sohn des großen Herschei) in seiner „Astronomie" sagt: „Man behauptet (dies bedarf aber wohi noch sehr dee Bestätigung), verschwundene Flecken seyen nach geraumer Zeit an denselben Stellen der Sonnenscheibe wieder zum Vorschein gekommen," so ist durch meine Beobachtungen nicht nur diesem „Bedürfniß der Bestätigung" Genüge geleistet, sondern (um diese wichtigsten, schon oben hervorgehobenen Umstände nochmals zu wiederholen) überdies noch dargethan: daß sich erloschen gewesene Flecken (periodisch) nicht bloß an der frühern Stelle der Sonnenscheibe, sondern sogar genau in der frühern Form reproducirem."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Es verhält sich, um auch dies noch zu bevorworten, mit diesem Unterschiede zwischen der, aus der scheinbaren Fleckenbewegung geschlossenen wirklichen und der von der Erde aus beobachteten Dauer der Rotation der Sonnenkugel wie mit dem, allen Lesern bekannten Unterschiede zwischen der Dauer des periodischen und des synodischen Monats.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Das Jahr 1840. — Die neue Bergstraße. — Thorsperre und Accise.

Das vom Aberglauben so gefürchtete Jahr 1840 ist nicht nur für Europa ohne die erwarteten Störungen vorübergegangen, sondern hat für unsere kleine Republik manche gute Einrichtungen und Verbesserungen herbeigeführt, andere aber in Aussicht gestellt. Mehrere große Bauten, als die neue Börse, das wirklich imposante, wenn auch nicht schöne Schulgebäude, sowie das St. Marien-Magdalenenkloster sind zum Theil begonnen, zum Theil schon vollendet worden. Eine Eindrichtung der ganzen Stadt, um die im Herbst und Frühling gewöhnlich eintretenden Ueberschwemmungen abzuwehren, ist in Anregung gebracht worden, eben so das Ausbaggern der Elbe vermittelst Dampfbaggermaschinen, da der majestätische Strom an einigen Stellen so vielen Sand aufgehäuft hat, daß die Schifffahrt dadurch bedroht wird. An der Eisenbahn wird, trotz des Winters, mit rastlosem Eifer fortgearbeitet, so daß die Strecke zwischen hier und Bergedorf zum Herbste dieses Jahres befahren werden wird; eine Eisenbahn von Berlin und eine andere von Wismar aus wird sich an sie anschließen; zu der vom nahen Altona nach Kiel führenden, die Mitteldeutschland mit dem baltischen Meere verbinden wird, werden die Aktien bereits begeben, so daß wir in wenigen Jahren leicht und schnell vom Strande der Ostsee nach dem äußersten Ende Deutschlands werden reisen können. Um den Verkehr zu erleichtern, ist Hamburg für die Theile seines Gebiets, die Enclaven Holsteins sind, der dänischen Zollordnung beigetreten, worüber mit dem König von Dänemark ein Verein abgeschlossen worden. Unter den Segnungen, die uns das verflossene Jahr gebracht hat, steht wohl das Expropriationsgesetz oben an. Ohne dieses würden wir keine Eisenbahn bekommen haben, da der Eigensinn und die Habsucht Einzelner sich dem Unternehmen mit unübersteiglichen Hindernissen in den Weg gestellt haben würde. — Die so oft, auch in diesen Blättern gerügten Mißgriffe unserer löblichen Baudeputation haben endlich zur Folge gehabt, daß man die Nothwendigkeit eingesehen, eine Veränderung im Staatsbauwesen zu treffen. Durch Raths- und Bürgerschluß ist nämlich beliebt worden, einen sachverständigen Mann, unter dem Titel eines Oberbaudirektors, an die Spitze des Bauwesens zu stellen. Es läßt sich von dieser Maaßregel das Beste erwarten, wenn der leidige, bei uns so vorherrschende Nepotismus sich nicht wieder in die Sache mischt und man, statt eines vielleicht untüchtigen Clienten, einen wirklich tüchtigen Mann an die Spitze stellt.— Unserer Baudeputation haben wir dafür zu danken, daß sie im verflossenen Jahre eine Menge den Verkehr verhindernder Treppenstühle und „Inwegsteine" aus den Gassen verbannte und dafür Trottoirs einführte, die zum Theil mit Asphalt belegt werden, dessen Nützlichkeit man immer mehr einsehen lernt. Die zum Jungfernstiege führende neue Bergstraße ist eine wirklich imposante Gasse geworden, und in ihr sind so viele neue, zum Theil prachtvolle Läden entstanden, daß sie an das Palais royal erinnert, zumal wenn man über die Kunst den Jungfernstieg hinaufgeht, wo ein schöner Laden den andern zu verdunkeln sucht. Am Abend, wo diese Boutiken feenhaft erleuchtet sind, nehmen sie sich wahrhaft überraschend aus. Die meisten haben Fenster von Spiegelglas, und man erzählt sich, daß eine, den ganzen Laden bedeckende Scheibe 6000 Mark (2400 Thlr.) gekostet haben soll. — Der Wunsch, die Thorsperre, eine lästige Contribution für die Vorstädter, gänzlich abgeschafft zu sehen, ist ein frommer geblieben. Indeß sind doch einige Erleichterungen für das Publikum hinsichtlich derselben eingetreten, wofür man sich schon bedanken muß. So nimmt die Zeit der Thoröffnung vom Januar an nicht mehr wie sonst von Viertelstunde zu Viertelstunde, sondern halbstündlich zu und wieder ab. Der größte Schritt aber, den wir vorwärts gethan haben, ist die in Aussicht gestellte Aufhebung der Accise. — Die am 28sten December vorigen Jahrs zusammenberufene Bürgerschaft hat diese Abgabe nur noch auf die nächsten sechs Monate, also bis zum ersten Juli dieses Jahrs bewilligt und dem Senate aufgegeben, in dieser Frist auf ein Ersatzmittel für den Ausfall in der Staatseinnahme zu denken. Gegen die Accise hatten sich schon längst so viele Stimmen in der Bürgerschaft erhoben, und sie war überhaupt so verhaßt bei der Gesammtbevölkerung, daß sie nicht füglich länger fortbestehen konnte. Sie ist besonders aus dem Grunde verhaßt, weil sie weit mehr den Armen als den Reichen trifft. Der letztere bringt in der Regel sechs bis sieben Monate mit seinem ganzen Haushalte, seiner Dienerschaft u. s. w. auf dem Lande zu und bezahlt, da er außerhalb der Acciselinie lebt, dem Staate während dieser ganzen Zeit diese lästigste von allen Abgaben nicht. Läßt er sich auch von seinen gewöhnlichen Lieferanten die Victualien auf's Land hinausbringen, so erhält er dafür die Rückaccise und ißt so sein Fleisch, seine Butter, sein Geflügel u. s. w. weit wohlfeiler als der allerärmste Mann in der Stadt; ja, ökonomische Hausfrauen bringen wohl gar den Braten, für den sie, als er ihnen auf's Land hinausgebracht wurde, die Rückaccise erhielten, in ihren Equipagen wieder zur Stadt zurück, wenn sie vielleicht durch die Geschäfte ihrer Gatten gezwungen sind, einen Tag in derselben während der guten Jahrszeit zuzubringen. Dagegen muß der Arme Alles verzollen, was er in den Mund steckt, bis auf das Brod hinab, ohne das er nicht leben kann. Er darf sicher seyn, im Thore visitirt zu werden, namentlich wenn er von Altona kommt, wo alle Lebensmittel bedeutend billiger sind, weil dort keine Accise existirt, während es gewiß kein Octrois-Beamter wagt, die glänzende Equipage des Reichen anzuhalten, in der man daher bereindringen kann, was man nur will. Es ist in der That zu verwundern, wie die Bürgerschaft so lange einer so in die Augen fallenden, schreienden Ungerechtigkeit ruhig zusehen konnte und erst so spät zur Abhülfe schritt. Am schlimmsten aber sind die Vorstädter daran, die zwischen zwei Acciselinien, der des äußern und der des innern Thores, eingeklemmt sind. Wirft nämlich die am Außenthore bereits verzollte Kuh mir ein Kalb oder brütet die gleichfalls verzollte Henne Küchlein aus, so muß ich dieses Kalb und diese Küchlein nochmals verzollen, wenn ich sie in die Stadt bringen will. Es steht zu glauben, daß sonst in keinem einzigen Staate noch eine solche Einrichtung anzutreffen ist. Die Frage wird freilich nicht leicht zu beantworten seyn, wie der Ausfall in der Staatseinnahme nach Aufhebung der verhaßten Accise am besten zu decken sey. Wir wagen es, hierüber einige Vorschläge zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 2. März 1841.

Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkter Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln,
Fleiſchbänke, wo die Schmeißen hauſen,
Die fetten Braten anzuſchmauſen:
Da findeſt du zu jeder Zeit
Gewiß Geſtank und Thätigkeit.
Goethe.

Die Pariſer Hallen.

Die Pariſer Hallen haben mit den Hallen Homer's, Oſſians und Wodans nichts gemein. Man hat aber von den Pariſer Hallen und ihren Indaberinnen ſo viel geſprochen, gelogen, geleſen und geſchrieben, daß ſie in der neuern Geſchichte beinahe klaſſiſch geworden ſind, wie jene in den Schulen. Königlich geſinnte Schriftſteller haben die ganze erſte franzöſiſche Revolution von den Poiſſarden hergeleitet, wie andere mit eben ſo viel Witz und Geſchick von den Philoſophen, Freimaurern und Illuminaten. Und warum ſollte nicht eine Schaar von Poiſſarden bei der Umwälzung eines Landes einmal ſo viel Einfluß geübt haben, als manche Maitreſſen, die nicht beſſer und oft nicht viel ſchöner waren, und welche die Geſchichte neben Ludwig XIV., Bonaparte und andere große Männer ſtellen muß, wenn ſie uns die Helfer des Schickſals auf Erden ſchildern und das Umdrehen ſeines Rades erklärlich machen will? Zſchokke hat, unter vielem Lehreichen und Schönen, auch eine niedliche Erzählung geſchrieben über die Frage: Wer regiert? Alle Welt glaubt, die ernſten Parzen ſpinnen den Faden des Verhängniſſes von Staaten und Völkern; und doch iſt es oft nur das leichte Händchen einer ſchlauen Hexe, ſind es nur flatterhafte Kammerkatzen, mit denen viele Poiſſarden ſich meſſen dürfen.

Seit der Kaiſerzeit beſitzt freilich Paris in jedem beträchtlichen Stadttheile Hallen für mancherlei Gebrauch, als Fleiſch-, Frucht-, Fiſch-, Kornhallen und andere. Im engſten Sinne verſteht man aber darunter die Hallen bei und auf dem Markte der Unſchuldigen, das Hauptquartier der Damen der Halle, welche in der erſten franzöſiſchen Revolution eine ſo furchtbare Berühmtheit erlangt haben und worüber ſo viel gefabelt worden. Dieſe Hallen fangen da an, wo die Straße Saint-Honoré aufhört; ſie haben an der einen Seite die Straße Saint-Denis zur Grenze und erſtrecken ſich auf der andern durch die Rue Montorgueil bis zur Rue des Petits-Carreaux. Die Einleitung macht eine kleine Halle, gleich am Eingange der Rue de la Ferronnerie, wo Heinrich IV. ermordet, und der Rue de la Tonnellerie, wo Molière geboren wurde. Die weſtliche Seite des Marché des Innocens, dieſes vornehmſten Markts von Paris, nehmen Gebäude ein, die Niederlagen für mancherlei Gewerbe ſind und kleine Straßen bilden, in denen Schmiede, Beutler, Töpfer, Trödler, Flickſchuſter und andere kleine Handwerker wohnen. Die Zugänge des Marktes ſind Tag aus, Tag ein mit Buden, Tiſchen, Bänken, Eimern, Schiebkarren, Körben, Tonnen beſät, und zwiſchen all dieſem Wirrwarr wickelt ſich das Gewimmel der Käufer und Verkäufer durch, und ein ewiges Toſen, Schreien, Zanken und Stoßen, Locken und Schmeicheln, Bitten

und Schimpfen erfüllt die Luft. Hier besonders kann man alle Klassen und Arten jener Menschen studiren, die so tief im Boden des Schiffes stehen, welches Andere schlau auf ihre Kosten zu lenken wissen; hier wimmelt es von denen, die für die ersten und niedrigsten Bedürfnisse des Leibes das Mannigfaltigste zusammenschleppen, und von denen, die den Abfall dessen, womit wir unsere Leiber bedecken und unsere Häuser schmücken, noch zum zweiten, dritten, ja wohl zum vierten und fünften Male feil haben.

Der Markt der Unschuldigen besteht noch nicht sehr lange. Noch im vorigen Jahrhundert begruben hier zwei-und-zwanzig Pfarreien ihre Todten, und seit acht-hundert Jahren war dieser Platz ein Gottesacker, auf welchem eine überreiche Saat der Auferstehung entgegen-reifte und in Erwartung des jüngsten Tags die Lebenden beeinträchtigte. Schon in den Jahren 1724 und 1725 beschwerten sich die Einwohner der benachbarten Viertel über diesen, mitten im volkreichsten Theile der Stadt gelegenen Kirchhof, dessen Ausdünstungen die Luft weit und breit verpesteten und der allgemeinen Gesundheit schadeten. Mit der Zeit wurden die Klagen immer dringender, bis man ihnen endlich Gehör gab. Zu An-fang des Jahrs 1780 erhielten zwei Physiker, Cadet de Vaux und Fontana, den Auftrag, über den Kirchhof der Unschuldigen einen Bericht abzustatten, welcher dahin lautete, daß jener Kirchhof ein wahrer Pestherd sey. Auf dieses Gutachten hin wurde beschlossen, daselbst einen Markt anzulegen, zu dessen Ausführung man jedoch, trotz der schreiendsten Noth, erst sechs Jahre später die erforderlichen Anstalten traf. Im Jahr 1786 ließ man die alten Baulichkeiten, welche den Kirchhof umgaben, einreißen, die Todten ausgraben und die Gebeine in die Katakomben an der Barrière d'Enfer schaffen. Der Bo-den wurde erhöht, geebnet, gepflastert, und so entstand nach und nach der jetzige Markt, der ohne seine Umge-bungen und Bewohner ganz hübsch wäre. In der Mitte des Platzes steht ein schöner Brunnen, ein Meisterwerk der ältern französischen Bildhauerei, an welchem ich nie vorbeigehe, ohne die reizenden Najaden und Nymphen zu bewundern, gar feine, liebliche, graziöse Gestalten, die mit den derben, flämischen Damen der umliegenden Halle wunderbar kontrastiren.

Die Architekten Poyet, Legrand und Molinos leite-ten die Ausführung dieser Fontaine, welche der Markt der Unschuldigen den herrlichen Skulpturen verdankt, womit der berühmte Jean Goujon im Jahr 1551 einen in der Nähe gelegenen Brunnen geziert hatte. Man wollte dieses Hauptwerk des großen Bildhauers vom Untergange retten und hatte den glücklichen Einfall, auf dem neu eingerichteten Markte eine neue Fontaine zu errichten und beim Bau derselben die Architekturstücke und Skulpturwerke des alten Brunnens zu verwenden, was mit vielem Geschick und Geschmack bewerkstelligt wurde. Die fünf Najaden von der Meisterhand Frau Goujons zwischen den Seitenpilastern zeichnen sich durch die Anmuth und die Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen, durch die Feinheit ihrer stets gefälligen, oft sehr schönen, wenn gleich nicht immer korrekten und bisweilen über-schlanken Formen sehr vortheilhaft aus, und unterscheiden sich leicht von den drei neu hinzugekommenen Idealfigu-ren, von Pajou, welche nicht ohne Talent und Verdienst, ja vielleicht in der Zeichnung korrekter, aber in der Aus-führung bei weitem stylloser, in den Stellungen gezier-ter, in den Formen rundlicher, lebloser und schematischer sind. Unter den Bildhauerarbeiten der Attika und der Frontons verdienen Beachtung eine Meeresnymphe auf einer Muschel, welche ihr fliegendes Gewand dem Winde preisgibt und als Segel benutzt, neben ihr ein Liebesgott auf einem Seepferde; ferner eine ähnliche Nymphe in einer Muschel ruhend, zu ihren Füßen eben-falls ein Amor auf einem Seeungeheuer; endlich ein junger Triton mit einer Nymphe und zwei Liebesgöttern, drei Reliefs von Jean Goujon, welche bei geringer Er-habenheit durch Grazie der Composition, Zierlichkeit der Formen, Zartheit der Vollendung ungemein anziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Neues über die Natur der Sonnenflecken.

(Fortsetzung.)

„Hieraus scheint nun die ganz besondere Aufmerksam-keit verdienende Folgerung hervorzugehen, daß wenigstens die schwarzen, sogenannten Kernflecken, vielleicht auch ihre Bramen — die weißgrauen oder bräunlichen, jene Kernflecken umgebenden Nebel — entweder für im-mer oder doch für lange Zeiträume auf dem innern Sonnenkörper feststehende Formen sind, und nur von Zeit zu Zeit durch den, die äußerste Hülle der Sonne bildenden Lichtstoff überflossen und solchergestalt unsern Blicken (periodisch) ganz entzogen oder doch in ihrer Er-scheinung verändert werden. Diese Lichtmaterie zeigt sich uns auf manchen unbestimmten Stellen der Sonnen-oberfläche, besonders aber in der Nähe der Kernflecken, reichlicher zusammengehäuft, als * sogenannte Sonnen-

* Alles dies stimmt ganz gut zusammen. Wenn die Sonnenflecken, unsern obigen Erklärungen gemäß, durch das Auseinandertreten der Lichtwolken entstehen, so müssen sich diese Lichtwolken natürlich zunächst um die Flecken herum

fackeln (faculae solares), wodurch natürlich die Wiederüberziehung der Kernflecken sammt ihren Bramen durch solchen Lichtstoff begünstigt wird. Die Sonne scheint demnach wirklich drei (atmosphärische) Umhüllungen zu besitzen: diese Schichte von Lichtwolken, eine darunter folgende, die „Bramen" bildende Schichte grauerer Wolken, und drittens eine unmittelbar über dem Sonnenkern lagernde Schichte sehr hellen Stoffes" (wie wir es oben nach Herschel angeführt haben).

„Es ist," fährt unser Sonnenbeobachter fort, „gewiß der Mühe werth, das hier Angeführte durch fernere Beobachtungen zu bestätigen; besonders aber dürfte darauf zu merken seyn, ob sich nicht nach abermals 15⅓ Jahren (also zu Anfang Oktobers 1855) die erwähnte Fleckengruppe in derselben Form wieder zeigt."

Zugleich aber hat Henike diese Beobachtungen zu derjenigen genauern Bestimmung der Sonnenrotation benuzt, von welcher ich oben gesprochen habe. Die 15⅓ Jahre nämlich, nach deren Verlaufe die betreffende Fleckengruppe sich genau wieder auf der nämlichen Stelle der Sonnenkugel zeigte, und binnen welcher sie also, mit dieser, eine gewisse Anzahl voller synodischer Rotationen gemacht haben muß, enthalten offenbar diese ihrer Dauer nach zu ermittelnde Anzahl solcher vollen synodischen Rotationen. Nun gibt der französische Astronom Flaugergues die Dauer der synodischen Sonnenrotation, welche wir oben beiläufig auf 27 Tage bestimmt hatten, genauer zu 27,294 Tagen an, und wenn diese Bestimmung ganz genau wäre, so müßte die in den 15⅓ Jahren enthaltene Tagezahl, dividirt durch diese leztere Zahl von 27,294 Tagen, eine ganze Zahl geben. Sehr nahe ist dem auch wirklich so, wodurch wiederum die vortreffliche Uebereinstimmung alles in der fraglichen Sache hier Vorgetragenen augenscheinlich bewiesen wird: 15⅓ Jahre zu 365¼ Tagen geben nämlich 5600 Tage; und diese Zahl, dividirt durch 27,294, bringt 205,1, also nur 0,1 Differenz, welches 0,1 demnach als verursacht durch eine noch übrig gebliebene Ungenauigkeit in der Bestimmung von Flaugergues angesehen werden darf. * Hiernach kommen auf 5600 Tage 205 volle synodische (von der Erde aus gesehene) Rotationen der Sonnenkugel, welches die Dauer Einer solchen synodischen Revolution gleich 27,317 Tagen gibt; und dieses Resultat muß als sehr genau beteachtet werden.

Während dieser Zeit von 27,317 Tagen, als Dauer einer synodischen Sonnenrotation, hat die Erdkugel in ihrer eigenen Bahn 26,934 Grade, und zwar in der nämlichen Richtung zurückgelegt, so daß vom Sonnenfleck in dieser Zeit über den vollen Umlauf von 360 Graden noch 26,927, und also zusammen 386,924 Grade beschrieben sind, woraus mithin wieder durch bloße Regel-de-tri die Zeit für 360 Grade, oder die wahre siderische Rotation der Sonne sich zu 25 Tagen, 9 Stunden, 59 Minuten, 18 Secunden ergibt, während sich die Erde in einem Tage, in 24 Stunden um ihre Axe wälzt. — Nun hat der Aequator der Sonne etwa 100mal mehr Umfang als der der Erde, und wenn sich die Sonne also nur eben so schnell als diese drehen sollte, so müßte sie zu ihrer Rotation 100 Tage anwenden; — sie braucht aber, wie angeführt, nur 25 Tage dazu, nur den vierten Theil der Zeit, und dreht sich also 4mal schneller als die Erde. Auch von diesem Umstande werde ich unten Anwendung machen.

Lassen sich nun aber aus den Henike'schen Beobachtungen über die Neigung der Sonnenflecke, öfters wieder an den nämlichen Stellen der Sonnenoberfläche, und selbst wieder in den nämlichen Formen zu erscheinen, Schlüsse ziehen auf die Beschaffenheit des eigentlichen Sonnenkörpers? — Nach meiner Ansicht sehr wichtige, und deßhalb doppelt beachtenswerthe, weil sie auch die Beobachtungen und Vermuthungen früherer Astronomen bestätigen und also die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Schon der sorgfältige Himmelstopograph Schröter führt die Beobachtung eines Ringgebirges auf der Sonne an, welchem er nach seinen Messungen eine Höhe von mehr als 200 Meilen beimißt. Es ist wohl natürlich, den Höhen der Berge auf den verschiedenen Weltkörpern ein gewisses, wenigstens annäherndes Verhältniß zu den Halbmessern beizulegen, und da wir auf unserer Erdkugel Berge von der Höhe zwischen 1 und 2 Meilen kennen, so widerstreitet es der Analogie nicht, auf der Sonnenkugel, deren Halbmesser den Halbmesser der Erde mehr als 100mal übertrifft, auch 100mal höhere Berge zu finden. Ueberdieß geht zuverlässig durch unser ganzes System ein gewisser allgemeiner Typus; die Planeten zeigen, so weit unsere Beobachtungen irgend reichen, sämmtlich Berge, und für den Sonnenkern, dessen planetarische Natur aus so vielen, oben nachgewiesenen Umständen folgt, müssen also schon deßhalb Berge angenommen werden.

(Schluß folgt.)

---

zusammenthürmen und demnach dort hellere Stellen (Sonnenfackeln) bilden. — Ist die irdische Atmosphäre mit Wolken erfüllt und reißt diese Wolkendecke an einzelnen Stellen, um einen Einblick in die Himmelsbläue zu gestatten, so zeigen sich rings umher auch Wolkenberge.

* Ich bemerke, daß die genaueste Bestimmung der Dauer der Umwälzung der Sonnenkugel um ihre Axe ihre eigenthümlichen technischen Schwierigkeiten hat. Wahrscheinlich ist die oben gegebene Henikesche die zuverlässigste, da ein so langer Zeitabschnitt (15⅓ Jahre) vor ihm noch nie dazu in Betracht gezogen worden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Accise. — Literatur.

Vor allen Dingen besteure man diejenigen sehr hoch, die Destillationen, Branntweinbrennereien und Schenken anlegen, worin geistige Getränke geschenkt werden, wodurch man nicht nur eine beträchtliche Einnahme erzielen, sondern zugleich auch noch den wichtigen Zweck erreichen wird, das Gift zu vertheuern, dessen wohlfeiler Genuß so Viele verlockt und so viel Elend, Armuth, Familienunglück und Verbrechen hervorruft. Ein Menschenfreund zählte in diesen Tagen die in gerader Linie vom Mittelpunkte der Stadt bis zum Altonaer Thore vorkommenden Branntweinschenken, und es ergaben sich bloß in dieser einen Richtung 83; daraus ziehe man den Schluß, wie viele solcher Schenken es in unserer Stadt geben mag. Ferner ist erwiesen, daß jezt im Durchschnitte jährlich 18 bis 19 Personen am Säuferwahnsinne sterben, eine Krankheit, die früher kaum bei uns bekannt war. Die Erfahrung lehrt aber, daß durchschnittlich nur der achte Theil solcher Kranken stirbt, so daß sich jährlich 147 Personen um ihren Verstand trinken. Außerdem kamen im Jahr 1840 noch 15 Personen an den Folgen der Trunkenheit um; 57 zogen sich in derselben mehr oder minder starke Verletzungen zu; 77 geriethen betrunken in Lebensgefahr und 258 mußten, wegen in der Trunkenheit begangener Frevel, polizeilich bestraft werden. Es wäre also gewiß räthlich, dem Laster nicht nur durch einen Mäßigkeitsverein, sondern auf jede mögliche Weise Schranken zu setzen, was am besten durch hohe Besteuerung der Wirthe geschehen kann. Daß eine solche Maßregel durchzusetzen sey, zeigt sich in Schweden, wo mit Strenge gehandhabte Gesetze den Genuß des Branntweins fast gänzlich unterdrückt haben. Man führe ferner, zur Deckung des durch Aufhebung der Accise entstehenden Ausfalls, eine Kopfsteuer ein, wozu jeder Bewohner der Stadt und des Landgebiets, aber nach Maßgabe seines Einkommens und des von ihm zur Schau getragenen Luxus, beizutragen hat. Familien, die entweder gar kein Dienstpersonal oder nur ein einziges Dienstmädchen halten, müßten für jeden Kopf, vom zwölften Jahre an gerechnet, nur die einfache Steuer, etwa einen Thaler, zahlen; wer zwei Dienstmädchen hielte, für alle Mitglieder des Hauses das Doppelte, wer drei und mehr, das vierfache, für einen Diener oder Lataien aber gar das sechsfache. Fabrikherrn und überhaupt Leute, die für ihr Geschäft Knechte und Mägde zu halten gezwungen sind, müßten natürlich nur die einfache Steuer bezahlen. Auf solche Weise erhielten wir zugleich eine Luxussteuer und die Abgaben würden richtig vertheilt. Große Ersparnisse, wenn auch erst mit der Zeit, würden zugleich durch das Eingehen des zahlreichen und verhältnißmäßig stark besoldeten Acciseperſonals erzielt werden. Von diesem wird, bei der jezt bestehenden Einrichtung, ein bedeutender Theil der Einnahme in Anspruch genommen. Und wer erhält solche lucrative Stellen? Die Freunde der Freunde oder die Verwandten unserer Senatoren die höhern, ihre ehemaligen Diener die untergeordnetern. Ist doch der Fall eingetreten, daß man einem jungen und rüstigen Schuhmachermeister, der von seinem fleißigen Vater ein im besten Flor stehendes Geschäft geerbt, aber nicht Lust hatte, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu verdienen, eine einträgliche Stelle bei der Accise gab, bloß weil der Zufall wollte, daß sein Bruder einem unserer Senatoren verschwägert worden war. Welcher Gewinn für die öffentliche Moral aus der Aufhebung der Accise hervorgehen würde, ist für jeden Denkenden einleuchtend. Das von der Accise untrennbare Schmuggelwesen demoralisirt nothwendig die niedere Volksclasse. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, gesetzwidrig zu handeln, thut es nach und nach auch in andern Fällen, wo es sein Vortheil erheischt, und so ist das Schmuggelwesen die Schule, wo der Gewissenlose sich gleichsam zu größern Vergehungen vorbereitet. Wir haben in dieser Hinsicht ein trauriges Beispiel vor Augen und sehen mit Betrübniß, in welchem Maaße schon jezt unsere über Holstein in diesen Blättern ausgesprochenen Prophezeihungen in Erfüllung gegangen sind. Seit das leidige Zoll- und Acciseſystem in jenem früher so glücklichen und sich durch Sittlichkeit seiner Bewohner auszeichnenden Herzogthume eingeführt ist, hat sich die Zahl der Verbrechen und der Verbrecher auf wahrhaft erschreckende Weise vermehrt. Die Landstraßen sind unsicher geworden und die öffentlichen Blätter thun fast jede Woche Meldung von räuberischen Ueberfällen, nächtlichen Einbrüchen, Mord, Diebstahl u. s. w. Das war früher anders und man konnte das glückliche Ländchen bei Nacht wie bei Tage mit völliger Sicherheit für seine Person und sein Eigenthum durchreisen. — Keine Accise mehr! ist der Ruf eines Jeden, der es mit seiner Vaterstadt gut meint.

Ueber Kunst und Wissenschaft läßt sich in unserem kleinen Staate gewöhnlich nicht viel sagen. Die Interessen des Handels verschlingen das Interesse dafür, und Künstler und Gelehrte finden bei uns nicht die Aufmunterung, die ihnen in andern Staaten zu Theil wird. Für die Literatur haben im eigentlichsten Verstande nur die Sinn, die entweder selbst zu ihr gehören oder sie zum Vehikel der Vertreibung der bösen Langeweile machen. Leihbibliotheken und Buchhandlungen entstehen in jedem Jahre zwar neue — in diesem auch wieder zwei Buchhandlungen, die der Herrn R. Kittler und Bödecker — allein trotz dem dürfen wir uns nicht rühmen, eine besonders große Vorliebe für die Literatur zu haben, und eine Privatbibliothek anzulegen, fällt nur sehr Wenigen ein. Die Kinder der Begüterten bekommen zu Weihnacht einige Jugendschriften; der Verehrer schenkt seiner Verehrten einen hübschen Almanach, der schönen Stahlstiche und des niedlichen Einbandes wegen; junge Leute kaufen hie und da ein paar Bändchen der sogenannten wohlfeilen, Nachdruck enthaltenden Miniaturbibliotheken; die Frommen Traktätlein, Wilschels Morgen- und Abendopfer oder die Stunden der Andacht; diejenigen, welche sich in der Conversation nicht gern Blößen geben wollen, etwa ein Conversationslexicon; das ist aber auch Alles, und in einem reichen und vornehmen Hause ein Bibliothekzimmer zu finden, gehört zu den Seltenheiten. Die Männer begnügen sich mit der Lectüre der deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Zeitungen, die sie in der Börsenhalle und in den ersten Kaffeehäusern finden; die Damen lassen sich Bücher und deutsche Journale aus den Leihbibliotheken kommen, und je seichter das ist, was ihnen von dorther zuströmt, je lieber ist es ihnen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. März 1841.

Alsdann kann erst der Mensch sich einen Menschen nennen,
Wenn seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen,
Steigt Eifers voll empor und dringt sich in die Schooß
Und Gründe der Natur; da geht sein Herze los.

Martin Opitz.

Neues über die Natur der Sonnenflecken.

(Schluß.)

Dies vorausgesezt — und man wird sich der so ziemlich von allen neuern Astronomen Fürgeheißenen Ansicht kaum widersetzen können — denke man sich nun diese, hoch in die beschriebenen atmosphärischen Umhüllungen der Sonne hineinragenden Sonnenberge, so scheint es nur in der Natur der Sache selbst zu liegen, daß die Lichtsphäre der Sonne sich nirgends öfter und nirgends lieber in bestimmten, immer wiederkehrenden und ausdauernden Formen trennen werde, als gerade über solchen, vielleicht schon sie selbst erreichenden oder gar in sie hineinstrebenden Berggipfeln. Man könnte dagegen die Größe mancher Sonnenflecken einwenden, von welcher ich, mit dem Versprechen, darauf zurückzukommen, vorne gesprochen habe und welche allerdings oft den Umfang unserer ganzen Erdoberfläche übertrifft. * Allein einmal, was ist hier „Größe"? ist sie hier nicht ein bloß relativer Begriff? — und dann, darf man nicht mit Recht annehmen, daß, wenn das Verziehen der Sonnenlichtwolken durch einen Berggipfel erst einmal eingeleitet ist, der Prozeß sich hernach von selbst fortsezt? — Die Lichthülle der Sonne, welche wir uns, allen Beobachtungen zu Folge, als eine Decke, freilich aus eigenthümlichem Stoffe gewebter, meistens dicht an einander lagernder Wolken zu denken haben, scheint ohnedies sehr großen (atmosphärischen) Revolutionen unterworfen zu seyn, und zeigt sich uns, um mich Herschelscher Ausdrücke zu bedienen, immer mit „Untiefen, Rücken, Nieren und Narben;" eben so schnell aber überfließt die leichte Lichtmaterie die entstandenen Unebenheiten wieder und gleicht sie aus. Die „stehenden Flecke," wie ich das von Henike beobachtete Phänomen nennen möchte, müssen also nothwendig gleichfalls eine „stehende" Ursache haben; und entsprechende große Unebenheiten (Berge) auf der Sonnenoberfläche, zumal da die Existenz solcher Sonnenberge von den Astronomen ohnedies anerkannt wird, geben gewiß die beste Erklärung ab.

Daß aber die Sonnenlichtsphäre solchen heftigen atmosphärischen Revolutionen, unter denen wir uns, nach Analogie unseres Wolkenhimmels, immerhin Winde, Stürme u. s. w. denken mögen, unterworfen sey, lehren direkte Beobachtungen unwiderleglich. Man hat gesehen, daß sich Risse in der Photosphäre binnen einer einzigen Sekunde 60, ja 80 Meilen weit fortsezten, eine Geschwindigkeit, welche die des Schalles in der irdischen Atmosphäre mehr als 1200mal, und unserer heftigsten Orkane gar an 13,000mal übertrifft. Auch

* Man hat in der That oft Sonnenflecken von mehr als 6000 Meilen Durchmesser beobachtet.

Digitized by Google

ſcheint dem ſo ſeyn zu müſſen, da ſich die, für das ganze Syſtem entſcheidende, energiſchere Emiſſion erhitzender Strahlen durch eine ſolche Thätigkeit in der Sonnenlichtſphäre bedingt zeigt. Herſchel ſagt ausdrücklich: „Ich bin jezt geneigt zu glauben, daß die Oeffnungen der Sonne mit großen Untiefen, Rücken, Nieren und Narben (als unzweifelhaftes Reſultat größerer atmoſphäriſcher Thätigkeit in der Lichthülle) eine reichlichere Ausſendung erhitzender Strahlen, folglich mildere planetariſche Witterung erwaeten laſſen, wogegen Poren, kleine Einſchnitte und die Abweſenheit von Rücken, Nieren, großen Oeffnungen und Untiefen, kuez, überhaupt ein ärmliches und untdätiges Anſehen der glänzenden Woiken eine ſparſameee Emiſſion von Licht- und Wärmeſtrahlen und ſomit ſtrenge Witterung andenten."

Die Rotation der Sonne, von deren Schnelligkeit, als von einem weiter zu erwähnenden Umſtande wir oben geſprochen haben, mag auf dieſe Revolutionen in der Lichtſphäre auch nicht ohne Einfluß ſeyn; denn es iſt ein höchſt merkwürdiger Umſtand, daß ſich die Region der Flecken, als offenbarer Produkte photoſphäriſcher Thätigkeit der Sonne, nur 30 Geade weit zu jeder Seite des Sonnenäquators erſtreckt, wo ſich natürlich der, durch die Heftigkeit der Rotation veeurſachte Schwung gewaltiger äußern kann als näher an den Polen der Sonnenkugel. Ich habe in den Betrachtungen über den Bremikerſchen Kometen (Nr. 308 ff. d. J. 1840 dieſer Blätter) auf allgemeine Gründe der Erſcheinung hingedeutet, daß die gemeinſchaftliche Edene, in welcher die Planeten unſeres Syſtems den Centralkörper umringen, mit der erweiterten Edene des Sonnenäquators zuſammenfällt, und es wird den Leſern nach den jezt gegebenen Erläuteeungen über die beſondere photoſphäriſche Thätigkeit der Sonne gerade in derſelben Richtung nicht ſchwer werden, ſich die Frage nach dieſen Gründen nun ſelbſt zu beantworten.

Henikes neue Sonnenbeobachtungen, an deren Mittheilung wir alle dieſe Betrachtungen anreihen, gewähren alſo, neben genauerer Beſtimmung eines ſo delikaten Elements, als die eigentliche Zeit dee Umwälzung der Sonne um ihre Are iſt, durch Beſtätigung der ſelbſt vom jüngern Herſchel noch in Zweifel geſtellten Periodicität * (wo nicht Ausdauer) beſtimmter Gruppen von Sonnenflecken ſogar unter eben ſo beſtimmten, wenig oder ganz unveränderlichen Formen, zugleich eine vortreffliche Beſtätigung der Anſichten der neuern Aſtronomie über die Beſchaffenheit des eigentlichen Sonnenkörpers oder Sonnenkerns.

Dieſe ungeheure Sonnenkugel — um das Reſultat des Vorgetragenen zu reſumieen — aus welcher weit über eine Million Kugeln von gleicher Größe wie unſere Erdkugel gebildet werden könnten und auf deren Oberfläche ſich die Oberfläche der leztern mehr als zehntauſendmal ausbreiten ließe, wälzt ſich in 25 Tagen zehn Stunden (weniger 42 Sekunden) um ihre Are, wobei ihre Rotationsgeſchwindigkeit die der Erdkugel viermal übertrifft. Ihr eigentlicher Körper, ihr Kern, iſt von planetariſcher Beſchaffenheit und ähnelt den Planeten beſonders darin, daß ſeine Oberfläche mit Bergen beſezt iſt, deren Höhe in einem angemeſſenen Verhältniſſe zur Größe des Sonnenhalbmeſſers ſteht und alſo Hunderte von Meilen beträgt. Dieſen feſten Sonnenkern umgeben drei atmoſphäriſche Hüllen: eine unmittelbar über ihm lagernde Aetherſchicht, eine dann folgende Decke wolkenartiger Gebilde, welche an irdiſche Wolken erinnern, und endlich eine Lichtſphäre, deren Gewebe ſich häufig trennt und dann den Einblick auf dunklere Sonnenpartien geſtattet, wodurch diejenige Erſcheinung veranlaßt wird, welche wir Sonnenflecken nennen, und deren neueſte genaueſte Beobachtung durch Henike nun eben dazu gedient hat, die hier nochmals in eine kurze Ueberſicht zuſammengedrängten, oben mit allem erforderlichen Detail entwickelten Sätze über die Beſchaffenheit des Sonnenballs zur höchſten Wahrſcheinlichkeit zu erheben. — Ich freue mich, ſchließlich hinzufügen zu können, daß unſer Sonnenaſtronom ſeine Beobachtungen unermüdet fortſezt und mir ſolchergeſtalt vielleicht bald die Freude verſchafft, den Leſern weitere Mittheilungen von gleich hohem Intereſſe über das wichtigſte Geſtirn unſeres Syſtems vorlegen zu können.

* Wenn wir nun hinſichtlich dieſer „Periodicität" noch weiter gingen und ſogar annähmen, daß die Gipfel der (nicht bloß poſtulirten) Sonnenberge in entſprechenden Perioden geeigneter wären, durch die Lichtſphäre zu ſchimmern? Zeigen die irdiſchen Berge, mutatis mutandis, etwa nicht Aehnliches? Man ſtecke die Grenzen der Conjecturalaſtronomie nicht zu weit, aber auch nicht zu enge.

Die Pariſer Hallen.

(Fortſezung.)

Unter Ludwig XVI., wie unter ſeinen Vorgängern, war es in Frankreich ſtark Mode, prächtige Brunnen zu errichten, ohne ſich darum zu bekümmern, wo man das Waſſer dazu hernehmen ſolle. Die Löwen der Fontaine am Markt der Unſchuldigen lechzten lange vergebens nach Waſſer; erſt im Jahr 1812 wurden die Gewäſſer des Ourcqkanals hieher geleitet, welche die Fontaine gegenwärtig in reichem Maaße verſehen. Sie dient nun den Hallbewohnern, ihre Tiſche, Bänke, Eimer zu reinigen und leztere mit friſchem Waſſer zu füllen. Gewöhnlich iſt ſie auch ringsum ſo beſezt, daß man kaum bei kann. Dieſer Brunnen iſt, meines Erachtens, eines der ſchönſten

Digitized by Google

öffentlichen Denkmale von Paris, über deſſen Betrachtung man oft das Gelärm und Elend auf dem Platze umher vergißt, indem man einzig und allein mit den Skulpturen Jean Goujons und mit dem Gedanken an das unglückliche Ende dieſes ausgezeichneten Bildhauers beſchäftigt iſt. Er hatte das Unglück, ein Reformirter zu ſeyn, und ward am Morgen des Bartholomäustags erſchoſſen, als er im Louvre auf ſeinem Gerüſte arbeitete.

Jeden Morgen in aller Frühe verkauft man im Großen auf dem Marché des Innocens die Früchte, Gemüſe, Kräuter u. ſ. w., welche im Verlauf des Tags dort im Kleinen abgeſezt werden. Dieſer Markt iſt gewiſſermaßen der Centralpunkt für alle Käufer und Verkäufer, und um vier Uhr Morgens iſt hier ein Höllenſpektakel. Man kann ſich nicht genug wundern, in wie kurzer Zeit man die Geſchäfte abthut. Kraut, Gemüſe und dergl. wird Wagenweiſe verſteigert und baar bezahlt. Jeder Großhändler hat ſeine beſtimmten Abnehmer; dieſe haben wieder ihre beſondern Unterabnehmer, bei denen ſich die ambulirenden Höckerweiber ihren Vorrath holen, ſo daß eine Marktwaare oft durch vier, fünf Hände geht, ehe ſie an den Conſumenten kommt. Die bedeckten Gänge, welche um den Markt der Unſchuldigen herumlaufen und worin die armen Kleinhändler hauſen, ſind erſt im Jahr 1813 fertig geworden; vor dieſer Zeit ſtanden die Verkäufer bei Regen und Sonnenſchein unter freiem Himmel und auf offenem Markte aus, wie es noch heutzutage in vielen Städten Deutſchlands der Fall iſt. Die Reinlichkeit unter dieſen Schuppen iſt eben nicht weit her, und keineswegs holländiſch oder belgiſch zu nennen; indeß ſind die Waaren wenigſtens vor dem Verderben und die Menſchen vor Unwetter geſichert.

Napoleon hat das große Verdienſt, für die Bequemlichkeit des Marktvolkes und des täglichen Verkehrs durch Erbauung zahlreicher Hallen geſorgt zu haben. Er nahm ſich der Intereſſen der Halldevölkerung, wie überhaupt der unterſten Volksklaſſen, die er fürchtete, lebhaft an. Napoleon, deſſen Kunſt im Regieren anzuerkennen aufgeklärte, liberale Leute ſich ſcheuen und ſich daher lieber die Augen verbinden, Napoleon verſtand ſich vortrefflich darauf, die Geſchäfte im Schwung zu erhalten, die Cirkulation der Kräfte zu befördern, und durch reges Leben die Gelegenheit zu reichem Gewinn herbeizuführen. Er achtete und ſchützte, was wir die Rechte der Bewegung nennen möchten, und darin kann er als Muſter gelten. Dieſer thätige Schutz der allgemeinen Intereſſen unter Napoleon begünſtigte in Frankreich die Aufhäufung der geiſtigen Kapitalien, ſo daß nach dem Sturze des Kaiſerreichs mehrere Jahre hindurch die Sünden eines entgegengeſezten Syſtems noch ertragen werden konnten, und Frankreich, trotz des Verluſtes ſeiner wichtigen Colonien San Domingo und Isle de France, und trotz der Wunden, die ihm durch die Revolution und durch die Ereigniſſe vor der Wiedereinſetzung der Bourbons geſchlagen wurden, ſich fortwährend noch im Wohlſtand befand, zu einer Zeit, wo alle übrigen europäiſchen Länder, und beſonders die Völker der ſogenannten Binnenſtaaten, über Stockung im Handel, in der Induſtrie und im Landbau klagten und eine merkliche Abnahme des Nationalreichthums empfanden. So viel iſt gewiß, daß das Prinzip der Napoleoneſchen Regierung die Kräfte nicht unterdrückte oder in Stockung brachte, daß es vielmehr den allgemeinen Umlauf und den Wohlſtand Frankreichs beförderte. Sehr weiſe hat die Julireglerung ihre Vorgängerin in vielen nationalökonomiſchen Maßregeln nachgeahmt und denſelben Vortheil davon gehabt. Wie die Bevölkerung der Pariſer Hallen unter Napoleon ſich ſtets ruhig verhalten und mit der Armee in der Vergötterung des Kaiſers gewetteifert, ſo hat ſie ſich auch ſeit 1830 entſchieden auf die Seite des Juſte-Milieu geſchlagen und an den Emeuten durchaus keinen Antheil genommen. Ueberhaupt iſt dieſe Klaſſe, welche in der Periode der Revolution ſo furchtbar berühmt geworden, keineswegs zu Aufſtänden und Empörungen geneigt; ihr Gewerbe bringt es mit ſich, daß ſie die Ruhe den Unruhen vorzieht. Was in den obern Regionen des Staats geſchieht, bleibt dieſen Leuten in der Tiefe fremd, berührt ſie gar nicht oder nur auf eine entfernte Weiſe; was ſie zunächſt verlangen und bedürfen, iſt der tägliche Umtrieb eines kleinen, aber bei ruhigen, fetten Zeiten ſchnell anwachſenden Kapitals. Von Natur kräftig und aufgeweckt, aus Gewohnheit thätig und arbeitſam, durch den Verkehr mit Leuten aus allen Ständen gerieben und gewitzigt, laſſen ſich dieſe Klaſſen freilich nicht ſo viel bieten, als die ſchläfrigen, trägen und bornirten Philiſter kleinerer Städte, welche eine angeborene Aufruhrsakte im Herzen tragen und von übermäßiger Revolutionsſcheu befallen ſind; allein ſie ſtehen gewiß nicht auf aus Luſt zu feindlichem Angriff, wie die Studenten des Quartier latin und die Zöglinge der polytechniſchen Schule. Es muß weit gekommen, der Druck muß ganz unleidlich geworden ſeyn, bis die Bevölkerung der Hallen die Unordnung anfängt; wenn aber einmal etwas los und ihr Verkehr geſtört iſt, ſo ſchlägt ſie eifrig drein und wird die kräftigſte Stütze der Inſurrektion. In den Julitagen haben die Damen der Halle tapfer mitgefochten und ſich muthig den königlichen Truppen, ſogar ihrer Artillerie entgegengeworfen; ein Trupp Polſarden eroberte ohne Kanone, welche nach dem Siege in feierlichem Triumph durch die Straßen gezogen wurde. Die Halle reklamirte ihre Todten und begrub ſie auf dem Markte der Unſchuldigen, im Centrum ihres Hauptquartiers. (Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

Theater. — Klagen.

Der „Telegraph," von dem man behauptete, Gutzkow werde ihn zu Neujahr aufgeben, besteht fort und sein Herausgeber bemüht sich sichtlich, ihm neue Freunde und Theilnehmer zu erwerben. Ein gegen das Ende des vorigen Jahrs begründetes, von O. Weidemann, Uffo Horn und Andern redigirtes Journal: „Nord und Süd," mußte in Folge der allzugeringen Theilnahme von Seiten des Publikums, so wie betrübender Ereignisse wegen, die dem Hauptredakteur die Fortsetzung verboten, schon nach der sechsten Nummer wieder eingehen. Der von Oettinger begründete, von Fr. Clemens (Gerte) fortgesetzte „Argus" ging zu Anfang Oktobers ein. Dafür haben wir ein „Norddeutsches Conversationsblatt" erhalten, über das wir aber nicht urtheilen können, weil es uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Das Trauerspiel „Judith," von dem talentvollen Friedrich Hebbel, konnte sich hier eben so wenig Bahn brechen, wie in Berlin. Das Haus war gleich bei der ersten Darstellung nur mäßig besetzt, bei der zweiten aber zum Entsetzen leer. Trotz dem enthält das Drama große Schönheiten, und der Dichter hat sich wahrlich seiner Schöpfung nicht zu schämen, wohl aber wir zu bedauern, daß das große Publikum noch nicht reif für solche Produktionen ist. Gutzkow hat in seinem „Telegraphen" eine meisterhafte Kritik der „Judith" geliefert; wer sie liest, wird sich überzeugen, daß das Stück eine so lieblose und abfällige Kritik, wie einige deutsche Zeitschriften sie von Berlin aus brachten, gewiß nicht verdient. Wenn die „Judith" auch auf allen Bühnen wirklich durchgefallen wäre, was sie weder in Berlin noch hier ist, so würde sie immer noch eine höchst bedeutende Erscheinung in der Literatur seyn. Ein noch härteres Schicksal erfuhr ein anderes Drama, wie behauptet wird, von demselben Verfasser, „das tscherkassische Paar;" dieses wurde am 27. Oktober zum ersten und letzten Male auf unserer Bühne aufgeführt und fiel gänzlich durch. Möge das eben genannte Drama nun von Friedrich Hebbel seyn oder nicht, so verdiente es gleichfalls ein anderes Schicksal. Der Dichter lasse sich durch dieses Schicksal seiner beiden ersten Dramen nicht abschrecken, der Bühne seine bedeutenden Kräfte und sein wirklich seltenes Talent zu weihen; aber er suche sich zugleich mehr mit dem bekannt zu machen, was vom großen Publikum von einem Bühnenstücke gefordert wird. Den Darstellern beider Stücke ist nichts vorzuwerfen; sie hatten mit Eifer und Liebe ihre Rollen studirt und spielten vortrefflich. Dagegen hat „die Wasserkur oder der reiche Mann," von Dr. Karl Töpfer, entschieden Glück gemacht und Verfasser und Darsteller wurden einstimmig nach den ersten Darstellungen gerufen. Mit Bedauern berichten wir indeß, daß auch „Scheiben-Toni," von Mad. Birch-Pfeiffer, ein langweiliges, geistloses Machwerk, sich des Beifalls zu erfreuen hatte und mehrere Wiederholungen erlebte; für beides möge die Verfasserin sich bei dem Dekorationsmaler und Maschinisten bedanken; auch wurde Herr Förster, der sich um den mythologischen Zug und die Schlußdekorationen verdient gemacht, mit Recht gerufen. Auch von dem fleißigen Gutzkow wurde ein neues Drama: „Patkul," zur Aufführung gebracht; wir waren leider verhindert, den beiden ersten Darstellungen beizuwohnen, hörten aber, daß es verdienten Beifall gefunden. Der Dichter und der Darsteller der Titelrolle, Baisen, der das Stück zu seinem Benefiz gewählt hatte, wurden am Schlusse stürmisch gerufen. Auch die Kritik sprach sich sehr günstig über dieses neue Erzeugniß des Dichters aus. — Unserm Theater droht ein großer Verlust, indem es heißt, Direktor F. L. Schmidt wolle zu Ostern die Direktion niederlegen. Herr Schmidt hat sich als Mensch und Bürger, so wie als Vorstand unseres Kunstinstituts, ja selbst als Künstler, eines ausgezeichneten Rufes zu erfreuen. Er wär gleichsam noch der letzte Repräsentant der trefflichen Schröderschen Schule. Sein Streben, der Kunst ihre Würde zu erhalten, darf selbst vom Uebelwollen nicht in Zweifel gezogen werden, und dieser Ruhm wird ihm bleiben. Als Künstler war er in vielen Rollen wirklich unübertrefflich; wir erinnern nur an Kleist's „zerbrochenen Krug." Iffland war es, der ihn uns vor vielen Jahren zuführte. Herr Schmidt war damals noch ein sehr junger, schöner Mann und wir sahen ihn als Max im „Wallenstein," wenn wir nicht irren, debütiren; Iffland selbst gab die Titelrolle. Das waren noch schöne Zeiten für die Bühne, wo der „Wallenstein" das Haus so füllte, daß selbst das Orchester zu Sitzen für die Zuschauer eingerichtet werden mußte. Wie ist seitdem Alles so ganz anders geworden, und mit welcher Gleichgültigkeit werden jetzt selbst die genialsten Produkte neuerer Zeit aufgenommen! wie läßt sogar ein „Egmont," ein „Götz von Berlichingen," und gar ein „Tasso" und eine „Iphigenia" das Haus leer! Opern und Lustspringer machen es immer voll. Als Schmidts Nachfolger bezeichnet man Herrn Julius Cornet, der früher erster Tenorist an unserer Bühne und einer der trefflichsten Künstler der neuern Zeit war, sich dann aber mit gesammeltem Vermögen von der Bühne entfernte. Cornet ist ein lebhafter, rühriger und geistreicher Mann und es fehlt ihm weder an Bildung, noch an den gehörigen Kenntnissen, aber es steht zu fürchten, daß er, ein leidenschaftlicher Musikfreund, die Oper allzusehr und auf Kosten des Drama's begünstigen wird; muß doch letzteres ohnehin schon jetzt nur noch als Stieftind der Bühne betrachtet werden. Wir legen das neue Drama seinem wackern Mitdirektor Mühling an das Herz, und hoffen, daß er sich desselben väterlich annehmen werde. — Doktor Assing, der Gatte der vielgeliebten und vielbetrauerten Rosa Maria, hat den poetischen und prosaischen Nachlaß der Verstorbenen in einem schön gedruckten Bande (Altona, bei Hammerich) herausgegeben und den vielen Freunden der theuren Verstorbenen ein werthes Geschenk damit gemacht. — An Streit und Hader fehlt es, wie gewöhnlich, nicht. So ist man mit der im neuen Schulgebäude eingeführten Luftheizung nicht zufrieden und befürchtet von derselben Schaden für die Gesundheit der Schüler. Es wird für und gegen dieselbe gestritten. Unsere Wagen- und Stellmacher beklagen sich, daß man bei den neu einzuführenden Wagen der Eisenbahn fremde Arbeit der ihrigen vorgezogen und sie von der Konkurrenz ausgeschlossen habe; dies wird von den Vorstehern der Eisenbahn verneint. — Wacker rührt sich der bereits in diesen Blättern besprochene Verein der hiesigen Rheder und geht kräftig auf Abschaffung alter, tief eingewurzelter Mißbräuche los. Wir werden diesem Vereine tüchtiger, einsichtsvoller und wohlmeinender Männer sehr viel Gutes zu verdanken haben und bitten ihn, nicht müde in dem Bemühen zu werden, den vielen hier aufgehäuften alten Sauerteig auszukehren. Das Motto unserer Zeit ist Vorwärts!

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 4. März 1841.

— Sanctus haberi
Justitiaeque tenax factis dictisque mereris.
Juvenal.

Die Mühle von Sansſouci.

Von E. W. Kaliſch.

Discite justitiam — — —

I.

Es iſt die Art der Mühlen, ſie drehn ſich nach dem Wind;
Doch weiß ich einen Müller, recht wie ein märkiſch Kind,
Zu reden und zu rechten, wo's galt, ſo kühn und keck,
Und ſtandhaft zu verfechten, das Herz am rechten Fleck.

Der König war ſein Nachbar, bei Potsdam auf den Höhn,
Die er nach Sieg und Schlachten zum Ruheſitz erſehn.
Er ließ ſich's nicht verdrießen, auch er, in Sturmes Müh';
Nun will er's auch genießen in ſeinem Sansſouci.

Er hat mit eignen Händen den Riß dazu gemacht,
Und an dem Berggelände den kühnen Bau erdacht.
Von Wald und Wieſen grünet das ſchöne Luſtgehäg';
Da ſteht ihm, daß ſich's ründet, des Nachbars Mühl' im Weg.

Auch leidet's wohl der Adler nicht gern in ſeinem Neſt,
Daß über ihm ein Andrer die Flügel ſchwingen läßt. —
„Man gehe hin! man zahle! Die Mühle, die muß fort!
„Mag ſchroten ſie und mahlen an jedem andern Ort!"

Der Bote kommt zum Müller auf ſeines Herrn Geheiß:
„Wir brauchen deine Mühle; ſag' an, was iſt der Preis?"
„„Der Preis? — Daß ich nicht wüßte," ſpricht jener, lächelnd ſtill;
„„Wer hat's euch zugeflüſtert, daß ich verkaufen will?""

„Wozu das Sperren? Poſſen! Es ſoll und muß, mein Freund!
„Der König hat's beſchloſſen." — „„Hehe! iſt's ſo gemeint?
„„So ſag' ich unterthänig, wie's Recht iſt und Gebühr:
„„Er iſt mein Herr und König, und ich — der Müller hier!""

„Wie ſoll ich das verſtehen? Erklär' dich kurz und rund!
„Was forderſt du? laß ſehen! Wir ſchließen ab zur Stund'." —
„„Nicht heut, nicht morgen, mein' ich! So lautet mein Bericht:
„„Was mein iſt, bleibt das Meine! Kurz — ich verkaufe nicht!"" —

Der Bote geht's zu melden und zeigt's dem König an.
Nun läßt der König ſelber ſich kommen ſeinen Mann;
Er ſelber ſtellt's ihm freundlich und ſo leutſelig vor,
Daß unſer Nachbar freilich beinah den Muth verlor.

Digitized by Google

„O Herr, verlangt, gebietet! Mein Herzblut geb' ich hin;
„Bin ich Euch hier zuwider, nehmt's nicht für Eigensinn!
„In meiner Väter Erbe, mir werth, wie's Eure Euch,
„Da will ich leben, sterben — es ist mein Königreich.

„Und wo ich sterben Vater und Mutter selig sehn,
„Da soll mir auch, Gott gnad' es! der Enkel Wiege stehn;
„Da sollen sie mit Ehren, vor Euch und aller Welt,
„Sich ihres Handwerks nähren, so lang es Gott gefällt.

„Ja, bin ich eigensinnig, gesezt! wie Mancher glaubt,
„Und weiß nicht, wie zu Sinnen mir ist in meinem Haupt,
„Und tadelt mein Betragen, als wider Schick und Brauch;
„Seyd Ihr's, mit Gunst zu sagen, nicht jezuweilen auch?"

Er sprach's. Ein leises Lächeln spielt um des Königs Mund;
Doch ward dem armen Sprecher ein größres Zürnen kund.
Sey's nun, um ihn zu necken, zu prüfen seinen Muth,
Sey's auch, um ihn zu schrecken, wie jezt der König thut:

„Du hörst, es ist mein Wille! Red' ich denn in den Wind?
„Laß sehn, ob deine Grillen nicht doch zu meistern sind!
„Mir trotzen?" — „„Herr behüte!"" — „Ei was? besinn dich bald!
„Denn gibst du nicht in Güte, so nehm ich mit Gewalt."

Da standen stumm und stille die Zeugen, blaß vor Schreck;
Doch er: „Mir meine Mühle!" — nunwieder kühn und keck:
„Wie bin ich denn berichtet? Dafür gibt's in Berlin
„Noch drüben Recht und Richter — Ich wag's drauf — immerhin!"

Wenn sich der Blitz entladen, so folgt der Donner nach;
Der König scherzend aber zu seinen Lenten sprach,
Die sahn bestürzt zur Erde, zum Fenster die hinaus:
„Da hört ihr's nun, ihr Herren! hier richten wir nichts aus.

„So sind die Brandenburger! so schmeichein sie uns gar,
„Ein wenig derb mitunter, und starr und störrig zwar,
„Wie unser Nachbar Müller — Er ist ein Ehrenmann!
„Behalt' er seine Mühle! Wir ändern unsern Plan."

II.

Der König war gestorben — sein Name wird es nie!
Und einsam war's geworden in seinem Sanssouci;
Da droben auf den Hügeln, bald langsam, bald geschwind,
Schwingt lustig ihre Flügel die Mühl' in Sturm und Wind.

So lang sich diese Speichen in ihren Kreisen drehn,
Nicht aus der Richte weichend, wird Friedrichs Reich bestehn!
Das haben wir erfahren, mit Leid und auch mit Lust,
In seines Enkels Tagen, und sind's uns wohl bewußt.

Da kamen fremde Gäste, am Hahnenschrei bekannt,
Zu nisten in dem Neste des Adlers, in das Land.
Und wo einst Friedrichs Sorge gewaltet und gemüht,
Da schaltet und verordnet jezt Feindes Uebermuth.

Und hemmend den verwegnen, den raschen Siegeslauf,
Holt er des Helden Degen aus seiner Gruft herauf.
Ihm muß auf seinen Wegen Gewalt für Recht ergehn;
Drum nahm er sich den Degen — die Mühle ließ er stehn.

Hat er nicht drauf geachtet? hat man ihm nichts gesagt?
Er hätt' in seinem Trachten doch nichts darnach gefragt,
Gewohnt, die ihn umgeben, gefügig nur zu sehn,
Wie Mühlen, die sich eben nach seiner Laune drehn.

Das Wind- und Wettermachen, das Blasen, er verstand's,
Wie Keiner, anzufachen, den Kriegeswirbeltanz —
Bis auf den Eisesfeldern im Moskowiterland
Vor Frost und bittrer Kälte ihm Kraft und Athem schwand;

Bis auf der weiten Erde der Weltenstürmer nun
Am Fels im öden Meere Zeit fand und Raum zu ruhn. —
Und sieh! wie neugeboren, dem Vogel Phönix gleich,
Aus Umsturz und Zerstörung, erhebt sich Friedrichs Reich.

Was morsch war, ist zertrümmert, was alterschwach, verjüngt;
Die Mühle lustig immer noch ihre Flügel schwingt.
Allein des Müllers Erbe, was ist er so betrübt?
Ist's doch ein schön Gewerbe, das Brod und Ehre gibt!

Ach! was die Mühl' erschwungen, dem Fremdling kam's zu Gut',
Der gierig hat verschlungen des Landes Mark und Blut.
Und mocht's ihm auch nicht frommen zuletzt, das Sündenbrod,
In Schulden war gekommen der Mann, das macht ihm Noth.

Die Gläubiger, sie drängen, der Zins verzehrt den Grund;
Da ward ihm, ach! des strengen Gesetzes Weise kund.
Gibt er, was einst behauptet sein Ahn' mit starrem Sinn,
Der Armuth nun zum Raube, in fremde Hand dahin?

Und kann er seinen Pflichten nicht werden vollgerecht,
So sind's dieselben Richter, es ist dasselbe Recht,
Das, ohne Rücksicht waltend, trotz Königs Machtgebot,
Einst im Besitz erhalten, und jezt Enterbung droht. —

In Zweifel und in Sorgen quält' er sich manche Nacht,
Bis er an einem Morgen mit klarem Sinn erwacht.
„Die Mühle muß ich meiden, so thu ich's frisch und flink;
„Ich will mit Ehren scheiden! so ist's des Himmels Wink.

Digitized by Google

„Mein Ahnherr war im Rechte, sein König hat's gekehrt,
„Und ihn und sein Geschlechte dadurch mit Schuld beschwert.
„Denn sollt' er auch nicht dulden den ungerechten Zwang,
„War er das Opfer schuldig der Liebe freiem Dank.

„Des Königs Haus, erhöhet steht's da vor aller Welt;
„Des Müllers Haus verödet! sein Urtheil ist gefällt.
„Und gab er ungezwungen sein Eigenthum nicht auf,
„So bet' ich's nothgedrungen, sein Erbe, nun zum Kauf."

So sprach des Müllers Enkel, als er zum König kam.
Der König, Friedrichs Enkel, die Sprache gern vernahm:
„Dein Ahn' in seiner Weise, er war ein Ehrenmann;
„Auch ist nicht minder weise, der Schritt, den du gethan.

„Allein, wenn zu verkaufen, die Noth dich zu mir führt,
„Fragt sich, ob auch zu kaufen dein Erbe mir gebührt,
„Die Mühl' in deiner Wahrung des Landes Eigenthum,
„Sie, der Geschichte Mahnung und meines Hauses Ruhm!

„Drum sey, sie zu erhalten, fortan die Sorge mein,
„Die deine, ihr Verwalter in Erb' und Lehn zu seyn!
„Da stehe sie, als Zeichen, wo sie dein Ahn' erbaut,
„Als Unterpfand des Reiches, das Gott uns anvertraut!

„Es habe Wind und Wetter, Gedank' und Wortes Hauch,
„Zu treiben Speich' und Räder, gedeihlich freien Brauch!
„Es wandle, was vergänglich, und wechsle mit der Zeit,
„Bleibt nur der Grund beständig: Recht und Gerechtigkeit."

(Schluß folgt.)

Die Pariser Hallen.

(Fortsetzung.)

Von hier kommt man an die zweite Halle, eine Fortsetzung der vorigen. Voran stehen Gemüse-, Frucht- und Krauthändler und Händlerinnen, Garküchen im Freien, wo Kaldaunen, Bein-, Kopf- und Ohrenstücke an einem dampfenden Feuer gesotten und gebraten werden, und wo die meisten, die in diesen Gegenden ihren Verkehr treiben, für einige Sous sich ihr Mittagessen holen. Die Atmosphäre ist hier mit einem verdächtigen Kraut- und Fettgeruch geschwängert, so daß wir uns mit eiligen Schritten entfernen. Die Rue Montorgueil führt uns zur Fischhalle (Halle à la marée), an der Stelle eines der alten Pariser Wunderhöfe, unweit der Place du Caire gelegen, wo einst die Crême der Krüppeldevölkerung residirte, und wo jezt die Blume des Poissardenvolks ausſteht. — Fleisch und Geflügel werden in einer eigenen Halle unweit der schönen Kirche Saint-Eustache verkauft, deren zierliches, originelles Portal im Geschmack der Renaissance die armseligen Schlachtschuppen überragt. Das Wildpret hat ebenfalls seine besondere Halle, la Vallée genannt und am Pont-neuf auf dem Quai des grands Augustins gelegen. Als Obstmarkt dient der Mail, am Quai de la Tournelle, wo die Schiffe Aepfel, Birnen, Weintrauben, Pfirsiche ꝛc. ausladen, welche sofort im Großen und Kleinen verkauft werden. Der Blumenmarkt ist am Justizpalast auf dem Quai zwischen dem Pont-au-Change und Pont Notre-Dame: ein eben nicht bedeutender Platz, mit vier Reihen Bäumen bepflanzt, wo man nur zwei Tage in der Woche (Mittwoch und Sonnabend) Blumen verkauft und an den übrigen Tagen altes Eisen, alte Bücher, alte Bilder und sonstige Klappereien verhandelt. Ein zweiter Blumenmarkt wird Dienstags und Freitags an der Magdalenenkirche gehalten.

Außer diesen Spezialitäten findet man in den verschiedenen Stadttheilen zahlreiche Hallgebäude, wo Lebensmittel aller Art zu haben sind. Namentlich ist die Halle des Faubourg Saint-Germain, bei der Kirche Saint-Sulpice, eines der schönsten Denkmale des Napoleonschen Baustyls in dieser Art, einfach, solid, zweckmäßig und dabei charakteristisch. — Diese Hallen sind die stets vollen, aber eckelhaften Speisekammern von Paris. Hieher sendet Straßburg seine Rheinsalmen, Karpfen, Krebse und Gänselederpasteten, la Flèche seine Masthühner und fetten Kapaunen, Sarlat seine rothen Rebhühner, Nantes seine Sardellen, Ostende seine Austern, Tropes seine geräucherten Zungen und Schweinsköpfe, Lyon seine Würste, Pithiviers seine Ortolane, Perigord seine Trüffeln; kurz, hieher kommen die besten und theuersten Fische, das beste Fleisch, das schönste Geflügel, und was sonst der leckere Gaumen und der gierige Magen nur wünschen und fordern mögen. Aber hier, wo dies Alles zu haben, ist auch der größte Schmutz und Gestank und das häßlichste Gesindel, das sich in Paris findet.

Die Bevölkerung der Hallen bildet übrigens jezt nicht mehr eine so scharf gezeichnete Klasse, wie ehemals, sondern hat sich in demselben Verhältniß kultivirt und verfeinert, in welchem die übrigen Bewohner der Hauptstadt an Sitte und Kultur gewonnen haben. Von Geschliffenheit kann freilich nicht wohl die Rede seyn; die Nothwendigkeit des täglichen Verkehrs mit plumpem Landvolk, die stündlich wiederkehrenden Verhandlungen mit Köchinnen und Dienstmägden, mit Hausknechten und Fuhrleuten, kurz mit solchen, die häufig grobe Reden im Munde führen, lassen bei ihnen die gerühmte französische Politur und Höflichkeit nicht zur Ausbildung kommen; sie erhalten dadurch vielmehr eine

Digitized by Google

edle Zuversicht und Dreistigkeit und eine seltene Meisterschaft in der Anwendung von defensiver und offensiver Grobheit, die ihnen in jeder Zungenschlacht das lezte Wort verschafft. Die Pariser Halldamen besitzen nicht die feine, ironische Grobheit der athenienſischen Marktweiber, deren Witze Alcibiades fürchtete; ihre Schimpfreden stimmen eher mit denen der Berliner und Hamburger Fischweiber überein und bewegen sich ohngefähr in denselben pittoresken und energischen, eben nicht sehr grammatikalisch richtigen und klaſſisch reinen Wendungen, welche sie wie ein Vaterunser abhaspeln und sehr euphemistisch ihren „Catechismus" nennen. Indessen habe ich in der Wirklichkeit nie so rohe Ausbrüche von Gemeinheit, so gräßliche Expektorationen und Obscönitäten gehört, wie man dergleichen beim Poissardendichter Vadé lesen kann, den Voltaire mit Recht einen „Poliſſon" nennt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Winter und Carneval. — Deklamirkunst.

In die Klagen über gänzlichen Mangel an Maskenlust, wie sie in öffentlichen Blättern von Berlin aus sich hören ließen, können wir hier nicht einstimmen. Vielmehr ladet der Dresdner Anzeiger fast alle Tage zu Maskenbällen, und bietet Anzüge, Larven und Perrücken in größter Auswahl zu den verkündeten Festen an. Zwei Herrn nur, die am Rhein und überhaupt im Süden Deutschlands das große Wort, zum Theil mit ausgezeichnetem Glück führen, finden sich auf ihnen sehr selten ein, sie heißen Komus und Joeus. — Auch den hiesigen Schlittenfahrten wohnten diese Herrn so wenig bei, wenn die Theilnehmer den höhern Ständen, als wenn sie den Volksklaſſen angehörten. Allenfalls hübsch ausgestaltete Schlitten und elegante Kostüme, nirgends aber Spuren von munterem Carnevalswitze oder auch nur sinnreicher Eigenthümlichkeit. Das belebende Prinzip fehlte allenthalben; man ärgerte sich um so mehr darüber bei den interessanten Berichten aus der benachbarten, dem südlichen Maskentreiben noch etwas weiter entlegenen preußischen Königsstadt über die am 15. v. M. dort vorgekommene Studentenschlittenfahrt, wo die jugendliche Freude einen glanzvollen Triumph gefeiert hatte. Die hiesige erste Schlittenlust war überhaupt nur von kurzer Dauer. Auch der Rutschberg auf dem Elbstrome, der Brühlschen Terrasse gegenüber, mußte wegen des nahen Eisgangs sehr bald wieder abgebrochen werden. Desto besser machte sich nunmehr die in der lezten Zeit ganz vernachläſſigte ähnliche Anstalt auf dem Teiche des großen Gartens geltend, wohin auch der Schlittschuhlauf seine Zuflucht genommen hatte. Uebrigens hat, nachdem in der zweiten Hälfte des vorigen Monats die Elbe ihre Eisfessel abgeworfen, der gewaltsame Akt in Dresden selbst nur geringen Schaden angerichtet, wogegen die wenige Meilen davon entfernte Elbufer-Stadt Mühlberg mehrere Tage hindurch ganz mit Wasser und Eis überzogen stand. Seit dem zweiten jetzigen Monats hat die abermals eingetretene strenge Kälte den Elbstrom wieder in ihre Bande zu legen gewußt. — Schon lange gehören hier die Deklamatorien nicht mehr zu den von der Mode begünstigten Erqvlichkeiten. Vor einigen Jahrzehnten war die zu einem besondern Kunstzweige hinaufgeschraubte Deklamation in Deutschland ein ziemlich ergiebiger Nahrungszweig; Schauspieler und Schauspielerinnen, Dichter und Dichterinnen reisten darauf und fanden in Provinzialstädten wie in Residenzen zahlreiche Zuhörer. Die sogenannte Deklamirkunst war ein Mittelding zwischen Lesen und theatralischem Vortrage. Lesen kann heutzutage bekanntlich Jedermann, daher mußte solches durch auffallende, stärkere Betonung einzelner Worte und ein vermöge der Gegensätze und Modulation der Stimme möglichst variirtes Colorit über die Grenze des Natürlichen gewaltsam hinausgezogen werden, wenn es bei öffentlicher Ausübung desselben nicht ganz überhört seyn wollte. Wie aber alle Umatur ihres Ruhmes nicht lange genießt, so auch das Deklamiren, welches vor einer Reihe von Jahren schon durch einen Leipziger Gelehrten, Namens Schocher, auf, von ihm veröffentlichte, feste Prinzipien zurückgebracht und von mehreren seiner Schüler in Theorie und Praxis fortgebildet worden. Später jedoch kam das Vorlesen lyrischer und dramatischer Produktionen in Privatirkeln immer mehr in Aufnahme und ein auch nur halber Virtuos darin wußte wenigstens solche Cirkel damit in der Regel zufrieden zu stellen, ob er schon mit dergleichen die Aufmerksamkeit eines in Hinsicht auf Geist und Bildung allzu ungleichen öffentlichen Auditoriums zu fesseln sich nicht getrauen durfte. Allmählig verlor inzwischen die ohne innern und äußern Zusammenhang und Uebereinstimmung stehende Masse von Zuhörern für die Unterhaltung durch sogenanntes Deklamiren während der Dauer ganzer Stunden das Interesse mehr und mehr. Es mußte wohl anderwärts auch so seyn, denn der reisenden fremden Deklamationskünstler trafen immer weniger in Dresden ein. Ein schon vor Jahren verstorbener Leipziger, Namens Soldrig, der früher mit seinen Deklamatorien, hauptsächlich im Komischen, Furore gemacht hatte, verschaffte sich zulezt nur noch durch die langjährige Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit ein hinreichendes Auditorium, während viele Andere mit beegleichen Unternehmungen nicht mehr auf die Kosten kamen. Die Deklamirkunst zog sich daher allmählig aus den, ihr zu kostspielig gewordenen großen glänzenden Concertsälen zurück, um bei dem genügsamen Publikum vielbesuchter Tabagieen ein bescheidenes Unterkommen zu suchen. Was der Deklamirkunst in solchen, noch immer von ihr besuchten Cirkeln besonders Noth thun möchte, wäre das Aufstehen eines neuen Richard Roos; dieser talentvolle Verstorbene besaß in hohem Grade die den Freunden dieser Unterhaltung so verständliche als zusagende Laune, und pflegte auch seinen durch gutmüthige Scherze allenthalben empfohlenen, poetisch-prosaischen Erzeugnissen, vermöge Unterstreichens der herauszuhebenden Worte und Stellen, den Maaßstab zu ihrem Vortrage so vollständig als möglich zu ertheilen. In den glänzenden Sälen der Hotels de Saxe und de Pologne wird gegenwärtig die Deklamation nur dann und wann bei öffentlichen Concerten, als Hülfsdame, und zwar meist in den Personen beliebter Bühnenkünstler und Künstlerinnen zugezogen, und in diesen Fällen auch, wenn der Erfolg den Erwartungen entspricht, durch Beifall hinreichend honorirt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. März 1841.

— Sieh, wer sind diese da,
So riesenhaft und schrecklich anzusehn?
Sie sehen keinen Erdbewohnern gleich,
Und stehn doch hier. —

Schiller,
nach Shakespeare.

Die Pariser Hallen.

(Fortsetzung.)

Die Krautweiber der Agora von Athen machten den Theophrast wegen seines unathenienſischen Dialekts erröthen; die Pariser Halldamen können sich eben keiner vortheilhaften, geschweige einer vorzüglichen Aussprache rühmen; das für das Pariser Französische überhaupt charakteriſtische Schnarren, welches bei allen Klassen der Einwohner mehr oder weniger deutlich durchklingt, ist ihnen in einem höchst unangenehmen Grade eigen. Ihr Aeußeres deutet auf gute, reichliche Nahrung und auf ein naives System von praktischer Aesthetik, insofern sie nach Kräften sich der vollkommensten Gestalt, nämlich der Kugel, anzunähern suchen, so daß sie aus einer Anzahl größerer und kleinerer Kreissegmente construirt sind. In ihren Bewegungen lieben sie, wie Correggio und Canova, obschon mit minder glücklichem Erfolge, das Rundliche, und gehen unwillkürlich nie aus dem Bereiche der stumpfen Winkel und des Schraubenförmigen heraus. Durch ihre Aehnlichkeit mit der Form unseres Planeten führen sie den augenfälligsten Beweis, daß der Mensch ein Microcosmus ist. Phlegma und eine starke Portion derber Sinnlichkeit sind in ihren Zügen, über welche sich gern in Folge des mehr als nothdürftigen Genusses von Rebensaft ein gleichförmiges Roth verbreitet, vorzugsweise ausgeprägt. Die meisten Damen der Halle sind dick, feist und plump, kurz ganz unfranzösisch; vom Schmutz darf ich wohl nichts sagen, denn der ist so ziemlich französisch.

Die ächte Race der Poissarden ist fast völlig ausgestorben. Bei der immer mehr um sich greifenden Kultur, welche bis in die tiefsten Kreise der Gesellschaft hinabdringt, danke ich meinen guten Sternen, daß sie mir noch einige Prachtexemplare jener berühmten Race gegönnt, welche ich mit nicht geringerem Interesse beobachtet und studirt habe, als der Naturforscher die Ueberreste des Ichthyosaurus oder eines andern urweltlichen Thiers. Es sind sonderbare Gestalten, wie sie die Phantasie im Traume nicht erschaffen kann, fremdartige Figuren, in braunen oder grauen Röcken, deren Farbe vor Schmutz längst nicht mehr kenntlich ist. Um die Hüften hängen in mehreren Etagen die Röcke und zeigen ein paar blaue Strümpfe in dreiten Schuhen, über welche das Fett hinüberschwillt. Auf diesem schlaffen Fleischklumpen sitzt ein Kopf, der ihm erst Leben und die rechte Bedeutung gibt. Ueber den Haaren liegt eine schmutzige Haube, oder ein breitkrämpiger Strohhut. Die Wangen sind blaurothd; eine leuchtende Kupfernase bildet die Scheidewand und Brustwehr eines Augenpaars, das oft noch

Digitized by Google

süß thut und sich dann noch ertragen läßt, aber fürchterlich anzusehen ist, wenn Händel und Zank den Frieden der Seele brechen. Hals und Busen sind sonneverbrannt, selten aber fehlt davor ein Blumenstrauß oder irgend ein Grün. Um die Mitte des Leibes hängt in der Regel ein lederner Gürtel, mit Messing beschlagen, woran ein Mittelding zwischen Messer und Dolch daumelt, nebst einer schmierigen Tasche, welche die Schnupftabaksdose und die Geldbüchse enthält. Zur Seite liegt ein Besenstiel, womit sie sich nächst der Zunge Respekt zu verschaffen wissen; denn sie machen nicht lange Complimente und messen sich oft mit einem baumstarken Kerl, den sie durch die Erinnyswuth, nicht durch die Stärke besiegen. Aber nichts geht darüber, so ein paar entzündete Megären mit dem losen Gebiß der Zunge auf einander losfahren zu hören. Die meisten leben ihr Leben ganz unter den Schuppen der Hallen und kriechen Nachts in irgend ein Loch. Der Tisch, der sie ernährt, worauf sie ihre Fische ausweiden, ihr Fleisch zerhauen, ihre Kaldaunen und Würste zerhacken, empfängt auch Morgens ihre Portion Kaffee, die sie sich aus einem Winkelrestaurant holen lassen, und der Braten oder der geröstete Speck, den ihr benachbarter Kunde ihnen aus seinem dampfenden Zelte bringt, liegt nebst Salat und Brod friedlich unter dem Blut und Fett des rohen Fleisches und dem Schleim der Fische. Das Weinkrüglein oder Branntweinfläschchen darf nie ausgehen; denn das Trinken scheint bei dieser Klasse einmal zum Handwerk zu gehören.

Nach diesen Poissarden alten Schlags, die, wie gesagt, zu den seltenen Erscheinungen zu rechnen sind, kommen in mancherlei Abstufungen die andern Halldamen, die mit Tauben, Hühnern, Vögeln und anderem Geflügel in Körben, Bauern und Netzen ausstehen, die Kraut- und Gemüseweiber, die Frucht- und Obsthändlerinnen. Die Trödlerinnen, die mit allen möglichen todten Dingen und altem Kram handeln, den man nicht essen kann, sind schon reinlicher und zierlicher; die mit Butter und Eiern handeln, sind noch netter, und am nettesten sind die Blumenweiber, wie es schon ihr Gewerbe mit sich bringt.

Die Verkäuferinnen wissen Gemüse und Fische sehr zierlich und lockend auszulegen, daß die Waare dem Käufer so zu sagen in die Augen springt; doch das Höchste in dieser Art sieht man nicht in den Hallen, sondern bei den sogenannten Marchands de comestibles, die ihre reichen Magazine gewöhnlich in den besuchtesten Passagen und Straßen aufgeschlagen haben, und unter denen Chevet im Palais-royal der bekannteste ist. Was nur immer Land und Meer Eßbares hervorbringen, bietet das Lager dieses Eßwaarenhändlers in reichster Fülle, in feinster Auswahl und höchster Vortrefflichkeit. In zierlichen Körben, zwischen Moos aufgestapelt, erheben sich Pyramiden von schönen Orangen, Citronen und Pomeranzen, von herrlich großen, scharlachrothen italienischen Granatäpfeln, deren saftiges, angenehm säuerlich schmeckendes und kühlendes Fleisch dem verteockneten Gaumen so wunderbare Erquickung gewährt. Die Ananas blühet in Töpfen inmitten ihrer großen, schilfartigen Blätter. Die Schildkröte spaziert mit ihrer schweren, buntgestreiften Schaale auf gestreutem Stroh herum, wo sie den schönsten Kopfsalat, Fische und Schnecken nach Belieben verspeist. Daneben duftet die Trüffel, jene gesuchte Leckerspeise, welche das Perigord, das Limousin, die Gascogne, und besonders Italien liefert. Es würde kein Ende nehmen, wollte man Alles aufzählen; das Auge ruht zugleich auf tausend Gegenständen, wo die Himmelsstriche sich vermengen und die Gegensätze sich berühren. Das kostbarste Wildpret, der Eber, dieser Ajax der Wälder, der leichtfüßige Hirsch, der kurzschwänzige Rehbock hängen an einer Wand mit dem dreifarbigen Fasan, dem gesprenkelten Auerhahn, den rothen und grauen Rebhühnern, den langgeschnäbelten Becassinen und den trefflichen Haselhühnern der Ardennen und Pyrenäen. Während der Restauration war Karl X., wider Wissen und Willen, einer von den Hauptlieferanten dieses Wildpretvorraths. Auf seinen Jagden in Compiègne, Saint-Germain, Fontainebleau, Saint-Cloud pflegte er das erlegte Wild meist an die Hofleute seines Gefolges auszutheilen, und diese hochedlen Diener wechselten die königlichen Geschenke gegen das Gold der Pariser Eßwaarenhändler aus, welches sie allerdings bei Hofe wieder im Whist verspielten. Chevet und die übrigen Marchands de comestibles haben an diesen Lieferanten viel verloren, und seit der Julirevolution, welche zugleich mit dem legitimen Thron den königlichen Parforcejagden ein Ende machte, ist das Wildpret in Paris bedeutend theurer geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mühle von Sanssouci.

(Schluß.)

III.

Was regt sich auf den Höhen? welch Lichtesleuchten! wie?
Will Friedrich auferstehen in seinem Sanssouci?
Es dringt aus seinen Zimmern, so einsam noch zuvor,
Der späten Kerze Schimmer, wie Sternendlick, hervor.

Wer ist's, der in der Stille am Tische sitzt und sinnt?
Es rauscht dazu die Mühle im frischen Morgenwind,
Den Riesenschatten werfend weit durch die Mondennacht —
Es ist des Königs Erde, der dort in Sorgen wacht.

Digitized by Google

Im Lenze war's der Blüthen, die Saat in Aehren schoß,
Als, sterbend, sich hienieden des Vaters Auge schloß,
Wie nach des Tages Hitze der Pflüger schläft im Feld;
Der Sohn, er hat zum Sitze sich Sanssouci bestellt.

Doch als in goldnen Wogen zur Ernte reif die Saat,
Da hat er sich erhoben, zu seinem Volk er trat,
In Preußens Königshallen, des Gottes sich bewußt,
Und sprach zu seinem Volke aus voller, freier Brust.

Und wie aus edlen Erzen die Glocke hell und rein,
So stimmte Herz mit Herzen in Wort und Antwort ein.
Er hat des Volks Begehren gewürdigt und gehört,
Versagend und gewährend, es hat sein Wort geehrt.

Da sahen wir die Bürger der Spreestadt zu Berlin,
Des Königs Heimkehr würdig zu feiern, sich bemühn.
Er hätt' es gern vermieden, und hat ihn doch gefreut,
Wie sie den Gruß der Liebe so sinnreich ihm geweiht.

Wir sah'n ihn auf dem Throne, umringt von den Getreu'n,
Die Hasel, Elde, Oder und Weser sandt' und Rhein,
Als er, und mit ihm eben sein Volk, groß und gering,
In Sonnenlicht und Regen die Himmelstauf' empfing.

Das war in Gottes Namen ein Schwur auf Ja und Ja! —
Nun hört, was dieser Tage in Sanssouci geschah!
War's doch, als ob die Mühle den Schwung der Zeiten spürt',
Und, wahrlich nicht zum Spiele! die raschen Flügel rührt'.

Es hat sich was Besondres; man sieht's dem Meister an,
Es hat den ganzen Sommer so fröhlich nicht gethan.
Jetzt holt er aus dem Schreine sein stattlich Sonntagskleid:
„Den hohen Nachbar, mein' ich, wär's zu begrüßen Zeit!" —

Der König war im Saale, an einem Morgen früh,
Mit seinem hoh'n Gemahle allein in Sanssouci.
Da tritt zur Gartenpforte der Müller still herein,
Sein Knecht mit einem Korbe folgt schweigend hintendrein.

Mit feinen weißen Linnen hat er den Korb bedeckt,
Und wartet, bis dadrinnen ein Diener ihn entdeckt,
Und meldet ihn. — Gar freundlich der König schaut hinaus:
„Für unsern Nachbar freilich, da sind wir gern zu Haus!"

Der Meister, fast beklommen, er hat indeß dem Knecht
Den Korb schon abgenommen, tritt ein, grüßt schlecht und recht.
„Willkommen, Nachbar Müller! wie geht's? was bringt Ihr Guts?"
„„Eu'r Majestät zu Willen!"" spricht jener gutes Muths.

„„Was Gutes ich hier bringe, wenn's gnädig so beliebt,
„„Ein Scherflein ist's, geringe, wie's meine Mühle gibt.""
Und nimmt hinweg die Decken; da war's ein großes Brot,
Landüdlichen Gebäckes, das er dem König bot.

„„Das Brod, es ist bereitet aus gutem märkschem Korn,
„„Die Krume zart, geschmeidig, die Kruste fest, wie Horn,
„„Bei dem sind unsre Väter klug worden, fromm und stark,
„„In Ehren treu und redlich; es ist der Märker Mark!

„„Der König, unser Vater, um den wir trauernd stehn,
„„Hat noch des Kornes Saaten gesät und keimen sehn,
„„Die nun des Sohnes Sonne gebracht zur Reife hat,
„„Vollendend, was begonnen des weisen Vaters Rath!""

So sprach der wackre Müller. Der König, ernst und mild —
Aus seinem Blick die Fülle des hoh'n Gedankens quillt —
Er nimmt, und schneidet selber ein Stück des Brodes ab,
Und theilt's: die andere Hälfte er der Gemahlin gab. —

O edle Fürstenspeise! o Brot voll Kraft und Geist,
Das mächtig macht und weise, gerecht, duldsam und dreist!
So weit der Heimath Sprache die deutsche Zunge spricht,
Wir wüßten beff're Gabe fürwahr zu bieten nicht.

Den Fürsten wir sie gönnen, die selber unterthan
Sich dem Gesetz bekennen, vor Allen sie voran;
Den Völkern auch, die freudig mit ihren Fürsten gehn,
Die in der Bürgertreue die Burg der Freiheit sehn.

Und wüßten wir, wo anders man unsers Brods begehrt,
Wo Frohn und Wahnes Bannfluch noch Menschenbrust beschwert,
Wo Arglist, als Verbrechen, das freie Wort bewacht,
Wo Willkür sich zum Rächer, sich zum Befreier macht:

Da wollten wir's nicht sparen, wir sendeten davon,
Und wollten nimmer fragen nach Dankgebühr und Lohn;
Da sollte nicht ermüden, zu mahlen spät und früh,
Die hohe Königsmühle von Preußens Sanssouci!

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Schluß.)

Tieck als Vorleser. — Theater. — Kunst.

Unter diesen Umständen las man mit Erstaunen die Ankündigung einer deklamatorisch-musikalischen Abendunterhaltung von einem Herrn Hanisch; sie lief übrigens vermuthlich

zu ziemlicher Zufriedenheit des Unternehmers ab. — Namentlich muß am hiesigen Orte für Jeden, der Gelegenheit fand, Tieck vorlesen zu hören, das Vorlesen einen dem sogenannten Deklamiren weit überlegenen Reiz gewinnen. In gleichförmiger Harmonie und von einem höchst sonoren Organe getragen, bewegt sich bei ihm der Inhalt mit ganz eigenthümlicher Anmuth fort. Wer Ohr genug besizt, um die feinen Abstufungen der klangvollen Töne zu verfolgen, wird sich auch von dem Zauber wunderbar ergriffen fühlen, mit dem der immer für seinen Gegenstand begeisterte Dichter jezt auf hohem Kothurn das Gemüth im Innersten zu erschüttern, und dann wieder mit gleicher Kraft den Hörer in des Soceus heitere Regionen hinzureißen versteht. — Von der Eröffnung des neuen Theaters ist wieder alles still. Der ersten Aufführung des Mosenschen Trauerspiels: „Die Bräute von Florenz," fehlte es nicht an mächtigem Applaus. Neu waren ferner für uns ein Raupachscher dramatischer Scherz: „der Degen," das Lustspiel: „Don Aurelio, oder: Liebe hilft zum Rechte," nach dem Spanischen von Vogel, und das Schauspiel: „Marie," welches das Gerücht der Feder der Frau von Paalzow zuschreibt.

Ob man schon bei der Eisenbahn auf ungewöhnliche Schneefälle vorbereitet ist, so trozte doch in der zweiten Hälfte des vorigen Monats die Fülle des plözlich erschienenen Schnees allen Maßregeln, so daß die Dampfwagenfahrt zwischen Dresden und Leipzig mehrere Tage unterbrochen wurde; dies war für das Publikum sehr lästig, besonders weil nach der jezigen Einrichtung die Briefposten das so schnell befördernde Institut stark in Anspruch nehmen.

Der hiesige Kunstverein fährt unausgesezt fort, uns mit freundlichen neuen Erscheinungen aus dem Gebiete der Malerei und der ihr verwandten Künste zu erfreuen. Unter vielen andern ist so eben ein treffliches Genrebild ausländischer Schöpfung darin aufgestellt, welches unserem Peinzen Johann zugehört. Leider ist mir der Name des Düsseldorfer Meisters entfallen. Eine Trommel hat einen Theil der Bewohner eines Landstädtchens zusammengerufen, Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder; gleiche Mannigfaltigkeit wie in den Jahren, Physiognomien und Stellungen, ist auch in der Art des Aufmerkens und der Neugier der Zuhörer sinnreich angebracht. Die Natur selbst hat dem Maler zu seinem Werke gesessen. Besonders ergözlich erscheint das wichtige, offizielle Gesicht, mit welchem der Tambour seine Verkündigung von einem großen Bogen Papier abliest. Das Meiste an Kunstwerken lieferten diesmal einheimische Maler. Die Mehrzahl besteht in landschaftlichen Gegenständen. Unser unerschöpfliche Professor Dahl allein hat drei Landschaften geliefert. Auf zweien spricht uns die melancholische Stille der Mondnacht auf dem Meere mit ihrem geheimnißvollen Reize an, und die dritte versezt uns in die Eigenthümlichkeit der Vegetation und Weise der nordischen ländlichen Natur. Die größere der beiden, der Gegend von Berchtesgaden entlehnten Landschaften von Robert Kummer gehört zu seinen vorzüglichsten neueren, sowohl in Hinsicht auf die Kunst der Auffassung einer imposanten Gebirgsgegend, als in der Ausführung, die den von Luft und Wasser ausgehenden Nebeldunst, ohne allzu große Verletzung der Schärfe in den Umrissen der dargestellten Gegenstände wiedergibt. Dieser Künstler scheint in der lezten Zeit die Natur, verhüllt in dergleichen magische Schleier, zu seinem besondern Studium gemacht zu haben. Mehrere Werke zeugen davon, und es ist um so verdienstlicher, je größer die Schwierigkeit seyn möchte, den Zweck zu erreichen, ohne allzutief in das Unbestimmte und Formlose zu gerathen. Auch der gemüthvolle Landschafter Oehme hat der Lösung einer noch verwegeneren Aufgabe sich nicht ohne große Geschicklichkeit unterzogen. Er hat den Vollmond selbst mitten in seine anziehende Composition hineingestellt; ein leichter Duft überfließt die runde gelbe Scheibe, so daß den Beschauer die Illusion anwandelt, der Mond beleuchte wirklich die Gegend. — Der Lithographie, welche in dieser Stadt durch unsern Hanfstängl eine so hohe Ausbildung erhalten hat, widmen sich auch noch Andere mit rühmlichem Erfolg. So hat eben der Lithograph Baisch eine recht schäzbare Arbeit in dem Bildnisse des Buchhändlers Arnold geliefert. Der Charakter seiner anziehenden Physiognomie könnte kaum richtiger ausgesprochen werden. Man muß nur bedauern, daß das Blatt nicht in den Buchhandel kommen soll; denn Arnold ist in der That ein Mann von keiner geringen Wichtigkeit für Stadt und Land gewesen, und ist es noch. Bei seinem Auftreten als hiesiger Buchhändler existirten außer der Walther'schen Hofbuchhandlung zwar noch einige andere Buchläden, die aber kaum in Anschlag zu bringen waren und ihr Geschäft durchaus nicht den schon damals immer gesteigerten Ansprüchen der Zeit gemäß betrieben. Fast ohne alle Geldmittel anfangend, überflügelte Arnold gar bald seine Rivalen durch Intelligenz, Umsicht und eine nie rastende Thätigkeit, und nicht nur als Besizer einer der größten und thätigsten Buchhandlungen Deutschlands, sondern auch als edler, gemeinnüziger Mensch und Bürger hat er sich einen dauernden Ruhm erworben. Schon seit geraumer Zeit auch als Stadtverordneter seinem ganzen Werthe nach anerkannt, ist er jezt gegen neun und siebenzig Jahre alt. Trotz dieses hohen Alters behauptet sich ungeschwächt in ihm die feurige Theilnahme an allem Guten und Schönen, die ihn während seines ganzen, Anfangs in stetem Kampfe mit Mühe und Sorgen aller Art bestehenden, schicksalsvollen Lebens immer beseelte.

Charade.

1.

Der alte Arzt, das Frauen-Instrument,
Das Schwert, der Dolch, den meine erste nennt,
Sind Dinge, die ihr längst mit diesem Namen kennt.

2. 3.

Die Zier, die Trägerin, die Treiberin,
Die weiche Freundin und die Schreiberin,
Mit ihrem Ball die Zeitvertreiberin.

1. 2. 3.

Dies Paar verbunden gibt kein Ehepaar,
Die zweite selbst wird weniger, als sie war;
Der Schmuck, die Weichheit und der Zeitvertreib
Fällt weg, und eisern wird ihr ganzer Leib;
Auch mischt man Kupfer oder Silber drunter,
Und du verdankst ihr dieses Räthselwunder!

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. März 1841.

Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſo leicht zum zweitenmale fangen.
Goethe.

Finniſche Volksſagen.

Ueberſezt von Dr. F. Poſſart.

Der Bau der Kirche zu Reſo. *

Vor alter Zeit beſchloß die Gemeinde Reſo auf einer Kirchſpielsverſammlung um die Waldorgs-Meßzeit, ſich eine zierliche ſteinerne Kirche zu erbauen, und die Kirchſpielsbauern überließen es ihrem Seelſorger, ſich nach einem geſchickten Baumeiſter umzuſehen. Aber der Pfarrer gerieth in nicht geringe Verlegenheit, weil er nicht wußte, wo er überhaupt einen Baumeiſter bekommen ſollte. In dieſer Noth wandelte er an einem ſchönen Abend, etwas vor der heiligen Dreifaltigkeitszeit, auf der Landſtraße, und ermüdet ſezte er ſich auf einen Stein am Weg. Nachdem er ſo eine Weile geruht, kam des Wegs daher ein wohlgekleideter Mann, der ihn höflich fragte, wo der Prieſterhof gelegen ſey. Der Fremde ſagte, er habe davon reden hören, daß die Gemeinde Reſo eine neue Kirche zu bauen gedenke, und er wolle ſich beim Prediger als Baumeiſter melden. Freudig gab ſich der Pfarrer als den zu erkennen, den er ſuchte, und lud ihn ein, mit nach Hauſe zu gehen. Hier bewirthete er ſeinen Gaſt auf das Beſte und erfuhr nun von ihm, er ſey ein reiſender Meiſter aus weit entferntem Land und wolle es gegen eine mäßige Bezahlung übernehmen, der Gemeinde noch zum Herbſt eine ſchöne Kirche herzuſtellen. Seinen Namen aber ſprach er mit ſo fremdem Laute aus, daß der Paſtor denſelben nicht behalten konnte. Tags darauf rief er die Kirchſpielsvorſteher zuſammen und legte ihnen den Bauplan des angekommenen Meiſters und ſeine Bedingungen vor. Man wurde des Handels einig, und ſofort ging der Meiſter, um, wie er ſagte, ſich Arbeiter zum Bau zu holen.

Nicht lange, ſo kam er wieder mit einem einzigen Burſchen. Der Prieſter, den es verdroß, daß er ſo ſchlecht Wort gehalten, fragte, wann denn die Arbeiter kommen ſollten; worauf der andere kurz antwortete, er wolle mit dem einzigen ſchon fertig werden. Und ſo geſchah es auch. Der Meiſter ſelbſt brachte alle Steine herbei und führte die Mauern auf, und der Andere arbeitete Tag und Nacht in der Schmiede. Es ging mit der Arbeit unglaublich ſchnell, und ſchon zu Ende der Erntezeit war die Kirche unter Dach, und blieb nur die Einrichtung und das Abputzen übrig. Aber all dies machte dem Pfarrer Gedanken; er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, und beſchloß, dieſe ſeine

* Die Kirche zu Reſo in der Nähe von Abo wird für eine der älteſten in Finnland gehalten.

Beſorgniß einem alten Freunde mitzutheilen und ſich deſſen Rath zu erbitten. Dieſer Mann wohnte in einer abgelegenen Gegend des Kirchſpiels, und zeitig am Morgen vor dem Tage der Kreuzerhöhung begab ſich der Pfarrer zu ihm. Und nachdem er dem Alten vom Wunderwerk erzählt, ſagte dieſer, dieſe Kirchenbaumeiſter ſeyen ſicherlich mächtige Berggeiſter, welche nach dem Silbergelde der Gemeinde verlangten und deßhalb Menſchengeſtalt angenommen. „Aber," ſetzte er hinzu, „ich weiß, wie ihr ihnen könnt einen Strich durch die Rechnung machen, und braucht es dazu nichts, als daß ihr ſo oder ſo hinter ihre wirklichen Namen kommt. Haben wir einmal dieſe, ſo haben ſie keine Macht mehr über uns und das Gebäude, und die Gemeinde mag ſich freuen, eine hübſche Kirche zu haben und ihr Geld im Beutel zu behalten."

Ruhiger in ſeinem Gemüthe kehrte der Prieſter gegen Abend nach Hauſe zurück. Aber indem er beſtändig über die Worte ſeines Freundes nachdachte, verfehlte er den Weg, und merkte dies nicht eher, als bis er in ganz unbekannter Gegend von der Abenddämmerung überraſcht wurde. Ueber ſeinem Bemühen, den rechten Pfad zu finden, ward es dunkle Nacht, und ſo ſah er ſich gezwungen, die Nacht im Walde zuzubringen und daſelbſt die Morgendämmerung abzuwarten. Ermüdet legte er ſich unter einen Baum, kreuzte ſich und ſchlief feſt ein. Aber um Mitternacht weckte ihn jählings ein lautes Geſchrei, wie eines Kindes, und das aus der Tiefe des Waldes zu kommen ſchien. Gleich darauf hörte er, wie eine grobe, brüllende Weiberſtimme das Kind ſchalt, und da es nicht ſchweigen wollte, deſto mehr anfing zu zanken und einzuwillen. Endlich, wie um das Geſchrei des Kindes zu übertönen, ſang das Weib mit ſchallender Stimme:

Killi kirkoja tekee,
Nalle nauloja takoo
Rahalliſes' Raisionmaa's. *

Schauerlich hallte der Wald von dieſem Geſang, mit dem ſich das Weinen des Kindes miſchte. Der Prieſter, ſo ſehr er ſich zu Anfang entſetzt, freute ſich bald höchlich über dieſe Begebenheit; glaubte er doch jetzt die Namen ſeiner Kirchenerbauer zu wiſſen. Er dachte nicht anders, als das Weib müſſe Killis Frau ſeyn und das ſchreiende Kind ſeines. Allgemach ward es wieder ſtill im Walde, und ſo ſchlummerte der Prieſter wieder ein und erwachte erſt beim Morgenroth. Nun machte er ſich raſch auf den Weg und kam zeitig genug nach Hauſe, um ſeinen Bauern die Frühmeſſe leſen zu können.

(Schluß folgt.)

* Deutſch lautet der Vers ungefähr ſo:

Killi bauet an der Kirche,
Nalle ſchmiedet eiſerne Nägel
In dem ſilberreichen Reſo.

Die Pariſer Hallen.

(Fortſetzung.)

Doch ſehen wir uns bei Chevet noch etwas näher um. Die ganze Familie der Schaalthiere, Hummern und Seekrebſe, Krabben und Krevetten, Maas- und Rheinkrebſe, durch das Kochen geröthet, bilden gleichſam eine arabeskenartige Einfaſſung und Verzierung zu den friſchen Gemüſen und lebendigen Flußfiſchen, welche in Marmorbehältern mit kleinen Springbrunnen herumſchwimmen, während im Hintergrunde, in künſtlichem, effektvollem Durcheinander, auf zahlreichen Brettern Gruppen von Gläſern, Phiolen und Pokalen ſich auf das Vortheilhafteſte darſtellen, mit Gurken, Oliven, Sardellen, mit Thunfiſch in Provenceröl, mit hunderterlei Arten von Früchten, in den verſchiedenſten Liqueuren eingemacht. Auf der Etikette dieſer Fiaſchen von den verſchiedenartigſten Formen, bald ſchlank und dünn, bald vierſchrötig und dick, bald nackt, bald mit Stroh umwickelt, lieſt man die Namen aller möglichen Länder: Danziger Goldwaſſer, Maraskino von Zara, Nußwaſſer von Pfalzburg, ſpaniſch Bitter, Kirſchwaſſer vom Schwarzwald, und alle die edeln überſeeiſchen Liqueure, welche zur Verdauung empfohlen werden. Der Raum iſt überall benutzt: an der Decke hängen die Schinken von Granada, Yorkſhire, Weſtmoreland, Bayonne, Straßburg, Mainz und Weſtphalen; die Schlakwürſte von Arles, Lyon und Bologna; das geräucherte Rindfleiſch von Hamburg, die pommerſchen Spickgänſe, die ſchwediſchen Spickaale, die gedörrten Rheinſalmen, der getrocknete neuſeeländiſche Stockfiſch ꝛc. Wenn man zwei Stunden und darüber zugebracht, dieſes gaſtronomiſche Kabinet mit allen ſeinen Vorräthen und Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, ſo kann man ſich kaum vorſtellen, daß in einer Stadt, wo die Eßwaarenhändler ein ſo reiches Panorama vor den Augen der Liebhaber ausbreiten, ſo viele Unglückliche Abends hungrig ſchlafen gehen. Gisquet, ein Mann, deſſen Behauptungen nicht bezweifelt werden, und der von Amtswegen Paris von dieſer Seite genau kennt, berichtet in ſeinen neulich ausgegebenen Memoiren, daß unter den 8—900,000 Menſchen, wie jetzt die Volkszahl hier geſchätzt wird, hundert und ſechszigtauſend der Almoſen bedürftige Arme ſind. Alſo der fünfte Menſch darbt in Paris! Welch ſchreckliches Mißverhältniß! Jene

Digitized by Google

ausgesuchten Leckerbissen sind nur für die Reichen, welche ihre Schätze hauptsächlich zur möglichsten Vervielfältigung und Verfeinerung des Thierdienstes verwenden, welchem die meisten Menschen unserer Tage in viel verderblicherem Sinne ergeben sind als die alten Egyptier. Denn diese opferten nicht den Thieren, sondern der Gottheit, welche sie darin verborgen wähnten; auf was anders laufen aber jezt bei der Mehrzahl der Menschen alle Anstrengungen ihres göttlichen Theils, ihres Geistes hinaus, als ihren Leib, also ihr eigenes Thier, in allen Theilen möglichst zu pflegen, auf das Gewählteste zu füttern, zu tränken, kurz ihm jedes erdenkliche Vergnügen zu bereiten, damit er dereinst von den Würmern schmackhaft befunden werde?

Schließlich erwähnen wir noch einiger Pariser Hallen, deren jede eine Merkwürdigkeit in ihrer Art ist. Die interessanteste ist der Trödelmarkt. Er liegt in der Rue du Tempie und die Halle wurde im Jahr 1810 erbaut an der Stelle des ehemaligen Templerklosters. Sie faßt ungefähr 1800 Boutiken und bildet gleichsam eine Art Kleiderkongreß, wo die Lumpen der Armen und der Schmuck der Reichen zusammenkommen und in drüderlicher Eintracht leben. Atlas- und Holzschuhe, Ballanzüge und Sackträgerjacken, Blondenmantillen und Wollenschawls liegen dort auf Einem Tisch und hängen am selben Nagel; Alles halb abgetragen, noch nach dem lezten Besitzer riechend; nichts, gar nichts Neues und Sauberes unter dieser alten, abgelegten Habe, welche hier der knauserigen Koketterie und der putzsüchtigen Armuth feilgeboten wird. Die Trödelhalle ist die nächste Erbin der Morgue: die Spolien des Selbstmörders, welche der Wärter jener berüchtigten Anstalt verkauft; der alte Plunder, welchen das Pariser Leihhaus alljährlich versteigeen läßt, wenn die Pfandzeit abgelaufen, und die Lumpen, welche die Armen selbst auf den Trödelmarkt gebracht, um ihrem ersten Intendanten, dem Leihhause, die Auslagen zu ersparen — Alles dies fließt hier buntscheckig zusammen und bildet einen sonderbaren Mischmasch. Der Tempel ist ferner das Modemagazin gewisser Schönheiten, welche ihren Putz nur beim Mondlicht und im Schimmer der Gassenlaternen zur Schau tragen. Die prächtigen Seidenkleider, die herrlichen Kopfputze, welche die Damen ihren Dienerinnen schenken, werden das Eigenthum der Dirnen, die sie abnützen und dann wieder nach dem Trödelmarkt zurückbringen, wo sie abermals abgehen, um vom Leide einer Seiltänzerin oder Ciertänzerin in Fetzen herunter zu fallen. Seide, Atlas und Gaze zerstieben bald, wenn man große Lasten aufhebt und auf dem Kopfe geht, und jenes feine, zarte Gewebe, welches in der großen Oper so viele lüsterne Augen und Augengläser angezogen hat, platzt bei einem Lustsprung mitten auseinander. — Der Anblick der Trödelhalle erfüllt die Seele mit Trauer und Erbarmen: vergangenes Mißgeschick, gegenwärtiger Jammer, das Elend der Eitelkeit, der Ausschweifung, der Entbehrung, des Ueberflusses und des Hungers — Alles drängt sich einem hier in Masse auf. Jene Lumpen hat gewiß ein Armer an einem schnöden Wintertage verkauft, um seinen Heißhunger zu stillen; und jene Seidenkleider, jene Paradiesvogelfedern, jene Spitzenmantillen, wie viel Unschuld, Jugend und Tugend mögen sie gekostet haben! Familienjammer, häusliches Unglück sind Glück und Segen für den Trödelmarkt; er macht dabei die besten Geschäfte und verdient insofern einen ausgezeichneten Platz unter den philanthropischen Anstalten der neuesten Zeit. An die Zucht-, Armen- und Leihhäuser reiht sich die Trödelhalle als eine würdige Schwester an; alle vier Institute haben einen gemeinschaftlichen Grund: Jammer und Elend.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Februar.

Das Faschingsfest.

Immer mehr gestaltet sich der hiesige Fasching zu einem ächten, alles belebenden Volksfest. Wir sahen dies wieder an den drei großen Narrentagen, die wir so eben erlebt, und die sicherlich am ganzen Rheine ihres Gleichen nicht hatten. Jungfrau Moguntia stand im wörtlichen Sinn drei Tage lang auf dem Kopfe, und jedes Aederchen in ihr schäumte von Laune, brauste von Scherz, jubelte vor Freude. Allein es ist schwer, dieses Volksfest zu schildern. Wenn 50.000 Menschen sich vornehmen, einzig und allein der Narrheit zu fröhnen und der Vernunft drei Tage Valet zu sagen, so ist es ein schweres Stück Arbeit, für die Vorgänge und Erlebnisse solcher drei Tage die richtigen Farben zu treffen; man bedenke, daß in dem ächten Mainzer das ganze Jahr hindurch so ein Stückchen muntern Faschings steckt, und daß, sobald die Narrenzeit kommt, dieser Keim sich nach allen Richtungen hin entwickelt. Wie weit jedoch unsere Skizze von der Wirklichkeit entfernt bleiben mag, wir wollen versuchen, die Hauptmomente des großen Volksfestes herauszuheben. — Am ersten Tage waren es besonders zwei Momente, welche die Volkslust herausforderten: zuerst die Paraden und Manöuvers unserer Narrengarde, und dann die imposanten Kämpfe mit den Türken. Die ersten fanden auf dem Gutenbergsplatze statt, woselbst die Thorheit ein auffallend kriegerisches Ansehen hatte. Das Heldencorps der weiblichen und männlichen, berittenen und unberittenen Narrengarde hatte sich verjüngt, verschönert und verstärkt; alles war ein Muth, ein Diensteifer, es war eine Lust, diese wohlconditionirte, kecke, krähwinklig-soldatesse Herzlichkeit und Gemüthlichkeit anzuschauen. Die Manöuvers gingen vortrefflich und boten eine reiche Fülle des Scherzes. Und

inmitten dieser glänzenden Evolutionen nahm man ein großes, allgemeines Kaffeetrinken wahr, dabei Waffenklirren, Hörnerschall, Musikklang, Volksjubel; es war eine Scene höchst ergötzlicher Natur, ein Sandkörnchen Ernst, schwimmend in einem Meere von Heiterkeit. — Die Kämpfe mit den Türken bezogen sich auf die Volkssage, daß im Jahr 1841 die Türken an den Rhein kommen und ihre Pferde in dessen Fluthen tränken würden. Diese Sage wurde auf das herrlichste persiflirt; die Türken und Beduinen mit ihren Paschas an der Spitze und ihren Harems im Gefolge, rückten heran und zogen ungehindert an den für sie so verhängnißvollen Rhein. Die Mainzer Narrentruppen restaurirten sich indessen in den Wirthshäusern für den Kampf, bei welchem Türkenblut und rother Traubensaft fließen sollte. Nachdem das bärtige Türkenvolk dem Rheine lange genug die Schmach angethan, seine Schindmähren in diesem heiligen Flusse zu tränken, erschien plötzlich Gott Rhenus, begleitet von Gott Jocus, beide weinsprühend, und wie die Türken Rheni Gattesgabe fließen sahen, stoben sie mit gräßlichem Verzweiflungsgeschrei, und rannten gerade den sie erwartenden Narrengarden in die Arme, die sich ihrer Harems bemächtigten und mit den Gefangenen fraternisirten. Bei dieser merkwürdigen Scene war das Volksgedränge ungeheuer; das Volk in einer Festung ist das Kriegshandwerk gewöhnt, und wo das Würgen am grausigsten war, da war auch die Masse der Zuschauer und Neugierigen am dichtesten. — Außer dieser Kriegsscene hatten wir heute noch bei hellem Tage Narrentheater, wo sich auch wenigstens 3000 Menschen belustigten; das Theater dröhnte unter der Masse der Zuschauer, die sämmtlich mitspielten. Man gab: „Robert, der Pastetenbacker oder Robert, der arme Teufel," ein Stück, um des Teufels zu werden, da aber die Parodie localisirt war, so gab es Scherz in Ueberfülle.

Der zweite Tag, der berühmte Faschingsmontag, ist hier immer der Haupttag, wo die Züge und Spiele auf offener Straße stattfinden, und die halbe Bevölkerung auf sechs Stunden in der Runde nach Mainz strömt. Die Züge waren überraschend, witzig, sinnreich und vor Allem ein lustiges Ganzes. Wie konnte das auch anders seyn, da man in den Narren-Generalversammlungen Monate lang sann und dachte, philosophirte und discutirte, auf welche Weise die drei großen Narrentage zur allgemeinen Erbauung am würdigsten genützt werden könnten? Lassen wir hier nur die Hauptstücke des großen Zugs die Revue passiren: 1) die weibliche Ranzengarde, liebenswürdiges Kriegsvolk, zwar noch nicht so ergraut in Schlachten bei der Champagnerflasche wie die männliche Ranzengarde, aber muthig und kriegslustig, feurig für die Liebe und für den Ruhm. Dem Muth und der Anmuth dieser weiblichen Amazonen verdankte man gestern den Sieg über die Feinde des Weins. 2) Ein Harem von Landmädchen aus der Umgebung von Mainz, die gestern von den heranziehenden Türkenhorden gefangen worden und heute befreit im Triumphe dahergezogen. 3) Ein weibliches Erziehungsinstitut, das auf einem Dampfschiffe dahindrauste, welches Dampfschiff aber auf einem vierspännigen colossalen Wagen fortbewegt wurde. Diese Idee sollte eine Persiflage auf die Treibhauspflanzen unserer modernen weiblichen Erziehungsanstalten seyn, und machte sich wirklich sehr gut. 4) Eine riesige Altweibermühle, eine Satire auf das beständige Sinnen und Trachten der Frauen nach ewiger Jugend und Schönheit. 5) Eine Eisenbahnlocomotive, welche die ergötzlichsten Anspielungen auf die Gebrechen unserer Eisenbahn von sich gab. 6) Das Heidelberger Faß, als Sinnbild der ungeheuern Trinklust an den drei Mainzer Faschingstagen. 7) Die Bart- und Haarkünstler, heute sehr nöthig zum Abzapfen der Philisterei und zur Emancipation der Türken. — Nun folgten der Reihe nach verschiedene Eulenspiegel, der deutsche Michel und Vater Witz und Mutter Laune, die ergötzlichsten Gruppen des Zugs, reich an Kurzweil und Humor; — sodann Bacchus auf einem Fasse fahrend, mit Rebenlaub verziert; die Götter Rhenus und Jocus, der Zug der Philister, hinter ihnen die Bären-, Affen- und Kameeltreiber ꝛc. — Dieser unübersehbare prächtige Zug bewegte sich 6 bis 8 Stunden durch alle Straßen der Stadt, nur hier und da eine kurze Zeit anhaltend, um einige Spiele auszuführen. Dem Zuge folgte eine zahllose Menschenmenge und eine eben so große Menge war vor den Häusern, auf den Bäumen und Dächern aufgeschichtet. Ich zitterte für die Schaulustigen, die zwischen Himmel und Erde schwebten, und denen unter Umständen ihre Narrheit theuer hätte zu stehen kommen können.

Der dritte Tag brachte den höchst närrischen Jahrmarkt in der neuen Fruchthalle und die stereotype Kappenfahrt, die jedes Jahr wiederkehrt. Der Jahrmarkt konnte als Fest für sich betrachtet werden. Da waren zahllose Buden aufgerichtet, in welchen jeder Anwesende etwas kaufen mußte; denn die Einladung dazu war gar ergötzlich und närrisch, und nebenbei gehörte der Erlös den Armen. Ich sah Generale, die mit einem Trompetchen, Präsidenten, die mit einer Puppe daherspazirten, Damen der ersten Stände mit verzuckerten Harlekins; überhaupt waren die Nürnberger Kleinigkeiten an der Tagesordnung. Dabei fehlte es nicht an Charlatans, Polichinellkasten, Hunde- und Affendressirern, Leiermännern, Fiedlern, Marktschreiern; es war ein ergötzliches Quodlibet, ausgeführt von 6 bis 7000 heitern Menschen, welche von der Fruchthalle gegen ein kleines Entree bequem aufgenommen wurden. — Die Kappenfahrt, woran dießmal etwa 1000 Narren in Schellenkappen und Narrenorden Theil nahmen, bleibt immer ein herrlicher Moment des Faschings. Man sieht eine unendliche, stolze Wagenreihe, die Pferde reich und prächtig geschmückt, die Kutscher in buntem Narrenkostüm, die Wagen mit Narren vollgestopft, die Narren wonnig electrisirt und weinigt begeistert. Der unübersehbare Wagenzug bewegte sich nach der „neuen Anlage," die eine Viertelstunde von Mainz entfernt liegt, um dem Rheine einen heitern Gruß an der Stelle zu bringen, die bekanntlich die schönste ist längs dem ganzen Rheinstrom. Hier wird die Lust allgemein ansteckend, die Narrheit poetisch, der Taumel bacchantisch; denn wir befinden uns unter Gottes freiem Himmel, in einer paradiesischen Umgebung, die zur frohesten Stimmung einladet. — Ich müßte Ihnen nun zum Schlusse noch eine Schilderung der drei großen Theatermaskenbälle an den drei Faschingsabenden geben, allein diese sehen sich jedes Jahr ähnlich, wie ein Ei dem andern. Es versammeln sich da zumeist die mittlern und untern Volksklassen; wir finden da wenig Witz und viel Staub, viel Tanzlust und wenig Raum, viel Taumel und wenig Vergnügen. Es war mir immer ein Räthsel, wie die Menschen in diesem vollgestopften Theater drei Mal zehn Stunden lang das Plaisir aushalten können. — Sogar der Aschermittwoch wird hier noch in den Fasching hineingezogen; aber diese Aschermittwochsfeierlichkeiten gehen außerhalb dem Weichbilde der Stadt, in einigen zunächst gelegenen Dörfern vor sich, wo der Spaß abermals, aber in kleinerm Maaßstabe, zur Belustigung der Bauern ausgeführt wird. Es fällt überhaupt schwer, die Harlekins wieder in das Geleis der Vernunft zurückzuführen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. März 1841.

Il n'y a personne qui ne sorte de ces places plus précautionné qu'il n'y est entré: à force de faire part de son bien aux autres, on apprend à le conserver.

Montesquieu.

Die Pariſer Hallen.

(Schluß.)

Der Pferdemarkt, jenſeits des botaniſchen Gartens, hat eben weiter nichts Merkwürdiges, als die Käufer und Verkäufer, welche dort ihr Weſen treiben und einen gewaltigen Lärm machen. Die Pferdehändler gehören zum ariſtokratiſchen Theil der Bevölkerung der Hallen und haben nichts mit jener ärmlichen Klaſſe von Detailverkäufern gemein, die unter den Marktſchuppen innerhalb Paris eingepfercht ſind. An dem haſtigen Weſen, an der beweglichen Phyſiognomie der Roßkämme ſieht man, daß neben dem Gewinne der Ehrgeiz ſie beſchäftigt, und daß ſie aus ihren Söhnen etwas anderes machen wollen, als Roßtäuſcher. Ein Gleiches bemerkt man in der Kornhalle und überall, wo die Routine für den Handel nicht ausreicht, wo das Gewerbe Liſt und Schlauheit zu Hülfe nimmt. Hiebei genügt es nicht, den Preis eines Gegenſtandes zu beſtimmen und ihn um dieſen Preis wegzugeben, ohne ſich weiter um etwas zu kümmern; es iſt nicht genug, gute und böſe Worte mit dem Käufer zu wechſeln und ihm einen derben Fluch nachzuſenden, wenn er Umſtände macht und etwas herunterzuhandeln ſucht; man muß die ungewiſſen Chancen der Zukunft abwägen, ſie vorausſehen, bevor ſie eintreten. Käufer und Verkäufer ſtehen ſich hier als Feinde gegenüber; ſie ſuchen einander ihre Stärke und Schwäche in den Augen abzuleſen, wie zwei Ringer, die auf den Kampfplatz treten; ſie fragen ſich gegenſeitig, wie es mit ihnen beiden ſteht: der Käufer, ob der Verkäufer eben Geld braucht; der Verkäufer, ob der Käufer gerade zu kaufen nöthig hat. Und nun geht es an's Ueberliſten, Uebertölpeln und Uebersohrhauen; bevor ſie ſich einen kleinen Vortheil abſtehlen, ſtehlen ſie ſich zehn Geheimniſſe; ſie haben kaum zwanzig Worte mit einander gewechſelt, und ſchon haben ſie ſich, wie der Franzoſe ſagt, die Würmer aus der Naſe gezogen: der Bauer weiß, wo der Roßkamm, und der Roßkamm, wo der Bauer her iſt; ſie haben ſich gegenſeitig gemeſſen und der Pfiffigſte zieht den Längſten. Der Handel iſt keine Kleinigkeit, und Fourier definirt ihn mit Recht als die ſchwere Kunſt, für ſechs Franken zu verkaufen, was drei Franken werth iſt.

Die Kornhalle ſteht in der Mitte eines runden Platzes, auf welchem ſehr zweckmäßig viele Straßen ausmünden, und bildet eine maſſive Rotunde mit vielen Eingängen, welche die Hauptkornkammer von Paris bildet und im Jahr 1762 gebaut wurde, an der Stelle des von Catharina von Medici erbauten Hôtels Soiſſons, wovon noch ein eleganter Thurm übrig iſt, den jene

Digitized by Google

abergläubiſche Königin zu einer Sternwarte hatte einrichten laſſen und oft mit ihren Aſtrologen beſuchte. Dieſer Thurm iſt eines der ſchönſten Baudenkmale der Renaiſſance, ein Meiſterwerk von Jean Bullant. Catharina hatte den Hang zur Sterndeuterei, der bei ihr zuletzt in völlige Narrheit ausartete, aus ihrem Vaterlande nach Frankreich gebracht, und ohne Zweifel mochte auch ein böſes Gewiſſen am Ende ihrer Tage dazu beitragen, daß ſie ſich von Sterndeutern den Kopf verdrehen ließ. Es war ihr prophezeit worden, daß ſie an einem Ort Namens Saint-Germain ſterben würde; ſie ging deßhalb nicht mehr nach Saint-Germain-en-Laye und verließ ſogar ihr Luſtſchloß, die Tuilerien, weil es zur Pfarrei von Saint-Germain-l'Auxerrois gehörte; ſie bezog eine neue Reſidenz in der Nähe von Saint-Euſtache, das ſogenannte „Hôtel der Königin," welches nach ihrem Tode von Parlaments wegen im Namen ihrer vielen Gläubiger öffentlich verſteigert wurde. Der Magiſtrat von Paris kaufte das Terrain vom letzten Beſitzer, dem Prinzen von Carignan, und legte daſelbſt im Jahr 1762 den Grund zu der Kornhalle. Sie iſt wegen ihres koloſſalen eiſernen Kuppeldachs merkwürdig, und wegen eines ſonderbaren Effekts der Akuſtik, wenn man ſich geeade in den Mittelpunkt der Rotunde ſtellt: jedes Wort, welches man hier ausſpricht, hallt ſieben bis acht mal wieder und tönt von allen Seiten zurück; man hört es unter, neben, über, rund um ſich: es macht den Eindruck eines falſch geſungenen Chors, wo die Stimmen hinter einander herlaufen und ſich einzuholen ſuchen.

Die Weinhalle am Jardin des Plantes, auf dem Quai Saint-Bernard, iſt wegen ihres Umfangs bemerkenswerth; ſie gleicht mit den ſymmetriſchen Reihen ihrer Gebäude einer kleinen Stadt und dient zur Aufbewahrung der noch unverzollten Weine, iſt alſo ein Freilager, worin jeder Weinhändler ſeinen Keller und ſein Comptoir hat, den Keller in ungeheuern Gewölben mit hohen Dachungen, das Comptoir im Garten oder im Freien in den Baumalleen. Man ſieht Häuschen an Häuschen ſtehen, alle mit kleinen Blumengärtchen oder mit Gitteen verſehen. Dieſe Halle wurde bereits im Jahr 1653 angelegt und im Lauf der Zeit immer vergrößert; jezt gibt es da beſondere Straßen für Burgunder, Champagner, Bordeaux und Languedoc. Die Weine liegen im Erdgeſchoß oder im Keller, die Branntweine in der obern Etage. Die Zahl der Fäſſer ſoll eine halbe Million betragen. — Aehnlich der Weinhalle ſind die Schlachthallen, Abattoirs, die in der Kaiſerzeit an der Stadtmauer erbaut wurden, um das Vieh und die Schlächterei aus den Straßen zu entfernen und größere Sauberkeit herzuſtellen. Sie gehören zu den ſchönſten Denkmalen des Bonaparteſchen Bauſtyls.

Finniſche Volksſagen.

(Schluß.)

Darauf ging der Prieſter zum Kirchenbau und ſah, daß er faſt fertig war; nur einige Zierrath war noch übrig. Er offenbarte Keinem, was er vernommen, aber als der Abend da war, ging er wieder zur Kirche und ſah beide Baumeiſter auf dem Dachgiebel ſitzen, um einige Zier in Kreuzesform darauf feſtzumachen. Allein die Arbeit wollte in ihren ſonſt ſo flinken Händen nicht fertig werden. Und da der Prieſter ſah, wie ihnen das Kreuz zu ſchaffen machte, ward er immer mehr beſtärkt in ſeinem Glauben, daß es böſe Geiſter ſeyn müßten und er ſie durch das Zeichen des Kreuzes und Offenbarung ihrer eigentlichen Namen vertreiben könnte. Er machte darum das Zeichen des Kreuzes vor ſich und rief mit lauter Stimme:

Pois, Killi, kirkosta!
Pois, Nalle, harjosta! *

Und ſiehe, die Geiſter wurden vor ſeinen Augen in zwei große Raben verwandelt, welche mit gräßlichem Geſchrei ſich in die dunkle Luft erhoben. Aber am Dache war ein kleines Loch, welches Killi nicht zugemauert, um das Tageslicht einzulaſſen, und die Lücke hat hernach niemals geſchloſſen werden können, weil Alles, was man daran am Tage arbeitete, in der Nacht wieder zuſammenfiel. — Der Prieſter berichtete den glücklichen Ausgang ſeiner Liſt den Kirchſpielsleuten, und dieſe baten ihn, am nächſten Michaelistage die fertige Kirche einzuweihen, und ſo geſchah es auch.

Nicht lange, ſo ging in den Scheerenkirchſpielen vor Abo eine Sage von einem herumwandernden greulich großen Rieſen. Viele hatten ihn geſehen, und Alle verſicherten, in grauen Kleidern, ohne Mütze auf dem Haupte, ſchweife er um die Hügel, wie ein Dieb, auf dem Rücken einen ungeheuern Fels in einem Lederſack, und er achte auf ſeiner Wanderung Waſſer und Land gleich, denn auch in der tiefſten See reiche das Waſſer ihm nicht weiter als bis zur Stülpe am Stiefel. Ueberall habe er nach dem Weg zum Kirchſpiele Reſo gefragt; dorthin wolle er, um ſich an den Kirchſpielsbauern zu rächen, weil ſie ihn um das Silbergeld betrogen, das man ihm für den Kirchbau verſprochen. Er wolle ihnen mit dem Felſen im Sacke zu Leibe gehen, und ihr Betrug ſolle ihnen wenig frommen.

Dies kam auch bald zu den Ohren der Bauern von Reſo, und erſchrocken darüber, ſuchten ſie Rath bei ihrem weiſen

* Fort, Killi, von der Kirche,
Fort, Nalle, von dem Giebel.

Digitized by Google

Pfarrer. Der dachte gleich, der wandernde Riese werde Killi seyn, und meinte, das Gerathenste wäre, wenn man seiner eigenen Frau so oder so für die Gemeinde gewänne, und so machte er sich auf in den Wald, wo in der Nacht das Kind geschrien. Nach langem Umherstreifen gewahrte er ein altes, häßliches Riesenweib, das am Eingange einer Berghöhle saß und ein Riesenkind wiegte, welches in einer aus großen Schiefersteinen gemachten Wiege schlief. Der Priester fragte sie, ob sie nicht die Frau des mächtigen Killi sey, und ob sie jüngst etwas von ihm gehört habe? Das häßliche Weib antwortete, wohl sey sie die Frau des Bergkönigs Killi, habe ihn aber seit verflossenem Frühling nicht gesehen, da er den Bau der Kirche zu Reso angefangen. „Sicher," sprach sie, „ist ihm ein Unheil zugestoßen, weil das Kind immerfort schreit, und ich es auf keine Weise geschweigen mag. Freilich hat sich Killi immer wenig um Weib und Kind bekümmert, und so reich er an Gold und Silber ist, so leide ich doch stets Mangel und Noth." Hierauf erzählte ihr der Priester ihres Mannes Wunder beim Bau der Kirche und die Gefahr, welche der Gemeinde jetzt drohte, und fragte sie, ob sie nicht gegen eine gute Belohnung den Riesen von der Gegend abbringen wollte. Da ward sie zuerst ganz zornig und hatte taube Ohren für des Pfarrers Zureden; als sie aber erst einige blanke Goldstücke in der Hand hatte, und ihr noch mehrere versprochen wurden, da gelobte sie, ihren Mann irre zu führen, so daß er nicht wieder kommen könne. Drauf schob sie die Wiege mit dem schlafenden Kinde in die Höhle, stellte eine Steinplatte vor den Eingang und ging aus dem Wald.

Nun fing sie an als ein altes Bettelweib in den Dörfern herumzuwandern, und sammelte so viele zerrissene Schuhe und zerbrochene Ruder, als sie bekommen konnte, und ging damit nach dem nächsten Seeufer. Hier nahm sie ein Boot, füllte es mit den alten Schuhen und zerbrochenen Rudern, und ruderte so hinaus in die See, ihren Mann zu suchen. Bald traf sie ihn auch mitten in einem großen Meerbusen, bis zu den Stiefelstülpen im Wasser stehend und noch den gewaltigen Fels tragend. Als Killi sie sah, sprach er: „Es ist gut, daß ich dich treffe; ich muß nach dem Kirchspiele Reso, kann aber den Weg nicht finden. Ich will dort die neue Kirche zerstören, denn die Leute haben mich um meinen Lohn betrogen. Du kennst gewiß den Weg dahin, zeige mir ihn gleich." Da antwortete ihm das Weib: „Ei, du bist ganz irre, wenn du hier herum den Weg nach Reso suchst. Das liegt weit, weit von hier im Lande, hinter vielen Bergen und vielen Seen; ich komme eben daher, weil ich dich dort zu finden meinte, und sieh, wie viel Paar Schuhe ich auf allen den Fußsteigen zerrissen, wie viel Berge und Helden ich durchwandern müssen, wie viele Ruder ich auf allen Seen zerbrochen, die ich befahren." Bei diesem Berichte ward Killi traurig und sagte: „Da es so weit nach Reso ist, so mag ich nicht weiter diesen Stein tragen; werde ich doch näher zur Hand Kirchen genug finden." Und damit nahm er den Stein und warf ihn auf's Ufer und wanderte mit seinem Weibe landeinwärts.

Diesen Stein des Killi zeigt man noch jetzt am Ufer der Insel Bunsala, etwa eine halbe Meile von Abo. Es ist ein ungeheurer, losgerissener Fels, der bei den Umwohnern Kukkarokivi * heißt und den Seefahrern als Landmarke dient. Der Busen davor trägt auch den Namen Kukkarokivi-auk und ist wegen seiner Tiefe und seiner hohen Wellen berühmt.

* Kukkalo heißt Börse, Sack, und Kivi Stein, zum Andenken an den Stein, welchen der Riese im Ledersack trug.

Liebe und Leid.

1.

Ein Löckchen ihr vom Haupte
Mit schnellem Schnitt ich stahl,
Da fragte die Beraubte:
Sind dein sie nicht zumal?

2.

Ich fuhr sie auf dem Eise
Und schlang um sie den Arm,
Der Schlitten glitt so leise,
Und trotz dem kalten Eise
Ward Beiden uns so warm.

3.

Sie sagte: Schau du wilder Mann
Mich nicht mit solchen Augen an!
Ich sprach: die Funken, die so scheinen
Sind nicht aus meinen, sind aus deinen!

4.

Weil sie die Mutter angesehn,
Sprach sie: „Du mußt nun wirklich gehn,
Denn längst schon rief der Wächter Zehn" —
Da glaubt' ich denn auch fortzugehn,
Doch blieben wir noch immer stehn.

5.

Ich hab sie oft umfangen,
Ich hab' sie oft geküßt;
Das dünkt mich, längst vergangen,
Doch so, als ob's noch ist.

Digitized by Google

6.

Sie pflückte mir am Bache
Ein frisch Vergißmeinnicht —
Das hat die Zeit verdorben,
Und Sie, ach! — ist gestorben,
Doch ich vergesse beide nicht.

Karl Schramm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, Februar.

Gutes Geschick der Stadt. — Gesprächsstoffe.

Durch drohende Flammen, durch drohendere Wasserfluthen, durch die herben Angriffe eines grimmigen Winters sind wir nun endlich zu Tagen gelangt, die ganz das lachende Ansehen freundlicher Vorboten des Frühlings haben. Die Beharrlichkeit, womit die Stadt Hannover vor Calamitäten von jeher bewahrt wurde, ist sprichwörtlich geworden. Als zur Zeit des ersten und heftigsten Auftretens der Cholera die Stadt rings von der Seuche eingeschlossen war, beinahe bis vor ihre Thore eingeschlossen war, trafen wir alle Anstalten gegen die böse Krankheit; wir rüsteten uns mit warmen Betten und mit gutem Muth, wir schickten aus den Gotteshäusern unsere Gebete um gnädige Schonung empor, — und der schlimme Gast zog ab, ohne mit seiner tödtlichen Klaue in das Weichbild Hannovers zu greifen. Die Chronik, ich erinnere mich nicht welche, erzählt, vor so und so viel hundert Jahren habe die Pest grausam im Lande Braunschweig gewüthet, aber nach Hannover sandte sie ihren Gifthauch nicht. So hat jezt wieder die rebellische Fluth wilde Zerstörung nah und fern verbreitet, auch uns hat sie bedroht, hat beinahe an unsern Thoren geleckt, aber als wir sie aufzunehmen uns gefaßt machten, ließ sie sich dämdigen oder besänftigen und trat in ihr altes Geleis zurück. Für die heimgesuchten Landsleute aber sind wir nun desto sorgsamer und thätiger. Das Feuer, womit ich diesen Brief begann, würde kaum erwähnt werden, wenn es nicht in dem Palaste des Königs ausgebrochen wäre; aber die Leute bedauern es nun einmal weit mehr, wenn Pendulen, Kronen und golddurchwirkte Gardinen schmelzen und sengen, als wenn das schlechte Bett des Armen in Rauch aufgeht. Der König hat gestern den Männern, die beim Schloßbrand der Gefahr am kühnsten getrozt haben, Medaillen und Ehrenzeichen vertheilen. Das ist gerecht und billig; diese Männer haben also Gewinn vom Unfall gehabt, und der Verlust hat nicht eine schlaflose Nacht bereitet. — Auch wir rüsten uns zum Kriege, vielleicht mit mehr Lust als andere Staaten. Die Bedächtigen hoffen und wünschen, es werde Friede bleiben, das junge Kriegervolk aber ist in Gedanken schon mitten im Felde. Daß man rüstet, ist gut, ist selbst nothwendig; die Frage, ob Krieg, ob Frieden, kommt dabei nicht in Betracht, genug, daß man von anderer Seite mit Krieg droht, und schon gegen eine solche Drohung muß man gerüstet seyn. Geld freilich geht darauf, und es soll neuerdings eine runde Million kosten, die, wie es heißt, dem Ministerium des Kriegs in diesen Tagen angewiesen worden wäre. Ueber diesen großen Fragen der Zeit vergessen wir die unsrigen nicht. Zunächst nahmen, seit ich Ihnen schrieb, zwei Aufsätze der Londoner Times über die Verfassungsangelegenheit das Interesse der Hannoveraner in vollen Anspruch. Merkwürdig waren dieselben besonders durch das Organ, in welchem sie erschienen. Ein Toryblatt sprach mit Eifer und bitterer Strenge gegen die Rathgeber unseres Monarchen: die Politiker hielten dies für den Anfang vom Ende des Regiments dieser Männer; man glaubte, die Sprache der Times sey darauf berechnet, sie zum freiwilligen Rücktritt zu veranlassen; aber bis zu dieser Stunde ist noch kein Schimmer einer Verwirklichung dieser Vermuthungen aufgetaucht. Den Anlaß zu ihren Artikeln hatten die Times aus Stüve's Vertheidigungsschrift für den Magistrat genommen, dieser Schrift, deren Veröffentlichung, wie ich Ihnen in meinem lezten Briefe schrieb, die strengsten Maßregeln gegen Stüve hervorrufen sollte. Man hat Stüve mit dem höchsten Strafsatz, der für Umgehungen des Preßgesetzes oder, wie es hier heißt, des Censmeditts festgestellt ist, nämlich 50 Reichsthalern belegt, womit die Sache abgethan war. Sodann wurde die vernunglückte Hildesheimer Bischofswahl viel besprochen; sie ist noch immer Gegenstand vieler Journaldebatten. Gescheitert ist die Wahl an der Uneinigkeit der wählenden Mitglieder des Domkapitels; ob diese Uneinigkeit wirklich dadurch erzeugt war, daß die Regierung ihren Einfluß auch auf diese Wahl geltend machen wollte, läßt sich nicht behaupten; unmöglich ist es nicht, denn die katholische Kirche hat dem Gouvernement erst in neuster Zeit wieder zu schaffen gemacht, und, wie Sie wissen, wegen angeblich zu großer Beschränkung in dem neuen Verfassungsgesetze gegen dasselbe protestirt. Das Domkapitel in Hildesheim hat auf sein Recht, zu einer zweiten Wahl zu schreiten, verzichtet und die Ernennung eines Bischofs dem heiligen Vater in Rom überlassen. Einen andern Gegenstand des Gesprächs bilden jezt die Wahlen der Schazräthe zu dem durch die neue Verfassung wieder hervorgerufenen Schazcollegium, das mit dem 1. Juli d. J. ins Leben treten wird. Diesem Schazcollegium, welches einen wesentlichen Theil der Verfassung von 1819 ausmachte, mit der in Verbindung mit dem Staatsgrundgesetze ringeführten Kassenvereinigung aber von selbst aufhörte, sind in seiner jezigen neuen Gestalt sehr ausgedehnte Befugnisse beigelegt: dasselbe hat die Verwaltung und Oberaufsicht über die Landeskasse, ist ein beständiger Theil der allgemeinen Ständeversammlung, und soll die Sauvegarde der Verfassung seyn, wenn jemals ein Angriff auf dieselbe versucht werden möchte. Die Schazräthe werden eine unabhängige Stellung behaupten und daneben mit 2000 Reichsthalern jährlichen Gehalts ganz anständig besoldet seyn; die Zahl der Bewerber ist folglich nicht klein. Aber die Provinziallandschaften, denen die Wahl der Schazräthe zusteht, können diese Wahl nicht vornehmen, ohne die Kraft und Rechtsbeständigkeit der neuen Verfassung anzuerkennen, wenigstens würde man, wie aus Antecedentien bekannt, aus der Wahl ein Anerkenntniß folgern; deßhalb ist man gespannt auf den Ausgang dieser Wahlen im Bremischen, Osnabrückschen und Ostfriesischen, die sämmtlich in diesen nächsten Tagen vorgenommen werden müssen. — Lebhaftes Interesse erregte auch das oberappellationsgerichtliche Erkenntniß in dem Processe der Göttinger Professoren, demzufolge die Frage, ob das im Wege der Verwaltung gegen die Professoren eingeschlagene Verfahren zur Cognition der Gerichte gehöre, dem Staatsrath zur Entscheidung gestellt und, wie es heißt, von diesem auch schon dahin entschieden ist, daß die Gerichte sich nicht in die Sache zu mischen haben. Den Professoren, die bekanntlich nur auf Fortzahlung ihrer Gehalte klagen, würde in diesem Falle nur noch der Weg an den Bund offen stehen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. März 1841.

Gestern, als ich vom nächtlichen Lager den Stern mir im Osten
Lang betrachtete, den dort mit dem röthlichen Licht,
Und des Mannes gedachte, der, seine Bahnen zu messen,
Von dem Gotte gereizt, himmlischer Pflicht sich ergab,
Durch beharrlichen Fleiß der Armuth grimmigen Stachel
Zu versöhnen, umsonst, und zu verachten bemüht:
Mir entbrannte das Herz von inniger Wehmuth: ach! dacht' ich,
Wußten die Himmlischen dir, Meister, kein besseres Loos?

Eduard Mörike.

Keplers Adelsbrief.

Von Gustav Schwab.

Endlich ist der Brief gefunden,
Schön von Schreibers Hand gemalt,
Von der Seidenschnur umwunden,
Und vom Siegel roth bestralt!

Bist du fröhlich, alter, grauer
Bürgermeister Weils der Stadt,
Nun dein Sohn, obwohl ein Bauer,
In der Wieg' ein Knäblein hat?

Weißt du doch: des Urahns Glücke
Rauschte Gruß der Tiberstrom,
Als ihn Sigmund auf der Brücke
Schlug zum Ritter einst in Rom.

Mach' den Enkel nur zum Grafen,
Liegt er gleich im Bauernstroh!
Sebald Keppler, geh nun schlafen,
Deines Adelsbriefes froh.

Siehst du nicht, wie Steenenschimmer
Auf das Pergament schon blinkt? —
Doch der Alte liest noch immer,
Bis das Augenlied ihm sinkt.

Ei' was wird der Brief im Traume?
Sieh, er wächst zum Firmament,
Wo auf ungemessnem Raume
Sonne statt des Siegels brennt.

Aehnliches hat er nie gesehen,
O welch wunderbar Gesicht!
Diese Sonne bleibt ja stehen,
Diese Sonne schreitet nicht!

Ohne Scheu, am Tage, treten
Statt der Lettern Sterne vor,
Und es kreisen die Planeten
Um das goldne Licht im Chor.

Wie so süß erklingt, wie tönet
Jede Sphäre dieser Welt!
Umgekehrt und doch verschönet
Lacht das ganze Himmelszelt!

Endlich sieht er einen braunen
Chorherrn sich im Traume nahn.
Der spricht freundlich: „Laß dein Staunen,
Solches ist der Steene Bahn!

Digitized by Google

„Merke dir den ächten Himmel,
Denn das iſt ſein Guß und Fluß;
Ordnung dracht ich in's Gewimmel,
Heiß' ich ja Copernikus!

„Doch ſo ſauber in dem Blauen
Had' ich einſt es nicht entdeckt.
Manu! dein Enkel, der wird ſchauen,
Was mir ſelber blied verſteckt.

„Siehſt du dort den rothen flimmern?
Das iſt Mars, der ſichrr Stern:
Dem, von allen Wandelſchimmern,
Folgt er um den Sonnenkern.

„Und bald mißt rr ihre Bahnen,
Und ſein Scharfblick irret nie.
Idre Gänge durft' ich ahnen,
Aber Er derechnet ſie!

„Drum durchſpäh' die Himmelsferne,
Modern laß des Kaiſers Wort.
Adelsdrief und Glückesſterne
Blühen deinem Enkel dort!"

Sedald Keppler wacht zu Morgen
Aus dem Traum gekräftigt auf.
Sind die Sterne gleich verdorgen,
Iſt die Sonne gleich im Lauf;

Findet gleich er in der Wiegen,
Ach, ein Siedenmonatkind
Stöhnend, halbledendig liegen,
Noch an delden Augen dlind:

Auf den Arm nimmt er's in Wonne,
Weil er ſeinem Tranme glaubt;
Sterne wandeln um die Sonne
Ueber ſeines Enkels Haupt.

Toskaniſche Städte.

(ſ. Nr. 34 — 39.)

Gimignano. — Siena. — Florenz.

Von den beiden Wegen, die von Volterra nach Siena führen, zogen wir die freilich etwas beſchwerlichere, aber durch das, was ſie in ihrem Mittelpunkte dietet, äußerſt lohnende Straße über Gimignano vor. San Gimignano delle belle torri — ſo heißt in der ganzen Umgegend das Städtchen wegen des Kranzes ſchlanker Thürme rings um den Marktplatz her, die freilich in ihrer gegenwärtigen Nacktheit mehr den Eindruck weitläufiger Burgtrümmer machen — gehörte rinſtmals zu den dlühenden Republiken Norditaliens und war durch Fruchtdarkeit des Bodens und ledendigen Vertrieb ſeiner Erzeugniſſe reich geſegnet. Es kam an Florenz kurz vor der Eroderung Sienas, und zwar durch Verrath eines mit den Medizeern in Einverſtandniß ſtehenden Nodile. Nimmermehr, behauptete unſer, für die einſtmalige Bedeutung ſeines Vaterſtädtchens leidenſchaftlich glühender Wirth, würde Kosmus Siena erobert haden, hätte er nicht zuvor San Gimignano auf ſeine Seite gebracht. Von ſeinem ehemaligen Flor iſt dieſem Städtchen die anmuthige Lage in der Mitte eines für Wein- und Olioendau äußerſt günſtigen Hügellandes unverkümmert gedlieben; auch dezeugen mehrere Kirchen nebſt ihrem Inhalt, wie auch hier der Sinn rege war, durch edle Bauten, ſo wie durch Werke der Malerei und Bildnerei den Himmel mit der Erde zu verbinden. Hier wirkte im Dom, nächſt Berna und Bartolo, den Sieneſen, von denen die Malereien an den deiden Hauptwänden herrühren ſollen, beſonders Mainardi, ein gedorner Gimignaner, von deſſen Hand in der Kapelle der Beata Fina die Darſtellungen aus dem Leden dieſes früh verklärten frommen Kindes ſind, an welchem auf Tag und Stunde ſich der Traum rrfüllte, daß der Himmel es in ſeinem fünfzehnten Ledensjahre zu den Freuden der Seligen adrufen werde. Auch rührt von ihm eine Verkündigung im Batiſterium. Im Chor des Doms begegnen wir Perugino, mehreren Oelgemälden aus dem vierzehnten Jahrhundert in und neben der Sakriſtei. Benozzo Gozzoli's heiliger Sebaſtian an der innern Eingangswand iſt mehr in ſtrengem Kirchenſtyl als in der eigenthümlichen Weiſe dieſes Meiſters grhalten. Ganz Wärme und Leben, voll ſeliger Heiterkeit bei bedeutſamem Ernſte iſt er wieder in dem Bildercyklus aus dem Leben des heiligen Auguſtinus in der Kirche gleiches Namens. In dem lezten der Wandgemälde, welche die eigens dazu beſtimmte Kapelle hinter dem Hochaltar ausfüllen, hat ſich der Meiſter ſelbſt, unſcheindar, einfach, unter den Zuſchauern dargeſtellt.

Auch an dieſen Werken demerkt man ſchon die durch eindringende Feuchtigkeit deginnende Zerſtörung. Schade, daß dergleichen nicht zu ſorglicher Erhaltung kann in eine Galerie verpflanzt werden, wie dies in Mailand mit manchen Werken des hochdegabten, in der edlen Entfaltung ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes noch ſo wenig zu allgemeinerer Anerkennung durchgedrungenen Bernardino Luini der Fall iſt. Auch die Umgegend von Gimignano birgt in aufgehobenen Klöſtern und einſamen Kirchen manchen Schatz, der jezt nur Wenigen zur Anſchauung kommt und in der unbewachten Einſamkeit nothwendig

Digitized by Google

vor der Zeit zu Grunde gehen muß. So rühmte unser Wirth, als wir schon zur Abreise gerüstet waren, uns ein großes Oelgemälde in der Kirche des aufgehobenen Klosters von Mont' Oliveto, und ließ in patriotischem Selbstgefühl nicht nach, bis wir ihm den eine Miglie von der Stadt entfernten Hügel hinanfolgten. Und wir fanden unsern Weg reich belohnt. Das erwähnte Bild — die Himmelsjungfrau, umgeben von einem Kranze lieblicher Engel, schwebt in edelstem Ausdruck und Haltung; unten zu beiden Seiten Heilige, ernst und würdevoll — gab uns zu mancherlei Vermuthungen Anlaß, und wir suchten, zweifelnd an der Unumstößlichkeit der Meinung unsers Führers, der es unabweislich als einen der trefflichsten Ghirlandajos betrachtet wissen wollte, unter den würdigsten Namen, wem es wohl dürfte zuzuschreiben seyn. Später erfuhren wir, daß Gaye, der für Beleuchtung der Kunstentwicklung Umbriens und Toskanas allzufrüh dahingeschiedene eifrige Forscher, dies schöne Werk für einen Pinturicchio erklärt.

Die lezte Stadt, die wir vor der Rückkehr nach Florenz besuchten, war Siena, die alte, standhafte Gibellinenfreundin, unter den mittelalterlichen Republiken die, welche in ihrer Verfassung am längsten und beständigsten die Volksherrschaft, und stets in segensreicher Ordnung aufrecht erhalten, die in ihrer kunstgeschichtlichen Entwicklung am entschiedensten und unbeugsamsten dem alten, strengen Style angehangen und später, als bereits in allen Nachbarstaaten die Kunst zu sinken anfing, in ihren Schöpfungen fortwährend den Werken reinerer Entfaltung nachzustreben fortfuhr, und die heute noch des Rufs vorzüglich seiner Bildung und der regelrechtesten Sprache unter den Städten Italiens genießt. Weithin bekannt ist die Anekdote von dem Schäfer, der, von einem Reisenden nach dem Wege zur Stadt befragt, aus dem Stegreif entgegnete:

Passate il fiume, salite il monte,
Ed ecco, avrete Siena in fronte. —

Als wir den rings wohlbebauten Hügeln nahten, auf welchen Siena mit seinen Häusern und Palästen stattlich sich erhebt, war die Sonne bereits im Sinken und noch eben so viel vom Tage übrig, um vom Innern und Aeußern der Stadt einen vorläufigen Ueberblick zu gewinnen. Mich zog das Andenken einiger werthen Todten zunächst hinaus vor das Thor San Marco, wo die Cypressen des geräumigen Friedhofs von Weitem schon herüberwinken. Die Eingangspforte war verschlossen; dennoch aber fand ich, die ich suchte. Links nämlich von dem Hauptthor, abgesperrt von der Gesammtummauerung der „alleinseligmachenden Kirche," ist ein von niedriger Steinwand umhegtes Stückchen Erde, etwa dreißig Fuß lang, zwölf Fuß breit, ein Nebenkirchhöflein in zwei Abtheilungen, die in der Mitte wiederum eine Steinwand trennt. In der Abtheilung zur Rechten werden die Kinder begraben, welche vor der Taufe sterben und nach der alten Kirchenlehre im Limbus weilen; die zur Linken führt die Inschrift: „Cimiterio della nazione Svizzera riformati. Anno 1812." Auf dieser Seite ruht Prinz Wolrad von Waldeck, der im September 1821 in der Blüthe frischer Jugend in Siena seine Laufbahn endete. Er war österreichischer Rittmeister und fiel, wie die Sage geht, im Duell gegen einen russischen Obersten. Wir in der Heimath, die wir wenige Jahre zuvor noch den kräftig blühenden Jüngling gesehen, hörten damals, er sey an einem Nervenfieber gestorben. Seine mit Gras überwachsene Ruhestätte bezeichnet ein Rosenstock, den vor Jahren der Wärter dieses Plätzchens gepflanzt. — Das andere Grab eines hoffnungsvollen jungen Deutschen zählt erst nach Monaten. Hermann Frick aus Leipzig war im Spätherbst 1838 nach Italien gegangen, um seine Studien als Architekt zu verfolgen. In Venedig, wo er mehrere Monate sich aufhielt, sahen wir uns täglich, und man konnte sich an dem Eifer, mit dem er seinem Ziele nachstrebte, und seiner verständigen Auffassung vielfach erfreuen. Nachdem er längere Zeit in Rom verweilt, trat er im Frühling 1840 seine Rückreise an, erkrankte in Siena und starb nach einem mehrwöchentlichen heftigen Fieber am 13ten Mai, aufrichtig betrauert von Allen, die ihn kannten und schätzten. Die Sorge für sein Grab hat ein wackerer Sieneser übernommen, der auch während seiner Krankheit ihm hülfreich zur Seite gestanden, ein Freund deutscher Literatur und deutschen Wesens, Signor Cipriani, ein ächter Biedermann, in welchem alle Deutschen, die es wahrhaft sind, stets einen freundlich entgegenkommenden Berather finden werden. Frick ruht — seltsam genug — auf der Seite, welche ursprünglich nur für die dem Limbus überwiesenen Kinder bestimmt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Theaterbankerotte.

In meinem lezten Berichte sagte ich, die Pariser Schauspiele, etwa zwanzig an der Zahl, seyen nun alle im Gange. Dies war im Augenblicke, da ich es schrieb, richtig, ist es aber jezt nicht mehr. Zwei Theater, das Ambigu-comique und das kleine Theater der Porte St. Antoine sind bankerott geworden, nachdem die Schauspieler seit einigen Monaten nicht bezahlt worden waren, wie es bei dergleichen Fällen zu geschehen pflegt. Auffallend ist es, daß die häufige Erfahrung die Leute nicht klug macht, und daß Künstler

und Lieferanten immer von Neuem betrogen werden. Freilich täuschen die Theaterdirektoren oder die Kapitalisten, welche sich hinter sie verstecken, zuerst sich selbst, ehe sie andere täuschen, und träumen bei Errichtung oder Eröffnung eines Theaters von einer Goldquelle; zu spät bemerken sie, daß sie einen Abgrund aufgethan haben, der ihre Kapitalien verschlingt. Der Theaterdirektor haftet zwar für alles; wenn er aber nichts hat, so ist seine Verantwortlichkeit für die Gläubiger auch nichts werth. Gewöhnlich weiß er sich aus der Sache zu ziehen, und zuweilen findet er sogar Mittel, sich abermals an die Spitze einer Kompagnie zu stellen, welche das Theaterprivilegium mit neuen Kapitalien ausbeutet, oder wenigstens auszubeuten sucht. Zum Glück für die Schauspieler gibt es der Theaterunternehmungen so viele in und um Paris, daß sie, augenblicklich brodlos geworden, leicht eine andere Anstellung finden, wenn sie etwas taugen. Aus der häufigen Erfahrung sollte aber Jedermann den Schluß ziehen, daß der Theater zu viele sind, und daß das hiesige Publikum, so stark es auch ist, und so viele Fremde auch immer nach Paris strömen, nicht alle unterhalten kann. Der Minister des Innern täuscht sich in dieser Hinsicht nicht und macht daher große Schwierigkeiten, ehe er ein neues Theaterprivilegium ertheilt. Aber mit Beharrlichkeit, Fürsprache und mit Bestechung setzen es die Unternehmer in den Ministerbureaux meistens durch, und Paris wird mit einem neuen Theater bescheert, als ob es darauf ankäme, einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Ein Banterott ist sogar ein Beweggrund, um ein neues Theaterprivilegium zu ertheilen; denn da vielleicht hundert Familien von einem Theater leben, so ist es ein Werk der Barmherzigkeit, denselben nicht die Mittel abzuschneiden, unter einer andern Direktion das Brod zu erwerben, das sie verloren haben. Die Menge von Theatern, großen, mittlern und kleinen, hat allerdings den Vortheil, daß dadurch der dramatische Genuß allen Klassen der Gesellschaft zugänglich wird, und daß sogar der Tagldhner für einige Sous sich eine solche Erholung von Zeit zu Zeit verschaffen kann. Die allgemeine Bildung des Volks wird dadurch befördert, aber die Kunst leidet darunter. Viele Theater erfordern auch viele Theaterstücke. Die Dichter geben sich weniger Mühe, da es ihnen nicht schwer wird, ihre Geistesprodukte irgendwo anzubringen. Verschmäht ein größeres Theater ein Drama, so wird es in ein Melodrama oder in ein Vaudeville umgewandelt, und kommt auf eine der geringern Bühnen. Zuweilen macht die Eifersucht zwischen zwei Theatern, daß, wenn an einem ein Stück vielen Beifall und Zulauf erhält, das andere ein ähnliches Stück bestellt, um jenem den Rang abzulaufen. Zuweilen reicht die bloße Ankündigung des Titels oder Gegenstandes eines Stückes hin, um eifersüchtige Dichter zu bewegen, denselben Stoff zu behandeln. Kurz, es werden allerlei Schliche angewandt, um einander zu schaden, und der Kunst nebenbei. Die Sache läßt sich aber nicht wohl mehr ändern. Die Anstalten sind da; sie durch ein Machtwort zu unterdrücken, wie Napoleon einmal that, geht nicht mehr wohl an.

(Fortsetzung folgt.)

Hannover, Februar.

(Fortsetzung.)

Theater.

Ich habe die Begebenheiten der neuesten Zeit nur lose aneinandergereiht, um den gegenwärtigen Stand der Angelegenheiten anzudeuten und den Beweis daraus zu führen, daß dem Fortschreiten der Reaction keine Hemmung entgegentritt. Man nennt den ohne Zweifel nahe bevorstehenden Zeitpunkt der ersten Ständeversammlung nach der Verfassung von 1840 als den entscheidenden, wo sich zeigen werde, ob und wie. Aber ich zweifle, daß er entscheidend ausfallen wird, wenn er auch nicht ohne heftige Opposition vorübergehen mag. Auf diese Opposition ist die Regierung, wenn anders die Gerüchte die Wahrheit sagen, auch gefaßt und will die Diäi so viel als möglich kürzen und verhindern, daß die Opposition ihre Kraft entwickle. Ist einmal das Budget bewilligt, das nicht verweigert werden kann, so kann die Regierung die Stände noch geraume Zeit entbehren, und die Zeit ist ohne Zweifel der beste Ableiter alles Widerstandes, der aus Aufregung entsteht. So läßt sich gar nicht verkennen, daß das glühende Interesse für die Sache gedämpft ist; auf der andern Seite aber wurzelt es auch zu tief, um jemals ganz zu ersticken, und wenn nach Jahren der geeignete Anlaß erschiene, so würde es mit der ganzen Wärme der ersten Zeit wieder erwachen.

Genug davon! Ich darf Ihnen heute wohl einmal von unserm Theater erzählen, dem Schooßkinde unserer höchsten, hohen, mittlern und niedern Gesellschaft, resp. Klasse, nach der Hannoverschen Terminologie. Das hiesige Theater ist für einen nicht kleinen Theil der guten Gesellschaft ein Element des socialen Lebens, für das schöne Geschlecht ein Gegenstand unaussprechlicher Verehrung, für Andere der nie ausgehende Vorwurf zur Uebung und Anwendung ihrer Kritik, für Alle aber ein vielbesprochenes Institut. Der Staat, welcher die Kunst geringschätzt oder vernachlässigt, verleitet das Volk, das auch in seinen Mußestunden nicht in Unthätigkeit verharren kann, zu einer tiefern Einmischung in Dinge, die ihm ferner liegen sollten. Paris würde ohne seine zahlreichen Theater, ohne seine Cirques und alle die hundertfachen Schauspiele noch mehr blutige Auftritte haben, als jetzt schon seine Tage denkwürdigen. Das sind bekannte Sachen. Die Schauspielkunst ist gerade diejenige, welche auf den großen Haufen am stärksten einwirken kann; sie schließt, in ihrer heutigen Ausübung, die Hauptkünste ein; Dichtkunst und Musik gehen nebeneinander, und sie hat Gelegenheit, durch Bilderwerk und äußern Schmuck auch das körperliche Auge zu ergötzen. Dadurch gewährt sie mehr Unterhaltung als jede der Künste abgesondert, und ist deßhalb am meisten gesucht und vergöttert. So ist das Theater endlich eine Nothwendigkeit in unserer Zeit geworden. Das wissen die Schauspieler am besten; sie steigern ihre Ansprüche zu einer früher nicht geahnten Höhe, und die Mittel, sie zu befriedigen, gehen doch nicht aus. Beweis genug für die Unentbehrlichkeit der Bühne. Sollen noch einige Aeußerlichkeiten in Betracht kommen, so ist nicht zu leugnen, daß eine glänzende Bühne zur Verschönerung des Hof- und Residenzlebens sehr viel beitragen kann. Deßhalb ist sie wieder ein nothwendiges Requisit der Residenzen geworden, leider aber gleichzeitig aus ihrer freien Bewegung in den Zwang eines oft von beschränkten, einseitigen Ansichten geleiteten Hofinstituts gerathen, und allen schädlichen Einwirkungen der Protections- und Intriguensucht preisgegeben worden. Die reichern Mittel, welche sie dadurch erworben hat, haben nur das Resultat gehabt, daß die Erhaltung eines Theaters kostspieliger geworden ist; die Kunst hat nichts dabei gewonnen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. März 1841.

— Stand, Sir!
If not, we'll make you sit, and rifle you!
Shakespeare
Two gentlement of Verona.

Eine Jagdpartie in Arkadien.

(Aus dem Tagebuch eines ehemaligen griechiſchen Offiziers.)

Die Jagd war von jeher eine meiner Lieblingsbeſchäftigungen, und ſonderbar! die Wendepunkte meines Lebens drehen ſich um Jagdpartien. Eine Jagd in meinem Vaterlande führte zu Auftritten zwiſchen einem Theilnehmer und mir, deren Folge ein Urtheil war, welches mich auf zehn Jahre aus der Heimath verbannte. Eine Jagd führte mich in Afrika mit ſechs Kameraden in die Hände der Beduinen, wobei vier der erſteren das Leben einbüßten, ich hingegen mit einigen leichten Hiebwunden davon kam; und aus einer Jagdpartie in Griechenland entſprang einer der peinlichſten und denkwürdigſten Tage meines nicht ganz unbewegten Lebens. Die letztere war von dieſen drei Partien unſtreitig die intereſſanteſte. Ich will es verſuchen, mein Erlebniß in Kürze hier wiederzugeben.

Ich lag in Tripolitza in Garniſon. Das Garniſonsleben, für den gebildeten Menſchen ohnedies ſo langweilig, erſcheint in Griechenland in ſeiner ganzen proſaiſchen Nacktheit. Da gibt es keine Geſellſchaft, kein Ball würzt durch angenehme Bekanntſchaften das einförmige Leben, ja nicht einmal ein Buch iſt aufzutreiben, um die müßigen Stunden durch irgend eine Lektüre auszufüllen. Exerziren, Eſſen und Schlafen, das ſind die einzigen, täglich wiederkehrenden Abwechslungen im griechiſchen Garniſonsleben; kein Wunder, wenn man dort, das Leben ſich erträglich zu machen, oft zu Mitteln greift, die uns in Deutſchland kindiſch erſcheinen. Mir bot die Jagd ein gutes Zerſtreuungsmittel, und ſie iſt namentlich in der Gegend von Tripolitza, ſo wie in Arkadien überhaupt, ſo ergiebig, daß man ſich für die damit verbundenen Strapatzen reichlich entſchädigt ſieht. Beſonders ſind die Ebenen nach Weſten reich an Entenfällen. Schon oft hatte ich dieſe Richtung eingeſchlagen, als mir einfiel, auch einmal die Gegend gegen Oſten, nach Argos zu, zu durchſtreifen. Es war an einem ſchönen Wintertage des Jahres 1838; ſchon vor Tagesanbruch verließ ich Tripolitza, ſo daß ich mich bei Aufgang der Sonne bereits in der Nähe des drei Stunden entfernten Dorfes Aglado-Campo befand. Da ſtieß ich auf zwei Griechen, die dem Anſchein nach denſelben Zweck verfolgten. Sie waren mit langen Pallikarengewehren verſehen, doch bemerkte ich, daß ſie abſichtlich vermieden, dieſelben loszufeuern. Auf meine deßhalb an ſie gerichtete Frage erhielt ich zur Antwort, ſie wollen die Ladungen ſparen, bis weiter gegen Argos hin, wo wir jedenfalls auf Enten ſtoßen würden. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, erlegte unter andern einen Haſen und war eben im Begriff, auf ein Steinhuhn abzudrücken, da

fühlte ich mich plötzlich an beiden Armen so heftig gepackt, daß mir fast das Gewehr entsank. Jeder meiner Begleiter hatte sich eines Arms bemächtigt; der Eine nahm mir mit der größten Gemächlichkeit das Gewehr ab, und die Hände wurden mir auf den Rücken gebunden. Unwillig fragte ich, was dies bedeute? „Gemach, lieber Bruder," erwiderte der zur Rechten; „wir sind Räuber, und bitten dich, keinen Lärm zu machen, sonst —" Er wies auf den Yatagan im Gürtel, und ich verstand ihn vollkommen. „Was wollt ihr?" begann ich von Neuem, „ich trage keine Schätze bei mir; gebt mir mein Gewehr, bindet mich los und laßt mich in Frieden." — „Wir wollen nichts von dir, lieber Bruder, aber schießen darfst du hier nicht mehr; hier sind wir Herrn, folge uns."

So ging es vorwärts, immer nach Argos hin. Meine Bitten, mich von den lästigen Banden zu befreien, waren umsonst; im Gegentheil, man band noch einen langen Strick um meinen Hals und führte mich so, gleich einem bösen Thiere, meiner Bestimmung entgegen. Endlich verschaffte mir mein Ehrenwort, mich ruhig verhalten und ihnen ohne Sträuben folgen zu wollen, eine mildere Behandlung; ich erhielt zugleich die Versicherung, daß mir in diesem Falle nichts Schlimmeres widerfahren, mir auch später mein Gewehr wieder zugestellt werden solle. Mich in mein Schicksal fügend und nebenbei Betrachtungen über die Herrlichkeit Arkadiens anstellend, folgte ich nun gutwillig meinen Führern. Diese ignorirten mich fast, und nur hin und wieder wechselten sie ein paar unbedeutende Worte mit mir.

Eine Stunde mochten wir so gegangen seyn, als plötzlich, wie ich merkte, auf ein gegebenes Zeichen, sich noch vier „Palikaren" zu uns gesellten, die mich mit sehr mißtrauischen Augen betrachteten. Einer von ihnen, ein Mohr, sagte geradezu, es wäre wohl besser, mich zu „schlachten," als weiter mitzuführen. Ich gestehe, auf meiner Stirn sammelten sich bei dieser Erörterung einige Schweißtropfen, obwohl ich sonst nicht gerade der furchtsamste bin. Griechische Räuber pflegen auf ein Menschenleben keinen großen Werth zu legen; eines mehr oder weniger, ist ihr Wahlspruch, und ich war noch dazu ein „Bavaros," ein Ausländer, deren Ausrottung den Griechen überhaupt eher ein gutes Werk als eine Sünde scheint. Meine Furcht war indessen ungegründet; die Fürsprache meiner beiden Jagdgenossen, ihre Versicherung, daß ich ein „guter Mensch," ein „guter Patriot" sey, so wie meine erkünstelte Gleichgültigkeit, die mich jedes aufstehende Huhn mit der ganzen Leidenschaftlichkeit eines Jägers betrachten ließ, retteten mich.

Die Räuber gingen etwas rechts von der Straße nach Argos, immer parallel mit derselben fort, bis endlich in einer Felsschlucht, ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Tripolitza und Argos, Halt gemacht wurde. Man traf Vorbereitungen, die auf ein längeres Verweilen schließen ließen; die Räuber entledigten sich ihres wenigen Gepäcks, das sie auf einen Haufen warfen, und befreiten auch mich von meiner schweren Jagdtasche. Einer der Palikaren bat mich um den Inhalt meines Pulverhorns; wer hätte solcher Bitte widerstehen können! — ich erlaubte es, als er mit dem Geschäft des Ausleerens eben fertig war. Man war so galant, mein Pulver als ausgezeichnet gut zu preisen, klagte über die schlechte Qualität der Waare in Tripolitza, und zum Beweis, daß es ihnen Ernst war, zogen sie auch noch die beiden in meinem Gewehre befindlichen Ladungen heraus. Die Hände behielt ich indessen fortwährend auf den Rücken gebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Toskanische Städte.

(Fortsetzung.)

Als ich von diesee Stätte schied, drängte sich unwillkührlich mir die Frage auf: wie wohl diese irdisch ersonnenen Seligkeitssperren dem Weltauge erscheinen mögen, welchem Zion und Walhalla und Olympos, Kaukasus und Golgatha gewiß nachbarlicher aneinander grenzen, als die meisten der Schrankenwächtee zuzugeben sich erlauben?

Reich ausgestattet ist Siena mit Werken der Architektur, Skulptur und Malerei, und voenehmlich ist leztere frühe schon zu einee fehr entschiedenen, trotz den bedingenden Einflüssen des kirchlich Ueberlieferten höchst eigenthümlichen Durchbildung gekommen. Gewiß wird jeder aufmerksam doet Weilende mit Achtung sich durchdeungen fühlen von dem Ernst und der Würde in Streben und Vollbringen, die hiee eine Reihe von Jahrhunderten hindurch die Schaffenden beseelt. Von dem ehrwürdigen Dome an, wo Duccio schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts für seine Zeit Bewundernswürdiges gebildet, ist keine der verschiedenen Kirchen ohne vorzüglich Beachteuswerthes, zum Theil Meisterwerke. Wer die Entwicklung der Sienesee Schule von ihern Anfängen an verfolgen will, der findet reichen Stoff in den Sälen der Akademie. Unter den Meistern, die in der Zeit bereits entwickeltee Kunstblüthe in Siena gewirkt, wird wohl unstreitig jeder am stärksten sich angesprochen fühlen von Antonio Razzi, bekannter unter dem Beinamen il Sodoma, ein Maler, in welchem Vorzüge sich vereinigen, die manche seiner Werke den anerkanntesten aller Zeiten an die Seite stellen. In seiner Vollendung lernt man Sodoma nur in Siena kennen. Wer von dem Schönheitssinne dieses Meisters und seiner Innigkeit und Tiefe in Darstellung religiöser Gegenstände eine Vorstellung

Digitized by Google

gewinnen will, der besuche vor Allem die Kirche San Domenico und das Oratorium San Bernardino, wo er vereint mit Pacchiavotto und Beccafumi gearbeitet. Die Worte auf dem blumensprießenden Sarge zu Füßen der unter Engelchören emporschwebenden Madonna: „Si cor non orat, invanum lingua laborat" lassen füglich auf Sodomas Gesammtrichtung mit ehrendster Anerkennung sich anwenden. Auch sein Christus im Kreuzgange von San Francesco, das Einzige, was von einem durchaus zerstörten Wandgemälde geblieben, und seine Anbetung der Könige in Sant' Agostino, vielleicht das vorzüglichste seiner Staffeleibilder, entsprechen jenen Worten. Hier sehen wir die Mutter im Vorgrunde einer reichen Landschaft, auf dem Schooße das göttliche Kind; vor ihr kniet der Aelteste der drei königlichen Weisen, nachdem er sein Geschenk ihr eben überreicht; weiter zurück, noch stehend, erscheint der Mohrenkönig, rasch, beinah heftig in seiner Bewegung, ihm zur Linken der jüngste, jugendlich schön, beide ihre Spenden in der Hand; vom Berge abwärts folgt ein langer Zug Trabanten. Madonna blickt zum Kinde nieder, wie wenn sie sagen wollte, daß das Alles ihm nur gelte; das Kind blickt auf zur Mutter, kindlich unbefangen und doch göttlich beseligt, ein Blick, der zugleich Frage ist und volle Bewahrung. — In Sant' Agostino findet sich auch eine Kreuzigung von Perugino: unterm Kreuze die klagenden Frauen, Engel, zu beiden Seiten der Kreuzesarme schwebend, fangen das Blut des sterbenden Erlösers in ihren Schalen auf, während über seinem Haupte ein Pelikan, das Sinnbild aufopfernder Liebe, seine Jungen mit dem eigenen Blute säugt. — Es spricht aus diesem Bilde eine stille, großartige Versöhnung mitten im tiefsten Schmerze. Desto unerquicklicher erscheint nach solchen Eindrücken Matteo da Siena's bethlehemitischer Kindermord (an der Chorwand zur Rechten), von Vielen als des Malers Meisterwerk gepriesen und sogar zweimal von seiner eigenen Hand gemalt; das andere Exemplar findet sich im Museum zu Neapel. Dies Bild gehört zu den unzähligen Darstellungen, die, wenn sie in das Reich der Kunst sich verirrt, füglich einem anatomischen Museum oder der Behausung des Scharfrichters dürften überwiesen werden.

Vielfach Bedeutendes aus ältern und jüngern Zeiten enthält auch das Stadthaus (Palazzo publico) auf dem großen schönen Platze im Mittelpunkte der Stadt, der sich, wie Siena überhaupt, durch edle, feste Backsteinbauten und durch einen mit alten Skulpturen reich verzierten Brunnen auszeichnet. In vielen der Gemälde des Stadthauses waltet, außer ihrem künstlerischen Werth, noch ein eigenthümlich politisches Interesse. So sehen wir in der Sala delle balestre von der Hand Ambrogio's di Lorenzo einen Kranz sehr lebenvoller Wandgemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert, darstellend das Wesen und die Folgen guter und schlechter Regierung, wo in dem Hauptbilde der Kaiser als Vertreter der segnend waltenden Macht zu Throne sitzt, überschwebt und umgeben von allegorischen Gestalten als Sinnbildern der beglückendsten Tugenden. Von demselben Ambrogio sind im Gerichtssaale Kampfdarstellungen der Republik Siena mit ihren Feinden. Als Vorbilder republikanischer Tugenden malte Taddeo di Bartolo zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts im Vorsaale der Kapelle, welche seine trefflichen Darstellungen aus dem Leben und Hinscheiden der Madonna enthält, einzelne Gestalten ausgezeichnetee Römer und Griechen, darunter sogar heidnische Gottheiten neben christlichen und alttestamentarischen Heiligen. An den Wänden des Saals der Priören findet sich von Spinello Aretino die Reihenfolge des Zwiespalts und der Versöhnung zwischen Friedrich Barbarossa und Pabst Alexander dem Dritten. Diese Darstellungen fordern unwillkührlich zu Vergleichen auf mit den, denselben Gegenstand behandelnden großen Oelgemälden im Dogenpalaste zu Venedig. Die bedeutend größere Meisterschaft in allem Technischen ist hier natürlich auf Seiten der spätern Venezianer. Bei Betrachtung der Seeschlacht von Pirano zweifelt man kaum, daß Tintoretto seinen Vorgänger gekannt. Dasselbe gilt von der berühmten Demüthigungsscene der Kniebeugung. Dieser Akt erscheint bei Spinello zwar nicht in so augenscheinlicher Uebertreibung und schreiender Ungebühr als bei seinem Nachfolger im Dogensaale (Federico Zuccari), immer aber noch mehr dem später erst erfundenen transalpinen Mythus sich anschließend, als der einfachen Kunde älterer Chroniken. Wie weit edler und geschichtsgetreuer als alle seine Vorgänger hat Julius v. Schnorr die Versöhnung des Kaisers mit dem Papste behandelt in der Reihe seiner Wandgemälde aus der deutschen Kaiserzeit in den neuen Sälen der Münchner Residenz! Da sehen wir Barbarossa, den Vorkämpfer seines und späterer Jahrhunderte, den ritterlichen Heros, der sich wohl der Kirche Pfeiler fühlte, nimmer aber ihren Schemel.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, Februar.

(Schluß.)

Theater.

Unser Theater ist ein Hofinstitut in der vollsten Bedeutung. Von zwei Kammerherrn befehligt, steht es unter der unmittelbaren Aufsicht des Hofes. Der König hat ihm ein Budget von 60,000 Thalern jährlich bewilligt; will das Publikum dazu beitragen, so steht ihm das frei, aber es darf weder mit Vorbehalt abonniren, noch selbst für sein Entrégeld Wünsche aussprechen oder vielmehr auf die Erhörung seiner Wünsche rechnen. Gesetzt den Fall, die ganze Einnahme des

Theaters für 160 Vorstellungen beträge 100 Thaler, so würde man doch bis 60.000 Thaler ausgeben dürfen, denn diese sind garantirt. Wenn es aber möglich wäre, das Publikum zu bewegen, daß es seinen (sehr bedeutenden) Beitrag wirklich einmal auf 100 Thaler reducirte, so würde man doch andere Saiten aufspannen. Jezt aber pocht man nicht allein auf den sichern Beitrag des Publikums, die Intendanz, deren Haupttugend Sparen und Sammeln ist, befolgt sogar die Taktik kleiner Privatdirektionen, die bei einem neuen Stücke, bei einem neuen Schauspieler, selbst bei einer neuen Dekoration das Abonnement aufheben. Aber die hiesigen Abonnenten sind wahre Lammnatueen mit tigermüthigem Rachen; sie toben mit Worten, aber sie abonnieen. Man gibt nur italienische Opern, weil deutsche Musik weder der Gesellschaft noch unserer Primadonna gefällt, die in der Gunst dieser Gesellschaft steht; man giebt nur Possen und Lustspiele, weil die Glücklichen auch nicht einmal von der Bühne herab daran erinnert seyn wollen, daß das Leben seine ernsten Seiten hat. Der Theaterzettel zeigt einmal wöchentlich regelmäßig über solchen Kotzebueschen, Iffandschen und Schröderschen Stücken, die unter demselben Staube hervorgezogen sind, der auf ehrwürdigern Werken ruht, das „neu einstudirt" an, weil effektiv Neues nicht ohne Honorar zu haben ist. Dabei aber wird nicht schlecht gespielt, wiewohl ich gestehe, daß ich über den Werth der Schauspieler eigentlich nur Fremden ein gültiges Urtheil zugestehe. Die Gewohnheit wirkt auf den, welcher täglich dieselbe Gesellschaft sieht, so stark, daß man zulezt auch für die Fehler derselben blind wird. Ich glaube aber, man könnte mit den hiesigen Schauspielern eben so wohl gute Stücke aufführen, wie man so viele schlechte mit ihnen gibt, und wenn es wahr ist, daß für das nächste Jahr noch eine ganze Phalanx von Sängern und Schauspielern angeworben ist, so könnte man um so mehr verlangen, daß die Auswahl der Opern und Dramen mit mehr Kritik und Geschmack geschähe. Marschner, der Leiter der Kapelle, müßte mit der Einsicht, dem Talente und der Energie, die ihm zu Gebote stehen, doch (mit gutem Willen heißt das) eine tüchtige Oper herstellen, und als deutscher Componist auch der deutschen Musik Eingang verschaffen können; aber er darf nicht mitreden, und weder seine eigenen, noch andere Opern in Vorschlag bringen. Holbein ist ebenso ein geübter Impresario, kennt das Bühnenwesen aus dem Fundamente, allein auch er muß sich höhern Wünschen fügen. So geschieht es, daß wir mit ganz ausehnlichen Hülfsmitteln immer nur Halbes geben können. Um einigen Wechsel in das monotone Treiben zu bringen, wird nächstens die Crelinger aus Berlin mit ihren Töchtern eine Reihe Gastrollen geben, wozu die bekannten Glanzrollen dieser Künstlerin (Sappho, Lady Macbeth, Orsina ꝛc.) ausgewählt sind. Daß Herr v. Holbein zur Direktion des Burgtheaters nach Wien berufen sey, sagt man. Ich bezweifle nicht, daß er dazu aufgefordert worden, wohl aber, daß er von hier gehen werde, weil ähnliche Sagen schon öfters Sagen geblieben sind. Es ist am Ende nicht schwerer, das Burgtheater zu dirigiren, wo Bauwerk in Fülle vorhanden ist, als das Hannoversche, wo nur Trümmer zur Hand sind, und Holbein wäre für jenen Posten ganz geeignet. Aber er ist hier äußerlich gut fixirt, und in den Jahren, wo man zu einem gänzlichen Wechsel aller Verhältnisse sich ungern entschließt. — In den nächsten Tagen beginnt die Kunstausstellung von Werken lebender Maler. So viel ich höre, sind bis jezt nicht besonders viele, aber ausgezeichnet schöne Werke eingelaufen, die mir zu einigen Bemerkungen in meinem nächsten Briefe Stoff geben mögen.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Bälle. — Salon der Madame Récamier.

In dieser Jahreszeit helfen sich manche Theater mit den Bällen, und wo es am Abend an lebendem Publikum fehlt, drängt sich in der Nacht zuweilen das tanzende hinzu. Musard, Tolbecque und andere Quadrillenmeister vermögen mehr als Auber, Halevy, und als manche Theaterdichter. Es scheint seit einigen Jahren ein neues Leben in die französische Tanzkunst gekommen zu seyn, und die sonst so ernsthaften Contretänze haben dem Galopp Platz gemacht, einer ächten Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts. In den Ballnächten sieht es auf den Gassen so lebhaft aus, wie am hellen Tage, und in den Ballsälen herrscht vollends bei prachtvoller Beleuchtung das bunteste Leben. Das Höchste, was die Tagblätter von einem Balle auszusagen wissen, ist daher auch, daß ein solches Gedränge auf demselben geherrscht habe, daß man nicht vor noch rückwärts habe kommen können, oder daß wegen der vielen Tausende im Saale andere Tausende nicht haben eingelassen werden können. Ein solches trenderzig erzähltes Factum, welches aber zuweilen eben so unwahr ist, als manches andere, ist ein Sporn, welcher das Publikum antreibt, sich beim folgenden Balle noch ärger zu drängen als beim vorigen. Daß für die durch Ueberschwemmungen der Rhone und Saone zu Grunde Gerichteten in Paris musizirt und getanzt worden, wissen die Leser aus den Zeitungen; man hat nun einmal kein besseres Mittel, die Pariser zur Wohlthätigkeit zu treiben, obgleich allerdings auch viele Almosen ohne Musik und Tanz eingekommen sind. Die berühmte Madame Récamier, eine geborne Lyoneserin, hat es gewagt, in ihrer Wohnung eine Privatsoirée zum Besten jener Nothleidenden zu geben. So etwas konnte nur eine Frau thun, welche allgemein geachtet wird und mit einer Menge Personen aus den gebildeten und vermögenden Ständen in Verbindung steht. Man rechnet es sich zur Ehre, zu ihren Soiréen eingeladen zu werden, da man sicher ist, bei ihr eine Menge berühmter Personen anzutreffen, und sich in einer der interessantesten Gesellschaften zu befinden, die man in Paris finden kann. Diesmal waren die Einladungenen bedingt; jede eingeladene Person mußte ein Goldstück zum Besten der verunglückten Lyoneser mitbringen. Wer Mad. Récamier gefällig seyn, oder die Gelegenheit benützen wollte, seine Wohlthätigkeit zu üben, gab mehr. Uebrigens blieb die Gesellschaft auf ihre Freunde und nähern Bekannten beschränkt; hätte sie auch Unbekannte aufnehmen wollen, so würde sie dreimal so viele Goldstücke bekommen haben, als sie wirklich gesammelt hat; denn von den Soiréen der Mad. Recamier wird viel gesprochen, aber nur wenige haben das Vergnügen, dazu berufen zu werden, und dies sind meistens Personen, welche sich in der Literatur, in der Kunst, in Staatsgeschäften einen Ruf erworben haben, oder wegen ihres Geistes in der Pariser Gesellschaft glänzen. Der Salon der Mad. Récamier ist der treueste Repräsentant der jetzigen großen Gesellschaften, zu welchen nicht mehr Geburt, sondern Talent und Stellung den Eingang verschaffen. Von dieser oder jener alten Familie abstammen, dient jezt in Frankreich und besonders in Paris nur sehr wenig zur Empfehlung, wenn hinter dem Hochwohlgeboren sonst nichts steckt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 6.

Mittwoch, 10. März 1841.

[33] Bei J. J. Weber in Leipzig erscheint:

Geschichte
FRIEDRICHS DES GROSSEN.

In
20 Text-Lieferungen
von
F. Kugler.

Mit
circa 500 Illustrationen
von
A. Menzel.

Pracht-Ausgabe.

Subscriptionspreis einer jeden Lieferung 8 gGr. = 10 Sgr. = 30 Kr. C.-Mze. = 36 Kr. Rh.

Schillers Gedichte in eleganter Taschen-Ausgabe.

[115] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte
von
Friedrich von Schiller.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

In gleichem Format und in derselben Ausstattung sind früher erschienen: **Goethe's Hermann und Dorothea, Goethe's Faust und Schillers Wilhelm Tell**, welcher hübschen Sammlung die weiteren Schiller'schen Theaterstücke, sowie die in unserm Verlag erschienenen Lyriker: **Goethe, Herder, Uhland, Lenau, Platen, Zedlitz, Schwab, Kerner, Freiligrath** ꝛc. sich anreihen werden.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[106] In der **liter. artist. Anstalt** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Annalen
der protestantischen Kirche im Königreich Bayern
von **Karl Fuchs,**
Dr. Theol. und Oberconsistorialrath.

Zweites Heft.

Preis geh. in Umschlag 1 fl. 12 kr. rhein. oder 18 Gr.
(Das erste Heft ist zu dem herabgesetzten Preise von 1 fl. zu beziehen.)

Die ganz eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen die protestantische Kirche in Bayern mit einer mehr als 1,193,000 betragenden Seelenzahl ihre weitere Ausbildung zu erstreben sucht, sind von der Art, daß man von dem Inland wie von dem Ausland ein besonderes Interesse dafür annehmen darf. Eine zusammenhängende Darstellung dieser Verhältnisse ist zwar mit den Annalen nicht beabsichtigt, wohl aber sollen durch sie einzelne Erscheinungen und Ereignisse, die einen sichern Blick in die Entfaltung des ganzen Zustandes thun lassen, zur Oeffentlichkeit gelangen. Die einzelnen protestantischen Landeskirchen bilden zwar in ihrem äußerlichen Bestehen keinen festen Zusammenhang; wohl aber zieht sich ein übereinstimmendes Glaubensband durch alle hindurch und macht das Gedeihen jeder einzelnen Landeskirche zur gemeinschaftlichen Angelegenheit, welche nur dadurch recht gefördert werden kann, wenn der wechselseitige Antheil an demjenigen, was in den einzelnen Landeskirchen vorgeht, von der großen Gesammtheit der Kirche sorgfältig gepflegt wird. In dieser Beziehung glauben wir, daß die Annalen als eine zeitgemäße Erscheinung zu betrachten seyen.

Digitized by Google

Wohlfeile Taschenausgabe.

Boz (Dickens) sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen
von
H. Roberts und E. Moriarty.
Mit Federzeichnungen nach
Cruikshank, Phiz (Seymour), Catermole und Browne.
Leipzig: Verlag von J. J. WEBER.

Erschienen sind:

Die Pickwickier, 6 Bändchen.	2	Thlr.	— Ngr.
Nikolas Nickelby, 7 Bändchen.	2	„	10 „
Oliver Twist, 3 Bändchen.	1	„	— „
Joseph Grimaldi, 2 Bändchen.	—	„	20 „
Londoner Skizzen, 4 Bändchen.	1	„	10 „

Von **Boz's neuestem Werke:**

Master Humphrey's Wand-Uhr,

sind 6 Bände erschienen.

[112] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Februar 1841.

Größere Aufsätze.

Cadix und seine Provinz. 1) Die Stadt. 2) Die Provinz. — Bemerkungen über Neuseeland. 2) Produkte und Handel. — Gastlichkeit in Montenegro. — Schwedische Weihnachtsliteratur. — Die Colonie Liberia. — Die wandernden Handwerksgesellen in Frankreich. — Skizzen aus London: Oeffentlichkeit der physikalischen Wissenschaften. — Die Lage von Syrien. — Skizzen aus Transkaukasien: die rothe Brücke. — Russische Anekdoten IV. V. — Ueber die Karier Hinterindiens. — Die Gebirge von Tinger auf Java. — Die Zauberlampe. Eine böhmische Sage. — Die litthauischen Chroniken. — Leon Durocher über den französischen Roman. — Allgemeine Bemerkungen über Brasilien: Die Mineralquellen; die Pulvermühle bei Rio Janeiro; die fliegenden Fische. — Südslawische Poesie. — Das Kaschmirthal. Nach Moorcroft. — Die Colonie Algier. — Medicinische Nachrichten über die Länder des ostindischen Archipels. — Neapolitanische Paläste. — Die Franzosen im La Plata. — Allgemeine Ansicht des Kreises von Nertschinsk. — Volksliteratur in Italien. — Die Forderungen des englischen Militärs. — Klima der Inseln unter dem Wind. — Leon Durocher über den Compagnon du Devoir. — Die Gegenden des Nordcaps und ihre jetzige Bedeutsamkeit: 1) Tromsö.

Chronik der Reisen.

Southgate's Reisen in Kurdistan. — Reise des Dr. Casaretto. — Vigne's Besuch in Cabul.

Kleinere Mittheilungen.

Bibliothek der ostindischen Compagnie. — Walter Scotts Werke. — Staatsökonomische Preisausgabe der russischen Regierung. — Ertrag der Silberbergwerke zu Kongsberg. — Das Asiatic Journal. — Kupfermünzen in Frankreich. — Merkwürdiger Fall von Wassersucht. — Notizen aus dem Innern Rußlands. — Englische Colonialnachrichten: Zusammenhang der Zuckerfrage in England mit dem Geschick der Negerrace in Westindien. Einwanderung in Canada in den letzten 10 Jahren. Ueber Einführung einer Verfassung in Neusüdwallis. Ankunft französischer Kriegsschiffe bei Neuseeland. Gründung neuer französischer Journale in Canada. Nachricht über die Boers. — Ueber die Erfindung des Filztuches. — Ueber die Cromlechs der Celten. — Botanische Geographie. — Vermehrung der englischen Marine. — Epidemie in Brest. — Impfung unter den Arabern der Provinz Constantine. — Colonisation von Beliah am Atlas. — Die Zafferins-Inseln an der nordafrikanischen Küste. — Sammlung der Briefe von Maria Stuart. — Die Engländer und Franzosen im rothen Meere. — Architektenverein in Paris. — Bevölkerung der Vereinigten Staaten. — Ueber die Brunnen in den ägyptischen Oasen. — Heizung der Dis ligenceen in Frankreich. — Der Steindamm in der Bay von Pensacola. — Diplomatische Correspondenz von La Mothe Fénelon. — Die neue Welt, ein merkwürdiges Zeitungsblatt. — Dampfschifffahrtsverbindung zwischen England und Valparaiso. — Ankündigung des wissenschaftlichen Congresses in Florenz. — Unterricht in der arabischen Vulgärsprache in Marseille. — Etwas über die Sprachen in Nubien. — Der Wisperer. — Das Grab Calderons. — Zerstörung der Klöster in Spanien. — Literarische Nachrichten aus Spanien. — Literarische Nachrichten aus Portugal. — Das Carbolin. — Captain Blosse Lynch über die Straße durch Kleinasien nach dem Euphrat. — Skizzen aus Finnland: die Frauen; die Neujahrsvisiten. — Holzsculptur vermittelst glühender Eisenformen. — Kohlenverbrauch in Frankreich. — Illyrismus und Madscharismus. — Die Niveauveränderungen an der Küste von Bretagne. — Slawische Literaturnachrichten. — Merkwürdige malayische Manuscripte. — Verkauf merkwürdiger Bücher in Paris. — Aufgefundener Zimberring. — Römische Basilika in England. — Steinsärge in den Pyrenäen. — Erdbeben in Sicilien. — Eine Boudoirscene. — Sir Ch. Malcolm über einige alte Steinbrüche Aegyptens. — Geologische Schilderung von Aden.

[93] **Répertoire du théâtre français à Berlin,**

welches bis jetzt 240 vollständige Theaterstücke von Scribe, Delavigne, v. Hugo, Dumas, Bayard etc. in *gr. Octav-Format* enthält, und je nach dem Erscheinen bedeutender Stücke auf der Pariser Bühne fortgesetzt wird, theilt seinen Abonnenten alle vom

Digitized by Google

Théâtre français aufgenommenen Stücke mit, und ist der Preis der Stücke aus dem Théâtre français auch im Répertoire nur 2 Gr. oder 9 kr. rhein., und für Nichtabonnenten 3 Gr. Der Abonnementspreis für 12 vollständige Stücke 2 Thlr., wobei 2 Stücke des Théâtre français für eine Nummer gerechnet werden. Wir empfehlen zum Unterricht, ausser den Comödien von Molière, den Tragödien von Corneille, Racine und Voltaire und den Dramen von Victor Hugo, *La fille du Cid*, par C. Delavigne, Napoléon Bonaparte, Stockholm, Fontainebleau et Rome, Catherine Héwerd und Henry III. par Dumas, Les indopendants, Bertrand et Raton, Rodolphe par Scribe à 4—8 Gr. = 18—36 kr. rhein. Das vollständige Inhaltsverzeichniss des Répertoire in allen Buchhandlungen (in *Wien* bei Gerold, Tendler; in *Pesth* bei Hartleben; in *Prag* bei Berrosch und André etc.) gratis.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[103] In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

1) Um Whist und Boston gewinnreich zu spielen, dient als beste Anleitung:

Der Whist- und Bostonspieler,

wie er seyn soll,

oder Anweisung, das Whist- und Bostonspiel, nebst dessen Abarten, nach den besten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen spielen zu lernen, nebst 26 belustigenden Kartenkunststücken und 3 Tabellen zu Boston-Whist. 4te sehr verb. Aufl. br. 12 Sgr. oder 54 kr.

2) Zur Erheiterung in Gesellschaften:

Der belustigende Kartenkünstler,

eine Anweisung zu (113) größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren und höchst überraschenden Kartenkunststücken. Von A. Meerberg. Preis 8 Sgr. oder 36 kr.

3) Zur Unterhaltung für die Jugend:

Der kleine Zauberer

oder 26 belustigende Kunststücke

durch Karten, — Würfel, — Kugeln, — Eier, — Erbsen, — Geld und Uhr darzustellen, einen Luftballon zu verfertigen und die Geheimschrift kennen zu lernen. Sauber brochirt. Preis 8 Sgr.

---

v. Hailbronner's Reise-Cartons.

[63] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cartons

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Carl v. Hailbronner.

Drei Bände.

gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 6 fl. 36 kr. oder 4 Rthlr. 4 Gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Genf, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg.

Der zweite Band enthält:

Kopenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Göthacanal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee.

Der dritte Band enthält:

Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjektivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als ein fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als conciser Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kraftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die allgemeine Zeitung schon langer bekannt.

Dies Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit Kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiselieddaber, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[109] **Masken** (in Lebensgröße)

von Napoleon (à 1½ Thlr.) — Heinrich IV. — Carl XII. — Friedrich II. — Joseph II. — Cromwell — Newton — Goethe — Schiller — Wieland — Tasso (jede à 1 Thlr.)

(Kiste und Emballage extra)

sämmtlich von Angelika Facius, sind in guten Gipsabgüssen durch alle Buch- und Kunsthandlungen gegen baar zu beziehen von B. F. Voigt in Weimar.

Digitized by Google

Goethe's Werke, neue Taschen-Ausgabe.

Vierte Lieferung.

[26] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's sämmtliche Werke,

mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete

vollständigste Ausgabe

in vierzig Bänden.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Vierte Lieferung oder 21r—25r Bd. Subscriptionspreis 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.

Die günstige Aufnahme, welche unsere letzte Ausgabe von Schillers Werken, Taschen-Ausgabe, gefunden, veranlaßte uns die unvergänglichen Geistesprodukte der beiden im Leben so innig verbundenen größten Dichter Deutschlands in einer gleichmäßigen Ausgabe erscheinen zu lassen.

Dieselbe wird die erste **durchaus vollständige** von Goethe's Schriften zu nennen seyn, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in II Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles Dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größeren Bequemlichkeit gewähren, und zwar sowohl durch eine beschränktere Bände-Zahl als die Ausgabe von 1826, wie besonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr sämmtliches Material zusammengebracht worden, eine befriedigendere Anordnung und Zusammenstellung des Zusammengehörigen möglich gewesen, als bei Goethe's Lebzeiten, wo selbst während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verschiedene Werke erst im Entstehen waren, und man über den dereinstigen Nachlaß nur noch wenig Entschiedenes vor Augen hatte.

Diese bessere Zusammenstellung möglichst in Goethe's Sinne zu bewirken, war man gewissenhaft bemüht. Und es dürfte wohl dafür sprechen, daß der diese neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter Goethe's, **Dr. J. P. Eckermann zu Weimar**, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Besprechung des Gegenstandes mit Goethe selber noch in frischer Erinnerung lebten.

Die Correctheit des Textes anlangend, so sind zum Vortheil dieser neuen Ausgabe nicht allein alle älteren Editionen zu Grunde gelegt, sondern es sind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuscripte zu Rathe gezogen, so daß man denn nicht allein die beste Lesart hat wählen, sondern auch vielfältige, durch mehrere Ausgaben hindurchgehende, veraltete Druckfehler hat beseitigen können.

Die weiteren Lieferungen, je zu 5 Bänden, werden sich von Monat zu Monat folgen, so daß alle 40 Bände bis zur Oster-Messe 1841 fertig seyn werden. Die vierte Lieferung der dazu gehörenden Galerie wird mit der demnächst erscheinenden fünften Lieferung der Werke nachgeliefert werden.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[118] So eben erschienen und sind in soliden Musikhandlungen zu haben:

Sechs Quartette von Fr. Kücken für Sopran, Alt, Tenor und Bass. Op. 33. 2 Hefte à ⅓ Thlr.

Inhalt: Nachtlied, Der Deserteur, Rhein. Wiegenlied, So viel Sterne, Das Steckenpferd, Alleman. Volkslied.

Der Componist, dessen Lieder: „Vöglein mein Bote, Frühlingswanderschaft, Herein, Flieg' Vöglein, Das Posthorn, Tscherkessisches Volkslied, Held Friedrich, Frühlingsglocke (Duett)" stets den allgemeinsten Beifall in Concerten finden, lieferte in diesem neuen Gesangswerke sehr Schönes; das Rheinische Wiegenlied (Text von Firmenich) und das Steckenpferd, in größern Vereinen nach dem Manuscript oftmals ausgeführt, sind bereits als Lieblingsgesänge bekannt.

Reissiger's berühmter Chorgesang Blücher am Rhein

erschien so eben arr. für eine Tenorstimme, dito für eine Basstimme à ⅓ Thlr.

Berlin, **Schlesinger'sche** Buch- und Musikhandlung.

Digitized by Google

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. März 1841.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk
Mit wahrem Fug die blühende Stadt genannt.

Platen.

Toskanische Städte.

(Schluß.)

Die Universität von Siena, um mehr denn ein Jahrhundert — sie wuede 1203 gestiftet — älter als die von Pisa, steht an Frequenz, wie an Bedeutung gegenwärtig weit hinter ihrer jüngern toskanischen Nebenbuhlerin zurück. Schon die Medizeer begünstigten vorzugsweise diese, und in unsern Tagen war sogar ernstlich davon die Rede, die Universität von Siena gänzlich aufzuheben und mit Pisa zu vereinigen. Aber die Bürger der Stadt haben sich eifrig zusammengethan, dies zu hintertreiben, und von einigen Reichbegüterten sind sogar bedeutende Opfer gebracht, das weitere Fortbestehen zu unterstützen. Daß man in Italien weniger von einer Universität am Orte selbst gewahrt, liegt schon in der ganzen, mehr schulartigen Einrichtung; in Siena kommt dazu noch die geringe Zahl der Studirenden. Das Bemerkenswertheste in dem Universitätsgebäude ist wohl das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende große Grabmal des zu seiner Zeit als Rechtsgelehrter berühmten Nicolo Arringdieri.

Alle die Stadte, welche wir auf der eben zurückgelegten Wanderung besuchten, hat, mit Ausnahme von Lucca, im Verlaufe weniger Jahrhunderte das immer wachsende und an Bedeutung wie an Schönheit zunehmende Florenz in sein Bereich gezogen. Fiesole, bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts selbstständig und mächtig, fiel um diese Zeit der zerstörend erobernden Tochterstadt. Prato hat, wie wir gesehen, von jeher Florenz angehört; Pistoja ward später gewonnen, ebenso Volterra, das in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Florenz zufällt. Pisa, schon einmal besiegt in jenem hartnäckigen Kampfe, welcher die Zerstörung der Flotte und die Entführung der Hafenkette zur Folge hatte, fiel zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der überflügelnden Nebenbuhlerin anheim. Livorno, San Gimignano, Siena sind Errungenschaften Cosmo des Ersten, dessen Name als Freund des Volkes und als eifriger Beförderer alles Edlen und Trefflichen durch die Jahrhunderte glänzt. Er und die Besten aus seinem Stamme sind die wahrhaften Repräsentanten von Florenz, das nicht allein Siegerin seyn wollte durch äußere Macht, sondern im Wetteifer um die Krone alles Herrlichen und Hohen, was der Geist hervorbringt.

Schon früher, in den Zeiten ununterbrochener blutiger Reibungen und Kämpfe fand Wissenschaft und Kunst in Florenz Heimath und Pflege, und es gilt heute noch mit seiner Fülle edelster Erzeugnisse mit Recht als einer der Hauptwallfahrtsorte zu dem Tempel des Schönen und Erhabenen. Von den ersten, noch unvollkommenen

Digitized by Google

Verſuchen bis zur vollendeten Schönheit in Durchbildung der Form ſind hier in Kirchen und Kunſthallen alle Zeitalter vereinigt, und wir finden Bedeutendes von all den Meiſtern, denen wir auf unſerer Wanderung begegnet. Die von den Mediceern geſtifteten Bibliotheken, vor allen die manuſcriptenreiche Laurenziana, ſind fortwährend unerſchöpfliche Fundgruben für den forſchenden Gelehrten. Nicht ein großartiges Regen ſchöpferiſcher Kräfte, wie es zur Zeit bewegter Leidenſchaften, ſcharfer, mächtiger Gegenſätze ſich auf ſtaunenswerthe Art geäußert, darf man heut in Florenz ſuchen; wohl aber einen nach allen Seiten hin ordnungsmäßig eingerichteten Staatshaushalt und einen väterlich waltenden Sinn von oben, der, ohne Argwohn ſelbſt und ohne ſtörend eingreifende Maßregeln nach außen, auf das allgemeine wie auf das beſondere Leben ſichtbar wohlthätigen Einfluß übt. Auch iſt eigentliche Bildung und damit zuſammenhängender, vielfach verbreiteter Vorrath literariſcher Hülfsmittel hier bei weitem mehr zu Hauſe, und der an häusliche Bequemlichkeiten gewöhnte Nordländer wird ſich in Florenz eher heimiſch fühlen als an irgend einem andern Orte Italiens; daher auch hier die größere Anzahl länger weilender, zum Theil ſich anſiedelnder Fremden. Die noch vorhandenen einheimiſchen künſtleriſchen Kräfte werden von dem gegenwärtigen Großherzog in anſpruchsloſer Pietät zum größten Theil verwendet zu Vollendung und Ausſchmückung der von unternehmenden Vorfahren in's Leben gerufenen Meiſterwerke. Ob dieſe Richtung ſich erſtrecken wird auf freilich ſehr koſtſpielige, bedeutende Opfer und einen ſtarken Aufſchwung fordernde Vollendung der Tempelfaçaden, ſteht dahin. Wenn man über dieſen ſo lange geduldeten Mangel, der ſelbſt an dem herrlichen, ringsum und bis zur äußerſten Spitze reich geſchmückten Dome und an der ehrwürdigen Gräberkirche Santa Croce, dieſem Pantheon toskaniſcher Heroen, auf eine den Geſammteindruck weſentlich beeinträchtigende Weiſe ſich kund gibt, ſein Befremden äußert, antwortet der Florentiner: „Die Unternehmungen unſerer Vorfahren galten dem Ruhme der Stadt, des Gemeinweſens; was heutzutage geſchieht, gereicht allein dem Fürſten zur Ehre," eine Anſicht, die wenigſtens nicht auf eine baldige Löſung dieſes ſchwierigen Problems hindeutet.

Unter den öffentlichen Plätzen, wovon keiner ohne ein anziehendes Werk der Architektur und Sculptur, bleibt der anziehendſte und bedeutſamſte la Piazza del Gran Duca, zu deſſen würdevoller Ausſtattung die edelſten und reichſten Kräfte gewirkt. Von den Brücken über den Arno dürfen zwei als Muſterwerke ihrer Art gelten. Die bedeutendſten Paläſte, größtentheils entſtanden in der Zeit politiſcher Parteikämpfe, vereinen in ſich Feſtigkeit und Schönheit. Einer derſelben, wohl der herrlichſte und edelſte, der Palazzo Pitti, ſchließt in ſich zugleich eine der ausgewählteſten Gemäldegalerieen, während die mit dem Palazzo vecchio zuſammenhängenden Uffizien gleichmäßig bedacht ſind mit Werken der Plaſtik und der Malerei. Hier und in den Sälen der Akademie bietet ſich vielleicht von allen Plätzen der Erde die günſtigſte Gelegenheit, die Entwicklung der Kunſt von ihren erſten Keimen bis zur höchſten Blüthe zu verfolgen, wozu die äußerſt humane Art, womit in Florenz Alles dem Beſuchenden entgegenkommt, noch beſonders günſtig wirkt. Wie groß auch immer der Reichthum des aus der entfaltetſten Blüthezeit Vorhandenen, es iſt ein eigener, immer mehr ſich ſteigernder Antheil, den die alten Meiſter in Anſpruch nehmen, wenn man ſich erſt recht in ſie hinein geleſen. Sie ſind das alte Teſtament ſtarken Glaubens in Furcht und Gehorſam, ſie ſind die an das ſtarre Geſetz gebundenen Geiſter in eiſerner Umhegung, ſie ſind die feſten Wurzeln und Grundpfeiler, aus denen der Tempelgarten des neuen Teſtaments in geiſtiger Freiheit, edler Menſchlichkeit und Schönheit, reiner, allſeitig erſchloſſener Blüthenfülle hervorgewachſen. Eilet ſie, vertiefet euch in ſie und lernt ſie mehr und mehr erkennen. Ohne Erkenntniß des Keimes kein Verſtändniß des Baumes. Aber wollet den Baum nicht zurückſchieben in den Keim, nicht den Tempel zertrümmern, um die Denkmünze des Grundſteins zu gewinnen!

H. Stieglitz.

Eine Jagdpartie in Arkadien.

(Fortſetzung.)

Nach kurzer Raſt ſchickten ſich die Klephten wieder zum Aufbruch an; die Gewehre wurden unterſucht, die Yatagans im Gürtel befeſtigt und Verabredungen getroffen, die auf ein ernſtliches Unternehmen ſchließen ließen. Doch merkte ich bald, daß das Lager nicht ganz aufgehoben werden ſollte; es wurde mir angedeutet, daß ich nebſt dem Gepäck hier unter Bewachung zurückbleiben müſſe, und in der That gingen nur fünf Räuber ab; der Mohr blieb zur Bewachung zurück.

Wir befanden uns, wir ſchon erwähnt, in einer durch zwei lange nackte Felswände gebildeten Schlucht, deren Ende in eine ziemlich geräumige Grotte zuſammenlief; die Ausſicht in's Freie war uns alſo benommen und unſer Geſichtskreis auf die Schlucht und den reinen griechiſchen Himmel über uns beſchränkt. So ſaß ich in höchſt peinlicher Lage und ſah in banger Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, bald den Himmel, bald mein entladenes Gewehr, bald meinen Wächter an; eins

Digitized by Google

gefiel mir so wenig als das andere, und selbst der Gedanke, daß ich mich auf Arkadiens klassischen Fluren befand, schien mir heute ein sehr unerquicklicher.

Der Schwarze nahm in meiner Nähe auf einem Felsblocke Platz, mit größter Ruhe eine Cigarre rauchend. Griechische Räuber, wie schon gesagt, sind in der Regel Männer, denen es gleich ist, ob sie einem Menschen den Kopf abschlagen oder einen Hasen schießen, aber auch Männer, zu denen man ein freies Wort reden kann, ohne sie zu reizen, denen man die Wahrheit ins Gesicht sagen darf, ohne ihnen mehr als ein kaltes Lächeln abzugewinnen. Ein solcher Mann war auch der neben mir sitzende Mohr mit der Papiercigarre. Zwar war er der erste, der den Rath ertheilt, mich zu schlachten, allein eine gewisse Charakterstärke, die in seinen kalten Zügen lag, flößte mir Vertrauen ein, und eine Erleichterung meiner höchst unbequemen Lage hoffend, versuchte ich eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen.

„Du würdest wohl thun," begann ich, „wenn du mir die Hände einen Augenblick frei machtest; ich möchte auch eine Cigarre rauchen." — „Später," entgegnete der Sohn Arabiens; „jetzt ist es noch zu früh, wiewohl ich nicht fürchte, daß du versuchen würdest, mir zu entwischen, da du weißt, daß dir bei uns nichts geschieht." — „Freilich will ich das nicht versuchen, aber eine Cigarre möchte ich rauchen. Warum willst du mir diesen Wunsch nicht gewähren?" — „Ich kann nicht, sage ich dir, und damit gut; hast du übrigens Tabak, so gib ihn her, ich will dir eine Cigarre machen." — „In meiner Jagdtasche steckt Tabak; sey so gut und hole ihn." Der Mohr hatte Uebung im Durchsuchen der Jagdtaschen; bald hatte er gefunden, was er suchte, rollte nach griechischer Sitte etwas Tabak in Papier, bildete eine Art kleiner Düte, die er oben zusammen bog, und die Cigarre war fertig. Dimitri, so nannte man den Schwarzen, ließ den Rest meines Tabaks freundlich in seinen Beutel gleiten, zündete die Cigarre an, und gleich dem edlen Samariter in der Wüste, führte er sie mir als eine Herzstärkung zum Munde. Durch diesen Akt schien eine gewisse Vertraulichkeit zwischen uns eingeleitet; dies benutzend, suchte ich unser Gespräch fortzusetzen, um auf diese Weise vielleicht einigen Aufschluß über meine Lage und die Absicht der Räuber zu erlangen.

„Es ist Schade um dich, Dimitri," begann ich; „du scheinst zu etwas Besserem bestimmt, als hier den Gefangenwärter zu machen. Du hast ein gutes Herz." — „Kann seyn," erwiderte, sich geschmeichelt fühlend, der schwarze Geselle; „aber was soll ich machen? Wie Gott will!" „Im Grunde liegt es blos an dir; du weißt, als Räuber spielst du um deinen Kopf, und führst dennoch ein elendes Leben." — „Ich habe früher ein noch elenderes geführt und so viel gewagt als jetzt: ich bin nicht Schuld, daß ich Räuber bin." — „Das glaube ich," sagte ich ermuthigt, „und eben deßhalb solltest du umkehren, so lange es noch Zeit ist; ich weiß —" — „Was weißt du? ich sage dir, nichts weißt du! Kenntest du mein Schicksal, du sprächest nicht so. Nichts mehr davon!" Wohl einsehend, daß weitere Reden in diesem Sinne weder rathsam noch ersprießlich wären, gab ich dem Gespräche eine andere Wendung, stellte mich gleichgültig, fragte, wie alt er sey, und bat ihn, mir etwas aus seinem Leben mitzutheilen. Der Mohr hatte die Schwachheit aller Griechen: er erzählte gern, und am liebsten von sich selbst. So gab er mir, nachdem er eine frische Cigarre angezündet, folgende Lebensgeschichte zum besten.

„Wie alt ich bin, weiß nur Gott. Ich erinnere mich, von meiner Mutter gehört zu haben, daß gerade die Weintrauben reif gewesen, als ich das Licht der Welt erblickte. Mein Geburtsort ist Tripolitza, wo meine Eltern zur Zeit des griechischen Aufstandes im Dienste des Pascha standen. Von meiner Kindheit weiß ich nur wenig zu sagen; die Einnahme von Tripolitza durch die Griechen (1821) ist fast meine früheste und zugleich die bitterste Erinnerung meines Lebens. Von da schreibt sich mein Elend her! Daß sie Gott verdamme, die griechischen Sieger, die mich um mein ewiges Heil, um meinen Glauben brachten! — Meinen Vater sah ich vor meinen Augen schlachten, weil er ein Türke war; meine Mutter hauchte unter den Händen von Unmenschen ihren Geist aus! Sie war so gut, diese Mutter! ich war ihr Alles! — Daß sie Gott verdamme, diese griechischen Christen, die mir meine Mutter nahmen! — Mich, ein armes schwarzes Kind, traten die Wüthriche mit Füßen; ich überlebte den Jammer, um noch herbere Leiden zu erfahren! — Seit jener Zeit bin ich Christ, wenn auch nicht getauft, doch ein guter Christ; Gott ist mein Zeuge! noch nie habe ich die Fasten gebrochen. — Ein Grieche in Tripolitza nahm den armen schwarzen Knaben in sein Haus; bei ihm erhielt ich Futter, daß ich nicht verhungerte, ein altes zerrissenes Kleid und, wenn meine Kräfte unter der auferlegten Arbeit erlagen, Schläge genug."

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Leid.

7.

Ihr meint, daß ich euch neide,
Weil ich verwaist nun sey —
Nein! meine Seelenweide
Ist nahe mir und — treu.

Digitized by Google

8.

Dir nachzusterben — o wie schön!
Doch gilt es erst, dir nachzuleben —
Drum mußtest du voran mir gehn,
Für Beides Vorbild mir zu geben.

9.

Will ich mit meinem Engel Worte tauschen,
Nehm' ich das Buch der Bücher nur zu Hand
Und bald verkündet mir ein leises Rauschen,
Daß er mit mir dieselbe Stelle fand.

Karl Schramm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Rachel. — Ein Wunderknabe. — Die musikalische Sprache.

An jenem Abend, welchen Mad. Récamier den Lyonesern gewidmet hatte, fanden sich etwa zweihundert Personen in ihrem Salon ein, wovon die Hälfte aus Damen bestand, welche sich aufs kostbarste geschmückt hatten. Die besten Sänger der italienischen Oper ließen sich hören, so wie auch Mad. Miardot, eine geborne Garcia, Schwester der Mad. Malibran. Dem. Rachel hatte versprochen den Abend durch Deklamation zu verherrlichen. Sie hatte aber an demselben Abend im Théatre français zu spielen, und erst um eilf Uhr, als man kaum noch hoffte, sie zu sehen, erschien sie im Salon. Man hatte für sie in einem Winkel des Saals eine Erhöhung angebracht; hier erschien das Mädchen in einem weißen, mit Gold verbrämten Kleide und mit einem goldenen Zweige in den Haaren; sie deklamirte vortrefflich den Traum Athalies, und mischte sich dann unter die Zuhörer. Eine solche Künstlerin wird in der jetzigen Gesellschaft aufgenommen, wie ehemals eine Herzogin. Der Rachel Eltern scheinen endlich gefühlt zu haben, daß man die goldene Eier legende Henne schonen müsse, wenn sie lange Zeit goldene Eier bringen soll. Dem. Rachel besucht daher weit weniger als früher die Soiréen der reichen Familien, und begnügt sich mit den 50.000 Francs, die sie vom Theater bezieht, wie man versichert. Das Théatre français befindet sich jezt, dem Anscheine nach in einem blühenden Zustande. Dem. Rachel füllt die Kasse, wenn sie auftritt, Dem. Mars zieht das Publikum herbei zu den wenigen Lustspielen, worin sie noch spielt, und Scribes „Glas Wasser" wird so stark getostet, daß das Theater dieses beliebte Stück mehrmals in der Woche geben muß. Kein Theater in Paris macht diesen Winter so gute Geschäfte, um kaufmännisch zu reden, als das Théatre français, und zum Glücke hat es diesen Erfolg nicht auf Kosten des guten Geschmacks erlangt; denn nie sind so viele klassische Stücke gegeben worden als jezt.

Da es in Paris selten an Wundermännern, Frauen und Kindern fehlt, so gibt es jezt einen Knaben Namens Mondeux, welcher Gelehrte und Nichtgelehrte durch sein außerordentliches Kopfrechnen in Erstaunen sezt. Er gab einige öffentliche Proben davon im Athénée de Paris, einer Privatanstalt, von welcher ich zuweilen Gelegenheit gehabt habe zu sprechen. Aus den Zeitungen hat die ganze Welt erfahren können, daß der Knabe die Schafe hütete, daß sein Talent zufällig entdeckt wurde und einem gewissen Schulmeister den Gedanken eingab, den Knaben nach Paris zu bringen, dem einzigen Orte, wo man schnell zu großem Ruhme gelangen kann. Man nennt den Mann, welcher den kleinen Mondeux mit sich führt, seinen Lehrer; ich weiß aber nicht, was er ihn gelehrt hat; denn im Grunde weiß der Junge nichts; was er besizt, ist reine Naturgabe. In jener Versammlung im Athénée war ein Professor der Mathematik und legte dem Knaben verschiedene Fragen vor, z. B. ein Gefangener entwischt aus dem Gefängnisse und läuft den ersten Tag 15 Lieues, den zweiten Tag 14, den dritten Tag 15 u. s. w. Erst am folgenden Tage bemerkt man seine Entweichung, und Tags darauf verfolgt ihn ein Gensdarme, und zwar so, daß er am ersten Tage nur 10, dann 11, dann 12 Lieues u. s. w zurücklegt; an welchem Tage wird er den Gefangenen einholen? Der Knabe rechnete ein wenig an den Fingern und gab dann die richtige Lösung der Aufgabe. Mit der größten Schnelligkeit zieht er die Quadratwurzel aus einer beliebigen Zahl und gibt das Multiplikationsquadrat einer Zahl an; von kleinern Zahlen weiß er die Quadrate sogar auswendig. Ein vortrefflicher Calculator in einer Rechnungskammer würde allerdings aus dem Knaben werden, und eine Regierung würde vielleicht, wenn sie ihn in dieser Eigenschaft anstellte, eben so viel ausrichten, als mit vier gewöhnlichen Calculatoren. Ob er noch zu etwas anderem taugt, ist eine Frage. Eigentlich mathematisches Genie hat man, so viel ich weiß, an ihm nicht entdeckt. Was wird nun ferner aus dem Knaben werden? Vielleicht nimmt die Regierung oder irgend ein Menschenfreund sich seiner an, wenn es nicht der sogenannte Lehrer, der ihn herumführt, wie andere die wilden Cbarruas oder die Bajaderen herumgeführt haben, für zuträglicher hält, mit ihm von Stadt zu Stadt zu wandern und durch das Vorzeigen des Wunderknaben Geld zu sammeln. Das Schafehüten ist dem Knaben durch den Aufenthalt in Paris und durch den Beifall, den er öffentlich und privatim geerntet hat, verleidet worden; wer einmal in Paris die Bewunderung erregt hat, taugt nicht mehr zum Schäferleben; aber in Paris vergißt man auch schnell die ältern Wunden über den anstauchenden neuern. — An demselben Athénée ließ sich um eben diese Zeit ein Herr Sûbre vernehmen, welcher schon seit vielen Jahren die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine sogenannte Musiksprache zu lenken sucht, dem es aber nicht gelingen will. Mit den bloßen sieben Tönen der musikalischen Scala hat er es dahin gebracht, alles mögliche auszudrücken, und zwar nicht allein in französischer, sondern auch in fremden Sprachen. Man ist erstaunt, daß einige Trompetenstöße oder einige Violinstriche, die man hört, so viel bedeuten als: morgen, wenns schön Wetter ist, wollen wir mit einander spazieren gehen, oder: seyd auf eurer Hut, denn der Feind ist im Anrücken, oder gar einen chinesischen Sinnspruch, oder noch ganz anderes. Sûbre hat eine junge Frau abgerichtet, oder in seiner Musiksprache so vollkommen unterwiesen, daß sie auf der Stelle die von ihm gespielten Noten ins Französische übersezt, ja sogar in fremden Sprachen wiedergibt, obgleich sie dieselben nicht versteht. Das Verfahren ist sinnreich; man sieht aber nicht ein, wozu es dienen soll, es sey denn, daß Stumme sich auf diese Art angenehm unterhalten können, wofern sie nicht zugleich taub sind, was leider meist der Fall ist. Sûbre und die ihn begleitende Frau können die vertrautesten Gespräche führen, ohne daß die Anwesenden auch nur ahnen, daß hier eine Unterhaltung stattfindet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 12. März 1841.

Künftig ſollen vereint
Stehen alle die Haſſe
Als Grenzhut gegen den Feind,
Daß er davor erblaſſe;
Aber die Lieben all
Sollen in buntem Schwall
Auf heimiſchen Gefilden
Ein Volk von Brüdern bilden.

Rückert.

Der Dom zu Köln.

In dem hohen Kölner Dome
An dem heil'gen deutſchen Strome
Steht der Sitz des Biſchofs leer:
Sitz des Segens und der Predigt,
Sollſt du ewig ſeyn erledigt?
Findet ſich kein Hirte mehr?

Alten Haß und neue Fehde
Lud man auf der Kölner Rhede
In das lecke Schiff der Zeit:
Und es lief wie wildes Feuer,
Wie ein freſſend Ungeheuer
Durch das Vaterland der Streit.

Und die Völker in der Runde
Staunten ob dem deutſchen Bunde,
Ob dem neuen Riß im Reich:
Dieſe ſchürten, jene lachten,
Weil ſie alter Träume dachten,
Alter Zeiten beutereich.

Doch die große Gnade Gottes
Nahm die Schmach des Völkerſpottes
Von uns bald und wunderbar;
Denn er ließ die alten Grauen
Uns im welſchen Spiegel ſchauen,
Daß die Augen wurden klar.

Dort am heil'gen deutſchen Strome,
In dem hohen Kölner Dome,
Wo entbrann der neue Streit,
Laßt uns nun in ſel'gen Reuen
Unſern alten Bund erneuen
Recht in Grundeinmüthigkeit.

Keiner wird vor Gott beſtehen,
Der nicht mag verſöhnt eingehen
In den heil'gen Dom der Zeit;
Und der mächt'ge Strom des Lebens
Ueberflutet, wer vergebens
Mit dem Lichte bleibt im Streit.

Kommt zur Buß', ihr deutſchen Brüder,
Heil'ger Volksgemeinde Glieder,
Schwört zum Bunde alt und neu:
Moſt, Jahrtauſende gekeltert,
Weiterquickend, nie gealtert —
Trinkt: ſein Nam' iſt deutſche Treu!

Digitized by Google

Und zum ew'gen Bundeszeichen
Laßt des Domes Felseneichen
Endlich wölben sich zum Wald.
Hand an's Werk! es wird gelingen!
Lasset frisch die Meißel klingen,
Daß es durch die Berge schallt!

Helft, ihr Knaben, Kränze hauen,
Sammelt Gaben, holde Frauen;
Wer versagt wohl eurer Hand,
An der Isar grünen Gründen,
Und wo Eider, Elde münden,
Bis zum fernen Memelstrand?

Schließe bald, o Gotteshalle,
Deine Mauern, daß wir Alle
In dir können beten gehn.
Doch wir warten nicht und schauen —
Innen beten, außen bauen,
Daß wir ganz vor Gott bestehn.

Wachst, ihr kühnen Zwillingsthürme,
Und in später Zukunft Stürme
Leuchtet als der Eintracht Bild;
Daß im Schooß des neuen Bundes
Alle preisen Eines Mundes
Wir den Einen Hirten mild.

Wort der Lieb' und des Vergebens,
Felsenwort des ew'gen Lebens,
Ström' in Aller Herzen ein,
Daß zu pfingstlicher Verständniß
Jedes kirchliche Bekenntniß
Möge wohlgerüstet seyn.

Alles harrt der heil'gen Weihe:
Deutscher Glaube wird der Laie,
Deutsche Treue Priester seyn.
Und die Völker werden kommen
Zu dem Stern, der neu entglommen
In dem Dom zu Köln am Rhein.

H. F. Maßmann.

Eine Jagdpartie in Arkadien.

(Fortsetzung.)

„Mehrere Jahre blieb ich in diesem Hause, bis ich mich stark genug fühlte, meinen eigenen Weg durch's Leben zu gehen. Ich ging nach Nauplia, wo ich als Wasserträger geraume Zeit frei und herrlich lebte. Da kam der König — Gott segne ihn! — mit den Bayern in's Land; es wurden Soldaten geworben, auch ich nahm Dienste. Man gab mir grüne Hosen mit rothen Streifen, eine Lanze, einen Säbel und ein weißes Pferd. Ich diente Anfangs unter den Bayern, lernte exerziren, wurde Soldat wie Einer, und fand in den Bayern, obgleich ich ein Schwarzer bin, gute Kameraden. Später wurde ich zu den griechischen Escadronen versetzt; dort diente ich ein Jahr, und wäre heute noch dabei, aber — man hat mich fortgeschickt! Und warum hat man mich fortgeschickt? — In einem Gefecht mit räuberischen Grenzbewohnern bei Lamia wurde ich in die rechte Hüfte geschossen und kam in's Spital. Viele Wochen lag ich dort; mit meiner Heilung ging es schlecht; den Aerzten mochte das zu lange dauern; täglich kamen neue Kranke, man brauchte Platz: ich wurde als geheilt zu meiner Schwadron geschickt, und doch konnte ich kaum gehen. Dort sollte ich reiten; es ging nicht, mein zerschossener Fuß versagte mir den Gehorsam. Was that man? Ich wurde von einem griechischen Doktor untersucht und für dienstunfähig erklärt, worauf man mir meine guten Kleider nahm, Lumpen dafür gab und ein Papier (ich kann nicht lesen), mit der Weisung, dies sey mein Abschied und ich könne gehen, wohin ich wolle.

„Wohin ich wolle! Krank, zerrissen, ohne Geld, wohin sollte ich gehen! — Und wer hieß mich gehen? Griechen, die meine Eltern ermordet, für die ich um einige Lepta Sold mein Leben gewagt, meine gesunden Glieder geopfert! Wohin? überall wies man den kranken Schwarzen zurück! — Ich ging zu den Brüdern Controjanni, die damals in Morea ihr Wesen trieben, mit dem Vorsatze, den Griechen zu vergelten, was sie an mir gethan. Bei dieser Bande lernte ich rauben und morden; schade, daß die Gesellschaft aufgehoben und die Anführer hingerichtet wurden! — Drauf trieb ich eine Zeitlang das Gewerbe auf eigene Faust, und man kennt hier herum den „Raben von Tripolitza." Doch das einsame Leben gefiel mir nicht, ich sehnte mich nach Gesellschaft und ging zu der Bande des Controvouniſius, dem einer seiner Gesellen bald nach meiner Ankunft den Kopf abschnitt und für 6000 Drachmen der Regierung überlieferte. Jezt halte ich mich zu Kapitän Triculis, mit dem du heute zu uns kamst. Ueberall verfolgt und gedrängt, machen wir gegenwärtig schlechte Geschäfte; es ist schwer, etwas Großes auszuführen, wir müssen uns begnügen, hin und wieder auf den Straßen ein paar Kaufleute zu plündern, und uns dann in die Gebirge ziehen."

So sprach der „Rabe von Tripolitza," da machten nahende Tritte seiner Erzählung ein Ende. Nicht lange, so kam einer der weggegangenen Räuber in's Lager zurück, indem er einen wohlgekleideten Griechen mit etwas

zerſchlagenem Kopfe, die Hände gleich mir auf den Rücken gebunden, vor ſich hertrieb; ein zweiter Räuber brachte des Gefangenen Saumthier, nebſt dem dazu gehörigen Alojaden, brach jedoch nach deren Ablieferung ungeſäumt wieder auf, während der Erſtere als Verſtärkung der Wache im Lager bei uns blieb. Der Leidensgefährte war ein Kaufmann aus Tripolitza, der unter Fluchen und Segenswünſchen den Verluſt von 2000 Drachmen beklagte, mit denen er zum Einkauf über Epidaurus nach Syra reiſen wollte, deren weitere Spedition aber Kapitän Triculis übernommen hatte. Von ihm erfuhr ich, die Räuber ſeyen an der neuen Straße nach Argos aufgeſtellt, ſie haben ihn dort in Empfang genommen, ausgeplündert und, da er hierüber unwillig geworden, ein wenig zerſchlagen und hieher transportirt. Sehr gefaßt benahm ſich der ebenfalls gefeſſelte Pferdetreiber; dieſer ſchien dergleichen ganz natürlich zu finden, beklagte ſich nicht im mindeſten, ſondern war nur um ſein Thier beſorgt, deſſen Zaum er ſich der Sicherheit wegen an einem Arm feſtbinden ließ.

(Fortſetzung folgt.)

Hebung des Landes an der Weſtküſte von Frankreich.

Noch vor dreißig Jahren herrſchte allgemein die Anſicht, nach welcher alle Gebirge Reſte der maſſenhaften Niederſchläge des alten Oceans wären, und überhaupt alles Feſtland ſich dadurch gebildet hätte, daß das Meer, nachdem es einſt die höchſten Berge bedeckt, ſich allmählig in ſeine jetzigen Grenzen zurückgezogen. Durch die Forſchungen der neueſten Zeit iſt nun aber der Gedanke, der ſich dem unbefangenen Gebirgswanderer durch den Augenſchein aufdringt, zur wiſſenſchaftlichen Gewißheit geworden; der Hergang bei Bildung der Erdrinde war gerade der umgekehrte: alles Gebirge, überhaupt alles Feſtland iſt dadurch entſtanden, daß durch die im Innern der Erde wirkenden Gewalten das auf dem Boden des Meeres gebildete Geſtein zu verſchiedenen Zeiten, hier raſcher, dort allmählicher emporgeſchoben worden iſt, ein Prozeß, der noch jetzt fortdauert, und zwar in der doppelten Form, in der er von jeher zur Bildung von trockenem Lande gewirkt zu haben ſcheint: gewaltſamer bei Hebungen und Verſenkungen in Folge von Erdbeben, bei plötzlicher Entſtehung von Hügeln auf dem Feſtlande, von Inſeln im Ocean, ſanfter und erſt nach längerer Friſt merkbar beim ſachten Emportreiben einzelner Landſtriche. Die letztere Erſcheinung ſcheint nichts weniger als ſelten, aber erſt ſeitdem man ſie nach ihrer eigentlichen Bedeutung zu würdigen weiß, iſt man darauf aufmerkſamer geworden. Nach dem älteren Begriffe konnte man die Veränderungen im relativen Niveau von Land und Meer, wie man ſie hie und da an den Küſten bevbachtet hatte, nur aus einem Steigen oder Fallen des Waſſers erklären, welche Annahme aber meiſtens mit den Thatſachen nicht in Einklang zu bringen war. Man weiß jetzt, daß faſt in allen bekannten Ländern an den Küſten und oft tief im Lande, in den verſchiedenſten Höhen über dem Waſſerſpiegel, oft mehrere hundert Fuß hoch, Bänke von Sand, Thon und Kalk liegen, in denen ſich Schaalthiere finden, welche mit den in den benachbarten Meeren lebenden völlig übereinkommen. Dieſe Erſcheinungen ſind einer der vornehmſten Stützen der neuen Theorie der Erdbildung geworden; ſie erklären ſich nach allen Umſtänden nur aus einer allmählichen Hebung der Landſtriche von unten, und zwar in verhältnißmäßig ſehr neuer Zeit.

Beſonders wichtig ſind nun aber die Beobachtungen, welche beweiſen, daß dieſe Bewegung des Landes nach oben in manchen Gegenden noch unter unſern Augen fortgeht. Der bekannteſte Fall iſt die in neueſter Zeit außer Zweifel geſetzte allmähliche Hebung der ſchwediſchen Küſte, von der auch in dieſen Blättern ſchon mehrmals die Rede geweſen. Aehnliches erfährt man ſo eben aus der Vendee. Bei Bourgneuf ging im Jahr 1752 ein engliſches Kriegsſchiff von 64 Kanonen auf einer Auſterbank zu Grunde. Das Wrack liegt jetzt mitten in einem bebauten Felde, fünfzehn Fuß über dem mittlern Meeresſpiegel. Jene Gemeinde hat ſeit fünfundzwanzig Jahren über 500 Hektaren Ackerland gewonnen. Die Inſel Bouin, die früher durch eine mehr als 7000 Fuß breite Rhede von Bourgneuf getrennt war, liegt jetzt ganz nahe dabei, und wenn ſich nicht das Flüßchen Falerne in den ſchmalen Kanal ergöſſe, wäre er bald ausgefüllt und die Inſel mit dem Feſtland verwachſen. Port-Bahaud, wo ſonſt die holländiſchen Schiffe Salz laden, liegt jetzt gegen 9000 Fuß weit im Land, der Hafen von St. Gilles wird täglich ſeichter, und die ehemalige Inſel Olonne iſt ganz von Wieſen und Moräſten umgeben. Alle dieſe Veränderungen an der Küſte der Vendee ſind in weniger als einem Jahrhundert vorgegangen. Die Annahme, daß ſich das Meer allmählich zurückziehe, wird vorweg durch den Umſtand beſeitigt, daß das Niveau der See im Hafen von Breſt ſeit hundert Jahren vollkommen daſſelbe geblieben iſt, gerade wie bei Schweden dieſelbe Vorausſetzung durch die Beſtändigkeit des Meeresſpiegels an der gegenüberliegenden deutſchen Küſte bei Stralſund ſich widerlegt. Von der gemeinen Urſache des Vorrückens der Küſten, von Anſchwemmungen der Landgewäſſer, kann im vorliegenden Fall gar nicht die Rede ſeyn; ebenſowenig erklärt ſich die Erſcheinung aus den Anſchwemmungen

Digitized by Google

des Meeres am flachen Strand und aus der Dünenbildung. Nimmermehr könnte durch dieſe Urſache allein in fünf- und-achtzig Jahren eine Auſterbank in ein Ackerfeld verwandelt worden ſeyn. Es bleibt alſo nur die Annahme einer Hebung der Küſte übrig, und auch für dieſen Fall ſcheint es an augenfälligen Beweiſen nicht zu fehlen. In Schweden iſt im Lauf des verfloſſenen Jahrhunderts die Veränderung im Niveau an ſteil ins Meer abfallenden Felswänden unmittelbar gemeſſen worden; ebenſo will man an einer Kalkſteinbank bei Marennes die Beobachtung gemacht haben, daß ſie immer höher werde. Ferner müſſen in einem Salzwerk auf der Inſel Oleron die Salzkaſten immer nach Verlauf von etwa fünf-und-zwanzig Jahren wieder gerichtet werden, weil ſie ſich am einen Ende auftreiben. Gleiches bemerkt man dort an einer Mühle: der Giebel zieht ſich fortwährend ſchief, ſo daß das Gebäude immer von Zeit zu Zeit ausgebeſſert werden muß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Der Telegraph. — Rechtsanſprüche der Künſtler.

Es läßt ſich begreifen, warum ſich das Publikum nicht ſehr eifrig dieſer Erfindung annimmt. Den Nutzen der Telegraphen hat man ſchneller begriffen, und es bedurfte keiner langen Demonſtration, um die Erfindung in Aufnahme zu bringen. Da die Telegraphenanſtalt noch immer Eigenthum der Regierung iſt, ſo hat man in Paris ein eigenes Hôtel, von dem die verſchiedenen Telegraphenlinien des Reiches ausgehen, und wo alle auf dieſen Linien mitgetheilten Nachrichten anlangen. Hier ſtehen immer einige Reiter bereit, um die von den Commis der Anſtalt niedergeſchriebenen telegraphiſchen Mittheilungen ſogleich an die Miniſter zu befördern. Wegen der Wichtigkeit dieſer Anſtalt iſt man auf den Gedanken gekommen, in den geräumigen Gebäuden des Miniſteriums des Innern eine Art von Thurm zu errichten, worauf der Haupttelegraph errichtet werden ſoll, ſo daß der Miniſter die Telegraphen ganz unter ſeiner Aufſicht haben wird. In dem Thurme, welcher vier oder fünf Stockwerke mit Wohnungen enthält, ſollen die Commis wohnen und ihre Bureaux haben. Ein bedeckter Gang führt aus dem Gemach des Miniſters zum Thurme. Dieſes Gebäude, dem es ſeiner Lage wegen an Licht fehlt, hat noch das beſondere, daß der Boden der Stockwerke in der Mitte aus dicken Glasplatten beſteht, welche wahrſcheinlich auf eiſernen Sparren ruhen, und worauf man ganz gemächlich einhergehen kann. Durch dieſe durchſichtigen Böden bekommen die untern Stockwerke Licht von den obern. Wer nicht daran gewohnt iſt, läßt ſich anfangs ſchwer dazu bewegen, auf dem Glasboden einherzugehen, aus Furcht hindurch zu fallen. Ich glaube, dies iſt der erſte Verſuch, Stockwerke durch Glas zu trennen. Ob der Architekt des Gebäudes oder ein anderer der Erfinder dieſer Nothhülfe iſt, weiß ich nicht.

Die Künſtler rühren ſich bereits wegen der Ausſtellung der Gemälde, welche im künftigen Monat ſtattfinden ſoll; es ſind aber bis jetzt nicht ſo viel Produkte der Kunſt eingeſandt worden, als im vorigen Jahre. Vielleicht haben die Kriegsrüſtungen das Ihrige dazu beigetragen. Dazu kommt, daß die ungeheuern Galerien des Verſailler Schloſſes nun bald voll ſeyn werden, und Ludwig Philipp bei den Künſtlern nicht mehr ſo viele Gemälde für dieſe Sammlung beſtellt. Manche Leute ſind der Meinung, es ſey ſchon zu viel beſtellt worden, und es wäre kein Schade für die Kunſt, wenn ein hundert Gemälde weniger im Verſailler Schloſſe hingen. Der König ſcheint aber anderer Meinung zu ſeyn, und es iſt die Rede von der baldigen Eröffnung zweier neuen Galerien, wovon die eine die Kriegsthaten der Franzoſen in Algerien darſtellen ſoll. Die Künſtler ſuchen jetzt, da die Deputirtenkammer den von dem Miniſterium eingereichten Geſetzentwurf über das geiſtige Eigenthum prüft, auch ihre Rechte durch das vorgeſchlagene Geſetz zu ſichern, und haben daher der Commiſſion mündliche Vorſtellungen gemacht. Ein Gemälde oder eine Statue, überhaupt jedes Bildwerk wird in Paris, wenn es Aufſehen macht, bald auf allerlei Art vervielfältigt, und obſchon Geſetze vorhanden ſind, welche dem Künſtler ſein Eigenthum ſchützen ſollen, ſo verhindert dies doch nicht, daß jene Geſetze umgangen werden. Die Künſtler verlangen das Recht, ſelbſt und allein Nachbildungen ihrer Kunſtwerke in Umlauf ſetzen zu dürfen, und ſelbſt wenn ſie ihre Kunſtwerke verkauft haben, beſagtes Recht zu behalten, wofern ſie es nicht in dem Verkaufskontrakte mit veräußert haben. Sie ſtellen vor, daß die ſchlechten Nachahmungen ihrem Rufe ſchaden, und daß es nicht anders als billig iſt, daß den Urhebern der Gemälde oder Statuen das ausſchließliche Recht vorbehalten werde, dieſelben in Kupfer ſtechen, oder im Kleinen darſtellen zu laſſen. Die Commiſſion ſcheint dieſem Wunſche nicht völlig entſprechen zu wollen. Sie findet es natürlich, daß der Beſitzer des Kunſtwerkes auch das Recht habe, es auf irgend eine Weiſe zu vervielfältigen; daß mithin, wenn das Kunſtwerk veräußert iſt, der Käufer in die Rechte des Urhebers trete, wofern er nicht ausdrücklich im Contrakte auf daſſelbe verzichtet hat. Die Gerichte haben entſchieden, daß die für die königlichen Muſeen angekauften Kunſtgegenſtände von Jedermann nachgeahmt und dieſe Nachbildungen frei in Umlauf geſetzt werden können. Es ſcheint nicht, daß die Commiſſion der Deputirtenkammer dies in den Geſetzentwurf aufnehmen will, da ſie es nicht für billig hält, daß der König mit ſeinen Ankäufen nicht dieſelben Rechte bekommen ſolle, wie jeder Privatmann. Der Gedanke der Gerichte ſcheint mir jedoch liberaler. Wenn der König ein Gemälde oder eine Statue für ein königl. Muſeum ankauft, ſo geſchieht es ja nicht, um ſich den ausſchließlichen Genuß des Kunſtwerks zu verſchaffen, ſondern um das geſammte Publikum an dieſem Genuſſe Theil nehmen zu laſſen. Die in Paris nicht Wohnenden oder die Hauptſtadt nicht Beſuchenden würden aber dieſes Genuſſes gar nicht oder doch ſelten theilhaftig werden, wenn nicht von jedermann Abbildungen der Kunſtgegenſtände gemacht werden könnten. Auch muß man bedenken, daß das Geld, womit der König die Kunſtwerke bezahlt, von der Nation kommt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. März 1841.

Luna claro repente coelo visa languescere.
Tacitus.

Die totale Mondfinſterniſs in der Nacht vom 5ten auf den 6ten Februar.

So viel ich mich erinnern kann, iſt ſeit langer Zeit keine Mondfinſterniß ſo günſtig für die Beobachtung geweſen als diejenige, welche kürzlich ſtattgefunden hat. Der klarſte Winterhimmel (wenigſtens an meinem Wohnorte; in Berlin und Breslau iſt, wie man mir ſchreibt, die Witterung nicht ſo günſtig geweſen), mäßige Kälte, Sichtbarkeit des ſchönen Schauſpiels während ſeiner ganzen Dauer — was wäre da zu wünſchen übrig geblieben? Auch werden wohl wenige Leſer verſäumt haben, ſich das ſeltene Phänomen (wohin, wie ich unten näher zeigen werde, der Natur des Vorgangs gemäß, totale Mondfinſterniſſe doch immer gehören) ſelbſt anzuſehen. Sie werden ſpäter in den eigentlichen aſtronomiſchen Blättern, und aus dieſen auch anderswo, gelehrte Mittheilungen darüber finden; für heute und hier wollen wir die Sache bloß vorläufig ein wenig beplaudern.

Der kleine Trabant, welcher dem bloßen Auge von ſo mäßiger Größe, etwa wie ein Deſſertteller erſchienen iſt, weiſt ſich bei näherer Unterſuchung doch immer noch als eine recht hübſche Kugel aus. Man könnte zwar aus der Erdkugel gegen fünfzig Mondkugeln machen, aber dieſe Mondkugel enthält doch noch faſt 60 Millionen Cubikmeilen * und auf ihrer Oberfläche ließe ſich das ganze Feſtland Amerikas (über 700,000 Quadratmeilen) ausbreiten; der Durchmeſſer der Mondkugel beträgt 480 geographiſche Meilen. So groß alſo war die Kugel wirklich, welche die Leſer kürzlich in den Erdſchattenkegel ſich verſenken ſahen.

Da nämlich die Sonne eine große, ſelbſtleuchtende, und die von ihr erleuchtete Erde dagegen eine an ſich dunkle Kugel iſt, ſo wirft leztere hinter ſich einen Schattenkegel in den Weltraum hinein, deſſen Länge wohl 190,000 Meilen beträgt. Jeder auf der Axe ſenkrechte Durchſchnitt dieſes Schattenkegels iſt alſo ein Kreis, und in der Gegend, wo der, nur etwa 50,000 Meilen von uns entfernte Mond mit ſeinem gegen 500 Meilen haltenden Durchmeſſer durch dieſen Schattenkreis geht, iſt deſſen Durchmeſſer faſt noch dreimal größer (faſt 1500 Meilen groß), ſo daß ſich alſo der Mond nicht allein ganz in den Erdſchatten verſenken, ſondern auch eine Zeitlang ganz darin verweilen, „völlig verfinſtert" bleiben kann, genau wie er ſich uns eben zu präſentiren die Ehre gehabt hat.

Was den Leſern, welche die Beobachtung angeſtellt haben, beſonders angenehm geweſen ſeyn wird, iſt die

* Der körperliche Inhalt der Erdkugel beträgt beinahe 5000 Millionen Cubikmeilen.

Digitized by Google

lange Dauer des Vorgangs. Es mochte halb drei Uhr seyn, als sich der Mond gänzlich in den Erdschatten eingetaucht hatte (Augenblick der Immersion), und es war vier Uhr, als sein ostnordöstlichster Randpunkt eben wieder aus dem Schattenkegel hervortrat (Emersion), so daß er also anderthalb Stunde total verfinstert gewesen ist. Diese Zeit kann aber gar auf 1¾ Stunden steigen, wenn die Mondfinsterniß nicht bloß eine totale, sondern zugleich eine centrale ist, und hierübee muß ich mich etwas näher erklären, um einer etwaigen kleinen Vergeßlichkeit zu Hülfe zu kommen.

Der Schattenkegel hat natürlich immer eine solche Richtung, daß seine Axe, und folglich das Centrum der vom Monde bei einer Finsterniß zu durchschneidenden Schattenscheibe in die erweiterte Ebene der Bahn fällt, welche die Erde um die Sonne beschreibt. Läge nun die Mondbahn in derselben Ebene, so müßte jeder Vollmond mitten durch diese Schattenscheibe gehen, dergestalt, daß der Mondmittelpunkt mit dem Centrum der Schattenscheibe zusammenträfe und es jeden Monat eine totale und zugleich centrale Finsterniß gäbe. Allein die Mondbahn hat, wie sich die Leser erinnern, eine kleine Neigung gegen die Erdbahn und durchschneidet die Ebene der leztern bloß in zwei Punkten, so daß nur diejenigen Vollmonde centrai verfinstert werden können, welche sich gerade in diesen Durchschnittspunkten ereignen. Total, wie diesmai, kann der Mond aber schon nahe bei diesen Punkten verfinstert werden. Die ganze Dauer einer solchen totalen und zugleich centralen Mondfinsterniß, d. h. die Zeit zwischen der ersten Berührung des Schattenkegels durch einen Mondrandpunkt und dem gänzlichen Wiederheraustreten des Mondes aus dem Schattenkegel, kann auf vier Stunden steigen; bei der neulichen Mondfinsterniß, welche bloß totai und nicht central war, betrug diese Zeit nur etwa 3½ Stunden; sie mußte kürzer ausfallen, weil der Mondmittelpunkt bei bloß totaien Finsternissen nur eine Sehne des Schattenkreises, bei centralen aber den ganzen Durchmesser durchläuft. Die angeführten Bedingungen zeigen aber zugleich, weßhalb centrale und auch schon totale Mondfinsteruisse, wie ich oben bemerkt habe, überhaupt doch immer nur seltene Himmelserscheinungen sind. Wir finden z. B. in den drei lezten Jahren (40, 39, 38) nur partiale Mondfinsternisse; im Jahre 37 gab es dagegen (ausnahmsweise) zwei totale, wobei eigene, auch nur selten zusammentreffende Umstände conspiriren müssen.

Den Lesern wird bei Beobachtung der neulichen Verfinsternng ferner aufgefallen seyn, daß der Mond, nach seiner gänzlichen Versenkung in den Erdschatten, in welchem er doch als ein an sich dunkler Körper völlig unsichtbar hätte werden sollen, gleichwohl noch in einem matt röthlichen, wenn man will kupferfarbigen Lichte sichtbar blieb. Diese Erscheinung, über deren Gründe ich mich sogleich näher verbreiten werde, findet nicht allemal statt: bei manchen totalen Finsternissen, jedoch nur selten, wird der Mond wirklich ganz unsichtbar. Kepler gibt die Mondfinsternisse vom 9ten Dec. 1601 und 15ten Juni 1620 als solche von ihm selbst beobachtete Fälle an, und der eifrige Mondbeobachter Hevel versichert, daß man bei der totalen Finsterniß vom 25sten April 1642 den Mond selbst mit Fernröhren nicht habe auffinden können, wiewohl der Himmel vollkommen heiter gewesen sey, woraus er schließt, „daß der Mond kein eigenes Licht besitze.“ In unsern Tagen verschwand, wie ich selbst beobachtet habe, der Mond gänzlich am 10ten Juni 1816; und erst kurz vor dem Ende der totalen Verfinsterung bemerkte man einen nebligten Lichtschimmer, welcher zunahm, bis der helle Mondrand hervortrat.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Jagdpartie in Arkadien.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Kaufmann seine Unglücksgeschichte erzählt, so führte uns ein dritter Räuber, der nach Ausführung seiner Mission ebenfalls auf den Schauplatz der Thatigkeit zurückkehrte, drei ländliche Frauen zu. Die Armen, mit Baumwolle beladen, wollten nach Nauplia zu Markte, wurden aber von den Räubern, wahrscheinlich damit sie nichts von der Geschichte mit dem Kaufmann verrathen könnten, einstweilen hieher in Sicherheit gebracht. Nie werde ich den Jammer dieser Frauen vergessen, die, obgleich sie keine verlorenen Schätze zu beklagen hatten, Alles für ihr Leben, für ihre Ehre fürchten zu müssen glaubten. Sie fielen auf die Knie nieder, rauften sich die Haare, baten mit herzzerreißenden Worten um ihre Freiheit, schwuren beim Kreuze, sie seyen verheirathete, alte Weiber.— Ein kaltes Lächeln von Seiten der beiden Wächter und die Weisung, ruhig zu seyn, war die ganze Antwort auf ihr Jammergeschrei. Ich versuchte, die Armen zu trösten, allein vergebens; im Gegentheil schienen sie in mir, trotz meiner Bande, einen Genossen der Räuber zu sehen, und wendeten sich nun mit ihrem Flehen und Klagegeschrei, zu großer Ergötzung der Wachter, an mich. Als alle meine Vorstellungen vergebens waren, wurde auch mir der Spektakel zu toll; ich verwieß sie mit harten Worten zur Ruhe, sagte, die Räuber seyen Ehrenmänner, die

Digitized by Google

unſchuldigen Frauen kein Leid thun würden, und dergleichen mehr, obgleich es mir faſt eben ſo ging wie den Weibern.

Waren auch meine Worte bei dieſen ohne Erfolg, ſo machten ſie doch auf die Wächter einen ſehr günſtigen Eindruck. Namentlich fand der Mohr meine Aeußerung „ſehr gelehrt“ und ſagte ſeinen Kameraden geradezu, ich ſey ein „Palikare“ — ein Prädikat, das bei den Griechen ſehr vielerlei Bedeutungen hat. Ja der Schwarze ging in ſeiner Menſchlichkeit noch weiter, er band mir auf eigene Verantwortlichkeit die Hände los, indem er mir zu verſtehen gab, daß er als ehemaliger Kriegsmann ein militäriſches Ehrenwort zu ſchätzen wiſſe und darauf baue, daß ich keinen Verſuch zur Flucht machen werde. Jezt war ich frei! ich hätte ihn küſſen mögen, den „Raben von Tripolitza!“ Jezt kehrte auch meine natürliche heitere Stimmung zurück; meine Lage hielt ich nicht mehr für gefährlich, nein, ſie fing an intereſſant zu werden.

Ich war eben im Begriff, von der erhaltenen Freiheit den erſten Gebrauch zu machen, nämlich einige Lebensmittel aus meiner Jagdtaſche hervorzuſuchen, als einer der Wächter einen neuen Transport ſignaliſirte. Neugierig wollte ich eine der Felswände erſteigen, wurde aber durch einen mehr als unſanften Kolbenſchlag von Seiten meines ſchwarzen Protektors in die Schranken der Schicklichkeit zurückgewieſen, wobei mir derſelbe trocken bemerkte, ich werde wohl thun, derlei Evolutionen für die Folge zu unterlaſſen; es könne ſonſt aus dem Gewehre, deſſen Kolben ich gekoſtet, leicht eine Kugel kommen. Ich verneigte mich und ſchwieg.

Die Ankömmlinge ließen nicht lange auf ſich warten; es waren nicht weniger als fünf Perſonen mit zwei Saumthieren, von zwei Räubern eskortirt, deren einer bei uns blieb und die Wache verſtärkte. Die Gruppe beſtand aus einem Geiſtlichen, einem Phalangitenoffizier, einer Gerichtsperſon aus Tripolitza, einem hart mit Stricken gefeſſelten Arreſtanten, den der Diener der Gerechtigkeit nach Nauplia transportiren ſollte, und dem Pferdetreiber. Sie waren ſammtlich gebunden, dem Offizier hatte man ſogar die Füße zuſammengehängt, ſo daß er nur ſehr kleine Schritte machen konnte, was beim martialiſchen Aeußern des Capitäns ſich höchſt poſſierlich ausnahm. Der Prieſter ſtärkte ſich durch die Tröſtungen der Religion; er murmelte Gebete, in welche er den Refrain: „mein ſchönes Geld,“ ſehr geſchickt einzuflechten wußte. Der Capitän fand das Geſchäft der Wegelagerer höchſt unritterlich, prahlte mit ſeiner in den Zeiten des Befreiungskampfes bewieſenen Tapferkeit, die einigen hundert Türken das Leben gekoſtet, und beklagte ſeinen ſchönen Damascener, der in die Hände unbärtiger Knaben gefallen. Kaum waren die Worte „unbärtige Knaben“ über ſeine Lippen gegangen, als er auch von dem „Raben“ mit dem Ausrufe: „Sey ruhig, Manoli, ich kenne dich!“ auf eine ſehr ſchimpfliche Art zurecht gewieſen wurde, indem ihm dieſer ſeinen großen Schnurrbart verſtümmelte, eine Beleidigung, die ein Grieche ſchwerlich je vergeſſen wird. Der Gerichtsdiener ſchien nur ſeines Arreſtanten wegen etwas beſorgt zu ſeyn, während die Mienen des leztern ſich mit jeder Minute ſichtlich erheiterten; konnte ſich für ihn wohl eine günſtigere Gelegenheit zur Erlangung ſeiner Freiheit darbieten? durfte er von den moraliſch befreundeten Siegern nicht das Beſte für ſich erwarten? Ganz ruhig verhielt ſich der Pferdetreiber; er ſezte ſich zu ſeinem Kollegen und Beide trugen vereint nur darum Sorge, das Entkommen ihrer Thiere zu verhüten.

Auf ähnliche Weiſe war die Zahl der Gefangenen auf ein-und-zwanzig Perſonen geſtiegen, als endlich, es mochte einige Stunden über Mittag ſeyn, die noch auswärts befindlichen drei Räuber zugleich in's Lager zurückkehrten, in ihrer Mitte zwei Manner und ein junges Frauenzimmer führend, deren Aeußeres griechiſche Wohlhabenheit verkündete. Dieſe drei Perſonen wurden von den Klephten mit beſonderer Aufmerkſamkeit, ich möchte faſt ſagen mit Ehrerbietung behandelt. Nur die beiden Männer waren leicht gefeſſelt, die Frau genaß auf ihrem Thiere völliger Freiheit; indeſſen zerfloß ſie faſt in Thränen, während die Manner, von denen der jüngere am Arm verwundet war, düſteres Schweigen beobachteten.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, März.

Muſikaliſche Zuſtände.

Wenn wir nach einer geraumen Zwiſchenzeit wieder einen Blick auf unſere Muſik werfen, ſo geziemt es ſich, zuerſt der geiſtlichen zu gedenken. So Gott will, ſind wir in der Aufklärung zweiter Potenz — die der erſten hatte ihren Verlauf im vorigen Jahrhundert — noch nicht ſo weit vorgerückt, daß wir zweifeln könnten, ob wirklich das weltliche Thun und Laſſen vom Heiligenſchein des Sonntags Licht und Kraft beziehe. Je tiefer wir uns an dieſem reinigen, je höher wir uns erheben, deſto beſſer wird uns auch das Geſchäft der Werktage gelingen. Ja ſelbſt das heitere, weltliche Muſiziren muß man eigentlich ſeinem Grunde nach in der Kirche lernen; wie man denn auch den Tondichtern Haydn und Mozart bei ihren lebensfrohſten Werken wohl anmerkt, daß ſie in jene ernſte Schule gegangen. Die Naturluſt der „Jahrszeiten,“ die Komik der „Zauberflöte,“ die verwegene Sinnlichkeit des „Don Juan“ ꝛc. haben ihren ausgleichenden Gegenſaz in einem feierlichen Ernſt, der in die Tiefen des Gemüths hinabreicht. — In unſern Kirchen vernimmt man immer mehr Anklänge an vierſtimmigen Geſang auch aus der Gemeinde, weil die Schuljugend dahin eingeleitet wird. Zu völliger Durchdringung

gebören Generationen, wenn je eine gänzliche nationell möglich iſt. Denn das kann man nicht läugnen, ein großer Theil des Landes iſt nicht muſikaliſch geboren und organiſirt, namentlich der proteſtantiſche weniger als der katholiſche; der Unterländer iſt gebör- und ſangloſer, als der Oberländer, und man ſieht auch hierin den Unterſchied von Süd und Nord. — Der Verein für Kirchengeſang leiſtet den kunſtgerechten vierſtimmigen Geſang bei feſtlichen Gelegenheiten in wünſchenswerther Fülle, wie er auch Figuralgeſänge in genügender Art, wiewohl beſſer mit, als ohne Inſtrumental-Begleitung vorträgt. So war am Neujahrsvorabend eine kirchliche Feier, wo die Geſänge des Vereins, zum Theil auch der ganzen gedrängten Verſammlung, mit Redetheilen des Geiſtlichen wechſelnd, die wohlbeleuchteten gothiſchen Hallen durchtönend, einen würdigen Jahresſchluß bildeten. — Bei unſerem proteſtantiſchen Choralgeſang kam mir trotz der vieljährigen Gewohnheit, die gewöhnlich allen Maaßſtab, alle Vergleichung verliert und das Beſtehende für nothwendig nimmt, doch ſchon öfters zu Sinn, und andere Denkende ſtimmten mir bei, daß die Proteſtanten doch gar zu langgedehnt ſingen, ſo daß von Melodie und Rhythmus keine Rede mehr iſt, weil keine Führung derſelben mehr ſtattfindet. Die Katholiken ſingen ſchneller, melodiſch-rhythmiſcher, und wohl darum nicht weniger andächtig. Da nun die Einführung eines neuen Geſangbuchs, dem Inhalte nach bekanntlich eines zu ältern, weniger modernen Geſängen zurückgreifenden, eingeleitet, da auch die Liturgie ohne Polemik für und wider — ob in ähnlichem Geiſte mit Wiederbelebung alter lutheriſcher Kraft und Weihe, vermögen wir noch nicht zu überſchauen — revidirt worden iſt, ſo möchte es wohl an der Zeit ſeyn, wenn die Gemeinden aufmerkſam gemacht würden, daß das unendliche Ziehen und Dehnen der Noten weder dem Sinn des Textes entſpreche, noch der Bewegung des religiöſen Gefühls angemeſſen ſey. Mit Neuerungen, ſelbſt wenn es Verbeſſerungen ſind, muß man aber bei beſchränkten Glaubensgenoſſen vorſichtig ſeyn, und leicht könnte eine poſitiv ausgeſprochene Zumuthung als gebieteriſch ihren Widerſtand erregen, wodurch freilich dieſe Seite der Kirchenfeier, wobei gerade die Gemeinde ſelbſt thätig einzutreten und ſich als ſolche vernehmbar werden ſoll, in ihrer Harmonie ſehr geſtört werden würde. Das Volk iſt nun aber einmal in ſeinen religiöſen Anſichten, oder eigentlicher, in ſeinen kirchlichen Gewöhnungen noch reizbarer, verletzbarer, als in ſeinen politiſchen Meinungen, und beim Gemüthsinſtinct ſchlagen keine Vernunftgründe an. — Der heilige Chriſt beſcheerte uns muſikaliſch Paritätiſchen in der katholiſchen Kirche eine Meſſe von Mozart.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Schluß.)

Biard. — Lacordaire.

Sollte die Commiſſion das Recht, Kunſtwerke in den Muſeen frei nachzudichten, einſchränken wollen, ſo ſteht zu hoffen, daß die geſetzgebenden Kammern dieſe Einſchränkung verwerfen werden. — Faſt hätte ich vergeſſen, einer Merkwürdigkeit zu erwähnen, welche die nächſte Ausſtellung darbieten wird, nämlich der Ergebniſſe der Reiſe des Malers Biard nach der Küſte des Eismeers. Er hat Gegenden und Menſchen gezeichnet und Hausgeräthe und Kleidungen aus Lappland mitgebracht. Dies alles war neulich in ſeiner Werkſtätte zu ſehen und hat manchen Neugierigen ergötzt. Er hat für die Ausſtellung zwölf Gemälde verfertigt, wovon eines eine glänzende Darſtellung des Nordlichtes gibt. Zwei andere ſind Landſchaften mit Erinnerungen an den Aufenthalt Ludwig Philipps in jenen rauhen Gegenden. Der König hat die Gemälde betrachtet, und auf demjenigen, wo ihm ein finniſcher oder lappländiſcher Brei gereicht wird, gegen den er ſich etwas zu ſträuben ſcheint, alles Hausgeräthe wieder erkannt, welches er in jenen Gegenden geſehen. Biard hat viel Anlage zum Komiſchen; hievon zeugen einige große Gemälde mit hundert Figuren, welche er vor mehreren Jahren geliefert hat, und in welchen die Pariſer Eigenthümlichkeiten leben, wie man ſie auf den Gaſſen ſieht. Um ſo mehr iſt es zu verwundern, daß er ſich zu ernſtern Gegenſtänden erhoben und den Entſchluß gefaßt hat, die große und ſchöne Natur in rauhen Ländern aufzuſuchen, wo ſelten der Künſtler ſich hinwagt.

Eine Tagesbegebenheit in Paris war noch die am letzten Sonntage gehaltene Predigt Lacordaire's, des ehemaligen Mitarbeiters des berühmten Abbé Lamennais an dem Tageblatte l'Avenir. Ihre eigene Zukunft hatten die beiden Herren bei ihrem geiſtlichen Politiſiren wohl nicht vorhergeſehen. Abbé Lamennais ſitzt wegen demagogiſcher Schriften in der ihm vom Polizeigerichte zuerkannten Haft, und Lacordaire iſt Dominikaner in Rom geworden und der conſequenteſte von beiden geblieben. Aber es geht ihm wie manchem andern Eiferer; er begnügte ſich nicht damit, Dominikaner geworden zu ſeyn, ſondern möchte auch gern andere zu Dominikanern machen. Er träumt davon, Klöſter in Frankreich zu errichten und Prediger zu erwecken zur Vermehrung der päbſtlichen Miliz. So wenig dies hier zeitgemäß iſt, ſo zeigt er doch andererſeits, daß er ſelbſt ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts iſt. Als er am vorigen Sonntage in Notredame vor einer zahlreichen Zuhörerſchaft im Mönchsgewande die Kanzel beſtieg, mußte man denken, er werde zu Gunſten der Inquiſition ſprechen und die Nothwendigkeit beweiſen, die Ketzer auszurotten, und dergleichen. Statt deſſen ſprach er viel von Napoleon, rühmte ſeine großen Thaten, beſonders, daß er die Altäre der Religion in Frankreich wieder aufgerichtet, und ein mächtiges Werkzeug in den Händen der Vorſehung geweſen ſey, wie Chlodwig und Carl der Große. Er ſprach von der Macht und dem Anſehen, welches in dieſem Jahrhunderte der Mittelſtand, der ehemalige tiers-état erhalten habe; auf dieſen Stand ſey der Glanz anderer Stände übergegangen, und ihm liege die Pflicht ob, ſeinen Beruf zu erfüllen und ſich als der erſte der Stände würdig zu benehmen. Zuletzt dankte er noch dem Erzbiſchofe für die Bereitwilligkeit, womit er ſeinen, Lacordaire's, Plan zu Wiederherſtellung des Predigerordens unterſtützt habe. Wie aber der Erzbiſchof ihm behülflich ſeyn kann, weiß ich nicht, er müßte denn einige Millionen Francs zu ſeiner Verfügung haben, um den Herrn Dominikanern Klöſter zu bauen. Der Staat wird ihnen ſicher keinen Heller geben, und was einzelne fromme Laien ſteuern, wird ſie nicht ſett machen. Pater Lacordaire will nicht ſehen, daß eben der tiers état, bei welchem jetzt Macht und Anſehen ſind, wie er ſagt, den Dominikanern ſo wenig als den Jeſuiten, Franziskanern u. ſ. w. hold iſt, daß dieſer Stand es für nützlicher hält, Eiſenbahnen, Zucker- und Tabakfabriken anzulegen, als Klöſter. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 7.

Sonnabend, 13. März 1841.

[34] Bei J. J. Weber in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

K. L. Hencke (Verfasser der freien Steinmetzen).

DAGUERREOTYPEN UND CHAUSSEEGESTALTEN.

2 Bände. Preis 3 Thlr.

Erster Band.

1. Eine Hannöver'sche Ständeversammlung aus dem Jahre 1837.
2. Die Dichter an der Leine. (Ein Literaturbild.)
3. Hannovers Junitage und Ernst August's Einzug. (Ein Volksgemälde.)
4. Chausséegestalten. (Eine gemischte Reisegesellschaft.)
5. Zwei Bekanntschaften. (Hermes und Köchy.)
6. Karl Bahrs. (Ein Denkmal.)
7. Die Erfindung der Braunschweiger Mumme.
8. Das Musikfest.
9. In einer norddeutschen Kunstausstellung.

Zweiter Band.

1. Auf der Chaussée nach Halberstadt. (Reisebild.)
2. Auf der Haller Post. (Reisefiguren.)
3. Die alte Susanne und der Wittwer. (Familienstück in dramatischer Form.)
4. Eine Viertelstunde im Walzerconcert. (Fragment.)
5. Der Professor Döbler. (Mikroskopische Untersuchungen.)
6. Der allerneueste Cartouche. (Ein gemischter Charakter.) Skizze.
7. Ein Tag in Leipzig.
8. Das Gutenbergsfest in Braunschweig.
9. Der Blöde. (Ein Portrait.)

ZUR NACHRICHT.

Der Subscriptions-Preis

von

Goethe's Werken

neueste Taschen-Ausgabe

hört auf den 1. Mai 1841.

Wir zeigen hiermit an, daß der Subscriptions-Preis von Goethe's sämmtlichen Werken in vierzig Bänden, von fl. 26. 40 kr. oder Rthlr. 16. bis Ende April d. J. aufhört und vom 1. Mai an der Ladenpreis mit fl. 35. oder Rthlr. 21. eintritt.

Zugleich bemerken wir, daß von dieser in 8 Lieferungen zu 5 Bänden erscheinenden Ausgabe, 5 Lieferungen bereits fertig sind, die 6te und 7te Lieferung innerhalb 14 Tagen versendet und die letzte 8te Lieferung Anfangs April ausgegeben werden wird.

Stuttgart und Tübingen, den 9. März 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

[96] **Der deutsche Rhein von N. Becker**
nach der Melodie des Preuss. Armeemarsches comp. von *S. M. dem König Friedrich Wilhelm III.*
arr. für eine Singstimme mit Piano oder Guiterre 4 Gr. = 18 kr. Rh., 4stimmig 6 Gr., mit Infanteriemusik 20 Gr., mit Cavelleriemusik 20 Gr.
dito für eine Singstimme u. Piano od. Guiterre comp. von Huth, 2te Auflage, von Weller à 4 Gr. = 18 kr. Rh.
— v. J. P. Schmidt u. v. Schäffer à 2 Gr.
— 4stimmig von Huth 6 Gr.
— für Militärmusik von Weller mit und ohne Gesang 12 Gr.

Durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

Bitte an die Verehrer Moses Mendelssohn's.

[119] Moses Mendelssohn's Werke werden nächstens in einer Gesammtausgabe bei F. A. Brockhaus in Leipzig herauskommen. In dieser Ausgabe sollen auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Aufsätze, sowie mehrere bisher noch ungedruckte Manuscripte des Verewigten gegeben werden. Ferner wird dieselbe eine philosophische Einleitung und eine Lebensbeschreibung Mendelssohn's enthalten, welche durch glaubwürdige Beiträge noch lebender Zeitgenossen vollständig gemacht werden soll.

An alle Verehrer Moses Mendelssohn's ergeht nun die ergebene Bitte: dem unterzeichneten Sohne des verewigten

Alles, was sie handschriftlich von Moses Mendelssohn besitzen und zum Druck geeignet ist, sowie

Alles, was auf seine Lebensbeschreibung Bezug hat und noch nicht allgemein bekannt seyn möchte,

baldgefälligst durch die Post oder Herrn P. A. Brockhaus mitzutheilen. Der Unterzeichnete verspricht, die ihm anvertrauten Autographe gewissenhaft zu bewahren und möglichst bald zurückzusenden.

Berlin, im Februar 1841.

Joseph Mendelssohn.

---

[105] In der liter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Stadtrecht von München,

nach bisher ungedruckten Handschriften mit Rücksicht auf die noch geltenden Rechtssätze und Rechtsinstitute

herausgegeben

von

Fr. Auer,

k. Regierungsassessor und Fiscaladjunkten in München.

1840. 8. Preis 4 fl. rhein. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Das vorstehende Werk, welches wir hiemit dem literarischen Publikum übergeben, wird in zweifacher Hinsicht eine Lücke der Literatur ausfüllen. Es enthält nämlich nicht nur die erste vollständige mit Vergleichung von 42 Handschriften bearbeitete Ausgabe des alten Münchener Stadtrechts, dessen Bedeutsamkeit durch die von dem Herausgeber nachgewiesene Verbreitung in die übrigen oberbayerischen Städte besonders erhöht ist, sondern es ist in demselben auch eine dogmatische Darstellung des noch gültigen Münchener Statutarrechts (mit Einschluß des Bau- und Ewiggeldrechts) nebst einem sorgfältigen Abdruck der Statute gellefert, wodurch einem langgefühlten praktischen Bedürfnisse abgeholfen ist, da jenes Statutarrecht in seinem Zusammenhang bisher noch keine Bearbeitung erfahren hat.

Zum leichteren Verständnisse des Texts und zur Uebersicht des Inhalts desselben ist auch ein Glossar und Register beigefügt, wodurch der Werth des Ganzen wesentlich gesteigert seyn dürfte.

---

[111] Bei L. H. Bösenberg in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gutenberg.

Drama in fünf Aufzügen

von

K. Marlow.

Preis 1⅚ Thlr.

Die „Allg. Theater-Chronik" kündigt das Erscheinen dieses Buches mit folgenden Worten an: „Marlow's schon häufig öffentlich erwähnter „Gutenberg" ist endlich erschienen; ein schönes Buch, voll großer und erhabener Gedanken, reich an wahrhafter Poesie und an Stellen, die in der Begeisterung geschrieben wurden und wieder begeistern. — Gutenberg ist von dem richtigen Standpunkt seiner weltdistorischen Bedeutung aufgefaßt und wieder gegeben; aber das Buch ist auch wieder reich an barocken Eigenthümlichkeiten, die Marlow in seine Gedichte zu verweben liebt, wenn sie auch hier nicht so grell, wie in seinem „Faust" hervortreten. — Hinsichtlich der Ausstattung ist das Buch im eigentlichsten Sinne prächtig zu nennen."

Saul.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Beck.

Preis ⅔ Thlr.

Der erste dramatische Versuch eines Liedlingsdichters der Deutschen. Die vielen günstigsten Urtheile in den geachtesten Zeitschriften verbürgen den großen Werth desselben; ein orientalisches Bild, welches für die angemessene Kraft und den Gedankenschwung dieses hochbegabten jungen Dichters gewiß den besten, glücklich benutzten Stoff enthält.

Matzeraths Gedichte.

[64] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 12 kr. = 1 Rthlr. 3 Gr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Grenzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemein-deutschen Literatur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Literatur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[57] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag brochirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badescene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Serastier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Bestenerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Dinbos. 14. Philä und die Kataraften. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Sasie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Balbek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landkutsche. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahes 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit allee ihrer kriegerischen Ressouecen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Voehersagnngen in demselben Grad getäuscht wueden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[100] Die für Jedermann empfehlenswerthe Schrift ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Kunst

ein gutes Gedächtniß zu erlangen,

auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet.

Zum Besten aller Stände und Lebensalter.

Herausgegeben vom Dr. Hartenbach.

8. broch. Preis 8 Gr. oder 36 ke.

Zur Empfehlung dient, daß in kurzer Zeit zwei Auflagen davon abgesetzt wurden, und jetzt die dritte verbesserte Auflage davon erschienen ist.

Ein für Jedermann nützliches Buch ist folgendes:

Sammlung und Erklärung von (6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangssprache, in Zeitungen und Büchern oft vorkommen.

8te veeb. Auflage von J. Wiedemann.

Preis 10 Gr. obee 45 kr.

[113] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgaet und Tübingen ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Eestes Febeuaeheft 1841.

Inhalt: Bury's Bericht über die Leistungen der auf der London-Birmingham-Eisenbahn seit dem Jahre 1839 in Betrieb befindlichen Locomotiven. — Ueber das neue Dampfschiffahrts-System von Achille de Jouffroy, wobei gegliederte Schwanenfüße statt der Schaufelräder angewandt werden. — Movillons Mechanismus zum Treiben von Kriegs- und andern Schiffen, Booten ꝛc., wobei die Schaufelräder durch ein den Füßen der Wasservogel analoges System ersetzt sind. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Calla über eine von Hrn. Reville erfundene Maschine zum Spinnen und Zwirnen der Seide und Beschreibung derselben. Mit Abbild. — Calla's Bericht über die Walzenmühle des Hrn. Reinhardt zu Straßburg. Mit Abbild. — Schäffer, über die Erfordernisse einer guten Chausseewalze. Mit Abbild. —

Digitized by Google

Aschaner. Beschreibung eines neuen vervollkommneten Gebläsewindmessers. Mit Abbild. — Yates' Verfahren erhabene oder hervorstehende Buchstaben, Formen, Figuren und andere Zierrathen aus Thon ꝛc. zum Behuf der äußern Dekoration von Gebäuden und zu andern Zwecken zu verfertigen. Mit Abbild. — Mohrs leichtes Verfahren Barometer ohne Auskochen luftleer zu machen. Mit Abbild. — Schafhäutls Bemerkungen über die Elektricität des Wasserdampfes. — Armstrong, über die Elektricität des aus einem Kessel ausströmenden Dampfes. Mit Abbild. — Pattinsons weitere Versucht über die Elektricität des Wasserdampfes. Mit Abbild. — Die Wirkung der schwefligen Säure auf die Untersalpetersäure; Krystalle der Bleikammern; Theorie der Schwefelsäure-Fabrikation; von F. de la Prevostaye. Mit Abbild. — Ueber ein neues Verfahren Bleiweiß zu fabriciren und die Zusammensetzung verschiedener im Handel vorkommender Bleiweißsorten. — Ueber das Rhusma und seine Anwendung zum Enthaaren der Häute; von Thaulow. — Böttger, über die Bestandtheile und die Anfertigung geräuschlos verbrennender Streichzündhölzer. — Miscellen. Englische Patente. — Verheerende Explosion eines Dampfkessels, wahrscheinlich in Folge von Elektricität-Entwicklung. — Ueber die Dauerhaftigkeit der Locomotiven. — Tragbare Oefen. — Anwendung des Anthracits als Brennmaterial, besonders in Nordamerika und Frankreich. — Geschmeidigkeit des Glases. — Hare's Verfahrungsarten zur Bereitung des Calciums. — Lassaigne's Methode die geringsten Spuren von Arsenik mittelst des Apparates von Marsh zu entdecken. — Kaeppelins und Kampmanns Abänderung des Marsh'schen Apparates. — Ueber die Bereitung von Leinölfirniß im Großen. — Anwendung der thierischen Kohle zum Reinigen des Wassers in Cisternen. — Neues Reinigungsmittel. — Verfahren bei der Bereitung des wohlriechenden Jasmin- und Belahls in Indien. — Edmund Shaws Anwendung des Theers bei der Fabrikation des Papiers und Pappdeckels. — Surrogat der Roßhaare. — Abtheilung der Seidenwürmer in mehrere Serien. — Neue genaue Kleideranmessung.

Zweites Februarheft.

Compendiöse Dampfmaschinen auf dem Clyde. Mitgetheilt von Dr. Mohr. Mit Abbild. — Versuche über den Vortheil, welcher bei Dampfkesseln durch Verhinderung der Wärmeausstrahlung aus Kessel, Dampfrohr u. s. w. erlangt wird; von Th. Wicksteed. — Curtis' patentirte Eisenbahnsiguale. Mit Abbild. — Ulrichs Verbesserungen an Chronometern. Mit Abbild. — Barlows Verbesserungen an Leuchtern. Mit Abbild. — Yates' Verbesserungen im Bau der Kupols oder Windöfen zum Schmelzen der Metalle, auch anwendbar auf Hohöfen, die Kamine der Locomotiven ꝛc. Mit Abbild. — Hampsons verbesserte Maschine zum Drucken baumwollener und anderer Gewebe mittelst hölzerner Druckformen oder Model. Mit Abbild. — Schlumberger, über die Befestigung der Eisenbeizen auf den Baumwollenzeugen. — Bolley, über den gelben Farbstoff der Quercitronrinde und ein Verfahren ihn vom Gerbstoff zu befreien. — Ueber die Explosion eines Thilorier'schen Apparates zum Verdichten des kohlensauren Gases. — Fyfe's vergleichende Untersuchung der Leucht- und Heizkraft verschiedener Arten von Steinkohlengas-Brennern und über die Anwendung des Steinkohlengases als Wärmequelle. — Ueber die Beleuchtung mit Steinkohlengas; von Hrn. Blondeau de Carolles. — Nachträgliche Bemerkungen über die Ausmittelung des Stärkegehalts der Kartoffeln. Von Dr. Luedersdorff. — Miscellen. Deridders Locomotive. — Ueber die Explosionen von Dampfmaschinen. — Elasticität des Wasserdampfs. — Zur Photographie. — Zerstörung des Guß- und Stabeisens im Wasser. — Neue Oxydationsstufe des Eisens. — Verfahren das Eisenblech so zu verzinnen, daß es vom Rost viel weniger angegriffen wird, als gewöhnlich. — Das Carbolin, ein in Rußland erfundenes Brennmaterial. — Ueber das Austrocknen des Brodes mittelst der hydraulischen Presse. — Aufweichung des alten Strickwerkes, der Lumpen und anderer zur Papierfabrikation brauchbarer Substanzen

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 72 zu 180 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Gtldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 sind fortwährend einzeln zum Preise von 10 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

[110] **Blumauers Aeneide mit Skizzen.**

So eben erschien bei K. F. Köhler in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Virgils Aeneis

travestirt

von

A. Blumauer.

9 Gesänge mit 36 Skizzen

von

Franz Seitz.

1s Heft. 1—3r Gesang mit 12 Skizzen. 8 gGr. = 10 Ngr. = 36 Kr.

Dieses mit unerschöpflicher Laune, gesundem Witz und treffender Satire geschriebene, längst rühmlich bekannte Meisterwerk erscheint jetzt in ganzlich korrekter Ausgabe mit 36 Skizzen eines jungen Künstlers verziert, — die sich dem Besten, was in dieser Art bis jetzt geleistet wurde, an die Seite stellen können, wenn nicht es übertreffen.

Der Prän.-Preis für alle 3 Lieferungen à ⅓ Thlr. ist bis zum Erscheinen des 3ten Heftes 1 Thlr.; — dann wird das Werk cartonirt 1⅓ Thlr. kosten.

[73] In Unterzeichnetem sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Betrachtungen

über Diplomatie

von

Friedrich Kölle.

8. in Umschlag geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publikum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthalt das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister als irgend eine Schrift alterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Literatur.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 15. März 1841.

Was unſer Fleiß, und unſre Liſt und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das können wir mit freiem Muth verzehren.
Goethe.

Eine Jagdpartie in Arkadien.

(Schluß.)

„Du haſt uns lange warten laſſen, Anagnoſti,“ begann der Anführer der Räuber, an den ältern Mann ſich wendend; „dem jungen Ehepaar ſcheint es auf der Hochzeit wohl behagt zu haben.“ — Aller Augen richteten ſich bei dieſen Worten auf die junge Frau, deren Liebreiz ſelbſt durch die verweinten Augen und ängſtlichen Geberden nicht ganz verdrängt wurde. Mit ſchmerzlich zärtlichem Blicke hing ſie an ihrem Bräutigam, der auf einem Steine Platz genommen und ſich vom Wächter ſeine Wunde verbinden ließ. Welch ſchmerzliche Empfindungen mußten jezt in den Herzen dieſer Menſchen toben, die ſich geſtern, ja vor wenigen Stunden noch, für die glücklichſten Sterblichen halten durften! „Wollte Gott, ich hätte dieſen Tag nie geſehen!“ ſeufzte der Alte, der, wie ich merkte, der Vater der Neuvermählten war und ſeine Tochter nach ihrem neuen Wohnſitze geleiten wollte. — „Nun, Bräutigam,“ fuhr Kapitän Tricuits fort, dem jüngern Mann auf die Schulter klopfend, „ich dächte, wir brächten jezt den Handel ſchnell in Ordnung und ihr zögt weiter; bis Damala habt ihr noch ein gutes Stück Wegs.“ — „Ich habe dir ſchon geſagt,“ war die Antwort, „daß wir keine hundert Drachmen bei uns führen, geſchweige denn die von dir geforderten zweihundert Dukaten.“ — „Das thut mir leid; ſo muß ich zur Durchſuchung ſchreiten, die ich euch gern erſpart hätte; oder — ja, das iſt noch beſſer! ich behalte deine Frau als Unterpfand, bis ich die Summe empfangen.“

Ein Schrei des Entſetzens lenkte Aller Blicke nach der jungen Frau; ſie war bei den Worten des Räubers erblaßt und ſank jezt ohnmächtig in die Arme eines der Geſellen. Die Bitten des Vaters, des Bräutigams, ihnen die Hände zu löſen, damit ſie der Ohnmächtigen Hülfe leiſten könnten, waren vergebens. Mit den Worten: „das kennen wir, ſie ſtirbt nicht,“ legte man die Arme gleichgültig an die Erde nieder, ohne daß die Betheiligten auch nur zu ihr herantreten durften. Die Augen des Bräutigams ſprühten Feuer und Vernichtung; ein Glück für die Räuber, daß der Mann gebunden war, und in der That war die Kälte der Elenden ſo empörend, daß, wäre mein Gewehr noch geladen geweſen, jezt zwei derſelben ſich in ihrem Blute gewälzt hätten. „Gib ihm das Geld!“ ſchrie er dem Vater zu, „du ſiehſt, hier iſt jedes Wort verloren!“ — „Ich habe es nicht!“ ſtöhnte dieſer in größter Herzensangſt; „Gott weiß es! ich habe nichts als mein Leben!“ — „Du haſt das Geld bei dir, Anagnoſti,“ entgegnete einer der Räuber, „ich weiß es.“ — „Und mehr noch, als wir begehren,“ ergänzte der Chef; „ich dürfte nur dich und

Digitized by Google

dein Gepäck durchsuchen lassen; doch das ist mir zu umständlich. Ich nehme die Braut mit mir, und ihr könnt sie auslösen, wann es euch gefällig ist."

Wirklich wurden Anstalten getroffen, die allermittelst wieder Erwachte fortzuführen, da gewann endlich das Vaterherz die Oberhand über die Liebe zum Gelde; der Alte bewilligte das Lösegeld und band, nachdem man ihm die Hände freigemacht, unter Seufzen und Beten einen unter seinen Kleidern befindlichen Gurt vom Leibe, aus dem er den Klephten die geforderten zweihundert Dukaten vorzählte. Und die Räuber hatten Recht, der Beutel Anagnostis wurde hiedurch keineswegs erschöpft. Ich zweifle sehr, ob der Zahler so leichten Kaufs davon gekommen wäre, hätten jene den wahren Inhalt seiner Börse gekannt. Nachdem das Geld eingestrichen war, verkündigte der Führer seiner Bande, ihr „Tagewerk" sey für heute gethan, und sie sollen sich zum Aufbruch rüsten. Wir Alle betrachteten diese Erklärung als Zeichen unserer Erlösung; ich nahm mein Jagdzeug zu mir und sah sehnlich dem Winke entgegen, der mir abzutreten erlaubte. Doch die Sache ging nicht so schnell, als wir dachten. Kapitän Trieulis hielt es für angemessen, jeden erst einer speziellen Besichtigung zu unterwerfen, um den Leuten das, was ihm gefiel, nachträglich abzunehmen. So wurde auch ich inspizirt. „Wer hat dich losgebunden?" fragte der Räuberchef, als er meine freien Hände gewahrte. — „Ich," entgegnete ruhig der dabei stehende Mohr, und kein Wort wurde weiter über diese Sache gewechselt. — „Willst du mit uns ziehen?" fuhr der Führer fort; „du hast Anlagen und würdest mit mir zufrieden seyn." — Ich bedauerte natürlich sehr, diesen freundschaftlichen Antrag nicht annehmen zu können, indem es nicht in meiner Absicht liege, mir in Griechenland einen ruhmvollen Namen zu erwerben. — Der Palikare lächelte über meine Erwiderung, fand dieselbe nicht ganz unnatürlich und warf dabei einige bedeutungsvolle Blicke auf meine Fußbekleidung; sie galten einem Paar herrlicher Jagdstiefeln aus Marseille, so nett gearbeitet, wie sie wohl schwerlich je ein Jäger in Arkadien getragen. „Patriot," schmunzelte der Kapitän, indem er wohlgefällig seinen Schnurrbart strich, „ein Andenken wirst du mir doch gewähren? ich bitte um deine Stiefeln."

Ich hatte Ursache, es mit der Bande nicht zu verderben, denn außer meinem Jagdzeug trug ich eine goldene Uhr, einige Ringe und meine vor zwei Tagen erhaltene Monatsgage bei mir, und wünschte hauptsächlich, jeden weitern Aufenthalt zu vermeiden, Gründe genug, diese „Bitte" mit Vergnügen zu gewähren. Der Schwarze übernahm die Rolle eines Bedienten und entledigte mich meiner Fußbekleidung mit einer Geschicklichkeit, die jedem fürstlichen Kammerdiener Ehre gemacht haben würde.

Nach diesem Akt verließen uns die Räuber und waren in den waldigen Bergen bald unsern Augen entschwunden. Die Gefangenen befreiten sich unter einander von ihren Banden und zogen, Jedee seiner Straße nach, ungesäumt von dannen. Das finsterste Gesicht machte bei diesem Auseinandergehen der Arrestant aus Tripolitza; seine Hoffnungen hatten sich nicht verwirklicht; er ging mit dem Gerichtsdiener nach Nauplia ab.

Meine eigene Lage war ebenfalls nicht die erbaulichste. Ohne Fußbekleidung wanderte ich über steinigte, mit rauhem Gestrüpp bewachsene Berge, in Gesellschaft des Kaufmanns und einiger andern, unbedeutendern Personen, Tripolitza zu. Wir unterhielten uns über unser unglückliches Erlebniß, wobei ich meine Verwunderung übee die Frechheit ausdrückte, mit der sechs Räuber es wagten, eine der frequentesten Straßen zu sperren, und die Auffangung und Ausplünderung der Reisenden mehrere Stunden fortsetzen konnten, ohne auch nur im mindesten gestört zu werden. — „Wer soll sie hindern," nahm der um 2000 Drachmen erleichterte Handelsmann das Wort, „ruhige Leute aufzuhalten und auszuplündern, da wir keine Waffen mehe tragen dürfen? Die bayrischen Soldaten etwa? die haben Anderes zu thun, als für unsere Sicherheit zu sorgen! Die allgemeine, von der Regierung angeordnete Entwaffnung mag ihr Gutes haben, allein für die Sicherheit friedlicher Bürger war sie nichts weniger als heilbringend. Früher, wo kein Grieche ohne Waffen sich zehn Schritte von seinem Hause entfernte, konnten solche Gaunerstreiche, wie du heute gesehen, nicht vorfallen, und ich kann dir versichern, Anagnosti und sein Schwiegersohn, hätten sie die Frau nicht bei sich gehabt, würden auch ohne Waffen den drei Räubern zu schaffen gemacht haben."

Von ihm erfuhr ich zugleich, daß der gebrandschatzte Anagnosti ein reicher Mann aus der Gegend von Karithena sey, der vor einigen Tagen seine einzige Tochter an einen wohlhabenden Grundbesitzer aus Damala (Trözene) verheirathet habe und das junge Paar an ihren Wohnort geleiten wollte. Ohne Zweifel hatten die Räuber von diesem Zuge Kunde erhalten, und die Aushebung desselben war wohl der Hauptzweck ihres heutigen Unternehmens gewesen. Die übrigen Personen hatte man gewiß mehr der Sicherheit als der zu hoffenden Beute wegen aufgehoben, und dabei das, was zu profitiren war, so unter der Hand mitgenommen. — Nachdem ich eine Stunde gewandert seyn mochte, waren meine Füße schon in jämmerlichem Zustande, und ich war herzlich froh, als ich das Dorf Agiado-Campo erreicht hatte, von wo mich nach gemachter Anzeige des Vorfalls ein munteres Mauthier nach meiner Garnison Tripolitza trug.

H. v. P—tz.

Digitized by Google

Die totale Mondfinsternis in der Nacht vom 5ten auf den 6ten Februar.

(Fortsetzung.)

Jenes rothe, kupferfarbige Licht, welches der Mond bei totaler Verfinsterung öfters, ja meistens zeigt, ist nach einigen Astronomen (ich meine Lalande und unsern Monddeobachter Mädler) eine Wirkung der Strahlenbrechung in der irdischen Atmosphäre, wodei die Lichtstrahlen so gekrümmt werden, daß sie von allen Seiten, ringsumher, in den Raum des Schattenkegels eindringen, welcher, wenn keine Brechung der Lichtstrahlen stattfände, auch gar kein Licht empfangen würde. Man bemerkt daher, wodurch diese Ansicht bestätigt zu werden scheint, daß sich dieses Licht gegen den Mittelpunkt des Schattens hin am schwächsten darstellt, dergestalt, daß die dahin fallende Mondgegend das wenigste Licht zeigt, also am dunkelsten erscheint.

Die Leser wissen, daß die Erscheinung, welche sich uns als totale Mondfinsterniß darstellt, für den Mond gleichzeitig eine totale Sonnenfinsterniß wird, und nach Mädler kann man sich das merkwürdige Phänomen des bei totaler Verfinsternng röthlich schimmernden Mondes für den Monddewohner etwa so vorstellen: zuerst tritt, wenn für einen solchen angenommenen Monddewohner die Erde nun die Sonne gänzlich bedeckt hat (der Mond völlig in den Schattenkegel der Erde eingetreten ist), eine der Nacht nahe kommende Dämmerung ein; alsdann aber fängt der Selenit an, an der Seite, wo ihm die Sonne verschwand, einen lebhaft glänzenden, glühendrothen Ring zu bemerken, welcher sich nach und nach um die ganze Erdscheibe zieht. Ist die Finsterniß central (fallen die Mittelpunkte der Sonne, der Erde und des Vollmondes in eine gerade Linie), so muß sich dieser Ring zur Zeit der Mitte der Finsterniß concentrisch um die (scheindare) Erdscheibe, in gleicher Breite und Helligkeit zeigen, sonst aber nach der Seite hin, wo die Sonne vom Schatten weniger überragt wird, in eine Sichelform auslaufen. In beiden Fällen zieht er sich indeß allmählig nach der Austritts- (West-) Seite der Erde, wo ihn endlich das wieder hervordrechende Sonnenlicht überglänzt nnd verlöscht. — Ein wenig Nachdenken macht dies bei der obigen Annahme einer gleichmäßigen Beechung der Sonnenstrahlen in der concentrischen Dunsthülle der Erdkugel, nnd ihrer ringförmigen Hinlenkung in den Schattenkegel, ganz begreiflich.

Allein mit dieser Erklärung läßt sich der, von den Lesern auch bei der diesmaligen Beobachtung wahrscheinlich nicht übersehene Umstand schwer vereinigen, daß die, bei dem ersten Eintritte des Mondes in den Schattenkegel dem Auge verschwindenden Mondflecken wieder sichtbar werden, sobald die totale Verfinsterung anhebt. Andere Astronomen, z. B. Hahn, suchen daher den Grund der Erscheinung vielmehr in einer eigenen „Phosphorescenz" der Mondoberfläche, welche sich beim Eintritt der totalen Verfinsterung durch den Schatten der Erde natürlich am meisten demerklich machen müßte. Dieser Meinung pflichtet auch der Breslauer Astronom Boguslawski bei, sowohl in demjenigen, was er öffentlich über diese Mondfinsterniß geäußert, als mir privatim mitgetheilt hat. Man weiß, daß der Mond bei seinem Umlauf um die Erde der leztern beständig eine und dieselbe Seite zuwendet, wie, um diesen, in einem andern Sinne so oft besprochenen Umstand recht sinnlich deutlich zu machen, die Leser, wenn sie z. B. um einen runden Tisch gehen nnd demselben anfänglich den linken Aem zugekehret haben, sich beim ganzen Umgange immer mit demselben Aem gegen den Tisch (der hier die Eede, gleichwie der Leser den Mond vorstellt) gekehet finden. Diese, der Eede zugewendete Mondseite fängt also mit dem Neumond, oor welchem sie von der Sonne abgewendet war, an, sich auch dieser leztern zuzukehren, und empfängt demnach deren Licht bis zum Vollmonde hin über vierzehn Tage lang, immer mehr und mehr und ununteedrochen. — „Sie könnte also," meint Boguslawsky, „von dieser längern Sonnendestrahlung, etwa wie der Schwerspath oder Bononische Stein, allerdings eine solche, oben von Hahn behauptete Phosphorescenz behalten." Der verewigte Berliner Astronom Bode endlich vereinigt beide Vermuthungen. „Es ist ein ganz besonderer Andlick," sagte er über diese Sache, „den totai verfinsteeten Mond in oft lebhaft kupferrother Farde am Himmel zu sehen, so daß sogar viele seiner Flecken sichtdae dleiben. Man ist daher auf den Gedanken gerathen, daß außer der Erleuchtung, welche die verfinsterte Monbkugel etwa noch von gedrochenen Sonnenstrahlen erhält, ihre Oberfläche wahrscheinlich auch noch einen eigenthümlichen, vom vierzehntägigen Sonnenlichte erzeugten phosphorescirenden Glanz zeige, der im Eedschatten erst recht sichtbar werde." * Es scheint mir am angemessensten, sich dieser, beide Ansichten vereinigenden Bodeschen Meinung anzuschließen.

(Schluß folgt.)

* „Gänzliches Verschwinden des Mondes bei totalen Finsternissen," sezt Bode hinzu, „wie bei den oben erwähnten, von Kepler und Hevel berichteten, scheint sehr selten. Ich habe ihn noch allemal, und meistens in röthlichem Schimmer erkennen können." — Eben so sagt auch Boguslawski.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, März.

(Fortsetzung.)

Musikalische Zustände.

In der Schloßkirche wird seit etwa einem halben Jahr je ein Psalm von Marcello — der Text von Hofprediger v. Grüneisen sachgemäß bearbeitet, die Musik von Capellmeister Lindpaintner im Geist des Originals höchst lobenswerth, wie es scheint, und ohne subjective Ausweitung und Färbung instrumentirt — vor der Predigt gegeben. Jenen tiefgebildeten Tondichter, der vor hundert Jahren als ein angesehener venetianischer Staatsbeamter starb, kann man wohl unerschöpflich nennen. Die Einfalt seiner Themate, die anscheinende Simplizität, mit der er sie weiter entwickelt und umbildet, die Unschuld und Frömmigkeit der Gefühle, die daraus zu uns spricht, durchdringen uns unwiderstehlich mit wahrer religiöser Rührung. In den Momenten aufgeregter Empfänglichkeit fühlt man, daß Marcello aus seiner in unsere Seele Leid und Tröstung singt. So sehr wußte er die durchgebildete Kunst seines Satzes zu verhüllen, daß man unsere Compositeurs fragen möchte: Warum dichtet ihr ihm nicht seine Psalmen nach? So mystifizirt uns doch mit Gesängen, die wir für die seinigen hinnehmen! — Zuweilen war mir, als höre ich Händels Geist, in südliche Wärme und Süßigkeit getaucht. Sie waren Zeitgenossen; Händel war auch in Italien, überlebte aber Marcello um zwanzig Jahre. Ohne Zweifel hat des Italieners Kunstwesen auf verschiedene deutsche Componisten eingewirkt. Man kann diesem herrlichen Musikgenius sich nicht anders dankbar erweisen, als wenn man seine Schöpfungen alle in ein recht empfängliches Gemüth eindringen läßt. Es sind zehn Jahre, daß ich die zwei Folianten mit Psalmen, nachdem wir einige versuchsweise vorgetragen, mit wehmüthiger Sehnsucht betrachtete, und nun — ist mir auch dieser Genuß noch geworden. Man muß im zähen Leben nur warten können, und wenn Alles, doch die Geduld nicht verlieren.

Die Abonnementskonzerte der königlichen Hofcapelle haben im Ganzen auch dießmal einen guten Charakter, ja man kann ihnen nicht einmal eine zu entschiedene Modernität schuld geben, obgleich Beethoven, der Vielverehrte, doch gewiß ganz dem Geist der neuen Zeit angehört. Wir wollen es mit den Namen kurz machen. Wir hörten zwei Symphonien von Haydn, eine von Mozart, drei von Beethoven, darunter die berühmte oder berüchtigte neunte aus D-moll, worin der Schlußchor aus Schillers Ode „an die Freude" mit vier Solostimmen. Wir beugten uns vor manchem Kunstreichen, Schönen, fühlten aber die unendlichen Längen, als hätte der taube Tondichter immer und immer sein eigenes Werk hören wollen und nicht gehört, und machten vor der doch unläugbaren Mißlungenheit des eingeschalteten Freudenliedes und seiner Trivialität das Kreuz. Von Gesangsachen ist wohl sein Lied „an Adelaide" das Gefühlteste. — In den Symphonien bin ich etwas altgläubig und wünschte, daß man nie die ältern Classiker noch weit zu überbieten gesucht hätte. Welch ein schönes, frisches, heiteres Gemüth sprach aus Haydn! wie würdig und verklärt repräsentirt er seine Zeit, seine tonliebende, gesangfrohe Nation! wie kommlich und bequem ist er selbst in den kunstreichsten Sätzen! wie hat bei ihm die Tragik der Leidenschaft noch Anmuth und Grazie, gleich dem Medusenhaupt der Griechen! Das Alles ist nun schwer zu überbieten ohne gesuchtes Wesen, Schulkünstelei oder drastische Mittel. Es ist eine Idealität in ihm und Mozart, eine Vergeistigung der Mittel, gegen die sich das meiste Neue wie massiver Materialismus ausnimmt. Von Ouvertüren hörten wir von Beethoven wieder drei, darunter die erste Originalouvertüre zu „Fidelio," die freilich schon durch ihre Länge an das bekannte Wort erinnert: „Freund, ich habe nicht Zeit, einen kurzen Brief zu schreiben." Mit wie viel mehr Genuß hörten wir seine aus zusammengehaltenem Feuer gestoßene Ouvertüre aus „Egmont!" — Das Orchester spielte mit gewohntem kräftigen Ensemble je eine Ouvertüre von Cherubini, Gluck, Mendelssohn, Maria v. Weber, Berhuist. Das Werk des letztern war uns neu. Das Adagio begrüßte uns mit würdigem Ernst, das Allegro entwickelte sich mit ungezwungener Kunst. In den Evolutionen der Tonwelt hat der Musikfreund gern, wenn sich das Kommende nicht voraus singbar, doch auch nicht frappant, sondern neu, frisch, aber doch naturgemäß, wie Knoten aus Knoten an der Pflanze, darstellt. Das glaubte ich wohl in dieser Ouvertüre zu finden, doch war auch hinwieder viel materieller Sturm und Drang in dem langen Stück. — Von größern Gesangpartien kamen unter andern vor: acht Psalmen von Marcello, wovon drei vorzüglich ansprachen. Die Gabe war für ein Concert fast zu groß. Hier sang noch die für derlei Musik mit getragenen Noten unersetzliche Altistin, Fräulein Basse, die wir verlieren. Ein Baßsolo des Herrn Dobler: „Einst vom erhabnen Throne" mahnte an die sepulcralen Töne des Geistes in „Don Juan." Mozart hat diesen Psalm ohne Zweifel gekannt. Dem Genießer kann es eins seyn; aber der Kunstgelehrte möchte wissen, wo alles Geniale herstammt, und mit was die großen Geister aller Künste sich genährt. Auch „der deutsche Rhein" von Kuntel wurde vorgetragen. Näher hätten wir bei unserm Anerkennung verdienenden Orchestermitglied Abenheim, der in gefühlvoller, einfacher, auch volksthümlicher Lyrik glücklich ist, eine mehr Anklang findende Composition des Liedes gefunden, auf das aus bekannter leidiger Veranlassung die Sonne des Tages ein besonders blendendes Schlaglicht fallen ließ. — Von Glucks „Iphigenie in Aulis" wurde nach Ouvertüre und Chor auch noch der ganze dritte Akt gegeben. Alle hohe Achtung dem großen Geist, aber er repräsentirt doch besonders Eine Seite der dramatischen Musik, die deklamatorische. Er folgt den Gedanken und Empfindungen des Dichters, aber er individualisirt die Musikstücke nicht, abgesehen von den Chören, die sich schön isoliren. Unsere Neuern sind wohl auch meistens mehr Glucksten als Pucciniſten. Der Mangel an innerer Gesangesmelodie hüllt sich am leichtesten in eine am Texte sich fortleitende stylistische Harmonie. Mozart hielt auch hier, der schroffen Alternative entgehend, die rechte Mitte, und diese Parität, weder kältende Rhetorik, noch flaue Leyer, erzeugt gewiß die unsterblichsten Opern. Wären wir jedoch nur im glücklichen Falle, alljährlich eine Gluckische so zu hören, wie sie vom Meister gemeint war.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 55:

Stahlfeder.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 16. März 1841.

— Contracta sequor vestigia vatum.
Horat:

Échos lyriques.

Unter dieſem Titel * bietet Herr Eugene Borel eine Sammlung von Ueberſetzungen deutſcher Gedichte in's Franzöſiſche den Freunden beider Literaturen. Das ſehr hübſch ausgeſtattete Bändchen iſt der Königin Pauline von Würtemberg gewidmet in einem ſehr ſchönen franzöſiſchen Gedichte. Das kurze Vorwort gibt die Grundſätze der Uebertragung an. Der Verfaſſer findet ſich durch die bisherigen Verſuche franzöſiſcher Dichter, deutſche Poeſien der franzöſiſchen Sprache anzueignen, nicht befriedigt; er vermißt darin den Genius der deutſchen Poeſie; er erkennt in jenen meiſt allzufreien Uebertragungen nur unbeſtimmte, allgemeine Züge von Aehnlichkeit, und ſucht darin umſonſt die charakteriſtiſchen Schönheiten, den nationalen Stempel, die Farbe, die Individualität der deutſchen Muſe; er beklagt den Mangel jenes Zaubers von Innigkeit, Tiefe, Natürlichkeit und Zartheit, der eine neue Welt der Poeſie dem Ausländer öffne, welcher ſo glücklich ſey, zum wahren Verſtändniß der deutſchen Poeſie vorzudringen. Sein Syſtem iſt nun dieſes: „Er hat nicht gegiaubt, um treu zu übertragen, ſklaviſch alle Ausdrücke des Originals wiedergeben zu müſſen. Er hat zuerſt geſtrebt, ſich mit der Idee ſeines Vorbilds zu durchdringen, ſie ſich anzueignen, ſich mit ihr zu identifiziren; dann hat er ſich bemüht, ſie in franzöſiſchen Verſen wiederzugeben, ſo daß er die zeugende und herrſchende Grundidee unberührt und unverändert erhielt, dagegen nöthigen Falls manches Beiwerk, manche müßigen und ausfüllenden Epitheta opferte. Es gibt in der deutſchen Sprache eine Menge Ausdrücke, welche ſchlechterdings nicht überſetzbar ſind, und deren Umſchreibung immer nur einen matten Abglanz bieten wird. Dagegen hat der Verfaſſer wenigſtens geſtrebt, Farbe, Ton und Harmonie des Originals wiederzugeben, ſo weit es ihm die Eigenthümlichkeiten ſeiner Sprache zuließen." — Die Sammlung enthält Ueberſetzungen aus dreißig und etlichen Dichtern, am meiſten, etwa ein Drittheil, von Uhland. Die Deutſchen kann es nur erfreuen und ehren, daß ein ſo berufener Freund ihrer Literatur, der, von Neufchatel gebürtig, beiden Nationen verwandt iſt, es unternommen hat, den Franzoſen die deutſche Poeſie aufzuſchließen, und wir ſelbſt könnten nur über die materielle Treue dieſer Uebertragungen unſere Stimme abgeben. Den franzöſiſchen Kritikern gebührt es, über die Bereicherung ihrer Literatur durch dieſe Uebertragungen zu urtheilen, und ohne Zweifel müßte dies Urtheil nicht

* Échos lyriques, poésies traduites de l'allemand en français, par E. Borel. 1840.

Digitized by Google

minder günſtig und ermunternd lauten, als das des berühmten Dichters der Méditations und des Jocelyn,* wenn wir im jetzigen Augenblick unſern Nachbarn über dem Rheine ſo viel Kaltblütigkeit und Unparteilichkeit zutrauen dürften, etwas Deutſches mit ruhigem Sinne zu würdigen, einer ſolchen friedlichen Eroberung ſich zu freuen und in der gelungenſten Uebertragung deutſcher Gedichte ein Verdienſt anzuerkennen. Unſere Leſer aber werden mit Vergnügen einige dieſer Ueberſetzungen mit den Originaldichtungen vergleichen.

* S. XI. des Vorworts.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es ſagen?
Doch wunderbar ergriff mich's dieſe Nacht;
Die Glieder ſchienen ſchon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben ſchlagen.

Den Geiſt befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geiſt, der ſtets ſo ſicher ſich gedacht;
Erlöſchend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten ſchwere Träume mich befangen?
Die Lerche ſingt, der rothe Morgen glüht,
In's rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend friſch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

Uhland.

SENSATIONS DE MORT.

L'angoisse des mourants, qui pourra le redire?
Pourtant j'eus cette nuit un étrange tourment;
Mon coeur croyait toucher à son dernier moment,
Mes membres de la mort sentaient déjà l'empire.

Pour la première fois tremblait dans ce délire
Mon ame jusqu'alors libre d'ébattement,
S'éteignant tour à tour, et puis se reniment,
Comme une faible flamme, alors qu'un vent soupire.

Mais non.... c'étoit un rêve oppressant mon sommeil;
L'alouette a chanté, le matin luit vermeil;
La vie encor m'appelle à ses fêtes chéries.

Que dis-je? de la mort si l'ange avait passé....!
Ces fleurs, brillant hier d'un éclat nuancé,
Pâlissaient à l'aurore, et retombaient flétries.

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

Uhland.

LA CHAPELLE.

Du haut des monts l'humble chapelle
Saintement regarde au vallon,
Où, près d'une onde qui ruiselle,
Un berger radit sa chanson.

Mais tout à coup l'airain soupire,
Un chant de mort a résonné;
La voix du jeune pâtre expire,
Et l'enfant écouta, étonné.

De l'homme heureux de ces campagnes
Là haut monte le noir convoi;
Jeune pâtre de ces montagnes,
Un jour on chantera pour toi!

Winterlied.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus,
Und ſchaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus;

EN HIVER.

Près du toit où j'ai pris naissence
Je rêvais que j'étais assis,
Dans le vallon de mon enfance
Je promenais des yeux ravis;

Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingsland,
Und Blüthenflocken fielen
Mir über Bruſt und Haupt.

Als ich erwacht, da ſchimmert
Der Mond vom Waldesrand;
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land;
Und wie ich ringsher ſehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Eichendorff.

La souffle das brises errantes
Berçait les ramaaux du jardin,
Et des flocons de flaurs charmantes
Pleuvaient sur mo tèta et mon sein.

Et quand je rouvris le peupière,
La lune éclairait la forêt,
Et, dens cetta pàla lumière,
Un bord étronger m'antourait.
Et mon regard, qui se promèna,
Ne voit, pour flaurs, qu'un givre affraux;
La neiga blanchissait la pleine,
Et la vieillesse mes chaveux.

Die totale Mondfinſterniß in der Nacht vom 5ten auf den 6ten Februar.

(Schluß.)

Die Leſer werden bei Beobachtung unſerer Finſterniß bemerkt haben, daß die Grenzen des ſich über den Mond hin verbreitenden Erdſchattens überall Kreisbögen waren. Dies iſt aber der einleuchtendſte, ſchon von den Alten benützte Beweis von der Kugelgeſtalt der Erde. Da es nämlich bei der geringſten Aufmerkſamkeit auf den Himmel ſogleich in die Augen fiel, daß das, was den Vollmond verdunkelt, nichts anderes als der Schatten ſeyn könne, den die Erde der Sonne gegenüber auf ihn wirft, und da ſich die Grenzen dieſes Schattens, wie geſagt, jederzeit als Kreisbögen zeigten, ſo war der Schluß ſehr leicht, daß der völlige Erdſchatten (die Silhouette der Erde, wie Bogusławski ſagt) ein Kreis ſeyn müſſe. Nun gibt es aber außer der Kugel keinen einzigen Körper, welcher in allen Lagen einen kreisförmigen Schatten wirft, und die Mondfinſterniſſe lehren alſo durch den Augenſchein unwiderleglich die Kugelgeſtalt der Erde.

Zur genauern Berechnung einer Mondfinſterniß gehört auch die Zeitangabe des Ein- und Austritts wenigſtens der ausgezeichnetſten Mondflecken. Die zu erwartenden ausführlichen Berichte über dieſe Mondfinſterniß werden eine Menge ſolcher Flecken anführen. Ich erwähne aber hier ſchließlich nur eines Phänomens der Mondſcheide, der ſogenannten Strahlenſyſteme, welche wohl das merkwürdigſte und ſchönſte aller Mondgebilde ſind. Sieben der größern Mondringgebirge, Ariſtarch, Anaxagoras, Byrgius, Kepler, Kopernikus, Olbers und Tycho (weniger auffallender nicht zu erwähnen), ſind von radienartig fortziehenden Lichtſtreifen weit und breit umgeben, welche ſich 30, 50, 100, ja mehr Meilen weit erſtrecken, und quer über Ebenen, Bergketten, einzelne Berge, Krater, Rillen, und wie man alle die unzähligen Mondgebilde benannt hat, weggehen, und dieſe Erſcheinung iſt es, die ein „Strahlenſyſtem“ heißt. In der Nähe des den Mittelpunkt ſolcher Syſteme bildenden Ringgebirges drängen ſich dieſe Lichtſtreifen ſo dicht zuſammen, daß ſie wie ein Nimbus ausſehen; weiterhin verzweigen ſie ſich, ſind auch wohl durch Querſtreifen verbunden, durch mattere Stellen unterbrochen, oder es läuft aus ihrer Mitte ein dunklerer Streifen eine kurze Strecke fort. In einzelnen Fällen enden ſie plötzlich an einem Krater oder Ringgebirge; viele ziehen den Mondrändern zu und verlieren ſich hier, die meiſten aber laufen in der Ebene oder im Gebirge unmerklich aus. Das ausgedehnteſte dieſer „Strahlenſyſteme“ iſt das des Ringgebirges Tycho. Mehr als hundert unterſcheidbare, meiſtens meilenbreite Lichtſtreifen durchziehen vom Fuße dieſes Gebirges ab den ganzen ſüdweſtlichen Quadranten der der Erde zugewendeten Mondhalbkugel nach allen Seiten, und erſtrecken ſich zum Theil noch in den ſüdöſtlichen; ja zwei dieſer Streifen ziehen noch ungleich weiter fort, der eine, ein doppelter mit dunklem Zwiſchenraume, nach Nordoſten dem Mare nubium und Oceanus procellarum zu, wo er ſich nach etwa 150 Meilen Lauf verliert, der andere, einfacher und weniger glänzend, zieht faſt über die ganze ſichtbare Mondfläche, trifft, ſchon ſehr ſchwach, genau auf den Menelaus, wird von hier ab im dunklen Mare serenitatis plötzlich wieder heller, theilt dieſes in zwei faſt gleiche Hälften, und verſchwindet dann in den nördlichen Randlandſchaften. Er durchzieht alſo gegen 100 Grade eines größten Kreiſes, d. h. über 400 Meilen. — Wo

Digitized by Google

diese Lichtstreifen sich stark verbreiten, überglänzen sie im Vollmonde alles Andere; die damit umgebenen Ringgebirge blenden fast das Auge, das sich lichtstarker Fernröhren bedient. — Was sind nun diese Mondstrahlensysteme, denen die Ede auch gar nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat? Der große Mondtopograph Mädler äußert, „er habe nichts dagegen, wenn man sie für Vergiasungen halte.“ — Ich hege seit einiger Zeit meine besondern Vermuthungen darüber, will aber damit nicht eher hervortreten, bis ich erfahren haben werde, welche Beobachtungen hinsichtlich ihrer man etwa bei der neulichen Mondfinsterniß, die zur Erwähnung des wunderbaren Phänomens Veranlassung gegeben hat, gemacht haben könnte.

Nürnberger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, März.

(Fortsetzung.)

Musikalische Zustände.

Kürzlich erfreuten wir uns der Introduktion aus „Cortez.“ des schönen Quintetts aus dem „Opferfest“ und dann eines Akts aus Paesiellos „Barbier von Sevilla.“ Hier erschien recht klar, wie der Mozartsche Geist der dramatischen Bewegung und Entfaltung ganz derselbe ist, wie dieser italienische, nur in allen Beziehungen noch kunstreicher, tiefer, gefühlter, an den Text angeschlossener, wechselnder, kräftiger in Schatten und Licht. — Aus Spontinis „Fanista“ gab man die Introduktion. — Von unsern Virtuosen Rühmliches zu sagen, verbietet nur der Raum. Molique spielte zwei von ihm componirte Conzerte mit der Meisterschaft, welche ihm nun einen europäischen Ruf erworben hat. Jüngere Künstler, Barnbeck ꝛc., eifern diesem ihrem Vorbilde nach, doch scheint ein Spiel mit dem Schwierigsten, dabei Stärke und Milde des Ausdrucks, höchste Kraft in Schatten und Licht des Vortrags sein Künstlerregale zu seyn. Er mag sich in seiner Unerreichbarkeit solcher Anstrebungen erfreuen. „Il Tremolo,“ Caprice von Beriot, war eine ungemeine Künstelei, fieberhafte Zuckungen auf der Violine, die uns bei einem weniger gewandten Künstler hätten Angst machen können. — Verhalter und Reinhard (Clarinette), Reutlinger (Fagott), Panocha (Waldhorn), das Künstlerpaar Bohrer (Violoncell und Flügel) — sie Alle wußten an unser Gefühl zu sprechen und durch Bravour zu glänzen. Von den Matadoren des Gesanges gilt dasselbe. Mlle. Evers hat noch überdies den Reiz der Neuheit für sich. Die Arie der Susanne in der Laube in Mozarts „Figaro,“ welche ich schon von mehrern trefflichen Sängerinnen, darunter von einer hier von Vielen verkannten, der Mad. Pollert, ausgezeichnet schön, gefühlvoll und rein gehört, bleibt mir immer der Probierstein eines guten Vortrags.

Die musikalischen Unterhaltungen wollen im Museum nicht gedeihen. Das Publikum ist zu sehr das der größern Conzerte und der Oper, als daß die Leistungen eines engern Kreises diejenige Theilnahme erregen könnten, welche Künstler und Dilettanten für ihre Einübungen und Darstellungen in Anspruch nehmen möchten. So sind nun insbesondere die Letztern mit ihrem naturgemäßen Verlangen, sich öffentlich selbst zu hören und hören zu lassen, an Privatzirkel, an Familienkreise gewiesen. Manche resigniren sich auch wohl gänzlich und üben sich zwischen vier Wänden für vier Wände. — Dagegen haben diese Unterhaltungen in der Bürgergesellschaft ihren erwünschten Fortgang. Hier wechselt Ernst mit Scherz; die Künstler riskiren manches Komische, Burleske, und das Publikum, wohl auch meist aus dem höhern Bürgerstand und den Honoratioren, bewegt sich hier doch freier, als dort. Dasselbe gilt auch von den Damenunterhaltungen, den Tanzbelustigungen, Masteraden, Fremdenconzerten ꝛc. Es zieht ein heiterer Geist durch dieses Haus, wahrscheinlich die Folge einer größern Mischung der Stände.

Am 29. November gab der Violinvirtuose H. W. Ernst ein großes Conzert im Hoftheater. Vor zehn Jahren war er als Jüngling nicht lange nach Paganini hier aufgetreten, ein junger Geiger noch ohne Namen. Er gefiel dem halben Conzertsaal sehr; — die andere Hälfte war leer. Er versprach Wachsthum und hat es im reichsten Maaße gehalten. Er steht in der kleinen Reihe der größten jetztlebenden Violinspieler, und mahnte durch seine Vorträge an seine bedeutendsten Vorgänger. Er gab eine Phantasie, Variationen und eine Burleske. Wir sparen die allbekannten Kunstwörter, die seine Virtuosität bezeichnen würden. Wer hört eine beschriebene Musik? In kurzem Verlaufe durchmaß er mit einer Kunstgewandtheit, die auf die genialste Anlage sowohl, als auf die höchste Ausbildung zurückwies, die Skala der Empfindungen vom tiefsten Affekt bis zum launigsten Humor. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Conzert eines Virtuosen, den wir nicht den unsrigen nennen, dem ein bedeutender Künstlerruf vorangeht, der hohe Erwartungen erregt, nothwendig eine Ausstellung aller seiner Kunst, seiner Künste, selbst Künsteleien mitgerechnet, seyn muß. Das Publikum will empfinden, aber es will auch erstaunen; es will sich im Sturm entzücken, berauschen. Die Vielheit kann man nur durch Vieles bezwingen. Was Ernst — ein fast zu schlichter Name für einen reisenden Virtuosen — als seriöser Spieler vermag, zeigten die gemüthvollern Sätze der Variationen, ein Adagio und das berühmte E-mollsQuartett von Beethoven, das er in einer musikalischen Soirée durch einen wundervollen Vortrag beseelte. In der Burleske: „das Karneval in Venedig“ schwebten mir die Callot'schen Masken mit ihren Grimassen und Buffonerien vor. Es war ein Tongemälde voll Mimik und Dialog, ein unvergleichlicher musikalischer Scherz, bei dem wir die höchste Kunst mit in den Kauf nahmen. Ein mehrfacher stürmischer Beifall wollte den Künstler nicht loslassen. Es bewährte sich, daß die Violine in der Hand des Meisters doch am Ende das menschlichste, das zarteste und gewaltigste Instrument ist. — Ein zweites Conzert hatte sehr zahlreichen Besuch.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 17. März 1841.

In ſolchen Reih'n der Wappenſchilder Pracht,
Die bunte Chronik blutiger Geſchichten.
W. Scott.

Etwas von Heraldik.

Einſt war die Wappenkunde ein Hauptſtück im gelehrten Handwerkszeuge des Staats- und Geſchäftsmanns; ſie war nicht nur eine noble Paſſion vieler Hochgedornen, ſondern ſogar die mit großem Ernſt betriebene Liebhaberei manches ruhigen Reichsbürgers, der weit entfernt war, ſelbſt einen Blaſon zu beſitzen. Als der Lauf der Welt der unmittelbaren Bedeutung der Heraldik ein Ende machte, da fand, wie der Rittergeiſt ſelbſt, ſo auch die Luſt an den vielfachen Abzeichen der Geſchlechter eine lezte Herberge im weiten, reichen Kinderherzen. Sehr viele der ältern Leſer wüßten zu erzählen, wie ſie im ſüßeſten, unvergeßlichen Abſchnitt ihres Lebens, unmittelbar vor der erſten Liebe, neben der Schmetterlingsjagd mit heißer Sammelluſt Wappen bettelten, tauſchten und ſtahlen; wie ſie mit verwandten Gefühlen die Tag- und Nachtfalter nach Geſchlechtern zuſammenordneten, und die Siegel auf die Fürſten-, Grafen- und Herrenbank ſezten. Der Knabe ſah die bunten Schildereien auf dem Siegelwachs faſt wie Naturkörper an. Und hatte er nicht Recht in gewiſſem Sinne? Iſt doch auch das Wappenweſen, wie alle Entwicklung menſchlicher Ideen, kein Produkt reiner Willkür, ſondern organiſcher Gedanken, wobei die individuelle Laune und Ausrankung dem durchgehenden Geſetze gehorcht. Aber die Gedanken der Natur ſind ewig, die Wahrzeichen menſchlicher Kulturſtufen ſterben ab und werden zu Alterthümern. So iſt jezt die einſt ſo vornehme Wiſſenſchaft der Heraldik verſchollen, faſt zur Thorheit geworden, und es genügt, wenn jeder größere Bundesſtaat einen gelehrten Mann beſizt, der nebenher den Wappenkönig macht, hie und da in einem Prozeß ein antiquariſches Gutachten gibt und den Blaſon eines Neugeadelten cenſirt.

Die leidenſchaftliche Natur der Vorgänge, durch welche die alte Bedeutung des Adels vernichtet wurde, machen freilich den gänzlichen Verfall der heraldiſchen Studien ſehr begreiflich; aber die Verſchmelzung der Stände iſt weit genug gediehen, daß der Bürger heute ohne Groll und Eiferſucht Bilder betrachten kann, welche, einſt Symbole der ernſteſten Thatſachen, jezt nicht viel mehr ſind als Erinnerungen. Es liegt am Tage, daß die Heraldik ein gar nicht unwichtiges geſchichtliches Element iſt, und unſere Unwiſſenheit darin ſteht in auffallendem Widerſpruch mit den ſonſtigen Anſprüchen der Zeit auf hiſtoriſche und antiquariſche Bildung. Noch immer, auf Denkmälern aller Art, begegnen uns täglich die Abzeichen von tauſend Geſchlechtern. Für die meiſten von uns ſind es bedeutungsloſe Schnörkel, ſtumme Hieroglyphen; wer aber ihre allgemeine Sprache zu deuten und in ihr den Styl der verſchiedenen Zeitalter zu faſſen weiß, dem

ſagen Kreuzgang und Kapelle, Halle und Thorweg, das Grabmal und das Krokodild weit mehr und lebendigere Geſchichte vor, als Rund- und Spitzbogen, Steinroſen und bunte Scheiben, die Gewandung von Statuen, Zeichnung und Colorit der Bilder für ſich predigen. — Es iſt ja ein Charakterzug unſerer Kultur, daß ſie alle in der Zeit hinter uns, im Raum ferne von uns liegenden Bildungsſtufen unſeres Geſchlechts in ihrer Nothwendigkeit und Berechtigung anerkennt, und ſo ſchickt es ſich auch nicht, daß wir das, was ſo ganz der Ausdruck eines langen Zeitalters iſt, mißachten oder gar verſpotten. Gewiß thäte der nichts Ueberflüſſiges, der es verſtände, durch glückliche Darſtellung die Heraldik wieder zu beleben, ſo daß ſie, als Hülfszweig der bei den Weltleuten ſo beliebten antiquariſchen und Kunſtſtudien, im Kreiſe der allgemeinen Bildung ihren Platz einnähme.

Einer unſerer Mitarbeiter bereitet ein kleines Werk der Art vor, das den Titel Ehrenhold führen wird, und wir haben es gerne übernommen, durch dieſe Zeilen und durch das folgende Bruchſtück auf ein Buch aufmerkſam zu machen, das um ſo nützlicher werden kann, je weniger ein großer Theil der jetzigen Generation einen Begriff davon hat, daß ſich von Wappen etwas lernen läßt.

* * *

Ernſte Stille der dunkeln Nacht, heilige Einſamkeit, du biſt die Hüterin der Unſchuld, die ſchlummernd in deinen Armen ruht, du biſt die Freundin des Weiſen, der, von dir gehegt und geſchirmt, ungeſtört ſeine Gedanken, gleich koſtbaren Perlen, aneinander reiht, und dem Dichter biſt du hold und gewärtig, der, wachen Träumen hingegeben, mit der Seele klaren Augen in die Vergangenheit blickt, verſchollene Jahrhunderte an ſich vorüberziehen ſieht und mit Geiſtern Zwieſprach pflegt, deren ſterbliche Hülle längſt ſchon von der Erde ſpurlos verſchwunden iſt. Nicht immerdar aber iſt es des Dichters Beruf, die Geſtalten auf's Neue zu beleben, deren Namen und Thaten die ernſte Wiſſenſchaft mit ſcharfem oder ſtumpfem Griffel auf ihre Tafeln von Erz zeichnete, oder kräftiges junges Leben aus Schutt und Trümmern hervorzurufen; oft haften ſeine träumeriſchen Blicke an irgend einem alten Pergament, auf den vergildten feuchten Blättern eines ſeit Menſchengedenken nicht mehr geöffneten Folianten, und ſtatt die todten Buchſtaben mit dem Zauberſtab der Einbildungskraft zu berühren, daß ſie ſich regen und bewegen, Geſtalt, Form und Weſen annehmen, betrachtet er ſie mit dem Auge deſſen, der nicht ſchauen, ſondern nur wiſſen will, gibt ſich das Anſehen eines Gelehrten und ſpricht über Dinge, von denen das lebende Geſchlecht wenig mehr weiß, und die eben dadurch, daß ſie ſo alt ſind, den Reiz des Neuen theilen.

(Fortſetzung folgt.)

Échos lyriques.

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erſchien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die erſten Lerchen ſchwirrten,
Ein Mädchen ſchön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher ſie kam;
Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.

Beſeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

LA JEUNE ÉTRANGÈRE.

Chez les pasteurs d'une pauvra vallée
Apparaissait au retour du printemps,
Dès que chantait l'alouette éveilléa,
Une vierge, ange aux attraits éclatants.

L'humble vallon n'était pas sa patrie,
De son berceau nul ne savait le lieu,
Et l'on perdait sa trace tant chéria,
Dès qu'aux pasteurs elle avait dit édieu.

A sa présence, émus et pleins d'ivresse,
Les coeurs d'amour se sentaient embraser;
Mais imposante, et pleine de noblesse,
Elle forçait les yeux à se baisser.

Elle apportait, la vierge ravissante,
Des fleurs, des fruits mûris sous d'autres cieux,
Sous un soleil à l'ardeur bienfaisante,
Et sur des bords qu'avaient béni les dieux.

Digitized by Google

Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beſchenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäſte;
Doch nahte ſich ein liebend Paar,
Dem reichte ſie der Gabe beſte,
Der Blumen allerſchönſte dar.

Schiller.

De sa bonté tous receveient pour gage
Les fleurs, les fruits, que sa main leur offrait;
Adolescents, vieillards courbés par l'âge,
Chacun, ravi, dans ses foyers rentrait.

Son doux accueil respirait la tendresse;
Mais quand venaient deux amants pleins d'ardaur,
Sa main pour eux prodiguait sa richesse,
Et leur offrait sa plus charmante fleur.

Die Nacht.

Der Tag mit goldnem Licht iſt ſchon entflohn,
Wohl über Land und Meere weit davon,
Die Nacht eilt zitternd nach, und rühret kaum
Noch ſeines blauen Mantels rothen Saum;
Die Abenddämmrung weht um ihr Geſicht,
Auf ihren Armen glänzt ein falbes Licht.

Zu Füßen wallt ihr dunkeles Gewand,
Den Mond, als Leuchte, nimmt ſie in die Hand,
Den Sternenſchleier um das Haupt ſie nimmt,
Auf Bergen wandelt und durch Meere ſchwimmt,
Dem Tag zu kommen auf die lichte Spur, —
Er aber, unerreichbar, fliehet nur.

Doch Morgens früh, wenn ſie ihn bald erreicht,
Erröthet ſie, und wieder ſchnell entweicht;
Von ihren Liebesthränen ſind noch naß
Die Blumen in den Gärten und das Gras.
Der Tag erſcheint: nichts wiſſend von der Pein
Saugt er als Liebestrank die Thränen ein.

Niklas Müller.

LA NUIT.

Avec ses rayons d'or, dans le vol qui l'entraîne,
Loin des monts et des mers, déjà le jour s'enfuit,
Et, tremblant sur ses pas, l'infatigable nuit
De son manteau d'azur baise la frange à peine;
Un douteux crépuscule entoure sa beauté,
Et ses bras sont couverts d'une pâle clarté.

Sa robe sur ses pieds tombe et flotte en plis sombres,
La lune, blanc flambeau, se balance en sa main,
Ceint d'une voile étoilé, son front brille, serein,
Elle franchit les mers et les monts dans les ombres;
Sur la trace du jour elle s'élance encor....
Mais le jour sans repos suit son rapide essor.

Enfin, près de l'atteindre à l'aube blanchissante,
Pudique, elle rougit, et s'envole soudain:
De ses larmes d'amour chaque fleur du jardin
Garde un moment encor la trace éblouissante.
Le jour brille, et son astre, ignorant ces douleurs,
Comme un philtre d'amour, de la nuit boit les pleurs.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Das archäologiſche Inſtitut.

Der Archäolog des Berliner Muſeums, Profeſſor Ed. Gerhard, welcher den Winter in Rom zubringt, hat ein Schriftchen über das Inſtitut für archäologiſche Correſpondenz drucken laſſen, an deſſen Gründung er vor nunmehr zwölf Jahren den lebhafteſten Antheil genommen, und deſſen erſter dirigirender Sekretär er geweſen. In dieſer Notice sur l'Institut de correspondance archéologique wird mit Recht darauf hingewieſen, wie ſeit Winckelmanns Zeit das archäologiſche Material in einem ſolchen Maaße ſich gemehrt, daß hunderte, ja tauſende von Denkmalen antiker Kunſt die Stelle iſolirter Exemplare eingenommen, welche jener große Forſcher geſehen, und wie eben dieſe außerordentliche Anhäufung von Monumenten aller Art, die wir den glücklichen Ergebniſſen großartiger Ausgrabungen verdanken, um ſo mehr einen Mittelpunkt wünſchenswerth, ja nöthig machte, von welchem aus die gelehrte Welt mit möglichſt detaillirter Kunde derſelben verſehen würde. Dies Bedürfniß der allgemeinern Bekanntmachung und der Centraliſirung der gewonnenen vereinzelten Reſultate ſprach ſich auf verſchiedene Weiſe aus: im Jahr 1827 begann Gerhards Sammlung unedirter Denkmale, die noch fortgeſetzt wird, im Jahr darauf Raoul-Rochette's Monuments inédits. Einen abgeſchloſſenen Gegenſtand umfaſſend, waren Inghirami's Monumenti etruschi o di etrusco nome ſchon zu Ende geführt, und noch ſpezieller trat das Museo etrusco Chiusino auf. Ottfried Müller machte in ſeinem Handbuch der Archäologie der Kunſt einen glücklichen Verſuch, die Maſſe des Vorhandenen überſichtlich zu ordnen,

Digitized by Google

und einen Wegweiser durch das gewaltige Gebiet zu geben. Mit diesen Bestrebungen hängt die Gründung des archäologischen Instituts zusammen, die unter dem Schutze des jetzt regierenden Königs von Preußen, bei dessen italienischer Reise im Jahr 1828 zu Stande kam. Rom, als Mittelpunkt der archäologischen Forschungen, bot das natürlichste Centrum auch für eine solche Vereinbarung dar, die, wenn auch von Fremden ausgegangen, im Lande selbst lebhafte Theilnahme fand, und bald die bedeutendsten Gelehrten Italiens, von denen Frankreichs und Englands nicht zu reden, zu den Ihrigen zählte. Mit dem Jahr 1829 begannen die Publikationen des Instituts: sie bestanden in Jahrbüchern, welche größere wie kleine Arbeiten enthielten; in monatlichen Bülletins, welche die neuen Entdeckungen und Bereicherungen der Wissenschaft zur Sprache brachten und deren Kunde rasch verbreiteten; endlich in Abbildungen unedirter Denkmale, älterer sowohl, von denen noch gar keine, oder keine befriedigenden Zeichnungen publizirt worden waren, wie neuaufgefundener. Auf solche Weise wurde dem Zwecke der Anstalt nach allen Seiten hin entsprochen; einestheils vermehrten die gelehrten Abhandlungen die Zahl schätzbarer Monographien, anderntheils ließen die Bülletinsnotizen bequemer und vollständiger, als es irgendwo bisher geschehen und möglich gewesen, die neuen Bereicherungen des Materials überblicken, während die vielen und schönen Kupfertafeln eine unglaubliche Menge über alle Ländee der alten Welt zerstreuter Kunstwerke zur Anschauung brachten. Während, namentlich was die Herbeischaffung des Stoffes betrifft, die italienischen Mitglieder wohl die thätigsten waren, blieb die eigentliche Leitung in den Händen der Deutschen, unter denen der Geheime Legationsrath Bunsen als Generalsekretär, Prof. Gerhard und Dr. Panofka als dirigirende Sekretäre zu nennen sind. Letzteren schlossen sich an, zum Theil in der Administration sie ersetzend, der nunmehr verstorbene Dr. Kellermann (1835), Dr. E. Braun (seit 1854), Dr. R. Lepsius (1836—1838) und Dr. W. Abeken. Der Herzog von Luynes, als thätiger Chef der französischen Section, nahm an der Redaction den regsten Antheil. So hat das archäologische Institut während der vollen eilf Jahre seines Bestehens vielfach gewirkt und auf die Richtung der wissenschaftlichen Forschung den wesentlichsten Einfluß geübt. Sein Kreis hat sich immer erweitert; zuletzt (1836) wurde die egyptische Alterthumskunde hineingezogen und in mehreren tüchtigen Arbeiten erläutert. Wie den Hieroglyphen, wurde den außerordentlich reichen Vasenfunden von Vulci, der Topographie Roms und der alten Geographie Mittelitaliens, den neueren Ergebnissen pompejanischer Ausgrabungen u. s. w. ausführlichere Beachtung gewidmet.

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, März.

(Fortsetzung.)

Musikalische Zustände.

Eine glänzende Versammlung erfüllte am 8. December den Redoutensaal. Thalbergs Spiel sollte gehört werden. Ist auch das Fortepiano ein nicht in gleichem Maaß ansprechendes, ergreifendes, in das Gemüth einschneidendes Instrument, als die Violine, so zählt es dagegen bei weitem mehr Spieler beiderlei Geschlechts, namentlich in hiesiger Residenz, die also auf den Vortrag eines so berühmten, ihnen schon aus seinen Compositionen bekannten Meisters, als auf einen hohen, belehrenden Genuß gespannt seyn mußten. Um über die Art seines auf der höchsten Stufe der Vollendung stehenden Spiels von dem Standpunkt dilettantischer Ansicht aus Einiges wenigstens zu sagen, wollen wir an einen unvergeßlichen Namen, an Clara Wieck erinnern. Wenn ihr Spiel, so kunst- als seelenvoll, die Gemüthsseite in nie vernommener Tiefe darstellte, so mußte man bei Thalberg den Kunstverstand, die höchste Macht, Sicherheit, Unfehlbarkeit in Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten bewundern. Da sich diese Sieghaftigkeit in seinen drei Vorträgen: Phantasie über Motive aus Rossinis „Moses," Serenade und Menuett aus Mozarts „Don Juan" und Caprice über Themas aus Bellinis „Nachtwandlerin" wiederholte, so sind wir versucht, durch ein Bild, das uns auf dem Heimweg ungesucht kam, eine schwache Andeutung davon zu geben. — Man denke sich einen großen Meister, der von einem jungen Talent, etwa einem geliebten Töchterchen, eine bekannte Melodie mit einfacher Begleitung vortragen läßt, daneben aber auf seinem Instrument in angewohnter genialer Selbstthätigkeit dieses Uebungsstück des Zöglings mit den kunstreichsten Läufen, Harpeggien in bewunderungswürdiger Fertigkeit der beiden Hände gleichsam umspielt, es als Grundlage seines phantastischen Musikgewebes mit den blendendsten Figuren benützt. So hat man eine ungefähre Anschauung der Hauptmassen des Gegebenen. Nun ist aber dieses Duo von Vortrag, dieser Doppelspieler der Meister selbst allein, und in seine zwei Hände ist die ganze kühne Aufgabe gelegt, die er mit wunderbarer Gewandtheit, ja mit anscheinender Leichtigkeit löste. — Er spielte auf einem neuen Flügel unseres Schiedmeier von deutlichster Pronunciation, und machte dieser Fabrik über ihre Instrumente öffentlich ein Compliment. — Freuen wir uns, daß gerade die größten Virtuositäten locomotiv sind, daß sie sich weitern Kreisen der Welt gönnen, daß wieder ein musikalisch berühmter Name, der uns längst ein unruhiges Verlangen nach Näherung erweckt hatte, zu uns gekommen, und zur leibhaften, künstlerisch und persönlich ansprechenden Gestalt geworden ist. — Zur Herstellung einigen Gleichgewichts des Referats über unsere Musik sollte nun auch über die hiesige Oper etwas gesagt werden; aber leider geht mir hiezu ab, was mancher Referent für eine Kleinigkeit hält, die Anschauung. Der beliebten französischen, so wie der neudeutschen, z. B. Robertteufelschen Musik kann ich nicht denjenigen Geschmack abgewinnen, der mich zum Operngänger machte. Zum „Faust" von Spoe zog mich's einmal. Ich ärgerte mich über den lahmen, süßlichsmoralischen Text. Wie viel Schöneres, Wirksameres gäbe der Goethesche! Gute Musik vermag zwar viel; schöner Gesang z. B. kann eine häßliche Sängerin nicht nur erträglich, sondern sogar anmuthig machen, denn er zeigt Seele und Gemüth, das bessere Theil des Menschen, dabei eine feine Organisation. Aber ein lahmer Text zieht die beste Musik herab. Wir glauben den faden Leuten nicht, was sie singen. Hier hat doch Mozart größtentheils glücklich gewählt. Mag man gegen einige seiner Textbücher, z. B. gegen die Zauberflöte sagen, was man will, es sind doch Scenen und Gestalten, oder wenn man will, Situationen und Charaktere darin, und das Ganze hat ein magisches, selbst in Goethes zweitem Theil nicht übertroffenes Helldunkel, eine Rembrandtsche Haltung und Modellirung.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 8.

Mittwoch, 17. März 1841.

[35] Bei J. J. Weber in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. BERNHARD LEBENSBILDER aus DÄNEMARK.

1. Band: Die Hospitalverlobung. 1 Thlr.
2. „ Eine Familie auf dem Lande. 1 Thlr.
3. „ Der Eilwagen. Ein Sprichwort. 1 Thlr.
4. Band: Die Deklaration. 18 gGr.
5. „ Der Commissionär. Tante Franziska. 1¼ Thlr.
6. „ Der Kinderball. Die Hauptfehler. 1 Thlr.

6 Bände. Preis 6 Thlr.

[114] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

ALLGEMEINE

PHONOLOGIE,

ODER

NATÜRLICHE GRAMMATIK

DER

MENSCHLICHEN SPRACHE.

Mit specieller Anwendung

auf das Hebräische, Griechische, Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Deutsche, und die resp. alten und neuen Mundarten.

Von

Max Wocher,

Th. Lic., Professor und Konviktsvorstand in Ehingen an der Donau.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Inhalts-Uebersicht.

Einleitendes. §§. 1 flg. I. Abtheilung. Von der organischen Lautbildung im Allgemeinen. I. Abschn. *Die Lautgesetze.* §. 3: Euphonie, das Grundprincip. *Erstes Hauptgesetz.* Euphonie für das Sprachorgan. §§. 4 – 9. Besondere Lautgesetze. §. 10. *Zweites Hauptgesetz:* Euphonie für das Ohr. §. 11. Das Musikalische im Symphonismus der Sprache. II. Abschn. *Allgemeine Anwendung auf Aussprache und Lautgestaltung.* §. 12. Symphonische Gliederung der Silbenordnungen. (Silbenabtheilung.) §. 13. Die feinern Unterschiede der Vokalaussprache durch Symphonie zu ermitteln. §. 14. Gibt es ursprüngliche Vokale? §. 15. Lautwandel je nach Symphonie. §. 16. Weitere Einflüsse der Symphonie: A) in Beziehung auf Silbenquantität. §§. 17 – 22. B) Symphonie im Accent. §. 23. Einheit von Quantität und Accent in der Aussprache, die Bedingung des Wohllauts. §. 24. Gibt es Ausnahmen? II. Abtheilung. Das Walten des Sprachgeistes in Entwicklung und Ausbildung des Sprachorganismus. I. Abschn. *Das logische Element in der Gestaltung des phonetischen.* §. 25. Betrachtung des Sprachvermögens in Beziehung auf die intellektuelle Technik der Sprachen. I. Kap. *Entstehung der Flexion.* §§. 26 – 34. Artikel und Genus. Verhältniss der Genera. Deklination und deren Gliederung u. s. w. II. Kap. *Entstehung der Rektion.* §§. 35 – 38. Phonetische Gestaltung der Rektion; symphonische Ausbildung der Kasusformen u. s. w. III. Kap. *Organische Gestaltung aller Bestandtheile eines Satzes.* §. 39 a. Symphonie in der Kongruenz von Genus-, Personal-, Numerus- und Kasusformen im Satze. §. 39 b. Das Verbum als Ergänzung eines andern Verbalbegriffes im Satze. §. 40. Casus absoluti. §. 41. Consecutio temporum et modorum. §. 42. Symphonische Wirkung der Partikeln. §. 43. Komposition nach ihren logischen und phonetischen Momenten betrachtet. §. 44. Schlussbemerkungen: Ueber Entstehung der grammatischen Suffixe. II. Abschn. *Relatives Uebergewicht des phonetischen Elements über die Sprachform.* I. Kap. *Symphonische Eigenthümlichkeit eines jeden Sprachorganismus.* §. 45. Organische Ineinsbildung jeder Sprache und Mundart. §. 46. Behandlung der fremden Wörter. §§. 47–52. Die Mundarten. §. 53. Das Eigenthümliche der Schriftsprache. (Leitende Grundsätze.) II. Kap. *Vermittlung der Euphonie durch verschiedene Flexion und Konstruktion.* §§. 54–63. Formenwechsel im

Hebräischen, Griech., Lat., Ital., Franz., Engl. und Deutschen. §. 64. Wortstellung. Eigenthümliche Gebundenheit derselben nach logischen und phonetischen Momenten. §. 65. Fortsetzung: Wechsel der Wortstellung nach Symphonie. §. 66. Einwirkung des phonetischen Elements auf die logische Technik der Sprachform. III. Abschn. *Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements in der Gesammtentwicklung der Sprache.* I. Kap. *Unmittelbare Betrachtung dieses Verhältnisses.* §. 67. Das Onomatopoetische oder Symbolische des Lautes. §. 68. Die Principien der Bewegung und der Stetigkeit. §. 69. Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements. II. Kap. *Geschichtliche Veranschaulichung des innigen Verhältnisses im Entwicklungsgang der Sprachen.* §. 70. Das Hebräische, im Verhältniss zu den Dialekten. §. 71. Das Altgriechische. §. 72. Das Neugriechische. §. 73 flg. Das Lateinische, mit Rücksicht auf seine älteste Gestalt. §§. 75—77. Das Ital., Franz., Englische. §. 78. Das Deutsche. Gothisch. §. 79. Altdeutsch; Mittel- und Neuhochdeutsch. §. 80. Rückblick und Schlussbemerkungen. Beilagen; S. 501—512.

Mottos: „Wer nichts auf wahrnehmungen hält, die mit ihrer factischen gewissheit anfangs aller theorie spotten, wird dem unergründlichen sprachgeiste nie näher treten."

J. Grimm.

„Eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. *Sprache* und *Leben* sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung* ist in diesem Gebiete nur Wiedererzeugung.

W. v. Humboldt.

Durch treue und sorgfältige Naturbelauschung ist es dem Herrn Verfasser gelungen, die einfachen grossen Gesetze zu ermitteln, die allem organischen Bilden und Gestalten des Sprachgeistes zu Grund liegen, und auf unversuchten Wegen Resultate zu gewinnen, die sowohl durch und durch praktisch, als auch theoretisch für die tiefere, wissenschaftliche Sprachkunde manche Räthsel zu lösen geeignet sind. Was man sonst bei den Regeln der Grammatik nur als Willkür des Sprachgebrauchs, nur als zufällig Gegebenes zu betrachten versucht wird, das erscheint im Zusammenhang des hier dargelegten Systems (welches eben die einfachste und tiefste Grundlage alles rationellen Sprachstudioms ist,) als tiefbegründet, als lautere Gesetzmässigkeit. — Uebrigens möchte das Buch nicht blos dem Gelehrten vom Fach gewidmet seyn, sondern auch jedem Freunde anziehender, gründlicher Sprachstudien. Kenner und Liebhaber der alten und neuern Sprachen wird es namentlich anziehen, dass auch die Feinheiten des Styls, und mit den Mundarten auch die geschichtliche Entwicklung derselben (beim Deutschen, auch das Gothische, Altdeutsche,) zur Besprechung kam.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[91] So eben ist in der **Schlesinger**'schen Buch- und Musikalienhandlung in **Berlin** erschienen:

Moscheles & Fetis. Die vollständigste Pianoforteschule (Méthode des Méthodes de Piano) nebst den instructiven Uebungsstücken und den neuen für diese Schule comp. Etuden von Chopin, Dohler, Heller, Henselt, Liszt, Mendelsohn-Bartholdy, Moscheles, Taubert, Thalberg. Mit deutsch. u. franz. Text. Lief. 3—5. (jede von 6 Bogen in Fol.) Subscr.-Pr. à 16 Gr. = 1 fl. C. M. (Ladenpreis à 1 Rthlr.)

Panseron. Musikalisches A B C, den Familienmüttern zum Unterricht ihrer Kinder gewidmet und Gesangübungen mit Begl. des Pfts. Mit deutsch und franz. Text. Nebst Kinderliedern, comp. von Fr. Rücken. Lief. 1. u. 2. (jede von 6 Bogen in Fol.) Subscr.-Pr. à 16 Gr. (Von Cherubini sehr empfohlen) auch unter dem Titel: A B C musical ou Solfège av. Acc. de Piano, dédié aux mères de famille.

Mozart. Requiem. Vollst. Clavierauszug neu arr. v. Klage. Mit latein. und deutsch. Text und 6 Uebersetzungen des Requiem als Beilage. Subscr.-Pr. 1 Thlr. Ladenpreis 2 Thlr.

---

[67] **Für Leihbibliotheken und Lesevereine.**

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Erzählungen

von der

Verfasserin der Bilder des Lebens.

Zwei Bände.

8. broch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 Gr.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nr. 34, 1839, der Blätter für Literatur und bildende Kunst stehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist, welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blättern beurkundet haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein echt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tageserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lektüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben, und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit wie von zelotischer Eiferung, sondern die lebensvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungen. Nur steht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der, seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsre Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[98] Zur Erinnerung wichtiger, erlebter Tage:

200 Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon,

sowie dessen letzte Lebenslage und Tod.

Nach zuverlässigen, authentischen Quellen; bearbeitet von Robertin.

8. broch. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.)

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

[17] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs-Schrift

für 1841.

Erstes Heft oder Januar bis März.

Inhalt: Ueber die Schwankungen des circulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreise der Dinge in den letzten fünf Decennien. — Deutschland und die Schweiz. — Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unserer Zeit. — Unser Unterrichtswesen im Verhältniß zur Nationalität. — Ueber die Vertheidigung des westlichen Deutschlands gegen Frankreich; besonders Beantwortung der Frage: Soll Rastatt eine Bundesfestung werden? — Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen. — Ueber Provinzialstände. — Gedanken über das Verhältniß der Naturforschung zur heutigen Kultur. — Ideen zu einer künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibnitz. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[74] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835,

auf der ich Elf Blinden-, verschiedene Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisen-Anstalten

als Blinder besucht

und in den nachfolgenden Blättern beschrieben habe.

J. G. Knie,

Oberlehrer der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt.

Mit einem Vorwort

von

Wolfgang Menzel.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Das Werk füllt eine fühlbare Lücke unsrer Literatur aus, indem es eine Statistik der deutschen Blinden-Anstalten gibt. Abgesehen von dem Werthe, den es in dieser Beziehung für Administrativbehörden, Wohlthätigkeitsvereine und Pädagogen hat, erhält es ein ganz besonderes Interesse durch den Reisebericht des Verfassers. Von früher Kindheit an blind, besitzt Herr Knie gleichwohl eine seltne wissenschaftliche Bildung, Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen und eine Lebhaftigkeit, wie sie bei Blinden ganz ungewöhnlich erscheint. Von diesen Eigenschaften unterstützt, durfte er es wagen, ganz allein ohne irgend eine schützende Begleitung, außer der zufälligen im Eilwagen, Deutschland zu durchreisen, und es glückte ihm, sich überall schnell zu orientiren und sogar Manches mit geschlossenen Augen zu bemerken, was dem Sehenden entging.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[123] Im Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Aquarelle

aus

dem Leben.

Von

August Lewald.

Zwei Bände. Schönstes Velinpapier, elegant brochirt. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

Lewalds Talente, Menschen und Städte, Zustände, wie sie das Leben liefert, zu schildern, hat schon so allgemeine Anerkennung der Kritik und mehr noch des großen deutschen Publikums gefunden, seine früheren Genrebilder und Aquarelle haben einen so weiten Leserkreis erfreut, daß auch diese neueste Fortsetzung derselben der deutschen Leselwelt eine angenehme Spende seyn wird. Dem Norden unseres Vaterlandes, besonders dem Leben und Treiben in Hamburg, dieser alten Hansestadt, wo der großartige Welthandel germanische Elemente in so eigener Weise durchdringt, ist ein höchst interessanter Abschnitt gewidmet. Andere Kapitel liefern gelungene Mittheilungen aus Süddeutschland, Bilder aus dem Wanderleben, kleinere Skizzen, die, wie Bildchen eines bedeutenden Meisters, einen prägnanten Eindruck, sey es ein rührender oder heiterer, hinterlassen.

Digitized by Google

In demselben Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Leben.

Von

H. Koenig.

Zwei Bände. Schönst Velinpapier, elegant brochirt.

Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Wenige Schriftsteller haben sobald als Koenig einen Kreis theilnehmender Leser gefunden; was der Dichter der hohen Braut, an kleinen Bildern und Mittheilungen veröffentlichte, war immer eine Zierde der Zeitschriften, die er damit bereicherte und fand den weitesten Anklang, wie die Geschichte seiner innern Kämpfe mit der Kirche und die Katastrophe die ihn einer freiern Wirksamkeit schenkte, wie seine liebenswürdigen Hinweisungen auf literarische Erzeugnisse in Rußland und so manches Andere was er geschrieben. Hier sind diese Erinnerungen aus einem an Beobachtung und Erfahrung reichen Leben zu einem Ganzen umgearbeitet, das dem Dichter der neuen Freunde viele gewinnen wird, viele wird dieser edle und feine Geist erfreuen und anziehen.

---

[77] **Jean Pauls Selina.**

Selina,

oder

Ueber die Unsterblichkeit

von

Jean Paul.

2 Thle. 8. herabgesetzter Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

In diesem Werke ist die unerschütterliche Unsterblichkeits-Ueberzeugung — abgesehen von den positiven Religionslehren oder Theologien aller Völker und Zeiten, sowohl deren mehr oder minder unmittelbare Richtung auf das Höhere, Ueberirdische und Unendliche anerkennend — ausgesprochen. Jean Paul hat, wie bekannt, dieser Ausführung mit aller Anstrengung seines eben sowohl schöpferisch poetischen, als philosophisch tiefsinnigen Geistes den höchsten Grad der Vollendung gegeben, um sie zu einem ebenbürdigen Seitenstück von jedem und besonders von einem der trefflichsten seiner früheren Werke, von dem Campanerthale, zu machen. Wer mit Aufmerksamkeit das Campanerthal gelesen hat, wird in der Selina, sobald er nur einige Seiten überblickt haben wird, sogleich einheimisch oder mit heimathlichen Erinnerungen an jenes irdisch himmlische Thal, an jenes Unsterblichkeits-Tempe beglückt, er wird sich verwandt fühlen mit der Gesellschaft, die dort vor vielen Jahren zusammentraf, und die er dort selber kennen gelernt zu haben wähnt; vor Allem aber wird er emporgehoben und beseligt werden durch jene, dem Irdischen entfremdete, auf das überirdische Jenseits gerichtete Gemüthsstimmung.

Von demselben Verfasser sind ferner in unserm Verlag erschienen:

Dämmerungen für Deutschland. 8. 36 kr. od. 8 Gr.

Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 36 kr. od. 8 Gr.

Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Freiheitsbüchlein, oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 24 kr. od. 6 Gr.

Herbstblumen, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Levana, oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Mars und Phöbus. Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 12 kr. oder 4 Gr.

Museum. 8. 45 kr. oder 10 Gr.

Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 3 Theile. Herabgesetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 12 Gr.**

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[116] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Échos lyriques,

Poésies

traduites de l'allemand en français

par

Eugène Borel.

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[60] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der gegenwärtige Zustand

der

Vaccination

von

John Baron, M. D.

Aus dem Englischen

von

F. G. Gmelin,

Dr. und ordentl. Professor der Medizin.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Der Bericht über die Vaccination ist durch die Mittheilungen vieler der angesehensten Aerzte Englands entstanden, und setzt uns über den jetzigen Zustand der Vaccination in England auf eine authentische Art in Kenntniß. Besondern Werth erhält derselbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künstliche gelungene Versuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menschenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht gesetzt wird. Es dürfte daher dieser Bericht nicht bloß für Aerzte, sondern auch für das größere Publikum von Wichtigkeit seyn, das sich für den Gegenstand interessirt.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 18. März 1841.

Non verbum verbo curabis reddere fidus
Interpres. —
Horat:

Echos lyriques.

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

LE CASTEL AU BORD DES MERS.

N'as-tu pas vu sur des rivages
Un castel dominer les mars?
L'or et la pourpre des nuages
Sur ses tours glissent dans les airs.

Amoureux de l'onde limpide,
Il voudrait y baigner ses tours;
Il voudrait dans le ciel splendide
S'élancer au déclin des jours. —

„Oui, je l'ai vu sur un rivage,
„Le castel dominant les mers;
„Il était voilé d'un nuage,
„Et la lune éclairait les airs."

La vent qui caressait les ondes
Murmurait-il, harmonieux?
Du castel aux voûtes profondes
S'élevait-il des chants joyeux? —

„On n'entendait rien sur les rives,
„Les vents et l'onde se taisaient;
„Mais du castel des voix plaintives
„Montaient en choeur et m'oppressaient."

Digitized by Google

Saheſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl ſah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau ſah ich nicht."

Le roi, la reine rayonnante
Se montraient-ils près des crénaux?
Couverts de leur pourpre flottante,
Et couronnés des saints bandeaux?

Près d'eux ne vis-tu pas encore
Une vierge aux traits radieux,
Belle comme une fraîche aurore,
Brillante sous ses blonds cheveux? —

„Oui, j'aperçus les deux monarques,
„Mais dépouillés de leur éclat;
„D'un long deuil ils portaient les marques,
„Et la vierge n'était pas là."

Uhland.

Etwas über Heraldik.

(Fortſetzung.)

So jezt auch ich. Wo mein Auge, das reiche Mittelalter überſchauend, ſich hinwendet, begegnen ihm Banner und Schilde, alle geziert mit den verſchiedenſten, ſeltſamſten Zeichen, deren Verſtändniß der Mehrzahl unſerer Zeitgenoſſen nur inſofern noch nicht untergegangen, als ſie wiſſen, daß dieſe bunten Bilder auf den behelmten und gekrönten Schilden „Wappen" heißen, und von den Sprößlingen edler Geſchlechter als Urkunden ihrer Abſtammung in Ehren gehalten werden. Aber ſchier ganz vergeſſen iſt dagegen unter uns die Wiſſenſchaft des Herolds, des Kundigen und Kündigers der Wappen, ſo verſunken und verſchollen, daß gar viele unter euch mit gerunzelter Stirn und niedergezogenen Brauen dieſe Blätter betrachten und fragen werden, welche Thorheit ſich meiner bemeiſtert habe, daß ich mich des eiteln Beginnens unterziehe, das hohle Geſpenſt der Heraldik aus dem Staube aufzuſcheuchen, in dem es ſchon ſo lange vergeſſen ruht. — Und wenn ich euch dagegen ſage, daß ich nichts weiter damit bezwecke, als in kurzen Andeutungen manches in das Gedächtniß der Zeit zurückzurufen, was dazu helfen könnte, das Verſtändniß ſo vieler und wichtiger Beziehungen der Vergangenheit zu erſchließen, ſo werdet ihr dennoch die Achſeln zucken und einwenden, daß meine Hauptabſicht ſey, mit kecker Fauſt in die Speichen des gewaltigen Rades der Ereigniſſe zu greifen, um ſeinen Umſchwung zu hemmen oder gar es rückwärts zu drehen, und unter dieſer irrigen Vorausſetzung werdet ihr mich einen Verblendeten, einen Thoren ſchelten; die Billigen unter euch aber werden wenigſtens mich hören, bevor ſie mich verdammen, und die Gerechten ſchon im Voraus die Möglichkeit erkennen, daß der Himmel nicht ganz allein ſie mit aller Weisheit bedacht, und daß unſer Einer auch wenigſtens ein Fünklein Witzes von der Mutter erben könne.

Es iſt allerdings wahr und nicht zu leugnen, daß es von jeher Gemüther gab, welche die ſonderbare Neigung in ſich fühlten, nicht mit dem Strome zu ſchwimmen, deſſen ſtarke Wogen die große Maſſe tragen, ſo daß ſie dahinfährt wie geflößtes Scheiterholz, und der erſte Urſprung dieſer Neigung mag wohl in einer angebornen Liebe zur Gerechtigkeit zu ſuchen ſeyn, wenn ſie auch gewöhnlich, wie jeglicher Widerſpruch, die rechte Mitte überſchreitend, ſich ohne Vorbehalt der andern Seite zuwendet. Auch mir iſt dieſer Geiſt des Widerſtrebens nicht ganz fremd. Wenn ich in jener Zeit gelebt hätte, in der es Brauch und Sitte war, als Junker den beſporuten Fuß übermüthig auf des Bauern gebeugten Nacken zu pflanzen, und als Bauer den unwürdigen Druck zu dulden, ich hätte wohl auch dem Bruder Jacques zugeſungen:

Il faut trois coups pour abattre un chêne,
Il ne faut qu'un pour abattre un seigneur; *

aber heutzutage, da alles, was nach göttlichem und menſchlichem Rechte ehedem für heilig erachtet ward, an ſeiner Geltung verliert, und wo namentlich die altehrwürdige Zunft des Adels ihrem völligen Untergange unaufhaltſam entgegeneilt, jezt mag es füglich einem nicht verargt werden, wenn er den bittern Haß und die ungerechte Verachtung der Gegenwart gegen die Vergangenheit zu theilen verſchmäht, wenn er allzufrei ſich fühlt, dem ſiegreichen Wahn des großen Haufens zu ſchmeicheln, und alſo um das Lächeln ſeines Beifalls zu werden, und

* Aus der Oper: la Jacquerie.

wenn er endlich auch von eurer Billigkeit erwartet, daß ihr nicht für ein wesenloses Spiel haltet, was der eigenthümliche Ausdruck eines ganzen großen Zeitalters war, so wie ihr von den Enkeln zu verlangen das Recht habt, daß sie einst die Bedeutung eurer Bestrebungen als geschichtlicher Denkmale anerkennen, und nicht schnöde die Achseln zucken, so ihnen wer von euern Eisenbahnen, Fabriken, Banken, Actien, Zeitungen und Constitutionen reden will. Bei alle dem habt ihr nicht ganz Unrecht, wenn ihr in diesen Blättern etwas vermuthet, was von der „breiten Heerstraße" des jezt gewöhnlichen Dichtens und Trachtens abweicht; und eben deßhalb, weil ihr in diesem Punkte Recht habt, liegt mir ob, zu beweisen, daß der Inhalt derselben sich auf Dinge bezieht, die einen wichtigen und wesentlichen Bestandtheil des gesellschaftlichen Zustandes früherer Zeiten bildeten, mithin zum tiefern Verständniß der Vergangenheit unentbehrlich sind; denn sonst wäre mein Beginnen allerdings ein eitles und thörichtes. Diesen Beweis aber hoffe ich so zu führen, daß mindestens der gute Willen ihn zu finden vermag; nur vergeßt dabei nicht, daß kein Zögling und Jünger der Gelehrsamkeit diese Zeilen schrieb.

Die Kunst des Lesens war unter unsern Ahnen und Vorfahren so selten, als sie unter uns allgemein ist, und wenn ich auch keineswegs geneigt bin, unser Zeitalter just deßhalb zu scheiten, so muß ich dennoch eingestehen, daß das gewöhnliche Leben und Treiben, dir Außenseite des Verkehrs dadurch viel von ihrem poetischen und malerischen Anstrich eingebüßt haben, weil jezt nur Buchstaben zu finden, wo die Väter bildliche Zeichen sezten. Die Häuser, welche wir numeriren, bezeichneten sie durch Schildereien, wie es jezt noch zum Theil im östlichen Drutschland geschieht, im westlichen aber so seiten wird, daß kaum noch auf dem Schild eines Wirthshauses ein Löwe, Bär, Drache, Roß, Mond oder Stern anders, als durch Buchstaben ausgedruckt zu finden. Dasselbe Bedürfniß aber, welches durch mnemonisch-bildliche Zeichen die Häuser in den Städten von einander unterschied, gab den einzelnen Kriegern eines Heers die Wappen, den Nachkommen der Einzelnen durch Erbrecht den ausschließlichen Besitz dieses oder jenes Wahrzeichens, wie in spätern Zeiten erst dir zum Familiennamen sich bildende Benennung von einem Eigenthum, deren Beibehaltung im Beginn des Mittelalters selbst bei den edelsten Geschlechtern im Ganzen nur dann gebräuchlich war, wenn sie nicht Sitz und Brsitz wechselten, wie bei den Herrn von Bodmann, die seit den Zeitrn der fränkischen Königsherrschaft von ihrem Schloß am Bodensee immer den Namen trugen, unter welchem ihr Haus heutzutage noch blüht, während, um ein erlauchtes Beispiel dagegen anzuführen, der Stamm der ehemaligen Markgrafen, jezt Großherzoge von Baden, unter verschiedenen Bezeichnungen lange schon bekannt und berühmt war, bevor er von dem Schloß und der Stadt den Namen annahm, welcher jezt das ganze Großherzogthum in sich begreift.

Die frei gewählten oder ertheilten kriegerischen Schildzeichen waren der erste Anfang der europäisch-adeligen Wappen und mithin der Wappenkunde, nämlich der Wissenschaft von den Regeln und Gesetzen, denen die Wappen unterliegen, wie überhaupt stets die Wissenschaft aus vorhandenen Dingen und Zuständen sich bildet, nicht sie schafft, obschon nicht zu leugnrn, daß, sobald sie einmal seldstbewußt in das Leben eingetreten, die fernere Ausbildung beider in einer beständigen Wechselwirkung fortschreitet; dabei sind, eben weil das erbliche Eigenthum der Schildzeichen älter noch als selbst der Familiennamen ist, die Begriffe von Adel und Wappen so innig mit einander verbunden, daß es unmöglich scheint, von dem einrn redend, des andern dabei, wenigstens stillschweigend, nicht zu gedenken. Beide sind eines und desselben kriegerischen Ursprungs: der freie Mann trug Wehr und Waffen, sein Schild das Zeichen, und aus dem Stande der Wehrmänner ging der Adel, ging die Ritterschaft hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Neue Erscheinungen im Fache der Alterthumswissenschaft.

Die neuesten Hefte der beiden jüngstvergangenen Jahre bieten manches Bemerkenswerthe aus den verschiedenen Fächern. Zur römischen Topographie und alten Länderkunde überhaupt bringen sie Canina's Bemerkungen über Tempelreste im Campus martius, so wie über die Porta maggiore, das neu aufgefundene Grab des Eurysaces bei derselben und den Ort, welchen man die Speranza vecchia nannte; den Bericht von W. H. Schulz über die Ergebnisse der Arbeiten in Pompeji in den Jahren 1856 — 1859; De Minicis' Beschreibung des Theaters von Falerone in der Mark; Abekens Bemerkungen über die muthmaßlichen Reste des alten Auruncа bei Sessa; des englischen Obersten Mure Bericht über seine griechische Reise und über den Junotempel bei Argos. Endlich gab L. Kalangiogiu mancherlei Nachrichten über antike Bauwerke im südlichen Frankreich und in Italien. Zur Erklärung von einzelnen Denkmälern, als Vasenbilder, Statuen, Reliefs, Medaillons, nicht minder wie Münzen, dienen zahlreiche Aufsätze, welche zu erwähnen hier nicht der Ort ist, und unter denen nur einer namhaft gemacht werden soll, des gelehrtesten Inschriftenkenners Italiens, Bart. Borghesi in S. Marino. Bemerkungen über die römischen Legionen, welche von Tiber an bis Gallienus in beiden Germanien standen, mit Rücksicht auf

Digitized by Google

Dr. Steiners Codex inscriptionum romanarum Rheni. Unter den großen Kupfertafeln, von denen jährlich zwölf gegeben werden, findet ſich neuerdings manches Schöne und Intereſſante, wozu namentlich die Stiche nach den in der reichen Sammlung des Herrn Campana in Rom aufbewahrten Zeichnungen Sante Bartoli's nach antiken Wandgemälden zu zählen ſind. Die Direction des chalcographiſchen Theils der Inſtitutswerke iſt ſeit einiger Zeit dem talentvollen Kupferſtecher L. Gruner anvertraut, und könnte folglich nicht in beſſern Händen ſeyn. — Solcher Art war und iſt die Wirkſamkeit des Inſtituts für die archäologiſche Correſpondenz. Es hat in Italien Wurzel gefaßt, und ſeine Sache wird von italieniſchen Gelehrten wie eine nationale betrachtet; in Frankreich, England, Deutſchland zählt es die bedeutendſten Namen zu den ſeinigen. Was es geleiſtet, iſt größtentheils durch Privatmittel gefördert worden, und auf den fortwährenden Zufluß ſolcher Unterſtützung iſt es auch jezt angewieſen. Um ſo mehr iſt zu wünſchen und zu hoffen, daß ſie ihm nie mangeln möge.

Da ich einmal bei der Archäologie bin, will ich noch aufzählen, was ſonſt in dieſem Fache erſchienen iſt. Von dem fleißigen Canina iſt der erſte Band ſeiner Storia e topografia della Campagna Romana antica erſchienen, welche die zweite Abtheilung eines auf acht Bände berechneten Werkes über das alte Rom und ſeine Umgebungen bildet. Dieſer erſte Theil enthält die Einleitung und die vorrömiſche Epoche, wie die Zeit der königlichen Herrſchaft, und wird durch zwei große Karten erläutert, welche die Campagna in den genannten Zeiten darſtellen. Wie in allen Werken Canina's, iſt auch im gegenwärtigen viel Brauchbares enthalten, namentlich eine ziemlich vollſtändige Zuſammenſtellung der Erzählungen, Schilderungen und ſonſtigen Beweisſtellen bei den claſſiſchen Schriftſtellern: aber das Material iſt denn doch nicht ſo kritiſch geſichtet, wie man wünſchen möchte, und auf Erſparung von Raum und Zeit iſt gar zu wenig Rückſicht genommen. Man findet eine Maſſe Stoff, die Verarbeitung indeß läßt manches zu wünſchen und das Gegebene iſt nicht hinlänglich verarbeitet. Die Einleitung enthält eine ſehr brauchbare Ueberſicht der Literatur, ſowohl der größern Werke, als der einzelnen Abhandlungen und Monographien über die Campagneorte und Antiquitäten, von Biondo Flavio an bis auf Fea, Nibby, Weſtphal, Gell. Des verſtorbenen Nibby bekanntes und ſehr brauchbares Buch über Roms Umgebungen wird durch das gegenwärtige keineswegs überflüſſig gemacht, indem Canina blos die Campagna im Alterthum berückſichtigt (dem zweiten Theil der geſchichtlichen Seczion wird die republicaniſche Epoche nebſt der kaiſerlichen füllen, worauf dann im dritten und vierten Bande die Beſchreibung der wichtigſten Orte nach den Straßen und die Beſchreibung der Aquäducte, Flüſſe, Seen, Waldungen und Berge folgt), Nibby hingegen auf das Mittelalter und die neuere Zeit ebenfalls und im Detail Rückſicht nimmt. Ein zu dieſem Werke gehörender, aber auch für ſich unabhängig beſtehender Atlas wird unter dem Titel: Gli edifizi di Roma antica e sua campagna cogniti per alcune reliquie erſcheinen, und auf 560 Folioblättern die Wiederherſtellungen der antiken Bauwerke geben. In Arbeiten dieſer Gattung hat Canina ſich ſchon früher vielfach verſucht, beſonders in ſeinem großen Werke: L'Architectura antica descritta e dimostrata coi monumenti, von welchem jezt die zweite Auflage erſcheint. Eine kleinere bemerkenswerthe Schrift von demſelben beſchäftigt ſich mit dem alten Cäre, namentlich mit den im Jahre 1836 daſelbſt aufgefundenen Grabdenkmalen.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, März.

(Schluß.)

Raupachs Nibelungenhort.

Bei mittelmäßigen Texten ſollte man unterſcheiden unter groben, fadenſcheinigen, packleinwandenen, und lumpig dünnen, geglätteten, mit Kleiſter ſteif appretirten. Auf jenen nimmt ſich die muſikaliſche Theatermalerei noch ganz gut und lebendig aus, während ſie auf dieſen einen widrigen Tapetenglanz hat. Die Muſik kann das Derbe adeln, aber das Blaſirte nicht. — Capellmeiſter Lindpaintner componirte für die Tragödie von Raupach: „der Nibelungenhort," die zur Handlung gehörige Muſik, wodurch die Bedeutung des Stücks erhöht wurde. — Weil wir einmal dabei ſind, noch einige Bemerkungen über dieſe jedenfalls intereſſante Erſcheinung. — Das großartige Epos geht dramatiſch eingedichtet an uns vorüber, und freilich müſſen ſich eben durch dieſe Verdichtung die Charaktere, Schickſale und Ereigniſſe auch gedrängter, ſchroffer, leidenſchaftlicher, furchtbarer geſtalten, als in dem breitern, gehaltenern Fluſſe des mittelalterlichen Gedichts. Das Epos retardirt, das Drama treibt; das ruhig Erzählte wird ſinnlich ſchaubare Gegenwart, ſtürmiſche, ſauſende Nähe. — Die Darſtellung war ſo gelungen, daß man ihr wohl eine noch ausgeſprochenere Anerkennung des vollen Hauſes hätte gönnen mögen. Das jambiſche und wohl jedes Versmaß verhält ſich ſtets hemmend gegen glänzende Theaterabgänge. Iſt es doch, als fühlten wir uns durch die gebundene Rede ſelbſt zu ſehr gebunden, um hingeriſſen zu werden. Affektvolle Proſa greift uns ſtärker ans Herz, als der metriſche Taktmeſſer, und macht uns Proſaiker leichter zu Enthuſiaſten. Inſofern leidet der Künſtler unter der mehr künſtlichen, als natürlichen Form. Anders jedoch iſt es mit dem Rhythmus des Tanzes und des Geſanges, wo uns die Anſchauung des Wogens und Wiegens, das Gefühl wollüſtiger Undulation unmittelbar erfaßt und in einen ſüßen Wahnſinn hineinzieht. Selbſt deklamatoriſche Lyrik wirkt mehr wie Muſik, als metriſcher Dialog. — Die Darſteller der Hauptcharaktere fühlten wohl das Gelungene der ſchönſten und ergreifendſten Momente, und doch müſſen wir ihnen dem Erfolge nach, wie oft in der Welt geſchieht, wenn man mit einer gemiſchten Menge zu thun hat, den Dank und Lohn in ihrem eigenen Bewußtſeyn anweiſen. — Die Coſtüms, wie verlautet, größtentheils neu, waren, man kann es ohne affektirten Criticismus und Geſchmacksprüderie ſagen, glänzend in einem Grade, der dem Eindruck des Geiſtigen, dem ruhigen Genuß des innern Sinnes, den Bildern der Naivetät alter Sagenzeit, die auch der Dramatiker heraushob, Eintrag that. Wie farb- und prunklos war das Shakspearſche Theater! Doch unſer Sinn und Leben rückt im grellen, ſchreienden Colorit allſeitig unaufhaltſam vor. — Es liegt in der Natur der Sache, daß tragiſche Schickſale, daß Schuld und Verhängniß, erhabene Geſinnungen der Charaktere in der Licht- und Schattenſeite ſich langſamer entwickeln, als Intrike, Verlegenheit, Liſt, Laune und Scherz des Luſtſpiels. Dennoch hält die bewegte Handlung dieſer über vier Stunden ſpielenden Tragödie die Aufmerkſamkeit feſt, und ſpannt die Erwartung bis ans Ende, deſſen furchtbare Kataſtrophe wohl noch zu raſch vorübergeht.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. März 1841.

Da war zu einem Tönen
Geworden alles, was sonst schien
Nur ist ein wildes Dröhnen:
Die Waffe, die der Ritter schwang,
Das rauhe Erz gab milden Klang.

Rückert.

Etwas von Heraldik.

(Fortsetzung.)

Die ältrste Spur drs Uebergangs der Wappen von ihrrr allgemrinen Bdrutung zu rinrr drsondrrn als Ehrrnzeichrn findet sich schon in drn frührsten Zeitrn unter den rrstrn Frankenkönigrn. Crusius sagt in seiner schwäbischen Chronik darübrr ungefähr Folgendes: „so rin Edirr in den Krirg zog, führtr rr rinrn irrrrn stählrrnrn Schild, odrr einen hölzernen, mit Birkenrinde überzogenen, der so lange undrmalt bleiben mußte, bis der Brsitzer durch irgend rine tapfrrr That sich ausgezeichnrt hatte.“ Langroordrr abrr waren die Schildgemälde und Vrrzirrungrn schon gedräuchlich, und sogar dem hrroischrn Altrrthum nicht undrkannt; jezt noch pflrgen dir nördlichen Indianer unmittrlbar vor rinrm Kampfe ihre Schilde von Birkrnholz mit willkürlich grwählten Figurrn zu bemalen, um durch ihr abrntrurrliches Aussehrn drn Gegner um so mrhr zu schreckrn, und wrnn wir aus diesrm Brauch roher Naturkinder auf dir erstrn Anfänge unsrrrr rigrnrn Grsittung schlirßrn wollen, so wrrden wir virlleicht nicht sehr irren, weil das kindliche Altrr der Einzrlnrn, so wie das ganzrr Völkrrschaftrn in so vielen Brziehungen immerdar sich wieder gleicht, und die Abweichungen der verschirdenen Richtungen von einander erst durch die writere Entwicklung sich herausstrllen, wie dri uns dir Entstrhung, der Fortgang, die Blüthe und der Vrrfall des Adris und des Rittrrthums ganz eigrnthümlich und, ohne Vorbild in frührrn Jahrhunderten, für sich abgeschlossrn dastehrn. Nun ist zwar in unsern Zriten die besondere Geschichte des Adels von fast allrn Sriten belenchtrt worden; denn nicht mit Unrecht nennt irgend ein Engländer die Deutschrn „Großhändler der Gelehrsamkrit,“ rin Vrrgleich, der in dem Munde rines gebornrn Krämrrs das höchste Lod ausdrücken soll, und in der ernstrn und strrngrn Grschichtsforschung sind sie nameutlich allrn andrrn Völkrrn überlegrn; drnnoch aber dirdt rs einr, das Zeitalter und seine Richtung drzrichurndr Erscheinung, daß dir Mehrzahl unsrrrr drutschen gelehrten Grschichtschrribrr, indrm ihre Forschungrn und Darstrllungrn so frhr vom Allgemeinrn abgrhen und sich auf das Besondrre richtrn, dabei sich undankbar grgrn die Wappenkunde erwirsrn, der sir in ihrrn häufigen Monographirn so oft den rinzigrn Leitfaden vrrdankrn, an wrlchem sie durch dunkle Irrgrwinde drr fernen Vrrgangrnheit sichern Schrittes gehen mögrn. Sir sagen uns Lairn wohl, daß sie auf Urkunden und Denkmale ihre Erkrnntniß stützrn, abrr sie haltrn es nicht für der Mühe werth, uns auf drn nicht allein historischen, sondern so tiefpoetischen Werth der

Heraldik auch nur in einee Andeutung aufmeekſam zu machen; und denen von uns, welche erkannt haben, daß Gott der größte aller Dichter, die Geſchichte die erhabenſte aller Dichtungen iſt, überlaſſen ſie es, mit Mühe und Noth nach bezeichnenden Einzelheiten zu ſuchen, welche ſie ſpielend aus dem Hort ihres Wiſſens uns eeichen könnten, wie ſie nun, ſtatt dies zu thun, uns nöthigen, die armſeligen Ueberreſte unſeres Schulſacks zuſammenzuſcharren, um aus den, uns ſo ſchwer zugänglichen Quellen ſchöpfen zu können.

Kaiſer Heineich der Finklee traf zwei Anſtaiten, welche in Bezug auf den Adel füe ſeine Zukunſt in verſchiedener Weiſe entſcheidend wurden; er ſprach es nämlich aus, daß derſeibe fortan eine geſchloſſene Zunft zu bilden habe, und indem er ihn alſo zue höchſten Blüthe brachte, iegte er zugleich durch die Beförderung des Städteweſens den Grund zu ſeinem künftigen Untergang. Von der Turnieeordnung des großen Heinrich ſtammt die unbeſteeitdaee, tief in das Leben und alle Lebensbeziehungen des Mittelalters eingreifende Wichtigkeit dee zu einer thatſächlichen Wiſſenſchaft ſich ordnenden Wappenkunde hee. Der Schild mit ſeinem Bilde ward das Spmdoi dee Ritteeichaft, auf ihm glänzte die Ehee, auf ihm iaſtete, ein Roſtfleck, die Schmach, und ſo der Wärtel an der Schranke des Ritterſpiels ein aufgepflanztes Wappen mit der Stange heradſtieß, ſchiug er dadurch mit Schaude den Mann, ſeinen Namen und ſein ganzes Geſchlecht. — Aus dieſer Bedeutſamkeit des Wappenſchildes in Hinſicht auf die Turnieeſähigkeit deſſen, der ihn führte, wuchs nun ſeine, für die Geſchichte ungleich wichtigee, entſcheidende Beziehung auf die Geneaiogie, und die auf Stammbäume begründeten Anſprüche an Erbſchaften, Lehen und ſonſtige Beſitzthümer, zu welch lezteeen unter andern auch wiedee die Wappen ſelbſt gehörten, namentiich ſolche, welche nach dem Erlöſchen eines Mannsſtammes auf die weibliche Nachfolge ſich veerdten. Den Namen der Heraldik erhielt die Wappenkunde, weil es zu dem Amte des Heroldes gehöete, die Schilde dee Edelgeſchlechter, ihre Eintheilung und Abzeichen zu kennen und zu nennen, in zweifelhaften Fällen dieſelben zu prüfen und zu richten; und da nun dieſe lezteere Odiiegenheit den Herold gleichſam zum Hüter und Hort adliger Ehеen einſezte, ſo gaben ihm die Deutſchen den im Wortlaut ſelbſt ſchon naheliegenden Namen „Ehrenhold," welchen ich aus einem ähnlichen Geunde als Ueberſchrift für dieſe Blättee erkor: damit nämlich der Leſer ſogleich wiſſe, daß ich nicht etwa im Sinne hege, den Herold und ſein Amt von den fabelhaften Kriegsboten des macedoniſchen Erobeers und von dem römiſchen Poter patratus herzuleiten, und dann allenfalls zu erklären und in ſchwindeierregenden Hypotheſen auszuführen, wie unſere Diplomatie davon herſtamme. Vom Kündiger der Wappen kann und ſoll allein hier die Rede ſeyn, nach franzöſiſcher, engliſchee und deutſchee Weiſe, und wenn ich mit Frankeeich beginne, ſo geſchieht dies hauptſächlich aus zwei Gründen, eeſtens, weil dort ſeibſt der Begriff des Heeoids dermaßen untergegangen, daß wenige nue ſich etwas anderes daruntee denken, als etwa einen Teompetee; zweitens, weil ich billigerweiſe von dee Heimath etwas ausführlichee zu ſprechen gedenke, als vom Ausiande, und dieſes alſo gleichſam als Einleitung anfühee.

(Fortſeeung folgt.)

Échos lyriques.

Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von odenhee ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von dee verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngſt ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretnee Steig ſich dehnet;
Aus der Verderbniß dieſee Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingeſehnet.

L'ÉGLISE PERDUE.

Au sein des airs, dans la forêt lointaine,
Souvent l'oreille entend frémir l'airain;
De jours passés la voix explique à peine
D'où vient ce bruit sourd, étrange, incertain.
C'est, nous dit-on, c'est l'église perdue,
Qui jette aux vents des bruits harmonieux;
Sur une voie en nos jours inconnue
Marchaient ici des pélerins nombreux.

Dans la forêt je m'enfonçai naguère,
Où nul sentier ne traverse ce lieu;
Là, dégoûté des vices de la terre,
Je languissais de m'élever à Dieu.

Digitized by Google

Wo in der Wildniß Alles ſchwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnſucht ſtieg,
Je näher, voller Klang es nieder.

Mein Geiſt war ſo in ſich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich ſo hoch hinauf gekommen.
Mir ſchien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich ſo hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, ſonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll und glühend,
Und eines Münſters ſtolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und ſeines Thurmes Spitze ſchien
Im ſel'gen Himmel zu verſchweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte ſchütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menſchenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derſelbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geſchlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit ſchwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit aller Mart'rer frommen Bildern;
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern,
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchſtrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder ſah empor,
Da war geſprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geſchaut
Mit ſtill anbetendem Erſtaunen,
Was ich gehört für ſel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Poſaunen:

Dans le désert, où régnoit le silence,
La cloche encor fit retentir les airs;
Plus mon désir montait, montait, immense,
Plus s'approchaient les sonores concerts.

J'étais si plein de cet accord suprême,
D'un si doux rêve était bercé mon coeur,
Que je n'ai pu m'expliquer à moi-même
Comment j'avais gravi cette hauteur.
Il me semblait qu'un siècle avant cette heure
Je fus plongé dans un rêve pareil,
Lorsqu'un espace, au la sainte demeure,
S'ouvrit soudain, brillant comme un soleil.

L'astre du jour lançait un feu tropique,
Sur tout le ciel régnait un sombre azur;
Et, noble et fière, une église gothique
Resplendissait au milieu d'un jour pur.
Il me semblait qu'une nue éclatante
La soulevait sur ses ailes de feux,
Et de sa tour que la cime flottante
Planait, légère, et se perdait aux cieux.

On entendoit la cloche harmonieuse,
Qui résonnait, en ébranlant la tour,
Sans force humaine, elle sonnait, pieuse,
Un vent sacré l'agitait en ce jour.
Je crus sentir que la même tempête
Avait jadis glacé mon coeur tremblant;
Le dôme alors me reçut sous son faîte:
Joyeux, troublé, j'y marchais chancelant.

Sous ces arceaux ce qu'éprouva mon âme,
Pour l'exprimer, je cherche en vain des mots;
Etincelants dans une sombre flamme,
Les saints martyrs décoraient les vitraux.
Brillante alors de clartés merveilleuses,
L'image enfin s'anima sous mes yeux,
Je vis des saints et des vierges pieuses,
Je vis un monde éclore dans les cieux.

Le coeur rempli d'amour et de prière,
J'allai fléchir le genou vers l'autel,
Et sur mon front, peinte aux voûtes de pierre,
Apparaissait la majesté du ciel.
Mais lorsqu'en haut mon regard se reporte,
Je vois la voûte et les arceaux crouler,
Le ciel d'azur avait ouvert sa porte,
Et rien aux yeux ne venait le voiler.

Dirai-je ici quelle gloire infinie,
Je contemplai, muet, en l'adorant?
Dirai-je ici cette sainte harmonie,
Douce cent fois comme un orgue vibrant?

Digitized by Google

Das ſteht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach ſich treulich ſehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Uhland.

Rien ne la dit, rien d'humain n'en approche;
Mais si tu veux en jouir une fois,
Prête l'oreille aux soupirs de la cloche,
Qui retentit sourdement dans les bois.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Schluß.)

Die Denkmäler bei Chiuſi.

Unter den Monographien iſt die Schrift von L. Grifi über das in der Nähe des Viminaliſchen Thores in der Lozzanoſchen Vigna entdeckte Grab zu nennen, von welchem ich bereits im Jahr 1839 in dieſen Blättern geſprochen habe. Dies in der Zeit der Antonine aus Travertinquadern ſehr ſorgfältig aufgeführte viereckige kleine Gebäude, das bis auf den Ueberbau der Wölbung der Gradkammer, der wahrſcheinlich eine pyramidaliſche Form hatte, vortrefflich erhalten iſt, zieht ſowohl als Bauwerk die Aufmerkſamkeit auf ſich, als wegen der in demſelben befindlichen drei Sarkophage, von denen zwei in ihren Reliefs die Fabel der Niobe und die Rache Oreſts darſtellen, während auf dem dritten, mittlern ein Faun und zwei Genien Blumen- und Fruchtkränze halten, über denen zwei Gorgonenköpfe angebracht ſind. — Schließlich muß ich des Feſtprogramms erwähnen, welches das archäologiſche Inſtitut dem Tage der dem Könige von Preußen geleiſteten Huldigung gewidmet, bis jezt aber nicht publizirt hat. Es führt den Titel: Il laberinto di Porsenna comparato coi sepolcri di Poggio-Gajella ultimamente dissotterrati nell' agro Chiusino, und liefert Beſchreibung und Abbildungen der höchſt merkwürdigen unterirdiſchen Gänge und Kammern, welche im Innern eines zwiſchen den Seen von Montepulciano und Chiuſi im toscaniſchen Chianathal gelegenen Hügels von einem eifrigen Alterthumsforſcher in lezterem Städtchen, Herrn Bonci-Caſuccini, dem Beſizer eines reichen Muſeums vaterländiſcher Antiquitäten, entdeckt worden ſind. Es iſt eine Necropolis mit vier Geſchoſſen, die in dieſem Hügel verſteckt iſt. Der Haupttheil derſelben iſt ein großer runder Saal, deſſen Decke von einem rieſigen Pfeiler getragen wird, und welchem eine Menge einander durchſchneidender Gänge, die zum Theil nach Reihen von Kammern führen, ſich anſchließen. Ornamente und Kunſtgegenſtände verleihen der Localität noch mehr Intereſſe. Bis jezt iſt nur ein Theil aufgedeckt: reiche Funde ſind demnach noch zu erwarten. Dr. Braun, von welchem die Beſchreibung herrührt (welcher Hr. Gruner, den ich ſchon oben nannte, und von dem die Vermeſſungen und Zeichnungen gemacht wurden, kurze, aber genügende Erläuterungen des Einzelnen beifügte), erinnert nun bei dieſen Werken an das vielbeſprochene Grabmal des Porſenna, von welchem uns nur eine aus Varro geſchöpfte Notiz bei Plinius geblieben iſt, und welches herzuſtellen Gelehrte und Künſtler ſich vielfach bemüht haben, während von Andern ſelbſt ſeine Exiſtenz geleugnet worden iſt. Die von dem Herzog von Luynes verſuchte Reſtauration verdient beſondere Beachtung. Während Braun in Bezug auf die äußere Geſtalt, welche das Mauſoleum gehabt haben mag, an das bekannte Grabmal bei Albano erinnert, welches, mit dem Namen der Horazier und Curiazier getauft, wenn auch aus römiſcher Zeit, doch eine verſchiedene Form zeigt, deutet er zugleich auf das Labyrinth hin, welches mit dem Denkmal des Lar von Clusium verbunden und eines der vier größten Labyrinthe der Welt genannt wird. Vielleicht hat man nun doch wenigſtens den einen, ſchwerer zerſtörbaren Theil des berühmten Baues aufgefunden. — Es iſt unglaublich, wie reich der Boden von Chiuſi iſt, und wie viel dort ununterbrochen zu Tage gefördert wird. In jeder Beziehung iſt das Chianathal intereſſant durch ſeine hydrauliſchen Arbeiten, durch ſeinen vortrefflichen Anbau und ſeine wunderbare Fruchtbarkeit, durch die Kunſtſchäze ſeiner vielen Ortſchaften, die alle ſchöne Gebäude oder Sculpturen und Gemälde, zum Theil alles dies vereinige, und die herrlichſten Ausſichten darbieten. Um Chiuſi herum iſt das Land öder, weniger bewohnt und angebaut, als gegen die Mitte des Thales und nach Arezzo zu. Sumpfige Wieſen umgeben die beiden Seen, die miteinander in Verbindung ſtehen, deren Umfang übrigens durch die Austrocknungsarbeiten beträchtlich gemindert iſt. Waldige Hügel verflachen ſich nach der Ebene hin. Chiuſi ſelbſt iſt ein unbedeutendes Städtchen, weit entfernt von dem ſtattlichen Ausſehen Montepulcianos, oder auch nur von dem verhältnißmäßigen Wohlſtand und der Regſamkeit anderer Orte, wie Fojano und Monte San Savino. Porſenna's ehemalige Hauptſtadt hat nicht über 2500 Einwohner. Die Domkirche iſt ein frühmittelalterliches Gebäude in Baſilikenform, mit 16 antiken Säulen verſchiedener Ordnung und Marmorgattungen. Das Wichtigſte ſind, neben den Mauerreſten und den Gräbern in der Umgebung, die reichen Sammlungen von Alterthümern, welche alle dieſem Boden angehören, und am redendſten Zeugniß dafür ablegen, wie bedeutend dieſes nun ärmliche Städtchen einſt geweſen ſeyn muß.

Charade.

1.

Ich, langgedehnt und mit dem Fragezeichen,
Ein Vorwurf, unterlaſſe doch das Fragen,
Will von Zufriedenheit des Herrn ich ſagen,
Wenn erſt der Arbeit Schwierigkeiten weichen.

Ein Maß auch bin ich, wollt ihr nur vergleichen,
Kann als Befehl, iſt ſchwer das Vorbild, plagen,
Nehmt ihr mich doppelt, auch bei euch vertragen,
Wenn ihr das Urbild halb nur könnt erreichen.

2.

Doch wenn der Meiſter „2!“ ſpricht mit Vergnügen,
So wird das Urtheil günſtig aufgenommen,
Der Schmied braucht nichts mehr an dem Werk zu feilen.

1. 2.

Und ſollte nun der Dichter ſelber kommen,
Und mit dem Ganzen diesmal euch genügen:
So ſprecht das Ganze nur, doch in zwei Theilen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. März 1841.

— Par ce raisin vermeil,
Des peuples vous serez l'envie.
Béranger.

Die Weine Frankreichs.

Selbst die entschiedensten Widersacher gallischer Denk- und Lebensweise, die mit Lust Alles verdammen, was aus der Heimath des feindseligen Volkes kommt, und, wenn es möglich wäre, dem Landr, das die stattlichen Küsten der Normandie und das Campanerthal besitzt, gern allen malerischen Charakter absprächen, geben dennoch zu, daß die göttliche Gnade des Dionysos auf diesem Boden in mehr als gewöhnlichem Maaße ruht. Kaum wird in der That ein Land sich einer größern Mannigfaltigkeit von Gattungen in diesem Bereiche rühmen können; und wie die Monarchie Ludwigs XIV. innerhalb ihrer Grenzen fremde Idiome hört, so trifft sie auf dem äußersten Saum ihres Gebiets schon die Weine ihrer Nachbarn. Das catalonische Roussillon gibt ihr spanische Weinracen voll Gehalt und Feuer, die bereits als ächt iberisches Gut auf Englands Märkte wandern. Corsika bringt in Wildheit und Verwahrlosung eine Frucht hervor, die, nach der Aussage von Kennern, nur noch einer zähmenden, bildenden Hand bedarf, um sich Italiens berühmtesten Weinen gleichzustellen, und das Elsaß pflegt deutsche Reben von nicht sehr hoher, doch ziemlich guter Abkunft mit wenig belohntem Fleiße.

Wie denn die provencalischen Mundarten dem Italienischen und Spanischen mehr oder minder verwandt sind, so scheinen auch viele Weine Südfrankreichs, ihrem Geschmack und innern Werthe nach, mit den Weinen Italiens, vorzüglich aber Spaniens, gemeinschaftlichen Stammes zu seyn. Der italienische Charakter herrscht allerdings nur an wenigen Orten vor; nur in der Provence, und hie und da im Languedoc findet man die tintenschwarze Dicke des lombardischen Vino nero wieder, und der leichten Süßigkeit einiger weißen Arten Piemonts begegnet man manchmal zwischen dem Golf von Lyon und den Gebirgen der Auvergne. Das spanische Element hingegen lebt in den hervorragendsten Weinen des mittäglichen Frankreichs, namentlich in den trefflichsten Sorten, die das reiche Languedoc erzeugt. An den Ufern der Dordogne wächst der in Deutschland wenig gekannte Bergerac, ein Vetter des Madera, weich und geschmeidig, öligt über die Zungr gleitend, von höchst zartem Roth und äußerst lieblichem Dufte, schnell entzündend, nachhaltig, jedoch nicht gefährlich, ein ausgesuchter Wein für gewiegte Kenner, zum Trinken nicht, zum Nippen ausgezeichnet, und etwa dazu gemacht, um bei einer einzigen Flasche während des ganzen Abends mit einem gelehrten Freunde über den antiken Nektar, den sich Sokrates und seine Zöglinge bei ihrem philosophischen Gastmahle eingegossen, sinnreiche Vermuthungen anzustellen.

Digitized by Google

In diesem Süden jedoch, der durch seine Sprache, seinen Himmel und die Gaben seines Bodens ein Vorhof Spaniens scheint, wird unweit von dem Ausflusse der Guienne ein Wein gewonnen, den man eher auf den Hügeln des Rheins, als auf den Anhöhen Aquitaniens suchen sollte, und es wird in der That der Deutsche, der zum erstenmal ächten Sauterne zu kosten bekommt, ganz heimisch überrascht. Er möchte im ersten Augenblick an einen Irrthum oder gastlichen Betrug des fremden Wirthes glauben, und kann sich einige Minuten lang einbilden, eine Flasche aus dem Rheingau vor sich zu haben. Doch bei etwas näherer Prüfung schwindet die Täuschung; unser Landsmann wird sich bald überzeugen, daß man dem erwarteten Bordeaux keinen Hochheimer aus zarter Aufmerksamkeit für ihn untergeschoben, und daß die Aehnlichkeit der beiden Weine mehr in ihrer Wirkung auf die Zunge als im Gehalte selbst liegt. Das edle Feuer des Rheingauers, das zuerst belebend und wärmend, dann bewältigend durch alle Adern rinnt, hat der Sauterne keineswegs in sich; seine Glut ist leichter, wohl nicht unschuldig, doch bald verflogen, und mehr geistermunternd, als Blut und Mark durchdringend. Auch sein Aroma ist weniger charaktervoll und sein Leben, wenn ich nicht irre, von geringer Dauer. Es ist ein Deutschfranzose, der es nie ganz zum deutschen Ernste bringen kann, und gleicht nebenbei ein wenig den in Frankreich so häufigen, größtentheils ganz liebenswürdigen Büchern, welche bestimmt sind, auf faßliche und geschmackvolle Weise die Wissenschaft denen beizubringen, die nicht viel Wissenschaft vertragen. Immerhin ist etwas Nordisches in ihm, und man erinnert sich, wenn man mit ihm verkehrt, daß sein Vaterland nicht bloß provenzalische Minnesänger, sondern auch Montaigne und Montesquieu hervorgebracht.

Wenden wir uns nun nach Südost, das stille Toulouse im Vorübergehen berührend, gehen wir den Ufern der Aude und dem Gebirg entlang bis nach Beziers und Montpellier fort, wo wir auf dem berühmten Peirou eines heitern Morgens zu unsern Füßen das Meer, die Alpen und Pyrenäen in luftiger Ferne begrüßen, und ziehen hierauf durch die fruchtbare Ebene von Languedoc über Nismes und seine Römerbauten hinweg der Provence und dem Dauphiné zu, so begegnen wir endlich dem stolzen, raschen Strome der Rhone. Seine Ufer, zum Theil mehr flach als hoch, zum Theil in beträchtlichen Hügeln sich erhebend, felsig stellenweise, waldigt anderswo, haben aus frühern Zeiten eine Reihe romantischer Burgen überkommen, von denen viele, zur Ruine herabgebracht, der demüthigen Prosa alltäglicher Wohnungen den Baustoff liefern müssen, andere jedoch, glücklicher, in noch ungebrochener Hoheit das umgebende Land beherrschen. Auf diesen Ritterſitzen hausten, horsteten gleichsam adelige Räuber, die, um zu Streit und Ueberfall gehörig aufgelegt zu seyn, starke, erhitzende Weine nöthig hatten, und sie brauchten auch nicht weit zu gehen, sie fanden sie an ihrer Rhone. Der Wein, der in diesen Gegenden gedeiht und auf den Höhen von Hermitage und St. Peray in seiner idealsten Güte gewonnen wird, ist durchaus nicht harmlosee Natur. Kein Schmeichler des Gaumens, doch hinlänglich angenehm, um einem männlichen Geschmacke zu behagen, eines Jeden, der nicht in der Kunst, die Alcäus und nach ihm Horaz besungen, sehr tüchtig und lang erfahren ist, in kurzem Herr, und schwer auf dem Trinker lastend, ist er nicht sowohl rosige Trunkenheit, als ernste, heftige, stürmische Erregung hervorzubringen geeignet. Von solchem Weine entflammt, schleuderte Wilhelm von Figueras seine wüthende Sirvente gegen Rom, ein Anathem gegen den Spender der Anatheme; von solchem Wein berauscht, gab der Mörder des päbstlichen Legaten in einer Schenke der Provence das Zeichen zum grausamsten aller Kreuzzüge.

(Schluß folgt.)

Etwas über Heraldik.

(Fortsetzung.)

In dem grünen, weiten Frankreich ist durch gewaltsamen Umsturz aller Dinge das lebende Geschlecht von der Vorzeit gänzlich abgeschnitten worden, und wären nicht die Wunder der Kaiserzeit, so gäbe es für die Einbildungskraft und das Herz des Volkes dort so wenig eine Vergangenheit und Geschichte, als für den nüchternen, langweiligen Bruder Jonathan, nur mit dem Unterschied, daß die Franzosen allmählig wieder beginnen, die verschütteten Schätze geschichtlicher Erinnerung aus den Trümmern zu graben, und neben den großen Ereignissen früherer Jahrhunderte auch jene besondern Einzelnheiten hervorzusuchen, welche ihnen erst die eigenthümliche Farbe und Beleuchtung geben. So unternimmt der gelehrte Tholozan gerade jetzt ein Werk „über Anstalten und Dinge, welche in Frankreich nicht mehr bestehen.“ Ob er darin auch von der Heraldik handeln wird, ist mir unbekannt, doch Eines weiß ich: weder das in neuem Grunde wurzelnde Volk, noch seine industrielle Krämeraristokratie kennt mehr die stattliche Gestalt des Wappenkönigs, „Montjoye-Saint-Denis,“ dem Chlodwigs Schlachtruf den Namen gab, so wie des Königs Willen das Amt, welches später von Karl dem

Großen rrneuert und erweitert ward, und deſſen Ausbildung in Hinſicht auf die Wappenkunde aus dem Bedürfniſſe der Zeiten ſich entwickelte. Denn nicht von Anbeginn her gehörte rs zu des Herolds vorzüglichſten Obliegenheiten, die Wappen der Geſchlechter zu kennen und daraus zu halten, daß dieſe in ihrer einmal zu Recht beſtehenden Form beibehalten und nicht ohne des Königs Willen verändert odrr gar mit uruen vertauſcht würden, ſo wie Unedeln zu wehren, mit adeligen Abzeichen zu ſiegeln, und Edeln, ſich vornehmerer Kronen anzumaßen, als ſie ihnen zukamen; — vielmehr ward dieſr Pflicht des Aufmerkens und Wehrens erſt dann nöthig, als „ſchlechtgeborene" Leute anfingen, auf ihrr Wappen offene Helme zu ſetzen, und edle, durch die Krone auf dem Helm ſich eines höhern Titels anzumaßen, als ihnen grbührte. Außerdem war das Amt des Wappenkönigs bei Hofe rinrs der wichtigſten, erfreute ſich großer Voreechtr und kounte nur von einem Ritter verwaltet werden, was jedoch den König in ſeiner freien Wahl bei der Beſetzung deſſelbrn nicht beſchränktr, da er, als „die Quelle allrr Ehren," den Adel verleihen und den Edelmann zum Ritter ſchlagen konnte. — Nach Montjoye-St.-Denis folgtrn im Range die Wappenherolde der Provinzen, als: von Burgund, Bretagne, Champagne, Orleans, Touraine u. ſ. w., deren jeder den ſammtenrn Wappenrock (cotte d'armes, drr wie ein Levitenrock grſtaltete Ueberwurf), vorn wie hinten mit drei goldenen Lilien geſchmückt trug, und durch den auf die Aermel unter den königlichen Blumen eingeſtickten Namrn ſeiner Peovinz kenntlich war, bis auf Montjoye, welchen noch außerdem die Krone über den Lilirn vor allen andern auszeichnete. Die Gehülfen der Herolde waren die Perſevanten, Poursuivans, Poursuivans d'armes, und gleichwie die Einſetzung des Wapprnkönigs ſelbſt unter großen Feirrlichkeiten ſtattfand, ſo hatte auch die Aufnahmr der Perſevanten ihre beſondern Eigenheiten, wie denn überhaupt das Mittelalter Förmlichkeiten und Feſte liebte, deren Stelle bei den, unter uns viel ſeltener gewordenrn frierlichen Anläſſen jetzt gewöhnlich ein Feſtmahl mit Toaſts, Muſik und Böllerſchüſſen vertritt.

In England beſteht noch bis zum heutigrn Tage „the College of Arms," welches frit den Zeitrn der Königin Maria ſeinen Sitz zu London in einem eigenen Hauſe hat. Die Freiheiten und Vorrechte der Körperſchaft ſtammen von Richard dem Dritten, und wurden vom ſechsten Edward vermehrt und beſtätigt. Das Kollegium, dem Marſchall (Carl Marshal, nach dem alten Titel: Conneſtable und Geaf) untergeordnet, brſteht aus drei Wappenkönigen, deren erſtrr den Titel: „Garter" vom Hoſenbandorden führt, der andere als „Clarrncieux, der dritte ais „Norroy" angeſprochen wird, und aus ſechs Herolden. In Bezug auf die Wappen liegt dem Londouer Heroldsamt ob, zu wiſſen und zu beſtimmen, wer ſolche und wie er ſie führen darf, und zu wachen, daß Nirmand eines fremden Schildes ſich anmaßr; denn auch in dirſrr Hinſicht ſchirmen Englands Geſetze das Eigenthum der Einzelurn. Auch mag dieſe Einrichtung von beſonderm Nutzen für die Genealogie noch um deßhalb ſeyn, weil dir Namensveränderungen dort noch ſo häufig ſind, wie ſie es, unter ähnlichrn Umſtänden, im Mittelaltrr bei uns waren.

Im deutſchen Reiche gab es kein Heroldsamt nach dem Muſtrr drr obrn angeführten Einrichtung; der Reichsherold war kein Wappenkönig, ſondern ein Krirgsbotr, dabei des Reiches unmittelbarer Lehensträger, und hatte nichts gemein mit den eigentlichen kaiſerlichen Herolden, welche des Kaiſers Diener waren und die Geſchäfte verrichteten, von denen jenrr nur die Benennung als den Titel einer Würde führte. Andrre Fürſten und Herrn, ſo wie dir Ritterordrn, hatten ihre eigenen Eheenholde, von denen der des Ordens vom goldenen Vließr einer drr Ritter ſelbſt, und dabri der vornehmſte und erſte unter allen Herolden war, als die Kaiſer aus dem Ezhauſe Großmeiſter des Ordens wurdrn und ſomit dir Würdenträger beſſelben ihrrm Hoflager angehörten. Wenn jedoch dir Hrrolde im deutſchen Reich nie in rine geſchloſſene Zunft vereinigt wurden, wie in den oben grnannten Ländern, ſo erfreute ſich ihr Wappenrock und ihr Stab dennoch derſelben Vorrechte und Freiheiten, wie anderwärts, und lag ihnen ebenfalls ob, die Wappen und Stammbäume zu beaufſichtigen, ſo daß die Grnealogir der Edelgeſchlechter, behufs drr Zulaſſungsfähigkeit der Sprößlinge derſelben zu Turnierrn und Ritterorden, allmählig ihre hauptſächlichſte Angelegenheit, ihre rigentliche Wiſſenſchaft wurdr, und da, wo ihre Würde in Deutſchland noch beſteht, bis zum heutigen Tage immerdar bleibt, wie zum Beiſpiel im Königreich Bayern, über deſſen eingebornrn oder landſaßig gewordenen Adel das Heroldsamt grnaue Verzeichniſſe führt.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Winter. — Spontini. — Störungen des Karnevals.

Der Nachwinter war furchtbar, und traf er ſchon die Wohlhabenden hart, um wie viel mehr unſere Armen. Es

geschah viel, und doch wie viel mehr fehlte! Zum ersten Male erheben sich indirecte Klagen gegen die Eisenbahnen, daß sie das Holz zu den unverhältnißmäßig theuern Preisen herausgetrieben. Man hörte von Holzwucherern; ich glaube, der Ausdruck paßt nicht. Verschließen und verbergen läßt Holz sich nicht, aber es fehlte in der Nähe; man sagt, es sey nicht genug für den Winterbedarf geschlagen gewesen. Aber noch ein Winter wie dieser dürfte auch in unserm, bisher verhältnißmäßig noch holzreichen Lande zu ernsthaftern Recherchen und Vergleichungen zwischen dem steigenden Bedarf und dem wachsenden Manget führen. Wenn die wenigen, bis jezt fertigen Eisenbahnen wirklich so viel Holz aufzehren, daß die Preise der Feuerung in dem Maaße steigen, wie wird es erst, wenn alle projectirten Bahnen ins Leben treten, oder gar, wenn nach 6 — 12 Jahren sämmtliche Querschwellen renovirt werden müssen! Viele Sachverständige dringen deßhalb schon jezt darauf, daß man zu der Anfangs kostspieligern, aber dauerhaftern Untermaurung der Geleise schreite. Unsere Forstverwaltung ist bekanntlich eine vorzügliche; ob aber Staatsmaaßregeln und Gesetze nöthig werden dürften, um auch der Freiheit der Privatbesitzer von Waldungen in den Arm zu greifen, steht dahin. An Vertheidigern des Princips dürfte es um so weniger fehlen, als auch die Aufhebung der unbedingten Gewerbefreiheit selbst unter den liberalen Stimmen Fürsprecher findet. Gewiß ist aber, daß der Industrie und der Erfindungskraft eine nächste und große Aufgabe obliegt, wie es zu machen, um der Holzverschwendung in unsern Oefen und auf unsern Herden zu steuern. Die heftigste conservative Opposition bilden freilich dagegen in unsern Haushaltungen die Köchinnen, die durchaus nicht vom alten Prinzipe weichen wollen; je mehr Holz flackert, desto besser. Dieser Widerstand würde aber zu bewältigen seyn, wenn nur unsere Techniker in den Erfindungen fortschritten. Ein neues Brennmaterial, das zur Zeit noch wenig genuzt wird, die Coal, wird mit dem Steinkohlenverbrauch der Eisenbahnen immer reichhaltiger erstehen. — So schrecklich der Winter war, und so trostlos mitunter die Wohnungen unserer Armen sind, hört man doch zum Glück von keinen wirklich Erfrornen. Von zwei Schildwachen heißt es, daß sie in einer Nacht erstarrt gefunden worden, doch scheint es nur Gerücht. Dagegen ängsteten einige von der Kälte toll gewordene Hunde die Einwohner, indem mehrere von ihnen gebissene Personen in die Charité gebracht wurden. Grippe und Nervenfieber grassiren und raffen bedeutende Opfer unter der Kinderwelt und dem Alter fort.

Die Spontinische Deklaration, von der ich Ihnen neulich schrieb, wird ernsthafter genommen, als ich glaubte. Grund zum Ernst ist hinlänglich vorhanden, und es gibt Patrioten, die nicht anders erwarten, als Spontini müsse sofort als Majestätsverbrecher in Eisen geschmiedet werden. Aber unser König liebt ein freies Wort, und ich bin überzeugt, daß ihn persönlich die Explosion der italiänischen Wuth am wenigsten verlezt. Höhere Rücksichten werden ihn und die um ihn Stehenden veranlaßt haben, so zu verfahren, wie es jezt geschehen ist. Es zeugt von hohem Rechtsgefühl und Takt, daß, während die Injuriensache dem Kriminalgericht zur Untersuchung übergeben worden, zugleich eine Commission von Sachverständigen ernannt ist, um den Grund des Unwillens, und worin Spontini vielleicht verlezt worden, zu ermitteln. Wäre unser Publikum eine Jury, so sagte ich dem Angeklagten sein Verdict zum voraus; gewiß würde es strenger ausfallen, als wenn der König selbst als Richter aufträte. Es tritt erst jezt heraus, welch große Gegnerschaft sich Spontini während seines Hierseyns zugezogen hat. Und doch, wie viel spricht, nicht vor dem Gesez, aber moralisch, zu seiner Entschuldigung, wenn man sich zurückruft, wie er früher auf Händen getragen, mehr als begünstigt, zu einer Prätension, wenn auch nicht im Staate, doch in der Stadt und am Hofe erhoben wurde! Es gränzt an das Unglaubliche, was Spontini wagen durfte, was ihm hinging, wie seinen Gegnern durch die Autorität die Hände gebunden waren. Wie, auf solche unnatürliche Höhe durch die Gunst gehoben, wird nicht schwindlicht? er müßte einen ganz besonders deutschen Charakter haben. Wer aber auf solcher Höhe einmal stand, und seine Ansprüche von der Vergangenheit auf die Gegenwart überträgt, muß nothwendig fallen. An Berliner Witzen gegen den Gefallenen fehlt es denn natürlicherweise auch nicht, wo so viele Gekränkte und Verwundete bisher ihren Grimm verbeißen mußten. Daß Spontini schon jezt den König um Verzeihung angegangen, ist wohl Fabel. Freih. v. Raumer, den Spontini in die ihm zu Gunsten niedergesezte Commission berufen wünschte, hat die Aufgabe abgelehnt.

Ueber die beklagenswerthen Vorfälle auf der öffentlichen Redoute im königlichen Opernhause will ich Sie mit Details verschonen. An sich sind es Ungezogenheiten, die aber nur den Beweis für eine Thatsache liefern, an der Niemand bei uns zweifelt, daß die Karnevalslustbarkeiten für unser ethisches Klima sich nicht eignen. Man mag zur Ausstaffirung noch so viel thun, der Kern fehlt, die Unbefangenheit, die reine Lust an der Lust; Witz und auch allenfalls Humor wären da. Die Lust wurde derb, handgreiflich, man merkte die Absicht. Vor Jahren hätte man es vielleicht hingenommen, als etwas, was sich von Maskenfreiheit nicht trennen läßt. Die Verhältnisse tragen nun eine andere Farbe. Die Ritterlichkeit an sich ist in diesem Augenblicke ein sehr zweifelhafter Begriff; sie muß mit Bildung zum mindesten gepaart erscheinen, um auf Achtung Anspruch zu machen. Von der gewöhnlichsten Galanterie und Sitte entblößt, darf sie bei unserem Publikum nicht darauf rechnen, irgendwo Rechte geltend zu machen. Nachdem man sich überzeugt und es erwiesen, aus welchen Klassen der Gesellschaft die Störungen hervorgegangen, ist der Unwille im Publikum fast größer, als die Sache Bedeutung hat. Man zieht andere Fragen hinein, die hier nicht hergehören. Um dem öffentlichen Unwillen und dem Rechte der Gekränkten zu begegnen, ist eine strenge Untersuchung angeordnet. Was bei solchen Untersuchungen herauskommt, ist bekannt. Was läßt sich bezeugen, wo das Maskengewühl die ruhige Wahrnehmung verhindert, und wer tritt gern als Zeuge auf, nur um andern oder sich selbst Verdrießlichkeiten zu verursachen! Die Versezung einiger Offiziere aus Berlin in entfernte Garnisonen möchte das einzige Resultat bleiben. Und mehr scheint auch nicht nöthig; denn das moralische Resultat ist das bedeutendere, daß derartige Vorfälle sobald nicht wieder vorkommen dürften. Gegen die allgemeine Entrüstung ist nicht anzukämpfen, hier gewiß weniger als in England. Ein Fall wie der des Lord Cardigan, und ein solcher Prozeß, könnten hier nicht vorkommen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 9.

Sonnabend, 20. März 1841.

[36] In Commission bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. A. SCHNEIDER.

BEITRÄGE ZUR ASTRO-METEOROLOGIE.

Des Merkurs erste Periode. Erstes Heft. Preis 8 gGr.

---

[121] Im Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die letzten Zeiten
der
Hohenstaufen,

in einer Reihe von Biographien und Monographien, nebst der Geschichte der Volkspoesie des dreizehnten Jahrhunderts, aus den Quellen neu bearbeitet

von

Ernst von Münch.

Erster Band.

Auch unter dem Titel:

König Enzio.

Aus den Quellen neu bearbeitet

mit Beilagen

historisch-kritischen, poetischen und urkundlichen Inhalts

von

Ernst von Münch.

gr. 8. 23 Bogen. 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 Gr.

Mit diesem Buche, welches mit einem frühern Versuche über denselben Gegenstand nicht zu verwechseln ist, wird das erste Tableau einer der anziehendsten Gemaldegalerien aus der Geschichte der deutschen Nation dargeboten. Die Biographie des ritterlichen, liebenswürdigen und unglücklichen Enzio, dessen bereits sich die Poesie mehrfach bemachtigt hat, erscheint hier neu, aus allen vorhandenen und vielen neuen meistentheils seltenen Quellen bearbeitet, in einer Weise, welche mit der sorgfaltigsten und grundlichsten Forschung Lebendigkeit der Darstellung und des Styls, wie man es an dem Hrn. Verf. gewohnt ist, vereinigt aufweist. Eine kritische Untersuchung der schönen Sage von Enzio's und Lneia's Liebe, eine Abhandlung über Enzio als Dichter und die sizilianische Dichterschule mit den Gedichten des Königes und seiner Freunde, über die Mutter Enzio's und Manfreds, sodann sammtliche vorhandene Reliquien, die auf Enzio sich beziehen, endlich auch verschiedene bisher noch ungedruckte Briefe desselben und die poetischen Bearbeitungen der Fossaltaschlacht bilden interessante Zugaben. Fur alle Freunde von Raupachs, Nikanders und Anderer Dichtungen, König Enzio betreffend, kann zugleich die vorliegende Schrift als belehrender Kommentar gelten. Die folgenden Bände werden Piero della Vigne, die Könige Manfred, Konrad IV. und Konradin, Ezzelino de Romano u. s. w. so wie eine erschöpfende Geschichte der Volkspoesie des 13ten Jahrhunderts enthalten und in angemessenen Zwischenraumen nachfolgen.

---

[66] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hohenstaufen.

Ein Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmstem Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigeren das Verstandniß der einzelnen Partieen erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter andietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmahen.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[102] In allen Buchhandlungen Deutschlands ist (zur angenehmen Unterhaltung und Wiedererzählung) zu haben:

☞ Knallerbsen

oder du sollst und mußt lachen.

Enthaltend (244) interessante Anekdoten.

110 Seiten. broch. Preis 8 Gr. oder 36 kr.

Die Kunst

erfrorene Glieder und Frostbeulen sicher zu heilen.

Preis 3 Gr.

(Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.)

Digitized by Google

Das 2te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1841.

Den 1. April d. J. versenden wir das 2te Heft der deutschen Vierteljahrsschrift für 1841.

Der Inhalt desselben ist folgender:

Frankreichs Nord- und Ostseite militärisch betrachtet. — Das südwestliche Deutschland als Kriegsschauplatz betrachtet. — Die westliche Grenzfrage. — Der Kunsthandel in Deutschland. — Eine deutsche Vereinsakademie der Wissenschaften. — Das evangelische Missionswesen, welthistorisch und in seinem Verhältniß zur deutschen Nationalität. — Zur Orientirung in den religiösen Kämpfen des gegenwärtigen Deutschlands. — Die Studenten-Verbindungen auf deutschen Universitäten. — Unmaßgebliche Ansichten und Vorschläge über den Betrieb und den Geschäftsgang der jährlichen Versammlung deutscher Landwirthe. — Das deutsche Postwesen und die Idee eines großen deutschen Postvereins. — Kurze Notizen.

Der Inhalt des 1sten Heftes dieses Jahrgangs ist:

Ueber die Schwankungen des circulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreise der Dinge in den letzten fünf Decennien. — Deutschland und die Schweiz. — Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unserer Zeit. — Unser Unterrichtswesen im Verhältniß zur Nationalität. — Ueber die Vertheidigung des westlichen Deutschlands gegen Frankreich; besonders Beantwortung der Frage: Soll Rastatt eine Bundesfestung werden? — Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen. — Ueber Provinzialstände. — Gedanken über das Verhältniß der Naturforschung zur heutigen Kultur. — Ideen zu einer künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibniz. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[136] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Systematische Darstellung der Gesetze über die höheren Studien in den gesammten deutsch-italienischen Provinzen der österreichischen Monarchie.

Von

Wilhelm Unger,

Doctor der Philosophie und der Rechte; o. ö. Professor der Philosophie am k. k. Lyceum zu Laibach.

Zwei Theile mit einem Repertorium.

gr. 8. Wien 1840. Preis 4 Rthlr.

Die Theilnahme an echt humaner Bildung und an den dieselbe unterstützenden Lehranstalten, zu deren gesichertem und sich immer segensreicher entfaltendem Wirken eine vom Staate ausgehende, organisirende Gesetzgebung unerläßliche Bedingung ist, ist bereits so allgemein rege, daß das vorliegende Werk schon durch seinen Titel das Interesse für sich gewinnen wird, und von dieser Seite gewiß keiner weiteren Empfehlung bedarf. — Nur darauf glauben wir aufmerksam machen zu müssen, daß dieses Werk, abgesehen von seinem historischen Werthe, da es eine auf dem wörtlich mitgetheilten Inhalte der Gesetze gegründete Einsicht in die Entwicklung des österreichischen Studienwesens innerhalb eines Jahrhundertes gewährt, auch für Deutschland, außer den Grenzen Oesterreichs, materielle Brauchbarkeit hat, da so viele Ausländer die österreichischen und insbesondere die medicinisch-chirurgischen Anstalten besuchen und in Oesterreich Diplome erwerben, und ferner Viele, welche im Auslande die Universitäts-Studien bereits zurück legten, später in Oesterreich kirchliche oder weltliche Anstellungen oder sonstige Berechtigungen ansuchen. Auch die vom deutschen Bundestage ausgehende, sowohl die Studierenden als die Professoren betreffende Oberaufsicht über die Studienanstalten von ganz Deutschland, welche in diesem Werke ebenfalls dargestellt wird, dürfte dasselbe als ein höchst berücksichtigungswerthes erscheinen lassen. Die für die eben angegebenen Punkte insbesonders erlassenen österreichischen Gesetze stehen aber mit der ganzen österreichischen Studiengesetzgebung in zu engem Zusammenhange, als daß nicht der ganze Inhalt dieses Werkes die obige Bemerkung, über die materielle Brauchbarkeit desselben, rechtfertigen würde.

---

[93] So eben ist in der Schlesinger'schen Buch- und Musikalienhandlung in Berlin erschienen:

Blum, C., Theater. Bd. II. 1⅓ Thlr.

Hugo, Victor, Poésies. Mit Goldtitel 1 Thlr. Zum Schulgebrauch. 2 Vol. à 10 Gr.

Digitized by Google

Gozzi, das laute Geheimniß. Komödie übersetzt von Bium 16 Gr.

Burns, Rob., Choice of poems. 1 Thlr.

Repertoire du théâtre français à Berlin. Nro. 231. Catherine Howerd p. Dumas. 1839. Une dame de l'empire p. Ancelot. Les deux Philibert p. Picerd. Le première rida, Voitaire en vecances, Stockholm etc., Chut p. Scribe, Le bourgois-gentilhomme p. Molière. gr. 8. à 2—6 Gr. = 9—27 kr. Rhein.

Scribe. Théâtre. 60 Stücke. gr. 8. à 4—8 Gr.

Scott, Walter, Complete Novels. 8. 1841. Vol. I. The bride of Lammermoor. 12 Gr. Vol. II. The Antiquary 18 Gr. Vol. III. Rob. Roy. 18 Gr.

---

[126] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XVIII. Jahrgang 1840.

Zweiter Band. Drittes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt: **I. Aufsätze und Abhandlungen.** 1) Ueber Steppen in Deutschland. 2) Der Hoeigthan (Hornigschweiß). 3) Ueber das schädliche und unzeitige Beschneiden der Obstbäume. 4) Das Düngen der Obstbäume. 5) Der Steinsberg bei dem Dorfe Weiler im Badischen, unweit Sinsheim. Geognostisch geschildert. **II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise.** Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Verhandlungen der Bezirksvereine b) Patentertheilungen. c) Vertheilung der Preise an die Zöglinge des land- und forstwirthschaftlichen Instituts zu Hohenheim. d) Hohenheim. Stand der Land- und Forstwirthschafts-Zöglinge im Winter-Semester 1840—41. **III. Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Oberamtsbezirks Balingen. 2) Landwirthschaftlicher Bericht von Tuttlingen über das Jahr 1840. **IV. Auszüge und Notizen.** 1) Ueber den Einfluß der Pflanzen auf den Boden. 2) Ueber ein elektrochemisches Verfahren, Silber und Messing zu vergolden. 3) Sicheres Mittel gegen die Kohlraupe. 4) Ueber Backöfen und deren Heizungsart mit Ersparniß von Brennstoff. 5) Ueber das Verhalten einiger auf Baumwollenzeugen befestigter Farben in der Kette der galvanischen Säure. 6) Ueber den Chlorgehalt der gebleichten Baumwollengarne. 7) Ueber die Benützung der Maikäfer zu Gasbereitung, so wie über den Gebrauch der Maikäferkohle zu technischen Zwecken. 8) Conservirung des Nutzholzes. 9) Große Feuer als Hindernisse für Gewitterausbrüche. 10) Ueber atmosphärische Elektricität. 11) Niederschlag von Regen. 12) Temperatur der Erde und des Wassers in Brunnen. 13) Gegen das Rauchen der Schornsteine. 14) Brod ohne Sauerteig. **V. Literatur.** 1) Die Politik der Landwirthschaft, von J. G. Elsner. 2) Hand- und Hülfsbuch für den kleinen Gutsbesitzer und Landmann, von J. G. Elsner. 3) Das Gemeinnützigste und Nothwendigste über die Maulbeerbaum- und Seidenraupenzucht, oder theoretisch-praktische Anleitung hiezu. Für die Jugend der deutschen Volksschulen, so wie für den Bürger und Landmann verfaßt von Joh. Mich. Kamm, Schullehrer in Zeitlitzheim. 4) Lehrbuch der Landwirthschaft, von H. W. Pabst, gegenwärtig Director des preußischen landwirthschaftlichen Instituts in Eldena. Allgemeine Uebersicht des Correspondenzblattes vom Jahre 1840. Sachregister. Namenregister. Meteorol. Tabellen aus Stuttgart 1840.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[135] Von der in ganz Deutschland mit der größten Theilnahme beehrten Quartalschrift:

Der Freihafen

ist so eben das erste Vierteljahrsheft für 1841 vollständig erschienen, und enthält höchst interessante Beiträge von:

H. König, Heinrich Laube, C. Biedermann, Helmine von Chezy, L. Diefenbach, August Kahlert, Th. Mundt, F. Schmidt, Professor Werder, K. A. Varnhagen von Ense u. s. w.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands haben den Freihafen, welche Zeitschrift seit 4 Jahren eine so **ehrenvolle Stellung in der öffentlichen Meinung einnimmt**, und sich mit jedem Tage **neue Freunde** erwirbt, **vorräthig**.

Jeder Band von circa 20 Bogen groß Format und eleganter Ausstattung, kostet nur 1⅔ Rthlr.

---

[62] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Esprit de la conversation française

ou recueil

de plus de deux mille gallicismes à l'usage des étrangers qui veulent se perfectionner dans l'étude du français,

avec la traduction anglaise et allemande en regard

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tubingue, membre de l'institut historique de France etc.

Première livraison. Prix 36 kr. oder 9 Gr.
Deuxième livraison. Prix 1 fl. oder 16 Gr.

Kaum wäre es nöthig, das Publicum auf das oben angekündigte Werk aufmerksam zu machen; dann die erste Lieferung hat gleich grossen Beifall bei allen denjenigen gefunden, welche sich mit der französischen Sprache ernsthaft beschäftigen und die feinen Wendungen sowohl, als den Geist derselben gründlich zu kennen wünschen. Einem Jeden ist es offenbar, wie schätzbar ein Buch ist, dessen wenige Seiten, so zu sagen, ein Panorama von allen den Eigenthümlichkeiten eines Idioms darbieten, welches zur allgemeinen Sprache geworden und welches zu ignoriren heutzutage Niemanden mehr erlaubt ist. Bis jetzt war kein anderes Mittel, mit den Feinheiten und Eigenheiten der französischen Sprache vertraut zu werden, als durch die langweilige und mühsame Untersuchung der Grammatik oder des Wörterbuches, worin die sogenannten Gallicismen sich in einer Menge von gemeinen, alltäglichen und abgedroschenen Redensarten verlieren, welche die Grammatiker einander unveränderlich übertragen, seitdem man Grammatik schreibt.

Die Erscheinung des obengenannten Werkes ist desto erfreulicher, als sich ein Franzose zum ersten Mal die Mühe gibt, uns eine elegante Auswahl der Idiotismen seiner Muttersprache zu liefern, und besonders, weil es mit Geschmack und Geist geschieht, wie hier.

Da der Verfasser schon hinlänglich durch seine Vorlesungen in Genf, Berlin und Frankfurt und durch seine Geschichte der deutschen Literatur als Schriftsteller bekannt ist, so müssen wir ihm also doppelt Dank schuldig seyn, dass er es nicht den Sprachlehrern und Grammatikern von Profession allein überlassen hat, uns in den Geist der französischen Sprache einzuführen.

Digitized by Google

Die deutsche Uebersetzung empfiehlt sich besonders dadurch, dass der Verfasser die Gallicismen mit Eigenthümlichkeiten unserer Sprache so oft wie möglich wiedergegeben hat. Was die englische betrifft, so werden wir uns auf das günstige Urtheil der vielen Kenner dieser Sprache, welche sich in Deutschland befinden, verlassen. Auch wollen wir nicht versäumen, unsere Leser auf das interessante Vorwort dieser Sammlung aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, im Febr. 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[131] In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Das

Glas Wasser

oder

die Thaten und ihre Ursachen.

Schauspiel

in fünf Akten nach Scribe bearbeitet

von

Ferd. Aug. Oldenburg.

gr. 8. geh. Preis 16 Gr.

Das Glück, welches sich das Original erfreut, ist ausgezeichnet, wöchentlich steht es viermal auf dem Repertoir des Théâtre français und alle Zeitungen sind seines Lobes voll.

Lemgo, den 12. Febr. 1841.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[117] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen

eines

nachgebornen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift

übersetzt von

G. G. v. N.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Gränzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaltracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[130] Bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

des ersten Kreuzzugs

von

Heinrich von Sybel,

Doctor der Philosophie und Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Bonn.

gr. 8. Velinpapier. 35 Bogen. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr.

---

[128] Die Rindviehzucht

Württembergs

mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs

von

A. v. Weckherlin.

Mit einem Steindruck.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Schon vor einigen Jahren haben wir auf das baldige Erscheinen dieser interessanten Schrift aufmerksam gemacht; die zahlreichen Anfragen darnach geben bereits Zeugniß von dem großen Interesse, mit welchem dieselbe erwartet wird.

Die Wichtigkeit der Rindviehzucht für unsere landwirthschaftlichen Verhältnisse wird immer mehr erkannt. Noch nie aber zeigte sich ein solches reges Streben vom größten Gutsbesitzer bis zu dem kleinsten Viehhalter nach Vervollkommnung der Rindviehzucht als eben jetzt. An der Erweckung dieses Interesse hat unser Verfasser großen Antheil. Derselbe erhielt den höchsten Auftrag, den Zustand der Rindviehzucht im ganzen Königreiche an Ort und Stelle selbst kennen zu lernen und Vorschläge zur weitern Emporbringung derselben zu machen. Die Arbeit des Verfassers wurde die königl. Regierung einer solchen Berücksichtigung, daß bereits die meisten darin gemachten Vorschläge ins Leben gerufen werden und jenen Eifer in der Sache sowohl bei Behörden und Gemeinden, als auch bei einzelnen Landwirthen erweckt haben. Diesen Allen, sowohl im Inlande als im Auslande, welch letzterem hierin Württemberg als Muster dienen kann, wird die Mittheilung der vorliegenden Arbeit des Verfassers nur höchst willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 22. März 1841.

Das alles wißt Ihr! Wohl bewandert ſeyd Ihr
In Eures Landes Chronik. —

Schiller.

Etwas von Heraldik.

(Schluß.)

So beruht denn die Führung der Stammregiſter auf der Heraldik, wie ſie aus ihr hervorgegangen, die Heraldik ſelbſt aber auf dem Blaſonniren, das heißt auf der Kunſt, die Schilde in allen ihren Beſtandtheilen, nach Schmelzwerk, Kleinod, Helm, Krone, Helmzier, Decke, Schildhalter und Denkſpruch regelrecht anzuſprechen, zu theilen und zu fügen, zu prüfen und zu deuten. Dieſe Kunſt heißt in mittelalterlichem Deutſch „Plaßnirung," franzöſiſch „blasonner," engliſch „to blazon," was ältere Sprachforſcher wieder aus dem Deutſchen ſelbſt, vom Blaſen des Herolds zum Turnier ableiten wollen. Und ſo nun die Wiſſenſchaft des Ehrenholds dir eigen iſt, vermagſt du von dem Heerſchild eines edeln Hauſes, gleichwie von einer mnemoniſchen Tafel, die Geſchichte ſeines Herkommens, ſeines Beſitzes und ſeiner Anſprüche zu leſen und deinem Gedächtniß einzuprägen, wie ich dir ſogleich an einem Beiſpiel darlegen will; doch merke vorher: die Heraldik hat, wie jegliche andere Wiſſenſchaft, ihre eigenthümlichen Kunſtausdrücke, welche zum Theil treubewahrte Ueberreſte älterer Sprachformen ſind, wie deren auch im Munde der Berg-, Forſt- und Waidleute ſich erhalten haben, und die im gewöhnlichen Verkehr nicht mehr gäng und gäbe ſind, ſicherlich aber zu ihrer Zeit dem allgemeinen Sprachgebrauch nicht fremd waren. Selbſt das Wort „Wappen" heißt eigentlich ſoviel, als Waffen, und ſeine ausſchließliche Bedeutung als Waffenzeichen hat ſich erſt ſpäter ausgebildet, ſo wie wir jetzo unter Wappnen nichts anderes verſtehen als eine mittelalterliche Rüſtung anlegen, obſchon es eigentlich von jeglichem Bewaffnen zu verſtehen wäre. Dem Wappen ſteht, in engerem Sinne genommen, das Siegel gegenüber, als ausſchließliches erbliches Abzeichen eines nichtadeligen Geſchlechts; doch iſt dieſer Unterſchied faſt gänzlich in Vergeſſenheit gerathen, weil das Wort gewöhnlich in der weitern Bedeutung genommen wird.

Ich wähle als vorläufig erläuterndes Beiſpiel den vollſtändigen Wappenſchild der Markgrafen von Baden-Durlach, wie ihn dieſes Haus im ſiebzehnten Jahrhundert führte, nachdem die Beſitzungen des Stammes, welche Chriſtoph in einer Hand vereinigt, ſich wiederum unter zwei Linien getheilt hatten, die von Durlach und von Baden die Namen führten, welch letztere im vorigen Jahrhundert erſt erloſch. Der erſte geſchichtlich ſichere Stammvater des Geſchlechts iſt der ſchwäbiſche Herzog Gottfried, der im Jahr 709 ſtarb und von welchem auch noch Habsburg und Wittelsbach den gemeinſamen Urſprung herleiten. Von Gottfried geht die Stammreihe der Grafen in der Baar bis zu dem allemaniſchen Herzog Erchanger hinab, der nebſt ſeinem Bruder Berthold im

Jahr 917 unter dem Richtschwert fiel und nur einen Erben, Guntram den Reichen, hinterließ, dessen fünfter Sohn, Lanzelin I., Graf im Kleckgau, der Vater Ratbods, des Erbauers der Habsburg und somit des Gründers der habsburgischen Linien ward, während von seinem dritten, Gebhard I., die Grafen im Breisgau ausgingen. Gebhards Enkel, Berthold VII., erwarb die herzogliche Würde und wird, als Stammvater der Zähringer, wiederum mit dem Namen des Ersten bezeichnet; sein zweiter Sohn, Hermann der Heilige, erhielt mit seiner Gemahlin, Judith von Eberstein, die Burg zu Baden, von welcher schon der nächste Nachkommen den Namen und das Abzeichen annahm, nämlich den rothen Zwerchbalken im güldenen Feld, wie ihn der Herzschild des badischen Wappens als vornehmsten Bestandtheil vor Augen führt. — In der Reihe über dem Herzschild stehen drei Felder, deren erstes, in der rechten Ecke des Schildes, einen rothen gekrönten Leuen mit doppeltem Schweif auf Silber führt; dieses Bild ist der, von Hermann II. ausgegebene und nach dem Erlöschen des Bertholdschen Mannsstammes wiederum an Baden gediehene Löwe von Zähringen, welcher, *eines* Ursprunges mit dem Habsburgischen, zum Unterschied im weißen Felde steht, während dieser sich auf Gold erhebt, wie es denn gar häufig vorkommt, daß die verschiedenen Sprößlinge eines Hauses bei Theilung der Zweige das gemeinsame Wappen mit einer theilweisen Veränderung der Farbe ohne sonstige Unterscheidungen beibehielten. — In der Mitte derselben obern Reihe steht auf Blau ein weißer Flügel mit einem goldenen Dreiblatt an aufwärts gebogenem Stiel, das Wappen der Landgrafschaft Sausenberg, und in der linken Ecke das, höchstwichtige Rechte auf Land und Leute begründende Schachbrett von Spanheim, dessen Grafen bei ihrem Erlöschen im Jahr 1437 ihr reiches Erbe zum Theil den Badenern, zum Theil den rheinischen Pfalzgrafen hinterließen, weßhalb auch im pfalzbayerischen Schild die rothen und weißen Würfel zu finden sind. Zu beiden Seiten des Herzschildes stehen die Zeichen von Eberstein, rechts das ältere, der Eber, links die Rose, welche Kaiser Ottos Schwäher, Eberhart von Eberstein, als Gesandter zu Rom am Rosensonntag vom Pabste zum Geschenk erhalten hatte und später in sein Wappen setzte. — Die untere Reihe ist in vier Felder getheilt: im ersten steht auf Roth ein goldener Pfahl mit drei schwarzen Sparren, für Badenweiler und Straßberg; im zweiten über fünf wellenförmigen blauen und weißen Bändern ein halber rother Löwe mit doppeltem Schweif in Gold, für Röteln; im dritten der rothe Querbalken auf Gold, für Lahr, und im vierten der schwarze gekrönte Löwe, für Mahlberg.

Auf diesen zehn zusammengefügten Schilden sind die Hauptbeziehungen des erlauchten Stammes zu der Geschichte seiner verschiedenen Besitzthümer, wie auf Gedächtnißtafeln verzeichnet, und schon dieses Beispiel kann deutlich machen, daß selbst in unserer Zeit für den, welcher gern in den Geschichten vergangener Jahehunderte sich ergeht, die Wappenkunde mannigfache Reize haben und, wie sie für die eigentlichen Forscher unentbehrlich ist, so auch uns Laien bei unsern besondern Zwecken behülflich seyn kann, mögen wir nun das Bild einer fernen Zeit uns einprägen wollen zu eigener Belehrung, oder auch zu Ausübung unserer Kunst eines festen, in klaren Umrissen vor uns hintretenden Bildes benöthigt seyn, da in unsern Tagen der Dichter wie der Maler nicht mehr mit dem auszureichen vermag, was die Einbildungskraft ihm bietet, wenn seine Gestalten nicht auf sicherem Boden fußen. — Von dem badischen Wappen ist übrigens noch zu bemerken, daß es jezt allein noch aus dem Abzeichen des Mittelschildes besteht, ohne weitere Figuren, als sollte dadurch angezeigt werden, daß alle unter dem Namen von Baden vereinten Besitzungen fortan ein untheilbares Ganzes bilden und als ein solches dem Stamme Hermann des Heiligen angehören. — Wie Besitz, Ansprüche und Namen, so lesen sich auch vom Schilde die Rechte der Verwandtschaft hoher Häuser unter einander, wie z. B. auf dem Wappen von Löwenstein-Wertheim die bayerischen Wecken Zeugniß von der Abkunft dieses Geschlechts geben, das aus der im Jahr 1462 geschlossenen morganatischen Ehe Friedrichs des Siegreichen mit Clara von Tettingen seinen Ursprung leitet und deshalb nicht mit den Löwensteinern zu verwechseln ist, deren Mannsstamm bereits zu jener Zeit, wenn auch noch nicht lange, erloschen war.

Um nun aber zu dem Verständniß all dieser, hier nur flüchtig und allgemein angedeuteten Beziehungen gelangen zu können, ist es nothwendig, sich wenigstens eine Uebersicht der Wappenkunst zu verschaffen, und ich gedenke dem, der Lust hat, dazu behülflich zu seyn. Doch wähne keiner, daß, so er einen Schild zu deuten versteht, er auch zugleich allemal wissen müsse, wem dieses oder jenes Wappen angehöre; denn er hat nur den Schlüssel des Verständnisses in Händen, und es bleibt ihm überlassen, denselben nach eigener Lust und Fähigkeit zu gebrauchen. — Möge recht vielen nicht ganz unwillkommen erscheinen, was ich selbst zwar aus alten Büchern geleent, aber dennoch vom Oelgeruch der Lampe nach Möglichkeit befreit habe.

Die Weine Frankreichs.

(Schluß.)

Links Dupins Heimath, das berg- und seereiche Morvan, das für den gewöhnlichen Hausbedarf durch

ſeinen Ponilly vortrefflich ſorgt, die Franche Comté, die ſchon höhere Weine, wenn auch nicht erſten Rangs erzeugt, zur rechten Seite laſſend, begeben wir uns ſogleich nach Burgund. Burgund iſt das vollſtändigſte Weinland Frankreichs, und durch ſeine geringen Sorten ſo zu ſagen der Keller von Paris, während es ſeine vorzüglichern Gattungen in alle Hauptſtädte von Europa ſendet. Die Burgunder, namentlich die rothen Burgunder, ſind mit den rothen Bordeaux vielleicht die am meiſten franzöſiſchen, den fremden Weinen am wenigſten verwandten Weine Frankreichs. Sie zeichnen ſich nach dem Dafürhalten von Männern, die dem Fache gründliche Studien gewidmet, durch eine höchſt glückliche, gewiſſermaßen claſſiſche Miſchung der verſchiedenſten Elemente aus; das verzehrende Feuer und der nährende Erdſtoff ſind in den meiſten in gleichem oder doch faſt gleichem Verhältniß gemiſcht, und ſie halten zwiſchen Schärfe und Süßigkeit eine milde Mitte. Genügen ſie dahrr nicht alle dem Freunde pikanter Säuren, und verlangrn manche drrſelben, um gewürdigt zu werden, eine grwiſſe Aufmerkſamkeit des Gaumens, ſo ſind ſie doch größtentheils, mäßig genoſſen, der Geſundheit in hohem Grade zuträglich. So heilſame Eigenſchaften finden ſich nicht immer in der Sinnesart und dem Charakter der Franzoſen, und faſt ſcheint es, die Natur habe ſie mit ſo gutgearteten Weinen beſchenkt, damit ſie an denſelben ein Beiſpiel nehmen möchten.

Ueberſchreiten wir nun die Nordgrenze von Burgund und wenden uns den beſcheidenen Hügeln der ſtillen Marne zu, ſo betreten wir das Land, das den unſtreitig bekannteſten Wein der Welt hervorbringt. Der Champagner hat mit ſeinem Namen die Sprachen aller Völker bereicherr; er fließt an dem Geſtade des Bosporus, wie an den Ufern des Nils, an der Wolga, wie am Amazonenſtrom. Die Idee des Champagners verliert ſich in die dunkelſten Erinnerungen aus unſerer früheſten Kindheit. Von leichtem Feuer, und dabei äußerſt fein, die Zunge kitzelnd, und von joniſcher Weichheit, den Geiſt entfeſſelnd, nicht bedrückend, und eher zu Tanz und Narrheit als zum Schlaf lockend, iſt der Champagner der Wein der Geſelligkeit, vor Allem auch ein Wein der Frauen, und ſelbſt ein kurzes Delirium (*maria mixta*), von ihm erzeugt, ſcheint ihnen durch die Sitte nicht immer ſtreng verpönt. Die Geſchichte ſagt nichts genaues über ſeinen Urſprung; wenn jedoch eine Sage darüber in einem Thal der Champagne verborgen lebt, ſo ſchreibt ſie gewiß die Erfindung einem menſchenfreundlichen Elfen zu, und weiß von dem Ai und Silleri zu erzählen, der auf dem Balle Oberons getrunken worden. Der Chanſonnier Pomard vergoß bei ſeinem Anblick Thränen der Zärtlichkeit und Rührung. Hätte Anakreon ihn gekannt, er müßte, nach den Bildern, die er ſonſt am liebſten hat, zu urtheilen, ihn mit dem Thau des Morgens verglichen haben, und hätte die Königin der Liebe aus ſeinem Schaum entſtehen laſſen. Ideen und Sprache, Sitten und Gebräuche lieben zu wandern, und bleiben nicht immer in dem Lande, das ihre Wiege war. So ging es auch mit dem Champagner, und ſeine enge Heimath hat ſchon lange nicht mehr das Geheimniß ſeiner Verbreitung. In Frankreich wird rr allenthalben, wo nur dazu brauchbarer Wein gedeiht, mit mehr oder minderem Glücke nachgeahmt, und bekanntlich hat auch Deutſchland, wenn ich ſo ſagen darf, ſeine Champagnerkolonien. Selbſt nach franzöſiſchem Geſtändniſſe * kommen die mouſſirenden Moſier den beſten Gattungen des eigentlichen Champagners ſehr nahe; nur nimmt man für den echten eine größerr Vollendung und eine ätheriſche Flüchtigkeit, die jenen abgehe, in Anſpruch.

Und gegen ſo edle Geſchenke der Natur bieten engliſche und amerikaniſche Zeloten ihren Einfluß und ihre Beredtſamkeit auf! Daß ein iriſcher Mönch gegen den Whiski ſeiner Landsleute einen Vertilgungskrieg führt, iſt ganz begreiflich; was aber haben Rheinwein und Champagnrr euch gethan! Ihr fürchtet den Mißbrauch, ſagt ihr. Unter Blumen kann man ſeinen Feind erſticken; wollt ihr darum die Blumen ächten? Das größte Unheil in dieſrr Welt hat vielleicht die Sprache geſtiftet; wollt ihr uns darum zu ewigem Schweigen verdammen? Und was ſezt man dem Gold und Purpur des Weins entgegen? Den Thee! Der Thee iſt der Falerner dieſer Leute, Theelieder ſingt man in Amerika, wie Rheinlieder in Deutſchland, in Thee trinkt man die Geſundheit ſeiner Dame, der Thre begeiſtert die Reden der Mentings, Ther und Waſſer ſind das Alpha und Omega aller Geſelligkeit und alles Frohſinns. Iſt nun im Norden und Weſten die Kultur der Rede von einer Ligue bedroht, die, Dank der fanatiſchen Mode, täglich neue Anhänger ſich erwirbt, ſo geht ihr dagegen im Oſten eine Hoffnung auf. Mit dem ſterbenden Islam ſcheint auch das alte, oft übrrtretene Weinverbot gänzlich zu erlöſchen, und Bacchus wird ſeine Wanderung durch den Orient nicht mehr verſteckt, wie bishrr, ſondern wieder, wie ehemals, in feſtlichem Zuge machen können. H. S.

* Dictionnaire du commerce. (Vins.)

Im Walde.

Wenn das Herz dir iſt beklommen,
Und in's Auge Thränen kommen,
Weißt nicht, was dir werdrn ſoll,
Wenn kein Antlitz dir erſcheinet,
Das es treulich mit dir meinet,
Und dein Auge wird zu voll:

O dann in den Wald nue tauche,
Deine tiefen Seufzer hauche
Flüsternd in die grüne Nacht!
Wie's dann immer tiefer düstert,
O wie süß es mit dir flüstert:
Kind, was hat dir bang gemacht?

Setz dich dorten, wo die Quelle
Niederspielt vom Felsen helle,
Sag' ihr Alles, was dich kränkt!
Fort mit sich führt sie die Schmerzen,
Neuen Lebens frisch im Herzen
Fühlst dir einen Trunk geschenkt.

C. Reinhold.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Antiquarischer Streit. — Friedrichs II. Werke. — Theater. — Krieg oder Frieden.

Während der Streit über das Alter der Städte Berlin und Köln noch immer fortgeführt wird, rüstet sich die ernannte Commission zur endlichen, und eben so oft besprochenen und gewünschten Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen. Aber der Prozeß, hoffentlich ein friedlicher, dürfte noch lange dauern. Die deutschen Gelehrten und Staatsmänner werden, der Sprache wegen, französische Beihülfe zuziehen. Wird der französische Akademiker es aber unternehmen, Friedrichs Styl und Orthographie zu bessern? Ohne an das moderne Französisch zu denken, welche gewaltsamen Umbiegungen würden schon hie und da nöthig, nur um das correkte Französisch der vergangenen Classicität herzustellen! Der historische Friedrich bliebe auch die Hauptsache; wir wollen ihn lesen, wie er sich gab, auch im fremden Kleide, dessen Façon er nach seiner Manier zustutzte. Da, dünkt uns, hätten deutsche Gelehrte, geleitet vom gebührigen Respekt vor Friedrichs geschichtlicher Gestalt, ausgereicht. Seine Werke sollen doch keine Compendien werden, aus denen die Schulknaben französisch lernen. Seitens des Königs ist der Commission die vollkommenste Freiheit gelassen, alles, was ihr von den erweislichen Schriften Friedrichs geeignet dünkt, aufzunehmen; die religiös ethischen Bedenken gegen mehrere seiner in dieser Beziehung als frivol verschrienen Aufsätze sind beseitigt, da es ein historisches Monument gilt. Dagegen entstehen ernstlichere Zweifel bei Schriften, welche Friedrich der Große selbst späterhin nicht mehr anerkannte und im Buchhandel aufkaufen ließ, um sie zu vernichten. Wo ist endlich die Gränze seiner Schriften? Reichen sie nicht weiter, als so weit er sie selbst zum Druck fürs Publikum und für die Verbreitung durch den Buchhandel bestimmt? Alsdann bliebe so Manches ausgeschlossen, was am allercharakteristischsten ist. — In jener antiquarischen Streitsache, die nie zu einem Ende gedeihen kann, da Urkunden fehlen, auch schwerlich sich auffinden lassen werden, ist vor mehreren Wochen eine lezte voluminöse Schrift des Direktors Kibdin gegen Fidicin erschienen. Ernsthaft ist damit die Sache bis auf die äußersten Grenzen durchgefochten, und auch mit Geschick. Man könnte sich wundern, daß noch Niemand sich gemüßigt fand, sie auch einmal von der spaßhaften Seite aufzufassen. Wo der historische Boden ausgeht, ist für die Phantasie nach beiden Seiten hin freies Feld geboten.

Vielerlei ästhetische Genüsse bringt der Winter. Seydelmann hält dramatische Vorlesungen zu einem wohlthätigen Zwecke; Julius Schramm aus Breslau liest ebenfalls öffentlich. Eduard Devrient in seinem Hause vor Kreisen Befreundeter. Da alle diese nur classische oder anerkannte bessere Werke unserer Meister vortragen, und zugleich das Theater sich bemüht, so viel möglich Tragödien und Dramen der ersten Dichter in Scene zu setzen, sollte man meinen, die ästhetische Bildung sey wieder auf ihrem Culminationspunkte. Oder ist's ein Wahrzeichen dafür, daß nichts Neues geboren wird? In der That trat die Armuth der Produktion nie mehr zu Tage. Selbst Raupach, obgleich körperlich wohler, scheint sich ausgegeben zu haben. Von dem Scribeschen Drama le verre d'eau, welches zugleich französisch und deutsch in Scene gesetzt erschien und verdientes Aufsehen macht, berichte ich Ihnen mit Nächstem. Dem Theater gedeiht es übrigens fast eben so sehr an reproducirenden jugendlichen Talenten als an schaffenden. Der einzige junge Schauspieler, der neu engagirt worden, ein Herr Hendrichs, ist, wie verlautet, aus dem Contrakt gegangen, weil die ältern Schauspieler ihre jugendlichen Rollen nicht abgeben wollten. — Der Improvisator Voltert gibt jezt auch öffentliche Vorstellungen, die zum Theil sehr besucht waren. Wo das Drama keine Dichter findet, werden auch keine Dramen improvisirt.

Die Erwartung auf die große europäische Krisis kann man bei uns eigentlich keine bange mehr nennen. Wenn man so lange erwartet hat, hört die Bangigkeit auf. Sie macht der Abspannung Platz. Sollte, was Gott verhüte, es zu einem europäischen Kriege kommen, und die Rheinfrage nicht mitspielen, so fragt sich nur, woher soll eigentlich der moralische Impuls kommen, um das deutsche Volk dafür zu interessiren? Oder wären wir in der Reaktion so weit vorgeschritten, daß die Kabinetspolitik auch Kabinetskriege wieder möglich machte? Dank unserm Könige, daß hier wenigstens nichts geschieht, was eine Animosität nähren und den Feuerstoff vermehren könnte. Im Gegentheil ist im Aeußern nichts merklich, was daran erinnerte, daß der Lärm der Waffen die Künste des Friedens überdönen dürfte. — Die Eisenbahnen schreiten mit aller Macht vorwärts, die Kölnische Frage wird in Ruhe verhandelt, die Landstände treten zusammen, Cornelius und Schelling werden berufen, um hier in Ruhe oder in Thätigkeit die übrigen Jahre ihres Lebens zu verbringen. Nur die größeren Bauprojecte sollen einstweilen ruhen bleiben, bis wir den bewaffneten Frieden los sind. Auch in dem Ernste, mit welchem diese inländischen Angelegenheiten besprochen werden, unbekümmert um drohende Ereignisse von außen, liegt eine Bürgschaft für Erhaltung des Friedens. Wo eine Nation mit solchem Eifer sich für ihre Eisenbahnen interessirt, als die Wege, auf denen Gedeihen, Fortschritt und Wohlstand durch die Adern des Landes pulsen soll, ist ein Sinn für das Gemeinwesen erweckt, der, das Innere kräftigend, auch nach außen hin thatkräftiger sich zeigen wird, als in einem Lande, wo sie um eitle Parteifragen diese von der Nothwendigkeit gewiesene Entwickelung der Nationalkraft versäumen konnten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortliche Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 23. März 1841.

Ich bin bei dir, du ſeyſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah!

Goethe.

Gedichte von Karl Schramm.

Wandelung.

Gefangen war ich und mürbe,
Die Seele wie der Leib,
Gebet, daß bald ich ſtürbe,
Mein einz'ger Zeitvertreib;
Noch immer bin ich gefangen,
Noch immer mürb und bleich,
Doch nimmer trag' ich Verlangen
Hinab in's Todtenreich.

Wie iſt das zu erklären?
Iſt nah' der Rettungstag?
Das kann noch lange währen,
Der ſchlendert ſehr gemach!
Iſt dein Geſchick erheitert,
Die Haft nun leicht und weit?
Verengt mehr, als erweitert
Seit jener Zeit bis heut!

So glaubſt du wohl von Neuen
An deines Volkes Glück,
Daß frei du auch zum freien
Einſt kehren wirſt zurück? —
Ich glaub' und weiß, es werde
Sich ſelbſt nach dieſer Zeit
Noch lange drehn die Erde,
Bevor mein Volk erneut!

Nein! Eines iſt, nur Eines,
Was mich mit Muth erfüllt,
Und außer ihm iſt keines,
Was meinen Jammer ſtillt;
Nur Eines, was mich ſchirmet
Fortan vor Todesluſt,
Ob noch ſo wild es ſtürmet
In der gepreßten Bruſt.

Es hat ein Stern gefunden
Herein den kühnen Weg,
Aus Strahlen mir gebunden
Den neuen Hoffnungsſteg;
Aus dieſem Liebesſterne
Strömt in die wunde Bruſt,
Ob auch aus weiter Ferne,
Mir neue Lebensluſt.

Digitized by Google

An die Entfernte.

Ach! ſo fern und doch ſo nahe
Biſt du meiner Sehnſucht Harm,
Gleich als ob dich noch umfahe
Wie vordem des Freundes Arm.

Biſt ſo nahe meinem Herzen,
Biſt ſo nahe meiner Bruſt,
Kann ich gleich nicht fürder ſcherzen
Wie vordem in Liebeluſt.

Weilteſt du auf fernſtem Sterne,
Dennoch ſpräch' ich ſtets von dir,
Aus des Herzens tiefſtem Kerne
Dennoch ſo, als wärſt du hier!

Mit der Liebe Sehnſuchtklagen
Ueberweinen möcht' ich dich —
Ach! es läßt ſich ſo nicht ſagen,
Aber fühlen läßt es ſich.

Meine Seel' in deine weinen,
So ihr einen, wie zuvor
Deines Hauches Duft in meinem
Kuß verſchmolz und ſich verlor.

Dünk' ich doch ein bloßer Schatten
Mir, ein Nichts ſo lang zu ſeyn,
Bis ſich deiner Seele gatten
Darf die meine zum Verein.

Wann?

Wann werd' ich dich wiederſehen,
Wann in deiner Augen Braun
Senken meines Herzens Wehen
Und Geneſung ihm erſchaun?

Wann werd' ich dich neu begrüßen,
Wann des Auges Thräne hell
Freudentquollen überfließen?
Aug' in Auge, Quell in Quell?

Wann werd' ich dich wieder haben,
Wann an deines Mundes Saum
Lechzend meine Seele laben?
Ach! es war ein kurzer Traum.

Wann werd ich dich wieder finden,
Wann in deiner Locken Gold
Dir das Grün der Myrthe winden,
Solcher Treue Minneſold?

Wann werd' ich dich ganz beſitzen?
Wann wird dieſer Arm als Stab
Seine Red' im Sturm beſchützen
Bis an ein gemeinſam Grab?!

Aphorismen über den Schein.

Der Schein iſt es, der in der Sternenwelt, wo uns Sonnen wie kleine Kerzen ſchimmern und ganze Weltſyſteme wie eine nebligе Lichtmaſſe vorkommen, und der vor allem auf der Erde herrſcht, die ſich ja ſelber den Schein gibt, als ſtehe ſie, während ſie ſich tagtäglich um ihre eigene Are, wie der Menſch um ſein liebes Ich, und jahrjährlich um die Sonne bewegt. Dieſe aber ſcheint zu gehen, da ſie doch ſtille ſteht; ein tauſendjähriger Betrug, den zwar ſchon die beiden Samier Pythagoras und Ariſtarchus geahnt, den aber doch erſt nach vielen Jahrhunderten Kopernikus aufgedeckt hat. Leſer, die ſich noch ihrer mathematiſch-geographiſchen Lehrſtunden aus der Jugendzeit erinnern, werden ſogleich, durch Ideenverbindung, auf das bekannte Phänomen geführt werden, daß uns, wenn wir auf einem See oder im Fluſſe fahren, das Ufer mit ſeinen Bäumen oder andern Gegenſtänden vorüberzufliehen ſcheint, während wir meinen, ruhig an einem Ort zu verbleiben. — Beſonders in die Ferne hin dominirt der Schein. So iſt der Himmel über uns an ſich nicht blau, wird uns geſagt, ſondern er erſcheint uns nur ſo; er macht uns einen blauen Dunſt vor, wie auch die grünen Berge, die wir am fernen Horizont erblicken. Wohl uns, daß es einen ſolchen Schein gibt! Unſere reinſten und ſchönſten Naturfreuden beruhen mit auf dem phyſiſchen Schein, auf optiſchem oder akuſtiſchem Betrug. Betrachten wir den herrlichen Regenbogen; feſt ſcheint er über der ſchwarzgrauen, donnernden Gewitterwolke ausgeſpannt; aber aus wechſelnder und flüchtiger Bewegung und Unruhe erzeugt er ſich unaufhörlich, aus den Millionen Tropfen der fliehenden und regnenden Wolken und dem Strahl der gegenüber leuchtenden Sonne. Und jener farbige Bogen, den die Natur dem großen in den Wolken auf einem Waſſerfalle nachbildet, auch er ſcheint feſt zu ſtehen, eine herrliche Brücke mitten in der ſchäumenden, ewigen Bewegung des Waſſers, das herunterſtürzt. Die unbeſchreiblich herrlichen, myſtiſchen Farbengebilde einer Seifenblaſe, die man in ſich hineintrinken, in die man ſich auflöſen möchte — ein paar Tropfen Seifenwaſſer und das allgemeine Sonnenlicht erzeugen dieſe wundervolle Kugel mit dem wechſelnden Farbenſpiel, das leider ſo ſchnell vergeht, wie Hoffnungen und reizende Träume,

die man so gern mit ihm vergleicht. — Jene Fee Morgana an der sicilischen Küste, und die ähnliche Erscheinung auf dem Sandmeer Arabiens, welche man visage da sable nennt, die Nebensonnen und Nebenmonde, der abendliche Rosenglanz an den Gletschern, der Widerschein des Mondes im ruhigen Meer, die Morgen- und Abendröthe, deren Anblick uns, wie jede Naturschönheit, mit immer neuem Reiz erfreut, alle die vielen katoptrischen und dioptrischen Erscheinungen, welche die Natur mit wechselndem Reiz verschönen, was sind sie anders als optischer Betrug?

Und nun der Schein in der Kunst selbst, welche die schöne heißt. Schön ist ja ohnedies mit Schein ganz nah verwandt, oder fast dasselbe Wort. Besonders ist's der Maler, der uns auf das Angenehmste durch diesen Schein betrügt. Er zaubert uns auf einer leeren Fläche Gestalten hin, die wir lebend wähnen, die wir mit Händen greifen möchten; man meint, ein Gegenstand sey von dem andern gar weit entfernt, während er kaum zwei Linien weit von ihm gezeichnet ist. — Ich erinnere an die Weintrauben des griechischen Malers, auf welche die Vögel begierig zuflogen, und an den Vorhang eines andern, der nicht etwa dumme Vögel, sondern den Meister selbst, der jene Trauben gemalt hatte, täuschen konnte.

Aber es gibt auch einen akustischen Betrug, oder, wenn man lieber will, Täuschung, da Betrug eigentlich nur im Reiche des Sittlichen stattfindet. — Das Licht hat bekanntermaßen viel Aehnliches mit dem Schall. Man hat schon die sieben Farben des Regenbogens mit der Tonleiter verglichen. Ja, nach Euler, kommt der Spiegel mit dem Echo — dieses heißt schon beim Horaz „das scherzende Nachbild der Stimme" — überein. Schon in der gewöhnlichen Sprache finden wir dieses Aehnliche ausgedrückt: wir sagen helle Töne, schreiende Farben. — Das Summen der Bienen z. B. ertönt aus der Ferne wie leiser Glockenton. Auch eine akustische Perspektive gibt es. Sie versteht der Musiker, selbst ein gewöhnlicher Harfenspieler, wenn er z. B. einen Marsch spielt, vor Allem aber der Bauchredner, oder, was vornehmer klingt, Ventriloquist.

Optische und akustische Illusionen lassen wir uns immer gern gefallen, besonders auch an den Weibern. Ihre Toilettenkunst gehört zum optischen Betrug. Bei der Wahl ihrer Kleider und der Farben müssen sie besonders darauf sehen, daß sie dadurch zu ihrem Vortheil erscheinen. Schon Kant bemerkt, daß die weiße Farbe die Glieder völliger zeige, als die dunklern, wobei ich bemerke, daß das Streben, völliger zu erscheinen, als man wirklich ist, wohl auch zur Erfindung der Reifröcke und ähnlicher Vorrichtungen Anlaß gegeben hat. — Außer der Farbe, die besonders zu der des Gesichtes passen muß ist vorzüglich der Schnitt der Kleidung zu beachten. Was vermag nicht ein geschickter Kleiderkünstler, eine Modistin! „Kleider machen Leute" sagt einfach und kräftig das deutsche Sprüchwort. Wie mancher junge Mann, der über die Schneider spottet, wäre doch gar nichts ohne sie; und noch pikanter sagt der sociale Franzose: vêtissez un buisson et semblera baron. — Schauspielerinnen besonders verstehen jene Kunst, und unter diesen vor allen die französischen. Eine sechzigjährige Mars geht aus ihrem Putzgemach wie ein zwanzigjähriges Mädchen hervor und entzückt auf den Brettern, „welche die Welt bedeuten," die ganze Welt, um französisch zu reden. Solchen Damen kommt zweierlei zu gut: erstlich, daß sie Frauen sind, welche die Natur ohnedieß schon zu Schauspielerinnen gebildet hat, und zweitens, wirkliche Schauspielerinnen, solche, welche diese Kunst noch studiren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Genf und die Radikalen.

Am Schlusse meines vorigen Briefs habe ich Genf mit Straßburg verglichen; indem ich die Feder zum gegenwärtigen ergreife, drängt sich mir dieser Gedanke wieder auf. Wie viel glücklicher als Straßburgs ist Genfs Geschick! Genf, die alte europäische Republik, bei aller Kleinheit des Flächenraums doch licht- und ruhmvoll, Genf war auch unter französische Herrschaft gefallen, war eine französische Provinzialstadt geworden, und mußte sich von einem französischen Präfekten von Paris aus regieren lassen. Aber glücklicherweise dauerte dieser traurige Zustand nicht lange genug, um Wurzel zu fassen und heimathlichen Sinn zu unterdrücken. Es schlug die Stunde der Befreiung, und Genf ward wieder Republik. Was aber mehr werth ist, als Republik seyn oder wieder Republik werden, ist, den rechten, festen, begeisterten Sinn dafür haben. Dieser aber herrscht hier bei Alt und Jung so vor, daß man es als ein unendliches Unglück betrachten, und gegen dasselbe mit dem Muth der Verzweiflung ankämpfen würde, wenn Frankreich einen neuen Versuch machte, sich Genf einzuverleiben. Unsere Stadt ist auch dadurch glücklich, daß in ihr der Protestantismus herrschend geblieben ist, und daß die bei weitem größte Zahl der Katholiken sich nicht von ungerechten und leidenschaftlichen Stimmen des Ultramontanismus irre leiten läßt, sondern befreundet und verbrüdert neben den Protestanten steht. Der politische und religiöse Zustand Genfs ist also beruhigend; aber es nehme sich in Acht und sey auf seiner Hut, denn in ihm leben und wirken auch feindliche Elemente. Allerdings wünschen nur Wenige offen, daß Genf seine Unabhängigkeit verliere und wieder an Frankreich komme. Viel mehr aber hoffen es im Stillen und sind bereit, dazu nach Kräften mitzuwirken. Dazu gehören viele Franzosen und

franzöſiſch Geſinnte, die hier wohnen. Sie aber ſind nicht die gefährlichſten; viel ſchlimmer dürften diejenigen ſeyn, welche hier den Republikanismus lehren und betreiben, wie er in Frankreich gelehrt und betrieben wird. Manche von ihnen handeln bona fide. Als Genf franzöſiſch wurde, wer war daran Schuld? wer drang auf die Vereinigung mit Frankreich? Jene Leute hießen damals Ariſtokraten, heut zu Tage aber Radikale. Fiele Frankreich, trotz alles Strebens ſeiner Königsregierung, in die Republik zurück, ſo könnten unſere Radikale Genf ſehr wohl das Schickſal bereiten, in dem Straßburg ſo tief geſunken iſt. — Zu dieſen Leuten gehörte unter andern auch Andryane, der vor mehreren Jahren als politiſcher Flüchtling hier lebte, und unlängſt Souvenirs de Genève als complément des Mémoires d'un prisonnier d'état herausgegeben hat. Es iſt intereſſant, wie er ſich aus Erfahrung über ſeine politiſchen Glaubensgenoſſen, die ſtürmiſchen Liberalen, Radikalen und Reformers äußert. — „Ich hatte meine lieben Studien verlaſſen und warum? Um zu ſehen, um mich zu überzeugen, daß alle ſtolzen Hoffnungen, alle Phraſen und Aufſchneidereien der Umſtürzer und Komplottmacher wenig mehr als Lügen und Täuſchungen ſind, und daß die Leute, welche jetzt gegen die Regierung umtreiben oder konſpiriren, die Freiheit, das Leben und den Ruf ihrer Anhänger mit ſo viel Leichtſinn auf das Spiel ſetzen, als handle es ſich um den Verluſt einiger Thaler. Welche Untugend habe ich nicht bei den Männern gefunden, die Alter und Erfahrung wenigſtens vor Uebertreibung und Leichtgläubigkeit hätten ſchützen ſollen! Mit welcher unverzeihlichen Zuverſichtlichkeit täuſchten ſie ſich bis auf den letzten Augenblick über das Reſultat einer Unternehmung, deren Ausführung und Erfolge von ungewiſſer Mitwirkung und leichtſinnigen Verſprechungen abhingen! Je mehr ich in das Innere der geheimen Geſellſchaften dringe, um ſo mehr bin ich überzeugt, daß von ihnen nichts Gutes und Entſcheidendes für unſere Sache zu hoffen iſt. Was ſind die mehr oder weniger heimlichen Vereine, die jetzt in Frankreich beſtehen? was iſt ihr einigendes Verbindungswort? was iſt der Zweck, was ſind die Hoffnungen dieſer Leute, deren Verhältniſſe, Alter, geſellſchaftliche Stellung, Vermögen u. ſ. w. ganz verſchieden ſind, und die doch in politiſche Aſſociationen zuſammentreten? Im Anfang ſcheinen ſie nur ein Herz und eine Seele, voll Einheit und Willen, unſere conſtitutionellen Inſtitutionen zu vertheidigen. Fragt man ſie, ſo kennen und wollen ſie nichts als Nationalehre, Freiheit, Rechtsgleichheit u. ſ. w."

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortſetzung.)

Die Kölniſche Fragen. — Altlutheraner. — Strauß.

Die Kölniſche Frage wird jetzt hier von einer andern Seite beregt. Gewährt ihr ihnen nicht zu viel? fragen bedenklich die eifrigen Proteſtanten, während den eifrigen Katholiſchen noch immer zu wenig geſchieht, und nur eigentlich die Indifferenten meinen, es ſey alles gut. Aus Poſen ſchallen ſeltſame Glockentöne herüber. Der Sinn der politiſchen Stimmen iſt noch unbekannt, aber die Aeußerungen des Biſchofs Dunin verrathen, daß die Weizenkörner der königlichen Gnade nur auf ſteinigten Boden fielen. Man müßte die Polen nicht kennen, rufen unſere altpreußiſchen Bureaukraten. Inzwiſchen iſt ein Kourier nach Rom abgegangen, es heißt mit der Unterzeichnung des ewigen Friedens. Aber wie kann ein Frieden mit Rom ewig ſeyn? Mit eben der Gewißheit wird verſichert, der Erzbiſchof kehre auf eine Stunde nach Köln zurück, um dann als Kardinal nach Rom zu gehen, als von der andern Seite hoch und theuer geſchworen wird: das kann und wird nun und nimmer ſeyn, daß man dem Trotze der Curie preußiſcher Seits ſchmeichelt, ein gebrochen Wort belohnt und ein Königswort zurücknimmt. — Eine gemiſchte Ehe macht in dieſem Augenblicke großes Aufſehen, die des ehemaligen Königs der Niederlande mit der Gräfin d'Oultremont, jetzigen Gräfin von Naſſau, aber dießmal weniger wegen der Miſchung der Konfeſſionen, als ſo mancher andern Gegenſätze halber, die der wunderbare Wille des Zufalls in der Laune hier zuſammenbrachte. Wegen des proteſtantiſchen Hollands und der zukünftigen Kinder war nichts zu beſorgen und feſtzuſetzen. In überraſchender Stille wurde die Heirath vollzogen, und das neue Paar iſt ſeit einigen Wochen der erſte Gegenſtand der Unterhaltung, und wo ſie ſich öffentlich zeigen, der Berliner Neugier. Sollte, was noch zweifelhaft iſt, der Graf von Naſſau ſich hier definitiv niederlaſſen, um in Berlin die Früchte ſeines erſparten Vermögens in Ruhe zu verzehren, ſo wäre das für die Stadt allerdings ein großer Gewinn, und rechtfertigte in vollem Maaße die allgemeine Theilnahme. — Das Altlutherthum ſpukt aus der Stille hervor, mit beiden Händen die ihm geſchenkte Freiheit ergreifend. Wäre ſie ihm früher geſchenkt, oder vielmehr gelaſſen worden, wir hörten heute vielleicht wenig davon. Auch macht dieſe Ecclesia pressa mehr in den Provinzen von ſich ſprechen; im Verhältniß der Einwohnerzahl von Berlin iſt ſie zur Zeit noch ſehr gering, und erregt nur hinſichtlich der Kolliſionen mit dem geſetzlichen Parochialnexus Bedenken. Es miſchen ſich da in den Glauben ganz andere Motive, z. B. daß arme Leute ſich kopuliren und taufen laſſen, wo ſie es am billigſten haben. Zum Gegenſatz der Conventikel wird David Strauß erwartet. Er will nicht allein hier wohnen und ſtudiren, ſondern auch, wenn es erlaubt wird, leſen. Die Hegelianer (wenn dieſer Name noch paßt) würden ſich, haupt- und führerlos jetzt, um dieſen Herrn ihrer Schule gewiß mit Entzücken ſcharen. Ob das die theologiſche Fakultät, die Univerſität und das geiſtliche Miniſterium zugeben werden und können, iſt eine andere Frage. Wenn aber Strauß's Erfolge in der Wiſſenſchaft es zur Nothwendigkeit machten, daß ihm als einer wiſſenſchaftlichen Puiſſance ein Katheder eingeräumt würde, ſo wäre Berlin gewiß der zweckmäßigſte Ort, wo dem regirenden Theologen ſolche poſitive Lehrer wie Neander, Tweſten u. A. entgegen ſtünden. Wenn ſeine Lehre Gift iſt, wäre das Gegengift nirgends kräftiger geboten. Strauß hat ſich mit der Frage unmittelbar an unſern König gewandt, ob ſeinem Aufenthalte hier etwas entgegen ſtünde, und ob ihm, wenn er käme, die Erlaubniß zu leſen zugeſtanden oder verweigert werden dürfte? Die königliche Antwort iſt dahin, wie verlautet, ausgefallen, daß ſeinem Kommen und Aufenthalte nichts im Wege ſtehe, daß aber die andere Anfrage ihren Gang bei den Behörden gehen müſſe, welche ordnungsmäßig darüber zu entſcheiden haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 24. März 1841.

— A wanton with a velvet brow
With two pitch balls stuck in her face for eyes;
Ay, and, by heaven, one that will do the deed,
Though Argus were her eunuch and her guard.
Shakespeare.

Die Corallenſchnur.

Ein däniſches Mährchen.

Im ſiebzehnten Jahrhundert, als der kecke Chriſtian der Vierte Dänemark beherrſchte, lebte in Kopenhagen eine achtungswerthe, ſtrebſame Wittwe, bekannt als die vorzüglichſte Perlenſtickerin ihrer Zeit. — Jedermann achtete ſie wegen ihrer Tüchtigkeit und Redlichkeit, und es gab wohl wenig Damen oder Herrn vom Adel, welche nicht ein Kleidungsſtück von ihrer kunſtfertigen Hand beſaßen, und hatte ein junger Burſche ein paar Goldſtücke übrig, ſo begab er ſich zu der Künſtlerin und beſtellte für ſeinen Schatz eine Hande oder einen Bruſtlatz, ſchwellend von Gold- und Silberblumen. Aber ihre Augen begannen nachgerade alt zu werden, und es fiel ihr ſchwer, wie früher auf die goldenen Blätter und Sterne zu blicken, welche ſich unter ihrer behenden Nadel bildeten; deshalb war es ihr doppelt erfreulich, daß ihre Töchter ſo hold und ſchön aufwuchſen und an Fleiß und Tüchtigkeit der Mutter nichts nachgaben. — Sie ließ daher jetzt ihre Hände ruhen, nahm nur die Beſtellungen entgegen, gab ihre Stimme bei Auswahl der Muſter und lobte oder tadelte nach Verdienſt die Arbeiten der Töchter, während eine alte Magd unter ihrer Leitung die Haushaltung beſorgte.

In der vordern Hälfte der großen Wohnſtube hielt die Mutter ſich auf, um die durch ihr Geſchäft herbeigeführten Beſuche zu empfangen; in der andern, größern, welche duech einen Vorhang von jener getrennt war, ſaßen die drei Jungfrauen an ihren Stickrahmen, ſtumm und ernſthaft in Gegenwart der Mutter, aber einander Mährchen erzählend und dreiſtimmige Lieder ſingend, wenn ſie abweſend war. — Die beiden älteſten Zwillingsſchweſtern hatten ihr neunzehntes Jahr erreicht und waren von ſeltener Schönheit; denn obgleich ſtarkes, blondes Haar, himmelblaue Augen und der weißeſte, feinſte Teint eben keine Seltenheiten in Dänemark ſind, ſo mußte doch Jeder, der Catharina und Maria nur einmal geſehen hatte, geſtehen, daß ihre Haut die friſcheſte, ihre Haare die goldigſten, ihre Augen die blanſten ſeyen. Viele Jünglinge, ja ſelbſt bedächtigere Männer fanden ſich bei der Perlenſtickerin ein, um Arbeiten zu beſtellen, im Grunde aber nur, um die holden Zwillingsſchweſtern zu ſehen; doch gewahrten ſie dieſelben nur halb verborgen hinter dem Vorhang und emſig über ihre Stickrahmen gebeugt. So gleichgültig die Mutter gegen dieſe Beſuche ſchien und ſich beſtrebte, die Mädchen von aller Eitelkeit fern zu halten, waren dieſe doch ſchlau genug, um die ſtillen Huldigungen zu bemerken und ſich darüber zu freuen. Da ſie jedoch ſanften Gemüths und züchtig erzogen waren, ſehnten ſie ſich nicht

nach freierer Lebensweise und begnügten sich, wenn sie Sonntags oder auch einmal in der Woche früh am Morgen einen Spaziergang in Gesellschaft der Mutter machen durften.

Anders dachte Gitta, die jüngste Schwester. Wenn ihre schwarzen Haare, dunkeln Augen und fremden Gesichtszüge sie von ihren Schwestern unterschieden, so war sie ihnen nicht minder ungleich durch ein leidenschaftliches Gemüth und einen heftigen, schwärmerischen Sinn. — Gitta fühlte bald, daß ihre Schwestern sie nicht verstanden, auch hatte sie kein Vertrauen zu der ernsthaften, zurückhaltenden Mutter, welche in der Hoffnung, dadurch den feurigen Charakter der Tochter zu zähmen, besonders kalt und abgemessen gegen sie war; deshalb verschloß sie sich in sich selbst, indem sie sich ihren Träumereien überließ. — Sie hatte wenig Lust zu ihrer einförmigen Arbeit, aber wollte doch gerne der Mutter nützlich seyn, und wenn sie sich in ihrer Traumwelt befand, ließ sie die Nadel mechanisch nach dem Muster arbeiten und blieb in der Kunstfertigkeit nicht hinter ihren Schwestern zurück. Ja sie zeichnete ihnen sogar manches Muster vor, und diese waren wohl regellos und mangelhaft ausgeführt, aber niemals ohne Geist und bestimmten Charakter. Als Gitta, welche körperlich und geistig sich rascher als ihre Schwestern entwickelte, zur Jungfrau herangereift war, blickte sie noch düsterer vor sich nieder und fühlte sich von tiefem Schmerz gequält. — Sie merkte wohl, daß Mutter und Schwestern ein Mitleid mit ihr fühlten, welches für den, dem es gilt, sehr drückend ist. Sie beklagten sie, weil sie sich so sehr von ihres Gleichen unterschied. Ihre schwarzen Haare, ihr dunklerer Teint waren zu jener Zeit nicht nach dem Geschmack der jungen Söhne ihrer Heimath; dergleichen wurde übersehen oder als ein unangenehmer, sonderbarer Zufall betrachtet, und die Ueberzeugung, daß sie nicht gefalle, raubte ihr viel von ihrer natürlichen Anmuth. — Ihr feuriges Herz sehnte sich nach Liebe; aber ach! sie wußte nur allzugut, daß sie Keiner liebte, daß wohl gar Keiner sie lieben werde, ja daß es nur Gewohnheit und Naturtrieb war, was selbst Mutter und Schwestern an sie fesselte.

Wie es gewöhnlich solchen Wesen geht, welche im Hause ihrer Eltern fremd sind, so ging es auch der armen Gitta. Die Dienstmagd Tina näherte sich ihr mit größerer Vertraulichkeit als den andern Schwestern, so daß sie sich dem jungen Mädchen zuletzt unentbehrlich machte. — „Weßhalb wollt Ihr Euch so sehr grämen, Jungfrau Gitta," sagte sie, wenn sie sich zuweilen mit ihr allein befand, „daß Ihr nicht so blond seyd oder von so milchweißer Haut wie Eure Schwestern? Hat mir doch mein Bruder, der viel in fremden Landen gewesen ist, oft erzählt, daß in Italien alle Frauen schwarzes Haar und schwarze Augen haben, und daß ein paar Augensterne, dunkel wie die Nacht, und rabenschwarze Locken in Deutschland als eine Seltenheit bewundert werden." — „Was kann mir das helfen? Lebe ich doch nicht dort, und werde das Land, von dessen Citronenwäldern ich so viel reden hören, oder Deutschland mit seinen großen, herrlichen Reichsstädten niemals zu sehen bekommen." — „Nun, nun, Jungfrau Gitta, auch in Dänemark kann man es gut haben, und die Glückswurzel wächst auch hier für den, der sie zu finden weiß." — „Die Glückswurzel?" — „Ei gewiß; wißt Ihr nicht, daß es eine Wurzel gibt, welche im Mai oder November aufgräbt, wer es versteht? — Wenn ein junges Mädchen sie in einem blauen Bande um den Hals trägt, kann sie sicher seyn, allen jungen Männern zu gefallen." — Gitta schüttelte ungläubig den Kopf und sagte lächelnd: „Und du, Tina, die du ein solches Geheimniß weißt, hast keinen Mann bekommen?" — „Ei, Jungfrau, ich habe niemals die Männer leiden mögen; sie sind falsch und hinterlistig, und wer sie vermeidet, thut wohl daran. Aber daß sich mit der Glückswurzel Alles so verhält, wie ich gesagt, könnt Ihr glauben." — Gitta versank in grübelndes Nachdenken; ihre leicht bewegliche Phantasie neigte sich zu solch abenteuerlichen Dingen. Gar zu gerne hatte sie die Kraft dieser Wurzel versucht, und mit Ungeduld wünschte sie den Mai herbei.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen über den Schein.

(Fortsetzung.)

Man braucht übrigens nicht erst in das Theater zu gehen, um wahrzunehmen, was der schöne Schein vermag. Man betrachte nur die Damen auf einem Balle. Abgesehen, daß bei nächtlicher Beleuchtung auch minder schöne Personen weit hübscher und angenehmer erscheinen, so trägt besonders die Illusion dazu bei, welche die Toilettenkunst verschafft. Manche Balldame gleicht der herrlichen Fackeldistel, welche nur des Nachts auf einige Stunden blüht und deren Blüthe am Morgen verwelkt ist. — Das Streben nach dem schönen Schein ist übrigens bei den Damen mehr zu loben als zu tadeln: letzteres nur, wenn sie übertreiben, wenn sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie bezwecken, wenn sie namentlich einer abgeschmackten Mode huldigen. Frauen sollten immer Priesterinnen des Anstands und des Schönen im Leben seyn, das ja so viel Unschönes, Ungehöriges und Rohes in sich faßt. Der h. Hieronymus, ein besserer Weiberkenner, als man von einem Kirchenvater erwarten sollte, sagt: „Wir wissen, daß sich gar

Digitized by Google

viele Weiber von ausgezeichneter Sittſamkeit zwar für keinen Mann, aber doch für ſich ſelber zu putzen pflegen." Darin aber möchte der Kirchenvater Unrecht haben; denn der alte Kant, auch ein guter Frauenkenner, ſagt: „Der Mann hat Geſchmack für ſich, die Frau macht ſich ſelbſt zum Gegenſtand des Geſchmacks für Jedermann." Uebrigens ſollten wir Männer dem ſchönen Geſchlecht, eben weil es ein ſolches iſt oder ſeyn ſoll, ſelbſt falſche Locken, Zähne und ähnliche künſtliche Ergänzungen und Vergrößerungen nicht zu ſehr vorwerfen, wenn wir an uns ſelber gedenken. Wir ſind eitler, als wir ſelbſt glauben.

Ich habe oben ſchon von den Schauſpielern geſprochen. Ihr Name ſchon, der aus Schauen und Spiel beſteht, zeigt an, daß ſie da ſind, zu ſcheinen und vorzuſtellen. Sie vor Allen müſſen dem Scheine huldigen; darum drückt der Grieche unſer „Schauſpielen" und unſer „Heucheln" durch Ein Wort aus. Je mehr aber dieſe Nachahmer des Wirklichen, dieſe Mimen, ſcheinen, deſto wahrer ſind ſie; ſie heucheln alſo nicht, ſo wenig als der Dichter, deſſen dramatiſche Perſonen ſie in Fleiſch und Blut verwandeln. Auf das Theater alſo gehört der Schein, und wie gern laſſen wir uns dadurch betrügen! Nur außer dem Theater ſollten die Menſchen nicht als Schauſpieler agiren; aber Schein, im moraliſchen Sinne, iſt faſt überall, wo etwas öffentlich geleiſtet oder vorgeſtellt wird. Unſer ganzes ſociales Leben beruht mit auf dem Schein, von den Hofcirkeln an, wo oft Perſonen, die man im Grunde nicht leiden mag, gar freundlich empfangen werden, bis zu den kleinſten Verhältniſſen unſeres bürgerlichen Lebens. Die Kunſt zu ſcheinen, oder die Verſtellungskunſt, d. h. die Kunſt, ſein Aeußeres und ſein Inneres ſo hinzuſtellen, daß es als etwas Anderes erſcheint, iſt eine von den Künſten, die am meiſten getrieben werden. Von Jugend auf werden die Menſchen darin geübt, und Hofmeiſter, Bonnen, Tanzlehrer ſind die Ererziermeiſter. — Je naher dem einfachen Naturzuſtande, deſto weniger Schein; am wenigſten daher bei Kindern und kindlichen Menſchen. Ueber dieſe lächeln wir, wenn Wahrheit und Natur durch die Hülle der Converſations- und Weltſitte durchbricht. Nur Einen Schein gibt es, den ſelbſt die Moral als Klugheit billigt, wozu uns ſelbſt ein Zug der Natur auffordert, nämlich das, was wir Anſtand oder das Decorum nennen, und was nach Kants Bemerkung nichts Anderes iſt, als ſchöner Schein. Manches iſt an ſich ganz natürlich, aber doch wird auch der ſtrengſte Freund der Wahrheit ſich ſcheuen, es auszuſprechen; er wird es verſchweigen, oder verſchleiernd benennen. Uebrigens wird auch im Decorum oft übertrieben, und wahr iſt die Bemerkung, daß die Prüderie, die Karrikatur der Sittſamkeit, und der Puriſmus gerade oft bei ſolchen Ständen oder ſolchem Volke am weiteſten geht, wo das Sittenverderbniß am größten iſt.

Das Decorum müſſen natürlich vor allem die Frauen bewahren, die ja, wie wir ſchon oben geſehen, auf den ſchönen Schein wie von Natur angewieſen ſind. Auch das beſte, aufrichtigſte Mädchen wird uns ſagen: ich mag keinen Mann, wenn es auch von ganzem Herzen wünſcht, einen zu bekommen. Manche Frauen erſcheinen kalt und fremd gegen uns, die uns warm und innig lieben, und das iſt gut; dadurch wird verhütet, daß ſie ſich wegwerfen. Das Bemühen, den guten Schein zu bewahren, iſt auch mit Urſache, warum die meiſten Frauen ſo ſtrenge Richterinnen ſind über Perſonen ihres Geſchlechts, die eine Schwachheit begangen haben. Doch dieſe Unerbittlichen ſind gerade nicht immer die Strengſten im Leben ſelbſt, wenn nur der Anſtand nicht verletzt wird und der Schein ſie in ſeine Hülle birgt. — Die wahre Tugend mit dem heitern Antlitz, mit jenem Frieden, welchen nicht die Welt gibt, iſt erhaben, mild und menſchlich. Sie hat Erbarmen mit dem Gefallenen, dem Fehlenden, und ſucht ihn aufzuheben mit ſanfter Hand, während der Menſch, der vielleicht gut von Natur iſt und das Streben hat, gut zu ſeyn, aber von Zeit zu Zeit der Sünde ihr Opfer bringt, mit catoniſcher Strenge richtet, weil er in den Thaten Anderer, wie in einem Spiegel, ſeine eigene Gebrechlichkeit und Geſtalt erblickt, und er ſie deshalb der Welt ſo gern verbergen möchte. Das iſt auch die Urſache, warum wir ſo viele Tugendſchwätzer haben, auf welche Schiller ein bekanntes Epigramm gedichtet, und die der Ehre ſo wenig leiden mag als eine andere, ihnen ziemlich verwandte Klaſſe von Menſchen, jene, die immer und ewig ihr: Herr Gott! ausrufen und den Heiland immer im Munde führen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Der König.

Sie ſehen, das ſind viele Gegenſtände, die uns nahe und näher gehen als die politiſche Kriſe. Dazu ſtehen unſere Landſtände vor der Thür. Viele erwarten viel, Andere das alte, d. h. nichts. Wer möchte prophezeihen? Der Federkrieg darüber, der einſt lebendig geführt wurde, ruht, oder man hat ihn genöthigt zu ruhen. Eins nur iſt characteriſtiſch, daß die Vertheidiger des abſolmen Syſtems, und die Zahl ſeiner Anhänger iſt größer und aufrichtiger, als man im Auslande meint, ſo wenig Kräfte aufzuweiſen haben, die ihre Meinung vor dem Publikum bündig und eindringlich auszuſprechen verſtehen. Was davon zur Oeffentlichkeit kommt, klingt ſo unendlich hohl und veraltet. So ſang ein preußiſcher Patriot jüngſt in der Leipziger Zeitung ein Lied, das anhebt: „Wir wollen jeden haben, den unſer König

liebt u. ſ. w.“ Das Weitere in demſelben Tone. Die Sache iſt wahrhaftig beſſer, was aber ſoll das unbetheiligte Publikum von ihr denken, wenn ſie keine beſſern Vertheidiger ſich gewinnt? — Trotz aller Misdne, die Ihnen von hier und dort zu Ohren geklungen ſind, ſeyn Sie deſſen verſichert, die Liebe und das Vertrauen zu unſerm Könige ſelbſt ſind noch unverlöſcht, ungeſchwächt. Der Unbefangene weiß ſehr wohl zu unterſcheiden, was von ihm perſönlich herrührt. Er tröſtet ſich bei dem, was ihn ſchmerzt, mit der Ueberzeugung: das kommt nicht vom Könige ſelbſt, davon weiß er nichts! Möge dieſer tröſtliche Glaube kräftig ſich erhalten. Wir haben auch aus jüngſter Zeit viele Belege dafür, daß er der richtige iſt. Bei unſerm Freiwilligenfeſte, wie immer würdig gefeiert, wurde unter den ſegensreichen Edicten der vorigen Regierung das vom 28. Mai 1815, welches die allgemeine Landesrepräſentation in Ausſicht ſtellt, an einem beſonders ſichtbaren Platze aufgehangen. Dies gab zu vielfachen Recherchen Anlaß, ja ſogar eine Unterſuchung deshalb ſollte erfolgen. Der König, als er es erfuhr, erklärte, die Freiwilligen ſollten, nach wie vor, in der würdigen, freien Weiſe das hochherzige Vaterlandsfeſt, und ohne Kontrolle und Beaufſichtigung der Behörden, begehen. — Zum Schluß ein Charakterzug. Die mir ihn erzählten, wollen ihn verbürgen. Der König fährt zwiſchen hier und Potsdam mit den gewöhnlichen Zügen der Eiſenbahn. Mit preußiſcher Pünktlichkeit ſtellt er ſich zu den Abgangsſtunden ein, und ſitzt gewöhnlich ſchon nach dem erſten Glockenſchlage im Wagen, um jede Störung zu vermeiden. Neulich indeſſen verweilt der Monarch ungewöhnlich lange auf dem Vorplatze. Es wird einmal, zweimal geläutet, man wartet, endlich ſieht man ſich genöthigt, zum dritten Male die Glocke zu ziehen. Der König ſpricht noch immer mit ſeinen Begleitern. Die Beamten ſind in großer Verlegenheit. Der Dienſt fordert bei den vielen, ſich kreuzenden Zügen große Pünktlichkeit. Die höchſte Perſon zu erinnern, daß es Zeit ſey einzuſteigen, will ſich Niemand unterſtehen. Endlich kommt man, nach einigem Zaudern auf ein Auskunftsmittel: man läutet zum viertenmal. Auch da, ſtatt einzuſteigen, geht der König einige Schritte zurück und winkt mit ſeinem Stocke. Man ſieht athemlos ein altes Mütterchen, einen Korb auf dem Rücken, anhumpeln, um mit dem Zuge noch mitzufahren. Der König ruft ihr in gutmüthigem Zorne zu: „Aber, Mütterchen, was zögert Sie! Auf Sie werden ſie nicht warten. Um mich haben ſie's ſchon mal gethan, und zum vierten mal geläutet!“ Das königliche Impromptu rettete der Frau einen Platz im Zuge.

Genf, März.

(Fortſetzung.)

Ein antiſocialer Genfer.

„Wünſcht man nun zu wiſſen, was ſie an die Stelle der zu verdrängenden Regierung ſetzen wollen, ſo beginnt gleich die größte Verſchiedenheit in den Anſichten, und es zeigt ſich am Ende, daß ſehr ſelten Vaterlandsliebe, deſto mehr aber perſönliches Intereſſe, Egoismus, Eitelkeit und gränzenloſer Leichtſinn die Motive ihres Handels ſind.“ — Wenn es begreiflich iſt, daß der früher politiſch aufgeregte Autodyane in dem beſonnenen und politiſch klugen Genf zu Einſicht und Ruhe der Anſchauung gelangt iſt, ſo kommt es einem dagegen ganz unfaßlich vor, wenn ein Genfer Profeſſor der Akademie, ein geborner Genfer, der nie im Bewegungsſtrudel des Auslands lebte, in ſeiner neueſten Schrift: „Riche ou Pauvre“ allem Eigenthum, als ſchreiendem Mißbrauch, offenen Krieg erklärt und die Aufhebung deſſelben laut proklamirt. Dies nennt er eine neutrale und unabhängige Sprache. Vorerſt ſucht er zu beweiſen, daß Privateigenthum durchaus nicht für das Gedeihen der Geſellſchaft nöthig ſey; „denn Europa iſt hinlänglich mit Stockfiſchen verſehen, obgleich die ſie liefernden Producenten das Meer, welches dieſe Fiſche gibt, nicht eigenthümlich beſitzen.“ — „Die Nutzloſigkeit des Grundeigenthums in den Händen Einzelner geht klar daraus hervor, daß die Völker des Orients, bei denen dieſes Eigenthum unbekannt iſt, doch auf eine merkwürdige Stufe materiellen Gedeihens gelangt ſind. Auch im Occident gibt es Ausnahmen vom Eigenthumsgeſetz, welche darthun, wie unnöthig das Grundeigenthum iſt, z. B. die Erlaubniß, auf fremdem Grund und Boden zu jagen, und die Regale mancher Staaten auf Bergwerke und dergleichen. Die Aneignung von Grund und Boden iſt nicht bloß überflüſſig, ſondern auch ſchädlich. Schon ihr Urſprung ſpricht gegen ſie. Im Occident ſelbſt iſt ſie keine Nothwendigkeit des Geſellſchaftsverbands, denn ſie war im Mittelalter nicht vorhanden, und erſt als das römiſche Recht zu uns kam und über das Lehenrecht herrſchend wurde, führte es das Grundeigenthum in den europäiſchen Geſetzen ein. Siebenhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeit legte eine Räubertolonie auf den Höhen des Quirinals den Grund zu der geſellſchaftlichen Ordnung, die jetzt in Europa und in Amerika herrſcht. Das Grundeigenthum iſt alſo eine von Räubern ausgegangene Erfindung, die nothwendig zu einem andern Mißbrauch führte, zum Erbrecht, denn auch dieſes beruht auf einer Fiktion. Daraus entſtand die monſtröſe Ungleichheit, welche durch fiskaliſche Geſetze noch ſchreiender wurde, und die aus drei Vierteln der Arbeiter wahre Leibeigene macht; denn der Arbeiter leidet nur, um die Einkünfte des reichen Müßiggängers zu vermehren, mit dem der Fiskus alle Vortheile genießt. Aber nicht bloß der Eigenthümer iſt in einer irrationellen und anomalen Lage, ſondern auch die, welche von ihren Einkünften leben. Dieſe Beſitzer von Reichthümern anderer Art ſind auch Weſen, die ſich über das der Menſchheit gemeine Geſetz erheben; ihre Genüſſe ſind allerdings das Produkt der Arbeit, aber nur der Arbeit Anderer. Der Rentier iſt zu glücklich, denn er genießt die ausgeſuchteſten Früchte der Civiliſation, und kennt dabei weder Arbeit noch Unruhe; ihm gehören ohne Laſt und Bedingung alle Vortheile des ſocialen Zuſtands. Die Grundeigenthümer ſind Müßige, die auf Koſten des Publikums unterhalten werden, ohne Vortheil für die Induſtrie und das allgemeine Wohl der Geſellſchaft. Da dem nur einmal ſo iſt, warum ſchafft man das Grundeigenthum der Privaten nicht ab? — „Es wäre leicht, noch einige Seiten mit dergleichen Citaten zu füllen, um darzuthun, daß der Verfaſſer Eigenthum, Wohlhabenheit und Reichthum, wenn auch noch ſo mühſam und verdienſtlich erworben, für eine geſellſchaftliche Monſtroſität, daß er den Reichen für den einzigen Glücklichen in der Geſellſchaft hält, und bloß darum, weil er reich iſt; daß hingegen der Unvermögende, der Arbeiter nothwendig unglücklich, ungebildet, unwiſſend, roh und unſittlich ſeyn muß, weil er kein Vermögen beſitzt. Es fehlt nicht an Stellen, die den Zweck zu haben ſcheinen, die arbeitende und unvermögende Klaſſe durch ſchmeichelnde Trugſchlüſſe gegen Wohlhabende und Reiche aufzuregen, und durch Aufhebung alles Eigenthums einen allgemeinen Umſturz der geſellſchaftlichen Verhältniſſe herbeizuführen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 10.

Mittwoch, 24. März 1841.

[37] Bei **J. J. Weber** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

VORLEGEBLÄTTER zum Unterricht im SCHŒNSCHREIBEN.

Unter Leitung des Königl. Preuss. Regierungs- und Schulraths **Dr. Christ. Weiss**

bearbeitet und herausgegeben von

H. Blossfeld, G. Herrmann, C. Kloss, A. Märker, G. Pippel, F. Schütze und G. Trisch.

Zweite Auflage.

I. Cursus. 3 Hefte. 1 Thlr. — II. Cursus. 3 Hefte. 1 Thlr. 8 Gr. — III. Cursus. 4 Hefte. 1 Thlr. 16 Gr.

III Cursus in 10 Heften. Preis 4 Thlr.

Goethe's Werke, neue Taschen-Ausgabe.

Fünfte Lieferung.

[144] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's sämmtliche Werke,

mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete

vollständigste Ausgabe

in vierzig Bänden.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Fünfte Lieferung oder 6r—10r Bd. Subscriptionspreis 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.

Gallerie

hiezu

nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

Vierte Lieferung:

Goethe, Titelblatt zum ersten Band — Der Fischer — Die Aufgeregten — Dr. Barth und die Evangelisten — Wahrheit und Dichtung.

Subscriptionspreis 40 kr. oder 10 Gr.

Die günstige Aufnahme, welche unsere letzte Ausgabe von Schillers Werken, Taschen-Ausgabe, gefunden, veranlaßte uns die unvergänglichen Geistesprodukte der beiden im Leben so innig verbundenen größten Dichter Deutschlands in einer gleichmäßigen Ausgabe erscheinen zu lassen.

Dieselbe wird die erste **durchaus vollständige** von Goethe's Schriften zu nennen

Digitized by Google

seyn, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in II Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles Dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größeren Bequemlichkeit gewähren, und zwar sowohl durch eine beschränktere Bände-Zahl als die Ausgabe von 1826, wie besonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr sämmtliches Material zusammengebracht worden, eine befriedigendere Anordnung und Zusammenstellung des Zusammengehörigen möglich gewesen, als bei Goethe's Lebzeiten, wo selbst während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verschiedene Werke erst im Entstehen waren, und man über den dereinstigen Nachlaß nur noch wenig Entschiedenes vor Augen hatte.

Diese bessere Zusammenstellung möglichst in Goethe's Sinne zu bewirken, war man gewissenhaft bemüht. Und es dürfte wohl dafür sprechen, daß der diese neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter Goethe's, Dr. **J. P. Eckermann** zu **Weimar**, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Besprechung des Gegenstandes mit Goethe selber noch in frischer Erinnerung lebten.

Die Correctheit des Textes anlangend, so sind zum Vortheil dieser neuen Ausgabe nicht allein alle älteren Editionen zu Grunde gelegt, sondern es sind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuscripte zu Rathe gezogen, so daß man denn nicht allein die beste Lesart hat wählen, sondern auch vielfältige, durch mehrere Ausgaben hindurchgehende, veraltete Druckfehler hat beseitigen können.

Die 6te und 7te Lieferung werden innerhalb 14 Tagen und die 8te Lieferung Anfangs April ausgegeben werden. **Der für alle 40 Bände bestehende Subscriptionspreis von 26 fl. 40 kr. oder 16 Rthlr. erlischt mit Ende April und tritt hiefür vom 1. Mai an der Ladenpreis von 35 fl. oder 21 Rthlr. ein.**

Stuttgart und Tübingen, 15. März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[152] **Lehranstalt**

für französische Sprache.

Der immer größere Erfolg dieser Lehranstalt hat den Herrn Direktor bewogen, einen englischen Sprachlehrer zu berufen.

Die Gegenstände des Unterrichts sind: die französische Sprache mit grammatikalischer und logischer Analyse, Styl und Literatur, die deutsche, italienische, englische, lateinische und griechische Sprache, Uebungen im Vorlesen und Deklamiren, Linearzeichnung, Geographie, Geschichte, Arithmetik, Wechselrechnung, Buchhaltung und Korrespondenz, Geometrie, Algebra, Gesang, Musik, Zeichnen, Gymnastik u. s. f. Alle diese Lektionen werden in französischer Sprache ertheilt.

Da die Religion die Grundlage aller wahren Erziehung ist, so geht das Bestreben des Direktors vor Allem dahin, den Herzen seiner Zöglinge religiöse und der Lehre des Evangeliums gemäße Grundsätze einzuprägen. Außer der täglichen Erbauung zu Hause wohnen die Zöglinge regelmäßig dem öffentlichen Gottesdienste in der Kirche bei. Katholische Zöglinge haben Gelegenheit, die Kirche in Landeron, 20 Minuten von Neuenstadt, zu besuchen.

Diese Anstalt bietet jungen Leuten alle diejenigen Mittel und Vortheile dar, um welche es Eltern für ihre Kinder zu thun seyn kann. Bei ihrem Austritt sind die Schüler im Stande, sich dem Handel oder einem Gewerbe zu widmen. Auf den Wunsch der Eltern bin würde Herr Peter den austretenden Zöglingen Plätze in guten Handelshäusern der französischen Schweiz zu verschaffen suchen.

Die Anzahl der Zöglinge die schon dem Herrn Peter anvertraut worden sind, und der Beifall, dessen er sich von Seite der Eltern zu erfreuen gehabt hat, lassen ihn hoffen, er werde sich, durch Gottes Segen, des Zutrauens, welches man ihm bis jetzt geschenkt hat, immer würdig zeigen. Der jährliche Betrag der Pension ist 25 Louisd'or, welche vierteljährlich vorausbezahlt werden.

Man beliebe sich zu wenden an Herrn A. Peter in Neuenstadt im Kanton Bern, und um nähere Erkundigungen einzunehmen bei den Herren Krieg, Imer, Steinhauslin, Predigern daselbst.

---

[125] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Elementarwerk

für untere Gymnasial-Classen, Bürgerschulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht

von

Dr. Mager.

Drei Theile.

I. Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Anweisung zur französischen Sprache und Grammatik. In zwei Cursen.	18 9/16	Bog.
II. Französisches Lesebuch. In zwei Cursen.	20 9/16	—
III. Französisches Vocabelnbuch und Fibel.	4 7/16	—
	43	Bog.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Parthiepreise für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren:

1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Einzeln:

Sprachbuch und Fibel.

1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Französisches Lesebuch.

1 fl. oder 15 Gr.

Da eine große Anzahl Schulmänner von Namen und Ruf die in dem französischen Elementarwerk befolgte Methode als einen merklichen didaktischen Fortschritt bezeichnet, und eben so mehrere Sprachforscher ersten Ranges (von denen wir nur die HH. Becker, Herling und Schmitthenner anführen wollen) die in diesem Buche

Digitized by Google

aufgestellte Theorie der französischen Sprache als einen wissenschaftlichen Fortschritt und Gewinn anerkannt haben, wie denn auch das K. Preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten „nach näherer Prüfung" die dieses Werkes erklärt hat, „daß dasselbe mit Geist, mit Kenntniß der Sache und mit pädagogischer Einsicht verfaßt ist;" so darf die Verlagshandlung die ihrerseits für eine splendide Ausstattung und billigen Preis gesorgt hat, sich wohl erlauben, bei dem bevorstehenden Classenwechsel die HH. Directoren der Gelehrten- und Realschulen, so wie die HH. Lehrer der französischen Sprache erneuert auf ein Schulbuch aufmerksam zu machen, das den Erfolg des Unterrichts so wesentlich zu erleichtern und zu steigern geeignet ist. — Ueber die linguistischen und methodologischen Principien, auf denen das französische Elementarwerk ruht, und die in diesem selbst nicht erörtert werden konnten, hat der He. Verfasser in Diesterweg's Wegweiser und seitdem im ersten Hefte der Pädagogischen Revue (in der auch in besonderem Abdruck erschienenen Abhandlung: „Die moderne Philologie und die deutschen Schulen") den HH. Lehrern die wünschenswerthe Auskunft gegeben.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[134] In meinem Verlag hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

C. E. A. Gröbel,

Rector an der Kreuzschule in Dresden,

praktisch-grammatisches

Elementarbuch

der

lateinischen Sprache.

Eine Sammlung progressiver, auf stete Wiederholung berechneter Beispiele, als Hülfsbuch für die untern und mittlern Klassen der Gymnasien ꝛc.

gr. 8. 1840. Preis 18 Gr.

Gerhard Fleischer
in Dresden und Leipzig.

---

[135] In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbücher der Literatur.

Zwei und neunzigster Band.

1840.

Oktober, November, Dezember.

Inhalt:

I. 1) Travels in Arabia by Lieut. *J. R. Wellsted.* London 1838.
2) Etudes géographiques et historiques sur l'Arabie, par *M. Jomard.* Paris 1839.
2) Voyage en Arabie, séjour dans le Hadjaz, — campagne d'Assir, accompagné d'une carte par *Maurice Tamisier.* Paris 1840.

II. J. J. Wagner's kleine Schriften. Ulm 1839.

III. Ueber die sogenannten uneegelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen. Von August Fuchs. Berlin 1840.

IV. Geographie nach natürlichen Gränzen und historisch-statistisch bearbeitet von Theophor Friedr. Dittenberger. Fünfte Auflage. Heidelberg 1838.

V. Franz Grillparzer's dramatische Dichtungen. 1) Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2) Der Traum ein Leben. Dramatisches Mährchen in vier Aufzügen. 3) Weh' dem, der lügt. Lustspiel in fünf Aufzügen. Wien 1840.

VI. Mémoires de Mr. *Gisquet*, écrits par lui même. Paris 1840. 4 Vol.

VII. Schiller's Leben, in drei Büchern, von Gustav Schwab. Stuttgart 1840.

VIII. Gedichte von Nikolaus Lenau. Vierte Auflage. Stuttgart und Tübingen 1840.

IX. Traité de physique célaste, ou précis d'astronomie. Par *G. de Pontécoulant.* Paris 1830. Vol. II.

X. 1) Elements of Logic, by *R. Whately.* 6th edit. London 1836.
2) Cours de Logique par M. *Ph. Damiron.* Bruxelles 1837.
3) Leçons de Logique par M. *A. Charma.* Paris. 1840.

Inhalt des Anzeigeblattes Nro. XCII:

Des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein Itwiz oder Frauenbuch vom Jahre 1257. Von Jos. Bergmann.
Andeutungen über die von der königlichen Bibliothek zu Paris an arabischen, persischen und türkischen Handschriften in der neuesten Zeit gemachten Erwerbungen. Von Gustav Flügel (Schluß).
Berichtigung des in der Petersburger Zeitung 1840 Nro. 266 „für die Lesee von Hammer-Purgstall's Geschichte der goldenen Horde im Kiptschak" vom beständigen Sekretär der Gesellschaft unterzeichneten Artikels.
An die Herren Verleger.
Register.

---

[75] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

des

Justinianisch-römischen Rechts.

Zum Gebrauche bei

Institutionen-Vorlesungen.

Von

Dr. Joh. Jakob Lang,

Professor des Rechts in Tübingen.

Zweite Ausgabe.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 9 Gr.

Inhalt:

Allgemeine Einleitung. Vom römischen Recht und seiner wissenschaftlichen Behandlung. — I. **Uebersicht der Quellen des römischen Rechts.** Rechtserkenntnißquellen bis auf Justinian. Leges. Senatusconsulte. Jus honorarium. Kaiserliche Constitutionen. Auctoritas prudentum. Jus non scriptum. Das römische Recht in germanischen Redactionen. Justinianische Redaction. Schicksale des Justinianischen Rechts. Corpus juris civilis. — II. **Allgemeine Lehren.** Allgemeine Rechtsansichten der Römer. Von den Personen. Von den Sachen. Von den Handlungen. Raum und Zeitverhältnisse. Von einigen proceßualischen Handlungen. — III. **Sachenrecht.** Eigenthum. Dingliche Rechte an einer fremden Sache. Servituten. Emphyteusis und Superficies. Pfandrecht. — IV. **Obligationenrecht.** Allgemeine Grundsätze. Natur. Subject. Entstehung. Ende der Obligation. Einzelne Obligationen. Obligationen aus Verträgen. Obligationen aus widerrechtlichen Handlungen. Oblig. ex variis causarum figuris. — V. **Familienrecht.** Geschlechtliche Verbindung zwischen

Digitized by Google

Mann und Frau. Väterliche Gewalt. Herrengewalt. Vormundschaft. — VI. Erbrecht. Allgemeine Grundsätze. Berufung zur Nachfolge in das Vermögen eines Verstorbenen. Durch letzten Willen. Ohne letzten Willen. Gegen einen letzten Willen. Erwerb deferirter Verlassenschaften. Verlust deferirter Verlassenschaften.

Der Verfasser hat die Gelegenheit, welche ihm die Bearbeitung dieser zweiten Ausgabe darbot, möglichst benützt, sein Werk in jeder Richtung zu vervollkommnen, und die unverkennbaren Fortschritte, welche die römische Rechtswissenschaft seit dem ersten Erscheinen des Buchs gemacht hat, boten ihm zur Berichtigung und Verbesserung Veranlassung genug. Insofern können wir das Werk, obgleich seine nächste Bestimmung, dem Lehrer als Leitfaden bei Institutionen-Vorlesungen zu dienen, dieselbe geblieben ist, auch allen Jenen empfehlen, welchen es darum zu thun ist, eine präcise Darstellung des römischen Rechtssystems auf seiner jetzigen wissenschaftlichen Stufe zu besitzen.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[101] Wichtigen Inhalts ist die in allen Buchhandlungen vorräthige, für Jedermann höchst belehrende Schrift, wovon in kurzer Zeit 4000 Exemplare abgesetzt wurden:

☞ Vom Wiedersehen nach dem Tode und dem wahren christlichen Glauben, — vom Daseyn und der Liebe Gottes, — dem Jenseits — und der Unsterblichkeit der menschlichen Seele.

Herausgegeben von Dr. Heinichen.

4te verb. Aufl. broch. Preis 8 Gr. oder 36 kr.

(Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.)

---

[148] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Communionbuch

für gebildete Christen

von

Dr. R. A. Fischer,

Archidiacon in Leipzig.

Mit einem sehr schönen Kupfer.

Velinpapier geheftet Preis ½ Thalr.

---

[122] Im Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte

des

Pugatschew'schen Aufstandes

aus dem Russischen des

Alexander Puschkin

von

H. Brandeis.

8. eleg. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Siebenzig Jahre sind hingegangen und Europa ist noch immer nicht über das merkwürdigste Ereigniß, welches das russische Kaiserreich unter der nordischen Semiramis erschütterte, officiell aufgeklärt. Alexander Puschkin, der gefeierte Schriftsteller Rußlands, hat alles was darüber Aufschluß geben kann, gesammelt und in ein großartiges Gemälde zusammengefaßt. Abgesehen von dem hohen tragischen Interesse der Begebenheit selbst vergönnt dieses Buch einen tiefen Blick in die inneren Zustände Rußlands, die sich seit jener Zeit nicht wesentlich geändert haben. In der Uebersetzung wird man die Feder eines geistvollen Mannes, der lange Zeit in Rußland gelebt, nicht verkennen.

---

[132] So eben erschien für Subscribenten auf 12 Stücke à 4 Gr. = 18 kr. Rhein., einzeln à 6 Gr. = 27 kr. Rhein. Repertoire du théâtre fr. à Berlin. Nro. 240.

Le verre d'eau, comédie p. *Scribe*. gr. 8.

Das ungewöhnliche Aufsehen, welches diese Comödie (die geistvollste des berühmten Verfassers) in Frankreich erregt, wiederholt sich in Deutschland; in Berlin findet fortwährend die Aufführung im franz. und deutsch. Theater mit grösstem Beifall statt.

Durch alle Buchhandlungen zu haben

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[149] In der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Gedichte

von

Rudolph Kulemann.

gr. 8. 1841. geh. Velinpap. 1⅓ Thlr.

---

[71] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen

auf den

griechischen Inseln

des

ägäischen Meeres.

Von

Dr. Ludwig Ross.

Erster Band.

Enthaltend Syros, Tenos, Delos, Rhenäa, Naxos, Paros, Jos, Thera, Therasia, Anaphe, Kythnos, Keos, Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Sikinos und Amorgos.

Mit zwei Kupfern.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Inseln des ägäischen Meeres sind bisher auf eine auffallende Weise von den Reisenden vernachlässigt worden; wir glauben daher auf eine um so günstigere Aufnahme gegenwärtiger Schrift rechnen zu können, deren Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht, nach einem mehrjährigen Studium ein möglichst treues Bild der Kykladen und Sporaden, mit stetem Hinblick auf die Vergangenheit derselben in Geschichte und Kunst, zu entwerfen. Ebenso dürfte der weitere Versuch, die Geschichte der vulkanischen Ereignisse bei Thera ins Klare zu bringen, und die Zusammenstellung der dieselben betreffenden Nachrichten aus alten und neuen Quellen, wegen der bisher über diese Fragen herrschenden Verwirrung, Interesse erregen.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. März 1841.

— Fallit vitium specie virtutis et umbra.
Jouvenal:

Aphorismen über den Schein.

(Fortsetzung.)

Kant sagt: „Selbst der Schein der Tugend muß uns werth seyn, weil aus diesem Spiel mit Vorstellungen, welche Achtung erwerbrn, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann." Dadurch, daß die Menschen die Rolle des Guten spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraumr Zeit hindurch nur gekünstelt hatten, nach und nach wohl wirklich erweckt und gehen in die Gesinnung über. War dies vielleicht bei Augustus der Fall, der unter diesem Namen als ein ganz Anderer erschien, als früher, da er noch Octavianus war? Doch die bekannte Frage des Sterbenden an die Umstehenden: ob er, nach ihrer Meinung, den Mimus des Lebens gut durchgeführt? beweist, daß er bis an sein Endr bloß ein Schauspieler des Guten gewesen. — Von wirklichen Schauspielern sagt man, daß zuweilen der Charakter ihrer Helden, in welchen sie sich ganz hineindenken und hineinfühlen müssen, auf ihren eigenen Einfluß habe. Wenigstens versicherte Baron, daß er eine Zeit lang vor und nach der Aufführung eines Dramas, in welchem er eine edle Rolle zu spielen hatte, nichts Schlechtes oder Niedriges begehen konnte. Auch an Geistlichen, die von Natur zu Extravaganzen geneigt waren, will man Aehnliches bemerkt haben. Ihr ehrwürdiger Beruf zwang sie, ehrwürdig zu scheinen, und so wurden sie nach und nach das, was sie Anfangs nur schienen. Vielleicht paßt hier das Gleichniß mit einem gemeinen Mann, der, wenn er ein schönes, feines Kleid angezogen, sich bestrebt, auch feinere Manieren zu zeigen, und sich hütet, es zu beflecken.

Der Scheinbösen gibt es natürlich weit weniger als der Scheinguten. Doch laufen uns öfters Leute in den Weg, die gern recht pfiffig oder boshaft erscheinen möchten; sie suchen eine Ehre darin, das Zeichen einer gewissen Genialität. Wie mancher bemüht sich, in sein fades Gesicht einen bösen, satyrischen Zug zu legen, zwingt sich zu einem boshaften Lächeln, und doch gelingt es ihm nicht, dem Albernen. — Aber ein rechter Weltmann weiß wirklich sein Gesicht in eine gewisse Ordnung zu legen, um höflich oder galant zu erscheinen. Er scheint offenherzig, wenn er falsch, freundschaftlich, wenn er kalt ist, heiter, wenn's in seinem Innern stürmt. — Uebrigens ist Verstellungskunst von der Schlauheit oder Klugheit verschieden. Wie mancher scheint einfach, harmlos, ja befangen; aber unbemerkt bemerkt er Alles. Die Schlausten sind, die es nicht scheinen.

Dir Verstellungskunst, sagt man, müssen besonders Diplomaten verstehen. Wirklich war darin — um einen

Digitized by Google

für alle zu nehmen — der alte Talleyrand Meiſter; er iſt für Viele ein „docteur en malice," wie maitre Raynald, unſer Reinecke Fuchs, in einem altfranzöſiſchen Gedicht betitelt und vorgeſtellt iſt. Doch wird er vielleicht mit Unrecht ſo verläſtert; am wenigſten hätte Napoleon in ſeiner Verbannung auf ihn ſchimpfen ſollen, da er ihm ſo viel verdankt. Wer mit ihm in eigenem Intereſſe verhandelte, konnte vorausſehen, daß er ſo oder ſo betrogen wurde, ſobald es das Intereſſe ſeines Monarchen oder ſeiner Nation, und nebenbei — ſein eigenes galt. Er war der ehrlichſte Betrüger von der Welt. Uebrigens waren die Franzoſen von jeher Meiſter in diplomatiſcher Verſchmiztheit und der Kunſt, unter einem edlen, herrlichen Scheine dem niedrigſten Egoismus zu fröhnen. Schon lange, bevor ſie mit dem ſchönen Wort der Völkerfreiheit im Munde, und mit der Verſicherung: Krieg den Paläſten, Frieden den Hütten zu bringen, als verwüſtende und plündernde Eroberer hereinbrachen, und ehe Napoleon ſich als Protektor des Rheinbundes gerirte — bloß um das Beſte der dazu gehörigen Staaten zu befördern, wie er vorgab — ſtellten ſich die Franzoſen als Beſchützer der deutſchen Freiheit, um unter dieſer Firma ſie zu untergraben, und ſtifteten unter dem Kardinal Mazarin einen rheiniſchen Bund, dem Vorgeben nach, um den weſtphäliſchen Frieden aufrecht zu halten und die ſchwächern deutſchen Fürſten zu beſchützen, im Grunde aber, um die deutſche Kaiſermacht zu ſchwächen und die Freiheit des Reichs ſelbſt zu untergraben. — Aber auch anderwärts fehlte es nicht an ſolchem politiſchen Schein, der beſonders bei Interventionen zu Schau getragen wurde, und auch ſchon vor Napoleon wurde die wälſche Praktik — eine Vervielfaltigungsmethode, die im Theilen beſteht — meiſterlich geübt. Es iſt überhaupt was Eigenes um die Diplomatie und Politik. Man könnte ſie mit der Geometrie vergleichen, nur muß man ſtatt der Linien Wege ſetzen. Die niedere Politik wäre dann die der geraden, die höhere die der krummen Wege. Ein rechter Diplomat, ſagt man, müſſe nicht bloß wiſſen, woher der Wind weht, ſondern ſelbſt einen machen können. Er müſſe Meiſter ſeyn im „blauen Dunſt machen." Es ſey faſt gar nicht anders möglich. Erlaube doch ſelbſt die ſtrengere Moral die Kriegsliſten, wenn es gilt, dem Feind zu ſchaden; nun fragt man: iſt denn der geſpannte Zuſtand, in welchem die neuern Staaten zwiſchen Krieg und Frieden ſchweben — und daß dies der Fall, beweiſen die ſtehenden Heere, die mitten im Frieden den Ländern zur Laſt fallen — iſt er nicht eine feindliche Stellung, welcher Mißtrauen zu Grunde liegt? — Wir wollen die Sache nicht weiter erörtern, ſondern bloß bemerken, daß diejenige diplomatiſche Verſchmiztheit die ſchlimmſte iſt, welche im Staate ſelbſt, welche von Seiten der Regierung dem Volke gegenüber geübt wird. Uebrigens hat ſich nach dem Zeugniß der Geſchichte auch in der äußern Politik das ſchöne Sprüchwort: „Ehrlich währt am längſten," gar häufig in voller Kraft bewährt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Corallenſchnur.

(Fortſetzung.)

Die Mutter hatte einen Jugendfreund, der ſie zuweilen beſuchte und dem ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkte. Und wirklich verdiente dieſes der alternde Kaufmann in vollem Maaße. Auch den drei Jungfrauen war er gut, ſcherzte väterlich mit ihnen und beſchenkte ſie zuweilen, Jede nach ihrer Neigung, die ältern mit Bändern und feiner Leinwand, die jüngere mit Büchern, und einmal ſogar mit einer Harfe. Zugleich verſprach er, ihr einen Lehrer zu ſchicken, der ihr Unterricht geben könnte auf dieſem, zu jener Zeit in Dänemark noch nicht ſehr gebräuchlichen Inſtrument. Die Mutter ſchüttelte wohl mit dem Kopf und wollte Einwendungen machen; aber der alte Kaufmann nahm ſie freundlich bei der Hand, zog ſie in eine Fenſtervertiefung und redete lange heimlich mit ihr. — Mit wohlgefälligem Lächeln hörte ſie ihm zu, nickte endlich gerührt mit dem Kopf und drückte ihm freundlich die Hand. — Nach dieſer Unterredung wurde die ernſte Mutter zärtlicher und milder gegen Gitta; ſie betrachtete ſie oft mit jener wehmüthigen Freude, mit welcher man ein geliebtes Weſen betrachtet, von dem man ſich bald trennen ſoll und welches man deshalb jezt erſt von ganzem Herzen liebt. Und wie oft weckt erſt die Trennung die ſchlummernde Liebe!

Gitta brauchte nun nicht mehr vom Morgen bis zum Abend zu ſticken; die Mutter ſelbſt munterte ſie auf, ſich im Harfenſpiele zu üben, und unterwies ſie auch in der Führung der Haushaltung. — Die Schweſtern, welche nicht den Muth hatten, die Mutter nach der Urſache dieſer Veränderung zu fragen, theilten ſich zuerſt heimlich ihre Verwunderung darob mit, und ſchwiegen zulezt, da nichts Beſonderes vorfiel. Tina indeſſen lachte für ſich und unterließ nicht, Gitta mit bedeutungsvoller Miene zuzuflüſtern: „Ahnet Ihr nichts, Jungfrau? Denkt daran, was ich ſage: Eure Mutter bereitet Euch auf den Eheſtand vor; ſie und der reiche Handelsmann haben einen Freier für Euch, oder ich müßte mich ſehr irren." — „Wer könnte das ſeyn?" ſagte erröthend das junge Mädchen mit anſcheinend gleichgültiger

Digitized by Google

Stimme. — „Ei, wer ſonſt als des guten Mannes eigener Sohn, welcher vor acht Jahren nach Hamburg ging, um ſich auszubilden, und der nun ſeit einem Jahr auf Reiſen iſt? So viel weiß ich, der junge Friedrich wird täglich erwartet; der Vater wird alt und will ſeinem Sohn die Handlung abtreten; nun, da denkt er gleich an eine Schwiegertochter; er iſt ja Wittwer und hat nicht mehr Kinder als den einen Sohn."

Gitta ſchwieg, doch ſchienen ihr Tinas Vermuthungen nicht ſo ganz ungereimt. Ihre Mutter ſelbſt hatte kürzlich von Friedrichs Heimkehr geſprochen, und ſein Vater hatte ſie ſtets ihren ältern Geſchwiſtern vorgezogen, und auch das veränderte Benehmen der Mutter ließ immerhin eine ſolche Erklärung zu. — Nur dunkel erinnerte ſie ſich des jungen Mannes, den ſie bisher nur ſelten geſehen; aber er war gewiß brav und treu, und reich mußte er auch werden, und ohne Zweifel hatte er im Auslande ſchon längſt das Vorurtheil abgelegt, das die Dänen wider die Brünetten hegten. — Der Gedanke, ſo früh verheirathet zu werden, in ein angeſehenes Haus zu kommen und die Lebensgefährtin eines jungen, achtungswerthen Mannes zu ſeyn, ſchmeichelte ihr. Ihre Bitterkeit verſchwand, weil ſie ſich nicht mehr zurückgeſetzt ſah; ſie war jetzt gar liebenswürdig und ſanft.

Der Maimonat kam, die Bäume fingen an grün zu werden, und Tina erinnerte ſie daran, nach der Glückswurzel zu ſuchen. Aber ſo ſehr ſich auch Gitta darnach ſehnte, in den Beſitz dieſes Guts zu kommen, ſo wollte es ihr doch nie gelingen, ſich, während der Vollmond ſchien, den wachſamen Augen der Mutter zu entziehen. Vergebens wandte ſie Liſt und Verſtellung an; als wenn ſie Gittas Plane geahnet hätte, ließ die Mutter ſie keinen Augenblick allein, und ſo verging der Mai, ohne daß Gitta ihn hätte benützen können.

Eines Tags, als die Mädchen bei der Arbeit ſaßen, trat der alte Kaufmann ein, begleitet von zwei ſtattlichen Jünglingen. Froh rief er aus: „Hier, meine würdige Freundin, hier ſeht Ihr meinen Sohn und ſeinen Freund Reinhold, der ihn von Deutſchland hierher begleitet hat und ſich hier niederlaſſen will." — Die Mutter begrüßte die Angekommenen herzlich und lud ſie ein zu bleiben. Die drei Mädchen reichten den Gäſten nach däniſchem Brauch die Hand und ſchlugen darauf die Augen ſittſam nieder, aber Gittas bräunliches Geſicht überzog ſich mit dunklem Roth. — Während der einfachen Mahlzeit ſaß Friedrich an Gittas Seite und bewies ihr große Aufmerkſamkeit. Der junge Deutſche, der ganz gut däniſch ſprach, näherte ſich beſcheiden der ſchönen Katharine, und ſeine Augen ruhten mit innigem Ausdruck auf ihrem reizenden Antlitz.

Mit einem Gefühl von Glückſeligkeit, wie ſie es noch nie gekannt hatte, betrat Gitta am Abend die ſtille Schlafkammer. Sie erwiederte ihren Schweſtern, welche Friedrichs edle Haltung und Reinholds einnehmendes Weſen rühmten, kein Wort, um ſich ungeſtört ihren Träumen hinzugeben. — Der junge Friedrich hatte ihr gefallen, ohne gerade einen tiefen Eindruck auf ſie zu machen; aber ſein ſanftes, gebildetes Weſen hatte etwas ganz Anziehendes. Ihr Herz neigte ſich dankbar und geſchmeichelt ihm entgegen, und mit Entzücken dachte ſie ſich als ſeine Hausfrau, als ſein geliebtes, nicht mehr von der Mutter beſchränktes Weib.

Friedrich kam oft in Begleitung ſeines Freundes in das Haus der Mutter, ſprach viel mit Gitta und ſchien bemüht, ſie kennen zu lernen. — Reinhold neigte ſich zu Katharinen. Die Mutter des jungen Mädchens betrachtete dieſe aufkeimende Liebe mit mütterlicher Freude. — So waren einige Monate verfloſſen, Friedrich hatte, in Verbindung mit ſeinem Freunde, des Vaters Handlung übernommen, der letztere redete oft lange mit Gittas Mutter, und Gitta war glücklich im Gefühl der Zukunft. — Wie fleißig bewegten ſich jetzt ihre Finger auf dem Sammt, welchen ſie mit Goldblättchen ſchmückte, und der, wie ſie hoffte, zur zierlichen Haube verwandt werden ſollte, die ſie als Frau zu tragen dachte! Wie munter ertönte ihr Geſang, in den Katharine einſtimmte, wie heiter verkehrte ſie mit Allen im Hauſe! — Wohl bleichten Marias Wangen, und nur mit Mühe hielt ſie die Thränen in ihren Augen zurück; aber da ſie gewohnt war, ſich zu beherrſchen, erkünſtelte ſie Munterkeit und verbarg ihren Schmerz tief im innerſten Herzen.

Eines Tags ließ die Mutter das reinliche Haus mit grünen Kränzen ſchmücken und Alles zu einer feſtlichen, reichen Mahlzeit rüſten. Tags darauf befahl ſie den Töchtern, ihre Feierkleider anzulegen, und ſchmückte auch ſich ſelbſt auf's Beſte. Zur Mittagszeit erſchienen die Gäſte, der alte Kaufherr, ſein Sohn und Reinhold. Die jungen Leute überreichten jedem der Mädchen ein werthvolles Andenken, welches dieſe auf Geheiß der Mutter annahmen. — Die Mahlzeit begann; Reinhold, Katharine, Gitta und die Mutter waren froh geſtimmt, Friedrich blickte oft wie aufmunternd auf die bleiche Maria und der Vater verlegen auf ſeinen Teller. Als die Mahlzeit beendigt war, nahm Reinhold die erröthende Katharine bei der Hand, führte ſie vor die Mutter und ſagte: „Daß wir Beide uns lange von Herzen gut geweſen ſind, iſt Euch nicht mehr unbekannt, würdige Mutter; erlaubt mir nun, mir noch etwas mehr von Eurem Wohlwollen zu erbitten, als Ihr bereits freiwillig mir gewährt: gebt mir, zugleich mit Eurem Segen, Katharine zur Hausfrau." — Die Tochter kniete vor der Mutter nieder, welche ſie freundlich aufhob, Reinhold die Hand reichte und ſprach: „Nehmt ſie, würdiger Herr,

Digitized by Google

jezt mein Sohn, haltet sie in Ehren und bleibt ihr treu, wie sie Euch bleiben wird, und Gott segne Eure Liebe, meine Kinder."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Richa au pouvre von Eyerbuliez. — Pictet de Rochemont's Briefe. — Voltairestatistik.

Wie aber, und nach welchem Princip soll sich eine neue Gesellschaft bilden, wenn die jetzige zerstört ist? Diese Frage setzt den radikalen Professoe gar nicht in Verlegenheit, denn er antwortet darauf kurz weg: „wozu nüzt es, daß man Leuten, die ruhig und mit Sicherheit ihr Haus bewohnen, von Bauveränderungen spricht, die es noch solider machen könnten? Zeigt ihnen vorher die Nothwendigkeit des Einreißens, dann werden sie geneigt seyn, eure Plane für den neuen Aufbau zu bedenken und zu besprechen." Also nur frisch eingerissen! Das Wiederaufbauen wird sich vielleicht hernach finden. Ob dergleichen stark nach St. Simonismus riechende Lehren eines Professors der politischen Oekonomie in Genf und Lausanne würdig sind, lassen wir unentschieden. Einer unserer Gelehrten in Genf wollte dem Erscheinen der Eyerbuliezschen Schrift eine Widerlegung unter dem Titel: Pauvre ou riche herausgeben, nach einiger Ueberlegung hielt er es jedoch für ganz unnöthig; denn welcher nur halb Gebildete wüßte nicht, daß die meisten historischen Säze des Professors falsch oder nur halb wahr sind, daß namentlich das Eigenthum nicht von den römischen Räubern auf dem Quirinal erfunden worden ist, sondern daß die Römer ihre Grundsäze darüber von dem herrlichsten Volke der Welt, von den Griechen annahmen, und daß diese es anerkannten, weil sie in ihm eine der Hauptbedingungen und Hauptimpulse der Civilisation, der Beruhigung und Sicherung der Gesellschaft sahen, was es auch jezt noch ist. Unser kleiner Staat beruhigte sich auch ganz, als wenige Tage nach dem Erscheinen jener Schrift bekannt wurde, daß der Verfasser ein hübsches Landhaus bei Genf erkauft habe, also selbst einer der monströsen Grundeigenthümer geworden sey. Wahrscheinlich wird er nun noch einige Zeit mit dem Umsturz des Eigenthums warten.

Neben solchen monströsen Erscheinungen französischen Modeunsinns ist es erfreulich und tröstend, Bücher ans Licht treten zu sehen wie die Brieffragmente Pictet de Rochemont's, der 1815 und 1816 bevollmächtigter Minister der Schweizer Konföderation in Paris war. Hier erscheint kein theoretischer Schwindler, sondern ein geistvoller, erfahrener Ehrenmann, voll Liebe und Eifer für sein Vaterland. Länger als ein Vierteljahrhundert ist nun seit den merkwürdigen Ereignissen verflossen, die Genf seine alte Unabhängigkeit und individuelle Existenz wieder gegeben haben. Indessen sind die meisten Männer gestorben, welche thätigen Antheil an jenen Ereignissen genommen haben. Jene Thatsachen und die sich daran knüpfenden Betrachtungen sind nun Geschichte geworden, und zwar eine Geschichte, die von den jezt Lebenden viel zu wenig gekannt, begriffen und gewürdigt wird. Sie wissen nichts mehr von jenen Unruhen und drohenden Umständen; leben sie doch selbst in Ruhe, Friede und Gedeihen, und genießen der glücklichen Folgen der Restauration. Dieses Wohlseyn scheint den Genfern ganz einfach, als könnte es gar nicht anders seyn. Sie haben kaum eine Ahnung von den Gefahren und Schwierigkeiten, die überstanden werden mußten, ehe sich Genf wieder selbst angehörte. Und jene Gefahren waren nicht eingebildet, denn es ist bekannt, daß nach den momentanen Kriegsvortheilen Napoleons im Jahr 1814 die Alliirten nahe daran waren, mit ihm Frieden zu schließen, wobei Genf auf jeden Fall aufgeopfert worden wäre. Sein Zorn wäre dann gewiß hart auf die kleine Republik gefallen, die mit zuerst sein Joch abzuschütteln wagte. — Pictet de Rochemont war unstreitig einer der vorzüglichsten politischen Köpfe und eines der edelsten patriotischen Gemüther Genfs, die in neuerer Zeit gelebt haben. Dies erkannte auch 1814 der Minister v. Stein und Kaiser Alexander, die sich daher große Mühe gaben, ihn in den russischen Staatsrath zu bringen. Endlich gab er nach unter der ächt republikanischen Bedingung, daß er keinen Titel zu führen, keine Orden zu tragen und keinen Gehalt anzunehmen habe. Genf, dessen öffentlicher Geist und politische Männer jezt nicht mehr auf jener Höhe stehen, thäte sehr wohl, sich lebhaft an Pictet's Bemerkungen und Rath hinsichtlich des Geistes der Regierung und der Beamten zu erinnern.

Um vom Ernsten zu etwas Heiterem überzugehen, brauchen wir nur anzuführen, was vor einiger Zeit ein französisches Journal über die Voltairestatistik in Ferney enthielt. „Jedes Jahr, heißt es dort, besuchen ungefähr zehntausend Fremde die Wohnung Voltaires in Ferney; daraus wird klar, daß dort die Stelle eines Cicerone sehr einträglich seyn muß. Ein Genfer, der wie alle seine Landsleute gut zu rechnen versteht, hat die jährliche Einnahme jenes Cicerone geschäzt. Er führt Folgendes an: Achttausend Büsten Voltaires aus Ferneyer Erbe zu einem Franken das Stück, 8000 Franken. Zwölfhundert Voltairesche Autographen zu 20 Franken, 24,000 Franken; fünfhundert Stöcke Voltaires zu 50 Franken, 25,000 Franken; dreihundert Perrücken des Philosophen zu 100 Franken, 30,000 Franken; zusammen 87,000 Franken." Diese Berechnung ist launig, und wir müssen nur bedauern, daß daran, wie an so vielen Nachrichten französischer Journale über das Ausland, kaum ein Wort wahr ist. Der Parthien, die jährlich das Schloß von Ferney besuchen, und dafür bezahlen, sind höchstens zweihundert, und gar oft kommt eine ganze Gesellschaft, die dem Cicerone nur einen oder zwei Franken spendirt. Dieser Cicerone war vor Kurzem noch der Sohn von Voltaires Gärtner, selbst ein alter Mann, der den Philosophen noch gekannt hatte, und mehrere recht hübsche Stückchen von ihm zu erzählen wußte, z. B. die Geschichte mit Gibbon. Er verkaufte auch irdene Büsten Voltaires, einen großen Druckbogen, auf dem mehrere Lobgedichte auf Voltaire standen, und unten ein Abdruck seines silbernen Petschafts, desgleichen einige Oktavseiten mit Anekdoten, von denen, zu einem Franken das Stück, vielleicht hundert jährlich verkauft werden. Allerdings zeigte dieser Cicerone in seiner dunkeln Stube besondern Liebhabern Voltaires Perrücke, seine Siegelsammlung, Petschaft und Gartenstock. Von alle dem war aber nichts zu verkaufen. Jene 87,000 Franken schmelzen höchstens zu fünfhundert zusammen. Die Voltairomanie hat bereits sehr bei den Fremden abgenommen, und man kann jeden Sommer bemerken, wie sie immer mehr in Verfall kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 26. März 1841.

Auch das noch! Er verachtet mich — Da ſteh' ich
In fürchterlicher Einſamkeit — verſtoßen,
Verworfen!

Schiller.

Die Corallenſchnur.

(Fortſetzung.)

Da ergriff Friedrich raſch Mariens bebende Hand, warf ſich mit ihr zu den Füßen der erſtaunten Mutter, und Beide flüſterten nur leiſe: „Mutter, Vater!“ — Gitta hatte ſich todesbleich erhoben und war hinter den Vorhang geeilt, um unbemerkt Zeuge der folgenden Auftrittr zu ſeyn. Noch kniete das Paar vor den Eltern, der Kaufmann ſah ernſthaft, aber nicht unfreundlich auf ſeinen Sohn nieder, die Mutter warf einen finſtern Blick auf Maria und ſagte in ſtrengem Ton: „Und du hatteſt ein ſo wichtiges Geheimniß vor deiner Mutter? Iſt das kindlich, iſt das dankbar, ſchweſterlich?“ — „Zürnet nicht der Schuldfreien, nur mir, mir allein, wenn Ihr zürnen wollt!“ rief Friedrich leidenſchaftlich. „Erſt vor vier Tagen habe ich Maria geſtanden, wie ich ſie liebe. Furcht vor Eurer Strenge und meine Bitten bewogen ſie, zu ſchweigen. Hat Jemand hier ein Unrecht begangen, ſo bin ich es, der die Schuld trägt, weil ich ſo lange vor meinem Vater ſchwieg und Gitta hoffen ließ, ohne daß mein Herz für ſie fühlte. Von Liebe habe ich niemals offen zu ihr geſprochen, und ſo ſehr der Schein gegen mich iſt, ganz ſchuldig bin ich doch nicht. Alle Briefe meines Vaters waren voll von Gittas Lob; kaum war ich wieder in der Heimath, ſo rühmte er ihren Geiſt, ihr bedächtiges Weſen, und ſchlug ſie mir zur Frau vor. — Ich zeigte mich willig, aber gleich, da ich Eure Töchter zum erſtenmal ſah, zog es mich zu der ſanften, holdſeligen Maria und ſtieß mich ſeltſam ab von Gitta. Um meinen Vater nicht zu kränken und weil ich meine Kälte gegen eine Jungfrau, welche ich ehelichen ſollte, für Unrecht hielt, bezwang ich mich ſelbſt und näherte mich ihr. Es gelang mir nicht, ihr mein Herz zuzuwenden, und wenn ſie ihre ſchwarzen Augen auf mich richtete, wurde mir ſeltſam, ja unheimlich zu Muthe. — Aber aus Marias Augen ſtrahlte, ihr ſelbſt unbewußt, die zärtlichſte Liebe. Gitta — ich weiß nicht, ob ich irre — Gitta liebt mich nicht; ſie liebt nur ſich ſelbſt, allein und unbegrenzt. — Mag ſie einen hohen Geiſt haben und in fremden Ländern für die größte Schönheit gelten, der ächte Däne ſucht eine ſtille, einfache Jungfrau, deren blonde Locken und himmelblaue Augen Milde und Demuth verkünden.“

„Vergebt ihm,“ ſprach jezt der Kaufmann. „Ich habe gefehlt, indem ich ſeine Wahl einſchränken wollte.“ Reinhold, Katharine und die Liebenden beſtürmten die Mutter mit Bitten. — „Nun ja,“ ſagte dieſe endlich, „was Gott zuſammengefügt, darf ich nicht trennen. Maria iſt immer ein gutes Kind geweſen, ſie wird Euch

Digitized by Google

glücklich machen. Kränken will ich Euch nicht, Friedrich, aber Zutrauen hätte ich verdient, und es betrübt immer eine Mutter, ein Kind auf Kosten des andern glücklich zu sehen. Ihr hättet," fügte sie leise hinzu, „vielleicht auch Gitta diesen Schmerz ersparen können."

Diese hatte Alles gehört; ihre Hand ballte sich, ihr Mund verzog sich krampfhaft, ihre flammenden Augen sprühten Feuer, und nur mit Mühe unterdrückte sie einen Schrei der Wuth. Aber Stolz und Klugheit behielten die Oberhand. Sie sah ihr Glück zerstört, aber sie wollte als Siegerin dastehen und durch erheuchelte Milde Bewunderung erwecken. „Die Rache schlaft nicht!" flüsterte sie sich selbst zu, zwang sich zu lächeln und trat sanft und voll Seelengröße unter die Andern, umarmte glückwünschend ihre Schwester Maria und drückte Friedrich herzlich die Hand.

Von diesem Tage an war Gitta in ihrem Kreise ein Wesen, welches Alle wegen ihres Edelmuths hochachteten und bewunderten. Alle stimmten bei, wenn der alte Kaufmann erklärte, Gitta sey doch das edelste Mädchen, und die Mutter, welche ihren heimlichen Schmerz sah, aber ihre düstern Plane nicht ahnte, zeigte sich unendlich milde gegen sie und beschränkte ihre Heftheit nur wenig.

„Würde nur die Hochzeit zum November aufgeschoben," sprach Tina heimlich zu Gitta, „so könnten wir in diesem Monat die Glückswurzel versuchen, und dann müßte Alles anders werden." — „Glaubst du, ich möchte nun Herrn Friedrichs Hand, sollte ich auch durch die Glückswurzel von ihm geliebt werden? Mit Spott und Hohn gäbe ich ihm den Laufpaß." — „Nun, so könnte es seyn wegen eines andern schönen Freiers, der diesen an Schönheit und Reichthum noch weit übertrafe; fährt Eure Schwester mit Zweien zur Kirche, so könntet Ihr mit vier stolzen Schimmeln fahren, mit Vorreiter und Lakaien." — Gitta lächelte; was Tina hier nur andeutete, hatte sie sich schon lange viel prachtvoller und herrlicher ausgedacht, doch äußerte sie kein Wort. — Der Hochzeittag der beiden Schwestern, welcher in aller Stille gefeiert werden sollte, kam herbei. Gitta war heiterer als die Bräute, sie ordnete deren Putz und kleidete sich selbst, um die Schwestern zu erfreuen, mit Aufwand und Geschmack. — Aber Abends beim Schein des Vollmonds schlich sie sich unbemerkt von der Hochzeit, hüllte sich in einen Mantel, schlug eilig den von Tina bezeichneten Weg ein und grub, indem sie einen Zauberspruch leise für sich hin sprach, an der bestimmten Stelle nach der Wurzel. — Zu ihrer Freude fand sie auch, und gar nicht tief in der Erde, eine Wurzel von der Form, wie Tina sie ihr beschrieben. Schnell steckte sie dieselbe zu sich und kam so zeitig zurück, daß man sie gar nicht vermißt hatte. — Die erfahrene Magd erkannte die Wurzel für die wahre. Gitta hüllte sie in ein blaues Band und trat, den Erfolg zu sehen, mit diesem Zaubermittel in's Gesellschaftszimmer. — Aber Keiner bemerkte sie, die Blicke ihrer Schwäger blieben ruhig und höflich wie sonst, und ärgerlich verwünschte sie in ihrer Seele den Rath der Magd.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen über den Schein.

(Fortsetzung.)

In uns allen liegt der Hang, sich gern schmeicheln zu lassen, weil wir alle, mehr oder minder, Egoisten, d. h. weil wir uns immer die Nächsten sind und immer mehr seyn möchten als die Andern. Unser größter Schmeichler, mithin unser eigener Betrüger, ist unser eigenes Herz. Auch die besten Menschen, welche ihre Selbstsucht unter die Herrschaft der Pflicht bändigen, können nicht vermeiden, daß sie nicht zuweilen von der Schmeichelei berückt werden. Was muß erst geschehen in jenen Regionen, wo angeborner Rang, Gefühl der Macht und der Anblick von Tausenden Gehorchender so viel Verführerisches und Berauschendes hat! wie empfänglich müssen weichere Herzen für das vergiftete Zuckerbrod und den Taumelbecher seyn, welche der verschmitzte Schmeichler unbemerkt zu reichen versteht! — Fürsten, die es sind, hassen den Schmeichler und lieben bescheidene Rüge. Freilich gibt es auch wohl welche, die da sagen: ich will Freimüthigkeit von Seiten meiner Beamten und Unterthanen; Tadel, wenn er gerecht ist, ist mir lieb. Aber sie gleichen jenem eiteln spanischen Erzbischof, der dem guten, in seinem Dienste stehenden Gil Blas (in Le Sages bekanntem Roman) gerne seine Predigten vorlas und ihn dabei aufforderte, es ja freimüthig zu bemerken, wenn er etwas Tadelhaftes darin finden sollte. Wie er nun wirklich einmal, dieser Aufforderung vertrauend, etwas als tadelhaft bemerkte, wurde der arme Bursche zum Lohn dafür aus dem Dienst gejagt.

Außer den Großen sind keine Menschen den Gefahren der Schmeichelei so ausgesetzt, als die Frauen, auf die ich gern wieder zurückkomme. Sie haben überhaupt etwas Fürstliches an sich; darum sagt man auch: ihnen den Hof machen. Sie geben nicht nur sich gern den schönen Schein, sondern lassen sich auch gerne vom Schein betrügen: die Galanterie, was ist sie anders? —

Digitized by Google

Es gab eine Zeit, wo eine ritterliche, mit Ehre und Chriſtenthum verſchwiſterte Verehrung der Frauen ſtattfand, die oft bis zur Schwärmerei ging. Aber ſelbſt damals gaben ſich viele bloß die Miene, wahre Verehrer des ſchönen Geſchlechts zu ſeyn, und verbargen unter dieſem Schein ganz andere Abſichten. Und ſpäter, als das Ritterthum in Verfall kam, was blieb zurück? Eine Hülſe, ein Scheinbild, eben die Galanterie; die heidniſchen Alten, die mehr der Natur folgten und den geraden Weg gingen, müßten dazu den Kopf ſchütteln. Galanterie — überhaupt ein ſehr zweideutiges Wort! — Es gibt ein gefälliges Weſen, eine Artigkeit, die weit verſchieden iſt von jenem geſchminkten franzöſiſchen Weſen. Die wahre Höflichkeit beſteht nicht in chineſiſchen Ceremonien und Complimenten, und eine ſolche kannten auch die Alten. Von unſern Verbeugungen, Grüßen und Redensarten wußten ſie nichts. „Freue dich," ſagte der Grieche beim Willkomm und Abſchied und unter ſeinen Briefen, und es gibt keinen ſchöneren Gruß. Ja, ſie haben nicht einmal ein Wort für das vielbeutige „Compliment," worunter wir außer Begrüßung und Verbeugung ſchmeichelhafte Lüge, überhaupt etwas Erdichtetes verſtehen. Was bei uns ein „Mann ohne viele Complimente" iſt, war den Alten ein *einfacher* Mann. Selbſt zu den Zeiten, wo die Römer welt von ihrer alten Einfachheit gewichen waren, waren ſie noch im Privatumgang und öffentlichen Benehmen zehnmal einfacher als wir; und doch können wir namentlich aus den Briefen des Horaz, des Cicero und des jüngern Plinius weit mehr vom wahren Weltton lernen, als Manche vermuthen möchten. Urbanität, d. h. ſtädtiſches Weſen, iſt den Römern *das*, was wir unter ſeiner Lebensart verſtehen. Quintilian ſagt: „Nach meinem Urtheil iſt Urbanität ein Benehmen, worin nichts Unpaſſendes, nichts Bäuriſches, nichts Ungeordnetes, nichts Frembartiges, ſowohl was die Geſinnung als den Ausdruck, die Mienen und Geberden anbelangt, wahrgenommen werden kann." Von der Urbanität, die jedem gibt, was ihm gebührt, und die ſich in Zeit und Perſon ſchickt, finden wir ſelbſt Beiſpiele beim Apoſtel Paulus.

Unſer gewöhnliches Complimentenweſen, unſer Geſellſchaftston iſt nichts als Schein, eine ſtereotypiſche Lüge. Wie viele nichtsnutzige Geſellſchaftsphraſen curſiren, die ſelbſt der Beſſere nicht ganz beſeitigen kann; in einer Gegend mehr, in der andern minder. Leute von wahrem Weltton überlaſſen indeß dieſes alberne Complimentenweſen mehr und mehr den Philiſtern. — „Ganz gehorſamſter, unterthänigſter Diener!" — „Ich habe die Ehre, mich Ihnen beſtens zu empfehlen." — „Wie befindet ſich Ihre wertheſte Frau Gemahlin? Ihre lieben Kinder? Es freut mich unendlich, Sie zu ſehen!" und Aehnliches, wobei man nichts oder doch etwas anderes, ja das Gegentheil denkt. Dann folgt zur Antwort: „Dank Ihrer freundlichen Nachfrage, es befindet ſich Alles wohl;" oder: „auch mich freut es unendlich, Sie zu ſehen."

Ein närriſches Wort iſt auch das: Schön. „Sie befinden ſich doch recht wohl?" „Ich danke Ihnen, recht wohl!" „Das iſt ſchön! das iſt ſchön!" Das leztere, etwas lebhaftere Schön iſt gleichſam der unbewußte Nachhall der innern Lüge, oder ein Zeichen der Zerſtreuung; wie's denn überhaupt im geſellſchaftlichen Geſpräch manche Ausdrücke, ja einzelne Laute gibt, die als Lückenbüßer oder Verhüller dienen ſollen, um Verlegenheit oder Gleichgültigkeit zu verbergen; z. B.: Ganz Recht! So, ſo! Nun! nun; ſo wie es auch ein Lächeln oder Lachen gibt, das eine Grimaſſe oder mimiſche Phraſe iſt, um zu ergänzen oder zu verhüllen.

Was übrigens die Phraſen betrifft, die Nichts und Alles ſagen, ſo ſind ſie Staatsmännern und Diplomaten nicht zu verargen; z. B. c'est bon, das man gebrauchen kann, auch wenn man das Gegentheil denkt. Ferner: nous verrons! Es exiſtirt kein Wort, das diplomatiſcher wäre, als nous verrons. Einem bekannten deutſchen Miniſter war es ſehr geläufig, und es bedeutet daſſelbe, was das türkiſche Bakalum, das, wie berichtet wird, der alte Fuchs Mehemed Ali immer im Munde führen ſoll. — Wie könnten wohl Staatsmänner, ohne als hart oder grob zu erſcheinen, zudringliche Bittſteller und Bewerber, die gleich Weſpen und Mücken immer wiederkommen, ſich vom Halſe ſchaffen, wenn ſie nicht ſolche Phraſen in Bereitſchaft hätten? Ja, es iſt ſogar menſchenfreundlich von ihnen gedacht, wenn ſie ſolche gebrauchen. Die Hoffnung gehört zu den ſchönſten Glücksgütern des Menſchen; wer alſo Hoffnung in uns erregt und erhält, der befördert unſer Glück.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Faſching.

Man hat es diesmal nicht der Mühe werth gehalten, wie in andern Jahren, die Polizeiverordnung zu rügen, welche die öffentlichen rauſchenden Luſtbarkeiten während der Faſtenzeit mit Ausnahme der Mitfaſten verbietet. Der öffentlichen und Privatbälle waren ſo viele, daß jeder den Karneval nach Herzensluſt genießen konnte, und daß man der rauſchenden, und mitunter koſtbaren Beluſtigungen müde wurde und jeder ſich nach Ruhe ſehnte. Zwar ſah man an den drei Faſchingstagen diesmal auf den Gaſſen weit weniger Masteraden als ſonſt; aber deſto häufiger zeigten ſich die Masken auf den Bällen. Die vielen Spaziergänger auf den Boulevards, welche auf Masken harrten, ſahen ſich darauf angewieſen, einander zu beſchauen, oder

die auf den Boulevards fahrenden Equipagen der Reichen zu bewundern, welche an diesen Tagen bereits anfangen mit neuem Glanze aufzutreten, was aber mehr noch an den berüchtigten Longchampstagen geschieht. Um Bewunderung zu erregen, müssen die Reichen sehr großen Aufwand machen; denn Equipagen, welche in kleinern Städten Aufsehen erregen würden, gehören hier zu den gewöhnlichen, und nur drei oder vier Equipagen haben es diesmal verdient, in den Zeitungen genannt zu werden. Jedoch auch im Maskenwesen hat sich ein großer Luxus eingeschlichen. Sammt, Gold und Seide sind jezt die Stoffe, aus welchen auf Bällen die Verkleidungen verfertigt werden, und manchmal kommt ein Kostüm, welches nur einen oder wenige Abende dienen soll, auf einige tausend Franken zu stehen. Was ist dies aber für so viele Begüterte, welche hier dem Vergnügen nachgehen? Man lächelt hier über die von einigen Schriftstellern im Auslande geäußerte Furcht, daß die Gütertheilung in Frankreich eine solche Zersplitterung des Vermögens herbeiführen werde, daß es am Ende keine Reichen mehr geben könne. Von einer solchen Folge der Gütertheilung ist wahrlich keine Spur zu bemerken. Die Zahl der Reichen nimmt eher zu als ab; freilich gibt es wenige unermeßlich Reiche, aber dagegen desto mehr wohlhabende Leute, welche ein bedeutendes festes Einkommen besizen, und daher alle Vergnügungen der großen, üppigen Stadt mitmachen können. An den drei Faschingstagen waren nicht allein die Bälle, sondern auch die Schauspiele gedrängt voll, vom Théâtre français an, welches dann die noch immer ergözlichen Lustspiele Molières gibt, bis auf die kleinsten Bühnen herab, welche fast immer neue Schwänke für diese Jahreszeit in Bereitschaft haben. Am Faschingsdienstage erblickte ich schon früh einen langen Schweif Schaulustiger vor dem Variétéstheater, welches die Schwänke par excellence bringt, und so entmuthigend solch ein Schweif ist, wenn man einen guten Platz im Theater wünscht, so hatte ich doch den Muth, mich demselben anzuschließen und ihn um ein Glied zu vermehren, in der Ueberzeugung, daß es vor andern Theatern nicht tröstlicher aussehen werde. An solchen Abenden ist das Publikum sehr gut gelaunt und selbst eine Sehenswürdigkeit im Schauspiele. Das Variétéstheater hatte vier Stücke angekündigt, wovon zwei, les Saltimbanques und la Courtille, sich schon einen gewissen Ruf erworben haben und deßhalb fast täglich gegeben werden. Nach langem Harren ging endlich das Bureau auf. Vor den kleinen Pariser Theatern sizt der Kassier oder die Kassirerin in einem engen Behälter und verkehrt nur mittelst eines kleinen Gitterfensters oder eines Loches mit dem sich davor drängenden Publikum. So prompt die Kassirerin auch war, so konnte sie doch nicht so schnell den Schweif abfertigen, daß er vor Beginn der Vorstellung hätte ins Schauspielhaus gelangen können.

(Fortsezung folgt.)

Genf, März.

(Fortsezung.)

Victor Hugo über den Genfer See.

Was aber nicht bei den Fremden abnimmt, das ist der Sinn für die Naturschönheit unseres Landes und Sees, die man bei dem raschen und pünktlichen Gang der Dampfboote bequem an einem Tag überschauen kann; freilich nur im Allgemeinen, denn um so viel Reizendes im Einzelnen zu sehen, reichen kaum Wochen hin. Victor Hugo, der fast alle Jahre an unsern See kommt, kann Genf selbst nicht leiden, ihm würde nur ein französisches Genf gefallen, aber Land und See entzückt ihn immer von Neuem. Er äußerte sich das leztemal sehr poetisch über unser Seeland. „Ich reise jezt wie eine Schwalbe, immer vorwärts, nach schönem Wetter suchend. Wo ich blauen Himmel sehe, da eile ich hin. Wolken, Regen, Bise und Winter kommen hinter mir her wie Feinde, und legen sich über die Länder, wie ich sie verlasse. Ich bin in Vevey, in dieser kleinen, hübschen, weißen, reinlichen, englischen, comfortablen Stadt, die wie an einem Ofen warm liegt an dem Südabhange des Charronne's; auch schüzen die Alpen Vevey wie eine spanische Wand. Vor mir zieht sich ein sommerlicher Himmel hin, dazu die Sonne, die mit reifem Wein bedeckten Anhöhen und der prachtvolle Smaragd des See's, eingefaßt in Schneeberge, wodurch das Bild aussieht wie in Silber gerahmt. Vevey hat nur drei Dinge, aber diese drei Dinge sind sehr anmuthig: seine Reinlichkeit (?), sein Klima und seine Kirche. Ich sollte eigentlich nur von dem Thurm der Kirche reden, denn die Kirche selbst hat nichts Merkwürdiges. Auch über sie ist die sorgsame, methodische, gefirnißte Zerstörung gekommen, wie welcher der Protestantismus die gothischen Kirchen heimsucht. Alles ist da gehobelt, geebnet, geglättet, gefirnißt und glänzend gemacht; es ist eine dumme, prezidse Mischung von Barbarei und Scheuerung; da ist kein Altar mehr, keine Kapellen, keine Reliquarien, keine kleinen, in Holz geschnizten Figuren mehr. Nichts als eine Tafel, Bänke und abgesonderte Size im Kirchenschiffe. Das ist die ganze Kirche von Vevey. Ziemlich übler Laune ging ich darin herum, die alte Frau vor mir her, die in den calvinistischen Kirchen als Pedell immer zu finden ist; dabei stieß ich mich bald an die Bank des Herrn Präfekten, oder an die des Herrn Friedensrichters, oder an die Bank der Herrn Pfarrer. — Gestern Abend bin ich am See spazieren gegangen. Es war Vollmond; die hohe Bergmasse über Meillerie, oben schwarz, gegen die Mitte in unbestimmter Zeichnung, füllte den ganzen Horizont. Im Grund, mir zur Linken, just unter dem Mond dissen die Dents d'Oche gerade in eine graugepuderte Wolke, und Gebirge aller Art flohen im Tumult in den Dunst. Die wunderbare Klarheit des Monds beruhigte diese heftig aufgeregte Scene der Landschaft. Ich ging ganz dicht am Wasser; es war gerade Nachtgleiche, und der See hatte die fieberhafte Bewegung, die in der großen Fluthzeit alle Wassermassen ergreift und zum Zittern bringt. Kleine Wellen schlugen bisweilen über den steinigen Fußpfad und nezten meine Füße. Im Westen, gegen Genf hin, lag der See in Duft und glich einer ungeheuern Schiefertafel. Aus der Stadt drangen Stimmen zu mir, und ich sah eine Barke aus dem Hafen zum Fischen ziehen. Diese Fischerbarken auf dem Leman haben eine ihnen vom See selbst gegebene Gestalt, nämlich zwei lateinische Segel in entgegengesezter Richtung und an zwei Masten. Damit können sie die zwei großen Winde auffangen, die auf dem Leman von seinen zwei Enden her herrschen, der eine von Genf und aus der Ebene kommend, der andere, welcher über Villeneuve aus den Bergen hereinstreicht. Am Tag und in der Sonne ist der See blau, die Segel aber weiß; dann gleicht so eine Barke einer Fliege, die mit aufgerichteten Flügeln auf dem Wasser läuft; Nachts hingegen ist das Wasser grau und die Fliege schwarz."

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. März 1841.

Wohl bleibt ein Jeder, was er ist;
Doch merke wohl, es zählt auf Erden
Nur was du scheinst, nicht was du bist.
A. Gryphius.

Aphorismen über den Schein.

(Schluß.)

Im Punkt der Titel stehen wir Deutsche allen andern europäischen Völkern voran, d. h. wir machen uns vor allen andern lächerlich. — Es ist schon so viel vor Kant und nach Kant über die Titel und die Titelsucht der Deutschen in Ernst und Schimpf gesprochen worden, daß ich mich kurz fassen kann. An die hierarchische Skala von „Hochgedoren" bis „Wohledelgedoren" u. s. w., der zu Folge ein Bauer kaum ein „Geborener" wäre, will ich bloß erinnern und noch erwähnen, daß es Leute gibt, die über das „im Purpur geboren" der byzantinischen Kaiser — was doch einigen Sinn hat — spotten können, aber höchst empfindlich werden, wenn man sie nicht in Briefen mit dem gehörigen „Gedoren" titulirt. — Wahrlich, es ist was Närrisches um manche Titel und Würden. Die Titelsucht des Deutschen beweist, daß keine Nation den Schein so liebt, als er. Wir haben wahrlich keine Ursache, uns über die Eitelkeit der Franzosen lustig zu machen, die in diesem Punkt viel vernünftiger sind. Es ist wahr, der Franzose ist sehr eitel, aber er ist französisch eitel, d. h. er ist auf seine wirklichen oder vermeintlichen Verdienste, auf seine Geschicklichkeit, sein Aeußeres u. s. w. eingebildet, und vor Allem darauf stolz, daß er — ein Franzose ist. Aber der Deutsche? Nicht sowohl auf Geschicklichkeit und Verdienst, am wenigsten aber auf sein Deutschthum ist er stolz, sondern auf den puren Titel, und wenn er ihn gekauft hat. Das Ding ist nichts, der Schatten einer Wolke; der Mann kann dabei Hungers sterben, und doch geht es ihm über Alles, selbst noch über Einfluß und Vermögen. — Sehr komisch oder wie Satire klingt's, wenn es von einem heißt, er sey charakterisirt worden, oder habe einen Charakter erhalten. Wie gut ist das für Manchen, der vorher gar keinen hatte! — Bei den oft abgeschmackten Titeln akademischer Lehrer muß ich immer an den alten, guten Kant denken, der ewig Professor geblieben ist, aber was für einer!

Wie viel Schein herrscht im Geschäftsleben, im socialen und Privatleben! Die meisten Menschen geben sich öffentlich anders, als zu Hause. Der liebenswürdige Mann, der in Gesellschaft durch Freundlichkeit und Witz zu entzücken weiß, ist innerhalb seiner vier Wände und im Schlafrock ein grießgrämiger Patron, ein finsterer Despot. So ist's besonders oft beim Franzosen. In der äußern, öffentlichen Erscheinung ist er offenherzig, zutraulich, ein aberliebster Mann; aber wie ganz anders erscheint er, lernt man ihn im Innern seines Hauses und — seines Herzens kennen, worein er uns

Digitized by Google

aber eben deßhalb nur selten blicken läßt. Ueberhaupt. die Franzosen, ihre Sprache und die Weiber lernt man, bei aller anscheinenden Leichtigkeit ihres Verständnisses, nie ganz aus.

Der Pöbel, sagt man, nrtheile besonders nach dem Schein. Wahr, aber es muß dann noch mehr dazu gerechnet werden, als was diesen Namen tragt. Wer beim Volke dem Schein nicht huldigt, erscheint in seinen Augen oft unwichtig, unnütz, ja schwach und einfältig. — Arbeite den ganzen Tag in deinem Zimmer und gehe hierauf, deiner Gesundheit willen, eine oder zwei Stunden im Freien spazieren — wobei du mehr denken magst, als Hunderte in hundert Stunden — die Leute, die dich regelmaßig ausgehen sehen, werden sagen: der Tagdied. Bleib aber den ganzen Tag zu Hause, zeche und schlemme, oder verschlafe die Zeit; gib dir aber außerhalb die Miene des geschäftigen und fleißigen Mannes, erzähle, was du heute schon gethan und vollendet — der fleißige Mann! spricht dann das Volk. Ja, schon wenn einer ein Papier unter dem Arm trägt, oder ein Buch, so oft er spazieren geht, erhält er den Schein eines Fleißigen. — Das Volk ist leicht zu betrügen; daher jenes von Schiller schon verurtheilte Sprüchwort: „Volksstimme, Gottesstimme," eine wahre Blasphemie ist.

Die meisten Menschen streben mehr nach dem Schein des Glücks, als nach dem Glück selbst; wir jagen wie Jrion nach einer Wolke, und oft ist dieser Schein unser schönstes Glück.

Von allen, gleichsam offiziellen Scheinmenschen sind die verwerflichsten diejenigen, die man so häufig, unkundig und ungerecht, mit den Mystikern — großentheils eine edle, tiefsühlende Art von Menschen — oder den Gläubigen, die an der Schrift halten, zu verwechseln pflegt. Ich meine jene Neupharisäer, die immer und ewig Gott und den Heiland im Munde führen, mit stolzer Demuth sich absondern von den Uebrigen, die Welt zelotisch verdammen, aber unter der Hülle der Frömmigkeit nicht selten allen Lüsten dieser Welt fröhnen, liedlos andere verfolgen und nach irdischem Gut und Ehre begierig haschen — sie, welche das Heilige zur Hülle oft dämonischer Absichten mißbrauchen — die Scheinheiligen.

Gottlieb Zimmermann.

Die Corallenschnur.

(Fortsezung.)

„Habt nur Geduld," sagte die Magd, als die Getäuschte sich beklagte. „Ihr müßt die Wurzel längere Zeit besitzen, bevor sie wirkt." — Gitta hoffte auf's Neue, und dadurch froher gestimmt, besuchte sie oft die jungen Frauen, nahm an den öffentlichen Lustbarkeiten, welchen diese beiwohnten, Theil; aber stets wurden die schönen blonden Schwestern ihr vorgezogen und sie übersehen. — „Den Glauben an die Glückswurzel gebe ich nicht auf," antwortete Tina einmal auf Gittas Vorwürfe „aber ich fürchte, ein mächtigerer Geist ist gegen Euch und macht ihre Wirkung zu nichte. Als ihr zur Welt kamt und so wunderlich die schwarzen Augen aufschlugt und die Wehmutter Euern schwarzlockigen Kopf badete, sprach sie: „Ei, ei, Madchen! dir hat wohl die Strandhexe Haare und Augen gefärbt!" Nun seht, Euer Vater hat in seinen jungen Tagen sich viel auf dem Meer herumgetummelt, und ich hatte damals so meine eigenen Gedanken und habe sie noch; denn natürlich geht es doch nimmer zu, daß ein so junges, frisches Madchen wie Ihr weder einem Mann gefallen, noch einen Freier finden soll." — Gitta weinte vor Kummer und wollte sich nicht beruhigen lassen, was Tina ihr auch zum Troste sagen mochte.

Auf diese Weise kam der März heran und mit ihm die heftigen Seestürme, welche gewöhnlich dem dänischen Frühling vorangehen, und je mehr sie tobten, so daß die Mutter und Tina aus Angst das Essen unberührt ließen, desto mehr jubelte Gitta im Herzen und kühlte ihre brennenden Wangen in der feuchten Luft.— Eines Abends verließ sie das mütterliche Haus in der Absicht, ihre Schwestern zu besuchen, welche ziemlich weit entfernt in einem andern Theil der Stadt wohnten. Um den Weg abzukürzen, forderte sie einen Fahrmann auf, sie nach einer kleinen Jnsel überzusetzen, welche durch eine Brücke mit der entgegengesezten Seite des Quai verbunden war, und obgleich der Sturm furchtbar wüthete, waren doch mehrere sogleich bereit, die muthige Schöne zu führen. — Als sie an's Land gestiegen war, fing es schon an dunkel zu werden, und indem sie einsam längs den schäumenden Wellen hinging, wurde sie in einiger Entfernung ein wunderlich gekleidetes weibliches Wesen gewahr, welches mit flatterndem Haar und schwarzen Augen auf dem Wasser schwamm und heftig die Hände bewegte. Gitta hielt sie für eine Verunglückte, welche um Hülfe flehte. „Schwimm nur näher!" rief sie ihr zu, „hier ist ein Brett; ich will dir meine Hand reichen."

Die Gestalt lachte, kam, indem sie sich wie auf den Wellen schaukelte, näher und sagte: „Dank, ich sinke nicht, ich will nur die gute Stadt noch mit etwas Sturm erfreuen und zur Vergeltung dir beistehen, wenn du wieder heimkehrst." — „Wie?" fragte Gitta, „du wärest eines der mächtigen Wesen, welche das Meer beherrschen?" — „Das bin ich, Gitta; das Meer bringt

viel Köſtliches, woran auch ich Theil habe. Kann eine Gabe dich erfreuen, ſo ſprich, du ſollſt ſie haben." — „Ach," ſeufzte Gitta mißmuthig, „ſchenktet Ihr mir auch die köſtlichſten Perlen, mein Reichthum würde nur die Hadſüchtigen locken, aber Keiner würde an mir Gefallen finden."

Das Meerweib lächelte, tauchte nieder, erſchien blitzſchnell wieder auf den Wellen und ſagte: „Sonſt quält dich nichts? Sieh her, nimm dieſe Corallenſchnur, ſie iſt eine bedeutungsvolle Gabe und kann, wenn du klug biſt, dich für's ganze Leben glücklich machen. Sieh dieſe weißen und rothen Corallen; wünſcheſt du nur einem Manne Achtung und väterliche Liebe einzuflößen, ſo zieh eine der weißen von der Schnur, begrabe ſie in der Erde oder wirf ſie in einen tiefen Brunnen, und er wird dir gut, bis eine fremde Hand die Perle berührt. Aber willſt du von einem Manne geliebt werden, ſo thue daſſelbe mit einer rothen Corolle. Bedenke jedoch die Folgen, und daß dieſe Corallen, wie Alles in der Welt, ein Ende nehmen können." — Entzückt und dankbar nahm Gitta die Gabe, und das Meerweib verſchwand.

Gitta war zu erregt, um ferner an den Beſuch bei den Schweſtern zu gedenken, und wollte ſogleich heimkehren; aber der junge Fährmann, welcher ſie vorhin übergeſetzt hatte, weigerte ſich jetzt mit Beſtimmtheit. — „Ich bin ein kräftiger, tüchtiger Seemann," ſagte er, „aber bei dieſem Sturm würde ich Euer und mein Leben der größten Gefahr ausſetzen. Seht nur, wie große Schiffe mit zerbrochenen Maſten umher geworfen und Böte wie Nußſchalen hingeſchmettert werden. Nein, Jungfrau, es iſt unmöglich, wenn Ihr mir auch hundert Dukaten bieten wolltet." — Gitta wurde ängſtlich, der Weg durch die Straßen war finſter und lang, und ſie zitterte vor Kälte. Schnell fielen ihre Gedanken auf das Geſchenk des Meerweibs; ſie warf, indem ſie ihren Blick auf den Seemann richtete, eine rothe Corolle in's Meer und ſagte zärtlich: „Ich beſchwöre Euch, führt mich nach Hauſe." — „Ja, mit Euch in den Tod!" rief der junge Mann mit glänzenden Augen und ſprang in's Boot. Gitta folgte ihm triumphirend. — „Wag' es nicht, Burſche!" riefen einige am Ufer ihm zu. Aber während Schiffe und Jollen wild umhergetummelt wurden, ihrem Untergang entgegen, glitt Gittas Boot ruhig und ſicher durch die Wellen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortſetzung.)

Victor Hugo über den Genfer See.

„So betrachtete ich denn die ungeheure ſchwarze Fliege, die langſam über den See nach Mellerie hinüberzog, wie ſich ihre durchſichtigen Membranenflügel auf der Mondſcheibe ſcharf abzeichneten. Zu meinen Füßen plauderte der See, und in der ganzen unendlichen Natur lag ein tiefer, unendlicher Frieden; ein großer, milder Anblick. Nach einer Viertelſtunde war die Barke verſchwunden, die Fieberunruhe des Sees hatte ſich gelegt, und die Stadt lag im Schlaf. Ich war allein, aber ich fühlte die ganze Schöpfung um mich her träumen. Dieſe ganze niedrige Küſte des Lemans ward ſeit dreitauſend Jahren (?) unaufhörlich von vorüberziehenden bewaffneten Horden verwüſtet. Sonderbar iſt's, daß ſie vom Süden wie vom Norden kamen. Die Römer ließen dieſem reizenden Lande zwei oder drei (?) Kriegsthürme, auch Gräber, unter andern die rührende Grabſchrift der Julia Alpinula (am Leman?). Waffen, Meilenſteine von Heerſtraßen, ferner die große Militärſtraße, welche dieſe herrlichen Thäler vom Wallis bis Avenches über Vevey und Attalins durchzog, und von der man hie und da noch Trümmer findet. — Eines Morgens ging ich in herrlichem Sonnenſchein nach Schloß Chillon. Der Weg dahin führt zwiſchen Weinbergen und dem See hin. Der Wind machte aus dem See ein unermeßliches, gewäſſertes blaues Seidenſtück (moire bleue). Nach Genf hin war der Horizont wie der Ozean (?). Chillon iſt eine Maſſe von Thürmen auf einer Felsmaſſe. Das ganze Schloß ſtammt aus dem zwölften (?) und dreizehnten Jahrhundert, ausgenommen mehrere Holzſchnitzwerke, Tiſche, Thüren und Zimmerdecken aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Jezt iſt Chillon ein Zeughaus und ein Pulvermagazin des Kantons Waad. Die Kanonen ſtoßen mit ihren Mündungen an die Verlieſungen der Katapulten (?). Eine Frau aus Frankreich führt die Fremden im Schloß herum und zeigt ihnen Alles mit viel Geläufigkeit und Verſtand (?). Jeder Thurm der Veſte könnte düſtere Begebenheiten erzählen. In einem zeigte man mir drei Gefängniſſe, eines über dem andern (?). Vor ungefähr fünfzehn Monaten hat ſich Jemand an Stricken hinuntergelaſſen, und fand da auf dem Boden feines Stroh (?), in dem die Form eines menſchlichen Körpers abgedrückt war (alſo wenigſtens ſeit 1536, wo Chillon von den Bernern und Genfern genommen wurde und ſeitdem nicht mehr zum Gefängniß diente!); drum herum lagen menſchliche Gebeine. Das obere Gefängniß zeigt jene traurigen Gemälde, welche die Gefangenen, wie es ſcheint, mit ihrem Blut gemacht haben (!); es ſind Arabesken, Blumen, Wappen, ein zertrümmerter Palaſt im Styl der Renaiſſance (!). Durch das Lichtloch konnte der Gefangene etwas von den Blättern und von dem Gras im Graben ſehen. In einem andern Thurm iſt ein wurmſtichiger Fußboden, der einzubrechen droht, und auf dem man nicht gehen darf (?); hier ſah ich ein viereckiges Loch, einen in die Maſſe des Thurms ſelbſt ausgehöhlten Abgrund. Dies iſt das Verließ, einundneunzig Fuß tief, und unten überall mit Meſſern beſezt. Man hat dort ein verrenktes menſchliches Skelet (!) und eine alte Decke aus Ziegenhaaren, weiß und ſchwarz gefunden (?); ſie liegt oben, und ich ſezte den Fuß darauf, als ich in den Schlund ſah. In einem andern Thurm iſt ein

Digitized by Google

ausgefüllter Keller (!). Lord Byron bat 1816 um die Erlaubniß, nachgraben zu laſſen; aber man ſchlug es ihm ab, unter dem Vorwand, daß dem Gebäude dadurch Schaden geſchehen könnte (!)."

(Fortſetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Theaterſchwänke.

Das erſte Stück: la liste des notables, war ſchon in vollem Gange, als es dem Theil der Queue, wozu ich zu gehören das Vergnügen hatte, gelang, in den Schauſpielſaal zu dringen und die noch disponibeln Plätze zu bekommen. Ich weiß alſo nicht viel mehr davon zu erzählen, als daß darin von einem Pariſer Krämer die Rede war, welcher auf die Ehre Anſpruch macht, in die Liſte der Notabeln, das heißt derjenigen Kaufleute eingeſchrieben zu werden, welche die meiſten Steuern zahlen, alſo die wohlhabenſten ſind, und das Recht beſitzen, die Mitglieder des Handelsgerichtes jährlich zu wählen. Ein Notabel heißt ſo viel, als ein Adeliger im Handelsſtande, und dieſer Titel oder vielmehr dieſe Eigenſchaft iſt eine Empfehlung und ein Grund oder ein Vorwand, ein wenig groß zu thun. Der ehrſame Bürger hatte eine Frau, vor welcher er ſich ſehr fürchtete, ſo notabel er auch war. Die Entwickelung des Stücks entging mir aber, da unter meinen Nachbarn ein Streit wegen der Plätze entſtand, welcher nur durch ein allgemeines Rufen: silence! und ſogar: à la porte! beſchwichtigt wurde. Obſchon das Variétéstheater zu den kleinern gehört, ſo iſt es doch ziemlich geräumig, und auch ſchön und bequem eingerichtet; an den Faſchingstagen aber iſt es viel zu klein. Nun folgte: les Saltimbanques, eine witzige Darſtellung des Lebens und Treibens einer wandernden Marktſchreier- und Seiltänzertruppe, worin Odry den Anführer der Truppe ſehr komiſch ſpielt und eine Fülle von Calembours oder Wortſpielen zum beſten gibt. Die Dichter haben aus dieſem Marktſchreier einen philoſophiſchen Kopf gemacht, welcher die Leichtgläubigkeit des Publikums ſo gut ausbeutet, als es nur immer gehen will. Wahrſcheinlich hat ihnen der Chiffonnier vorgeſchwebt, den Potier ſonſt ſo drollig ſpielte. Sehr komiſch nimmt es ſich aus, wenn er mit hochwichtiger Miene einem reichen jungen Manne, welcher aus Liebe zu einer reizenden Seiltänzerin in die Truppe aufgenommen zu werden verlangt, antwortet: „Ihr ſeyd vermeſſen, junger Mann! wißt Ihr auch, was es heißt, ein Marktſchreier (Saltimbanque) zu ſeyn?" Bei der Ankunft in einer Provinzialſtadt erzählt er ſeiner Truppe, er habe einen diplomatiſchen Auftrag bekommen. Man wolle in dieſer Stadt die Ankunft des Conpräfekten feiern, und er ſey deßhalb mit der Frage angegangen worden, ob er mit ſeiner Truppe zu der Feier beitragen wolle. Hierauf habe er ſeinerſeits gefragt, wie hoch man in dieſer Stadt den offiziellen Enthuſiasmus zu bezahlen pflege; man habe ihm erwidert, 26 Franks 50 Centimes. Er habe alſo verſprochen, alle ſeine Künſte vorzuzeigen. Die große Trompete und die Trompete werden geholt, die Seile geſpannt und die Bude aufgeſchlagen. Ehe die lärmende Muſik anhebt, befiehlt das Oberhaupt ein ré (das d der deutſchen Tonleiter) anzuſtimmen, welches dann ſehr holpericht herauskömmt, worüber allerlei Wortſpiele gemacht werden; der eine bemerkt, es ſey ein ré cru (Recrue), ein anderer nennt es ein ré chaud (réchaud), ein dritter ein ré d'acteur (rédacteur), ein vierter ein ré fort (raifort), ein fünfter ein ré au mur (Réaumur) u. ſ. w. Eben ſo geht es bei einem angeſtimmten si (unſerm muſikaliſchen a), welches dem einen ein si rond (ciron), einem andern ein si terna (citerne) dünkt u. ſ. w. Dem Volke gefallen dieſe Calembours, mit welchen ſonſt die meiſten Stücke im Variétéstheater angefüllt waren, ſehr, und es gibt kleine Tageblätter in Paris, welche täglich dergleichen Wortſpiele zum beſten geben. Es ſind wenig Wörter in der franzöſiſchen Sprache, die man nicht ſo lange herumgezerrt, bis man es zu einem Calembour mit ihnen gebracht hat. In einem Theaterſchwanke ſind ſie auch nicht übel anzuhören, nur müſſen ſie nicht allzuhäufig vorkommen.

(Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 67:

Sonnett.

Charade.

1.

Was auch ein Blinder ungeſucht oft findet,
Was dem, der meint er hab' es, oft verſchwindet,
In Einem Wort der Menſchheit großes Loos,
Das ſchütte Dir ſich ſelbſt in Deinen Schoos!

2.

Das Erſte hätte der ſich aufgetrieben,
Dem von den Zweiten keiner übrig blieben,
Der Aermſte freilich iſt im Andern reich,
Der Niedrigſte darin dem Höchſten gleich.

1. 2.

Und läg' es nur an unſerm guten Willen,
Das Ganze, wie wir's meinen, zu erfüllen,
So läge Dir des Erſten großes Loos,
Des Zweiten Ziel und Ende, ſchon im Schoos.

J. G. M.

Berichtigung.

In der erſten Zeile der Charade in Nr. 97 iſt nach dem Worte: „Fragezeichen" das Komma zu ſtreichen; in der ſiebenten Zeile ſtatt: „auch bei euch" „euch bei euch" zu leſen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 11.

Sonnabend, 27. März 1841.

Von jetzt an erscheint in unserer Dorfzeitung von 14 zu 14 Tagen ein fortlaufendes Verzeichniß der werthvollen zu billigen Preisen bei uns vorräthigen Werke. Bestellungen können bei jeder Buch- und Antiquar-Handlung gemacht werden.

Hildburghausen, den 11. März 1841.

Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Das 2te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1841.

Den 1. April d. J. versenden wir das 2te Heft der deutschen Vierteljahrsschrift für 1841.

Der Inhalt desselben ist folgender:

Frankreichs Nord- und Ostseite militärisch betrachtet. — Das südwestliche Deutschland als Kriegsschauplatz betrachtet. — Die westliche Grenzfrage. — Der Kunsthandel in Deutschland. — Eine deutsche Vereinsakademie der Wissenschaften. — Das evangelische Missionswesen, welthistorisch und in seinem Verhältniß zur deutschen Nationalität. — Zur Orientirung in den religiösen Kämpfen des gegenwärtigen Deutschlands. — Die Studenten-Verbindungen auf deutschen Universitäten. — Unmaßgebliche Ansichten und Vorschläge über den Betrieb und den Geschäftsgang der jährlichen Versammlung deutscher Landwirthe. — Das deutsche Postwesen und die Idee eines großen deutschen Postvereins. — Kurze Notizen.

Der Inhalt des 1sten Heftes dieses Jahrganges ist:

Ueber die Schwankungen des circulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreise der Dinge in den letzten fünf Decennien. — Deutschland und die Schweiz. — Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unserer Zeit. — Unser Unterrichtswesen im Verhältniß zur Nationalität. — Ueber die Vertheidigung des westlichen Deutschlands gegen Frankreich; besonders Beantwortung der Frage: Soll Rastatt eine Bundesfestung werden? — Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen. — Ueber Provinzialstände. — Gedanken über das Verhältniß der Naturforschung zur heutigen Kultur. — Ideen zu einer künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibniz. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[38] Bei J. J. Weber in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der **SCHAAFHIRT.**

Historischer Roman
von
J. van den Hage.

Aus dem Holländischen von **O. L. B. Wolff.** 6 Bände. Preis 8 Thlr.

Urquhart Geist des Orients.

[68] In der Unterzeichneten ist erschienen:

Der Geist des Orients

erläutert in einem Tagebuche
über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit, von
D. Urquhart, Esq.
Aus dem Englischen übersetzt von
F. G. Buck.
Zwei Bände.
gr. 8. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[147] Eben ist vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Eroberung von Constantine.
Historischer Roman
von
Dr. August Jäger.
2 Bde. 8. geh. 3 Rthlr. = 5¼ fl. rh. = 4 fl. 30 kr. CM.

Leipzig, im Februar 1841.

Joh. Fr. Hartknoch.

---

[146] Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsches Lesebuch

für
Gymnasien.
Von
Dr. Nicolaus Bach,
Director des Gymnasiums zu Fulda.

Untere Lehrstufe: I. 1ste Abtheilung (Sexta)
à 12 gGr. + 15 Ngr. oder Sgr.
Untere Lehrstufe: I. 2te Abtheilung (Quinta)
à 12 gGr. + 15 Ngr. oder Sgr.
Mittlere Lehrstufe: II. 1ste Abtheilung (Quarta)
à 18 gGr. + 22½ Ngr. oder Sgr.
Mittlere Lehrstufe: II. 2te Abtheilung (Tertia)
à 1 Thlr. 4 gGr. + 1 Thlr. 5 Ngr. oder Sgr.

Indem wir hiermit die zwei ersten Lehrstufen in je zwei Abtheilungen dem pädagogischen Publikum übergeben und der freundlichen Aufnahme Deutscher Schulmänner empfehlen, fügen wir die Versicherung hinzu, daß der Druck der oberen Lehrstufe bereits begonnen hat und ununterbrochen fortgesetzt wird. Die erste Abtheilung (für Sorunda) wird in chronologisch-ästhetischer Anordnung Proben der mustergiltigsten neuhochdeutschen Dichter und Prosaiker von Opitz bis Platen, die zweite (für Prima) Proben der Gothischen, althochdeutschen und mittelhochdeutschen Literatur bis zur Entwicklungsperiode der neuhochdeutschen Sprache umfassen.

---

[99] **Gesundheitskunde.**

In allen Buchhandlungen ist das sehr nützliche Hausbuch in 2ter verb. Aufl. zu haben:

☞ 500 der besten Hausarzneimittel
gegen alle Krankheiten der Menschen;

als: Husten, — Schnupfen, — Kopfweh, — Magenschwäche, — Magensäure, — Magenkrampf, — Diarrhöe, — Hämorrhoiden, — Hypochondrie, — träger Stuhlgang, — Gicht und Rheumatismus, — Engbrüstigkeit, — Schwindsucht, — Verschleimung, — Harnverhaltung, — Gries und Stein, — Würmer, — Hysterie, — Kolik, — Wechselfieber, — Wassersucht, — Scrophelkrankheiten, — Augenkrankheiten, — Ohnmacht, — Schwindel, — Ohrenbrausen, — Herzklopfen, — Schlaflosigkeit, — Hautausschläge ꝛc. Nebst:

Hufeland's Haus- und Reiseapotheke.

8. broch. 189 Seiten. Preis 12 Ggr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten,

Digitized by Google

womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, oder mindestens durch dieses Buch guten Rath seinen leidenden Mitmenschen geben kann.

---

[137] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lehrbuch
der
Probier- und Hüttenkunde
als
Leitfaden
für
akademische Vorlesungen.

Von

Dr. Alois Wehrli,

k. k. Bergrathe, Professor der Mineralogie, Chemie und Hüttenkunde an der k. k. Berg-Akademie zu Schemnitz, mehrerer gelehrten Gesellschaften ordentlichem und korrespondirendem Mitgliede.

Zwei Bände.

Mit einem Hefte von 27 Kupfertafeln in Folio.

gr. 8. Wien 1841. Preis 6 Rthlr.

Der Zweck dieses Werkes ist, zufolge der vom verewigten Verfasser noch selbst geschriebenen Vorrede, kein anderer, als dem Anfänger das Studium der Probier- und Hüttenkunde zu erleichtern, ihn den Umfang dieser Wissenschaft kennen zu lehren, und sowohl mit den Verfahrungsarten, die zur Auffindung und Gewinnung der Metalle angewendet werden, als auch mit den Grundsätzen, auf welchen diese Methoden beruhen, bekannt zu machen.

Hauptaugenmerk war dabei Faßlichkeit und möglichst vollständige Uebersicht der im Gebiete des Probier- und Hüttenwesens gemachten Erfahrungen.

So findet man hier alle in dieses Fach einschlagenden Gegenstände im Zusammenhange vorgetragen, und Zweck, Vortheile, Nachtheile, Resultate und Theorie eines jeden Prozesses lehrreich, deutlich und erschöpfend erörtert.

Das Werk enthält nach einer die allgemeinen Begriffe feststellenden Einleitung im ersten Hauptstücke die allgemeine Probierkunde, worin die verschiedenen Vorrichtungen, Geräthschaften, Flüsse und Auflösungsmittel, sodann die mechanischen und chemischen Operationen des Probierers, sammt der Ausgleichung der gefundenen Probehalte und Verfertigung der Probeanschläge abgehandelt werden.

Das zweite Hauptstück, die allgemeine Hüttenkunde, handelt nach Angabe der Grundsätze, worauf die Ausscheidung und Gewinnung der verschiedenen Stoffe beruht, von den mechanischen hüttenmännischen Operationen, wobei die Abschnitte von den verschiedenen Arten der Oefen sich besonders durch Reichhaltigkeit und Vollständigkeit auszeichnen; dann von den auf Hütten angewendeten chemischen Operationen, und endlich von den durch die hüttenmännischen Prozesse ausgeschiedenen Ebukten oder gebildeten Produkten.

Das dritte Hauptstück begreift die spezielle Probier- und Hüttenkunde, und liefert erschöpfende Abhandlungen über Brennmateriale, Schwefel, Zink, Quecksilber, Arsenik, Kobalt, Wismuth, Antimon, Eisen, Zinn, Blei, Kupfer, Silber und Gold; den Schluß macht die Literatur der Probier- und Hüttenkunde.

Die auf den Kupfertafeln befindlichen Zeichnungen dienen zur Erläuterung der Oefen und Geräthschaften, um die weitläufige Beschreibung dieser Gegenstände zu vermeiden, und das Selbststudium der Wissenschaft zu erleichtern.

Nicht minder beachtenswerth in mehrfacher Hinsicht sind die dem Werke beigegebenen Schmelzmanipulations-Ausweise.

So darf sich die Verlagshandlung schmeicheln, ein Werk geliefert zu haben, welches die Probier- und Hüttenkunde auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte allen billigen Ansprüchen genügend darstellt, und die montanistischen Studien auf ausgezeichnete Weise zu befördern geeignet ist.

Die Verlagshandlung sieht sich zu gleicher Zeit veranlaßt, die Herren Pränumeranten, welche noch Pränumerations-Scheine von dem verstorbenen Herrn Verfasser besitzen, aufzufordern, mit diesen sich an sie zu wenden, und gegen Erlegung dessen, was sie etwa noch auf den festgesetzten Pränumerations-Preis von acht Gulden C.-M. nachzuzahlen haben, das Werk in Empfang zu nehmen.

---

[133] Für gebildete **Confirmanden** und noch für höhere **Jugend- und Familienandacht** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
Wort und Leben
unseres Herrn.

Ein Erbauungsbuch
für
das Jahr der Einsegnung und jedes nachfolgende Kirchenjahr des Lebens.

Von

M. August Friedrich Unger,

Pastor zu Berggießhübel

(dem Verf. der lateinischen Vorlesungen über die Parabeln Jesu, und der Reden an künftige Geistliche).

Leipzig, Gerhard Fleischer, 1841.

Preis 1 Thlr. 12 Gr. Preuß. Cour.

Ein anerkannter Erbauungsschriftsteller hat über dieß Andachtsbuch geurtheilt, er wüßte für seine eigenen Kinder nichts Besseres zu empfehlen; und andere Geistliche haben erklärt, es dürfte auch für den Lehrer des Evangeliums selbst noch erbaulich werden. Eltern und Jugendlehrer werden übrigens gern beistimmen, daß für Erbauung, zumal von Confirmanden, keine bessere Grundlegung erwählt werden könnte, als das Wort und Leben Jesu; und werden es nur wünschenswerth finden, das Evangelium mit lichter, gewelhter Auslegung und gemüthvoller, kräftiger, möglichst ergreifender Ansprache ans Leben begleitet zu sehen. Auch zur Mitgabe in die weiblichen Jugendjahre und auf die höheren Schulen, Gymnasien, Seminarien, wäre es wohl anzuempfehlen. Manchen denkenden Religionsverehrern und Familienkreisen möchte dieß Leben Jesu auch von der Seite nicht unwillkommen seyn, daß es, während die Straußesche Ansicht heute Manche bedenklich machen will, gerade das treue Verständniß und zugleich die volle Kraft und Wahrheit der Worte und Werke unseres Herrn darzustellen zur Aufgabe hat. Wir unterlassen es, über die begeisterte Weise dieser Andachten viel vorauszusagen, und bitten nur Eltern, Lehrer und Seelsorger, sie näher kennen zu lernen.

Digitized by Google

[57] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag brochirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badescene. 7. Die Reform. 8. Die Cosernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Serastier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Bdotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäateninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Kataraften. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Safie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Baldek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landkutsche. 8. Granada. 9. Die Alhombra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahrs 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getäuscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[70] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Essai critique sur la peste

par

J. B. F. E. Lefèvre,

Docteur médicin de la faculté de Paris, au service de S. A. le vice-roi d'Egypte.

gr. 8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: I. Cause de la peste. II. Contagion de la peste. III. Durée de l'incubation de la peste, déduite de la théorie des miasmes. IV. Observations critiques dirigées contre un rapport, sur la peste, de Mr. de Ségur Dupeyron, adressé au gouvernement français. V. Réflexions critiques inspirées par la lecture d'une brochure intitulée: Relation sur la peste qui a régné en Grèce en 1827 et en 1828 par Mr. le Docteur Cosse de Genève. VI. Quelques réflexions critiques touchant les publications sur la peste de Mrs. les Drs. Boyer et Bulard. VII. Projet d'organisation hygiénique.

Stuttgart und Tübingen, Mörz 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[151] Durch G. Franz in München ist zu beziehen:

Winkelmann, G. G., Opere complete. Prima editione italiana in 12 Volumi con 30 fascicoli di Tavolo invise. Preis. 200 francs.

Eine sehr schöne Edition. — Aufträge werden franco erbeten. — Auf Verlangen stehen zur Ansicht Bände à Hefte gegen unbeschädigte Rückgabe zu Dienst.

Digitized by Google

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 29. März 1841.

Das Geflügel iſt in Wonne,
Lobt zum Beſten, als es mag,
Fräulein, deinen Hochzeittag.

Martin Opitz.

Auf Anna Marias, Burggräfin zu Dohna, Hochzeit.

Brautlied für K.

Von drei Frühlingsvögeln geſungen.

Die drei Vögel.

Der Himmel leuchtet, die Wälder ſpreißen,
Hell ſtreckt ſich die Erde mit Saaten und Seen,
Die Gewäſſer rauſchen, die Wolken wehn:
So kommen auch wir dich froh zu begrüßen,
Dich, die wie im Herbſt als Mädchen verließen,
Um heuer als Braut dich wiederzuſehn;

Dich, die ſich der Lenz zum Spiegel erieſen,
So heiter und rein deine Morgenſtirn'
Wie der Lerche Schwirr'n,
So ahndungsbang
Dein Blick wie des Kuckucks Waldesgeſang,
So Kraft und Liebe dein ganzes Weſen,
Gehaltene Liebe in Strom und Fall
Wie die ſchwebende Stimme der Nachtigall:

Die ſingt, was da ſinget in Höhen und Tiefen,
In Wald und Gefild, in Matten und Moor,
Des ganzen Frühlings jauchzender Chor,
Nur die! Doch um heute mit Singen und Schallen
Dich nicht zu verwirren, ſo wolle von allen
Den Vögeln uns dreien du leihen dein Ohr.

Die Lerche.

Hochauf zu Gott meine jubelnde Stimme,
Wie nach zum Himmel dein Angeſicht,
Dein Ruhm mein ſchmetterndes Morgengedicht!
Dich zu preiſen dem Herrn fahr' ich auf und erklimme
Die flatternde Bläue und jauchz' und ſchwimme,
Als wär' es in deiner Empfindungen Licht!

Als wär' ich ein Ton von deinen Gebeten
Und ſtillen Gedanken des Sonntags Früh,
Wenn du Sorgen und Müh,
So dich nächten gekränkt,
Beim Schimmer des Tages in Gott verſenkt;
Ja, ſiehe, vom Heil, dem brünſtig erflehten,
Träuft nun deine Seele, mit Glück überhäuft,
Wie von Morgenthaue mein Fittig träuft.

Alle drei. Du ſtiegſt wie auf himmliſchem Liede die Leiche
Auf ſommen Gebeten mit kindlichem Sinn
Zum Vater, um ewige Güter Gewinn;
So hoch überſchwebend der Erde Gewimmel
Nun trage die Liebe von Himmel zu Himmel
So fromm und ſo heiter dich weiter dahin!

Digitized by Google

Der Kuckuck.

Hörſt du? Fragſt du? Von des Waldes Grunde,
Wie Schickſalsſchlag, in der Mittagsruh,
Ruf ich deiner Zukunft Gruß dir zu:
Schnell ruckt die Zeit, ſchon nahet die Stunde, —
Was wird dir erſproſſen im heiligen Bunde,
Welch Wohl und Weh? hörſt du? fragſt du?

Fühlſt du jenes Glück in dir ſelber verborgen
Aufgehn, wie, vom himmliſchen Licht durchzückt,
Aufſproſſen beglückt
Die Triebe des Hains?
Fühlſt liebliche Kinder? noch eins! noch eins!
Fühlſt all den geſegneten Schauer der Sorgen,
Der, Wolk' an Wolke, verhängnißvoll,
Deinen kindlichen Himmel belaſten ſoll?

Alle drei. Schon lauſchen und rauſchen in Himmels Gründen,
Ja rüſte dein Herz, alle Stunden der Luſt,
Alle Stunden der Pein, ſo du tragen mußt;
Doch hoffe nur, heiter auf Leiden und Wonnen
Zu ſchließen die Bahn, wie ſie heiter begonnen:
Blick auf, nicht wäge die Schläge der Bruſt.

Die Nachtigall.

Leiſ' hauchet die Nacht, das laute Getriebe
Der Welt ſteht ſtill, über Hügel und Hag
Ausſtreut ſeine Roſen der ſinkende Tag:
Da faſſ' ich im Herzen die ſchwellenden Triebe
Und gieße die Liebe, die Liebe, die Liebe
In meiner Geſänge begeiſterten Schlag:

Und ſeh' auch wandeln im ſchweigenden Koſen
Ein ſeliges Paar, fernab dem Geſchick;
„Nun noch dieſen Blick,
Nun noch dieſen Kuß,
Voll, voll wie der Nachtigall Liedeserguß!"
Ja, trinket im Schatten die Fülle der Roſen,
Ja, trinket, gewiegt zwiſchen Luſt und Leid,
Die ſteigende Fülle der Ewigkeit.

Alle drei. Zwiſchen kindlichem Hoffen und bräutlichem Zagen,
Von Wiege zu Tod, von Trieb zu Genuß,
Ausruht im Kuſſe des Schickſals Fluß;
Ob die Zeit zerreiße, die Welt zerſtiebe,
Euch trägt die Liebe, die Liebe, die Liebe,
Und hält euer Leben im ſchwebenden Kuß.

Die drei Vögel.

Der Maiwind rauſcht, die Gefilde trieſen,
Aus Blättergewimmel und Blüthenflor
Ziehn Lieder und Düfte zum Himmel empor:
Vernahmſt du die Stimmen, die Hell dir rieſen?
Dir ſingt, was da ſinget in Höhen und Tiefen,
Des ganzen Frühlings jauchzender Chor:

Dir, die ſich der Lenz zum Spiegel erleſen,
So heiter und rein deine Morgenſtirn,
Wie der Lerche Schwirr'n,
So ahndungsbang
Dein Blick wie des Kuckucks Wäldergeſang,
So Kraft und Liebe dein ganzes Weſen,
Gehaltene Liebe in Strom und Fall
Wie die ſchwebende Stimme der Nachtigall!

Leiſ' hauchet die Nacht: ha fühlſt du den Schauer
Des ſehnenden Geiſts über Hügel und Hag?
Vernimmſt deiner Kindheit Veſperſchlag?
Noch wandle am fliehenden Schein dich labend,
Wir ſangen dir Morgen und Mittag und Abend,
Nun naht ſich die Nacht und ein ernſterer Tag.

K. M. v. X.

Die Corallenſchnur.

(Fortſetzung.)

Stolz und glücklich ging Gitta im Hauſe umher, ihr Herz ſchlug mächtig bei dem Gedanken an die Huldigungen, welche nun ihrer warteten. „Es ſteht nun bei mir," ſagte ſie jubelnd, „eine der vornehmſten und reichſten Frauen in Dänemark zu werden; ein Wurf, und der Mächtigſte ſchenkt mir Herz und Hand!" — Sie begann jezt die Corallen zu zählen, um vorweg die Anzahl ihrer Bewunderer zu wiſſen, aber immer verzählte ſie ſich, wenn ſie an die Zahl ſieben kam. Endlich verlor ſie die Geduld, ließ die Coallen ungezählt, warf die Glückswurzel mit dem blauen Band weit von ſich und ſchlang die Corallenſchnur um den Hals.

Tags darauf kam ein junger Menſch, um eine Stickerei zu beſtellen; nur um ſich zu überzeugen, ob die Schnur wirklich die Zauberkraft beſitze, zog ſie, während er mit der Mutter redete, eine rothe Coralle ab und ſteckte ſie in einen vor ihr ſtehenden Blumentopf, und in demſelben Augenblick wandte der Jüngling ſeine Augen auf ſie und begann ſie mit Ehrerbietung und banger Zärtlichkeit anzureden. — Wenige Tage darauf fand der Vater des Jünglings, ein reicher Bürger, ſich bei Gittas Mutter ein, um für ſeinen Sohn um das ſchöne Mädchen zu werden. — „Er hat Eure Tochter nur einmal geſehen," ſagte der freundliche Mann, „aber ihr Bild

Digitized by Google

will ihn nicht verlassen und er vergeht vor Sehnsucht. Ich weiß nur Gutes von Euch und Eurer Familie und gebe mit Freuden meine Beistimmung, wenn Ihr ihm nicht die Eurige verweigert." — Die überraschte Mutter bat sich Bedenkzeit aus und versprach, mit Gitta zu reden; aber Gitta lachte laut auf, als die Mutter ihr diese Brautwerbung mittheilte, und gab ein bestimmtes Nein. — Die Mutter stellte ihr alle Vortheile einer solchen Verbindung vor und ließ einige Zweifel fallen, daß sich nicht so leicht wieder ein so stattlicher und wohlhabender Freier einfinden werde. — Aber Gitta blieb bei ihrer Weigerung; sie hatte beschlossen, sich nicht so zeitig zu verschenken, und überhaupt nur dem Schönsten und Mächtigsten ihre Hand zu reichen.

Im Besitz eines solchen Zaubermittels war sie übermüthig geworden. Liebe fühlte ihr Herz nicht; sie blieb kalt und gefühllos, als sie den Jüngling mit fest auf sie gerichtetem Blick und bleich wie das Bild des Todes wiedersah. — Mit heimlicher Schadenfreude dachte sie an alle die Männer, welche früher sie übersehen, ja sogar für nicht schön erklärt hatten. Sich an diesen zu rächen, war jezt ein wonniger Gedanke; ihnen galten die nächsten Corallen, welche sie von der Schnur zog und tief an entlegener Stelle vergrub. — Sie lachte höhnisch, wenn nun diese Herren schmachtend am Hause vorbeigingen, um sie am Fenster zu sehen, wies spöttisch ihre Bewerbung zurück und erwiderte auch wohl: „Ei, seht doch, ist die häßliche Gitta auf einmal so hübsch geworden?" und kehrte ihnen den Rücken.

Die Mutter war zu fromm, um an Zauberei zu denken, sie sagte nur: „Bedenke, Gitta, was du thust; manches Mädchen weißt einen Freier in der Jugend ab, nach dem es seufzt, wenn es älter geworden." — Gitta antwortete dann lebhaft: „Ei, Mutter, wenn sich hundert um mich bewärben, könnte ich doch nur Einen glücklich machen, und die andern neunundneunzig müßten in Schmerz und Hoffnungslosigkeit vergehen." — Es schmeichelte ihr, der Gegenstand der Sehnsucht und Huldigung so vieler braven Leute zu seyn; wie hätte die Eitle, Gefühllose dem Triumph, das Ziel aller zu seyn, freiwillig entsagen sollen, um Einen glücklich zu machen?

Ihrem Schwager Friedrich hatte sie Rache geschworen, und sie versäumte nicht, diesen Eid zu halten. — Eines Tags, als sie wieder Zeuge der zärtlichen Liebe gewesen war, mit welcher Friedrich und Maria an einander hingen, zog sie eine rothe Coralle ab, eilte ans Meer und warf sie, indem sie Friedrichs Namen nannte, weit hinaus in die Wellen. Die Wirkung dieser Handlung zeigte sich bald; Friedrich, der immer ein gesellschaftlicher, aufgeräumter Mann gewesen, ging nun still und niedergeschlagen einher, er antwortete nicht auf die freundlichen Fragen seines bekümmerten Weibes, und nicht lange, so vertraute Maria ihrer Mutter und Katharine, wie sie fürchte, ihres Mannes Liebe verloren zu haben. Mutter und Schwester trösteten sie und suchten es als Einbildung darzustellen, was sie selbst mit Wehmuth für Wahrheit hielten. Maria blieb milde und liebevoll gegen ihren Mann, verbarg ihre Thränen und lächelte, wenn die Mutter kummervoll die bleichen Wangen der Tochter betrachtete. — Selbst Gitta fühlte Mitleiden mit der Schwester, sogar mit Friedrich, der ihr ängstlich auswich, und so oft er sie sah, seufzend die Augen niederschlug. Ja sie hätte am Ende gerne den Zauber vernichtet; aber wie sollte sie die Coralle vom Grunde des Meeres zurückbekommen? — Sie gedachte der Gederin und ging an einem stürmischen Tage an's Ufer der See, um das hülfreiche Meerweib anzurufen. Diese ließ sich auch sofort blicken und Gitta trug ihr ihr Begehren vor. — Ein heiseres Lachen war die Antwort, und aus weiter Ferne hörte Gitta die Worte: „Ich habe dir damals gesagt: Bedenke die Folgen!"

Gitta hatte schon lange gewünscht, das Haus ihrer Mutter zu verlassen und ein glänzenderes Leben zu führen. Zu diesem Zweck erwarb sie sich durch ihren Zauber, indem sie eine weiße Coralle von der Schnur zog, das Wohlwollen eines reichen, vornehmen und kinderlosen Mannes, als er einmal mit seiner Frau im Hause war, um eine Stickerei zu bestellen. — Er bat die Mutter, ihm und seiner Frau das liebenswürdige Mädchen zu überlassen, und gelobte, Gitta in alle Rechte einer Tochter einzusetzen. — Ein so vortrefflicher Mann der Freiherr von Benningsen auch war, und so reizend sein Anerbieten erschien, würde doch die Mutter dasselbe schwerlich angenommen haben, wenn nicht gewisse Umstände sie fast gezwungen hätten, sich von Gitta zu trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Descente de la Courtille.

Nach den Saltimbanques, in welchem Stück die dramatische Handlung nicht viel bedeutet und Odrys Spiel das beste thun muß, wurde die fünfte oder sechste Vorstellung eines neuen Stückes gegeben, les Bombés „die Gewölbten," worunter die Bucklichten verstanden werden. Es ist ein unedler Gedanke, einen unverbesserlichen Naturfehler zum Gegenstande eines langen Schwankes zu machen, und die Dichter müssen wenig komische Kraft in sich fühlen, wenn sie nichts Besseres zu erfinden wissen, als Späße über die Bucklichten. Der Inhalt des Stücks ist dieser. Ein Bucklichter, welcher sich an einem jungen Laffen, der ihn verächtlich abgewiesen hat, rächen will, tritt als Amanuensis in den Dienst des Nebenbuhlers jenes jungen Gecken, und da dieser an demselben

Tage ſich verheirathen will, ſo ſucht er ihm ſo viel Ungemach zu bereiten, daß der Verlobte, den die Braut ohnehin nicht leiden mag, genöthigt wird, ihre Hand fahren zu laſſen und ſeinem Nebenbuhler Platz zu machen. Den Buckel hätten die Dichter allenfalls ſparen können; denn auch ohne dieſen konnte durch allerlei dem Bräutigam angethanen Schabernack die Heirath hintertrieben werden. Levaſſor ſpielte den Buckligten, und außerdem die drei oder vier Perſonen, welche nach einander erſcheinen und dem Bräutigam ſeinen Brauttag ſo heiß machen, daß er es zuletzt nicht mehr aushalten kann. Es ging alles ſo ſchnell von Statten, daß den Zuhörern keine Zeit zur Beſinnung blieb, und man über den armen Tropf von Bräutigam lachen mußte. — Zuletzt wurde la descente de la Courtille gegeben. Von dieſem Stücke habe ich bereits geſprochen; es ſoll eine gemilderte Darſtellung des Schluſſes des Pöbelkarnevals in Paris ſeyn, welcher Pöbel in der Tempelvorſtadt, die man ſonſt la Courtille nannte, den Faſching auf ſeine Weiſe feiert, und am Aſchermittwoch trunken und ſchläfrig nach Hauſe taumelt. Das ganze Theaterperſonal iſt in dieſem Stücke auf der Bühne; im erſten Aufzuge wird etwas geſpielt, was einer dramatiſchen Handlung ähnlich ſieht, aber im zweiten hat man bloß zu ſchauen, und kommt in Verſuchung, ſich die Ohren zu verſtopfen, um nichts von dem wilden Geſchrei zu vernehmen, das auf der Bühne angeſtimmt wird und dem der Wilden auf Neuſeeland gleichen mag. Dennoch iſt es angenehmer, dieſes Ende des Karnevals en miniature, als in der Natur nach einem weit größern Maaßſtabe anzuſchauen. Dieſes Jahr ſoll die berüchtigte descente de la Courtille jedoch weder ſo zahlreich und rauſchend, noch ſo abſtoßend geweſen ſeyn, als in frühern Jahren. Vielleicht wird der Pöbel vernünftiger; vielleicht iſt er auch in dieſem Jahre nicht ſo gut bei Gelde als ſonſt; es kann ſeyn, daß die Kriegsgerüchte mehr als ein Handwerk in's Stocken gebracht und manche Erwerbsquelle vertrocknet haben. Die wöchentlichen Einlagen und Rücknahmen in und aus der Sparkaſſe ſind ein ziemlich richtiger Thermometer des Gewinnſtes und der Ausgaben des Volkes; ich ſuchte daher auch in den Tagesblättern nach, wie ſich das Verhältniß in der Faſchingswoche ſtellte. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die Einlagen die Rückforderungen merklich überſtiegen haben, wie es ſeit Beginn des Jahres der Fall geweſen war. Das Volk arbeitet alſo wieder und ſpart ſich einen Zehrpfennig für die Zukunft. Man wird ſich erinnern, daß es ſich in den letzten Monaten des vorigen Jahres umgekehrt verhielt, und daß das Volk, anſtatt einzulegen, ſein Spargeld aus der Kaſſe zurücknahm. Vermuthlich trägt die Beruhigung wegen der politiſchen Angelegenheiten das meiſte zu dieſem glücklichen Wechſel bei. Man arbeitet wieder, weil Beſtellungen einkommen und die induſtriellen Unternehmungen wieder fortgeſetzt werden. So etwas iſt erfreulich, und wenn nun auch noch die descente de la Courtille abnimmt, ſo kann man mit gutem Gewiſſen dem Volke zu dieſer doppelten Veränderung Glück wünſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Genf, März.

(Fortſetzung.)

Victor Hugo. — Die Akademie.

Dieſen Bemerkungen des romantiſchen Dichters, die an Murmler's, A. Dumas und Sommet's neuliche Berichte über Deutſchland erinnern und denſelben Geruch haben, kann ich beifügen, daß ſie faſt ſämmtlich aus dem Gehirn des Schreibers kommen, oder ihm von ſeiner franzöſiſchen Ciceronin aufgebunden worden ſind. Ich lebe ſeit fünfzehn Jahren im Lande, und bin allein und mit Fremden gar oft in allen Theilen des Schloſſes Chillon geweſen, ſelbſt in ſolchen, die gewöhnlich den Fremden nicht zugänglich ſind, weil da Pulver und Munition verwahrt wird. Wohl kenne ich das große Pfeilerſouterrain, wo Bonnivard angekettet war; wohl kenne ich den Ort, den man als Verließ angibt, und der auch ſicher eines war, wiewohl nur Oertlichkeit und Dinge dafür ſprechen, und nie darin etwas näher Bezeichnendes gefunden worden iſt. Lord Byron bekümmerte ſich ſo wenig ernſtlich um Chillon, daß er nicht einmal etwas von Bonnivard wußte. Auch hätte ihm nicht der Kaſtellan die Erlaubniß zu Nachgrabungen in einem Landesarſenal ertheilen können, ſondern nur die Waadländiſche Regierung, dieſe aber hat er nie darum angegangen. Die mit Dint gemachten Malereien der armen Gefangenen ſind Kritzeleien mit Rothſtift, die noch alle Tage von Kinden und den im Laboratorium beſchäftigten Artilleriſten gemacht werden. Schade, daß vom großen franzöſiſchen Poeten neben manchem ſchönen und dichteriſchen Wort ſo viel Unwahres, Schiefes, Unverdauliches und auf große Unwiſſenheit Deutendes aufgeliſcht wird.

Ich habe früher manchmal in dieſen Blättern Ungünſtiges über die hieſige Akademie berichtet; indeſſen — beſonders ſeit 1837 — iſt manches beſſer geordnet und eingerichtet worden, die einſeitige Richtung auf mathematiſche und Naturwiſſenſchaften verlor ſich durch Creirung neuer Lehrſtühle für hiſtoriſche Wiſſenſchaften, alte und neue Literatur ꝛc. und durch Anſtellung tüchtiger Profeſſoren dafür. — Immer aber wurden der Akademie über ihre innere Organiſation, über ihr Verhältniß zum Erziehungsrath, über die Vernachläſſigung der jüngern Studenten u. ſ. w. Vorwürfe gemacht, und dieſe bald in ſcharfen und unbilligen anonymen Schriften, bald in beſonnener Darlegung von genannten achtbaren Männern ausgeſprochen. Dies führte zu Anfang dieſes Jahrs eine gründliche Diskuſſion über dieſen Gegenſtand im Großrath, und dieſe eine erſchöpfende Darlegung aller für und wider die Akademie ſprechenden Gründe herbei. Alle Anklagen wurden wiederholt, beleuchtet, diskutirt und größtentheils widerlegt, ſo daß nun Ende die Akademie vorwurfsfrei aus dieſen Verhandlungen hervorging. Allerdings wäre Manches anders zu wünſchen, zu vielen Verbeſſerungen liegt die Aufforderung nahe, alle Klagen der Aeltern dürfen nicht überhört werden; aber man darf auch die momentanen Hinderniſſe und die Gegengründe nicht überſehen, am wenigſten das ſichtbare Streben der Anſtalt nach Verbeſſerung, wo dieſe mit unſern geringen Mitteln nur immer möglich iſt. Vergeſſe man nur nicht, daß unſere Akademie im Sinne ihrer Stifter nichts ſeyn ſollte, und auch vor einiger Zeit nichts war als eine höhere Schule zu Ausbildung von Theologen und Juriſten, ohne andere Disciplinen zu berückſichtigen. Darauf waren ihre Hülfsquellen beſchränkt. Wie ganz anders erſcheint ſie jetzt, wo — das mediziniſche Fach ausgenommen, wozu uns die klinikſchen und andern Hülfsanſtalten fehlen — für höhern Unterricht ſehr vielſeitig geſorgt iſt. Glücklicherweiſe wird auch durch Aufmerkſamkeit und Strenge hier viel beſſer für die Erziehung und ſittliche Bildung der Studenten geſorgt, als in Paris, wo bekanntlich die Studenten zu den unſittlichſten jungen Leuten der Stadt gehören, was allerdings viel ſagen will.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 30. März 1841.

— Deus nobis haec otia fecit.
Virgil:

Pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum.
Horat:

Gloſſen, auf einem Ausflug in die Schweiz gemacht.

I.

Ohne Ferien wäre das Leben eines Dorfſchulmeiſters, wie das eines Profeſſors, unerträglich; es würde ſich ſchneller abnützen, als das irgend eines andern Menſchen. Das Bedürfniß nach denſelben iſt in der That auch von dem Augenblick an gefühlt worden, als es Schulmeiſter gab, und daher kommt es ſicherlich, daß dieſer Menſchenklaſſe in civiliſirten Staaten durch das Geſetz eine regelmäßig wiederkehrende Unterbrechung ihrer Berufsthätigkeit geſtattet iſt, während andern Dienern des Gemeinweſens ein Ausruhen von Amtsgeſchäften nur Ausnahms- und Vergünſtigungsweiſe gewährt wird. Die Zeit der ſchulmeiſterlichen Sabbathsruhe iſt freilich in verſchiedenen Ländern und Anſtalten nicht gleich. Der Profeſſor einer engliſchen Univerſität, der bekanntlich unter ſeinen europäiſchen Kollegen am allerwenigſten mit Geſchäften überhäuft iſt, erfreut ſich der allerlängſten Ferien. Dieſelben währen ſo lange, daß er gemächlich das Feſtland bereiſen kann; und beliebt es ihm nach ſeiner Rückkunft, den Great Weſtern oder die Britiſh Queen zu beſteigen, ſo vermag er in aller Bequemlichkeit den Niagara und die Hälfte der neuen Welt zu beſuchen, und immer kommt er noch zeitig genug in Orford oder Cambridge an, um ſeinen akademiſchen Pflichten zu genügen.

Wie ganz anders ſteht es mit uns deutſchen Schulmeiſtern! Wir haben höchſtens den ſechsten Theil des Jahrs für uns, was viel zu wenig iſt, wie jeder weiß, der unſerem Stande angehört. Vier Monate wenigſtens wäre das nothwendige Quantum von Muße, um die geſchwächten Körper- und Geiſteskräfte wieder zu ſtärken und ſich Behufs der Erweiterung unſeres Ideenkreiſes in der Welt ein Bischen umzuſehen. Eine ſolche Ferienzeit würde abſonderlich deutſchen Lehrern der metaphyſiſchen Wiſſenſchaften von weſentlichem Nutzen ſeyn; denn dieſe Leute haben es nothwendig, aus ihren wolkigen Höhen von Zeit zu Zeit herabzuſteigen auf den feſten Boden der Wirklichkeit. Wird ihnen noch lange eine ſolche Vergünſtigung vorenthalten, ſo fürchte ich, werden ſie ſo ſehr der Erde entrückt, daß ſie für dieſe ganz verloren gehen. Bereits iſt es ſchon ſo weit gekommen, daß unſere Metaphyſiker eine beinahe himmliſche Sprache reden und ſo überſchwenglich geworden ſind, daß zwiſchen ihnen und den übrigen Erdenſöhnen kaum mehr eine Verſtändigung möglich iſt. Einem ſolchen Uebelſtande und noch andern, die ich gar nicht berühren will, können nur längere Ferien und auf große Reiſen berechnete Gehalte abhelfen.

Digitized by Google

Indem ich die Feder anſezte, wollte ich eigentlich gleich mit der Beſchreibung eines Ausflugs beginnen, den ich vor einiger Zeit in die Alpen machte, und auf welchem ich zwar keine großen Abenteuer zu beſtehen hatte oder Wunderdinge zu ſehen bekam, wo aber dennoch manches beobachtet wurde, was vielleicht der Mittheilung werth iſt. Vorerſt muß ich bemerken, daß ich gegen Gewohnheit meine Reiſe nicht allein machte. Ich liebe vor Allem meine perſönliche Freiheit und opfere ſie nur im allergrößten Nothfalle; nichts beſchränkt dieſelbe aber mehr, als auf Reiſen ein Begleiter. Man muß reden, wenn man lieber ſchwiege; man muß gehen, wenn man ſich lieber unter den Schatten eines Baumes legte; man muß einkehren, wenn man keinen Durſt hat; man muß Naturmerkwürdigkeiten ſehen, wenn einem die Ruhe in einem bedaglichen Gaſthauſe willkommener wäre. Kurz, jeder Schritt und Tritt, den man macht, iſt anders, als er ſeyn würde, wäre man ſein eigener Herr Wenn ich nun die Annehmlichkeiten vollkommener Reiſefreiheit dahin gab, ſo mußte ich natürlich dafür einen reichlichen Erſatz erhalten.

Mein Begleiter war ein alter Freund, Kollege, Weltmann, Junggeſelle und Liebhaber jeder Art von Naturſchönheit und aller guten Dinge dieſer Welt. Mit dieſen vortrefflichen Eigenſchaften verbindet er tiefe Naturkenntniſſe und zeichnet ſich ganz beſonders durch die Originalität ſeiner geologiſchen Anſichten, wie auch durch die außerordentliche Gabe aus, die geognoſtiſche Beſchaffenheit einer Gegend durch bloßes Gefühl zu erkennen. Dieſer wunderbare Inſtinkt iſt ſo fein, daß er, nach der Verſicherung meines Freundes, ſeinen Gegenſtand bei Nacht wahrnimmt. Im Wagen ſitzend, iſt er im Stande zu ſagen, ob über Muſchelkalk oder Keuper, über Molaſſe oder über bunten Sandſtein gefahren wird, ob die in ſeiner Nähe ſich befindlichen Gebilde terreſtriſchen oder cosmiſchen Urſprungs ſind. Wenn die Leſer etwa ungläubig den Kopf ſchütteln und der Meinung ſeyn ſollten, das Geſagte ſey nur meine eigene müßige Erfindung, ſo muß ich verſichern, daß dem nicht ſo iſt, und daß mein Freund nicht nur vor mir, ſondern auch vor Andern erklärt hat, im Beſitze dieſes geognoſtiſchen Sinnes zu ſeyn. Ich wünſchte nur etwas von Phrenologie zu verſtehen; in dieſem Falle erbate ich mir die Freiheit, den Schädel deſſelben auf das Genaueſte unterſuchen zu dürfen. Aber mein Freund beſizt noch ein anderes, wo möglich noch außerordentlicheres Vermögen als das erwähnte, ein Vermögen, das meines Wiſſens noch wenig Sterblichen zum Erbtheil geworden iſt, und welches ihn geſelligen Kreiſen wahrhaft furchtbar machen muß. Mein Freund nämlich behauptet, und ich bin ſehr geneigt, der Verſicherung Glauben beizumeſſen, er vermöge durch ſeine bloße Gegenwart und ohne ein Wort zu reden (wahrſcheinlich durch einen magiſchen Willensakt), die größte und auf das Mannigfaltigſte zuſammengeſezte Geſellſchaft entweder völlig zu verſtimmen und die Unterhaltung gänzlich zu lähmen, oder aber in die heiterſte Laune zu verſetzen und zu den geiſtreichſten Geſprächen zu veranlaſſen. Glücklicherweiſe hat mein Freund wenig Mephiſtopheliſches in ſeiner Natur, und er wendet daher ſeinen Zauber in der Regel nur im Intereſſe und zur Förderung froher Geſelligkeit an, was daraus am deutlichſten abzunehmen iſt, daß er beinahe in alle Geſellſchaften ſeiner Umgebung gezogen wird.

Um auch Einiges über den äußern Menſchen meines Reiſebegleiters zu ſagen, ſo beſizt derſelbe Dimenſionen, wie man ſie beſonders gern an Eminenzen und hohen Dignitarien der Kirche ſieht. In Bezug auf Toilette iſt er äußerſt ſorgſam, und Niemand in unſerm Kreiſe kleidet ſich netter und geſchmackvoller, als er. Er trägt die feinſten Tücher, er hat eine Wäſche, die durch Weiße mit dem Schnee, durch Feinheit mit der Seide wetteifert; ſeine Winterhüte ſind vom feinſten Haar und tiefſten Schwarz, die Sommerhüte vom ausgeſuchteſten Stroh. Die enganliegenden und einen niedlichen Fuß zeigenden Stiefeln könnten die Stelle eines Spiegels vertreten und die geldweißen, glacirten Handſchuhe würden die eleganteſte Damenhand zieren. Wäre ich ein Bischen eitler, als ich es bin, ſo hätte ich ſicherlich meinen Freund nicht zum Begleiter gewählt; denn ſein elegantes Reiſehabit ſtach gewaltig gegen meine zwilchenen Beinkleider, abgeſchoſſenen Zeugrock, verdogenen Schwarzwalder Strohhut und plumpe Beſchuhung ab, und ich konnte in den Augen der Leute höchſtens für ſeinen Bedienten gelten.

(Schluß folgt.)

Die Corallenſchnur.

(Fortſeyung.)

Mariens Geſundheit nahm zuſehends ab, ſo daß die ſorgſame Mutter, um ihre Tochter beſſer zu pflegen, ſich entſchloß, völlig zu ihr zu ziehen; aber mit Tina allein mochte ſie Gitta nicht im Hauſe laſſen. Katharinens Gelegenheit war zu eingeſchränkt, um die Schweſter aufnehmen zu können, und zu der kranken Tochter wollte ſie ſie nicht bringen, weil es ihrem Scharfblick nicht länger verborgen blieb, daß Gitta es ſey, welche Friedrichs Herz ſeinem Weibe abwendig gemacht; und ſo betrat Gitta am ſelben Tage, wo die Mutter zu der kranken Tochter zog, ihre neue Wohnung im Paleſte des Freiherrn.

Die gute Edelfrau beſchenkte ſie mit Putz und prächtigen Kleidern; ſie beſaß die väterliche Liebe des Freiherrn in hohem Grade, und gewann auch bald ganz die Liebe ſeiner Gemahlin. Fleißig bediente ſie ſich ihrer Zaubermacht, und ſo war ſie der Gegenſtand der Liebe und Bewerbung von Seiten der vornehmſten und edelſten Männer und Jünglinge. Gewiſſensqual hielt ſie inzwiſchen ab, ihre kranke Schweſter zu beſuchen; ſie ſtürzte ſich in einen Strudel von Vergnügungen, und den unglücklichen Friedrich ſah ſie gar nicht mehr. — Dieſer, welcher mit ſeinem leidenden, ihm ſonſt ſo theuern Weib das innigſte Mitleiden fühlte und die glühendſte Leidenſchaft für Gitta im Herzen trug, verlebte die traurigſten Tage. In ſeinem ſonſt ſo heitern Hauſe war Alles ſtill; ſein Vater, ſeine Schwiegermutter und Maria litten und beteten; er eilte in's Freie, es mochte Sonnenſchein oder Sturm ſeyn. — Eines Tags befand Maria ſich ungewöhnlich wohl und ſezte ſich, um die bekümmerten Eltern zu erfreuen, an den Tiſch und nahm Theil an der Mittagsmahlzeit. Die Alten freuten ſich innerlich, das Geſinde guckte theilnehmend in die Stube, nur Friedrich ſaß ſtumm und traurig da und blickte nicht von ſeinem Teller auf. — Um eine Entſchuldigung wegen ſeines Mißmuths zu haben, ſagte er ſcheltend zum Dienſtmadchen: „Woher kommt die rothe Coralle im Fiſch?“ und reichte ſie Marien. Aber kaum hatte ſeine Hand ſie berührt, als eine dunkle Röthe ſeine Wangen färbte; Thranen perlten in ſeinen Augen, und mit dem innigſten Blick der Liebe warf er ſich Maria zu Füßen und rief heftig und zärtlich zugleich: „Maria, meine Maria!“ — Die holde Frau hob ihn liebevoll auf, Vater und Mutter ſegneten das Paar auf's Neue, und Liebe, Geſundheit und Glück kehrten wieder in das ſtille Haus zurück. Marie blühte wieder wie eine reizende Jungfrau, und bald erhöhte ein goldgelockter Knabe auf ihrem runden Arm das ſüße Glück des Hauſes. Gitta freute ſich innerlich über dieſe glückliche Wendung, wie unerklärlich ſie ihr auch erſchien, bis Maria ihr einmal die Coralle zeigte, welche ſie ihrer ſeltenen Schönheit wegen aufbewahrt hatte.

Die Schweſtern, welche die glänzend gekleidete Gitta mit Erſtaunen betrachteten, fragten ſie oft, ob ſie nicht endlich einmal irgend eine Wahl zu treffen gedenke; aber ſie lachte nur und ſagte übermüthig: „Damit hat es noch gute Zeit; eine Freiherrn- oder Grafenkrone iſt nicht das höchſte Ziel des Menſchen.“ Die Mutter ſagte dann warnend: „Gitta, Gitta!“ und ſchüttelte ſchmerzlich bewegt den Kopf. — Der Winter brachte Schlittenfahrten und glanzende Beluſtigungen aller Art, und Gitta ſtrahlte zum Verdruß mancher ſchönern Fräulein als Königin. Die Vornehmſten beſtrebten ſich, einen Tanz mit ihr zu erlangen, und Gitta, deren Eitelkeit durch Befriedigung nur gieriger wurde, ging ſehr verſchwenderiſch mit ihren Corallen um, damit die Anzahl ihrer Bewunderer ſich mit jedem Tage vermehrte.

Wohl dachte ſie zuweilen daran, es möchte nun Zeit ſeyn, mit dem Vergraben ihrer Corallen einzuhalten, wenn ſie die ſehr verkürzte Schnur betrachtete; aber hatte ſie nicht ſchon ſo viele Männer auf Lebenszeit gefeſſelt? Denn nachdem Friedrich von der Zauberei erlöst worden war, warf ſie keine Corallen mehr in's Meer, ſondern ſie vergrub ſie an entlegenen Stellen, wohin nicht leicht ein Menſch kam; und beſaß ſie nicht noch Corallen genug, um die glanzendſte Eroberung zu machen? — Mit dieſen Gedanken ging ſie eines Abends in Geſellſchaft ihrer Pflegeeltern reichgeſchmückt auf einen Ball. Eine Schaar junger Anbeter umringte ſie; aber in der Ferne ſtand blaß und kummervoll Karl von Löwendahl, ein Jüngling aus einem der edelſten Geſchlechter, welcher vor Liebe verging, ohne dadurch Gittas Herz zu bewegen, daß ſie entweder die Coralle, welche ſeinen Namen trug, wieder aufgrub, oder ſeine Zärtlichkeit erwiderte. — Die ganze Stadt beklagte ihn und beſtürmte Gitta mit der Bitte, ihn zu erhören, aber vergebens; ſeine Qual erhöhte ihren Triumph. — „Wißt Ihr wohl, ſchöne Gitta,“ ſagte da ein Jüngling, der ſie im Stillen liebte und gleich den Uebrigen verſchmäht wurde, „wißt Ihr, daß Ihr heute Abend zwei glanzende Triumphe feiern oder eine doppelte Niederlage erleiden könnt?“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Schluß.)

Die hiſtoriſch-archäologiſche Geſellſchaft.

Gleich erfreulich iſt die im Jahr 1857 gegründete hiſtoriſch-archäologiſche Geſellſchaft. Auffallend iſt's, daß ſie ſich nicht früher gebildet hat, auf dem klaſſiſchen Boden Genfs, das ſeit Julius Cäſar und der Römerzeit, als Uebergangspunkt der Völkerwanderung, als Burgundiſcher Königshof, als Wohnſitz der alten Fürſtbiſchöfe im Kampf mit Vidamen und Volk, als Reichsſtadt unter dem Hohenſtaufen Barbaroſſa, als Metropole des Calvinismus, als Städte-David gegen das mächtige Savoyen, dann aber tief geſunken als franzöſiſche Departementsſtadt, und zuletzt durch edle Hülfe der Mächtigen wieder als Republik ſich ſelbſt gehörend, ſo merkwürdige Lebensphaſen durchgangen hat. Das erſte Heft der Memoiren der Geſellſchaft iſt vor Kurzem erſchienen. Einiges aus dem erſten Aufſatz dürfte auch für Deutſchland Intereſſe haben. Bekanntlich ſtand noch vor Kurzem hinter der Kathedrale von St. Peter ein großes, aber düſteres und unregelmäßiges Gebäude, das aus frühem Mittelalter ſtammt. Hier reſidirte der Biſchof von Genf, hier wurden unter dem Deckmantel geiſtlicher Herrlichkeit manche Verbrechen und

Justizmorde begangen. Nachdem beim siegenden Hereinbrechen der Reformation der lezte Bischof, der berüchtigte Pierre de Bamme, 1533 heimlich aus diesem Haus und aus Genf entwichen war und nicht wieder kam, machte die Regierung daraus das städtische Gefängniß, und dies blieb es bis vor einigen Monaten, wo der Großrath beschloß, es niederreißen und nach neuem Plan wieder aufbauen zu lassen. Ehe es an's Niederreißen ging, ernannte die historisch-archäologische Gesellschaft eine Commission zur genauen Untersuchung des Gebäudes, wo sich für die Geschichte und Archäologie des Mittelalters bedeutende Ausbeute hoffen ließ. Diese ist nun freilich nicht gefunden worden, aber doch manches Interessante. Hierher gehört namentlich die Salle du Conseil, ein geräumiger, fast quadratischer Saal, ungefähr fünfunddreißig Fuß auf jeder Seite, mit herrlichem in Holz geschnitzten Plafond. Dieser Saal wird von einem großen viereckigen Fenster, einem Steinkreuz erleuchtet, und an diesem sind in der sehr dicken Mauer rechts und links Sitze angebracht. Denkt man sich die Fenster mit religiösen Gegenständen oder Wappen in bunter Glasmalerei, denkt man sich die leeren Mauern bemalt oder behangen, so war dies allerdings ein würdiger Ort für das fürstbischöfliche Kapitel. Nördlich von da fand man das Zimmer und Kabinet des Bischofs, deren Freskomalereien unter dem Anweißen ganz verschwunden seyn sollen. Versuche, die weiße Kruste wegzunehmen, um die Malerei wieder hervortreten zu lassen, wurden leider nicht gemacht. Auf der nordöstlichen Ecke, zu ebener Erde, unter dem Wohnzimmer des Bischofs, war ein Gemach, das in der Chronik des Gebäudes chambre de la question, Inquisitionszimmer, heißt. In der Nähe dieses Zimmers, das eine Art von Thron für den Inquisitionsrichter gehabt zu haben scheint, war die Cour de l'Estrapade, wo die Tortur mit den Angeklagten vorgenommen wurde. Auch an Oubliettes, einem in dicker Mauer befindlichen Verließ, fehlt es nicht. Die Menschheit muß sich freuen, daß auf dieser Stelle bald ein Gefängniß nach Auburns und Philadelphischem System stehen wird, worin kein Blut fließt, kein Schrei der Verzweiflung gehört wird, sondern verdorbene Menschen gebessert werden, um sie hernach der Gesellschaft gereinigt zurückzugeben.

Paris, März.

(Fortsezung.)

Der neue artesische Brunnen. — Die Ueberschwemmung in Lyon.

Uebrigens war der Ochse, den die Fleischer an den Faschingstagen in der Stadt feierlich herumgeführt haben, so fett als früher, und Cornet, der bekannte Ochsenmäster, hat auch diesesmal seinen Ruf bewährt. Er bringt stattliche, ja monströse Thiere auf den Viehmarkt, und ganz Paris bewundert die von seinen Waiden kommenden Muster; aber die Pariser müssen das Ochsenfleisch auch theuer bezahlen, und die Metzger haben bisher ihr Gesuch um Herabsezung der Steuer auf fremdes Schlachtvieh noch nicht durchsezen können. Nach dem Fasching folgte eine für die Stadt Paris wichtige Begebenheit, das Springen des Wassers aus dem artesischen Brunnen beim sogenannten Abattoir de Grenelle, das heißt, bei einem der großen Schlachthäuser, welche an den Rändern der Stadt unter Napoleon errichtet worden sind, da in der Stadt selbst kein Vieh geschlachtet werden darf. Nur einer Munizipalbehörde wie die Pariser, welche ein Einkommen von mehr als zwanzig Millionen hat, war es möglich, mit solcher Beharrlichkeit und mit so großen Kosten seit sieben oder acht Jahren einen solchen Brunnen bohren zu lassen. Es ist dies eine der größten Unternehmungen, welche in diesem Jahrhunderte, und wohl zu allen Zeiten von der Stadtbehörde ausgeführt worden; denn wie hätte man ehemals daran denken können, die Erdschichten bis zu einer Tiefe von 1650 Schuh durchbohren zu lassen, um Wasser zu bekommen? Schon die Unsicherheit des Erfolges würde vom Unternehmen abgeschreckt haben, aber die Fortschritte in der Geologie hatten den Gelehrten die Ueberzeugung gegeben, daß man nach Durchbohrung der Kreideschichten endlich auf Wasser stoßen müsse, und in dieser Zuversicht hatte man mit der Arbeit Jahre lang fortgefahren, ohne sich durch die Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, bis dann endlich in diesen Tagen das lang ersehnte Wasser in Menge hervorsprang. Der Erfolg ist nicht allein wichtig an sich, sondern auch, weil er allen Behörden, welche nach Angabe von Sachkundigen artesische Brunnen bohren lassen, die Gewißheit gibt, daß das Unternehmen gelingen wird, wenn sie nur Geduld und Geld genug haben, um die Arbeit fortsezen zu lassen. Es macht der Pariser Stadtbehörde Ehre, daß sie Zutrauen genug zu den Versicherungen der Geognosten gehabt hat, um keine Kosten zu scheuen und sich von keiner Schwierigkeit abschrecken zu lassen. Für die Gelehrten aber ist der Erfolg ein wahrer Triumph. Vor Kurzem noch spottete man über sie, und jezt quillt das Wasser in solcher Menge hervor, daß man schon verlegen ist, wie man es wegschaffen soll; eine Mühle könnte davon getrieben werden. Nicht allein das Schlachthaus wird mit dem Wasser versehen werden können, sondern vielleicht das ganze Revier, ja ein beträchtlicher Theil der Hauptstadt. Zwar ist das aus dem artesischen Brunnen hervorkommende Wasser lau; in verschiedene Reviere vertheilt, wird es aber allmählig erkalten, und im Winter muß gerade diese hohe Temperatur des Wassers besondere Vortheile gewähren. Der Name Mülots, welcher das Unternehmen geleitet hat, wird überall genannt. Die Regierung hat ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, und sicher wird es dem im Bohren so erfahrenen Manne nun nicht mehr an Bestellungen fehlen. Arago hat in der Akademie der Wissenschaften sein Bedauern darüber geäußert, daß man nicht noch tiefer habe bohren müssen, weil man alsdann auf ein viel mineralischeres Wasser gestoßen wäre. Die Stadtbehörde aber, welcher es nicht um mineralisches, sondern um klares Wasser zu thun war, meint, man habe schon tief genug gebohrt, und 160,000 Francs, welche die Arbeit seit sieben Jahren verschlungen, sind keine Kleinigkeit, selbst für eine reiche Stadt wie Paris. Während man in Paris noch über Wassermangel klagte und nicht wußte, wann der Mülotsche Bohrer den ersten Tropfen hervorbringen würde, hatte man zu Lyon des Wassers zu viel und war unglücklich durch das Austreten der Rhone und Saone; es wird noch immer für die durch die Ueberschwemmungen zu Grunde gerichteten gesammelt, und obschon Paris und ganz Frankreich beisteuert, und auch der Staat den Verunglückten zu Hülfe kommt, so ist doch alles dieses nur ein geringer Ersaz für den ungeheuern Schaden, welchen Lyon und die benachbarte Gegend erlitten. Reisende, welche aus Lyon hieher kommen, erzählen interessante Anekdoten aus den Tagen der allgemeinen Bedrängniß, als die Flusthen der Rhone einen Theil der Stadt überschwemmten und ganze Straßen in die größte Gefahr sezten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 31. März 1841.

— Away! for she hath liv'd too long,
To fill the world with vicious qualities.
Shakespeare.

Die Corallenſchnur.

(Schluß.)

„Wie ſo?“ ſagte Gitta neugierig. — „Iſt es Euch denn unbekannt, daß Hermann von Löwendahl, ein Bruder Karls, auf den Ball kommen wird? Er iſt ein ſehr tapferer, reicher und edler Mann und daneben der ſchönſte Ritter in Dänemark. Habt Ihr nur einmal in ſeine blauen Augen geblickt, nur einmal ſeine edeln Züge geſchaut und den Klang ſeiner Stimme gehört, ſo iſt es mit Eurem hohen Sinn aus und Ihr werdet bittere Thränen weinen, wenn Ihr nicht ſein Herz beſiegt.“ — Gitta lachte ſpöttiſch. „Ei,“ ſagte ſie ſchnippiſch, „und was fürchtet Ihr mehr für mich, mein ſorgſamer Freund?“ — „Man erwartet verſchiedene Fremde, und unter dieſen ſechs weitberühmte Seehelden, alle Brüder, aber bekannt als die größten Weiberhaſſer. Könnt Ihr dieſe erobern, ſo iſt Euer Sieg über die Herzen der Männer vollſtändig.“

Gitta ſchwieg; rings umher hörte ſie flüſtern von den furchtbaren Weiberhaſſern, und ſie freute ſich ſchon im Voraus, daß ſie heute den glänzendſten Sieg ihres Lebens feiern ſollte. — Da öffneten ſich die Thüren und zugleich mit verſchiedenen andern Rittern traten ſechs Krieger ein, deren finſtere Mienen und trotziger Lippenwurf ſie zum voraus als Weiberfeinde bezeichneten. — Sie gingen ſtolz und kalt an den ſchönſten Weibern vorüber, während die andern Herrn ſich Gittas erröthenden Nachbarinnen vorſtellen ließen. — Der Tanz begann, Gitta ſchwebte leicht dahin und rings umher flüſterte man: „Ob ſie dieſe auch feſſeln wird?“ — Raſch faßte ſie ihren Entſchluß; als der Tanz beendigt war, hüllte ſie ſich in ihren Mantel und ſchlich ſich unbemerkt in den Garten hinab. Hier dachte ſie an die ſechs Brüder und die übrigen Fremden, zog eine Anzahl Corallen von der Schnur und warf ſie in einen Brunnen. Ihres Sieges gewiß, eilte ſie in den Saal zurück; an ihrem Platze angelangt, blickte ſie auf, und vor ihr ſtand ein hoher, idealiſch ſchöner, ihr unbekannter Mann, Hermann von Löwendahl.

Von allen Lippen tönte ſein Ruhm, mit freudeſtrahlenden Augen reichten die ſchönſten und vornehmſten Fräulein ihm die Hand zum Tanz. Jeder derſelben hatte er eine Artigkeit zu ſagen, nur an Gitta ging er ſtill vorüber. Sie verfolgte ihn mit ihren Blicken, ſie redete ſogar ſeinen Bruder, den verſchmähten Karl, an; vergebens, er bemerkte ſie nicht. — Als endlich der Bruder ſie ihm vorſtellte, ſah er gleichgültig, ja faſt verächtlich auf ſie herab. Gitta zitterte; zum erſtenmal rührte ſich ein bisher unbekanntes Gefühl in ihrem Herzen. Jetzt erſt kannte ſie die Liebe, verſtand die Schmerzen des ungeſtillten Sehnens und begriff die

Digitized by Google

Qualen der Eifersucht. Nun erst erkannte sie den vollen Werth der Zaubergabe. — „Ach," dachte sie, „wie glücklich wäre ich, liebte er mich ohne Zauberei! aber mein Aeußeres nimmt ihn nicht ein, und er verschmäht es, mein glühendes, liebendes Herz kennen zu lernen! Zum letztenmal nehme ich eine rothe Coralle; möge Zauberei ihn an mich ziehen; Treue, Gehorsam, unwandelbare Liebe sollen mir ihn erhalten!"

Sie ergriff die Corallenschnur; aber es wurde schwarz vor ihren Augen: nur weiße Corallen waren zurückgeblieben, in ihrem thörichten Uebermuth hatte sie eben vorhin die letzten rothen verschwendet. Das bunte Gewimmel rings um sie her, die Huldigungen gleichgültiger Menschen wurden ihr zur furchtbaren Qual; sie sah Hermanns Aufmerksamkeit gegen ein junges, edles Fräulein, und tausend Schwerter durchbohrten ihr Herz. Heiße Thränen stürzten über ihre Wangen, und unter dem Vorgeben plötzlichen Unwohlseyns verließ sie den Saal.

Ihr Stolz war gebrochen, ihre Eitelkeit vernichtet. Sie suchte die Orte auf, wo sie Hermann zu sehen hoffte, obgleich seine Kälte ihr immer neue Schmerzen bereitete. Oft wünschte sie zu sterben, und doch mochte sie so ungerne eine Welt verlassen, in der Er lebte. — Verzweifelt rief sie das Meerweib an und bat es, ihr noch eine einzige rothe Coralle zu schenken, nur eine einzige; aber das Meerweib antwortete: „Ich sagte dir damals, bedenke, daß diese Corallen, gleichwie Alles in der Welt, ein Ende nehmen!" und mit diesen Worten tauchte sie hurtig unter. — Gitta kehrte trostlos heim.

Hermann blieb ihre Liebe kein Geheimniß. Eines Tags näherte er sich ihr und sagte ernsthaft: „Ich weiß, daß Ihr mir gut seyd, aber ich kann Eure Neigung nur ehren, nicht erwidern; meine Treue gehört einer Andern; aber wollt Ihr Glück verbreiten und dadurch gewiß auch selbst glücklich werden, so reicht meinem Bruder Eure Hand." — Gitta schüttelte leise mit dem Kopf und sagte: „Denkt nicht so niedrig von mir, daß ich dem Einen die Hand und dem Andern das Herz geben sollte. Gott," fügte sie mit bebender Stimme hinzu, „mache Euch glücklich, mehr als mich!" — Gerührt verließ er sie.

An seinem Hochzeittage ging sie zeitig des Morgens an den Strand, warf die weißen Corallen weit hinaus in die Wellen und stürzte sich weinend nach in die Tiefe.

Glossen, auf einem Ausflug in die Schweiz gemacht.

(Fortsetzung.)

Wir wohnen an einem Orte, von dem aus man Gelegenheit hat, in einem Tage in das Herz der Schweiz, d. h. mitten in die Alpenwelt zu gelangen. — An einem schönen Julimorgen rollte, mit unsern und andern akademischen Personen belastet, der Bernerwagen zum Thore hinaus, die Richtung nach dem merkwürdigsten aller Juraeinschnitte, nach dem Münsterthale nehmend. Man mußte erst 1838 schreiben, ehe man auf den vernünftigen Gedanken kam, die Post bei Tage den Weg durch eine der wildschönsten Gegenden der Schweiz machen zu lassen; dieselbe mußte, wollte man sich der Diligence bedienen, ich weiß nicht wie viele Jahrzehnte schon, immer bei Nacht und Dunkel durchreist werden, wobei, da die Straße nicht zu den ungefährlichen gehörte und die Berner Postillone die Eile lieben, der Fall nicht so ganz selten eintrat, daß die Reisenden in die Birs hinab befördert wurden. Die Regierung von Bern hat sich daher um das europäische Publikum, das nicht in eigener Equipage sich fortschaffen lassen kann oder zu Fuß reisen will, ein großes Verdienst dadurch erworben, daß sie es demselben möglich gemacht hat, bei Tage und auf bedeutend verbessertem Wege das Münsterthal anzusehen, und zwar für die geringe Summe von neun Schweizerfranken. Ich bin mit den Tarifen der deutschen Posten nicht genau bekannt, ich zweifle aber sehr, ob man auf denselben 23 Schweizerstunden für sechs Gulden fahren kann. An den Schweizer Fahrposten im Allgemeinen und an den Bernschen insbesondere gefällt mir sehr wohl die Einfachheit, mit welcher die Geschäfte abgemacht werden, und wenn ich mich nicht sehr täusche, könnten die Deutschen in dieser Beziehung von ihren Nachbarn noch etwas lernen. Möglichst viel Förmlichkeit, Umständlichkeit und Schreibereien in Anwendung zu bringen, scheint bei ersteren bis jezt noch eine der wichtigsten Geschäftsmaximen zu seyn. In der Schweiz ist es, was die Benützung der Diligencen betrifft, beinahe jezt schon so, wie in England, das doch, was Praxis betrifft, als Muster für den ganzen Continent dienen kann. Der Reisende auf der Straße hebt gegen den herannahenden Wagen die Hand oder den Stock auf, als Zeichen seines Wunsches, einzusteigen. Die Diligence hält, in wenigen Sekunden hat der Passagier Platz genommen, der Kondukteur sagt sein „Fort" und die Pferde traben weiter. In Deutschland muß man vorher in aller Form auf einem Postbureau als legitimer Passagier eingeschrieben seyn, will man sich für sein Geld der öffentlichen Landkutschen bedienen.

Wer ein Bischen zu denken gewohnt und im Besitz erträglich guter Augen ist, übrigens von geognostischen Dingen nichts versteht, der kann unmöglich selbst nur vom Postwagen aus die grauen Gebirgsreihen ansehen, welche das Münsterthal bilden, ohne auf den Gedanken zu gerathen, daß diese massenhaften, beinahe auf den Kopf gestellten Kalksteinschichten nicht von Ewigkeit her

in ihrem jetzigen Zustande sich befunden haben können, sondern daß in diesen Gegenden zu seiner Zeit ganz ungewöhnliche Dinge vor sich gegangen und ungeheure Naturkrafte ihr Spiel getrieben haben müssen. Wie langweilig regelmäßig, in geognostischer Hinsicht nämlich, erscheint die würtembergische Alp mit ihrem horizontalen Schichtenbau gegen ihren Zwillingsbruder, den tausendfach durcheinander gestürzten Jura! Jene muß unter ganz ordinären Umständen an die Oberwelt getreten seyn, und ihr Erscheinen wenig Lärm verursacht haben, während dieser sicherlich unter den fürchterlichsten, die ganze Erde zum Beben bringenden Erschütterungen an das Tageslicht gehoben wurde. Hatte der deutsche Vater der Geognosie den Jura eben so genau, wie sein Erzgebirge gekannt, sein scharf sehendes Auge würde gewiß Leopold von Buch und Elie de Beaumont anticipirt, und er den unterirdischen Gewalten mehr Recht als dem Wasser eingeraumt haben. Mein Freund, originell wie er in allen Dingen ist, hat auch seine eigenen Ansichten über die Entstehung des Jura, wie überhaupt der Flötzgebirge; er gibt denselben einen kosmischen Ursprung, und laßt sie gerade zu vom Himmel fallen, wodurch sie natürlich auf die mannigfaltigste Weise zerbrochen werden mußten. Man kann dieser Hypothese eben so wenig Kühnheit als Anschaulichkeit absprechen, und ich sollte meinen, dieselbe müßte bei naturforschenden Philosophen und dem gebildeten Publikum Anklang finden. Empirische Geognosten, deren Blick durch die Natur des Gegenstandes ihres Studiums immer gegen die Erde gerichtet ist, sind zu sehr geneigt, die Kraste, welche unsern Planeten verändert haben, in diesem selbst zu suchen, und überirdischen Gewalten möglichst wenig Einfluß zuzuschreiben, und diese Leute, fürchte ich, werden sich nicht so leicht zu den Ideen meines Freundes bekehren lassen, wie geistreich und scharfsinnig dieselben auch von ihm entwickelt werden mögen.

Unter geognostischen Gesprächen und Betrachtungen, zu denen eine Fahrt durch das Münsterthal, wie schon bemerkt, von selbst einladet, langten wir in Malleray an, wo uns der Eilwagen dreiviertel Stunden Rudezeit gönnte, die natürlich zur Einnahme eines Mittagessens benüzt wurde. Hier hat man bereits Gelegenheit, sein Französisch an den Mann zu bringen, da die ganze Umgegend dieses Idiom redet. Ein Pariser möchte indessen wohl größere Schwierigkeiten haben, den Leberbergern sich verstandlich zu machen, als ein Süddeutscher, der zum ersten Male seinen Mund öffnet, um die Paar gallischen Phrasen, die noch von der Schule her in seinem Gedachtniß hängen geblieben sind, herauszustottern; denn nöthigen Falls kann er dieselben süddeutsch kommentiren. Bei Tische wurde dem Rufe: „une bouteille de vin rouge,“ eben so pünklich entsprochen, als dem Verlangen: „a Haibe Markgräfler.“ Das Mittagessen war vortrefflich und sehr wohlfeil. Man spricht viel von der Wohlfeilheit süddeutscher Wirthshäuser und kontrastirt sie mit der Theurung schweizerischer Gasthöfe. So weit meine Erfahrungen gehen, muß ich erklären, daß man in diesem Punkt der Schweiz Unrecht thut, und daß man für sein Geld nirgends in der Welt so viel Gutes bekommt als in diesem Lande. Der einzige Uebelstand für den genügsamen Reisenden in der Schweiz besteht darin, daß er häufig gezwungen wird, etwas luxurios zu leben.

Es wäre sehr zu wünschen, daß namentlich ein gewisser Theil Süddeutschlands mehrere Jahre lang von den schwer zu befriedigenden Engländern durchreist und die dortigen Wirthe auf britische Weise geschult würden. Zu diesem Zwecke taugen die Deutschen durchaus nicht, am allerwenigsten die des Südens. Sie sind zu bescheiden, mit Allem, wenigstens äußerlich, zufrieden; sie wagen nicht über schlechte Betten, unreinliche Zimmer, schlechte Bedienung ꝛc. laute Klagen gegenüber dem sündigenden Wirthe zu führen, und von Reclamationen gegen Prellereien ist ohnehin keine Rede. Höchstens schimpfen sie im Stillen oder wenn sie dem Wirthe den Rücken gekehrt haben. Wie anders der Engländer! Dieser macht seine Reflexionen laut, schickt Serviette, Messer, Gabel, Teller, Wasserflasche, kurz Alles vom Tische weg, wenn im Punkte der Reinlichkeit im Mindesten etwas daran auszusetzen ist. Er untersucht sein Zimmer, und namentlich die Beschaffenheit seines Bettes auf das Genaueste, und rügt nicht nur jeden beobachteten Mangel, sondern verlangt auch unumwunden augenblickliche Abhülfe. Nur auf diese Weise können manche süddeutsche Wirthe gezogen und deren Einrichtungen radikal reformirt werden. Die Schweiz verdankt den verwöhnten Insulanern in dieser Beziehung sehr viel, und ihnen ist zum großen Theil der gegenwärtige vortreffliche Zustand ihrer Gasthöfe zuzuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

Die Seine. — Gauner. — Die Polizei.

So hörte ich neulich folgenden Zug erzählen. Die Fluthen der Rhone brausten um ein einzeln stehendes Haus, aus welchem sich die Einwohner bis auf eine im ersten Stockwerke wohnende Dame sämmtlich bei Zeiten geflüchtet hatten. Die Rhoneschiffer kamen am Abend mit einem Boote beim Hause an, während die von Angst gequälte Dame aus dem Fenster um Hülfe schrie. Die schäumenden Wellen schlugen heftig gegen das Haus an und erschütterten es unaufhörlich. Die Schiffer riefen der Dame zu, sie solle

sich aus dem Fenster in die Fluth stürzen; man wolle sie sogleich wieder herausziehen und retten, aber lange bedenken dürfe sie sich nicht, da sie nicht warten könnten und andere Hülfsbedürftige retten müßten. Die Dame gebärdete sich wie verzweifelt; sich in der Nacht in den schwarzen brausenden Abgrund zu stürzen, dünkte ihr etwas so Schreckliches, daß sie sich nicht dazu entschließen konnte. Als die Schiffer sahen, daß sie sich weigerte, ihrem Rathe zu folgen, eilten sie mit dem Boote davon zu den benachbarten Häusern; nach Verlauf von ungefähr zehn Minuten kamen sie zurück: das Haus der Dame war eingestürzt, und sie unter den Trümmern verschwunden. Solchen Gefahren ist Paris nicht ausgesetzt. Ehemals mögen die Uferbewohner an der Seine beim Austreten des Flusses nicht ganz ruhig gewesen seyn, und noch vor zwanzig Jahren überschwemmte die Seine zuweilen einige Kays; aber diese sind nun sämmtlich erhöht und durch starkes Mauerwerk vom Flusse getrennt; er mag toben, wie er will, die Pariser haben seine Verheerungen nicht mehr zu fürchten; höchstens dringt das Wasser in die Keller der dem Flusse am nächsten liegenden Straßen. Uebrigens ist die Seine ein sehr zahmer Fluß, dessen Austrocknen mehr zu fürchten steht, als seine Ueberschwemmungen. Nur die Eisgänge können furchtbar werden, sie sind aber selten, und gewöhnlich zeigen sich nur kleine Eisschollen, ohne daß das Eis fest wird; so war es auch in diesem Winter. Auf der Seine läßt sich nicht Schlittschuh laufen, und ohne die kleinen Bassins in dem Tuilleriengarten und das große Bassin des Ourcqkanals zu la Villette wäre dieses Vergnügen hier gänzlich unbekannt. Die Polizei wird dadurch wenig in Anspruch genommen; freilich hat sie auf andern Seiten genug zu thun. Ein berüchtigter Gauner, Nathan, hat sich kürzlich im Gefängnisse erhängt; von seinen Gaunerstreichen hatte man nicht viel mehr zu fürchten, denn er war zu lebenslänglicher harter Arbeit verurtheilt, und da er erst einundzwanzig Jahre alt war, so mag der Gedanke an die lange Strafe ihn zur Verzweiflung gebracht haben. Dieser junge Spitzbube, welcher ein elegantes Aeußere hatte, gehörte einer jüdischen Familie deutschen Ursprungs an, welche sich, wie es scheint, gänzlich dem Spitzbubenleben ergeben hat; der Vater oder Großvater ist im Bagno gestorben; Nathans Bruder sitzt fest, nachdem er einige Zeit seinem Bruder bei seinen Gaunerstreichen geholfen; zwei Schwestern, welche das gestohlene Gut verhehlten und auch auf eigene Rechnung, als reiche Damen verkleidet, die Kaufleute prellten, sind ebenfalls gefänglich eingezogen. Diese gefährliche Familie wird also wohl im Gefängnisse aussterben. Einer der schlauesten Streiche der beiden Gebrüder Nathan war der, den sie beim ehemaligen Staatsmanne und jetzigen Akademiker Lakanal verübten. Sie erschienen bei ihm als lernbegierige Studenten, erkundigten sich sehr angelegentlich nach einer von ihm herausgegebenen Flugschrift, erwarben dadurch sein Zutrauen, und stahlen ihm beim Weggehen aus seinem Arbeitszimmer eine von Voltaire herrührende Taschenuhr, auf welche Lakanal einen sehr großen Werth legte. Die Polizei spürte vergeblich den Dieben nach; erst einige Jahre nachher, als Nathan und sein Bruder wegen eines größern Diebstahls verhaftet und zum Bagno verurtheilt worden waren, gestand ersterer freiwillig den bei Lakanal begangenen Diebstahl; er soll vor seinem Selbstmorde noch einige andere Gaunerstreiche, deren Thäter unbekannt geblieben waren, bekannt haben, gleich als ob er dadurch sein Gewissen erleichtern wollte. Es ist bemerkenswerth, daß sich unter den vor's hiesige Kriminalgericht gezogenen Verbrechern israelitischer Herkunft weit mehr deutsche als französische Juden befinden; ein Beweis, wie mich dünkt, daß die in Frankreich durchgesetzte Gleichstellung der Christen und Juden auf letztere moralisch gut gewirkt hat. Paris ist und bleibt noch immer der Sammelplatz der gewandtesten Gauner Europas, so sehr auch die Polizei über sie wacht, und so viele Späher sie auch auf den Beinen hat. Welch ungeheure Anstalt die Pariser Polizei ist, ersieht man aus den vor einiger Zeit erschienenen Memoiren des vormaligen Polizeipräfekten Gisquet, welcher am besten im Stande war, über diesen Punkt genaue Aufschlüsse zu geben. Man erwartete zwar mehr von ihm und hoffte, er werde das Publikum auch in die Geheimnisse der Polizei einführen; dies hat er aber nicht gethan; er äußert sich meistens nur über weltbekannte Vorfälle, führt jedoch mehrere Nebenumstände an, die man nicht wissen konnte, und besonders läßt er das Publikum die Schwierigkeiten überblicken, mit welchen sein Präfektenamt in den ersten stürmischen Jahren nach der Julirevolution verknüpft war, wo Republikaner und Legitimisten sich fast öffentlich wider die jetzige Regierung verschworen, wo die Cholera und die St. Simonistische Sekte die Verwirrung noch ärger machten. Zu dieser Zeit war es sicher keine Kleinigkeit, die Pariser Polizei zu handhaben, obschon damals, wie noch jetzt, 1140 Personen dazu besoldet wurden, die heimlichen Aufseher und die sogenannten Stadtsergenten nicht einmal mitgerechnet. Im Kabinette des Präfekten arbeiten 19 Employés, beim Generalsekretär 29, in den Bureaux der ersten Abtheilung 105, in denen der zweiten 52, auf der Rechnungskammer 12, an der Kasse 11; außerdem besteht an der Polizei ein Architektenbureau mit 15 Experten, und ein Gesundheitsrath mit 18 Aerzten, ein Depeschenbureau mit 10 Leuten; die garçons de bureaux, Pedelle und Träger belaufen sich auf 50. Der äußere Dienst erfordert noch weit mehr Leute; bloß bei den Gefängnissen sind 220 angestellt, für die Aufsicht auf Märkten und in Victualienhallen 190, für die Landungsplätze in Paris 28, für die Reinigung und Beleuchtung der Gassen 81, für die Aufsicht über Maaß und Gewicht auf den Märkten 25. Es gibt 58 Polizeikommissarien, und zwar 48 in den Quartieren der Stadt, einer für das fast abgesonderte Revier von Chaillot, einer als Anwalt der Regierung beim einfachen Polizeigerichte, zwei, welche die verhafteten Leute sogleich verhören müssen, drei, welche beständig in der Polizeipräfektur sich aufhalten, um dringende Befehle auszuführen, und einer, welcher in den königlichen Schlössern die Aufsicht hat; diese 56 Commissarien beschäftigen 50 Sekretäre und 57 Aufseher. Ferner besteht noch zur Aufsicht der Börse ein Polizeikommissär mit neun Employés. Zur Verfügung der 48 Polizeikommissarien in den 48 Quartieren der Stadt ist in jedem der 12 Arrondissements, worin Paris getheilt ist, eine Brigade Stadtsergenten und Aufseher gestellt, welche von einem sogenannten Officier de paix befehligt wird. Trotz dieses Heeres, wozu sich noch die Municipalgarde oder Gensdarmerie gesellt, wird in Paris gestohlen, geraubt, geplündert und auch wohl gemordet. Aber sicher würde es damit weit schlimmer aussehen, wenn nicht so viele Polizeileute die Augen offen hielten, während die meisten Einwohner die ihrigen schließen. D g.

Auflösung der Charade in Nr. 74:
Glückwunsch.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 33 u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

April.

Stuttgart und Tübingen

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Eglair's Gedächtnißfeier. Von E. v. Schenk. 78.
Niederdreiagnesche Volkslieder. Von A. Keller und E. v. Seckendorff. 82.
Am Wasserfall. Von E. Reinhold. 84.
Im Dome. Von L. Schücking. 87.
Jugendbilder von Thomas Moore. Von L. Seeger. 89. 92.
Nachtruhe. Von Caroline Bocufvé. 90.
Verse von Justinus Kerner. 95.
Die Linde. Von G. Schwab. 97.
Das Grab auf der Insel Psyttalia. Von A. Bäßel. 96.
Episoden aus: Genovefa. Von F. Hebbel. 102. 105.

Räthsel.

Caroline. 86. — Wasser. 94.

Erzählungen.

Die dämonische Visitenkarte. 85. 84.
Der deutsche Gil-Blas. 88 — 97.
Der Familienschild. Von L. Schücking. 98 — 103.

Naturwissenschaftliches.

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt. 85 — 88.

Reisen.

Reise durch das Vintschgau und Etschthal. Von F. L. Bührlen. 90 — 98.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Pariser Universität. 79 — 87.
Glossen, auf einem Ausflug in die Schweiz gemacht. 79 — 81.
Ausflüge in die Vogesen. Von J. V. 100. 101.

Korrespondenz.

Dresden. 79. — 100. 101. — Prag. 80. 81. 82. — Bremen. 83. 84. 85. — Turin. 85. 86. 87. — Paris. 88. 89. 90. 91. 92. — Berlin. 93. 94. 95. 96. — Aus dem Großherzogthum Nassau. 94. 95. 96. — Genf. 97. 98. 99. — Hannover. 102. 103.

Literatur-Blatt.

Nro. 54.

Politik. Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen, aus der nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt von G. G. v. R. (Schluß.) — Reise. Streifzüge durch die norischen Alpen. Von F. Freiherr v. Augustin. — Lyrische Dichtkunst. Neuer Liederfrühling von J. N. Vogl.

Nro. 55.

Roman. Edward in Rom. Eine Novelle in neun Büchern. — Geschichte. Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt von C. Höfler.

Nro. 56.

Geschichte. 1) Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, aus den Quellen bearbeitet von Dr. H. W. Bensen. — 2) Kirchengeschichte Mecklenburgs. Von Dr. J. Wiggers.

Nro. 57.

Reisen im Orient. 10) Dr. E. Zachariä's Reise im Orient in den Jahren 1837 und 1838. — Romane und Re-

Digitized by Google

vellen. 1) Erzählungen und Novellen von Alois Freiherrn von Oefele. — 2) Muscheln am Strande. Eine Sammlung von Erzählungen von H. Schmidt. — 3) Herbstrosen. Von M. Wiener.

Nro. 38.

Naturkunde. 1) Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie von Dr. J. Liebig. — Reisen im Orient. 10) Dr. E. Zachariä's Reise im Orient in den Jahren 1837 und 1838. (Schluß.)

Nro. 39.

Naturkunde. 1) Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. (Schluß.)

Nro. 40.

Naturkunde. 2) Ueber das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Nikolaus Becker.

Nro. 41.

Memoiren. Mémoires du Feldmaréchal Comte de Mérode-Westerloo. Publiés par M. le Comte de Mérode-Westerloo, son arrière-petit-fils.

Nro. 42.

Memoiren. Mémoires du Feldmaréchal Comte de Mérode-Westerloo. etc. (Schluß.) — Ueber Irrenanstalten. Ueber die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pflegeanstalten. Eine staatsorgueiwissenschaftliche Abhandlung von Prof. Dr. H. Domerow.

Nro. 43.

Ueber Irrenanstalten. Ueber die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pflegeanstalten. (Schluß.) — Romane. 1) Das Ende des letzten Jahrhunderts oder acht Jahre. Von Keratry. Aus dem Französischen von von E. Wille. 2) Violetta. Nach Mme. Desbordes Valmore. Von Amalie Winter. 3) Heinrich Fremond. Psychologisches Bild des Priesters von Julius la Beaume. Aus dem Französischen von A. v. F., geb. v. K.

Nro. 44.

Geschichte. Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland, von Hammer-Purgstall.

Kunst-Blatt.

Nro. 26.

Aus Paris. (Fortsetzung.) — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Schluß.) 10) Galérie Aguado. 11) The best pictures of the great masters. — Kunstausstellungen. Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 27.

Kunstgeschichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI, pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dott. Giovanni Gaye. — Aus Paris. (Schluß.) — Denkmäler. — Numismatik. — Medaillenkunde.

Nro. 28.

Kunstgeschichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI. etc. (Fortsetzung.) — Malerei. — Technisches.

Nro. 29.

Kunstgeschichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI. etc. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Alterthümer. — Versteigerungen. — Statistik der Kunst.

Nro. 30.

Kunstgeschichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI. etc. (Fortsetzung.) — Neue Lithographien. — Lithographische Werke. — Kupferwerke. — Literatur. — Netrolog.

Nro. 31.

Rom, 4. März 1841. — Kunstgeschichte. Carteggio inedito d'Artisti dei secoli XIV, XV, XVI. etc. (Schluß.) — Die plastischen Nachbildungen deutscher Bauwerke von Kollenbach und Zmudzinsky.

Nro. 32.

Baukunst. Gothisches A B C Buch, das ist: Grundregeln des gothischen Styls für Künstler und Werkleute von Friedrich Hoffstadt.

Nro. 33.

Overbecks Wort und Wort. — Leipzig, 10. März 1841. — Persönliches. — Kunstausstellung. — Akademien und Vereine.

Nro. 34.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke. — Bildnerei.

Digitized by Google

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 1. April 1841.

Hellas weinte dir nach, o Poſidet, da du geſtorben.
Auch die Kamönen beweinten dich laut. —

Alkaios aus Meſſene.
Griechiſche Anthologie.

Eſslair's Gedächtnisfeier.

Epilog von Eduard v. Schenk.

Dargeſtellt auf dem k. Hoftheater zu München am 26. März 1841.

Perſonen.

Genius der Poeſie.
Melpomene.
Thalia.
Unſichtbarer Geiſterchor.
Schauplatz: Garten der Poeſie.

Erſter Auftritt.

Cypreſſenhain im Garten der Poeſie mit Ausſicht in eine anmuthige Landſchaft. Im Hintergrund ein geſchloſſener Tempel.

Melpomene.

Welch ungewohntes Rauſchen und Bewegen
Geht durch die Zweige dieſes dunkeln Hains?
Es iſt, als ob ſie trauernd ſich beſprechen,
Ihr Leid einander klagen wollten. — Schweigt,
Ihr Ulmen und Cypreſſen, ſtöret nicht
Der Muſe tiefes Sinnen! — Aber wie?
Ihr rauſcht noch lauter auf und durch eu'r Flüſtern
Vernehm' ich Töne fernher — näher jezt —
Wie Harfenklänge bald, bald wie Geſang. —
Die Stimmen ſind es, ich erkenne ſie,
Der Geiſter, die, getragen von den Schwingen
Der Lüfte, ſtets unſichtbar, mir es künden,
Wenn Einer von den Sterblichen, die ſich
Auf Eeden ruhmvoll meinem Dienſt geweiht,
Hinüberſchlummert in das dunkle Land,
Wo Kunſt nicht mehr, doch ew'ger Friede blüht. —
Ach! weſſen Todes Boten ſind ſie heut?

Chor der Geiſter

(hinter der Scene):

Als die Blätter ſanken
Vor des Winters Hauch,
Sahn wir niederwanken
Zu des Grabes Schranken
Deinen Liebling auch.

Muſe, wandl' in Trauern
Deinen hohen Muth,
Weil in Todesſchauern
Zwiſchen Alpenmauern
Jezt dein Eſslair ruht.

Digitized by Google

Melpomene.

Was hör' ich? Er dahin! Wohl sah ich lang
Voraus schon den Verlust, doch da er kommt,
Trifft er wie unerwartet mir das Herz.

(Sie läßt sich auf einen Rasensitz zur Seite nieder und verhüllt sich.)

Zweiter Auftritt.

Melpomene. Thalia.

Thalia.

Was sitzest du so kummervoll, o Schwester,
Und hüllst das Antlitz in den Purpurmantel?
Wohl ruht stets tiefer Ernst und heil'ge Trauer
Ob fremdem Leid und menschlichem Geschick
Auf deiner hehren Stirn, doch heute scheint
Ein eignes Leid die Seele dir zu trüben.

Melpomene

(sich enthüllend und aufstehend):

Wohl trübt ein herber Schmerz die Seele mir;
Was aber frommt es, wenn ich weinend ihn,
O meine heitre Schwester, dir entdecke?
Mit leichten Tritten, gaukelnd wie der Zephyr,
Wenn er mit deines Kranzes Rosen spielt,
Durchwandelst scherzend du den üpp'gen Garten
Und sammelst Blumen dir für Brust und Haupt,
Indeß ich sinnend den Cypressenhain
Durchschreite, dessen düstre Schatten mich
Anwehen mit Begeist'rung, oder still
Hinabschau' in den Strom, deß Wogen mir
Ein Bild des Wechsels alles Irdischen,
Des ew'gen Todes ist und ew'gen Lebens.
So sind wir Beide ganz verschiednen Sinns.
Nicht theilen würdest meine Klagen du,
Vielleicht mit holdem Scherz mit trösten wollen
Und damit tiefer mich verwunden. — Nein!
Laß lieber meinen Schmerz den ernstern Schwestern,
Der strengen Klio, der erhabenen
Kalliope vertrauen. Haben sie
Auch keinen Zögling heut, wie ich, verloren,
Vermögen sie doch fremden Schmerz zu theilen.

Thalia.

Und doch vermag ich inniger als Jene
Zu fassen deinen Kummer und Verlust.
Ich wandle ja, wenn auch nicht hier im Garten,
Doch auf der Erde Hand in Hand mit dir,
Und in denselben Hallen wechselnd dringen
Den Sterblichen wir edle Geistesfreude;
Und ob du stolz gleich auf mich niederblickst,
Sind wir doch beide stark durch Eintracht nur.
Drum sag' mir, welchen Zögling du verloren?
Ich bin neugierig von Natur. Ich lasse
Dich nicht, bis du dein Leiden mir geklagt.

Melpomene.

So höre denn! — Du weißt, zwei Doppelreihen
Von Jüngern sind's, die unserm Dienst sich weihen.
Die Einen *schaffen*, angeblizt vom Strahl
Der Musen, kühn und frei, nach eigner Wahl,
Die Spiele, die bald heitres Leben spiegeln,
Bald seine Räthsel ernst und groß entsiegeln.
Die andern stellen, zwar *nachschaffend* nur,
Doch sinnlich wahr, in lebendster Natur
Des Dramas Schöpfung dar, daß sie den Ohren,
Den Augen scheint wie eben erst geboren.
Sie beide ringen nach demselben Ziel;
Und wie der Mime nichts ist ohne Dichter,
Bringt auch den Dichter erst des Mimen Spiel
Dem Volke nah, dem ersten seiner Richter.

Thalia.

Und jener Mann, der jezt dem Tod verfiel,
War es ein Mime? sprich, war es ein Dichter?

Melpomene.

Ein Mime war's, der herrlichste Tragöde,
Der seit Jahrzehenten die deutschen Gaun
Entzückt durch seines Heldenspieles Schaun,
Und dessen Stelle nun verwaist und öde.
Früh hatt' ich meinen Funken ihm gesandt,
Daß er das Wahre stets und Schöne fand,
Ohn' ängstlich erst danach sich abzumühen,
So wie in voller Pracht die Blumen blühen,
Ohn' emsig erst zu spinnen ihr Gewand.
Ihm hatte die Natur der Gaben Fülle
Geschenkt: des Heros kräftige Gestalt,
Ein strahlend Aug', durchsicht'ge Seelenhülle,
Und dann der Stimme siegende Gewalt,
Ob sie geruhig hinfloß oder stille
In trautem Lispeln weiche Töne sang,
Ob sie wie Donner durch die Hallen klang.
In's frische Leben hat er so gerufen,
Was meine Dichter einst begeistert schufen,
Und groß, wie sie nur selber sie gedacht,
Erschienen Shakespears, Goethes, Schillers Werke
Durch Eßlairs Kunst in ihrer Riesenstärke,
Die Welt entzückend mit erhöhter Macht.

Thalia.

Wie? Eßlair iſt's, den wir verloren? — Ja!
Ich ſage: wir. Nicht du allein, wir beide
Verloren ihn, uns beiden ſtand er nah,
Und gleichen Theil nehm' ich an dieſem Leide.
Nicht minder, wie im Ernſte, groß im Scherz,
Hat er auch in den heiterfarb'gen Bildern,
Womit das Leben meine Dichter ſchildern,
Erquickt durch Luſt und Laune jedes Herz,
Daß heut' in frohes Lachen ſich ergoſſen,
Die geſtern noch vor ihm in Thränen floſſen.

Melpomene.

Kannſt du es wagen, jene leichten Spiele,
Zu welchen er ſich nur herniederließ,
Sich zu erholen nach erkämpftem Ziele,
Und daß man ihn als vielgeſtaltig pries —
Die Spiele, malend das gemeine Leben
In Bürgerhäuſern, Bauerhütten nur,
Entnommen der alltäglichen Natur,
Wagſt du zu meinen Spielen zu erheben,
Wo ſich entſcheidet ganzer Völker Loos,
Wo in Palaſten Helden, Fürſten blos,
Von Pomp der Rede, des Gewands umgeben,
Und hohe Frau'n mit edler Todten Urnen
Herſchreiten auf erhabenen Kothurnen? —
Nur dieſen wollt' er ſeine Vollkraft weihn
Und danken ſeinen Ruhm; ganz war er mein.

Thalia.

Durch Spott könnt' ich für deinen Stolz mich rächen,
Doch will ich ihn aus Mitleid dir verzeihn.

Melpomene.

Das iſt zu viel!

(Leierklänge ertönen aus dem Tempel.)

Horch! welch ein Zauberklang
Ertönt dort, unſern Kampf zu unterbrechen?

Thalia.

Iſt es ſein Geiſt, der ſich dem Grab entſchwang,
Das Urtheil ſelbſt in unſerm Zwiſt zu ſprechen?

Dritter Auftritt.

Der Genius der Poeſie tritt aus der ſich öffnenden Pforte des Tempels. Melpomene und Thalia bleiben im Vorgrunde ſtehen.

Genius

(vorſchreitend, zwiſchen beide Muſen tretend):

Bis in mein Heiligthum erklang das Leid,
Geliebte Töchter, und der heft'ge Streit,
Die beide ſich, erregt durch das Entſchweben
Des großen Mimen, unter euch erheben.
Ach! weint in Eintracht über den Verluſt
Mit gleicher Trauer und aus tiefſter Bruſt,
Ohn' erſt zu hadern, welcher von euch Zweien
Am liebſten er ſich wollte dienend weihen.
Euch Beiden hat er lang mit Luſt gedient;
Auch, als nicht friſch mehr ſeine Kraft gegrünt,
Errang er noch bis an des Lebens Gränze
Auf Deutſchlands Bühnen friſche Lorbeerkränze.
Die Erſten ſelbſt in jedem Künſtlerkreiſe,
Sie beugten ſich voll Ehrfurcht vor dem Greiſe.

Soll ich, o Muſen, euren Streit zu ſchlichten,
Den Blick auf ein'ge der Geſtalten richten,
Die er zuletzt noch, als des Todes Ruf
Von fern ſchon hallte, herrlich wiederſchuf?
In flücht'gen Bildern laß' ich ſie erſtehen
Und, Schatten gleich, an euch vorübergehen.
Nicht deinem Reich allein ſind ſie entliehen,
Melpomene; ſie ſind es auch Thalien.

(Der Hintergrund füllt ſich mit Wolken; dieſe theilen ſich, und in einer Oeffnung in der Mitte zeigt ſich König Lear wahnſinnig, mit Blumen geſchmückt; neben ihm Gloſter und Edgar.)

Seht dort ihn im Gedicht des großen Britten,
Als alten Lear, der mit jeder Macht
Des Unglücks, mit des Sturm's und Wahnſinns Nacht,
Mit Töchterundank grauſen Kampf geſtritten,
Dem Kind, dem Bettler gleich die Flur durchmißt
Und doch in jedem Zoll noch König iſt.

(König Lear verſchwindet, und in einem neuen Bilde zeigt ſich der Eſſighändler Dominick mit ſeinem Schubkarren.)

Seht jetzt ihn hier als muntern Dominick
Den goldbeladnen Eſſigkarren ſchieben
Und, krönend ſeines Sohnes treues Lieben,
In Glück auflöſen alles Mißgeſchick,
Daß bei des Alten Scherz und frommem Handeln
Des Hörers Thränen ſich in Jubel wandeln.

(Ein drittes Bild zeigt Wallenſtein, ſich entkleidend, mit Gordon und dem Kammerdiener.)

Ihr kennt dort die gebietende Geſtalt;
Der ſtolze Friedland iſt's, der jetzt, entkleidet
Der Zeichen ird'ſcher Gunſt und Allgewalt,
Zum letzten Schlaf von ſeinen Dienern ſcheidet. —
Auch Er ging hin, den langen Schlaf zu thun
Und von des Tages Qualen auszuruh'n.

(Das vierte Bild ſtellt den Kriegsrath Dallner aus Iffllands Dienſtpflicht, ſitzend im Kreiſe ſeiner Familie dar.)

Digitized by Google

Hier zeigt er euch sich als ergrauter Rath,
Treu seinem Fürsten dienend wie dem Lande,
Verfolgt, doch mehr bedrängt noch von der Schande
Des Sohn's, ihn warnend vor der ärgsten That
Und ihm zurufend mit der Liebe Flehen:
Laßt jenseits mich euch Alle wiedersehen!

(Im fünften Bilde steht der geblendete Belisar, geführt von seiner Tochter Irene.)

Schaut ihr den blinden Greis am Wanderstab,
Den Haß und Rache stürzen ließ und blenden,
Geführt von seiner Tochter frommen Händen?
Hört ihr ihn fragen nicht aus tiefem Grab,
Gedenkend, wie Er herzerschütternd war:
Gibt es noch Thränen jezt für Belisar?

(Das letzte Bild zeigt Nathan den Weisen vor dem Sultan Saladin.)

Durch Mährchen sucht dort Nathans weiser Mund
Des Lebens höchster Fragr zu entweichen
Und bittern Glaubensstreit in Einem Bund
Der Liebe und der Hoffnung auszugleichen. —
Auch Ihm ist nun des Lebens Räthsel klar,
Und Licht, was ihm auf Erden dunkel war.

(Das Bild und die Wolken verschwinden.)

Und wie viel and're Bilder könnt' ich euch
Von ihm noch zeigen! War er doch so reich
Durch seinrr Jugend, seines Alters Wirken
In eurer Kunst verschwisterten Bezirken.

Melpomene.

Ja, du hast Recht. Nicht im Kothurne blos,
Im Soccus auch war unsrr Mimr groß.

Thalia
(zu Melpomene).

Und ich gesteh' es gern: noch voller schmückte
Der Lorbeer ihn, den er bei dir sich pflückte.

Genius.

Ach! wie dir Bilder flüchtig uns entschwebten,
So werden sie's auch der Erinnerung
Der Menschen. Jenen nur, die mit ihm lebten,
Bleibt sein Gedächtniß immrr frisch und jung;
Doch den Geschlechtern, die dann kommen werden,
Entgeht allmählich seinrs Wirkens Spur
Und selbst auf seiner heimathlichen Erden
Wird er zuletzt ein Hauch, — ein Name nur.
Das ist das Einz'ge, was dem Mimen bleibt,
Indessen nach Jahrtausenden die Dichtung
Noch fortlebt und in immer stärkrer Lichtung
Bei neuen Völkern neue Blüthen treibt
Und jedes Werk der Menschen überdauert,
Wenn sie wie Felsen auch es aufgemauert.
Doch weil der Name nur noch lebt des Mimen,
So mag es seinen Zeitgenossen ziemen,
Daß sie ihn schirmen vor Vergessenheit
Und retten aus dem tiefen Strom der Zeit.
Dir Königsstadt, die rr in edlen Hallen
Gerührt, erfreut sein halbes Leben lang,
Die froh noch horchte seinem Schwanenfang,
Sir will am Ort, wo er dem Tod verfallen,
Im stillen Friedhof an der Berge Wand,
Wo Heilung rr gesucht und Tod nur fand,
Dort will sie einen Denkstein ihm errichten,
Erfüllend so des Danks, der Liebe Pflichten —
Ein Stein, der seinen Namen stets erneue
Und den im fremden Land des Wanderrs Hand
Mit frischen Alpenrosen überstreue.

Das thun sir jezt dort unten. Doch hier oben,
Im Land der Phantasie, im Dichterhain
Erhebe sich ihm auch ein Ruhmesstein,
Von ew'gen Frühlingsblüthen überwoben.
Er, der des Dichters Werk belebt, verklärt,
Verkörpert hat, ist solcher Ehre werth.

(Auf den Wink des Genius erhebt sich ein einfaches Denkmal mit Eßlairs Namen in der Mitte der Bühne aus dem Boden.)

Melpomenr;
(an das Denkmal tretend).

Mit Wehmuth leg' ich ihm zum Dank und Lohne
Auf srinen Stein hier meine Lorbeerkrone.

(Sie nimmt sich den Lorbeerkranz vom Haupt und legt ihn auf das Denkmal.)

Thalia
(eben so).

Und um den Lorbeer schling' in heiterm Glanz
Sich meiner Rosen duftend frischer Kranz.

Genius
(hinter dem Denkmal zwischen den Mr. [illegible]n).

Und immerdar soll Eßlair's Name neben
Drn Namen Garriks hier und Talmas leben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 2. April 1841.

C'est de ces temples permanens,
Que toujours les doctes talens,
Les lumières inaltérables,
Et quelquefois les dons brillans
Du génie et des arts aimables
Se transmettront à tous les temps.
Gresset.

Die Pariser Universität.

Der Künstler geht nach Rom, der Mann von Welt nach Paris; und wie auf dem klassischen Boden Italiens, am Strande der gelben Tiber die Erinnerungen und Trümmer einer untergegangenen Kunstwelt, umrahmt von der ewigen Jugend einer üppigen Natur, noch immer anregend, ermunternd und kräftigend auf das Talent des Kunstjüngers einwirken, so sollte Paris den besonders bei uns Deutschen so oft schlummernden Sinn für das Leben wecken. In der That, das Leben ist auch eine Kunst, und vielleicht die schwerste, weil in diesem Stücke Jeder von vorne anfangen muß, während der eigentliche Künstler, auf den Schultern des Vorgängers, durch gewissenhafte Benützung eines bereits erworbenen, fremden Kapitals dem Ziele der Vollendung viel leichter sich nähern kann. Aber ist denn Paris wirklich die tüchtigste Schule für das Leben? Ja, wenn man unter der Kunst des Lebens nichts Anderes versteht, als die Geschicklichkeit, mit seinem Geide alle Adern des Vergnügens springen zu lassen, sich gehörig kleiden und benehmen, in jenen Cirkeln, die für sich das Vorrecht des guten Tons und des geselligen Lebens ansprechen, sich mit Leichtigkeit und Eleganz bewegen zu können. Allein Paris hat mit seiner Revolution auch auf den Ruhm, die ausschließliche Pflegerin der Leute von Welt zu seyn, wie auf so manches andere Privilegium wohl oder übel verzichtet, und ringt nun nach der weit schönern Ehre, die Meisterschaft in der wissenschaftlichen Welt sich zu verdienen. Natürlich glauben die Pariser auch in diesem Punkte es eben so weit als in der Kunst des Lebens gebracht und die Deutschen z. B. unendlich überflügelt zu haben. Immerhin, wir schweigen zu solcher Ruhmredigkeit und sind inzwischen bemüht, von den wissenschaftlichen Anstalten, die Paris mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit Jedem öffnet, den möglichst besten Gebrauch zu machen.

Wie ehedem die Aerzte den größten Stolz darein setzten, in Bologna oder Pavia ihre Studien vollendet zu haben, so ist es nun nachgerade für die jungen Aerzte beinahe unerläßlich geworden, nach erstandener Prüfung nicht nur Wien, sondern auch Paris zu besuchen, wenn nicht gar ein außerordentlicher wissenschaftlicher Eifer nach London und Dublin führt. Auch wird es wohl Keiner bereuen, die hiesigen Spitäler fleißig besucht zu haben. Ebenso sind die Orientalisten schon lange gewohnt, ihre Kenntnisse durch Erlernung mancher östlichen Sprache, die auf keinem deutschen Katheder gelehrt wird, in Paris zu vervollständigen. Denn nicht allein, daß sie bei Quatremère einen Curs im Hebräischen, Chaldaischen und Syrischen hören, bei Jaubert das Persische, bei Caussin de Perceval das Arabische, bei Burnouf

Sanskrit lernen können: Aier. Desgranges und Jaubert halten Vorlesungen über das Türkische, Garein de Tassy lehrt Hindostanisch, Levaillant de Florival das Armenische und Stanislas Julien trägt die Sprache und Literatur der Chinesen und Tartaren vor. Auch die Realisten finden hier ihre Rechnung. Lacroix lehrt Mathematik, Binet Astronomie, Morin Mechanik, Biot und Pouillet Physik, Dumas und Payen populäre Chemie. Und so kommt es denn, daß aus allen Ecken und Enden Deutschlands, besonders aber aus Süddeutschland Lernbegierige nach Paris strömen, die nebenher auch das Französische auf bequeme Weise sich aneignen. Bei alledem hat man in Deutschland entweder ganz irrige, oder doch unvollständige Vorstellungen von den hiesigen Lehranstalten, weil die Meisten sich ausschließlich mit einem besondern Zweige der Wissenschaft beschäftigen und sich nicht die Mühe nehmen mögen, sich eine allgemeine Uebersicht über die französische Lehrmethode zu verschaffen. Eine kurze Skizze dieses Gegenstandes dürfte daher für Manchen erwünscht seyn.

Wir haben die lärmende Geschäftigkeit und die industrielle Bewegung des rechten Seineufers verlassen, haben noch einmal auf dem Pont-neuf die Geschicklichkeit bewundert, womit der Pariser in dieser raumarmen Stadt jedes Fleckchen für seinen Zweck zu verwenden weiß, auf dieser Seite der Brückeneinfassung den Vorübergehenden die beschmuzten Stiefeln puzt, oder Hunden ihren Winterhabit vom Leibe scheert, auf jener Seite wenige Quadratschuhe zureichend findet, um bis in die späte Mitternacht an nie erlöschendem Ofenfeuer sehr gesuchte Apfeltörtchen für minder leckere Gaumen zu backen, Bürsten, Seife und andere Hausmittelchen zu verkaufen, vor Schlafengeben ein Chokoladetäfelchen an den Mann zu bringen, oder eine Abendzeitung irgend einem neugierigen Politiker aus dem Quartier latin anzudringen. Und nun stehen wir auf gelehrtem Boden, wenn auch eben nicht auf heiligem; denn fruchtlos wäre es hier, den Staub oder Koth der Geschäftsstadt von den Füßen zu schütteln, da wir in die Region der Armuth, des Schmuzes und nächtlicher Bacchanalien eintreten. Daher wird man auch nur äußerst selten Einem begegnen, der, wenn er herüberkommt, die emsigen Stiefelputzer in Thatigkeit sezt, während bei entgegengesezter Richtung er unausgesezt die Bürsten in Bewegung sehen kann. Sonderbar, daß die Gelehrsamkeit so wenig auf Reinlichkeit und Ordnung hält! Freilich, wo der Kopf mit seinen eigenen sieben Sachen und mit den Räthseln über ihm vollauf zu thun hat, kann man ihm nicht auch noch die Soege um den entgegengesezten Pol zumuthen.

Zuerst auf dem linken Ufer erblickt man die Handlanger der Wissenschaft, wandernde Antiquare, die dem Seineufer entlang ihren gelehrten Apparat ausbreiten, mit dem sie, wenn der Abend oder Regen kommt, in irgend einen benachbarten Holzstall sich zurückziehen. Diese Diener der Musen machen indessen keine schlechten Geschäfte. Gewöhnlich sind die Bücher nach ihrem muthmaßlichen Werthe in besondere Fächer eingerahmt, von denen jedes genau die Zahl der Centimen angibt, um die man den Band haben kann. Freilich kommt dabei hauptsächlich auch der Eindruck in Betracht, der meist höher angeschlagen wird, als das Buch selbst. Gewöhnlich geht der Preis von sechs bis auf zwanzig Sous; und hat sich nun durch Zufall oder Unwissenheit des Verkäufers ein besserer Band in den Sechsiouskasten verirrt, der durchschnittlich abgenüzte Broschüren und alte Sprachlehren enthält, so muß er auch zu diesem Preise abgelassen werden. In zweiter Reihe, nämlich zu einem halben Franken, kommen die deutschen Bücher und naturwissenschaftlichen Werke aus dem verwichenen Jahrhundert, denen sich sofort die französischen Classiker, geschichtliche Bücher und neuere Romane, die man wohl druckt, aber nicht liest, anschließen. Unter anderem, mehr oder weniger Tauglichen fand ich auch einige Bände von Münchs neuerer Geschichte, in Franzband, kauflich zu zehn Sous, und doch hatte der Buchbinder allein wenigstens dreißig Sous bekommen. Am meisten Glück machen die alten französischen Geschichtbücher mit ihren ausgezeichneten Holzschnitten, die den König Pharamund und Genossen darstellen. Nicht leicht geht ein armer Teufel vorüber, der der Versuchung widerstehen könnte, die Geschichte seines Landes, und zwar mit Bildern geziert, für einige Sous sich zuzueignen.

(Fortsezung folgt.)

Glossen, auf einem Ausflug in die Schweiz gemacht.

(Fortsezung.)

Nicht sehr weit hinter Malleray passirt man den Pierre-Pertuis, von welchem Reisende früher mehr zu sagen wußten, als jezt. Es ist ein Felsenthor, wie man sagt, von den Römern gesprengt, vielleicht auch à la Hannibal mit Essig ausgewaschen, in welchem Falle freilich manches hundert Saum dieser Flüssigkeit angewendet werden mußte. Wahrscheinlich war aber der klassische Essig viel saurer, als der moderne, denn sonst hätte der Karthager mit demselben unmöglich Berge ebnen können. Gegen drei Uhr Nachmittags erreicht der Eilwagen den höchsten Punkt des Jura, über welchen

Digitized by Google

die Beneeſteaße füheet, und von ihm aus genießt man bei klaeem Wetter deegeoßaetigſten Ausſicht: den Montblanc und die Voealdeege mit allem, was dazwiſchen liegt, eedlickt das Auge auf einmal. Auf dieſer Höhe trifft man ſchon eine Menge von Geauitfindlingen an, von den Feanzoſen nicht unpaſſend „blocs erratiquea“ genannt. Späeer ein Mebeeees über dieſe Meekwüedigkeit des Juea, welche in dieſem Augeneick Gegenſtand der ganz beſondeen Aufmeekſamkeit dee Geologen iſt. Leiber gebeaucht man dieſe koſtbaeen Denkmalee aus einer meekwüebigen geognoſtiſchen Peeiode zum Steaßenbau, nnd es iſt zu füechten, daß in einigen hundeee Jaheen dieſelben zum geößten Theile veeſchwunden ſeyn weeden. Wie hiſtoeiſche wichtige Ueebeeeeſte ſollte man auch dieſe Findlinge zu erhalten ſuchen.

Leider laßt dee Eilwagen dem Reiſenden keine Zeit zur gemachlichen Muſteeung nahee und fernee inteeeſſanter Gegenſtaude; wir wueden pfeilſchnell von den heeelichen Höben des Juea hinab in die Niedeeung geriſſen. Am Fuße dieſes Gebieges liegt das feeundliche Städtchen Biel, aus welſchen und beueſchen Elementen bunt gemengt, und in neueſter Zeit berühmt gewoeden duech den Aufenthalt einigee Mataboee des jungen Italiens, des jungen Frankreichs, des jungen Deutſchlands und dee jungen Schweiz. Von Biel aus ſollte Eueopa aus ſeinen alten roſtigen Angeln gehoben weeden, nnd zwar hauptſächlich duech den Hebel einee Zeitung, deeen Titel ich veegeſſen habe, deeen Inhalt aber den Beweis lieferte, daß Biel wieklich die Reſidenz von Jungen war. Wie ich veenommen, iſt nun boet eine geoße politiſche Windſtille eingeteeten, und man ſieht die Jungen nirgends mehr; ſie ſind entweder alt gewoeden, oder haben iheen Sitz iegenbwo qnders aufgeſchlagen. Biel hat auch den Ruhm, dem Kanton Been ſeinen deemaligen Chef des Eeziehungsweſens gelieferet zu haben. Dieſee Mann beſchaftigte ſich, wäheend Been noch väteelich von ſeineu Patrizieeu regieet wuede, mit Baumwolleſpinnen und Tüekiſchrothfäeben, nnd ſoll dieſe Künſte voeteefflich verſtanden haben. Wem Gott ein Amt gibt, dem ſchenkt er auch den Veeſtand dazu. Die Waheheit dieſes Sprichwoetes hat ſich auch an Herrn Neuhaus bewähet; denn nach dem „Beener Veefaſſungsfeeund“ gibt es keinen beſſern Miniſter des öffentlichen Unterrichts, als den ehemaligen Gaenſabeikauten von Biel.

Ueber die Foetifikationen von Aaeberg, die wir im Fluge anſaben, kann ich nichts ſagen, da die Kriegswiſſenſchaft meine Sache nicht iſt; aber es kam mie oor, als ob es teaurig um die Schweiz ſtünde, wenn die paar aufgewoefenen Schanzen einen weſentlichen Theil ihrer Veetheidigungsmittel ausmachten. Die Aeme der Schweizer, namentlich abee ihee Eintracht und Klugheit müſſen jedenfalls der Eidgenoſſenſchaft mehr Schutz gewäheen, als die kaum ſichtbaeen Feſtungswerke von Aaebeeg.

Abends halb zehn Uhr fuheen wir zu den Thoeen Beens ein, ohne iegend eine Polizeibeläſtigung zu eeſaheen, nnd nahmen unſer Abſteigquaetier im Falken, einem der eeſten Gaſthöfe der Schweiz, und ſomit Eueopas. Da die Ankunſt unſeeee wichtigen Perſonen ſchon Tags zuoor angezeigt woeben wae, ſo trafen wie für nns eines der ſchönſten Zimmer des Hauſes in Beeeitſchaft geſezt. Kein Menſch fühlt ſich behaglicher als ein Reiſendee, der, nachdem er einen langen Sommeetag der Hitze nnd dem Staube ausgeſezt und in die Ecke einer Diligence gepreßt geweſen iſt, Abends in einem guten Gaſthofe anlangt, in einem geeäumigen und reinlichen Zimmee ſeine krampfhaften Glieder bewegen, ſich waſchen, eeine Wäſche anlegen, ſpeiſen und auf einem weichen Sopha ausgeſteeckt eine ächte Havannah rauchen kann. Der Falken bot uns alle dieſe Comforts; wie entſagten aber freiwillig einem derſelben, dem des Rauchens, und wie thaten dies aus lauter Reſpekt oor dee geoßen Eleganz des ſalonaetigen Zimmees, das offenbae ſeiner ganzen Einrichtung nach nur füe die Beheebeegung oon Damen aus dee Elite der drittiſchen Geſellſchaft beſtimmt iſt.

(Fortſeßung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Dorothea Tieck. — Improviſation. — Konzeete. — Theater. — Karneval.

Noch hallen in unſeeer Stadt die tiefen Schmerzenslaute eines Mannes nach, dem Deutſchland unter ſeinen lebenden Dichtern den erſten Rang zuerkennt, und deſſen gefeiertes neueſtes Werk den beſten Beweis liefert, daß auch das Greiſenalter ſeiner ſchönen, geiſtigen Jugend nichts anzuhaben vermochte. Dorothea Tieck, die ältere ſeiner beiden Töchter, ward, in Folge der ſorgfältigen Wartung ihrer an den Maſern erkrankten Schweſter, eine Beüte des Nervenfiebers. War je die Klage eines gebeugten Vaterherzens gerecht, ſo iſt es hier der Fall. Die auch durch ein ſehr einnehmendes Aeußeres von der Natur begünſtigte Jungfrau erſchien als das Muſter ächter Weiblichkeit, hauptſächlich durch ihren zarten Sinn und durch ein ſo umſichtiges als freundliches Walten im Innern des Hauſes. Wenn hie und da der Ruf ihres ſeltenen Geiſtes, wie ihrer vielſeitigen gelehrten Kenntniſſe, und namentlich der Beiſtand verlautet hatte, den ſie ihrem Vater bei ſeiner Verdeutſchung des Shakeſpeare geleiſtet, ſo hatte ſie zu dieſer Kunde nichts beigetragen, da ſie, bei aller literariſchen Thätigkeit, ihren höchſten Schmuck in ſtilles, weibliches Wirken ſezte. Von

dieſer Thätigkeit ſoll, wie geſagt wird, auch der durch Friedrich v. Raumer unter dem Titel: „Leben und Briefwechſel Georg Waſhingtons,“ im Jahr 1859 in zwei Bänden herausgegebene deutſche Auszug eines engliſchen Werkes zeugen. Vielleicht hat hier lange kein Todesfall ſo allgemeine und innige Theilnahme erregt. Nicht eben mit Unrecht hegt man eine Abneigung gegen die ſogenannten gelehrten Frauen, weil dergleichen Gelehrſamkeit gewöhnlich in nicht viel mehr beſteht, als einem aus Phraſen und Fleskeln der neueſten Moderomane gewonnenen Firniß, womit ſie ihren Mangel an wahrer Geiſtesbildung zu überkleiden und ihre Vernachläſſigung der eigentlichen Frauentugenden zu entſchuldigen ſuchen. Dieſe gründen in der Regel auf ſolche Firnier ihren Stolz. Dagegen erſchien die vollendetſte geiſtige Bildung der verewigten Dorothea unter dem ſo wohlthuenden Gepräge ächter Beſcheidenheit. — Unmittelbar nach Madame Leouvardt-Lyſer, die auf hieſiger Bühne ihr Talent für die Improviſation geltend zu machen wußte, fand auch der Improviſator Karl Richter von Neuem Beifall und Anerkennung. Von Beiden ſind zuweilen auf wahrhaft überraſchende Weiſe die ſchwierigſten Aufgaben gelöſt, und ſo dem gebildeten Publikum ein recht angenehmer Genuß verſchafft worden. Gleichwohl wird ſicher die Theilnahme der Gebildeten ſich künftig in dem Grad fortdauernd vermindern, als der Reiz der Neuheit eines Kunſtzweiges verloren geht, der zur Unterhaltung eines Zuhörerkreiſes noch viel weniger Mittel darbietet, als die Deklamation. — Dem Pianiſten Thalberg wurde hier wieder die größte Auszeichnung zu Theil. Obſchon die Virtuoſität Liszt's durch ihn keineswegs in Vergeſſenheit gerieth, ſo errang ſich doch die Gefühlstiefe in den Leiſtungen ſeines Rivals wieder ſo rauſchenden Beifall, daß Thalbergs Vorſatz, nur Ein Konzert zu geben, davon erſchüttert und dem erſten noch ein zweites und drittes beigefügt wurde. Ueberhaupt prävalirten in der letzten Zeit die muſikaliſchen vor allen andern öffentlichen geiſtigen Genüſſen. Außer denen, die uns noch der Opernſänger Sotti aus Neapel bereitete, und den ausgezeichneten Quartett-Akademien der hieſigen tüchtigen Tonkünſtler, gewährte die große Muſikleiſtung zum Beſten der Armen den Freunden der Tonkunſt ein Paar feſtliche Stunden. — Auch die Bühne bot manche muſikaliſche und andere Novität. Wenn das Melodrama Lucrezia Borgia von Donizetti, beſonders wegen des Sujets, kein großes Glück machte, ſo fielen doch ſeine Schmeichelklänge angenehm in's Ohr. Gute Aufnahme fand ebenfalls ein hier noch neues Luſtſpiel: „Engel und Dämon,“ nach Conei und Dupeuty, die Vaudevilleoſſe: „Vorurtheil und Liſt,“ das ſogenannte lebende Bild: „der Heirathsantrag auf Helgoland“ von L. Schneider, und vorzüglich die ergötzliche Poſſe mit Geſang: „der Talisman“ von Neſtroy. — Die höchſte Luſt ergreift den Muſikfreund an ſolchen Abenden, wo die Stimme unſerer Schröder-Devrient, bald von der Bühne aus, bald als Theilnehmerin an Konzerten, die gewohnten Triumphe feiert. Einen beſondern Zauber übt unter anderem auch das Lied aus ihrem Munde, das kleinſte Lied. Man hat ſchon oft deutſchen Geſangsvirtuoſen das Unvernehmliche der Worte bei ihrem Singen zum Vorwurfe gemacht. Mit welcher Reinheit geben dagegen die Lippen dieſer ſeltenen Sängerin, nebſt dem hinreißendſten Laute, auch das Wort des Dichters wieder! Auf ihren Lippen empfängt ſein Lied, wenn man ſo ſagen darf, Körper und Geiſt zugleich, mag es den Regionen gewaltiger Leidenſchaft, oder den heitern Räumen der Laune und des Frohſinns angehören.

Ein großer deutſcher Schriftſteller, der zugleich ein bedeutender Kanzelredner war, wurde einſt auf der Rückkehr von einer großen Reiſe ſcherzhaft gefragt, wie er doch ſeine Heerde ſo lange ohne Hirten habe laſſen können? „In meiner Heimath, antwortete er, iſt die Stallfütterung eingeführt.“ Der finſtere, bekanntlich keinen Spaß verſtehende Ernſt hat ihm das Wort ſehr übel genommen, das doch unſtreitig nebenher der eingeriſſenen Gewohnheit, weniger als vormals die Kirche zu beſuchen, zur Geißel dienen ſollte. Sein Wort paßt übrigens auch auf unſere hieſige Masculuſt. Während dieſe im Süden, und auch im deutſchen Süden, wie die Zeitungen aus Mainz, Mannheim u. ſ. w. berichten, in den letzten drei Karnevalstagen aus den Schranken der Häuſer hervorbricht, um im Verein mit der ganzen Gemeinde dem Narrenziele unter freiem Himmel zuzuſteuern, thun ſich hier die in ihren Eigenthümlichkeiten, Lebensgewohnheiten und ſonſt Uebereinſtimmenden in abgeſonderten häuslichen Räumen zu gleichem Zwecke zuſammen. Von den öffentlichen Vereinigungspunkten dieſer Art exiſtiren nun ſchon ſeit langen Jahren, für die höheren und mittleren Klaſſen der Geſellſchaft beinahe keine mehr. In großen, geſchloſſenen Zirkeln, die dieſen Klaſſen auch in der Regel zu täglichen Zuſammenkünften dienen, werden dergleichen Vergnügungen veranſtaltet. Einer der ausgezeichnetſten ſchon ſeit längerer Zeit errichteten Vereine dieſer Art heiße Albina. Er macht die Aufnahme lediglich nur von feinerer geſellſchaftlicher Bildung abhängig, und beſteht aus höheren und höchſten Staatsbeamten, Gelehrten, Künſtlern, Kaufleuten und Geſchäftsmännern. Mehr als alle hieſigen Inſtitute der Art ſcheint die Albina auch ein beſonderes Augenmerk auf die Literatur zu richten, und es iſt ſchon manche naturhiſtoriſche, geſchichtliche, äſthetiſche und andere Vorleſung in ihr gehalten worden, die nachher, theils einzeln, theils in Sammlungen gedruckt, den ihr durch die Zuhörer nachgerühmten Werth beurkundete. Wie dieſe Geſellſchaft im Sommer bisweilen gemeinſchaftliche Fahrten nach den vielen reizenden Punkten der Umgegend veranſtaltet, ſo werden in ihr während des Winters Bälle und Konzerte gehalten. So gab ſie denn diesmal am Sonntage vor Faſtnacht ein Maskenfeſt, deſſen ſo ſinnreiche als glänzende Anordnung allenthalben in der Stadt beſprochen wurde. Wem wären nicht die trübſeligen Wachsfigurenkabinette, mit ihren leichenhaften Phyſiognomien und dergleichen Gerüche, zum Ekel geworden? Eben darum konnte die Nachbildung eines ſolchen Kabinets durch bekannte, zum Theil befreundete Perſonen, die eine paſſende Koſtümirung und geſchicktes Schminken in mancherlei, geſchichtliche oder komiſche Charaktere umgeſchaffen, kaum ohne die erfreulichſte Wirkung bleiben, zumal bei der geiſtvollen Weiſe, welche der Erklärung beigemeſſen wird, die der Eigenthümer der Wachsfiguren zu geben wußte. Auf dem ungeheuern, gedruckten Anſchlagzettel las man unter Anderem: Nebukadnezar, König von Babylonien, wie ſelbiger auf allen Vieren geht und Gras frißt. — Das Urtheil des weiſen Salomo, ausgezeichnet ſchöne Gruppe! Das lebendige Kind iſt zum Schreien eingerichtet. — Der große Räuber und Mordbrenner Rinaldo Rinaldini, mit ſeinen drei Frauen. — Am Schluſſe ſtand: man bittet, die Figuren nicht anzurühren, ihnen auch vor der Hauptfütterung keinerlei Nahrung zu reichen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. April 1841.

Was Fashion heißt, iſt ſchwerer auszuüben,
Als was je Pabſt und Mahom vorgeſchrieben.
Byron.

Gloſſen, auf einem Ausflug in die Schweiz gemacht.

(Fortſetzung.)

Den Raubvögeln ſchreiben die Naturhiſtoriker den ſchärfſten Geruchsſinn zu, indem jene Fleiſch, das bereits einen haut goût erlangt hat, Meilen weit reichen ſollen. Was Wahrnehmung des Tabakgeruchs betrifft, muß ich den ſchönen Inſulanerinnen eine gleiche Sinnesſchärfe zuerkennen. Vor Jahren ſollte ich jenſeits des Kanals gehen, und einer meiner Freunde, der bereits an das Londoner Pflaſter gewöhnt und gehörig angliſirt war, ſchrieb mir vorher eine lange Epiſtel, in welcher er mir bis in das kleinſte Detail auseinander ſetzte, wie ich mich in Albion zu verhalten hätte, wenn ich dort als Gentleman gelten wollte. Ein arges Weltkind hat nicht mehr böſe Gewohnheiten abzulegen, um Anſprüche auf wahre Bekehrung zu machen, als ich thun ſollte, um die Würde eines Gentleman zu erlangen. Einmaliges, oder wenn man mit einem ſtarken Bart geſegnet iſt, gar zweimaliges Raſiren des Tags, mehrmaliges Wechſeln der Wäſche und Kleider, höchſte Eleganz im Knüpfen der Cravate, möglichſt leiſes Sprechen, gleichzeitige Anwendung beider Hände beim Eſſen und tauſend andere Dinge mehr, an die ich nicht gewohnt war, wurden mir zur ſtrengen Nachachtung empfohlen. Vor allem aber injungirte mir mein Freund das Aufgeben des Rauchens, als einer Sache, die in England als das non plus ultra von Gemeinheit geite und höchſtens bei Matroſen geduldet werde. Ich nahm daher eine einzige Pfeife mit, welche im Angeſichte des bekannten Invalidenhauſes von Greenwich zum leztenmal geſtopft wurde. Am Enſtomhouſe angelangt, kämpfte ich in meinem Innern einen harten Kampf; ich hatte auf der Reiſe beſchloſſen, um mir das Rauchen in England unmöglich zu machen, dort von meiner Begleiterin auf tragiſche Weiſe mich zu trennen, und im Augenblick, wo der Kapitän des Dampfſchiffes ſein „Stop“ ausrief, ſchleuderte ich den Rauchapparat über Bord, in der Abſicht, der bisherigen Dienerin des Feuers ein „watery grave“ zu bereiten und ſie dem Gebrauch der Menſchen für immer zu entziehen. Mit Wehmuth ſah ich das Werkzeug eine Parabel beſchreiben, und ich hätte gern ein Pfund gegeben, wenn es nur wieder in meiner Hand geweſen wäre. Meine erſte Abſicht wurde nicht erreicht; anſtatt daß die Pfeife ihr Grab in dem erſten Hafen der Welt gefunden hätte, fiel ſie in ein eben die Themſe abwärts gehendes Boot, deſſen Lenker geſchickt genug war, ſie wohlbehalten aufzufangen. Ich konnte noch ſehen, wie das Wunderding von Hand zu Hand ging und Gegenſtand allgemeiner

Digitized by Google

Ver- und Bewunderung war. Bald verlor ſich der Nachen in dem Walde von Maſten, und meine Pfeife und ich waren auf ewig geſchieden. Wahrſcheinlich wird ſie heute noch von einem Waterman auf der Themſe benützt.

Gewohnheit iſt zweite Natur; ich konnte trotz des beſten Willens das Rauchen nicht auf einmal aufgeben. Ich kaufte mir die beſten Cigarren, blies ſie nur im Freien auf, hielt mir eigene Rauchkleider, wuſch mich bei der Rückkehr von einem Rauchſpaziergang vom Kopf bis zu den Füßen, aß einige geröſtete Kaffeebohnen ꝛc. Alles vergebliche Mühe! Kam ich in Geſellſchaft von weiblichen Bekannten, ſo vernahm ich ſchnüffelnde Laute und ſagte mir die eine oder andere in liebenswürdig vorwerfendem Tone: I am sure Sir, you have smoked again your cegar. Ich konnte nicht umhin, die feinen Naſen meiner ſchönen Freundinnen zu bewundern, pries aber doch die deutſchen Manner glücklich, daß ihnen vergönnt iſt, ihr Lieblingskraut ganz con amore ſelbſt an der Seite des Geſchlechtes in Feuer und Dampf aufgehen zu laſſen. Alle Raucher in Deutſchland werden die eben erzählte Geſchichte gewiß ergreifend finden, und ſie wird in ihnen ein Gefühl erregen, verwandt mit dem, das wir empfinden, wenn draußen der Sturmwind tobt und der Regen an die Fenſter ſchlagt, und wir ſitzen trocken hinter dem Ofen oder liegen im warmen Bett. Doch wir kehren jezt wieder aus England nach Bern zurück.

Bern iſt die ſchönſte, Zürich die gelehrteſte und Baſel die reichſte Stadt der deutſchen Schweiz. Mit dieſem Satze aus der ſtatiſtiſchen Volksgeographie hat es ſo ziemlich ſeine Richtigkeit. Die ſchönen hundertjährigen Kaſtanien- und Lindenalleen, die von weit her ſchon zu den Thoren Berns leiten, laſſen in dieſer Stadt den Sitz einer alten, großartigen Ariſtokratie, wo nicht gar die Reſidenz eines mächtigen Fürſten erwarten. In der That tauſcht der Eintritt in die Stadt, namentlich wenn derſelbe oben ſtattfindet, derartige Vermuthungen durchaus nicht. Mit ächt patriziſcher Miene ſehen die beiden rieſenhaften Bären von den ſteinernen Geſtellen herab, welche die Barrière bilden, und erfüllen jezt noch jede plebejiſche Landſeele mit Reſpekt vor der ariſtokratiſchen Stadt. In der Nähe derſelben ſtehen Zuchthaus und Spital, Gebäude, in welchen ein König zu wohnen ſich nicht ſchämen dürfte und welche, wie ſo vieles Andere, den Beweis liefern, daß die ehemaligen gnädigen Herren der Stadt und Republik Bern keine Knicker und Kümmelſpalter, ſondern Leute waren, die das, was ſie thaten, in großartigem Styl ausführten. In gar vielen Dingen dürften die jetzigen plebejiſchen Regenten ihre patriziſchen Vorfahren wohl nachahmen, ohne daß ſie deßwegen der Freiheit und dem Beutel der Regierten zu nahe treten. Bern hat bekanntlich nur eine Hauptſtraße; dieſe beſteht aus lauter maſſiv ſteinernen Häuſern, die zwar ein durchaus vornehmes Anſehen haben, denen aber mehr architektoniſche Schönheit und Leichtigkeit zu wünſchen wäre. Die Arkaden geben Bern ein eigenthümliches Anſehen und gewähren den Vortheil, daß man ſelbſt bei Regenwetter trockenen Fußes durch die Stadt gehen kann und verhältnißmäßig wenig Menſchen viel Lärm machen, welcher leztere ein weſentliches Ingredienz einer Reſidenz iſt. Mannheim, Karlsruhe, Darmſtadt mit ihren breiten, menſchenleeren und grasbewachſenen Straßen würden ſich unendlich weniger langweilig ausnehmen, wenn man die paar tauſend Menſchen, die darin herumlaufen, nach Berner Weiſe in Arkaden einpferchte. Die Luft, die man in dieſen Gängen einathmet, iſt freilich nicht ſehr arkadiſch, und weit entfernt, nur aus Sauerſtoff und Stickſtoff zu beſtehen. Die hundert Käſe- und andere Buden, die entlang der beiden Seiten der Hauptſtraße dahinlaufen, parfümiren die Atmoſphäre mit den mannigfaltigſten und ſeltſamſten Gerüchen und gewähren der Naſe den Eindruck, welchen man in der Schweiz bezeichnend genug das „Duuranänderle“ nennt.

(Fortſezung folgt.)

Die Pariſer Univerſität.

(Fortſezung.)

Hinter dieſen betriebſamen Vorpoſten iſt die ſolide Linie der Pariſer Buchhändler aufgeſtellt, und mitten unter dieſen Verſendern der Aufklärung und des Lichts erhebt ſich die Kuppel des franzöſiſchen Inſtituts, jener ergiebigen Quelle für Drucker und Papierfabrikanten, die ihren unerſchöpflichen Reichthum zugleich mit den diktatoriſchen Machtſprüchen ihrer Mitglieder in alle Ecken und Enden des Landes abfließen läßt. Allein immer noch ſind die Straßen und Häuſer ganz anſtändig, und man begegnet hin und wieder ſogar einem eleganten Wagen; die eigentliche Wiſſenſchaft hat ſich hinter die beinahe unzugänglichen Barrikaden enger und winkliger Gäßchen zurückgezogen. Noch um dieſe Ecke, den Hügel hinauf, und nun wollen wir etwas länger verweilen vor dieſem altergrauen Gebäude.

An den Häuſern ſteht: Place de Sorbonne, und jeder Bäcker und Mezger profitirt von dieſem inhaltsſchweren Namen. Die Kirche, die den freien Platz beherrſcht, mit ihren doppelten Säulenreihen korinthiſcher und gemiſchter Ordnung, und mit der geſchmackloſen Kuppel, erinnert an keine der Kunſt ſehr günſtige Zeit und gehört mit allen ihren Formen und Verhältniſſen der Renaiſſance des ſiebzehnten Jahrhunderts an. Richelieu,

um seinen Namen von dem der Pariser Universität unzertrennlich zu machen, ließ im Jahre 1629 an der Stelle, wo das alte Universitätsgebäude stand, drei neue Flügel aufführen, die er 1635 durch die genannte Kirche zu einem länglichen Viereck abschloß. Die innere Kuppel des Doms malte Philippe de Champagne, und das Mausoleum des Kardinals, rechts vom Kreuzstock, ist ein Meisterstück, das man dem Meißel Girardon's verdankt. Allein wenn gleich die Mauern niedergerissen wurden, die Institutionen, die schon seit vier Jahrhunderten in diesen Raumen mit eiserner Strenge gehandhabt worden waren, blieben nach wie vor dieselben, und bis 1789 schien der Geist des Stiftees über den ursprünglichen Gesetzen und Bestimmungen zu wachen, und nur der Schrecken der Revolution konnte auch ihn, wie so manches Andere, verjagen. — Robert Sordon, der Sohn armer Landleute aus der Diöcese Rheims, hatte es sich sauer werden lassen, bis er, beinahe ohne Unterstützung von Seiten seiner Eltern, durch eisernen Fleiß in Paris den Doktorhut verdient hatte. Seine Kanzelvorträge, die allgemeinen Beifall ernteten, zogen die Aufmerksamkeit Ludwig des Frommen auf Robert; er wurde an den Hof gerufen und brachte es in Kurzem vom bescheidenen Kaplan zum gefürchteten Beichtvater des Königs. Wer den Charakter dieses frommen, aber schwachen Fürsten kennt, wird es sehr natürlich finden, daß der von Natur etwas herrschsüchtige Beichtvater in dieser, ihn der Person des Königs so nahe bringenden Stellung sich ohne Mühe einen großen Einfluß auf Ludwig verschaffte, der ihn gegen die Höflinge, denen das Pfaffenregiment aus verschiedenen Gründen zuwider war, auf's Kraftigste in Schutz nahm. Als Kanonikus von Cambrai wollte Robert armen Studenten, die mit denselben Hindernissen zu kampfen hatten, wie er früher, das Studium erleichtern, und gründete deßhalb (um 1250) eine Gesellschaft von Weltgeistlichen, die in ihrem gemeinschaftlichen Zusammenleben mit den nöthigen Bedürfnissen versehen, und ausschließlich mit ihren Studien und unentgeltlichem Unterricht beschäftigt seyn sollten. Der Gründer dieser vom Könige reichlich unterstützten und dotirten Anstalt wurde als Direktor derselben nach Paris berufen, und entwarf nach achtzehnjährigen Erfahrungen die Statuten der Sorbonne, die allen Stürmen der Zeit trotzten, bis sie zuletzt jenem Terrorismus erlagen, der, um den übelverstandenen und so ungeheuer mißbrauchten Grundsatz der Freiheit und Gleichheit zu einer unbeschränkten und ausnahmslosen Herrschaft zu bringen, sogar damit umging, die schönsten und ehrwürdigsten Denkmale des Mittelalters und der gothischen Baukunst dem Boden gleich zu machen.

Welcher Geist in dieser Anstalt, zu einer solchen Zeit, unter einem solchen Fürsten und von einem solchen Manne gegründet, herrschte, mag Jeder selbst ermessen. In diesen Räumen feierte die mittelalterliche Rechtgläubigkeit ihre schönsten Triumphe; hier wurden die Donnerkeile und die giftigen Pfeile geschmiedet, womit die Sorbonne so lange und mit so glücklichem Erfolg gegen die reformatorischen Ideen der Neuzeit ankämpfte; von hier wurde das Anathema unbarmherzig gegen Jeden geschleudert, der, sich der freien Bewegung des Geistes anschließend, die veralteten Formen abzustreifen suchte und für die Grundsatze der Aufklarung und Humanität in die Schranken trat. Indessen wäre es höchst unbillig, über die Vater der Sorbonne und ihre antiliberalen Bestrebungen ohne Weiteres den Stab zu brechen; ja die Geschichte, die sich der durch die heftigen Geisteskampfe errungenen Resultate erfreut, wird nur dann gerecht urtheilen, wenn sie die Bemühungen, das Alte festzuhalten, nicht nur als nothwendig und segensreich, sondern zugleich auch in ihrem sittlichen Werthe beurtheilt, und es zu schatzen weiß, daß in den meisten Fallen eine feste, aus edlen Motiven fließende Ueberzeugung einen Kampf wagte, bei welchem nichts zu gewinnen und Alles zu verlieren war.

Drei Jahrhunderte hatten die Wände der Sorbonne gebleicht, und noch immer hallten die Sale von scholastischen Disputierkünsten wieder. Noch hatte es keinen ernstlichen Kampf gegolten; einzelne Stimmen, welche in freierem Tone sich gegen die Mißbrauche der Geistlichkeit erhoben, waren leicht zum Schweigen gebracht; die Streiche, die von einigen Seiten gegen das ehrwürdige, aber so vielfach entstellte Gebaude der Kirche geführt wurden, scheiterten an der magischen Gewalt althergebrachter Meinungen und im Boden der Geschichte wurzelnder Vorurtheile. Da änderte sich, wie in Deutschland, so auch in Frankreich, mit dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts auf einmal die Scene. Die öffentliche Meinung, jene bisher völlig unbekannte Macht, ließ sich vernehmen. Erasmus, der den Geist seiner Zeit diktatorisch beherrschte, wie Luther und Calvin Herrn des Gewissens und der religiösen Meinungen waren, rieth nach der Schlacht von Pavia Karl V. zur Mäßigung und zum Edelmuth. Gelehrte wurden Gesandte und Minister; aus Universitäten und Parlamenten gingen Staatsmänner und Redner hervor, die vor den Reichstagen Franz I., den Verfolger der Calvinisten in Frankreich und den Verbündeten der Lutheraner in Deutschland, vertheidigten. Die Meinungsstreitigkeiten nehmen ihren Anfang; die unbestimmten Grenzen, welche die Politik noch von der Literatur scheiden, verwischen sich; die Presse wird eine stets offene Tribüne, auf der jede Partei das Wort hat. Das Joch der jesuitischen Casuistik wird abgeworfen und die Moral geht an die Schule von Port-royal über. Jetzt durfte die Sorbonne diesem

unruhigen Treiben nicht länger mehr ruhig zusehen; ihre eigene Existenz stand auf dem Spiele.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

Karneval. — Musik. — Ein Reisender. — Theater.

Der heurige Karneval war eben nicht stürmisch belebt, wenn man aber dessen Dauer von sieben Wochen bedenkt, so ist es natürlich, daß die Tanzfeste nicht so rasch und gedrängt auf einander folgen konnten, als wenn die tolle Zeit nur vier bis fünf Wochen währt. Der hohe Adel, in welchem mehrere Häuser durch Familientrauer und Krankheitsfälle allen Lustbarkeiten entzogen waren, wurde durch die Lücke, welche die fehlenden Garnisonsreunionen am Karnevalsbimmel hervorbrachten, gezwungen — nach einer Reihe von Jahren wieder zum Erstenmale — Societätsbälle zu arrangiren, welche man in den kleinen zierlichen Salon des Wenzelsbades verlegte, das seine Entfernung von den fashionablen Stadttheilen ganz dazu eignet, Personen in seinen Räumen aufzunehmen, welche sammt und sonders Equipagen haben. Diese Tanzunterhaltungen waren sehr munter und belebt, und von den feenhaften Bällen der Fürstin Friederike von Auersberg erzählen unsere Blätter Wunderdinge. Die Soiréen bei dem Oberstburggrafen von Chotek wurden durch den Tod der Fürstin Kinsky unterbrochen, und die gewöhnliche Tanzsoirée bei dem Landeschef am Mardigras übernahm dießmal ebenfalls die Fürstin Auersberg. Juristen und Mediziner, Staatsbeamte und Bürgergarden gaben ihre Tanzunterhaltungen auf der Sophieus, vulgo Färberinsel, deren Saal zu dem sogenannten Patriotenballe, wozu die Einladungen in böhmischer Sprache erlassen wurden, und auf welchem man überhaupt auch die Konversation meist in der Landessprache führte, mit verschwenderischer Pracht decorirt wurde. Das Plateis, Konvikt, die Säle in Karolinenthal kündigten zahlreiche Bälle und Reunionen an, und auch die Bälle im blinden Thor (die beaux restes der ehemaligen Perückenbälle, auf welchen auch Masken erscheinen) wurden so lebhaft besucht, daß mancher junge Herr, der vom Mediziner- oder Juristenball noch in jenen verhängnißvollen Saal ging, die Gunst einer Schönen wieder verscherzte, der er auf dem erstern auf Leben und Tod die Kur gemacht hatte. Die Zahl der Hausbälle und Piquenique's hat hier sehr abgenommen, doch gab es einige sehr glänzende Soiréen und Bälle in einem Paar der ersten Handelshäuser. — Eine eigenthümliche Revolution in unserer tanzenden Welt hat die Restauration der Quadrille française hervorgebracht, die sich heuer lawinenartig in allen Kreisen verbreitete. Obschon gegen die Françaisen früherer Zeit sehr simplifizirt, brachte sie doch nicht allein einige Abwechslung, sondern auch etwas Anstand und Grazie zwischen die tobenden Walzer und Galopps, welche seit Jahren allein im Tanzsaal herrschten und nur hie und da der etwas anmuthigern Polka ein Plätzchen vergönnten. Wahrscheinlich wird die Française bald auch ihr Geschwisterkind die Anglaise, sowie ihre entfernteren Verwandten, die Contredanse, Ecossaise u. s. w. wieder in die Tanzreihen einführen, und man spricht sogar schon vom Menuet!

So reich Prag schon an musikalischen Anstalten ist, sind doch in der lezten Zeit noch mehrere neue entstanden, und zu dem Konservatorium der Musik, dem Verein für Kirchenmusik u. s. w. ist nicht allein das Kinderfreundsche Musikinstitut hinzugekommen, worin im Gesang, Pianoforte, Violine, Violoncell, Contrebaß und Flöte Unterricht ertheilt wird, sondern auch eine Gesangschule, unter dem Schutze der Erzherzogin Sophie und Sophienakademie genannt, und der Regens Chori am Thein, Maschek, soll den Plan entworfen haben, einen Frauenverein zur Verbesserung der Kirchenmusik zu begründen. — Eine Gesellschaft von Musikdilettanten (Cäcilienverein) hat sich verbunden, um wöchentlich in einem Privatkonzerte klassische Musik mit Pianofortebegleitung aufzuführen, und auch in dem literarisch-artistischen Verein hat die Musik die Oberhand über die literarischen Unterhaltungen gewonnen. Sehr besucht werden auch die musikalischen Abendunterhaltungen des blinden Musiklehrers Proksch, und die Quartette des Prof. Pixis sind in vollem Sinne des Wortes in der Mode.

Der böhmische Reisende Johann Gilek, der alle fünf Welttheile durchzogen hat, ist unlängst in seine Vaterstadt Leitomischl zurückgekehrt, und brachte unter andern Kuriosis einen Komödienzettel aus Sidney in Neuholland mit, woselbst in englischer Sprache ein Schauspiel: „Wlasta, Königin der Böhmen" aufgeführt wurde. — Die wichtigste Erscheinung unserer Bühne war in der lezten Zeit: „Werner, oder Herz und Welt," bürgerliches Schauspiel in fünf Akten von Karl Gutzkow, von dem wir in allen deutschen Zeitschriften schon mehr Zeilen und Spalten lesen mußten, als zehn Dramen von gleichem Umfange ausmachen dürften. Das Stück hat ausnehmend gefallen. Um die Zeilen und Spalten, von denen wir eben sprachen, nicht ungeziemend zu vermehren, begnügen wir uns mit der einfachen Erklärung, daß von dem gigantischen Pro et contra über dieses neue Drama wir uns mehr zu dem Ersten als zu dem Zweiten hinneigen, wenn wir gleich nicht bergen können, daß die Zustände Heinrichs und seiner Gattin uns mehr eine tragische als diese sogenannte glückliche Lösung wünschen und erwarten ließen. — „Ernst und Humor," Lustspiel in vier Akten von Bauernfeld, ist unstreitig die schwächste aller Arbeiten dieses feuchtbaren Theaterdichters, der leider den Krebsgang zu gehen scheint. Es fiel durch, und würde auch durchgefallen seyn, wenn es minder schlecht gegeben worden wäre, als dies der Fall war. Ein Paar unserer Humoristen — deren wir auch eine ziemliche Menge haben — standen im Parterre neben einander, und der Eine sagte: „Das Stück kommt mir vor, als hätte es ein junger Student geschrieben." — „O, nein," entgegnete der Andere, „der hätte es besser gemacht." — „Jadest." Lustspiel in einem Akt von Franz von Braunau, wird überall dem Theile des Publikums gefallen, der wenig liest, oder schnell wieder vergißt; wem aber der alte persische Diadestespaß ein Paar Dutzendmale in allen poetischen Formen vorgekommen ist, der wird sich schwer mit dem undramatischen Stoff und der etwas gezwungenen Modernisirung desselben befreunden. Wie es aber einem Manne von Geist — und das scheint Herr Franz von Braunau zu seyn — noch im Jahre 1841 einfallen konnte, ein Lustspiel in (nicht eben guten) Alexandrinern, wir sagen nicht zu schreiben, denn es soll eine Jugendarbeit des Verfassers seyn, sondern aufführen zu lassen, das gehört unter die Räthsel der Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Prospectus der neuen Auflage von Abbé Mozin's kleinem, deutsch-französisch und französisch-deutschem Hand-Wörterbuche.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. April 1841.

O good, but most unwise patriciens!
Shakespeare.
Coriolanus.

Glossen, auf einem Ausflug in die Schweiz gemacht.

(Fortsetzung.)

Die Plattform vor dem Münster ist die schönste Promenade, welche eine Schweizerstadt aufzuweisen hat, weil man von ihr aus die Kolosse des Oberlandes in all ihrer Pracht und Herrlichkeit erblickt und einige hundert Fuß tief die stattliche Aar dahin rauscht; sie ist schön wegen ihrer großen schattigen Bäume und der darunter sitzenden Grazien. Das Berner Münster ist sehenswerth, hat man aber Frauenzimmer bei sich, die ein besonderes Interesse für gothische Sculptur zeigen, so rathe ich, eine zu genaue Musterung des Gebäudes zu unterlassen. Unsere mittelalterlichen Künstler haben es in vielen Dingen nicht sehr genau genommen, namentlich was den Punkt des öffentlichen Anstandes betrifft, und an dem Münster von Bern müssen besonders lose Schalke gemeißelt haben, wie vor Allem die Darstellung des jüngsten Gerichts beweist.

Das souveräne Berner Volk hat, wie weltbekannt, vor einigen Jahren mit seinem Patriziat auch die Bollwerke der Hauptstadt über den Haufen geworfen. Es traute seiner eigenen Macht noch zu wenig und fürchtete, die alten Herren und Städter könnten doch wieder gegen seine Oberherrlichkeit sich auflehnen und seinem Willen hinter den Wällen von Bern Trotz bieten. Diese mußten also weg, aber so mächtig und fest waren dieselben gebaut, daß es Jahre brauchte, sie zu vernichten.

Die dermaligen sozialen Verhältnisse in Bern sollen nichts weniger als angenehm seyn, und die Leute daselbst, um ein gemeines Bild zu gebrauchen, wie Hund und Katze zusammen leben. Das ist denn freilich unter den obwaltenden Verhältnissen kaum anders möglich, da die Stadt jetzt die heterogensten Elemente in sich schließt, das gestürzte Patriziat mit seinem Anhange und die neuen plebejischen Machthaber mit ihren „Underlings." Diese guten Leute glauben nun, in ächt christlichem Sinne, alle Ursache zu haben, sich gegenseitig von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe zu hassen und das Leben so viel als möglich einander zu verbittern. Ein bigotter Jude sitzt eher mit einem Christen zu Tische und ißt mit ihm Schweinefleisch, als daß ein alter Patrizier mit einem homo novus die geringste Gemeinschaft hätte, und der letztere es über sich bringen könnte, von den alten Herrn viel anders als von verwoefenen Tyrannen und eingefleischten Volksfeinden zu sprechen. Daß bei solchen Gesinnungen von allgemeiner Geselligkeit nicht die Rede seyn kann, begreift sich. Eher vermischten sich Oel und Wasser, als daß sich die alte

und neue Beenerwelt mit einandee amalgamieen. In polltiſchee Hinſicht ſind die Patrizlee völlige Nullen gewoeden und um allen Einfluß gekommen; denn die wenigen ans dieſem Stande, welche ſich der neuen Ordnung der Dinge angeſchloſſen, ſpielen im Ganzen eine untergeordnete Rolle. — An iheem tiefen Falle ſind die Herren wohl großentheils ſelbſt Schuld; ſie begingen den großen Fehler, ſich für unentbedrlich zu haiten, gaben ſich der trügeriſchen Hoffnung hin, ohne ſie werde ſich die Republik nicht ein halbes Jahr eegieren laſſen, Alles ſchnell in Chaos und Verwieeung zueückfallen, und ſie bauten mit Sicheeheit darauf, im Triumph ais Wiederbeeſtellee dee Oednung auf ihee Regentenſtühle zurückgefübet zu werden. Zehn Jahee ſind ſeither vorübeegegangen, und noch waetet das Patriziat auf ſeine Reſtaneation, und noch iſt nicht der geringſte Anſchein voehanden, daß dieſes Ceeigniß im Laufe der nächſten zehn Jahee einteeten weede. Hätten ſich die gnädigen Heern in das Unvermeidliche gefügt und mit dem Zeitgeiſte, wie ihre deutſchen Vettee im Odee- und Unterhauſe klugeeweiſe gethan, ein wenig parlamentiet und unteehandelt, gewiß, ſie wäeen heutigen Tags die einflußreichſten Männee ihees Kantons. Sie haben abee, wie einſt dee Koeſe, ihr Spiei zu hoch gelpielt; Alles odee Nichts, wae ihr Wahlſpruch, und nun iſt ihnen zum Schaden noch dee Spott gekommen. Glücklich ſind indeſſen die Pateiziee noch zu preiſen, wenn die Behauptung Geund hat, daß ſie heute noch eben ſo feſt, wie ſie es 1831 waren, überzeugt ſind, veenünftig gehandelt zu haben.

Nue noch ein Wort über Been, und wir veelaſſen daſſeibe. Im Punkte der Geechtigkeitspflege bemühen ſich die Neudernee, deutſche Geündlichkeit nachzuahmen, und namentlich Anklagen politiſchee Natur mit größter Umſicht und Bedächtlichkeit zu behandeln. Nur deutſche Juriſten eemeſſen die ganze Schwierigkeit, welche eine genaue Ausmittelung gefäbelichee politiſchee Umtriebe und Verſchwörungen mit ſich fübet, und jene müſſen ſich freuen, wenn ſie höeen, daß wegen dee pateiziſchen Conſpieation von 1832 mehreee Roßlaſten von Akten geſchieben woeden ſind, und daß acht volle Jahee voeübergehen mußten, ehe die Sache füe ſpeucheeif erachtet weeden konnte. Ein Land, in welchem ſo lange und ſo mühſam geeichtlich unteeſucht wied, ehe man übee einen Angeklagten abnrtheilt, daef ſich wohl glücklich preiſen; in ihm muß die Gerechtigkeit ſeibſt zu Hauſe und hohe Achtung voe dem Rechte des Bürgees herrſchend ſeyn.

(Schluß des erſten Artikels.)

Die Pariſer Univerſität.

(Fortſeyung.)

Maeot, der liebenswürdige Dichtee mit dem enhigen und durchdeingenden Veeſtande, mit dem oerſchloſſenen Zweifel im Heezen, fiel als eines dee eeſten Opfee dieſes leidenſchaftlichen, durch dintige Spueen bezeichneten Kampfes. Nicht einmai mit ſeinem Tode in dee Verbannung iſt dee Haß ſeinee Feinde geſtillt; ſie veefolgen ihn noch jenſeits des Grabes und machen ihm den wohloeedienten Dichteeruhm ſtreitig. Heinrich II. ſaß auf dem Theone und neben ihm Diana von Poitiers; die Schule Dudellay's und Ronſaed's eehob ſich, um ſich in einer Weiſe veenehmen zu laſſen, die den Väteen der Soebonne mede zuſagte. Das alte Griechenland und das neue Italien kamen an's Rudee. Mit eiſernen Fedeen will Ronſard das Unglück Feankeeichs und die Verbeechen der Reformation niederſcheeiben. Zoenig fragt er, was denn dieſe neue, mit dem Degen gepeedigte Lehee ſey, dieſer Chriſtus, in Puloeedampf gehüllt? Und nun foebeet ee die Obrigkeiten auf, die Ketzerei zu ſtrafen, den Adei, ſie zu bekämpfen; den Soldaten ruft ee zu, mit gutem Muth, mit gutee Hand, mit gutem Puloer und gutem Blei darauf loszumarſchieen.

Solche Speache fand den Beifall dee Soebonne; und wer weiß, ob nicht Ravaillac, jener Möeder des allgemein geliebten Heinrichs IV., in dieſe Schule ging. Wenigſtens iſt nicht zu bezweifein, daß der eeligiöſe Fanatikee, wenn irgendwo, ſo hiee ſich Abſolution veeſprechen dueſte. Noch bis zum Jahee 1789 erzog die hieearchiſche Oethodoxie hier ihee hartnäckigſten Veefechtee, und nun ſind auch die lezten Spueen dieſer alten Zeit verwiſcht; Toleeanz, Aufklärung und Humanität ſitzen auf den Kathedeen und die Religion iſt duech die Geſchichte veedeängt. Die Soebonne, wie ſie heute iſt, hat es nicht mit den eigentlichen Fachwiſſenſchaften zu thun; dagegen wird in ihe Alles gelehet, was znr allgemeinen Bildung gehört. Auf dieſe Weiſe beeeitet ſie nicht allein auf das beſondeee Fachſtudium vor, ſondern macht es zugleich dem Laien, odee auch dem Studenten, der einen beſtimmten Beeuf im Auge hat, möglich, einen allgeweinen Uebeedlick übee das geſammte Gebiet dee Wiſſenſchaft zu gewinnen. Es iſt dies ein weſentlichee Voetheil gegenübee von unſeen deutſchen Unioeeſitäten, wo die leidige Rückſicht auf die künftige Prüfung beim Lehrvoetrage ſo ſehe übeewiegt, daß es äußerſt ſchwee hält, ohne allzugroße Zeeſplitteeung dee ohnedies äußeeſt ſpäelich zugemeſſenen Zeit auch die Geundlagen und Principien ſolchee Wiſſenſchaften kennen zu leenen, von denen man geeade keinen peaktiſchen

Digitized by Google

Gebrauch machen will. In der Sorbonne kann ſelbſt der Laie mit einiger Aufmerkſamkeit den einzelnen Curſen folgen, ſey es, daß er mehr Vorliebe für die Wiſſenſchaft hat, ſey es, daß er das unterhaltendere Feld der Literatur vorzieht. Es beſteht nämlich auf den franzöſiſchen Lehranſtalten noch immer der ziemlich unbeſtimmte Unterſchied zwiſchen den Sciences und den Lettres, ein Unterſchied, den Couſin, als Miniſter des Unterrichts, bei ſeinen theils wirklich ausgeführten, theils projektirten Aenderungen und Verbeſſerungen im niedern und höhern Unterrichtsweſen wieder mehr als je zu Ehren gebracht hat. Während die Faculté des Sciences es mit Phyſik, Mechanik, Aſtronomie, Algebra, Differenzial- und Integralrechnung, ferner mit Geologie, Mineralogie, allgemeiner Zoologie, Anatomie und Phyſiologie zu thun hat, beſchäftigt ſich die Faculté des Lettres mit den griechiſchen und lateiniſchen Claſſikern, mit alter und neuer Geſchichte, mit Philoſophie, Rhetorik, franzöſiſcher und fremder Literatur.

Wagen wir einmal einen Gang nach dem ziemlich beſcheidenen Hörſaale der Faculté des Lettres. An Guizots Stelle, der das Portfeuille eines Miniſters der beſcheidenern Thätigkeit eines Univerſitätsprofeſſors vorzieht, lieſt Lenormant neuere Geſchichte. Da es hier durchaus keinem Anſtand unterliegt, zu kommen und zu gehen, wann man will, hat der junge Privatdocent, der für Boiſſonade die im Vergleich mit der neuern Geſchichte wenig unterhaltende Poetik des Ariſtoteles vorträgt, das Vergnügen, im Verlaufe ſeiner Vorleſung den Hörſaal ſich mehr und mehr füllen zu ſehen; nur Schade, daß es nicht ihm, ſondern ſeinem Nachfolger gilt. Kaum, daß Ariſtoteles dem jüngern Geſchlechte das Feld und den Katheder geräumt hat, wird der Zudrang ungeheuer; in Ermanglung eines andern Mittels nimmt man den Weg ſogar durchs Fenſter, ohne daß darum für dieſe nach Weisheit dürſtenden Seelen daſſelbe Geſetz galte, wie für die Geſpenſter, die da wieder hinaus müſſen, wo ſie hereingekommen. Zwar wird dadurch bedeutend Platz gewonnen, daß beinahe Jeder ſeinen Hut läßt, wo er hingehört, und doch kann Keiner mehr ſich regen und rühren; ſelbſt der Katheder iſt ſo umſtellt, daß mit Ausnahme dieſer wenigen Prätorianer Niemand dem vortragenden Lehrer ins Geſicht ſehen kann. Kaum die Hälfte der Anweſenden ſind wirkliche Studenten; beinahe alle Klaſſen der Pariſer Bevölkerung werden hier vertreten. Mit andächtiger Miene hat hier ein Abbé Platz genommen, und ſcheint es eben nicht ſehr ſchmerzlich zu empfinden, daß die orthodoxe Geiſtlichkeit hier nicht mehr das große Wort führt. In die Ecke dort hat ſich ein Mulatte zurückgezogen, dem die Zugluft der geöffneten Fenſter wenig behagen will. Mancher Graukopf, der das Band der Ehrenlegion im Knopfloch trägt, mancher Ouvrier, der gerne eine Arbeitsſtunde verliert, wohl auch mancher Tagdieb, der keinen bequemern Ort und keine beſſere Gelegenheit weiß, die Zeit auf unterhaltende Weiſe ſich vom Halſe zu ſchaffen, haben ſich eingefunden. Eben erſt hat die Stunde geſchlagen, und ſchon wird das Publikum, das bisher eine muſterhafte Ordnung und Ruhe bewieſen hat, ungeduldig, und gibt auf ziemlich vernehmliche Weiſe zu erkennen, daß es beiſammen iſt und belehrt ſeyn möchte.

Endlich bricht ſich Lenormant Bahn durch die geſchloſſenen Glieder ſeiner Zuhörer. Dieſe intereſſanten und regelmäßigen Geſichtszüge, dieſes lebhafte und geiſtreiche Auge machen zum voraus einen günſtigen Eindruck ſelbſt auf denjenigen, der den ſchwarzen Schnurrbart bei einem Univerſitätslehrer nicht ganz in der Ordnung findet. Ob das rothe Bändchen am Fracke in den Juitagen oder auf dem unblutigen Kampfplatze hiſtoriſcher Forſchungen gewonnen wurde, weiß ich nicht zu entſcheiden; nur ſo viel iſt für mich gewiß, daß dieſer freie, anſprechende und gediegene Vortrag allein ſchon eine ſolche Auszeichnung verdient. Lenormant will, der öffentlichen Ankündigung zufolge, die neuere Geſchichte bis zur Regierung der lezten Fürſten aus dem Hauſe Valois verfolgen; allein um hiſtoriſche Thatſachen iſt es ihm weniger zu thun; er betrachtet die Geſchichte in ihrer Bedeutung unter einem weit höhern Standpunkte. Ausgehend von dem Begriffe einer organiſchen Entwicklung im Leben der einzelnen Staaten, ſucht er die allgemeinen Momente nachzuweiſen, die in ihrer Totalität und gegenſeitigen Durchdringung den Geiſt eines Volkes conſtituiren, und deshalb auch, außer dieſem weſentlichen Zuſammenhang betrachtet, nothwendig in einem falſchen Lichte erſcheinen müſſen.

So hat er gerade heute den an ſich parador klingenden Satz aufgeſtellt, der Geiſt des ſpaniſchen Volkes beruhe durchaus auf republikaniſcher Grundlage. Um dies zu beweiſen, unterſucht er vorerſt den Begriff und das Weſen der Republik, als einer beſondern Staatsverfaſſung. Er macht in dieſer Beziehung dem republikaniſchen Geiſte ſeines Volkes bedeutende Conceſſionen. Die Republik, ſagt er, iſt, philoſophiſch betrachtet, die vollendetſte Staatsform, wie denn mehrere der geachtetſten franzöſiſchen Schriftſteller ſich für dieſelbe erklärt haben; allein der gegenwärtige Stand der Verhältniſſe und der allgemeinen Bildung widerſtrebt durchaus den republikaniſchen Inſtitutionen, und nur die Monarchie iſt im Stande, das wilde Spiel der Leidenſchaften zu mäßigen und im Zaume zu halten. Venedig, die Schweiz, die Niederlande, Norwegen liefern den hiſtoriſchen Beweis zu dieſem Satze.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Fortsetzung.)

Theater.

An demselben Abend erschien: „Der Freiwerber," Lustspiel in drei Akten von Beutner, welches keine so günstige Aufnahme fand. Der Keen des Ganzen ist gut und hätte, in einen oder höchstens zwei Akte concentrirt, seine Wirkung wohl erreichen können. Vor Allem hätte der Verfasser die langweilige Gestalt der Baronin Stein, wie die widrige ihrer gelegenheitsmachenden Gesellschafterin erspaeen können; ihren Platz als Hebel der Handlung hätte die erste eben so gut erfüllt, wenn uns ihre Existenz in wenigen Worten erzählt worden wäre. — Der Verfasser des „Jadesi" lieferte noch ein zweites Stück: „Wer die Liebe hat, führt die Braut heim," worin er mehr als in jenem sein dramatisches Talent darthun konnte; doch waltet bei ihm durchaus mehr der Verstand als die Empfindung vor, und die wenigen Gefühlsmomente des Stücks haben bei weitem nicht so viel Wahrheit als das Uebrige. Die wichtigste Person des Stückes und eigentlich die einzige, mit einem — wenn auch weder sehr ehrenwerthen, noch sehr konsequent ausgesprochenen — Charakter ausgestattete, der Krämer Knig, hat eine wunderschöne Tochter und fünf Freier für dieselbe, unter denen zwei, der Advokat Rose und der Handlungskommis Hope mehr hervortreten. Jeder dieser beiden hat eine besondere Protektion in Knigs Hause. Die Mutter ist in den leichtsinnigen Hope vernarrt, und der Ladenjunge Tom hat eine krankhafte Zuneigung zu Rose, der einmal seinen Freund gerettet hat. Knig fordert, um seiner Tochter einen Brautschatz zu verschaffen, ohne selbst viel dazu zu thun, von jedem der Freiwerber 200 Pfund, und läßt dann seine Tochter unter ihnen auswürfeln. Hope gewinnt, und da Rose glaubt, das Mädchen liebe ihn, so zieht er sich zurück und will nach Amerika; aber Hope hat nicht nur das Geld zum Einsatze von seinem Principal, einem widerwärtigen alten Junggesellen, Sir Thornhill (einem sechsten, bereits abgewiesenen Freier der schönen Krämerstochter), geborgt und demselben einen Schein ausgestellt, Alles, was er damit verdiene, gehöre dem Gläubiger, sondern er schwazt, trotz Ehrenwort und Eid, diesem die ganze Sache aus, der nun vor Gericht Harriet, mit seinem Gelde gewonnen, auch als sein Eigenthum anspricht. Nun bleibt Rose, macht dem Gericht in einer sehr langen Rede begreiflich, daß ein solcher Vertrag ungültig sey, und verlangt als Entschädigung für Harriet, daß man ihr freie Wahl lasse, dem auch der von Reue zerknirschte Vater gleich beistimmt. Harriet wird gerufen, und — wählt Rose, den sie immer geliebt, und dieses nur aus blindem Gehorsam verschwiegen hat. — Shakespeare ist sichtbar das Vorbild des Herrn von Braunau, und da sich der dramatische Dichter kein höheres wählen kann, so ist das nur zu billigen; vorzüglich scheint aber „der Kaufmann von Venedig" sein Lieblingsdrama zu seyn und dessen emsiges Studium einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung dieses Schauspiels ausgeübt zu haben; denn nicht allein die Gerichtsscene mahnt so auffallend an jenen, daß der Verfasser selbst für nothwendig erachtet, auf dieselbe hinzuweisen,* sondern schon der Vertrag zwischen Hope und Thornhill erinnert an den Schein des königlichen Kaufmanns, und die barschen Reden der drei verunglückten Freier beim Fortgehen an die beiden Prinzen und ihren Abschied von Porzia. Der größte Fehler des Stücks ist eine beträchtliche Länge und Breite. — „Der Matrose," Drama in einem Akt, nach dem Französischen des Sauvage und Lurieux frei bearbeitet, gehört unter die erbärmlichsten französischen Rührspiele, und wäre besser unübersezt und unaufgeführt geblieben. — „Hans Heiling," romantische Oper in drei Akten nebst einem Vorspiele in einem Akt, von Eduard Devrient, Musik von Heinrich Marschner, zeigt, wie gefährlich es sey, einer jungen Frau das Versprechen abzunehmen, daß sie nicht mehr tanzen wolle. Sie hält es doch nicht, und wenn noch so eine Gelegenheitsmacherin von Mutter in der Nähe ist, kommt lauter dummes Zeug dabei heraus. Wir haben es sehr sonderbar gefunden, daß sich so viele Kobolde und Erdgeister mit ihren Königen und Königinnen aus dem Mittelpunkt der Erde herauf bemühen müssen, um endlich eine ganz gewöhnliche eitle Bauerdirne mit einem burggräflichen Leibsknaben zu verheirathen. — Die Musik ist gut gearbeitet und ziemlich melodiös, wenn gleich weder genial noch sehr originell. — Eine — bei uns wenigstens — neue Posse mit Gesang in drei Abtheilungen von Joh. Nestroy spielt 57 Jahre und heißt: „Gegen Thorheit gibt es kein Mittel." Von zwei Brüdern ist der eine ein unverbesserlicher Lump, der andere ein gutmüthiger Pinsel, der seinem Bruder, so oft er sich in die Klemme gebracht hat, mit vollen Händen Geld zuwirft. Welcher von beiden ist nun die Thorheit? Die Prager Kritiker wollen einen Preis auf die beste Beantwortung dieser Frage seyen. Das Publikum hat aber doch ein Mittel gegen diese Thorheit gefunden: es zischte sie aus, und siehe! sie kam nie mehr zum Vorschein. — Zwei andere Stücke desselben Verfassers: „Die zusammengestoppelte Komödie," komisches Tuttifrutti mit Gesang und einem Vorspiel, und: „Der Talisman" haben eine freundlichere Aufnahme gefunden. — „Das Mährchen von Greifenstein." Sage der Vorzeit in vier Abtheilungen von F. Waidmann (Weidmann), hat alle Erwartungen übertroffen. Man war nach dem Theaterzettel in vier Abtheilungen mit zahllosen Personen (deren wichtigste auch viermal repetirt wurden) etwa auf ein „Donauweibchen" in guten Versen gefaßt, weil man sich aus alter grauer Zeit erinnerte, daß Herr Weidmann zwar schlechte Stücke, aber gute Verse zu schreiben verstehe. Die Geschichte war aber noch schlimmer. Hier erscheint in der ersten Abtheilung ein Ritter, der sich in großer Armuth, dennoch im Besitze seiner Gattin glücklich fühlt; da kommt plötzlich ein athemloser Knappe, die Frau läßt ihn nach Hause rufen, weil sie noch heute sterben müsse; sie ist nämlich eine Art Cheristane, in die ein böser Geist Pyropus verliebt war, und deshalb sie und ihre Angehörigen verfolgt. In der zweiten Abtheilung hat Pyropus den Ritter zu allerhand bösen Streichen verführt, und er muß auf Befehl des Herzogs Heinrich Jasomirgott von Oesterreich nicht zu Kreuze kriechen, sondern einen Kreuzzug mitmachen, von dem er in der dritten Abtheilung zurück kommt, als seine Tochter eben heirathen soll; nun erfolgt ein Fluch, und in der vierten, worin die Gemahlin noch einmal (in Verklärung) erscheint, eine Sühne. Das Stück wurde ausgezischt.

(Schluß folgt.)

* Diese literarisch-diplomatische Wendung mahnt an die alte Anekdote, wo in einem Gedränge Jemand eine Geldbörse aus der Tasche gezogen wurde, und einige Schritte von ihm eine Stimme aus dem Haufen sich vernehmen ließ: „Seyn Sie ruhig, wenn Sie Ihre Börse vermissen, ich habe sie!"

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 6. April 1841.

Wohl iſt vermählt, die früh der Himmel wählet.
A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Niederbretagneſche Volkslieder. *

Der Baron von Jauioz.

1.

Zum Fluß ich ging der Arbeit nach,
Der Todtenvogel ſrufzt' und ſprach:

„Du biſt verkauft, weißt du es ſchon,
Tina? von Jauioz drm Baron."

Mutter iſt's wahr? was hörte ich!
Drm Greis Jauioz verkauft ihr mich?

„Mein Töchterlein, ich wiß es nicht;
Frag deinen Vater, was er ſpricht."

Vater iſt's wahr? verrichte mich,
Loiz von Jauioz verkauft din ich?

„Mein liebes Kind, ich weiß es nicht;
Frag deinen Bruder, was er ſpricht."

Lannik, mein Bruder, ſag mir's gern,
Bin ich verkauft drm großen Herrn?

„Verkauft ja biſt du dem Baron
Und glich fortwandern mußt du ſchon.

„Ja, ohne Säumen auf die Fahrt,
Der Kaufpreis ſchon gegeben ward:

„An Silberthalern zehn fünfmal,
Goldgulden einer gleicher Zahl." —

Mein Mütterlein belehre mich,
Was für ein Kleid ſoll nehmen ich:

Das weiße wollene Gewand,
Gewoben von der Schweſter Hand?

Schwarz oder weiß? Das Mieder wohl
Von ſchwarzer Seid' ich nehmen ſoll?

„Nimm, welches Kleid dir nur gefällt,
Gleich iſt, was immer du erwählt.

Das ſchwarze Roß am Thore ſteht,
Das harret, daß der Tag entflieht.

Dein, bis die Nacht hereinbricht, harrt
Das ſchwarze Roß, beſtimmt zur Fahrt."

2.

Nicht weit ſie kam den Pfad entlang,
Da tönt ihr nach der Glocken Klang.

Sie rief, das Auge thränenvoll:
„O heil'ge Anna, lebe wohl!

* Aus einer bald erſcheinenden Sammlung.

Digitized by Google

Ihr Heimathglocken, lebet wohl,
Mein Ohr euch nimmer hören ſoll!“

Als ſie den See der Angſt erſah,
Hielt eine Schaar von Todten da.

Die Todtenſchaar in weißem Kleid
In kleinem Nachen ſtund bereit.

Ein Haufen Todter ihr ſich zeigt,
Daß ſich ihr Haupt vor Schrecken neigt.

Als ſie durcheilt des Blutes Thal,
Die Todten folgen ihr zumal.

Da ward der Schmerz der Maid ſo groß,
Daß ihr die Pein die Augen ſchloß;

Da ward der Schmerz der Maid ſo groß,
Daß ſie in Ohnmacht ſank vom Roß.

3.

„Setz' dich zu mir, mein liebes Kind,
Bis mit dem Mahl ſie fertig ſind.“

Am Feuer ſitzt der Edelmann,
Schwarz wie ein Rabe angethan;

Weiß Bart und Haar, die Augen glühn,
So wie zwei Feuerbrände ſprühn.

„Nun iſt das junge Mägdlein hier,
Das ich ſo lang erſehnte mir.

„Willſt, liebes Mädchen, mit mir gehn?
All' meine Schätze ſollſt du ſehn.

„Durch alle Zimmer geh mit mir,
Mein Gold und Silber zählen wir.“ —

„Möcht' lieber bei der Mutter gut
Spähn' zähien in des Herdes Glut.“ —

„Komm! in den Keller ſteig' mit mir,
Den beſten Wein kredenz' ich dir.“ —

„Wär' Waſſer mir vom Quell geſchenkt,
Der meines Vaters Roſſe tränkt!“ —

„In die Marktläden geh' mit mir,
Einen Feſtmantel kauf' ich dir.“ —

„Wär' mir ein Rock von Lein gebracht,
Den meine Mutter mir gemacht!“ —

„Komm mit zum Kleiderſchrank, mein Schatz,
Borten zu wählen zum Beſatz.“ —

„Die weißen Treſſen beſſer ſtehn,
Die ſäumt' mein Schweſterlein Heien'.“ —

„Iſt's alſo, wie dein Mund mir ſagt,
So bin ich's nicht, der dir behagt.

Ich Thor, warum verſtummt' mein Mund,
Als ich dich kaufte, nicht zur Stund'!

Als ich dich kaufte mir zur Pein,
Da gar nichts Troſt dir mag verleihn!“

4.

Ihr guten Vöglein in der Luft,
Hört meine Stimme, die euch ruft.

Ihr fliegt in's Dorf, ich bleibe hier,
Bei euch iſt Luſt und Leid bei mir.

All' meine Landsleut' grüßt mir ſchön,
Grüßt alle, die ihr werdet ſehn:

Lieb' Mütterlein, das mich gebar,
Den Vater, der mir Nährer war;

Lieb Mütterlein, das mich gebar,
Den Prieſter, der mein Täufer war.

Mein Lebewohl an jeden ſingt,
Und mein Verzeihn dem Bruder bringt.

5.

Zwei, drei der Monden ſind entflohn,
Das ganze Haus, es ſchlummert ſchon,

Liegt in des ſanften Schlafes Macht,
Als nahe ſchon die Mitternacht.

Nicht drin ein Laut, nicht draußen ſtört,
Ein Stimmlein an der Thür' man hört:

„Um Gott, lieb' Mutter, Vater mein,
Laßt beten für eu'r Töchterlein!

Und betet auch, nehmt Trauer fein:
Im Sarg liegt euer Töchterlein.“

A. Kelier
und
F. v. Seckendorff.

Die Pariſer Univerſität.

(Fortſetzung.)

Entweder waren die Republiken unausgeſetzt auf dem ſtürmiſchen Meere wilder Volksbewegungen umhergetrieben, oder ſeufzten ſie unter dem Joche eines oligarchiſchen Deſpotismus. Spanien bietet dagegen das merkwürdige

Digitized by Google

Schauspiel dar, daß die monarchische Tyrannei vom Volke nicht nur geduldig getragen, sondern sogar begünstigt wurde. Der Ehrentitel des spanischen Königs, der ausschließlich den Beinamen des Katholischen führt, ist in dieser Beziehung ganz bezeichnend. Unter dieser gemischten Bevölkerung, deren christlicher Theil Jahrhunderte lang mit den Mauren zu kämpfen hatte, geschah es im Verlauf der Zeit, daß getaufte Juden oder Mauren durch ihr Geld zu Ansehen und den höchsten Würden im Reiche gelangten. Solche neugebackenen Granden waren für die Christen ein Gegenstand des Abscheus. Im wahren Sinne des Worts war nur derjenige adelig, dessen Familie sich, so weit man sie verfolgen konnte, von jeder Vermischung mit unreinem Blute frei erhalten hatte. Einer weitern Adelsprobe bedurfte es nicht, und man muß gestehen, dieser Grundcharakter der spanischen Nation hat sich so sehr in eine mumienhafte Form versteinert, daß zwischen jenen ritterlichen, kernhaften Gestalten des achten Jahrhunderts, die sich vor dem Andrange der Mauren in die Gebirge Asturiens zurückzogen, und den Basken unserer Tage kein wesentlicher Unterschied stattfindet. Dieses indolente Selbstgefühl, dieser Stolz, der Alles verachtet, was außer dem Bereiche der eigenen Persönlichkeit liegt, hat sich unter allen Metamorphosen der Zeit unverändert erhalten. Der Spanier, d. h. derjenige Spanier, dessen Stammtafel makellos hinaufreicht in die Nacht der Jahrhunderte, verabscheut Ackerbau und Gewerbe; das behagliche Nichtsthun ist daher eine unerläßliche Bedingung für den christlichen Hidalgo, und wenn man dessen ungeachtet zu verschiedenen Zeiten in einzelnen Provinzen Handel und Gewerbe blühen, den Ackerbau, und besonders die Gärtnerei auf merkwürdige Weise kultivirt sieht, so ist dies nur ein Beweis, daß dieser Theil der Bevölkerung mit maurischen und jüdischen Elementen gemischt ist. Der volblutige Spanier will von allem diesem nichts wissen. Den einzigen Stolz setzt er auf seine Abkunft und auf ritterliche Tapferkeit; und jene mittelalterlichen Helden, deren an's Unglaubliche grenzenden Thaten in Ostindien und Amerika die Bewunderung aller Zeiten bleiben, glichen auf's Haar den Räuberhäuptlingen und Klephten unserer Tage. — Dies ist der wahre Ausdruck des republikanischen Geistes, der, aus christlicher Wurzel entsprossen, sich dem Namen und dem Geschlechte, wenn auch nicht der Gesinnung nach als einen ächt christlichen kund gab. Darum konnte in Spanien von jenen hartnäckigen Kämpfen des Bürgerthums mit der Feudalaristokratie, die das Mittelalter hindurch fast alle Theile des katholischen Europas bewegten, gar nicht die Rede seyn. Die Cortes der einzelnen Provinzen geriethen nie in Conflikt, weil alle Elemente von derselben Grundansicht ausgingen und keine höhere Pflicht kannten, als die Erhaltung des Allen gemeinschaftlichen Interesses.

Lenormant geht nun zu der Behauptung über, die Inquisition sey eine Frucht dieses republikanischen Geistes gewesen. Die Inquisition war ihrem ursprünglichen Begriff und Wesen nach keine religiöse, sondern eine politische Institution, und weit entfernt, diesen Greuel einer hinter dem undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses verborgenen Justiz zu verabscheuen, war der Spanier sogar stolz darauf, eine so vortreffliche Anstalt zu besitzen. Schon der Umstand, daß dieses geheime Gericht der Mehrzahl nach aus weltlichen Beamten zusammengesetzt war, ist bezeichnend für seinen Charakter. Die Inquisition war nichts weiter als eine sehr gut bediente Polizei, vor der durchaus kein Ansehen der Person galt. Lediglich im Interesse der ärmern und niederern Volksklassen hielt man unverbrüchlich an dem Grundsatze fest, daß der Ankläger unter keinen Umständen genannt werden sollte. Denn meist gehörten die Denuncianten dem untersten Volke an, und wurden daher durch dieses Gesetz gegen die Rache und Verfolgung angesehener und mächtiger Familien geschützt. Was die der spanischen Inquisition zum Vorwurf gemachten Grausamkeiten betrifft, so darf man nicht vergessen, daß die damalige Gerichtspflege überhaupt barbarisch verfuhr, und der fein beobachtende Le Sage, der sich mehrere Jahre in Spanien aufhielt, hat in seinem Gil Blas das Wesen der Inquisition trefflich geschildert. Dieselben Schurken, die den Gil Blas zur Brandschatzung und Ausplünderung eines armen Wirthes benützten, unter dem gefürchteten Titel von Agenten der Inquisition, hatten, um ihre Diebere desto bequemer treiben zu können, sich als Mönche in ein Kloster aufnehmen lassen, bis sie durch den Spruch der Inquisition zum Tode verurtheilt wurden.

Solche Ansichten sind keineswegs durchaus neu; sie finden sich zum Theil schon in der Einleitung von Robertson's Geschichte Karls V., die Riemer bedeutend vermehrt hat; allein dadurch wird das Verdienst des französischen Docenten keineswegs vermindert. Für diese höhere, oder philosophische Auffassung der Geschichte geschieht gegenwärtig in Frankreich viel. Die französische Auffassung des geschichtlichen Stoffes ist freilich keineswegs immer eine durchaus wahre und unparteiische; im Gegentheil haben besonders wir Deutsche Grund genug, uns über ungerechte Beurtheilung zu beklagen. Hören wir einmal, wie Ozanam an Fauriel's Stelle über die deutsche Poesie des Mittelalters liest. Dieser junge, äußerst fleißige Docent hat sich noch nicht ganz vom Dienste des geschriebenen Hefts frei gemacht; dafür ist sein Ausdruck um so regelrechter. In einer historischen Einleitung, durch die sich der Zuhörer auf dem ihm fremden germanischen Boden orientiren soll, wird

Digitized by Google

der Kampf der Hohenstaufen'schen Kaiser mit der Hierarchie in einem für das berühmte schwäbische Haus eben nicht sehr günstigen Lichte beurtheilt. „Die Undankbaren," heißt es, „vergaßen über dem so vielfach bestrittenen Besitze Italiens die Erbländer ihrer Krone, und die germanischen Völker lohnten diese Undankbarkeit mit Gleichgültigkeit gegen das kaiserliche Haus. Kaum war Friedrich II. todt, als in Folge dieses unglückseligen Kampfes der weltlichen Macht mit der geistlichen allgemeine Unordnung und Verwirrung im Reiche einriß. Die Rheinstädte traten zu einem Bunde gegen die übermüthigen Zwingherrn der benachbarten Burgen zusammen; Richard von Cornwallis und Alfons von Kastilien überboten einander in dem auf die deutsche Krone gesezten Kaufpreis, und jene traurige Periode des Interregnums verscheuchte sogar der Minnesänger tändelnde Muse. Wolfram von Eschenbach führt deshalb bittere Klage, und die Troubadours seufzen, daß die schöne Zeit der Tourniere und der Galanterie unwiderbringlich verloren sey, daß die goldenen Tage, da die Damen sich vertrauensvoll um ihre Ritter sammelten, wie zahme Vögelein, die ihr Futter von der Hand wegholen, durch Wegelagerer und Mörder verscheucht worden. Die Städte allein retteten das Reich." — Und nun wird daran der fernere Gedanke geknüpft, wir Deutschen hätten, wie schon der große Leibnitz bemerkt habe, in eine große Republik zusammentreten sollen. Man sieht, der Docent ist freigebig auf anderer Leute Kosten; übrigens muß man es ihm zur Ehre nachsagen, daß er auch seinen eigenen Landsleuten die Wahrheit sagt. Das tragische Ende Konradins gibt ihm dazu reichen Stoff, der zur großen Rührung der Anwesenden bis in's kleinste Detail verfolgt wird. Auch der Handschuh wird nicht vergessen, den ein Hirte aufhob und der Tante des unglücklichen Prinzen nach Arragonien überbrachte, das den grausamen Karl von Anjou für den doppelten Fürstenmord zu so strenger Verantwortung zog.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Schluß.)

Theater. — Ole Bull.

„Wer wird Amtmann? oder: die Werbung," Lokalposse mit Gesang in zwei Akten von Friedr. Kaiser, hat bewiesen, daß die Prager sehr leichtsinnige Menschen sind. Die Posse predigt zwei und eine halbe Stunden die schönste trockne Moral, und wurde doch ausgezischt. Noch mehr empörte: „Ein toller Streich über den andern," Posse mit Gesang in zwei Akten, nach einem ältern Sujet frei bearbeitet von Joseph Smith. — Vier Gastdarstellungen des Herrn De Bezzi, ersten Tenorsängers von der italienischen Operngesellschaft des Herrn Merelli (nicht Merilli, wie der Theaterzettel mit eiserner Konsequenz behauptete) und eben so viele des Herrn Eitz aus Berlin haben bewiesen, daß man ohne oder wenigstens mit einem ganz kleinen Restchen von Stimme noch sehr wirksam singen könne. Der Referent des „österreichischen Morgenblattes" meinte, beide Herren müßten sich lange am Rhein aufgehalten und an dem: „Sie sollen ihn nicht haben," heiser gesungen haben. — „Die Zauberräthchen, oder: die Liebhaber als Bettelmusikanten," Zauberposse mit Gesang in drei Akten von Frey, dem ehemaligen Regisseur dieser Bühne, muß gleichsam als Todtenfeier für den Verewigten alle Jahre einmal angesehen werden, und das Prager Publikum hat diese Pönitenz auch heuer glücklich überstanden. — Auch „Abellino, der große Bandit," nach der neuen Bearbeitung (in Trochäen) des Verfassers, und „der Schnee," komische Oper von Auber, wurden neu in die Scene gesezt und vor leeren Bänken gespielt. — Auf Elephanten, Araber und Automaten folgten große Kunstvorstellungen der Gebrüder Graffina, athletischer Künstler aus dem Cirkus franconi (so zeigte der Theaterzettel an) in Paris; aber das Publikum besuchte dieselben so sparsam, daß Direktor Stöger sie bald wieder verschwinden ließ.

Ein Glück, wie selten, man könnte fast sagen nie ein Virtuose bei uns machte, ist Ole Bull zu Theil geworden, der zwölf Konzerte gegeben hat, von welchen die meisten (zumal die lezten in dem großen Redoutensaale) gefüllt waren. „Ole Bull," sagt ein hiesiger bedeutender Musikkenner, „ist in seinem Kreise vollkommen, wenn es gleich allerdings wahr ist, daß er keinen großen Styl hat." — Ole Bull besizt eine unbegrenzte Herrschaft über sein Instrument, was nicht allein die höchste, und im vollen Sinne des Wortes infallible Reinheit bei den wunderbarsten Schwierigkeiten (selbst bei Trillerketten in den höchsten Tönen des Instruments), sondern die Gesammtheit seiner Leistung unter den verschiedensten Gesichtspunkten beurkundet. Er arpeggirt mit springendem oder stoßendem Bogen Akkorde auf allen Saiten, und läßt selbe unter dem Gesang deutlich anklingen; er überwindet ungeheure Schwierigkeiten mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, daß der Nichtkenner meint, das müsse ein Jeder hervorbringen; er trägt lange Gesangstellen, selbst Doppelgriffe im Flageolet — dem er jedoch über die Maßen zugethan scheint — vor, und schlägt im dreistimmigen Spiel eine Reihe von Trillern an, welche in Erstaunen sezt. Er durchfliegt die ganze Scala mit zauberhafter Schnelligkeit und vereinigt ihre Pole durch die verwegensten Sprünge, während er im vielstimmigen Satz in gleicher, schiefer und entgegengesezter Stimmführung bis zur fugenartigen Imitation tonfest und höchst melodiös bleibt, und seinem Instrumente die Geltung eines kleinen Orchesters zu verschaffen weiß. Das Ausgezeichnetste in seinem Vortrage sind die graziösen und zierlichen Stellen, und seine silberrein zarten und lieblichen Verzierungen überraschen eben so sehr, als sie erfreuen. Wenn Ole Bulls moderne, sonderbare, mitunter etwas bizarre Kompositionen mit ihren grellen Gegensäzen und lärmender Orchesterbegleitung gar manchem gerechten Tadel bloßgestellt sind, und leider nur negativ an Molique's meisterhafte Tondichtungen für sein Instrument erinnern, so darf man deshalb den Vorzug nicht verdammen, den er ihnen vor allen andern Violinkompositionen zugesteht, da sie allein es sind, worin er dem Publikum seine ganze Virtuosität zeigen kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. April 1841.

Some merry mocking lord, belike; is't so? —
They say so most, that most his humours know.
Shakespeare.

Die dämonische Visitenkarte.

An einem heißen Julitage — erzählt ein kürzlich verstorbener Gelehrter in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten — saß ich, müde von einer langwierigen und minutiösen Arbeit, im Garten hinter meiner Wohnung. Der schwülste Mittag brütete über der Stadt. Ich hatte mich unter die Bäume geflüchtet, mehr um den blendenden Reflexen der gegenüber stehenden Häuser zu entgehen, als um des Schattens zu genießen; denn das verbrannte Laub, das seit Wochen keinen Regen getrunken hatte, vermochte die Kraft der Sonnenstrahlen nicht zu brechen, und wo man gehen oder stehen mochte, überall war man im Feuerofen. In den Straßen war kein Fußtritt, in den Häusern kein Laut, von den Bäumen kein Vogelsang zu vernehmen, alles Leben hatte sich unthätig dem Gebot der Mittagshitze unterworfen, und es war jene schwüle Stille in der Natur, von der man sagt: Es schläft der große Pan.

Ob ich gleich unter diesen Umständen keine Erquickung hoffen konnte, so war's doch ein Trost, auf eine Weile meinen dunkeln Wänden und der unvermeidlichen Gesellschaft der Bücher entnommen zu seyn, und gedankenlos sah ich von meiner Moosbank dem einzigen lebenden Wesen um mich her, einem Wurme zu, der, wenigstens empfänglich für die Hitze, um einen Baum seine melancholischen Ringe zog, unermüdlich und ohne je von seiner Bahn abzuweichen, als hätte ihn irgend ein Zauber in diesen Kreis gebannt. Endlich aber war ich dieses Schauspiels satt und erhob mich, um mich in's Zimmer zurückzubegeben. Als ich die Thüre öffnen wollte, fand ich eine Karte daran, die mich mit Freude, Verwunderung und Aerger zugleich erfüllte. Sie enthielt den Namen eines mir sehr werthen Jugendfreundes, der vor etwa einem Monat nach Paris gegangen war und, wenigstens seinem frühern Plane gemäß, nicht schon wieder zurück erwartet werden konnte. Aber gleichviel! die Karte meldete mir seine Anwesenheit, und da der Freund viel Sonderbares in seinem Wesen hatte, so schien eine so plötzliche Aenderung seines Vorhabens weder unmöglich noch außerordentlich, und ich war nur ungehalten auf die Leute, bei denen ich zur Miethe wohnte, daß sie, die sonst die Gefälligkeit selbst und mit allen meinen Gewohnheiten wohl vertraut waren, ihn nicht zu mir in den Garten gewiesen hatten. Mein erster Gedanke war, ihn sogleich aufzusuchen; aber seine Wohnung war sehr weit von der meinigen entfernt, und es stand zu vermuthen, daß er Besuche bei seinen vielen Bekannten machen werde; außerdem hatte ich Hoffnung, ihn diesen Abend in einem regelmäßigen Cirkel zu treffen, den er mit den Seinigen zu besuchen pflegte.

Digitized by Google

Wädrend ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, hielt ich die Karte in der Hand, die mich sogleich wieder lebhaft an eine dee vielen Eigenthümlichkeiten des vorzüglichen jungen Mannes eeinneete. Er hätte nämlich den löblichen Grundsatz, geschmackvolle Visitenkarten zu führen, bis auf einen erstaunlichen Grad getrieben, und war dabei höchst veeschwendeeisch mit seinem Voerath, und zwar, wie wir ihn in der Stille beschuldigten, theils um mit seinen kleinen Kunstweeken etwas zu peunken, theils um desto eher wieder zu einem neuen Stempel zu kommen, weil keiner seinen unruhigen Geschmack ganz befriedigen konnte. — Es waren damals unser meheeee zusammen, lauter Unioersitätsfreunde, „von gleichem Schritt und Tritt." Wir pflegten uns fast jeden Abend an einem gemeinschaftlichen Oet zu treffen, und besuchten uns üdeedies noch oft genug in unsern Wohnungen. Dessen ungeachtet versaumte er nie, wenn er einen oon uns nicht zu Hause fand, eine Karte zu hinteelassen. Zuweilen machten wir uns den Scheez, eine große Anzahl seiner Karten zu sammeln und ihm wieder in's Poetefeuille zu stecken, was ee mit einem etwas erzwungenen Lächeln geschehen ließ. — Dachte ich nun so an manche Seltsamkeiten des zueückgekehrten Freundes, so war ich auch nicht wenigee feinee schönen und edlen Eigenschaften eingedenk, seines Wohiwollens, seiner aufopfernden Gefalligkeit und feinee durch keine Entfeenung, ja durch den Tod nicht zu oeemindernden Anhänglichkeit, und mit lebhafter Feende trat ich in den Abendcirkel, wo ich ihn zu sehen vermuthete.

Eine der ersten Gestalten, auf die mein Auge fiel, war seine Schwester, die neben der Hausfeau auf dem Sopha saß, und kaum hatte ich diese begrüßt, als ich mich an jene mit den Woeten wendete: „Eduard ist ja zueück! Sie können sich vorstellen, wie leid mir's that, daß er mich verfehlt hat. Ist ee nicht hier?" — Alles dies wae gesagt, noch ehe ich die Verwundeeung bemerken konnte, die meine Nacheicht erregte. „Sie sind glücklicher als wir," wuede mir mit einiger Bitterkeit entgegnet; „er hat sich noch nicht zu Hause blicken lassen." Diese Antwort machte mich nicht wenig bestüezt, nicht sowohl weil ich iegend etwas Schlimmes beforgte, als weil ich plötzlich gewahr wuede, daß ich einen Verrath begangen hatte. Unter den Liebhabereien des Feeundes war auch ein gewisser Hang zur harmiosen Intrigue. Er, der uns zu Gefallen Leib und Leben aufgeopfeet hatte, konnte einen kleinen Auftrag, den ihm einer an den andeen gab, absichtlich unterschlagen, um sich an dem unschädlichen Mißoeeständniß, an den sich kreuzenden Bestellungen einen Tag lang zu weiden; ee konnte auf der Straße an seinen desten Feeunden vorübergehen, als ob er sie nicht erblickte, und manchmal zog er den Hut tief vor mir ab, als hätte er mich mit Jemand anderm, mit einer Refpektspeefon verwechselt. Eine desondere Leidenschaft aber datte er für's Incognito: er konnte, wenn er von größeen oder kleinern Reisen zurückkam, statt zu seiner Familie (dee er gleichwohl herzlich zugethan war) zu eilen, sich in einem Gasthof mit irgend einem alten Buch voe Anker legen, erst nach einigen Tagen, da das Geheimniß in einer so kleinen Stadt nicht lange veeborgen bleiben konnte, auf dee Straße erscheinen und so nach und nach, man wußte nicht recht wie, sich wieder in die Gesellschaft heeeinschmuggeln. Voefälle dieser Art, welche nicht immer veeschwiegen blieben, hatten ihm bei den Seinigen, die ihn bis zur Eifeesucht liebten und füe einen solchen Humor keinen Sinn hatten, schon veeschiedene Verdrießlichkeiten zugezogen; bald fiel ihr Unmuth auf einen Feeund, bald füechteten sie, auf ein zärtliches Veehältniß zu stoßen, das ihnen einen Theil seines Herzens geraubt habe; kurz, sie konnten die Absichtslosigkeit soicher Veesteckenskomödien nicht begreifen, wäheend seine Freunde sich leichter daeein zu finden verstanden; diese wußten, je wenigee sie sich verwundeet bezeigten, je weniger sie Miene machten, ihm nachzuspüren, desto früher teat er wieder aus seinem Dunkel hervoe.

(Schluß folgt.)

Die Pariser Universität.

(Fortsetzung.)

„Veegesse man nie, daß in der Geschichte nicht nur das logische Gesetz der Nothwendigkeit heresht, sondern die hödere Macht einer sittlichen Gerechtigkeit, die die kommenden Geschlechter für die Schuld der frühern verantwoetlich macht. Alle Veesuche Feankreichs, sich in Unteriralien festzusetzen, scheiterten, und doch stritten die feanzösischen Soldaten mit heldenmäßiger Tapferkeit. Das Blut der gemoedeten Unschuld mußte gerächt seyn." Und nun erschöpft sich Ozanam im Lobe des liebenswürdigen, untee der Aufsicht dee zaetlichsten Muttee heangewachsenen Koneadin, der nicht bloß eine für jene Zeit sehr bedeutende Bildung besaß, sondeen schon in seinem fechzehnten Jahee zarte Minnelieder sang. Wee kennt nicht jene rüdrenden Steophen, womit die Manessische Sammlung idren reichen Schatz unseeer mittelalterlichen Poesie eröffnet? Unsteeitig das sprechendste Denkmal für den Geist und Charakter Koneadins; allein der Himmel verschone Jeden mit einer französischen Uebeesetzung desselben. Der zarte Duft diesee naioen, kindlichen Sprache, die fast durchgängig ihre Blumen auf dem

Digitized by Google

Maienfelde des Frühlings und der Liebe sammelt, verfliegt, wie der farbige Sammt eines Schmetterlingsflügels bei der unsanften Berührung eines kritischen Forschers, und man kann sich dabei eine Vorstellung machen, in welchem Lichte den unserer Sprache nicht mächtigen Franzosen die Dichtungen des deutschen Mittelalters erscheinen müssen. Und doch wird auch diese Vorlesung auf's Fleißigste besucht.

Aus diesen kurzen Andeutungen ist es ersichtlich, theils wie auch die Franzosen heute die Geschichte behandeln, theils daß der historische Stoff überhaupt in alle Doctrinen verwebt wird. Am auffallendsten ist dies bei der Philosophie. Die theoretischen Fragen derselben, welche die deutschen Denker so vielfach beschäftigen und in den besondern Systemen so verschieden beantwortet werden, erhalten in Frankreich durchaus eine praktische Wendung. Von Psychologie, Logik, Metaphysik ist an der Pariser Universität so wenig die Rede, als an andern Fakultäten des Landes, die sich mit den sogenannten Lettres beschäftigen; und während z. B. in Berlin in einem Semester vielleicht zehn Vorlesungen über theoretische Philosophie gehalten werden, muß man sich in Paris mit einem Kurs über die Geschichte der alten und neuen Philosophie begnügen, dem sich eine Vorlesung über die philosophische Moral anschließt. An Cousins Stelle, der auf seinen ministeriellen Lorbeeren ausruht, trägt Jules Simon die Lehre der Alexandrinischen Schule vor; Damiron liest für Royer-Collard über die Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts, und Barthélemy St.-Hilaire, ein Mitglied jener zahlreichen Familie, welche der Wissenschaft, und besonders auch der hiesigen Universität so viele tüchtige Männer liefert, lehrt im Collége de France griechische und lateinische Philosophie. Man kann es sich nicht verhehlen, daß diese ganze Einrichtung den wesentlichen Uebelstand mit sich führt, daß bei der Behandlung einzelner Systeme dem Anfänger keine Uebersicht der philosophischen Entwicklung zu Theil wird, von der Unzweckmäßigkeit des Vortrags gar nicht zu reden.

Der Unterschied der deutschen und französischen Philosophie wird sich uns am deutlichsten herausstellen, wenn wir hören, wie Garnier, Jouffroys Ersatzmann, die Moralphilosophie behandelt. Er beschäftigt sich gerade mit der philosophischen Würdigung des Duells und des Kriegs. Anstatt nun aber im Sinne unserer deutschen Philosophen den Ursprung des Zweikampfs auf die noch unentwickeltste und roheste Form des Gesellschaftsverbandes zurückzuführen und etwa mit Hegel zu sagen, das Selbstbewußtseyn führe den Beweis, daß ihm die Unmittelbarkeit seiner Erscheinung und die individuelle Lebendigkeit nicht als das Wahre gelte, dadurch, daß es das andere Selbstbewußtseyn auf Leben und Tod angreife, stellt Garnier den Satz voran: das Duell, entstanden aus Aberglauben, wurde im Verlauf der Zeit zu einem richterlichen Beweisgrund, und kann gegenwärtig nur noch als Sache der Eitelkeit betrachtet werden. Zur Erläuterung der rechtlichen Bedeutung, welche das Mittelalter dem Zweikampf beilegte, wird sofort der Zuhörer mit der ausführlichen Geschichte eines solchen, unter dem ritterlichen Franz I. vorgefallenen Zweikampfs auf Leben und Tod unterhalten. Eine die Ehre einer angesehenen Familie kränkende Behauptung kann in Ermanglung von Zeugen nur mit den Waffen als wahr oder lügenhaft erwiesen werden, und der König, der in frühern Jahren seinem gefährlichen Gegner Karl V. gleichfalls den Handschuh hingeworfen hatte, den dieser aber nicht aufzunehmen für gut fand, ertheilt selbst die nachgesuchte Erlaubniß. Sofort wird ein lebendiges und anschauliches Bild aller der Vorbereitungen und Ceremonien entworfen, die dem feierlichen Akte vorangehen, und selbst der Farben geschieht Erwähnung, in welche die beiden Gegner und ihr zahlreiches Gefolge gekleidet waren. Endlich beginnt der Kampf, bei dessen Darstellung der Docent so weit geht, seinem gespannten Publikum sogar die Hiebe, welche geführt wurden, möglichst anschaulich zu machen. Der Sieger, nachdem er seinen Feind völlig unschädlich gemacht, ersucht den von einem Balkon aus der blutigen Scene zusehenden König in wohlgesetzter Rede, ihm seine Ehre wiederzugeben, und Franz willfahret mit den Worten: „Vous avez combattu en César et parlé en Aristote.“

Hören wir ferner, wie Garnier das Recht, oder die Thatsache des Kriegs beurtheilt. Dies ist ein Gegenstand, der sich für einen französischen Katheder eignet. Wie viele interessante Kriege sah die Welt nicht von Sesostris an bis auf Napoleon! Die bedeutendsten derselben, besonders wie sie in einem wesentlichen und nothwendigen Verhältniß zu der bestimmten Nationalität eines Volkes stehen, werden auf defriedigende Weise aufgeführt, wobei der langen Rede kurzer und richtiger Sinn der ist, daß jeder Eroberungskrieg an sich verderblich seyn müsse. Dauernde Eroberungen kommen nur durch die Sympathien der Völker zu Stande, und in diesem Falle häufig ohne einen Schwertstreich. Philipp August vereinigte die Normandie, Maine, Auvergne, Poitou und andere Provinzen mit der französischen Krone, ohne daß er in seinem ganzen Leben eine Schlacht lieferte. Ohne Eroberung wurde er der größte Eroberer Frankreichs. Er legte Beschlag auf eine Provinz, und die Sache war abgemacht, weil die Völker sympathisirten, während die Heirathen der Fürsten nicht immer auch Heirathen der Völker sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 2. April.

In einem Schreiben aus Bremen werden wir sehr dringend aufgefordert, den nachfolgenden Aufsatz abdrucken zu lassen, durch den unsere in Nr. 249 und 250 des vorigen, und in Nr. 15 und 16 dieses Jahrs mitgetheilten Berichte über die kirchlichen Streitigkeiten in Bremen berichtigt werden sollen. Wir haben die erwähnten Briefe aufgenommen, weil der Verfasser keinem der streitenden Theile anzugehören schien und, er mag in der Wirklichkeit seyn, wer er will, für den mit den Bremer Verhältnissen nicht näher Bekannten, und somit auch für die Redaktion, außerhalb der Parteien steht. Der Einsender der Berichtigung glaubt nun aber versichern zu können, die Unbefangenheit unseres Korrespondenten sey nur Maske, und sein Bericht ein vom Lager der Pietisten ausgegangenes Pasquill auf die Partei der Denkgläubigen und ihre Hauptvertreter. Bei unserer Entfernung vom Schauplatz können wir darüber nicht urtheilen, und lassen das Mitgetheilte ohne weitere Bemerkung folgen. Der Einsender mag die Verantwortung dafür übernehmen.

Bremen, März.

Kirchliche Streitigkeiten.

Die kirchlichen Streitigkeiten, welche durch die hier gehaltenen Verfluchungspredigten des bekannten Pastors Krummacher von Elberfeld in unserer sonst so ruhigen und glücklichen Vaterstadt veranlaßt wurden, haben für den Pietismus eine ganz andere Wendung genommen, als derselbe, im Vertrauen auf seine bisherige ungestörte Herrschaft in Bremen, anfangs erwartete. Man würde sich selber irre führen, wenn man läugnen wollte, daß der Pietismus während des letzten Jahrzehnts hier ein entschiedenes Uebergewicht, und einen in alle Verhältnisse eindringenden, eben deshalb aber auch wahrhaft drückenden Einfluß ausübte. Es ist höchst bemerkenswerth, daß sich der Pietismus hier ganz in demselben Verhältniß breiter machen und herausfordernd, ja (wie in Pastor Mallet's „Kirchenboten") offenbar verfolgungssüchtig und fanatisch auftreten durfte, in welchem Bremen an wissenschaftlich gebildeten und gelehrten Theologen ärmer wurde. Auch Dr. Stolz und Dr. Ewald hatten miteinander dogmatische Streitigkeiten. Allein beide waren wissenschaftliche Männer, deren vielseitige theologische Kenntnisse sie vor Fanatismus bewahrten, zu welchem Stolz als denkgläubiger Theolog ohnedies nie die mindeste Neigung gezeigt hatte. Zudem waren damals beinahe sämmtliche geistliche Aemter mit wissenschaftlichen und gelehrten Männern, wie z. B. dem trefflichen Bekenn beiezt, welche bis an ihr Lebensende im Forschen nach Wahrheit nicht ermüdeten. Der Einzige, welcher damals der mystischen Richtung huldigte, war der auch auswärts bekannte Menken. Allein der Mysticismus dieses ausgezeichneten Mannes war meistens ein geistig inniger, und näherte sich häufig der ächt christlichen Mystik. Ueberdies war er in einer Hauptlehre des Pietismus, nämlich in der Lehre von der Genugthuung und dem Opfertode Christi, durchaus nicht kirchlich orthodox, und war überhaupt zu gebildet, um der rohen Polemik, wie sie in unsern Tagen durch den Pietismus aufgebracht worden ist, irgend wie huldigen zu wollen. Diese Verhältnisse, unter deren günstigem Einflusse herzliche Religiosität, wahre Bildung und kirchlicher Friede gediehen, veränderten sich aber im Laufe der Zeit auf eine betrübende Weise. Die alten, achtbaren Matadore des geistlichen Standes starben allmählig weg, oder verließen Bremen, oder legten, wie Stolz und Menken, ihre Stellen nieder. Bei der großen, aus mehr als 25,000 Seelen bestehenden Domgemeinde, welche mit ihren Predigern stets der vernunftgemäßen Ansicht des Christenthums huldigte, blieben zwar noch einzelne ausgezeichnete Männer, wie Dr. Kottmeier, zurück; allein bei dem hohen Alter derselben fehlte ihnen natürlich sowohl die Neigung wie die nöthige Energie zum entschiedenen Widerstand gegen den wachsenden Pietismus. Dieser hatte sich nämlich, nach dem Abgange der seäderen hiesigen Geistlichen, in den neuangestellten jüngeren Predigern förmlich konstituirt. Nachdem erst ein offenkundiger Pietist angestellt war, zog dieser durch seinen Einfluß bald den zweiten und dritten nach sich, bis, mit Ausnahme von sieben zum Theil schon früher dagewesenen denkgläubigen Predigern, sämmtliche übrige zweiundzwanzig Stellen in der Stadt und im Gebiete mit Pietisten besezt waren. Die gebornen Bremer wußten schon zum voraus, daß sie bei ihren Bewerbungen nicht durchdringen würden, wenn sie nicht der Meinung der Mehrzahl der Ministeriumsmitglieder und so manches einflußreichen Weltlichen huldigten; die wenigen andern, von auswärts her Berufenen dagegen fügten sich gleichfalls bald der Mehrzahl. Nicht ein Einziger unter ihnen zeichnete sich durch besondere wissenschaftliche Kenntnisse aus, ja ihrer Einer, und zwar gerade der welcher bald nach seiner Anstellung am fanatischsten verketzerte, war gänzlich durchs Examen gefallen. Allein sämmtliche Pietisten hielten so fest zusammen, und übten, zum Theil auch durch ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse, einen so mächtigen Einfluß aus, daß es zulezt selbst für hochgestellte Personen gefährlich geworden war, gegen den Pietismus ein Wort zu reden. Als Mallet in seinem Bremischen Kirchenboten nach einander die gesammte Braunschweigische, dann die gesammte Oldenburgische, und in neuester Zeit, mit wenigen Ausnahmen, auch die gesammte Geistlichkeit unserer Schwesterstadt Hamburg als ungläubig und verderbte Menschen angeklagt und verurtheilt hatte, gerieth hiedurch, in Folge von offiziellen Requisitionen, selbst die Bremische Regierung in Unannehmlichkeiten. War aber eine solche Sache wieder vertuscht, so fingen die Pietisten ungebindert ihr altes verketzerndes Treiben von Neuem an, und das zähe pietistische Netz zog sich immer drückender über Hohe und Niedere. Zwar waren von den denkgläubigen Gemeinden auch einige freisinnige Geistliche erwählt worden; allein unter diesen hätte bloß der gelehrte und geistreiche Dr. Böckel die Mittel besessen, um dem Pietismus mit Erfolg zu widerstehen. Auch hatte Mallet's Kirchenbote dem Dr. Böckel gleich bei dessen Hierherkunft seine Wirksamkeit zu verkümmern gesucht. Nachdem aber Böckel den Pietisten aufs Ernstlichste zu verstehen gegeben hatte, daß sie bei Vermeidung eigener Gefahr ihn doch ja in Ruhe lassen möchten, kam es zwischen ihnen zu keinem entschiedenen Zwiespalte, und Böckels baldige Berufung als Generalsuperintendent nach Oldenburg machte auch die zunehmende geheime Feindschaft der Pietisten erfolglos. Nach dem Weggang dieses gelehrten und freisinnigen Predigers fehlte, zumal in dem geistlichen Ministerium, als dem Centrum der pietistischen Thätigkeit, jedwede faktische Opposition, und der Pietismus konnte der frohen Hoffnung leben, es stehe ihm für seine Plane jezt nichts mehr im Wege, und selbst das noch vorhandene Ansehen einiger alten Domgeistlichen sterbe zugleich mit diesen aus. (Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. April 1841.

Eine Menge moralischer und religiöser Fragen hängt von der Art und Weise ab, auf welche man den Ursprung und die Bildung unserer Ideen betrachtet; und gerade die Verschiedenheit in dieser Hinsicht trennt die deutschen Philosophen von den französischen.

Frau v. Staël.
Deutschland.

Die Pariser Universität.

(Fortsetzung.)

„Die Burgunder weigerten sich, in den Vertrag zu willigen, kraft dessen Franz I. Burgund an Karl V. zurückgeben sollte. Als die kriegslustigen Generale und Staatsmänner 1682 Ludwig XIV. zu einem Eroberungskriege reizten, wandte sich Bayle in freier und energischer Rede an König und Volk, und suchte, mit Hinweisung auf den gerade damals am Himmel stehenden Kometen, von einem Kriege abzumahnen, der unter allen Umständen für Frankreich nachtheilig sey. Er hatte wahr prophezeit: jahrelange Kämpfe brachten Frankreich wenig Ehre und große Verluste." — Das heißt vernünftig gesprochen, und es ist nur zu bedauern, daß die politischen Kannegießer bei dem Philosophen nicht in die Schule gehen und daß solche Doktrinen unter den leeren Deklamationen der Tageblätter sich nur selten Gehör verschaffen.

Nicht in demselben Maße wird Damiron unsern Beifall verdienen, der ein minder zahlreiches Publikum im gegenwärtigen Augenblick mit der Lehre Spinozas bekannt macht. Allerdings ist es keine leichte Aufgabe, die Geschichte der Philosophie in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen sich und Andern zum klaren Bewußtseyn zu bringen; allein über die schlechteste aller Methoden, die den philosophischen Schriftsteller in seinen einzelnen Sätzen erklärt, wie man einen klassischen Autor interpretirt, sollte man doch hinaus seyn. Freilich darf man in dieser Beziehung keine großen Anforderungen machen, da die bedeutendste Autorität der französischen Schule, Cousin, in seinen philosophischen Vorträgen die Welt glauben machen will, es gebe vier Methoden oder Systeme des philosophischen Gedankens, den Sensualismus, Spiritualismus, Idealismus und Mysticismus, die alle dieselbe Berechtigung haben und nach der Individualität der einzelnen Völker wechseln. Unstreitig der beste Gedanke Damirons ist der, er habe, so oft er den Spinoza gelesen, jedesmal die gediegene Schönheit und kräftige Anmuth seines Styls bewundert. — Noch weit befangener ist Jules Simon, der bei der Beurtheilung des Lamennaisschen Entwurfs einer Philosophie gegen die Trinitätslehre des letztern weiter nichts zu sagen weiß, als daß solche Versuche, das Wesen der Dinge, nach dem Vorbilde der göttlichen Dreieinigkeit, als Einheit in der Dreiheit und als Dreiheit in der Einheit zu begreifen, wie dies unter Andern von Oken geschehen, sich wohl für Deutschland eignen, nicht aber für Frankreich, das bündige Beweise verlange. Seine ganze Polemik gegen

eine philoſophiſche Begründung des Trinitätsdogmas läuft auf den in Deutſchland bereits verſchollenen rationaliſtiſchen Einwurf hinaus, drei Perſonen in Weſenseinheit ſeyen etwas Undenkbares. Ja wohl, wenn man den Maßſtab des endlichen Geiſtes an den unendlichen legt. Unter dieſer Vorausſetzung iſt es alsdann auch leicht, alle dieſe mehr oder weniger gelungenen Verſuche ſchon bei den Alexandrinern oder Neuplatonikern im Keime vorgebildet zu finden.

Entſchlagen wir uns ſolchen Abſtraktionen und eilen aus dieſer gelehrten Atmoſphäre in das geräumige Amphitheater der Sorbonne. Auf wen wartet dieſe zahlreiche und gemiſchte Zuhörerſchaft? Pouillet hält ſeinen Kurs über Phyſik, und der klare, lebendige und fließende Vortrag rechtfertigt in vollem Maße den Andrang und die Aufmerkſamkeit Lerndegieriger aus allen Ständen. Freilich iſt das phyſikaliſche Kabinet auf eine Weiſe ausgeſtattet, daß ſich der Lehrer die ſchönſten und koſtbarſten Experimente erlauben kann. Auch bedarf es hiezu keiner langen Vorbereitungen; zwei gewandte Aſſiſtenten haben zum Voraus das Nöthige in Ordnung gebracht und harren bloß eines Winks, um die verſchiedenen Inſtrumente in Thätigkeit zu ſetzen und den Worten des Meiſters jene Beweiskraft zu ertheilen, die man mit den Augen und Händen greifen kann. — Von dieſem Rechte auf materielle Dienſtleiſtungen macht beſonders der ſorgfältig gekleidete Dumas in der Chemie einen ſehr ausgedehnten Gebrauch. Kaum ſollte man es glauben, daß dieſe zarten und weißen Hände einem der bedeutendſten Chemiker angehören, der es ſicherlich ohne Kohlenfeuer, Tiegel und Retorten nicht ſoweit gebracht hätte; mit beinahe mädchenhafter Aengſtlichkeit vermeidet er jede Berührung, die ſeiner Toilette irgend nachtheilig werden könnte, und iſt eben ſo eifrig bemüht, ſobald als möglich ſolche Miſchungen bei Seite ſchaffen zu laſſen, welche die Geruchsnerven nur im entfernteſten beleidigen. Bloß dann, wenn es eine Miſchung gilt, die durch eine ſchöne Färbung das Auge erfreut, greift er nach dem Reichr, aber immer mit zierlichem Finger, wie denn auch Diktion und Vortrag bis zur Affektation ſorgfältig gewählt und ſtudirt ſind. — Das gerade Gegentheil in dieſer Beziehung iſt Orfila, der in der École de médecine mediciniſche Chemie vorträgt. Dieſe wohlbeleibte und wohlhabige Geſtalt greift überall ſelbſt zu und läßt ſich von Andern nur in ſo weit in die Hände arbeiten, als zur Erſparniß der koſtbaren Zeit unumgänglich nothwendig iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die dämoniſche Viſitenkarte.

(Schluß.)

Es iſt daher leicht zu erachten, daß ich nach der Entdeckung, die mich Emilie machen ließ, mir ſelber wegen meiner Vorſchnelligkeit ſehr gram war. Ich ſuchte ſie zu beruhigen, indem ich ihr ſagte, da er ſich nicht zu Hauſe gezeigt habe, ſo ſey auch mit Gewißheit anzunehmen, daß er nicht in der Stadt ſey, zumal er ein Vierteljahr in Paris zu bleiben ſich vorgenommen; ohne Zweifel habe ein gemeinſchaftlicher Bekannter, der eine Karte von ihm beſeſſen, ſich dieſe Myſtifikation gegen mich erlaubt, und ſo bleibe mir nur der Verdruß, daß meine Freude eine voreilige und ungegründete geweſen.

So ſprach ich laut, im Stillen aber dachte ich das Gegentheil und wünſchte ihn nur recht bald zu ſprechen und von meinem Verſehen zu unterrichten. Als er aber den ganzen nächſten Vormittag nicht erſchien, begann ich mich ſelbſt dem Kanzleitroſt, den ich Emilien gegeben, zuzuneigen, bis mir unter dem Auf- und Abgehen zufällig die Karte wieder in die Augen fiel. Ich hatte ſie geſtern, ohne ſie näher zu betrachten, zu den übrigen gelegt, und da war ſie neben ſeine Abſchiedskarte zu liegen gekommen; nun ſah ich auf den erſten Blick, daß ſie ganz anders geſtochen war als dieſe, und ſomit war jene Vermuthung widerlegt, wenn ich nicht zu allerlei unwahrſcheinlichen Auslegungen meine Zuflucht nehmen wollte. Da ich damals in einem geſchloſſenen Hauſe wohnte, ſo befragte ich das Hausgeſinde: ſie hatten keinem Menſchen geöffnet, der zu mir wollte, und keines von ihnen hatte eine Karte für mich empfangen. Nun war nur noch zu vermuthen, daß der Abgeber der Karte, wer er auch ſeyn mochte, durch den Garten und die von mir offen gelaſſene Hinterthüre in's Haus gekommen ſey; dann war es aber ein Wunder, daß er mich und ich ihn nicht bemerkt, und ſomit jedenfalls nicht anzunehmen, daß er es geweſen, da er nicht die Abſicht haben konnte, ſich vor mir zu verbergen. Dazu kam noch, daß ich kaum acht Tage vorher einen Brief von ihm aus Paris erhalten hatte, worin kein Wort von dem Vorhaben einer baldigen Rückkehr ſtand.

Mein nächſter Gedanke war, ſeine Familie zu beſuchen; wenn ich aber bedachte, daß dieſe möglicherweiſe, ja ſogar wahrſcheinlich in derſelben Ungewißheit ſchwebe, ſo ſchien mir die Maßregel nicht ſehr erſprießlich, und ich unterließ ſie daher. Der Tag mit ſeinen Anforderungen rückte mir nach und nach den Gegenſtand meines Nachdenkens in die Ferne; auch an den folgenden tauchte er nur vor meiner Seele auf, bis ich mich am vierten Tage

Digitized by Google

nach einem Gewitterregen im Garten erging, um der lang erſehnten Erfriſchung zu genießen. Hier trat mir bei einer Wendung des kleinen Baumgangs Fräulein Caroline entgegen, ein ſtilles Kind; ſie lebte eingezogen im Schooße der Ihrigen, und ihr geſelliger Kreis erſtreckte ſich kaum über die Ausſicht auf die Straße, die ſie der ganzen Länge nach beherrſchte, und über die Gänge im Garten hinaus, wo ich ihr dann und wann begegnete und mit Freude die Aeußerungen eines bei ſo ſeltenen Gelegenheiten höchſt aufgeſchloſſenen Sinnes vernahm.

„Ihr Freund iſt ja wieder hier!“ ſagte ſie, nachdem wir einige Worte gewechſelt hatten. „Es hat mich ſehr für Sie gefreut, ihn zu ſehen.“ — „Welcher Freund?“ rief ich. „Wann haben Sie ihn geſehen?“ — „Verfloſſenen Montag. Hat er Sie denn nicht getroffen?“ — „Sie wiſſen alſo nicht,“ rief ich, „daß ich das halbe Haus deßwegen inquirirt habe?“ und begann auf's Eifrigſte bei ihr nachzuforſchen. Sie beſchrieb mir ſeine Geſtalt ſo genau, daß ich kaum mehr zweifeln konnte, und ſezte hinzu: „Es iſt ja doch der Herr, der früher faſt täglich zu Ihnen kam. Vor etwa vier Wochen begegnete ich Ihnen juſt unter der Hausthüre, als er Abſchied von Ihnen nahm; da hörte ich ihn noch ſagen: Wenn ich dich heut Abend nicht mehr ſehen ſollte, ſo ſchreib' ich dir den Tag nach meiner Ankunft in Paris. Und den folgenden Morgen wurde Ihnen noch eine Karte von ihm gebracht.“ — „Er iſt's!“ rief ich in der höchſten Spannung. „Haben Sie ihn hier geſehen? haben Sie ihn geſprochen?“

„Nein,“ ſagte ſie, „geſprochen hab' ich ihn nicht, aber ich ſah ihn gegen das Haus herkommen. Ich ſaß um Mittag mit einer Stickerei am Fenſter und ſah dann und wann die Straße hinab; es war ſo ſchwül, daß ich jeden Augenblick einſchlafen zu müſſen meinte. Da bemerkte ich auf einmal mitten in der Straße, die ganz leer war, einen Herrn, der langſam heraufkam, und als er in der Nähe war, erkannte ich Ihren Freund. Sein Ausſehen fiel mir auf: er war ſehr bleich, was ich der Hitze zuſchrieb, die auf manche Menſchen dieſe Wirkung hat; er ſah gerade vor ſich hin, mehr noch als er gewöhnlich that, und — was das Sonderbarſte war — es kam mir vor, als ob er im Gehen keinen Fuß aufhebe, obgleich er ſich beſtändig dem Hauſe zu bewegte. Aber das muß in meinen Augen gelegen haben, denn ich war, wie geſagt, ganz ſchläfrig. Ich ſah noch, wie er das Haus erreichte, und nun erwartete ich die Klingel zu hören; da es aber ſtille blieb, ſo dachte ich, Sie hätten ihn vom Fenſter aus geſehen und eben aufgemacht; doch wunderte ich mich, daß ich keinen Laut weder vom Oeffnen noch vom Schließen der Thüre vernahm. Ich weiß nicht mehr, was mir für ein häusliches Geſchäft dazwiſchen kam, das mich in dieſen Beobachtungen unterbrach.“ — Dieſe Erzählung ſtürzte mich in ein ganzes Meer von ſeltſamen Gedanken und Vermuthungen: „Er iſt alſo doch hier!“ ſagte ich. „Was mag es mit ihm ſeyn? iſt er jezt bei den Seinigen? oder hätte dießmal ſein Inkognito einen tiefern Grund?“

In dieſem Augenblick hörten wir vorn im Hauſe die Klingel gehen, und gleich darauf kam das Mädchen in den Garten, um mir ein Billet zu übergeben. Ich riß es auf und ſtarrte ſprachlos hinein. — „Sie werden ja ganz blaß!“ rief Caroline. — Ich reichte ihr ſchweigend das Blatt, das von den Angehörigen meines Freundes kam und mir meldete, er ſey vor vier Tagen zu Paris in den Armen eines gemeinſchaftlichen Bekannten geſtorben; dieſer werde in wenigen Tagen kommen und das Nähere mittheilen. — Was ich damals zu Carolinen ſagte und wie ich von ihr wegkam, das weiß ich jezt nicht mehr.

Ein paar Tage darauf beſuchte mich jener dritte Freund und berichtete mir, Eduard ſey, gleich nachdem er mir zum lezten Mal geſchrieben, an einem Fieber erkrankt, das ihn gegen die Erwartung der Aerzte faſt plözlich hinweggerafft habe. Noch in der lezten Stunde ſeines Lebens habe er meinen Namen genannt. — Während wir nun im Zimmer auf und abgingen und der Verdienſte und Tugenden des Hingeſchiedenen ſchmerzlich gedachten, fiel ſein Blick auf jene Beſuchskarte, die noch unberührt am alten Platze lag. „Ach, der Gute!“ rief er wehmüthig lächelnd, „ſo hat er denn ſein Steckenpferd nicht bändigen können, und dir gar noch eine ſeiner neuen Karten überſchickt! Es iſt wohl die erſte und lezte, die er ausgetheilt hat; denn nachdem er mit grenzenloſer Sorgfalt einen Stempel vorgezeichnet und eben die Sendung vom Graveur erhalten hatte, warf ihn die Krankheit auf das Lager, von dem er nicht wieder erſtand.“

Man kann ſich denken, mit welcher Empfindung ich die verhängnißvolle Karte, als der Beſuchende ſich entfernt hatte, tief unter die andern verſteckte. Ich ließ ihn auf ſeinem Glauben, Emilien auf dem, den ich ihr beigebracht hatte, und Carolinen bat ich dringend, von dem ſeltſamen Vorfall gegen jedermann zu ſchweigen; denn ich habe es nie geliebt, von Dingen dieſer Art viel zu reden, und in der Zeit, wo dies geſchah, hätte ich mich dem Spott, wo nicht noch unangenehmeren Folgen ausgeſezt.

Digitized by Google

Am Waſſerfall.

Dein Jüngling träumet
Am Waſſerfall;
Das woget und ſchäumet
In ewigem Schwall.

Mit Wonnegebrülle
Gießt es daher
Unendliche Fülle,
Und wird nicht leer;

Springt auf an den Steinen
Und ſtemmt ſich zurück,
Hernieder zu weinen
Unſägliches Glück.

Und ſauſet und blitzet
In ſeligem Braus,
Und brauſet und ſpritzet
Die Seele ſich aus.

Und obendrauf weilet
Die Sonne ſo mild,
In Farben zertheilet
Das göttliche Bild.

So ſtürzet mein Leben,
Die Sonne du drin,
In trunkenem Beben, —
Ich weiß nicht wohin!

C. Reinhold.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bremen, März.

(Fortſetzung.)

Kirchliche Streitigkeiten.

Da erwählte mit Einemmale dieſelbe Gemeinde, zu welcher ſich von jeher die meiſten Gebildeten der Stadt zu halten pflegten, und die ſo viele in ganz Deutſchland berühmte Prediger beſeſſen hat, die St. Ansgarigemeinde, unter fünfzig auf der Wahlliſte ſtehenden Kompetenten einen Mann, auf den die Pietiſten ſchon in ſeinem Vaterlande übel zu ſprechen waren, der aber unter den Probepredigern der Mehrzahl der Gemeindeglieder am meiſten gefallen hatte. Die Pietiſten ſahen der Ankunft des Dr. Paniel um ſo mehr mit großem Mißbehagen entgegen, als es ihnen nicht gelungen war, einen der Ihrigen (namentlich auch Krummacher von Elberfeld) an dieſe ſehr angeſehene Stelle zu bringen. Es zeigte ſich auch bald, wie nachtheilig dieſes Ereigniß für ſie war. Dr. Paniels eminentes, ſich ſowohl in ſeinen geiſtvollen, tiefdurchdachten Predigten, wie in ſeinem glänzenden und eindringlichen Vortrag bewährendes Predigttalent, ſeine wahrhaft gründliche Gelehrſamkeit, welche ſelbſt von pietiſtiſchen Zeitſchriften (wie bei Gelegenheit des neueſten Werkes deſſelben, in Tholucks literariſchem Anzeiger) anerkannt werden mußte, ſeine würdevolle und gebildete Perſönlichkeit, die ihn bei Hohen und Niedern beliebt machte, das Alles mußte ihm auch hier eine beſondere Bedeutung verſchaffen. Sehr bald wurden, wie noch jetzt, ſeine Predigten am zahlreichſten unter allen beſucht, und nicht bloß die Gebildeten zogen ſeine Predigtweiſe vor, ſondern ſelbſt eine Vorſtadtgemeinde erwählte ihn bei eingetretener Vacatur zum Konfirmator ihrer Kinder, obgleich das Miniſterium hiefür einen andern Prediger beſtimmt hatte. Schon dieſes letztere Ereigniß, daß ein kaum hierher gekommener Prediger von einer Gemeinde allen Andern vorgezogen wurde, verſtärkte die Feindſeligkeit der pietiſtiſchen Partei gegen Dr. Paniel, obgleich derſelbe, wie Jedermann wußte, ganz ohne ſein Zuthun zu dieſer Bevorzugung von Seiten einer ihm fremden Gemeinde gekommen war. Bald war er auch genöthigt, ſich den im Miniſterium eingeriſſenen Mißbräuchen bei den Kandidatenprüfungen zu widerſetzen, und zeigte überhaupt, daß er ſich nicht unter das pietiſtiſche Joch beugen werde. Ein ſo mannigfach ausgezeichneter Mann mußte den Pietiſten natürlich ſehr gefährlich werden, und es war vorauszuſehen, daß diejenigen Geiſtlichen, welche jahrelang in dem ungeſtörten Beſitze ihrer Herrſchaft geweſen waren, über kurz oder lang den Verſuch machen würden, den ihnen höchſt gefährlichen neuen Ankömmling, und in ihm auch andere Gegner des Pietismus unſchädlich zu machen. — Ob nun Paſtor Krummacher von Elberfeld, der maß- und zügelloſeſte unter den pietiſtiſchen Fanatikern, eigends zu dieſer Operation erſehen war, oder ob ihn die eigene angeborne Natur dazu trieb, die Wetterſtrahlen ſeines Zornes über dieſe „ungläubige“ Gemeinde, welche Dr. Paniel ihm vorgezogen hatte, und die überdies Krummacher, den Vater, ſchon längſt nicht mehr hören wollte, herabzudonnern, das vermag nur der zu entſcheiden, der der Menſchen Herzen kennt. Was hierauf geſchah, iſt größtentheils durch die Zeitungen bekannt. Krummacher kam und hatte die gränzenloſe Anmaßung und ſittliche Rohheit, dieſelbe Gemeinde, bei welcher ſein eigener Vater angeſtellt iſt, in zwei von ihm gehaltenen Gaſtpredigten zu verdammen und mit den gräßlichſten Worten wegen ihres nichtpietiſtiſchen Glaubens zu verfluchen, in dieſe wörtliche Verfluchung aber nicht bloß die ſogenannte falſche Lehre, ſondern ausdrücklich auch die Menſchen, nämlich ſeine Zuhörer miteinzuſchließen. Krummacher meinte ohne Zweifel, dieſe fanatiſchen Ausbrüche gingen ihm auch jetzt wieder ungeſtraft hin, und die Gemeinde werde ſeine höhniſchen Wuthreden ſtillſchweigend hinnehmen. Er hatte daher die — man kann nicht anders ſagen, als ſchaamloſe — Anmaßung, ſeine beiden Predigten ſogar drucken zu laſſen. Allein zu gewaltiger Verwunderung der Pietiſten hielt Dr. Paniel, als Prediger dieſer Gemeinde, gegen jene fanatiſchen Fulminationen und Verketzerungen mehrere ſehr beredte und gründliche Predigten, aus welchen ſich bereits für jedes Denkenden und ächt chriſtlich Gebildeten das ungeheure Uebergewicht einer vernünftigen und wiſſenſchaftlich begründeten Auffaſſung der Bibel über pietiſtiſch-verkehrte und rohe Bibelauffaſſung ergab, und welche auch bei dem Publikum ſogleich den größten Eindruck hervorbrachten. In gleichem, immer mehr geſteigertem Maße war dies auch bei dem nunmehr folgenden heftigen Schriftenwechſel der Fall. Wenn aber je die hieſigen Pietiſten und Krummacher ihre wiſſenſchaftliche Schwäche und Ohnmacht offenbart haben, ſo war es bei dieſem Streite.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 9. April 1841.

Licht, es ist der große Mittler
Zwischen Gott und zwischen Menschen;
Licht verschieße die heil'gen Pfeile
Weiter immer, lichter immer.

Platen.

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt.

(s. Nr. 103. 104. d. J. 1839.)

Wir haben die Versicherung erhalten, daß unsere Betrachtungen über den innigen Rapport zwischen dem Leben des Geistes und dem der Natur von Kennern und Laien nicht ungünstig aufgenommen worden sind. Dies ermuthigt uns zur Fortsetzung derselben, und wir wählen diesmal zum Gegenstand zwei Hauptagentien der Natur, Licht und Wärme.

Das Licht und manche seiner Wirkungen sind von jeher als Bilder der unsichtbaren geistigen Welt gebraucht und der Sprache unentbehrlich worden. Aber in den Gesetzen des Lichts liegen noch eine Menge Anschauungen verborgen, von denen wir nur Einiges andeuten wollen.

Das meiste und stärkste Licht kommt unverkennbar von der Sonne; aber auch die irdischen Lichter scheinen wenigstens mittelbar von derselben abzustammen; denn manche Körper leuchten nur, indem sie das vorher eingesogene Licht zurückgeben, wie der Bolognaeser Spath, mehrere Steine und Metalle. Alle brennbaren Körper leuchten nicht während ihres Bestehens, sondern in den wenigen Augenblicken ihres Vergehens, einen in ihnen verschlossenen, der Sonne verwandten Stoff, den Wärmestoff, zurückgebend. Bei den meisten und gebräuchlichsten derselben, den Oelen, dem Holz und den Kohlen, ist aber die Einwirkung des Sonnenlichts bei ihrem Entstehen und Wachsen unverkennbar. — Das Licht hat aber auch Eigenschaften, welche, die aller irdischen Stoffe unendlich übertreffend, dessen höhere Abkunft und Bestimmung andeuten.

Man rühmt die große Dehnbarkeit des edelsten irdischen Stoffs, des Golds, und daß eine Dukate sich so weit ausdehnen lasse, um damit einen Reiter ganz zu bedecken. Man rühmt, daß ein Gran Karmin zehn Pfund Wasser roth färben könne, und ein Platinadraht von $^1/_{1200}$ Millimeter Durchmesser noch seine chemischen und mechanischen Eigenschaften behalte. Was ist aber dies Alles gegen die Ausdehnung des Lichts, das unendlich viele Strahlen nach allen Seiten aussendet, von denen jeder einzelne bei der Berührung mit einem undurchsichtigen Körper wieder der Mittelpunkt unzähliger, den Körper sichtbar machender Strahlen wird! Was ist es gegen den Reichthum des Lichts, das, indem es die Diademe der Könige bestrahlt, dadurch nicht weniger wird, wie das Gold der Erde, aus dem sie bestehen, und daneben auch die Häupter Aller im Volk, die sich zum Licht aufrichten, und alle Thautropfen der Grashalme beleuchtet! Man rühmt die hundertfache Vermehrung mancher Saatkörner; aber sie ist für nichts zu rechnen gegen jene

Digitized by Google

Vermehrung der Lichtstrahlen in die Potenz der Unendlichkeit. — Für solch unendliche Fülle, solch unerschöpflichen Reichthum ist in irdischen Stoffen kein Maßstab.

Ebenso sucht man vergebens auf der Erde nach einem Maßstab für die Geschwindigkeit des Lichts. — Man nennt schnell den Wind, der in der Sekunde dreißig Schuh zurücklegt, man nennt außerordentlich schnell den Schall, der 1000 Schuh weit in der Sekunde sich verbreitet. Aber das Licht läuft in gleicher Zeit vom Mond zur Erde, in acht Minuten von der Sonne zur Erde, vom äußersten Morgenland bis zum lezten Abendland im 25sten Theil einer Sekunde, und zeigt schon dadurch an, daß es nicht von der Erde stammt, nicht für diese allein bestimmt ist, sondern als Bote des Himmels zu dienen hat. — Wahrscheinlich ist aber auch die Sonne nicht des Lichtes lezte Heimath; denn es ist kein einfacher Körper, sondern aus sieben farbigten Lichtern zusammengesezt, aus denen zusammen dann erst das weiße Licht entsteht. Die sieben farbigten Lichter, wie sie uns der Regenbogen darstellt oder das Peisma, jeder gebrochene und gebogene Strahl, auch die lezten auftauchenden Strahlen der untergehenden Sonne, sind daher dem lezten Ursprung der erschaffenen Dinge näher als das weiße Licht, wahrscheinlich von mehreren entfernten Sonnenwelten abstammend und nur in unserer Sonne wie in einem Brennpunkt vereinigt.

Die Richtung der Geister im vorigen Jahrhundert, in welchem man die höhern Erkenntnißquellen, die über dem Verstand liegen, und alle Offenbarung zu leugnen oder als untergeordnete, dem Irrthum und Wahn verwandte darzustellen suchte, bemühte sich auch, wie durch unbewußte Sympathie getrieben, die farbigten Lichter nicht nur aus den Kirchen als Zeichen des Aberglaubens der Vorzeit zu verbannen, sondern auch ihren höheen Ursprung und ihre Einfachheit zu bestreiten, sie nur als Tauschungen der Sinne oder als Bastaedgedurten des Lichts mit der Nacht darzustellen. Ein großer Dichter Deutschlands, vielen Verirrungen des Zeitgeists folgend, oft sogar solche überbietend, glaubte sich berufen, dabei der Vorkämpfer zu seyn und das erste Wort zu führen. Aber die mathematischen Naturlehrer haben das ihnen anvertraute Symbol treu bewahrt und jenen Bemühungen siegreichen Widerstand entgegengesezt, so daß wir jezt wieder, ohne in Widerspruch mit denselben zu kommen, im Regenbogen ein Bild unserer Verbindung mit dem Weltenschöpfer sehen können, und in den lezten, farbenreichen Strahlen der untergehenden Sonne die Pluralitat der Sonnenkörper ahnen dürfen, welche dann in der sternenhellen Nacht mit leuchtender Klarheit sich entfaltet.

Aber selbst der Gegensatz zwischen Schatten und Licht ist nicht bloß durch die Lichtlosigkeit irdischer Gegenstände zu erklären, sondern scheint theilweise gleichfalls höhern Ursprung zu haben. Denn die Strahlen der Sonne sind immer unterbrochen durch lichtlose Zwischenräume, die so groß sind, als diese Strahlen selbst. Wenigstens bemerkt man solche regelmäßige Abwechslung zwischen Licht und Schatten beim Durchgehen des Lichts durch alle durchsichtigen Körper, Luft, Wasser, Glas, wenn solche dünn genug sind, damit die Abwechslungen durch ihre Menge sich nicht für das Auge verwischen. — Die Entfernungen der lichten Stellen entsprechen dabei den Zahlen der Reihe 2, 4, 6, 8, 10 u. s. w., während die dunkeln Räume nach der Zahlenreihe 1, 3, 5, 7 u. s. s. von einander abstehen. Die Größen selbst lassen sich nur durch Millionstheilen eines Zolls ausdrücken und nur in einzelnen günstigen Fällen durch das unbewaffnete Auge bemerken. Man ist nun geneigt und fast genöthigt, diese Abwechslungen nicht bloß als Wirkung des Durchgehens des Lichts durch durchsichtige Körper zu erklären, sondern als eine im Licht selbst, in dessen Ursprung liegende Eigenschaft anzusehen, weil man darin eine Möglichkeit erblickt, die unermeßliche Ausströmung durch eben so viele Zwischenräume des Einströmens aus dem erleuchteten Raum zu erklären, und man sich so den leuchtenden Sonnenkörper als ein aus- und einathmendes Wesen denken kann, oder als eine goldene Himmelsharfe, deren Saiten, vor- und rückwärts schwingend, die Lichtstrahlen und deren dunkle Zwischenräume erzeugen.

(Fortsezung folgt.)

Die Pariser Universität.

(Fortsezung.)

Diese wenigen Pinselstriche dürften hinreichen, um eine Vorstellung von der Methode und dem Geiste zu geben, die in der Sorbonne herrschen; denn daß noch immer Rhetorik nach Boileau gelehrt wird, darüber wird sich Niemand wundern, der weiß, daß den Franzosen eine wissenschaftliche Begründung der Aesthetik durchaus fremd ist. Indessen wäre es vielleicht möglich, daß, wenn wir aus der alten Sordonne den Weg nach dem jüngern Collège de France einschlagen, wir eines Bessern belehrt würden. Die Mühe ist nicht groß: nur wenige Schritte, und wir stehen vor dem stattlichen Gebäude, das einen doppelten Hof einschließt. Dieses wichtigste und größte aller Pariser Collegien wurde im Jahr 1520 von Franz I. gegründet, und der reformatorische Geist jener Zeit fand schon damals an den neuen Lehrern mehr Geschmack als an den alten Formen und orthodoxen

Digitized by Google

Professoren der Sorbonne. Das jetzige Gebäude wurde 1774 erbaut, und seit mehreren Jahren hat man neue Vergrößerungen und Verschönerungen vorgenommen. Alles ist hier nach dem modernen Style eingerichtet. Prachtvolle Säle stehen zur Aufnahme der 6000 Zöglinge offen, an deren Bildung und Unterweisung ein-und-zwanzig der angesehensten Gelehrten arbeiten. Die Pedelle sind stattlich uniformirt, die Assistenten, hübsche Bursche mit martialischen Bärten, kleiden sich sehr sorgfaltig. Wie sollte es auch anders seyn können, da das Collège de France galant genug ist, auch den gelehrten, oder wenigstens gelehrt werden wollenden Damen seine Säle und Amphitheater zu öffnen? Zwar begegnet man in den Vorlesungen über das Syrische, Türkische, Tartarische und Slavische diesen wissenschaftlichen Heldinnen nicht; dagegen darf man überzeugt seyn, daß sie in der Geschichte, Physik, Naturgeschichte und in verwandten Fächern immer die ersten Platze einnehmen. Nicht genug bewundern konnte ich solch ein gelehrtes weibliches Kleeblatt, das ich überall traf, wohin mich Neugierde oder der Wunsch nach Belehrung führte. Je weniger Jugend und Schönheit zu den Vorzügen gehören, auf welche diese Damen stolz seyn können, desto geringer scheint auch der Werth zu seyn, den sie auf dieselben legen, desto größer der Eifer, den Mangel eines schönen Körpers durch einen schönen Geist zu ersetzen. Dessen ungeachtet war es mir nicht recht klar, was das Kleeblatt in der mathematischen Physik von Liouville suchte, der in Beziehung auf die Brechung des Lichts die schwierigsten Fragen mit einer Ausführlichkeit behandelte, die nur dem in der Mathematik bedeutend Vorgeschrittenen verständlich seyn konnte. Vielleicht, dachte ich, hast du deine deutschen Vorurtheile noch nicht genug beseitigt, wenn du es auffallend findest, daß das schöne Geschlecht in Paris an der Differenzial- und Integralrechnung Geschmack haben sollte, und unterdrückte daher auch jede Anwandlung von Verwunderung, als ich die drei Musentöchter bei einer in's einzelnste Detail eingehenden physiologischen Untersuchung über die Seesterne nicht nur andächtig zuhören, sondern sogar eifrigst nachschreiben sah.

Ein weit zahlreicheres weibliches Publikum vereinigt natürlich Michelet in seinen sehr besuchten Vorträgen über die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts um sich. Die jungen Zuhörerinnen, mitten unter das männliche Personal vertheilt, schreiben sich beinahe die Hände lahm, während die Männer nur äußerst selten nach dem Bleistift greifen, um eine Bemerkung niederzuschreiben. Auch hier zeigt sich das Publikum sogleich ungeduldig, wenn der greise und hochgeschätzte Lehrer nur einige Minuten auf sich warten laßt. Dagegen wird ihm auch bei jeder pikanten Bemerkung rauschender Beifall geklatscht. Sein Vortrag ist ganz besonders für die fünfhundertköpfige Hydra einer gemischten Zuhörerschaft eingerichtet. Eine künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten wäre hier nicht an ihrem Orte; in kurzen, schlagenden Bemerkungen werden immer wieder neue Lichter aufgetragen, wodurch man den Zuhörer beständig im Athem erhalt. „Hüten wir uns," sagt Michelet, „vor jeder Ueberschätzung des Mittelalters, so erfreulich und großartig auch manche Erscheinungen sind, die uns aus dieser Zeit entgegentreten. Es war eine Epoche des Monopols und der exclusiven Interessen. Was war jene gerühmte Städtefreiheit des Mittelalters? was waren Gent und Pisa? Zwingburgen der Zünfte, von denen das Land tyrannisirt wurde, wie die Städtebewohner ehedem unter dem Uebermuth der adeligen Burgherrn geseufzt hatten. Nicht allein, daß der Bürger in Italien und Flandern das Land verachtete: es war ihm nicht einmal gestattet, sich außerhalb der Banlieue anzukaufen. Erst die Neuzeit ist die Zeit der Freiheit. Diese schöne Zukunft wurde schon von den Dichtern und Geschichtschreibern Roms und des Mittelalters in begeisterten Worten begrüßt." Und nun werden dem Zuhörer einzelne darauf sich beziehende Phrasen aus Virgil, Tacitus, einem Normannen des eilften und einem Engländer des vierzehnten Jahrhunderts zu Gemüth geführt. Petrarca, der begeisterte Sänger der Liebe und der Freiheit, beschließt die Reihe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

Reformen.

In dem Augenblicke, wo die sardinische Regierung durch ihre großartigen Rüstungen den ernsten Willen zeigt, der westlichen Waffenbewegung Kraft und Würde entgegenzusetzen und Italien auf dieser Seite vor einem Angriff zu bewahren, in diesem Augenblicke ist es wohl an der Zeit, im Allgemeinen etwas über dies Land zu sagen, zumal es in Frankreich, in der Schweiz und vielleicht auch in einem Theil von Deutschland hergebracht ist, gering von einer Regierung zu denken, weil sie absolut dasteht und keine repräsentativen und parlamentarischen Formen hat. Diese hat sie nicht, ja alles Schöne und Große, was in dieser Beziehung Savoyen und Piemont im Mittelalter besaßen, ist verdrängt. Darum aber ist doch jetzt die sardinische Regierung eine solche, die auch ohne ständische Berathung merkwürdige Fortschritte macht und täglich mehr an innerem Halt gewinnt. Allerdings will sie keine repräsentativen Formen und parlamentarischen Diskussionen, sie hängt aber doch mit fast ängstlicher Achtung an den Gesetzen und Rechtsgewohnheiten in den einzelnen Provinzen, wenn sie auch noch so veraltet scheinen. Vor der Entscheidung des Staatsraths werden immer die Senate von Savoyen, Piemont und

Digitized by Google

Genua, so wie die Lokalbehörden gehört. Diese Achtung vor dem historisch Begründeten ist ein Opfer des Königthums, aus dem bei der Ungleichheit der Provinzen manche Verzögerungen und Hemmnisse entstehen, die der Regierung selbst nicht zugeschrieben werden dürfen. Noch lange ist die wichtige Frage nicht entschieden, ob es recht, gut und gerathen genannt werden kann, wenn dieselben Gesetze und Ordnungen aus einem gemeinschaftlichen Centralpunkte auf alle Theile eines Reichs angewendet werden, in dem die Einwohner durch Charakter, Lebensweise, Sitten und Gebräuche so verschieden von einander sind. Was bei den ruhigen, freundlichen Savoyern recht gut ist, paßt durchaus nicht für die stürmischen, rohen Einwohner der Insel Sardinien. Die Lokalordnungen und Gewohnheiten, die nicht mit dem allgemeinen Vernunfts und Rechtsgesetz in Widerspruch stehen, dienen viel leichter und sicherer zum Glücke des Volks, dem sie angehören, aus dem sie hervorgegangen, und auf dessen ganzen Zustand sie berechnet sind, als die Verallgemeinerung mancher Theorien. Darum aber glaube man nicht, daß die sardinische Regierung die Verbesserungen abweist, die von allgemeinem Nutzen seyn können. So hat sie das Dezimalsystem angenommen; so wurden ferner schon treffliche neue Gesetzbücher gemacht, und an andern wird unausgesezt mit Fleiß gearbeitet; so ist für die Bestrafung der Verbrechen und Vergehen das Pönitenzsystem angenommen und mit musterhafter Thätigkeit in trefflichen Anstalten zur Ausführung gebracht worden. Man hat sachverständige Männer nach England und in die Schweiz geschickt, damit sie gründlich das Einzelne beobachteten und Bericht erstatteten. Während man nun in Frankreich noch mangelhafte Versuche über das Pönitenzsystem macht, ist die sardinische Regierung kräftig an's Werk gegangen. So ist das Ergastolv bei Turin für Weiber ein Muster pönitenziärer Ordnung geworden in Beziehung auf Einrichtung, Arbeit und Sittlichkeit. In Alexandria ist das panoptische Pönitenzhaus für Männer fast fertig. Die merkwürdigste in ganz neuem Sinn angelegte Pönitenzanstalt ist die für junge Sträflinge, die sich auf Erziehung zum Ackerbau gründet. Wir werden später auf diese merkwürdige Anstalt zurückkommen. In dieser Beziehung ist auch von höchster Bedeutung, daß ein großes Arbeits- und Zufluchtshaus für die aus den Strafarbeitshäusern entlassenen Sträflinge bei Oneglio erbaut wird, als Schlußstein des Pönitenzsystems. Alles dies geschah ohne Geräusch, aber in ununterbrochener Folge, und mit höchst lobenswerthem Eifer.

(Fortsetzung folgt.)

Bremen, März.

(Schluß.)

Kirchliche Streitigkeiten.

Selbst Nichttheologen erkannten es klar, wie schlecht es mit dem Wissen und dem Talente derselben Leute bestellt sey, die hier und auswärts jahrelang andere verketzert hatten. Ja, selbst die Professoren einer Universität, welche sonst, wenn auch nicht den Pietismus, doch den Supranaturalismus zu beschützen pflegen, äußerten sich auf dem Katheder mit großem Tadel über Krummachers Predigten und seine Replik, wie über das Bekenntniß der zweiundzwanzig pietistischen Pastoren. Auf jene Replik hatten die Pietisten die größte Hoffnung gesezt. Sie glaubten, Krummacher habe sich durch dieses mit schnödem Trugе angelegte Gewirre von kecken Abläugnungen und rein willkürlichen Behauptungen nicht bloß selber gerettet, sondern auch vor allem Volke dem Dr. Paniel und dem dentgläubigen Christenthum einen nachhaltigen Schlag versezt. Um so größer war ihr Schreck, als Dr. Paniel in seiner „unverholenen Beurtheilung jener Replik," abermals mit jenem penetranten, für den Gegner furchtbaren und ihn zermalmenden Scharfsinne, den nur ungewöhnliche Geistesstraft und langer Umgang mit den Wissenschaften zu geben vermag, den Pastor Krummacher und sein Machwerk förmlich seirte und aller Welt zeigte, welch heillose Täuschungen sich dieser Mann hatte zu Schulden kommen lassen. Die früher erschienene vortreffliche Schrift des Direktors Dr. Weber: „Die Versinnungen, als ein Beitrag zur neuesten Kanzelpolemik" hatte bereits eine große Wirkung hervorgebracht. Da sich aber dieselbe größtentheils nur im Allgemeinen halten konnte, so blieben für den Laien immer noch eine Menge von Zweifeln über die Gegenstände des Streites übrig. Paniel dagegen ging als gelehrter Theologe auch auf das Einzelne ein, und zeigte Schritt vor Schritt, mit eben so viel Ruhe als unerbittlicher Logik, was sich Krummacher in seinen Predigten wie in seiner Schrift hatte zu Schulden kommen lassen, wie derselbe von aller wissenschaftlich-theologischen Bildung gänzlich entblößt sey, und welche der Religion, der Sittlichkeit, der Kirche und dem Staate gefährliche Lehren der Pietismus überhaupt aufstelle. Deshalb machte diese, trotz ihres dem Gebiete der Gelehrsamkeit angehörenden Inhalts, dennoch äußerst klar abgefaßte Schrift bei Gebildeten wie Ungebildeten einen so gewaltigen Eindruck. Sie versetzte dem Pietismus vielleicht einen noch empfindlicheren Schlag, als des Konsistorialraths Dr. Schnitz zu Breslau gründliche und scharfsinnige Schriften „über das Wesen und Treiben der evangelischen Kirchenzeitung." Eben deshalb hat sich der Haß der Pietisten aber auch hauptsächlich auf Paniel concentrirt. Während ihnen nach diesem, so sehr traurig abgelaufenen Versuche die Lust, sich mit diesem, ihnen an Geist wie an Kenntnissen überlegenen Theologen zu messen, vergangen ist, schmähen sie dafür in den pietistischen Zeitschriften um so mehr auf ihn. In gewisser Art ist ihnen dies nicht zu verübeln, denn ohne Paniel wären sie wahrscheinlich noch lange im ungestörten Besitze ihrer Herrschaft geblieben, und hätten nach wie vor die verderblichsten Grundsätze für das wahre Christenthum ausgegeben, während sie jezt, gerade in dem Augenblicke ihres vermeintlichen entscheidenden Sieges, geistig und moralisch eine schwere Niederlage erlitten. Dies sah das gebildete Publikum auch wohl ein und bemühte sich, dem Dr. Paniel den, mit solchen Kämpfen verbundenen unvermeidlichen Verdruß einigermaßen zu versüßen. Es begaben sich daher am Jahrestage seiner Ankunft mehrere Hunderte angesehener Kaufleute und Bürger aus allen Gemeinden in feierlichem Zuge zu Dr. Paniel, vor welchem Dr. Weber im Namen der Anwesenden eine Dankrede hielt. Sowohl diese, wie viele andere hiesige Bürger sammelten zugleich binnen zwei bis drei Tagen eine mit wahrer Begierde gegebene Summe von 1200 Thalern, um dem geistvollen und muthigen Kämpfer des unverfälschten Christenthums einen prachtvollen Ehrenpokal zu verehren, an welchem auch seit längerer Zeit gearbeitet wird. — Die Stimmung der nichtpietistischen hiesigen Einwohner am jetzigen wahrscheinlichen Schlusse dieses für ganz Deutschland nicht unwichtigen Streites spricht sich am besten in jener obengenannten, nachher im Druck erschienenen Anrede Dr. Webers aus.

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. April 1841.

Savantissimi doctores,
Qui hic assemblati estis,
Et vos altri messiores,
Sententiarum facultatis
Fideles executores.
Molière.

Die Pariser Universität.

(Fortsetzung.)

„Auch die Baukunst des Mittelalters mit ihren kühnen, himmelanstrebenden Bogen trug den Stempel des nach Freiheit dürstenden Geistes. Nur muß man den äußern Rahmen von dem geistigen Grundr zu unterschriden wissen. So war bei der Mystik die Religion gleichsam nur die Einfassung, das äußere Gepräge (cadre), den Fond derselben bildete die Freiheit. Auch vergesse man nicht, daß diesrs Prinzip der Freiheit durchaus noch nicht überall durchgedrungrn ist, und wenn in England vier Millionrn in Jammrr und Elrnd schmachten, ausgrschlossen von drn herrlichen Früchten des so mühsam rrrungenen Siegs, so ist dies nur ein Beweis, daß wir keineswrgs berrchtigt sind, auf das Mittelalter verachtlich herabzusehen." Solche Seitenhiebe gegen England werden bei jeder sich darbietenden Grlrgenheit geführt, wahrend man das „große" Deutschland gewöhnlich als das Land der Täuschungen und der Idern aufführt.

Kaum dürfte rs der Mühe lohnen, die gelehrten Professoren der orirntalischrn und slavischen Sprachrn in ihren bescheidenen Hörsalen aufzusuchen. Selten bringt es einer von ihnen über ein halbes Dutzend Zuhörer. Jedenfalls müssen diesr Herrn es den Deutschen zum Ruhme nachsagen, daß sir, wenn auch nicht immer dir zahlreichstrn, so doch die eifrigsten Schüler sind. Man kann ohne Uebrrtreibung sagen, daß die Regierung bei diesen Unterrichtsgegenständen durchschnittlich für einen Zuhörer tausrud Franken bezahlt.

Noch war nicht von den eigrntlichen Fakultäten die Rede. Zwar gelten auch die Faculté des sciences mit ihren zehn Professoren, und die Faculté des Lettres, die deren dreizehn zahlt, als besondere Fakultätrn; indessen können sie doch nur als Vorbereitungen auf das rigentliche Fakultäts- und Fachstudium betrachtet werden. Paris ist die einzige Universität, auf der alle Fakultäten vereinigt sind. Dir theologische Fakultät mit sechs Lehrstühlen hat ihrrn Sitz gleichfalls in der Sorbonne, die juristischr in drr geraumigen Rechtsschule auf dem Pantheonplatze. Ein regelmaßiges Studium des Rechts wurde in Paris im Jahr 1384 eröffnet und 1630 unter Ludwig XIII. neu organisirt. Erst 1771 kam die Schule in ihr gegenwärtiges Gebaude. In den 1819 gebildeten Sektionen lehrt man das römische Recht, den Civil- und Kriminalprozeß, die Pandekten, das Civil- und Handelsrrcht. Für die 2500 Studirende, welche die Rechtsschule im Durchschnitte jahrlich desuchen, ist die Zahl drr Vorlesungen vrrhaltnißmäßig srhr gering, und man wird es kaum glauben, daß zu den genannten Hauptfächern

Digitized by Google

in diesem Halbjahre nur noch ein Kurs der Institutionen, des vergleichenden Strafrechts, der römischen und französischen Rechtsgeschichte, des Völkerrechts, des französischen constitutionellen Rechts, der alten und neuen Gerichtsverfassung, und endlich eine Vorlesung über den Ursprung des französischen Eigenthumsrechts kommt. Im Ganzen sind zwanzig Professoren thatig, da es sich hier sehr selten trifft, daß einer und derselbe Lehrer zu gleicher Zeit über verschiedene Gegenstande liest. Die Professoren erscheinen nicht in gewöhnlicher Kleidung auf dem Katheder, sondern sind angewiesen, sich in ihrer schwarzen, roth verbrämten Robe mit Ueberschlag und Baret zu praesentiren. Der Pedell, an einer über dem Fracke umgehangten Kette kenntlich, ist ihnen bestandig zur Seite. In ihrem Aeußern zeichnen sich die Studirenden des Rechts vor denen der andern Fakultäten sehr vortheilhaft aus, sind aber zugleich auch als die unruhigsten Köpfe bekannt. Wenn ihnen in der Vorlesung irgend etwas nicht behagt, geben sie ihr Mißfallen auf sehr vornehmliche Weise zu erkennen, und als Rossi durch die Art und Weise, wie er das französische Verfassungsrecht vortrug, die Unzufriedenheit dieser Herrn sich zuzog, begnügten sie sich nicht damit, ihn auszupfeifen, sondern jagten ihn im eigentlichen Sinne des Worts zur Thüre hinaus. Es hieße die Geduld des Lesers mißbrauchen, wenn auch hier von der besondern Lehrmethode die Rede ware; nur so viel sey bemerkt, daß bei der Erklarung und Auslegung des Gesetzes der Buchstabe Alles gilt, und die Rücksicht auf die öffentliche Moral gar nicht in Betracht kommt. Von Interesse war für mich besonders die Behauptung eines Lehrers, er sey überzeugt, daß, da im Gesetze über die Priesterehe nichts bestimmt sey, die französischen Tribunale, ohne gerade eine solche Ehe als zulaßig zu betrachten, wenigstens die aus einer solchen Ehe geborenen Kinder im Falle eines Prozesses für successionsfähig erklaren würden. Außerdem wisse man, daß selbst ein Erzbischof der gallikanischen Kirche verheirathet gewesen sey, und die Geschichte habe sogar den Namen seiner Frau und seiner Tochter aufbewahrt. Auch komme noch das in Betracht, daß den gewichtigsten Stimmen zufolge auf dem Tridentiner Concil beinahe alle altern Geistlichen die Priesterehe vertheidigt haben.

Die medicinische Schule wurde 1744 angefangen und 1786 vollendet. Das Amphitheater kann 1200 Personen fassen; allein es ist doch für eine Schule zu eng, die nie weniger als 3000 Studirende zahlt. Eben nicht sehr klassisch klingt das den Eintretenden begrüßende Distichon:

Ad caedes hominum prisca amphitheatra patebant;
Ut longum discant vivere nostra patent.

Eine in dem linken Flügel des Gebaudes befindliche Bibliothek von 30,000 Banden, so wie ein reiches anatomisches Kabinet stehen dem Publikum zur Benützung offen. Ein physikalisches Kabinet, Sektionssale und klinische Anstalten sind von dieser Schule abhängig. Trotz den 23 ordentlichen und acht Titularprofessoren, denen 45 aggregirte Lectoren beigegeben sind, wird doch nur äußerst wenig gelesen. Die freilich trefflich bestellten Kliniken abgerechnet, umfaßt der ganze Katalog der medicinischen Schule nur sechs Vorlesungen. Alles ist für die praktische Uebung und Ausbildung berechnet. Man darf übrigens deßhalb nicht glauben, die französischen Aerzte und Chirurgen seyen nicht wortgerecht; im Gegentheil besitzen auch sie eine merkwürdige Gewandtheit im freien Vortrag. Schon seit mehreren Wochen ist ein Konkurs für eine gut bezahlte chirurgische Lehrstelle eröffnet. Von den zwölf Bewerbern, unter denen einige schon die Fünfzige passirt haben, hat Jeder neben den schriftlichen Ausarbeitungen eine von ihm verfaßte Thesis zu vertheidigen. Die Professoren in ihrer rosenrothen Amtstracht, mit goldener Einfassung, untermischt mit Mitgliedern der medicinischen Akademie, haben ihre Plaze eingenommen; der Respondent besteigt den Katheder, um sich gegen einen Opponenten zu vertheidigen. Bei solchen Gelegenheiten ist der Franzose in seinem Elemente. Freilich lohnt auch der schöne Preis von jahrlichen 12,000 Franken den Sieger, und es werden daher alle nur möglichen Angriffs- und Vertheidigungswaffen aufgeboten. Einwürfe werden gemacht und zurückgewiesen in der freisten, fließendsten Rede, und ertragen sich auch die Gegner, so überschreiten sie doch nie die Grenze des Anstands und vergessen nicht der ihnen zugemessenen Zeit. Ist es schon ein Vortheil, wenn man die Lacher auf seiner Seite hat, so wird das wirkliche Talent doch erst am Schlusse durch allgemeinen Beifall belohnt. Uebrigens geschieht es auch hier, daß der Tüchtigste anderer Rücksichten wegen übergangen wird.

(Schluß folgt.)

Bilder des unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt.

(Fortsezung.)

Am schönsten zeigt sich dieser höhere Gegensatz von Licht und Schatten, wenn man auf ein ebenes Glas ein convexes von sehr großem Kugelhalbmesser (etwa fünfzig Schuh) sezt und die zwischen diesen Glasern eingeschlossene dünne Luftschichte betrachtet. Hier zeigt sich, wo die Glaser sich berühren, ein dunkler Fleck, dann ein farbigter Ring, dann wieder ein dunkler, hierauf wieder ein

Digitized by Google

farbigter. So kann man größtentheils ſchon mit unbewaffnetem Auge ſieben dunkle und ſieben farbigte Ringe unterſcheiden und in jedem farbigten Ringe wieder mehrere, enger ſich berührende, mit andern Farbenverhältniſſen, wobei die Entfernungen der einzelnen Abſchnitte eines Farbenrings den Cubikwurzeln der Zahlen entſprechen, welche die Schwingungen einer Molltonleiter ausdrücken.

Dieſe faſt noch ganz in den Laboratorien der Naturforſcher verſchloſſene Erſcheinung iſt ein Symbol der Emanationen der Geiſterſonne, die auch über Völker, Geſchlechter und Einzelne periodenweiſe reiche Zeiten glanzvollen Lebens verbreitet, dann aber ohne ſichtbare äußere Veranlaſſung dieſelben Männer bei geſundem Leib und offenen Augen, und dieſelben Völker bei äußerem Wohlſeyn in ein ruhm- und thatenloſes Schlummerleben verſinken läßt, bis neue Strahlen ſie wieder aufwecken.

Wir ſehen in dieſen ſieben, durch dunkle Zwiſchenräume geſchiedenen und immer weiter ſich ausbreitenden Ringen ein Bild der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, wie es kein Stoff der Erde geben kann, nur der Bote jener Himmelsräume, für welche dieſes Geſchlecht beſtimmt iſt. Wie in jenem Bild ſoll auch das Menſchengeſchlecht in ſeiner erſten Zeit, als es noch in den engſten Kreiſen ſich bewegte, dem Himmel ſo nahe geweſen ſeyn, daß ein Verkehr der Bewohner deſſelben mit den Menſchen möglich war. Je mehr ſich aber die Kreiſe erweiterten, und je reicher das Leben wurde, deſto höher wölbte ſich auch der Bogen, der die ſichtbare Welt von der unſichtbaren trennt.

Das Licht kann nur in die wenigſten Körper eindringen, und in dieſe wenigen nur unvollkommen; es gibt aber einen andern Stoff, der vom Licht ſtammt, genannt Wärmeſtoff, der alle irdiſchen Körper durchdringt, leichter macht, ausdehnt, oft auch aufwärts hebt, im geraden Gegenſatz gegen die Schwerkraft, welche gleichfalls alle Körper durchdringt, aber zuſammendrängt und nach unten zieht. — Von alter Zeit her hat man daher auch die Wärme als ein Bild des Lebens, der todten Materie gegenüber, der ſittlichen Kraft, der Selbſtſucht gegenüber benützt. Aber die nähere Kenntniß der Geſetze der Wärme gibt noch mehr Bilder für jene immateriellen Kräfte, während zugleich dieſe Geſetze durch ſolche Anwendung dem Menſchen näher gebracht und vergeiſtigt werden können.

Die Wärme, welche ſich durch das Gefühl und das Thermometer bemerkbar macht, wird die freie genannt; ſie iſt ein unſichtbares Meer einer feinen, unwägbaren Flüſſigkeit, welche durch alle irdiſchen Körper angezogen wird, von der alle lebenden Weſen trinken, ohne welche das Waſſer ſtarr und die Erde todt wäre. — Aber die Menge dieſer Wärme, welche die Körper in ſich aufnehmen, iſt ſehr verſchieden, ohne durch das Gefühl oder das Thermometer bemerkbar zu werden, welche bei der größten Verſchiedenheit der aufgenommenen Quantitäten von Wärme doch gleiche Grade derſelben anzeigen können.

Das Gefühl und das Thermometer machen bloß das Verhältniß bemerkbar, in welchem die Sättigungsfähigkeit des Körpers zur Sättigung, der Wärmedurſt zur Befriedigung ſteht, nicht aber die Mengen ſelbſt, die dazu nöthig ſind. Wem bloß geſagt wird, ein Gefäß ſey zur Hälfte voll, der kann nach dieſer Aeußerung nicht wiſſen, ob eins, oder zwanzig, oder hundert Maaß noch nöthig ſind, um der Aufnahmsfähigkeit des Gefäßes Genüge zu leiſten. Wer bloß weiß, eine Geſellſchaft Reiſender ſchmachte in der Wüſte nach Waſſer, weiß noch nicht die Menge des Waſſers, das zur Befriedigung nöthig iſt, ſo lang er nicht die Zahl der Dürſtenden kennt. So zeigt uns auch das Gefühl unſeres Fingers, der in eine Flüſſigkeit getaucht wird, nur den Durſt der Flüſſigkeit nach Wärme an, nicht aber, wie viel ſolcher noch nöthig hat, um vollſtändig geſättigt zu ſeyn. Ein Pfund Leinöl, das nicht viel mehr Raum einnimmt als ein Pfund Waſſer, nimmt doch noch einmal ſo viel Wärme in ſich auf als dieſes, kühlt daher die umgebende, zunehmende Temperatur noch einmal ſo ſtark ab, als dieſes, gibt bei ſinkender Temperatur der Umgebung doppelt ſo viel ab, und zeigt doch bei gleich bleibender Temperatur dem Thermometer oder dem Gefühl nicht mehr Wärme an, als das daneben ſtehende Waſſer. — Andere Stoffe nehmen ſogar 10 und 20mal mehr Wärme in ſich auf als das Waſſer.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Fortſetzung.)

Juſtiz. — Finanzen. — Heer. — Ackerbau.

Auch die ganze Juſtizverfaſſung vervollkommnet ſich und legt immer mehr den langſamen Gang des bisherigen Prozeßweſens ab. Durch Kenntniſſe und würdigen Eifer ausgezeichnete Männer ſtehen an der Spitze dieſes Zweigs, in den ſie weiſe Fortſchritte bringen, und keine Gelegenheit zu entſchiedener und geprüfter Beſſerung verſäumen. — Die Polizei iſt vortrefflich und ſehr thätig, wobei ſie das gut disciplinirte Kavalleriekorps der königlichen Carabiniers unterſtützt. Ordnung, Ruhe und Sicherheit herrſchen auf dem Lande ſo gut wie in der Hauptſtadt. — Die Finanzen ſind gleichfalls in ſehr gutem Zuſtand; dies beweiſt beſonders die Gunſt, worin die ſardiniſchen Anlehen ſtehen. Die Auflagen ſind bedeutend geringer als in der franzöſiſchen Zeit und werden immer vermindert. Der König iſt nur für ſich ſelbſt geizig, die Regierung ſcheut ſich vor keiner

Ausgabe, möge sie auch noch so bedeutend seyn, wenn sie öffentlichen Nutzen verschaffen kann. Die Gehalte der obern Staatsdiener sind nicht wie in Frankreich ungeheuer, sondern sehr mäßig, und auch der König hat nur eine geringe Civilliste. Dadurch bleiben der Regierung große Summen zur Verfügung. — Die ganze Armeeverwaltung ist sehr gut. das Heer trefflich gekleidet, bewaffnet, exerzirt und disciplinirt, auch mit vorzüglichem Material reich versehen. Seit den lezten, in Deutschland gemachten Remonten ist auch die Kavallerie gut beritten. Revüen der Infanterie und Kavallerie mit achtzig Kanonen und einem guten Pontoniertorps sind nichts Seltenes. Das Retrutirungssystem, oder vielmehr die Konscription erlaubt große Ersparnisse, ohne der Kriegsübung und den Manövers zu schaden. Die Konscribirten stehen, wie in Preußen, nur wenige Jahre lernend unter den Waffen, dann kehren sie in ihre Heimath zurück, können sich verheirathen oder in die Fremde gehen. Im Fall der Noth beruft sie jedoch die Regierung wieder ein, was vor einigen Monaten geschehen ist. Savoyer und Piemontesen gehörten einst zu Napoleons besten Truppen, und des Volkes kriegerischer Geist hat sich auch früher bei der französischen Invasion am Ende des vorigen Jahrhunderts bewährt. Damals bestanden Provinzialregimenter als Nationalmiliz, und sie haben den französischen Linientruppen den kräftigsten Widerstand entgegengesezt. Die Regierung scheint einzusehen, daß sie in der Folge, und wenn Friede bleibt, wohl thun und eine große Ersparniß machen wird, wenn sie das alte, in der französischen Zeit abgekommene System jener Nationalmiliz wieder aufnimmt und sich auf Cadres und Stab für die Armee einschränkt. — Die Militärakademie in Turin ist eine Pflanzschule unterrichteter Offiziere, wo junge Leute aus allen Ständen mit oder ohne Vermögen eintreten können, da auch die Beförderung bei der Armee nur nach dem Verdienst vorgenommen wird. — Die sardinische Marine ist zwar nicht groß, aber aller Achtung werth. In Genua besteht eine Marineschule mit ausgezeichneten Männern an der Spize. Tüchtige Matrosen liefert das Littoral von Genua und Sardinien. — Große Aufmerksamkeit verwendet die Regierung auf das materielle Wohlseyn ihres Volks. Sie begünstigt vor Allem den Ackerbau, die vorzüglichste Hülfsquelle des Landes, und sucht ihn zu verbessern und zu vervollkommnen, wozu besonders die aufgestellten rationellen Ackerbaugesellschaften wirken. Seit fünf Jahren hat die Agrikultur außerordentliche Fortschritte in Piemont und Savoyen gemacht. Die Regierung hat vor Kurzem einer französischen Ackerbaugesellschaft in Sardinien große Strecken unangebauten Landes zur Kultur überlassen. Die Gemeindegüter werden besser angebaut, und durch die sorgfältige Eindämmung der Ströme, besonders der Isère in Savoyen, ist bedeutendes Ackerland gewonnen, was ehemals vom wilden Wasser überschwemmt und verwüstet wurde. Auf die Forstkultur wird große Sorgfalt verwendet. — Der Handel ist bisher nicht so berücksichtigt worden, als man im Lande wünscht, vielleicht mit Recht, um vorher alle Aufmerksamkeit, allen Fleiß auf den Ackerbau zu wenden. Jezt berücksichtigt die Regierung auch Industrie und Handel mit Eifer. Eben arbeitet man an einem Handelscodex, wodurch Handelsgeschäfte erleichtert, kürzer und klarer gemacht werden sollen. Neue Straßen und Kommunikationslinien entstehen auf allen Punkten, und wären nicht strategische Hindernisse, so würden sie noch zahlreicher werden. Kaum begann Oesterreich seine Eisenbahn von Venedig nach Mailand, so beschäftigt man sich in Turin schon mit einer Eisenbahn von da nach Genua. Die lang vernachläßigten Dampfboote kommen mehr in Gunst, zumal in Piemont kürzlich so reiche Anthracitgänge entdeckt worden sind, durch die in dem Lande, auf den Seen und auf dem Meer die Dampffahrt sehr begünstigt und erleichtert wird, da künftig nicht mehr bedeutende Summen für Steinkohlen in's Ausland zu geben brauchen. Hinsichtlich der Zölle, der Privilegien und anderer Handelshindernisse ist noch viel zu ändern und zu bessern. Die Regierung hat aber die Augen offen und versteht sich zu gut auf den Vortheil des Volks und auf ihren eigenen, um nicht ernstlich an die Lösung aller dieser Schwierigkeiten zu denken.

(Schluß folgt.)

Charade.

1. 2.

Mein Wort ist zwar ein Hund,
Ein rothes Viereck vorn;
Gibst du ihm d zum Hals
Und n zum Schwanze noch,
So wird ein Farker draus,
Der dich ganz ungenirt
Bei seines Hauses Gebeu
Gerad zur Hölle führt.
Verstümmle nun den Kerl
Und gib ihm is statt on,
So steht leibhaft vor dir
Die holde Anmuth schon;
Im luftigen Gewand
Zum Tanze froh bereit,
Schlingt sie ihr Rosenband
Um deine Liebliehten.

3. 4.

Nun wirf, wenn dirs gefällt,
Die ersten Sylben fort,
So bleibt das Ganze dir
Mit abgekürztem Wort.
Nimmst du das Ende weg,
Bleibt ein Chinese stehn,
Den ungern gegen sich
Die Opiumschmuggler sehn;
Dem setze de nur an,
So wird er Blüthenbaum,
Und süßeren Geruch
Als er hat Einer kaum;
Dem gieb ein B zum Hut,
So tappt er durch die Welt,
Und wenn ihn niemand führt,
So stolpert er, und fällt.

1. 2. 3. 4.

Nimmst du dem Ganzen auch
Sein End', ist's Goldstück immer;
Doch läß' du's, wie es ist,
So ists ein Frauenzimmer.

J. G. M.

Beilage: Prospectus eines „Wörterbuchs der deutschen und französischen Sprache." Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 12. April 1841.

Leiſe werd' ich hier umweht
Von geheimen frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verſpätet in den Mauern.
Lenau.

Im Dome.

An ***.

Wie vor des Grales ſagenhafter Schale
Die Hände einſt Templeiſen fromm gefalten,
So ſteh ich ſcheu im Chor der Kathedrale,
Vor ihren mondbeglänzten Steingeſtalten,
Umhuſcht, umathmet wie von Geiſterweben,
Vor dem die rieſenhaften Schatten ſchweben
Gleich eines Vorhangs wallend langen Falten.

Ringsum wie ſtill! — ich hör' des Funkens Sprühen,
Schür' ich der ew'gen Lampe bleiches Glimmen,
In das des Mondes Lichter überglühen,
Um gelb und matt die Quadern zu umſchwimmen;
Die Schatten faſt — wag ich, den Docht zu ſchaukeln —
Beginnen hörbar am Gewölb zu gaukeln
Und auf und ab die Gurten anzuklimmen.

Stumm ſchaun die Säulen, eine Heldenreihe,
Vor der des Mondes Pfeile weich ſich ſchmiegen;
Sie ſchaun ſo ſtolz, als ob die Kraft ſie freue,
In der gigantiſch ſie emporgeſtiegen,
Gleich ſchlanken Schäften aſtgeſchweifter Cedern,
Als ſollten ſie mit königlichen Federn
Des Liban's Aare ſtracks im Kreis umfliegen!

O wölbte ſo ſich über meine Tage,
Ein ſtiller und doch ſtolzer Dom, das Leben,
An Träumen reich wie eine Dichterſage,
Ein ſtumm und innerlich zum Geiſte Streben,
Durch eigne Kraft ſo hoch emporgeſchwungen,
Doch jenes Vorhangs Falten dicht geſchlungen
Um ihr geheimnißvoll lebendig Weben.

Und wie die Heil'ge dort aus ihrer Blende
Mild niederſchaut und in die Kathedrale
Wie ſegnend ſtreckt die lichtgeküßten Hände
Und ihre Palme hält im vollen Strahle —
Sey du mir Heilige, du ſprich den Segen,
Den Schein des ew'gen Lichts ſollſt du mir hegen
In deiner Liebe reiner Gralesſchale!

Levin Schücking.

Bilder des Unſichtbaren in den Geſetzen der ſichtbaren Welt.

(Fortſetzung.)

Das Auffallende iſt aber, daß die Menge des aufgenommenen Wärmeſtoffs eben ſo wenig unmittelbar

nach der Ausdehnung und dem Gewicht der Körper berechnet werden kann, daß häufig die für die Schwerkraft weniger empfänglicher, die leichtern Körper eine größere Anziehungskraft für die Wärme, eine größere Wärmecapacität haben, und die Gesetze der spezifischen Wärme und der spezifischen Schwere verschieden, oft entgegengesezt sind, daher auch die Gelehrten die von den Körpern verschlungene Wärme, als durch das Gefühl und das Thermometer nicht bemerkbar, und nach der Ausdehnung und dem Gewicht unmittelbar auch nicht meßbar, die latente, verborgene nennen.

Nun zeigt sich aber das merkwürdige Gesetz, daß ein Körper, der von andern der verschiedensten Wärmecapacität umgeben ist, von zuströmender freier Wärme nicht mehr in sich aufnehmen kann, als alle ihn umgebenden Gegenstände im Verhältniß ihres Durſts nach Wärme auch aufnehmen. Man kann sich dies anschaulich machen durch mehrere Gefäße von verschiedener Größe, die durch Röhren unten am Boden mit einander verbunden sind: werden sie mit Wasser gefüllt, so wird im kleinsten dieser Gefäße das Wasser nie höher stehen als im größten. Noch ein besseres Bild für unsern Zweck gibt eine Gesellschaft Reisender, die in der Wüste nach Wasser schmachten, und die einen erhaltenen Transport von Wasser, der nicht genügend ist für Alle, so unter sich vertheilen, daß Alle bekommen, jeder im Verhältniß der Größe seines Bedürfnisses, also nicht so, daß die Herrn sich vollständig befriedigen und die Knechte schmachten lassen, sondern wie Brüder, so daß Alle theilweise befriedigt sind.

Wir finden daher hier ein Begehren nach Befriedigung ganz anderer Art als bei der gewöhnlichen chemischen Verwandtschaft. Bei dieser ziehen sich, wie wir es in einem frühern Aufsatz entwickelt haben, einzelne Stoffe mit besonderer Vorliebe an, stoßen andere zurück und verlangen vollständige Befriedigung oder gar keine, und zwar sprungsweise nach einfachen Zahlenverhältnissen. Das Verlangen der Stoffe nach Wärme ist aber ein allgemeines aller Körper, das die Befriedigung in den kleinsten Bruchtheilchen zuläßt und bei welchem sich alle Verlangende wie Genossen benehmen. Die chemische Verwandtschaft gibt ein Bild der Geschlechtsliebe, die Anziehung der Wärme ein Bild der Nächstenliebe, die durch das gemeinschaftliche Verlangen nach einem Höhern bedingt ist, oder, wenn man will, das Bild einer Aktiengesellschaft, welche Gewinn und Verlust unter alle Mitglieder nach einem festen Gesetz verhältnißmäßiger Gleichheit vertheilt. Wenn ein Feuer den Ofen eines gutgeschlossenen Zimmers erwärmt, so kann dieser die ihm zuströmende Wärme nicht für sich behalten, sondern muß solche allen Gegenständen im Zimmer mittheilen, und es ist keine Ruhe, bis alle, auch der geringste, der dasselbe bewohnende Mensch und das kleinste Staubkörnchen, den gebührenden Antheil im Verhältniß ihrer Wärmecapacität empfangen haben und durch das Thermometer gleichen Grad der Befriedigung anzeigen. Wird aber ein Eisklumpen in das Zimmer gestellt, so ist abermals keine Ruhe, bis alle Gegenstände im Verhältniß ihrer Capacität so viel Wärme abgegeben haben, daß aus dem Eis Wasser geworden und das Wasser so viel Wärme anzeigt, als alle andern Gegenstände, so verschieden auch die in den Körpern zurückbleibenden Mengen von Wärme seyn mögen, immer wie bei einer geordneten Verbindung sittlicher Wesen unter einander, über welche, mit Beachtung der individuellen Eigenschaft jedes einzelnen, ein Gesetz proportioneller Gleichheit herrscht.

Bei den Gesetzen der Schwere finden wir gerade das Gegentheil hievon. Die Anziehung der Körper gegen einander, welche sich als Schwerkraft manifestirt, nimmt bei jedem Körper zu im Verhältniß als er schon angezogen hat, und schließt jenes Bild einer austheilenden Gerechtigkeit ganz aus. Wenn von zwei Körpern, welche sich bisher gleich stark angezogen und das Gleichgewicht gehalten haben, einer einen Zuwachs von Masse erhält, so gibt er nicht von seinem Zuwachs die Hälfte dem andern Körper ab, um das Gleichgewicht herzustellen, sondern er behält den ganzen Zuwachs und zieht nun noch dazu um so stärker am andern Körper, bis dieser ihm auch zufällt, und ist daher ein Bild des der sittlichen Weltordnung Entgegengesezten, einer nicht zu sättigenden Selbstsucht, welche mit Vernichtung des Individuellen alles in einen Mittelpunkt oder Abgrund hinunterzuziehen strebt.

(Schluß folgt.)

Die Pariser Universität.

(Schluß.)

Hier ist nicht der Ort, von den übrigen öffentlichen Anstalten zu sprechen, von denen Jeder, der sich wissenschaftlich ausbilden will, den ungehindertsten Gebrauch machen kann. Gibt es eine Stadt der Welt, wo die öffentlichen Sammlungen mit derselben Liberalität zur Disposition des Publikums gestellt werden, wie in Paris? Die kostbarsten Handschriften, die seltensten und theuersten Kupferstiche, die interessantesten Präparate sind Jedem zur Benützung zugänglich. Allerdings machen die Studirenden von den ihnen so reichlich dargebotenen Mitteln eben nicht immer den besten Gebrauch — einer der wenigen Punkte, in welchen der französische Student mit dem deutschen Bruder übereinstimmt. Zu der schon durch

Digitized by Google

den Nationalcharakter bedingten Verschiedenheit kommt der Umstand, daß auf den französischen Universitäten der Korporationsgeist unmöglich Wurzel fassen kann. Schon der Name Universität bezeichnet in Frankreich nicht wie bei uns eine abgesonderte, durch sich selbst regierte und durch eigene Gebräuche und Gesetze zusammengehaltene Körperschaft; vielmehr gebraucht man denselben von dem gesammten Unterrichtswesen eines gewissen Bezirks, oder des ganzen Landes, welches letztere bei der Pariser Universität, als der ausschließlich sogenannten Université de France, der Fall ist, der außerdem, daß sie die einzige ist, die alle Fakultäten besitzt, auch noch der öffentliche Unterrichtsrath angehört, welcher unmittelbar unter dem Ministerium des Unterrichts steht und das gesammte Unterrichtswesen des Landes leitet. Wie die Universitätsverwaltung auf diese Weise jedem Kastengeist fremd ist, so wollen auch die Studenten nichts von Verbindungen wissen. Jeder lebt, wie es ihm am besten zusagt, und trägt sich, wie es seinen Mitteln und der jeweiligen Mode angemessen ist. Außergewöhnliche Trachten sieht man gar nicht; nur die phrygische Mütze mit gewaltiger Troddel verirrt sich manchmal unter die Reihen der Hüte. Der arme Student — und deren gibt es hier sehr viele — kleidet sich auch arm, und verlebt beinahe seine ganze freie Zeit auf Lesekabineten, wo er um wenige Sous ein warmes, erleuchtetes Zimmer, und neben den gewöhnlichen Zeitschriften auch die in seine Wissenschaft einschlagenden Bücher findet. In den Vorlesungen und an öffentlichen Orten ist die armseligste Kleidung niemals Gegenstand des Spottes; und da Jedermann die Kollegien unentgeldlich besuchen darf, kann man den Studenten nicht einmal vom Nichtstudenten unterscheiden. Wer einen bessern Wechsel hat, geht auf's Café und vertreibt sich die Zeit mit Billardspielen, oder einer Partie Domina oder Piket. Von eigentlichen Trinkgelagen und lärmendem Gesang ist nicht die Rede, und es sind immer nur sehr kleine Gruppen, die sich zusammenfinden.

Abgesehen davon, daß das eigentliche Kneipen zu viel Geld kostet, findet der Student, wie der Franzose überhaupt, kein Vergnügen daran. Lieber hält er sich seine femme, die er überallhin mitnimmt, und mit der er besonders die rauschenden Freuden des Karnevals theilt. Solche eben so schnell aufgelösten, als eingerichteten Haushaltungen, bei denen sehr häufig Mann und Frau keinen Sou besitzen, werden zwar vor dem Richterstuhle der Pariser Moral ohne Anstand geduldet, dagegen geben sie häufig Veranlassung zu Verhandlungen vor dem Polizeigericht; sey es, daß der Miethsherr dieses häusliche Glück zu lärmend findet, sey es, daß die Studentenfrau mit ihrer Kammerjungfer sich überwirft, die gewöhnlich in jüngern Jahren selbst eine ähnliche Rolle gespielt, und mit Madame nicht nur das Brod, sondern selbst die Strümpfe gemeinschaftlich hat, wenn überhaupt welche vorhanden sind, und der junge Gemahl mit seinem Kredit das nöthige Brod zu verschaffen im Stande ist. Um wieder flott zu werden, verschreibt sich der Eheherr zum dritten oder vierten Mal die Examensgebühren von den unglücklichen Eltern, welche die Herrn Examinatoren für unersättlich halten und nicht begreifen können, daß das Studieren so viel Geld koste. Vor dem Polizeigericht amusiren sich Richter und Publikum an der brutalen Schaamlosigkeit, womit der Student seine Immoralitäten zur Schau trägt, und freuen sich, wenn er sich durch einen schlechten Spaß aus der Schlinge zieht. Die zwei Jahre, während welcher man die Vorlesungen besuchen muß, um Baccalaureus zu werden, wollen manchmal gar kein Ende nehmen; aus den zu dem Grade eines Licentiaten nöthigen drei Jahren werden sechs, und bis zur Doktorwürde verfließt ein Decennium.

Die Vorlesungen währen vom Ende Oktobers bis in den folgenden Juli; die übrigen Monate sind für die Ferien bestimmt. Ueberhaupt können die sehr gut honorirten Professoren nicht über die Last ihrer Berufsgeschäfte klagen; man wiegt ihnen die Zeit mit Gold auf. Zwei, oder höchstens drei wöchentliche Stunden sind in der That keine Riesenarbeit; und wenn sich die Herrn, was leider nur zu oft der Fall ist, die Sache ganz bequem machen wollen, so lassen sie einen jungen Docenten für sich lesen, der froh ist, auf diese Weise wenigstens Anwartschaft auf einen künftig zu besetzenden Lehrstuhl zu bekommen, und mit einigen hundert Franken sich absinden läßt. Sehr zweckmäßig dagegen ist die Einrichtung, daß der Lehrer sich nicht nach dem Stundenschlag zu richten hat, es wäre denn, daß schon ein Nachfolger den Lehrstuhl einzunehmen bereit wäre. Gewöhnlich wird eine bestimmte, zum voraus angegebene Materie abgehandelt, um dem Zuhörer einen Totaleindruck zu geben. Diesem wesentlichen Vortheil geht nun aber der für den Deutschen besonders fühlbare Uebelstand zur Seite, daß man während der ganzen Vorlesung frei aus und ein geht. Nachgeschrieben wird verhältnißmäßig sehr wenig; denn abgesehen davon, daß man meist wohl Bänke, aber keine Tische findet, eignet sich der freie Vortrag überhaupt weniger zur Aufzeichnung. Einige, besonders juridische Fächer machen hievon natürlich eine Ausnahme. Der Pariser Student schwört auf die Worte seines Lehrers, während der deutsche, wenn er kaum ein paar Seiten in dem für ihn meist unverständlichen Hegel gelesen hat, bereits weit klüger seyn will, als sein Lehrer, über dessen beschränkten Gesichtskreis er sich lustig macht.

A. H.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Schluß.)

Der König. — Verſchönerung der Städte. — Literatur.

Auch in der Kultur mancher praktiſchen Wiſſenſchaften ſind allerdings Vervollkommnungen zu wünſchen; aber auch in dieſer Beziehung zeigt ſich Verbeſſerung und Erweiterung nahe. Unverkennbar iſt hierin das Bemühen der Akademie für phyſiſche und moraliſche Wiſſenſchaften in Turin, im Verein mit den vorzüglichen wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Sammlungen der Regierung, beſonders aber der Eifer der ihnen vorſtehenden Gelehrten. Schon jezt zeigt ſich eine ſehr lobenswerthe Nacheiferung im höheren Unterricht. Der König hat bereits dadurch einen erfreulichen Beweis ſeines Intereſſes für die Naturwiſſenſchaften gegeben, daß er vorigen Sommer die Gelehrten dieſes Fachs zum Kongreß in Turin verſammelte und ſie auf die wohlwollendſte Weiſe empfing. Dazu waren auch auswärtige Gelehrte, beſonders die ausgezeichneten Männer eingeladen, welche Genf in dieſer Beziehung vereint, z. B. De Candolle und de la Rive, und ſie haben ſich ſehr anerkennend und dankend über ihre Aufnahme in Turin ausgeſprochen. — Es iſt zu bedauern, daß des Königs Freundlichkeit und ſeine guten Abſichten im Ausland nicht genug bekannt ſind. Er iſt ſo leicht zugänglich für Beſchwerden, Bitten und Vorſchläge aller Art, daß er zweimal in der Woche Jedem, der es wünſcht, Audienz gibt, gerade wie der verſtorbene Kaiſer Franz von Oeſterreich. An Feiertagen darf der Arme wie der Reiche, der Bürger wie der Bauer, der Unglückliche in Lumpen, wie der Adelige in reichem Hofkleide in das Innere des königlichen Schloſſes kommen und dem Souverain Suppliken überreichen. — Das Volk iſt in ſocialem Fortſchritt nicht hinter ſeiner Regierung zurückgeblieben. Auch es hat das Bedürfniß gefühlt, in dieſer Beziehung vorwärts zu ſchreiten, und es bewegt ſich lobenswerth in dieſer Richtung. Die meiſten Städte haben durch Verſchönerungen und nüzliche Stiftungen viel gewonnen. Schon früher beſtanden in Turin eine Menge wohlthätige Anſtalten für Arme, für Unvermögende, die gern arbeiten wollen, für Frauen, Greiſe und Kinder. In neueſter Zeit ſind noch vollkommenere und liberalere Inſtitute hinzugekommen, z. B. das Irrenhaus, genannt Manicomium, das St. Ludwigshoſpital, das Cottolengohoſpiz u. ſ. w. Neue, noch ſchönere und noch bequemere Quartiere erheben ſich in dem ſchon ſo ſchönen, bequemen und geräumigen Turin; die neuen Brücken über die Doca und den Po werden von allen Fremden bewundert. In Genua wird an einem großen Irrenhaus gebaut, wodurch das ältere erſezt werden ſoll. Breite Straßen werden dort nach allen Richtungen angelegt, beſonders in dem Handelsquartier; herrliche Bogengänge um den Hafen herum treten an die Stelle der ehemaligen ſchmuzigen und ungeſunden Häuſer. Der alte Dogenpalaſt wird jezt frei geſtellt durch das Niederreißen der häßlichen Gebäude, die ſeine Marmorfaçade verdecken. Ein herrlicher öffentlicher Spaziergang erinnert an die Gärten der Semiramis, und iſt für die Einwohner eine große Annehmlichkeit. — Auch Chambéry, Savoyens Hauptſtadt, verſchönert, erweitert und bereichert ſich immer mehr, abgeſehen von dem, was der General de Boigne großartig für ſie gethan hat. Eine Eiſenbahn ſezt die Stadt mit dem See von Bourget in Verbindung, und durch die Dampfſchifflinie iſt ſie dadurch in unmittelbaren Rapport mit Lyon getreten, was für Induſtrie und Handel, wie für den Verkehr der Reiſenden von großem Nuzen iſt. Durch die herrliche Drahtbrücke von La Caille und durch mehrere neue Straßen im Innern des Landes hat Savoyen unendlich gewonnen, zumal ſich die Regierung nicht damit begnügt, ſie anzulegen, ſondern ſie auch auf das trefflichſte unterhält. Auch hierin zeigt ſich ein großer Unterſchied zwiſchen Sardinien und Frankreich. — Für die Heilbäder und Mineralwaſſer in Aix, Perrière und Salins in Savoyen iſt durch neue Anlagen geſorgt. — Bisher war die Bettelei ein großer Uebelſtand des Landes, eine wahre Landplage, an der zum Theil die Klöſter Schuld waren. In Turin iſt ſie aber bereits ganz abgeſchafft durch den Eifer eines Vereins, der hierin auf's Kräftigſte von der Regierung unterſtüzt wurde. Es iſt ein Zufluchts- und Arbeitshaus für Arme außerhalb der Stadt angelegt worden, und ein zweites wird jezt in einer Vorſtadt gebaut. Aehnliche Maßregeln werden gewiß bald in andern Städten und in den Provinzen ergriffen. — Ueberall entſtehen Kleinkinderſchulen. Kaum war eine in Turin eröffnet, als ſchon eine zweite in einem andern Quartier nachfolgte. In den Provinzen folgt man dieſem Beiſpiel. — Hier in Turin und in mehreren Städten Savoyens ſind Korps von Sapeurpompiers errichtet worden, wodurch ſich die Feuersgefahr ſehr vermindert hat und der Werth der Häuſer und Mobilien geſtiegen iſt. — In literariſcher Beziehung iſt allerdings noch viel zu thun, indeſſen bemüht ſich doch Piemont, in dieſer Hinſicht andern Ländern gleich zu kommen; ja es iſt als ein großes Glück anzuſehen, daß der von Frankreich ausgehende Impuls zu einer Literatur voll Unnatur und Uebertreibung hier zu Lande keine Nachahmung findet. Der Regierung wird vorgeworfen, daß in unſerem Land für politiſche und ſociale Wiſſenſchaften nichts geſchieht. Wenn man aber bedenkt, was dieſe bisher in Frankreich und England zum Vortheil der Einwohner geleiſtet haben, wie leicht ſie zu gefährlichen Theorien führen, die in der Erfahrung allen Grund und Boden verlieren, ſo wird man uns vielleicht dieſe Lücken verzeihen, zumal wenn man einen Blick auf unſere Wohlthätigkeitsanſtalten wirft, und man bedenkt, daß die Literatur bei uns am ältern wie am jüngern De Maiſtre fleckenloſe Talente beſizt, wie Frankreich keines aufzuweiſen hat. Mediciniſche und naturwiſſenſchaftliche Journale geben in Ueberſezungen die bedeutendſten Aufſäze des Auslands. Mehrere Zeitſchriften arbeiten für den Geſchmack an guter Literatur. Eine führt den Titel: Letture popolari, und führt als Motto den ſchönen Saz: l'ignoranza è la massima e la peggiore delle povertà. Seit vier Jahren haben die würdigen Herausgeber dieſes Journals gute und geſunde Ideen über Religion, Sittlichkeit, Induſtrie, Arbeit, Aſſociation, Armuth und Wohlthätigkeit, desgleichen Sinn für Tugend und Arbeitſamkeit zu verbreiten und dabei Vorurtheile zu bekämpfen geſucht. Unverkennbar ſind bei den Einwohnern die günſtigen Folgen dieſes Unterrichts. — Dieſe Bemerkungen mögen für jezt genügen. Freilich iſt in unſerm Lande noch vieles zu thun, gar manche Mißbräuche abzuſtellen; die Entfernung Sardiniens ſelbſt hindert dort den ſchnellen Gang der Regierung; faſt in allen Provinzen bedarf die Volkserziehung und der höhere Unterricht der Verbeſſerung. Die Regierung hat aber die Augen offen, und wünſcht nichts entſchiedener, als Mißbräuche abzuſchaffen und vorhandene Anſtalten zu verbeſſern.

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 13. April 1841.

When I did hear the fool,
My lungs began to crow like chanticleer,
That fools should be so deep-contemplative.
Shakespeare.

Der deutſche Gil-Blas.

Bilder aus dem Volksleben des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Gil-Blas des achtzehnten Jahrhunderts lebte noch vor einigen zwanzig Jahren. Schreiber dieſer Blätter hat ihn gekannt, und weil es eine treue, aufrichtige Seele war, voll von jenem eigenthümlichen Charakterwerth, der dem Individuum den Stempel des Volksthümlichen aufdrückt und dem Beobachter friſche Züge auf das Gemälde der Sitten liefert, habe ich hier einige der Erinnerungen des ehrlichen alten Knaben aufgezeichnet.

Ich nenne ihn einen alten Knaben; er war einſt ein ſchöner, blühender Burſche, munter und aufgeweckt, durch Luxus nicht verzärtelt, ſo wie durch Armuth nicht entwürdigt und niedergedrückt. Seine erſten Erfahrungen, die erſten Merkmale, die ihm der Verkehr mit Welt und Menſchen aufgedrückt, fallen in jene für Deutſchland nicht allein, ſondern für ganz Europa wichtige Zeit der Beendigung des ſiebenjährigen Kriegs. Wir wollen ihn nun ſelbſt hören.

I.

Als ich meines Weges dahinzog und noch des Abſchieds dachte vom Vaterhaus, von Eltern und Geſchwiſtern, ſah ich die Landſtraße bedeckt mit heimkehrenden Soldaten, denen ihre Mütter, Mädchen und Schweſtern entgegengingen. Ich hörte das Lied ſingen:

Juche, juche! der Krieg iſt aus!
Der König ſchließt ſein Waffenhaus.
Zum Küſſen und Jubiliren gibt er Friſt,
Dieweil der Krieg zu Ende iſt.

Das Lied dünkte mir hübſch und ich ſang es leiſe für mich nach. Als ich in einen Seitenweg einbog, hatte ich die luſtigen Soldaten bald hinter mir und wandelte einſam. Der Morgen war friſch, die Felder weit und geünend, und ich, was das Beſte war, achtzehn Jahre alt und geſund. Nach einer Weile ſah ich einen ältlichen, grau gekleideten Mann vor mir her gehen, der einen alten geünen Regenſchirm unter'm Arm trug. Er blieb öftees ſtehen, breitete die Aeme aus, wie Einer, der mit Sehnſucht einen Gegenſtand betrachtet, und ließ dabei regelmäßig ſeinen Regenſchirm fallen. Ich näherte mich ihm, wir begrüßten uns und er redete mich mit den Worten an: „Wo biſt du her, Nathanael?“ — „Vom Niederrhein, lieber Herr.“ — „Und wo gehſt du hin, Nathanael?“ — „Nach Berlin, mein Herr, wenn Ihr nichts dagegen habt.“ — „In der That, Nathanael,“ erwideete er, „ich hätte wohl allerlei dagegen; doch halte für's Erſte etwas meinen Regenſchirm.“ Ich that es und er nahm ſehr gravitätiſch unterdeſſen aus einer unſcheinbaren Doſe eine Priſe Tabak. — „Nun alſo,“ rief er,

„nach Berlin, Nathanael?“ — „Ja, aber nennt mich nicht Nathanael; ich heiße nicht so.“

Er ſchien meine Einwendung nicht zu beachten, ſondern fragte nach einer Pauſe: „Haſt du Eltern in Berlin, oder doch Verwandte?“ Ich ſchüttelte den Kopf. — „Ja,“ fuhr er fort, „dann habe ich doch etwas dagegen, daß du nach Berlin gehſt, Nathanael.“ — „Und weshalb, mein Herr?“ — „Siehſt du, Berlin iſt eine böſe Stadt. Du findeſt dort Leute, die einen Stern tragen juſt an der Stelle, wo unſer Heiland eine Todeswunde trug. Du findeſt dort Weiber, die, wie es in den Sprüchwörtern Salomonis, Kapitel eilf, Vers zwei-und-zwanzig, heißt, wie eine Sau mit einem goldenen Halsbande umhergehen; du findeſt dort Gottesgelehrte, die Gott nicht lehren, ſondern den Teufel, du findeſt dort einen König, der zwar vor der Zeit alt und müde, aber dennoch rüſtig in den Werken des Antichriſts iſt. Darum gehe nicht nach Berlin, Nathanael. Halte meinen Regenſchirm etwas.“

Wir waren an eine Stelle gekommen, wo ein verdorrter Baum vor uns ſtand und hinter uns eine Dornhecke, weit umher nichts als Stoppelfelder. Mein Gefährte breitete die Arme aus und rief: „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und ſo viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll von deiner Güte!“ — „Was iſt's denn!“ rief ich ärgerlich, denn ich glaubte, der Mann mit dem Regenſchirm ſpotte meiner; „ich ſehe hier nichts, weshalb man Gott ſo beſonders danken ſollte.“ — „Schweig, Nathanael!“ rief mein Gefährte, indem er wieder ſeinen Schirm zu ſich nahm; „du verſündigſt dich. Die Erde iſt überall Gottes Werk.“ — „Das wohl,“ entgegnete ich, „aber es gibt doch wahrhaft ſchönere Gegenden, die eher zu einem ſolchen Ausruf berechtigen. Doch mir kann das ganz gleichviel ſeyn. Jezt weiß ich, warum Ihr immer Euern Schirm fallen laßt, weil Ihr alle Augenblicke die ſchöne Natur verehrt. Was würdet Ihr erſt thun, wenn Ihr in die Schweiz kamet! da müßtet Ihr durchaus Jemanden haben, der Euch den Schirm nachtrüge, denn halten könntet Ihr ihn dort nicht eine Sekunde. Ueberhaupt, wozu habt Ihr ihn, da der Himmel ganz heiter iſt?“ — „Gerade deshalb, Nathanael,“ erwiderte mein Mann. „Der Chriſt muß immer gewappnet umhergehen, er muß immer auf Sturm und Unwetter gefaßt ſeyn, denn der Sonnenſchein iſt nur ein abnormer Zuſtand in dieſer jammervollen Welt.“

Ich wandte mich zur Seite und lachte. — Wir gingen wieder lange ſchweigend neben einander. — „Was iſt dein Gewerbe, mein Sohn?“ fing er endlich an. — „Ich habe keines. So lange das Goldſtück, das mir meine Tante gegeben, vorhält, wird mein Gewerbe ſeyn, gut zu eſſen und gut zu trinken.“ — „Und Gott zu dienen, hoffentlich.“ — „Nun ja, wenn er meines Dienſtes bedarf, woran ich aber zweifle.“ — „Sage das nicht, Nathanael! Er liebt gerade ſolche Leute, die kein irdiſches Gewerbe betreiben, wie ich und du. Lange Zeit war ich Nagelſchmied hier in der Umgegend und hatte mein gutes Auskommen dabei; aber ich merkte bald, daß ich doch nicht verſtand, den Nagel auf den Kopf zu treffen.“ — „Ha, ha! das iſt luſtig.“ — „Nein, das iſt ſehr traurig. Ich meine mit dem Nagel das Chriſtenthum. Ich traf mit dem Hammer der Buße nie den Nagel meiner ſündigen Natur auf den Kopf; verſtehſt du mich?“ — „Nein; es geht mich auch weiter nichts an.“ — „Jezt aber führe ich einen meiſterhaften Schlag. Wo ich auch hinſchlage, immer und immer treffe ich den alten Adam ſo recht in's Herz hinein. Es iſt ein Schmerz, aber auch eine Freude. Wie du mich hier ſiehſt, durchziehe ich das Land als Bußprediger. Die Armuth der Apoſtel iſt mein Theil. Willſt du mit mir ziehen?“ — „Großen Dank. Ich ſagte Euch ſchon, ich geh' nach Berlin.“

(Fortſezung folgt.)

Bilder des unſichtbaren in den Geſetzen der ſichtbaren Welt.

(Schluß.)

Jenes an ſich durchgreifende Geſetz der Vertheilung der freien Wärme unter alle umgebenden Gegenſtände im Verhältniß ihrer Kapacität wird nun aber von den Körpern nicht im Augenblick der Veränderung der freien Wärme vollzogen, ſondern mehr oder weniger langſam. Alle ſichtbaren Stoffe haben eine Neigung, die freie Wärme eine Zeit lang an ſich zu behalten, der allgemeinen Vertheilung eine Weile vorzuenthalten, und werden nach der größern oder geringern Langſamkeit im Herausgeben des zur allgemeinen Vertheilung Beſtimmten in ſchlechte, halbgute und gute Wärmeleiter eingetheilt. Wenn nun die Vertheilung nicht ſchneller geſchieht als die Veränderung in der Wärme, ſo entſtehen beſondere Temperaturen für beſondere Geſellſchaften von Gegenſtänden, die nur unter ſich jenes Geſetz der verhältnißmäßigen Gleichheit vollſtändig beobachten, gegen andere dagegen nur unvollſtändig.

Der Menſch ſchafft ſich mittelſt ſolcher ſchlechten Wärmeleiter zuerſt in ſeiner nächſten Umgebung durch die Kleidung eine beſondere Temperatur, dann durch die Wärme ſeines Zimmers eine weiter ſich ausdehnende, aber

Digitized by Google

geringere. Sodann ſchafft die beſchränkte Leitungsfähigkeit der Luft und der Wolken beſondere Temperaturen für ganze Ortſchaften, Gegenden und Welttheile. — Man könnte ſogar jenes höhrre Geſetz der Warmeoertheilung gar nicht anſchaulich, fühlbar und anwendbar machen ohne dieſe Modifikation deſſelben. Auch ſcheint gerade dieſe Modifikation das Mittel zu ſeyn, um die Stoffe zu einer höhern Kapacitat für die Warme vorzubereiten. Dieſe Erſcheinungen finden nun aber unleugbare Analogien in der ſittlichen Weltordnung, in welchrr die allgemeine Menſchenliebe durch die Lirde zur Familie, zur Heimath, zum Vaterland modifizirt iſt, aber durch dieſe Modifikationen erſt lebendig grmacht und erzogen wird.

Doch gibt es auch einzelne Fälle, in wrlchen die Wärme, nach einem höhern Geſetzr, ſo ſchnell wie das Licht und frei durch zene Schranken der beſondern, gleichſam eigenliebigen Anziehung der Körper durchdricht und ſich merkbar macht. Bei höhern Graden drr Warme, beſonders aber dei der Auflöſung eines Körpers im Feuer ſtrömt ein Theil der Warme, welche man die ſtrahleude delßt, ſo ſchnell als das Licht, undeengt durch jenes Hindernlß der beſondern Affinitäten, in bedeutende Entfernung fort, die Umgedung erwärmend und oft zündend, während der größere Theil der Wärme ſich nur langſam duechwindrn kann, daher auch ſolche höhern Grade der Warme und beſonders die Flamme als Bilder des üder gewöhnliche Rückſichten weggehenden, weithin anrrgenden Eifers uud der ſich ſelbſt opfernden Liede längſt angewendet worden ſind.

Die Körper haben aber auch die merkwürdige Eigenſchaft, daß ſie durch den Aufenthalt in einer höhern Temperatur ſich ſtufenweiſe oerwandeln, daß ſie dei jedem Eintritt in eine höhere Stufe der Verwandlung ihre Kapacität für die Warme vermehren und die Anfangs nur der allgemeinen Vertheilung gleichſam vorenthaltene Warme innerlich aufnehmen und zu ihrem Eigenthum machen; daher es im Reich der Warme nicht bloß oerſchiedene Kapacitaten, ſondern auch verſchiedene Potenzen von Kapacitäten gibt. — Wenn gleich dieſes Geſetz ein allgemeines iſt, ſo zeigt es ſich doch am deutlichſtrn deim Waſſer und deſſen verſchiedenen Vrewandluugsſtufen. Beim Waſſer kann man namlich drei Stufrn ſolcher Verwandlung und der dadurch dedingten Wärmekapacität unterſcheiden. Die erſte Stufe der Verwandlung zeigt das flüſſige Waſſer im Gegenſatz des gefrornen, welches erſtere auf gleichem Tempreraturgrad wie das Eis doch fünfmal ſo viel Wärme in ſich enthalt als das Eis. Die zweite Stufe der Verwandlung zeigt der Waſſerdampf, der ſeinerſeits mehr als fünfmal ſo oirl Wärme in ſich hat als das Waſſer. Als dritte Stufe der Verwandlung erſcheinen die aus der Zerſetzung der Waſſerdämpfe ſich dildenden Luftarten, welche eine noch höhere Wärmekapacität, zum Theil ſogar eine einundzwanzigmal größere als das Waſſer beſitzen.

Mit der geſteigerten Fähigkeit im Reiche der Wärme oermindert ſich der Einfluß der Schwerkraft und erhöht ſich der des Lichts. Die feiuſte und zugleich mit der größtrn Wärmekapacitat verſehene der Luftarten, in welche das Waſſer mit der dritten Verwandlung zerfallt, die drenndare Luſt, das Waſſerſtoffgas, hat der Menſch in neuerer Zeit denüzt, um ſich mit dem Aeroſtaten das Bild einer Himmelfahrt zu oerſchaffrn. Auch ſoll dieſe feinſte Luftart nach der Vermnthung mancher Natnrlehrer üder die höchſten Berge hinauf bis in die Sonne ſteigen, und dieſem Weltkörper Erſatz geden für das Licht, das derſelde in unendlicher Fülle und ungrminderter Stärke auf die Erde herabſendet.

Aber die Beſtimmung dieſer Potenzen von Wärmekapacitateu iſt nicht bloß, üder die andern Stoffe der ſichtdaren Welt ſich erhebend, zum Lichtreich hinaufzuſteigen. Eine dem Menſchen noch wichtigere und merkdarere Beſtimmung erfüllen dieſelden drim Heruntergehen auf die Erde durch die Verdreitung freier Wärme in größerer Ausdehnung, als ſolche durch die andern Stoffe, bei dereu beſchränkten, überall unterbrochenen Leitungsfähigkeit, zu erreichen wäre. — Schon die grödern, üder der Erde lagerndeu, mit Waſſerdünſten gefüllten Luftſchichten werden ja raſtlos von Mitternacht nach Mittag, von Abend nach Morgen, als Wolkrn und Winde üder die Erde getrieden, damit ſie vom Ueberfluß der einen Gegend der andern zuführen, die oielen beſondern Temperatnren ausglrichen, und dem allgemeinen Geſetz der verhältnißmäßigen Gleichheit dei der Wärmevertheilung Geltung verſchaffen. Dann ſenken ſich aber auch die Luftarten in Dunſt und Waſſer oerwandelt, zum Staub der Eede herab, ſchützeu im Winter mittelſt der dei ihrer Verwandlung freiwerdenden Wärme die Pflanzen durch ein Schneekleid vor der ärgſten Schärfe des Froſtes, die Wohnſtellen der lebenden Weſen durch einen weiten Mantel vou Duft und Wolken, und umgeden im Sommer die Erde mit einem aus Licht und Wärme, Thau und Regen gedauten Bogen voll Leben und Fruchtdarkeit. — Jene Potenzen der Wärmrkapacität ſind daher drim Aufſteigen der Körper die Führer zu den höchſten Begru des Lichts, dei ihrem Niederſteigen aber die Geder der reichſten Geſchenke für die Erde.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der artesische Brunnen. — Blumenausstellung. — Fastenpredigten.

Noch immer laufen, spazieren oder fahren die Pariser nach dem artesischen Brunnen, der ihnen so plötzlich warmes Wasser verschaffe hat, in einer Stadt, wo sogar das kalte Wasser sonst eine Seltenheit war. Freilich hat man in diesem Jahrhunderte die Springbrunnen vervielfältigt; aber noch immer war nicht Wasser genug da. Der artesische Brunnen sollte bloß dem großen Schlachthause hinter dem Invalidenhôtel Wasser verschaffen. Nun sprudelt aber statt des kalten Wassers ein ganzer Bach warmen Wassers hervor, und man kann nicht allein das Schlachthaus, sondern auch noch ein oder mehrere Stadtreviere damit versehen. Die Stadtbehörde hat sich großmüthig gegen Mülot gezeigt, und ihm zur Belohnung eine Leibrente von 5000 Francs ausgesezt. Sie war, was sie nicht laut werden läßt, durch die lange und kostspielige Arbeit kleinmüthig geworden, und schon Willens, das Unternehmen aufzugeben, nachdem es sieben Jahre gedauert hatte. Zum Glück für die Stadt und für den Brunnenbohrer kam endlich das Wasser hervor. Jezt hat man doch die Versicherung, daß man auch an andern Stellen Wasser finden wird, wenn man nur mit Beharrlichkeit und Einsicht darnach sucht. Jedermann will nun das 1650 Fuß hoch heraufsprudelnde warme Wasser sehen und kosten; manche begnügen sich damit noch nicht, sondern nehmen vom Wasser und sogar vom Sande mit, der vom Wasser ausgeworfen worden ist. Da die kleinen Tagblätter gegen Alles Opposition machen, so haben sie auch schon dem artesischen Brunnen Uebels nachgesagt und behauptet, das hervorsprudelnde Wasser werde immer trüber wie die politische Lage Frankreichs, und zulezt werde der Brunnen ein riesenhaftes Dintenfaß werden. Diese Weissagung ist jedoch — bis dato wenigstens — nicht in Erfüllung gegangen. Zwar ist das Wasser noch immer nicht klar; Mülot verspricht aber baldige Klarheit, und verlangt einen Monat Geduld. Jezt wird die Stadtbehörde rathschlagen, wozu sie diese warme Wasserfluth benüzen soll. Vielleicht werden nun auf Stadtkosten noch andere artesische Brunnen gegraben werden. Man würde wohl thun, wenn man in der Ebene von Grenelle, welche neben Paris liegt, einen solchen Brunnen bohren ließe. Denn diese dürre Sandebene bringt wegen Wassermangels wenig hervor; man hat vor fünfzehn Jahren ein Dorf dahin gebaut, welches ziemlich städtisch aussieht, und welchem man den Namen Beau-Grenelle beigelegt hat; so lange aber Wasser in der Ebene fehlt, wird sie nie schön werden, wenn auch stattliche Landhäuser darin stehen. Das Frische und Grüne, welches allein einem Dorfe ein schönes Ansehen gibt, fehlt gänzlich. Die Pariser, welche sich am Brunnen des Schlachthauses satt gesehen haben, bekamen in diesen Tagen eine andere Augenweide an der Blumenausstellung, welche die Gärtnervereingesellschaft veranstaltet. Dieser Verein wechselt jährlich mit der Zeit seiner Ausstellung. Zum erstenmale war in diesem Jahre die Ausstellung so früh. Dadurch bekamen die Gärtner und Blumenliebhaber Gelegenheit, die Blumen des Frühjahrs, besonders Camellien und Hyazinthen auszustellen, und auch Blumen späterer Jahrszeiten, welche in Treibhäusern gepflegt worden, vorzuzeigen, ferner Beweise von der Kunst abzulegen. Früchte des vorigen Jahres aufzubewahren. Obschon Paris wenig Gärten besizt, und manche Pariser keine andern Gärten kennen als die öffentlichen, so gibt es doch ziemlich viele Kunstgärtner in den Vorstädten, bei welchen oft sehr bedeutende Sammlungen von Gewächsen aller Art zu finden sind. Einer ist wegen seiner Rosen, ein anderer wegen seiner Hyazinthen, ein dritter wegen seiner Tulpen, seiner Dahlias u. s. w. bekannt, und macht durch den Verkauf derselben bedeutende Geschäfte. Aber in den Pariser Salons muß die Kunst oft der Natur zu Hülfe kommen, und dieselbe im Nothfalle ersezen. Die künstlichen Blumen auf den Hüten und in den Haaren der Damen besäet oder belegt man schon seit einiger Zeit mit künstlichem Thau. Bei einem Balle in einem großen Hause sah ich diesen Winter auf beiden Seiten der Treppe Lorbeerbäume, welche mit den schönsten Blüthen prangten, obschon Eis und Schnee die Gassen bedeckten. Erstaunt über solch ein vegetabilisches Wunder untersuchte ich Bäume und Blüthen näher, und fand nun, daß erstere zwar natürlich, leztere aber künstlich waren, und daß man Kunst und Natur auf täuschende Weise zusammengefügt hatte. Die Blumenausstellung hat nur sechs Tage gedauert, am siebten wurden die Preise an die Gärtner vertheilt, welche die schönsten Blumen und andere Gewächse ausgestellt hatten; der Minister Cunin-Gridaine führte dabei den Vorsiz. Der Verein gibt seit vielen Jahren Abhandlungen heraus, welche den Liebhabern nicht unbekannt seyn können. — Einen Genuß anderer Art, und zwar einen viel längern, haben die Pariser jezt an der Gemäldeausstellung, welche zwei Monate zu dauern pflegt, und auf welche ich später zurückkommen werde. Außerdem haben die Pariser eine Menge Konzerte und Privatbälle, trog der Fasten, und am Tage der Mifasten große öffentliche Bälle, womit dann die mannigfache Reihe dieser Belustigungen geschlossen wird. — Mitunter machen einige Prediger in den Pfarrkirchen Aufsehen, und auch sie haben ein zahlreiches Publikum. Die Tagblätter berichten über die Predigten so gut wie über Theaterstücke, und zuweilen hat der Theaterrezensent auch das Departement der Predigten, die man nur vom rhetorischen Standpunkt zu beurtheilen gewohnt ist. Die Beredsamkeit ist besonders wirksam bei den vielen Predigten, welche zu Gunsten der wohlthätigen Anstalten gehalten werden und oft bedeutende Summen einbringen. Einer der hiesigen Prediger bat neulich, nachdem seine Predigt geendigt war, noch folgende Anrede an sein großentheils aus Reichen bestehendes Auditorium: „Meine lieben Zuhörer! wahrscheinlich hat jeder von euch, ehe er sich zum Anhören meiner Predigt niedersezte, die Summe Geldes bestimmt, die er zum wohlthätigen Zwecke dieser frommen Versammlung verwenden will. Ich bitte euch aber nur um eins, damit meine Predigt sich recht wirksam zeige: legt sämmtlich noch etwas dem bei, was ihr geben wolltet. Dadurch werdet ihr den besten Beweis liefern, daß meine Predigt euch gerührt hat." Die Zwecke dieser Colletten sind sehr mannigfach: die eine gilt den jungen Züchtlingen, eine andere den Schulen der sogenannten Brüder der christlichen Lehre, eine dritte armen bejahrten Geistlichen, denen es in Frankreich an Hospizien fehlt, eine vierte dem Unterricht der Savoyardenkinder u. s. w.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 14. April 1841.

Noch ungewiß, ob mich der Gott beſeele,
Zu ſeinem Prieſter ob er mich geweiht,
Mal' ich die klaren Bilder meiner Seele.
Platen.

Jugendlieder von Thomas Moore.

Deutſch von Ludwig Seeger.

An eine Lady,
mit einigen handſchriftlichen Gedichten beim Abſchied.

Geſchieden aus der Freunde Nähe,
Blick ich noch oft zu euch zurück;
Ob fern ich andre Freunde ſehe,
Gleich theure hoff' ich nicht vom Glück.

Mag dann mein Lied, zu dem beſeelen
Mich nur gekannt dein holder Blick,
Sich einen Blick von dir erſtehlen
Und einen Wunſch für mein Geſchick.

Eins bitt ich, laß hinein nicht ſchauen
Den Kalten, der es ſpottend lieſt,
Kein Auge, das verlernt zu thauen,
Kein Herz, das fühllos ſich verſchließt.

Glaub mir, ein Herz, das nie geſchmolzen
In Mitgefühl, verſteht mich nicht;
Verdammend ſitzen ſie, die Stolzen,
Ob meiner Liebe zu Gericht.

Doch wenn vielleicht ein ſanft Gemüthe,
Das lieber Lob als Schimpf erheilt,
Sich labt an meiner Lieder Blüthe
Und gern bei meinem Namen weilt,

Sag ihm — und wenn, o ſüße Ahnung!
Ein Frauenmund mich nennt mit Luſt —
Denn wo erklingt der Liebe Mahnung
So ſüß als in des Weibes Bruſt? —

Sag ihr, daß er, auf deſſen Reimen
Ihr Auge mild und freundlich ruht,
Auch oft erwacht aus müß'gen Träumen
Sich höher ſchwang in kühner Glut,

Daß oft für Ruhm er mocht' entbrennen,
Daß er zum Preis der Freundſchaft ſang,
Doch daß, um frei es zu bekennen,
Sein ſchönſtes Lied der Liebe klang.

An Mrs —

Wenn mir, vom Traum umflogen,
Sich naht dein holdes Bild,
Und ich dich mir gewogen,
Dich gütig ſah und mild,

Digitized by Google

Wenn ich vom Schlaf mir borge
Die Luſt, du wirſt's verzeihn;
Wer nur erwacht zur Sorge,
Gönn' ihm vom Glück den Schein.

Biſt du im Nachtgeſichte
Ganz, wie mein Herz es wähnt,
Fühl' ich im Dämmerlichte
Des Traums, was ich erſehnt,

Vergibſt du's, wenn ich wage
Den Kuß, und mehr, mein Licht?
Was du verdeutſt am Tage,
Im Traum verſag' mir's nicht.

Sympathie an Julia.

Sine me sit nulla Venus:
Sulpicia.

Sieh unſre Herzen, Liebchen, ſieh'
Die Zwillinge der Sympathie,
Die Eins in Zweien leben;
Der Herzen Saiten klingen an
In Luſt, im Schmerz, im Liebeswahn,
Und Eins iſt ihr Erbeben.

Oft ſchwurſt du, Julie: Stockte nun
Mein Herzſchlag, würd' auch deiner ruhn,
Und uns im Tod vermählen.
Die Freude, die nur Eine Bruſt
Erlabt, ſie ſchien dir keine Luſt;
O Einklang zarter Seelen!

Wie oft in deiner Augen Blau
Die wie des Himmels Silberthau
In Frühlingslüften flammen,
Wie oft in ihrem lichten Brand
Las ich, was es mir ſtumm geſtand:
Nun fühlen wir zuſammen!

An Julia.

Ich ſah des Landmanns rauhe Hand
Den Epheu trennen von der Eiche;
Unlöslich ſchien mir ihr Verband,
Doch blieb des Baumes Pracht die gleiche.

Nicht ſo der Epheu; krank, allein
Muß er nun Grün und Blüthe miſſen;
Verwaiſt, verlaſſen muß er ſeyn,
Von ſeiner Stütze losgeriſſen.

Eins waren unſre Herzen auch,
Getrennt von dir muß ich verderben;
Gleichgültig ſtreuſt du Blüthenhauch,
Mein Herz iſt einſam, ſiech zum Sterben.

Auf den Tod einer Dame.

Stört, ſüßer Geiſt, mein Gram dich nicht,
In luft'gen Schlummer eingehüllt,
Dann wein' ich, bis das Herz mir bricht,
Mein Aug der lezte Tropfen füllt.

Doch fühlt dein hehrer Geiſt den Schmerz
Der Erde noch und blickt hieher,
Dann ſchließ' ich zu mein brechend Herz
Und keinen Seufzer hörſt du mehr.

Das Frühlicht ſäumt der Wellen Ruh,
Die Welle ſchwärzt des Tages Roth;
Ach, jener Morgenſtrahl warſt du,
Die Wetterwolke war der Tod!

Wir Alle liebten dich ſo warm,
Wir glaubten dich für's Grab zu gut,
Zu gut für dieſer Erde Harm,
Nun biſt du in des Himmels Hut.

An Julia.

O Traum, der über fernen Raum
Zwei Seelen eint, o Göttertraum!
Um Mitternacht gedenk ich dein,
Um Mitternacht gedenk auch mein.

Denk', einen Kuß mir zu verleihn,
Ich denk', ich fühl ihn, ſchlürf' ihn ein;
Mein iſt dann dein erröthend Sehnen,
Und wein' ich, dein ſind meine Thränen.

Der deutſche Gil-Blas.

(Fortſetzung.)

Mein Gefährte ſeufzte und ſchwieg. Wir waren jezt vor der Dorfſchenke angelangt. Ein recht hübſches Mädchen kam heraus und fragte uns, ob wir nicht mit den übrigen Gäſten im Garten unter dem großen Holunderbaum das Mittagsbrod einnehmen wollten. Der Pfarrer des Orts halte gerade ſein fünf-und-zwanzigjähriges Amtsjubiläum. Ich nahm den Vorſchlag an. „Für mich, Beate," ſagte mein Gefährte, „eine Schaale Suppe und ein Glas Waſſer auf die Bank hier vor der

Digitized by Google

Thüre. Es geziemt mir nicht, mit dem Pfarrer, dem Verſtandeschriſten, zuſammen an einem Tiſche zu ſitzen.“ Er ſezte ſich mit dieſen Worten auf die Bank und legte ſeinen grünen Schirm neben ſich. Ich folgte dem Mädchen in den Garten und fand hier unter der Kühlung des Hollunderbeeß ein Dutzend Bauern verſammelt, von denen einige ſchwaeze Röcke trugen und die Honoratioren des Dorfes zu ſeyn ſchienen, die übrigen aber gewöhnliche Arbeiter in ihrem Feſtſtaate. Es wurde eben getafelt und daher wenig geſprochen. Das hübſche Mädchen ging ab und zu; ich ſagte zu ihr: „Beate, für mich eine Flaſche Wein.“ — „Ich heiße nicht Beate,“ erwiderte ſie und lachte ſo lieblich, daß ihre weißen Zähne hinter den rothen Lippen ſichtbar wurden. — „Ich bitte um Entſchuldigung,“ ſagte ich, „aber der Mann da draußen auf der Bank nannte dich ſo.“ — „Ja der,“ erwiderte ſie, „der nennt alle Manner Nathanael und alle Weiber Beate. Man ſagt, er habe einen Spaeren im Kopfe.“ — „Du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen,“ rief ich lachend.

An das ländliche Mahl ſchloß ſich ein ländliches Trinkgelage an, und der Pfarrer, der immerdar präſidirte, ſchien ſeine Freude an der ungebundenen Luſtigkeit ſeiner Pfarrkinder zu haben. Er trank ſelbſt ſein Gläschen mit, und ſeine ehrwürdige Naſe guckte unter den Blüthen des Hollunders immer röther und röther hervor. Einer der Leute meinte, ein Lied möchte jezt am Platze ſeyn, und der Jubilar war wieder der erſte, der eine hübſche luſtige Melodie bereit hatte. Darauf machte er ſelbſt den Vorſchlag, jeder ſolle etwas aus ſeinem Leben erzählen, ernſt oder ſpaßhaft, wie es komme, und als es die andern zufrieden waren, gab er ſelbſt eine artige Geſchichte aus ſeinen Univerſitätsjahren preis. Einer und der andere der Dorfherrn folgte ſeinem Beiſpiel. Endlich nahm ein ältlicher Mann das Wort und trug in ganz eigenthümlich rührendem Tone etwas vor, das mich ſo anzog, daß es mir lebendig im Gedächtniß geblieben iſt, und ich verſuchen will, es hier nachzuerzählen.

Die Geſchichte vom braunen Aennchen.

Es iſt lange Jahre her, da wandelte ich an einem Abende, gerade wie der heutige, zum Dorfe hinaus. Der Flieder ſtand in voller Blüthe, wie er jezt blüht, die Bienen ſchwarmten, die Garten ſtanden voller Blumen, und die Sonne warf, wie jezt, ihre Strahlen in milder Abendröthe über den grünen Schmelz der Felder und färbte all die blühenden Geſträuche, Bäume und Gräſerchen mit dem ſchönſten Roſenlichte. Es war warm, und als ich die lezten Häuſer des Dorfes hinter mir hatte, kam es wie eine angenehme Ermüdung über mich. Ihr müßt wiſſen, ich hatte den Tag über tüchtig gearbeitet, denn damals ſtand es ſchlimm um unſern Haushalt; ich war bei der kranken Mutter und dem noch unmündigen Bruder die einzige Stütze im Hauſe. Den Vater verlor ich im Kriege.

Nun muß ich euch ſagen, daß ich damals Bäume und Buſch, Thal und Feld mit ganz andern Augen anſah, als ich es jezt thue: ich war jung und verliebt. Bei meiner Treu, das ſind zwei Dinge die ihr nicht vergeſſen müßt, ihr Leute, denn ſonſt werdet ihr nicht begreifen, was nun folgt.

Wie ich ſo langſam in die Felder hineinging, wurde es immer ſtiller und ſtiller um mich her. Es war, als ginge ein kindiſcher Laut nach dem andern zu Bette, und all das fröhliche Summen, das Flügelſchlagen, Tanz und Geſang auf den Grashalmen legte ſich ſtille in's duftige, dunkle, große Bett der Nacht. Dies war mir lieb, denn meine Seele glaubte jezt freier zu athmen, jezt, da ſie das einzige jubilirende Weſen in der weiten Gotteswelt war. Ich kann nicht ſagen, was für Träume, Bilder, gaukelnde Scheine, ſüße Lieder, flackernde Liebeslichter in ihr aufſchoſſen, ſich tummelten und feſtlich durcheinander glänzten. Ich ſagte euch ſchon, ich war jung und verliebt. Meine Schritte brachten mich, denn ich wußte nicht, wohin ich ſie lenkte, abwärts in eine kleine Vertiefung, wo einige uralte Eichſtämme ſtehen, die einzigen in unſerer Gegend, und dieſe Stämme umgeben einen kleinen See. Euch wird der Platz bekannt ſeyn; es iſt der Schwedenteich, eine kleine halbe Stunde vom Dorfe.

Ich ſtaunte nicht wenig, als ich den See blinken ſah, denn ich meinte nur wenige Schritte von meinem Hauſe entfernt zu ſeyn. So ſezte ich mich denn jezt recht nach Weiſe der thörichten Verliebten auf ein einſam Plätzchen in's hohe Gras und ſah in das dunkle Waſſer hinab. Es lag ſtill wie ein ſchlafender Menſch; es zuckte kein Fiſchlein in die Höh, nur ein paar Sterne badeten ihr gelbes Haar im Wiederſchein. Den Rücken hatte ich an einen Eichſtamm gelehnt, die Füße geeade vor mich ausgeſtreckt. Es war mir, als ſenkte ſich etwas auf meine Augen herab, das mich zwang, ſie bald zu ſchließen; aber es war kein Schlaf, im Gegentheil, es war weit etwas Herrlicheres ſogar als das regſte Wachen. Ich ſah vor mir das lezte Roth verglimmen, und die Schaale der Nacht füllte ſich bis zum Rande mit brauner Dämmerung. Ganz aus der Entfernung kamen Töne zu mir herüber, aber ſie mahnten mich an kein irdiſches Geſchäft; ich war losgegeben und meine Seele ſchwämmte in vollem Entzücken durch die weiche, warme Nacht. Gedanken und Empfindungen, denen ich ſpäter vergebens nachſann, kamen damals ſpielend in meine Seele, und alles dieſes dankte ich meinem lieben Aennchen; denn ihr Bild erfüllte mich, der innige Gedanke an ſie

Digitized by Google

machte, daß meine Jugend so selig aufbrauste und mich mit so heiliger Wonne füllte. Dieses Bewußtseyn der Jugend, wenn wir es immer fühlen müßten, würde uns bald tödten, denn es ist zu rein und zu kräftig. Aber dafür ist gesorgt; das gewöhnliche Leben wirft so viel Staub, Asche und gemeinen Sand auf unsere arme Brust, daß sie selten, bei den meisten Menschen nie dazu gelangt, in so seligem Augenblicke das Bewußtseyn ihres höchsten Gutes zu fühlen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Sekten Fouriers und Saint-Simons.

Die Hospitäler bedürfen glücklicherweise keiner Almosenpredigt; durch die auf öffentliche Belustigungen gelegte Steuer, durch Vermächtnisse und andere Fonds sind sie so reich ausgestattet, daß ihnen nichts fehlt. Die Aermern wissen, daß sie in den Hospitälern Platz finden, wenn sie krank werden, und deshalb sind sie wegen ihres Schicksals in solchen Fällen ziemlich unbesorgt. Ich weiß nicht, ob dieser Umstand oder andere Rücksichten machen, daß die Fourieraner bisher in Paris noch wenig Leute zu ihren Arbeitskolonien oder Phalansterien anwerben konnten. Man mag sich lieber in Paris dem Zufalle überlassen, als sich zur Theilnahme an einer Anstalt entschließen, die man nicht kennt, und deren Erfolg noch sehr ungewiß ist. In Paris hilft sich jeder durch, gut oder schlecht, wie es kömmt, aber man hilft sich doch auf irgend eine Weise durch; was würde aber aus den Leuten werden, welche sich in ein Phalanstère weit von Paris begeben hätten, und dort statt der gehofften Arbeit und des versprochenen Vergnügens nichts als Hunger und Elend fänden? Indessen sucht einer der Jünger des Fourierismus, Namens Victor Considérant, welcher auch ein Werk darüber geschrieben hat, unter dem Titel: Destinées sociales, die öffentliche Meinung durch Vorträge über die Gesellschaftstheorie aufzuklären. Er ist jezt in Lyon und sezt daselbst dem Publikum die Vortheile des gesellschaftlichen Beisammenlebens und Beisammenarbeitens auseinander. Er sucht dabei die neue Theorie vom Saint-Simonismus scharf zu trennen. In diesem wurde als Grundsatz die Gütergemeinschaft aufgestellt; es sollte keine Vererbung, mithin kein Familienreichthum, nicht einmal eine Familie mehr bestehen; jeder sollte nach seiner Fähigkeit und nach seinem Privatverdienste aus der gemeinschaftlichen Kasse besoldet und belohnt werden. Die Fourieraner wollen nicht so verfahren. Sie lassen die Familie fortbestehen, und sich Privateigenthum erwerben. Ihr Beisammenleben und Arbeiten soll bloß den Zweck haben, sich gegenseitig den Erwerb zu erleichtern, Arbeit und Mühe zu versüßen. Ob die Fourieraner mit ihrer Theorie glücklicher seyn werden als die Saint-Simonisten, wird man erst dann sehen wenn es zur Praxis kommt. Erst in der Praxis geriethen die Saint-Simonisten auf die abgeschmacktesten Irrwege. Ein Provinzialblatt: Journal de Saint-Etienne, gab neulich eine geistreiche Uebersicht der Geschichte und der Auflösung dieser sonderbaren Sekte; ich glaube, etwas davon wird man mit Vergnügen auch in Deutschland lesen. Nachdem das Journal die Entwickelung der Sekte dargestellt hat, fährt es also fort: „Zum Unglück warfen sich die Saint-Simonisten in einen gewissen religiösen Mysticismus; sie legten Theaterkostüme mit Kapuzinerbärten an, und vergaßen, daß in Frankreich das Lächerliche tödtet. Dies ist noch nicht alles. Die Saint-Simonisten, mit dem Obervater, dem Herrn Enfantin an ihrer Spitze, zogen sich nach Menil-Montant (einer Pariser Vorstadt) zurück. Dort stellten sie sich ans Fenster, um die Mutter, sonst auch Messiasfrau oder freie Frau genannt, ankommen zu sehen. Was ist das für eine Frau? wird man fragen. Ich möchte gern sogleich auf diese Frage antworten; aber unter den Saint-Simonistischen Büchern, die ich gelesen, ist keines, das eine kategorische und allgemein verständliche Antwort darauf gibt. Alles, was ich aus diesen Büchern habe abnehmen können, ist, daß ohne die Erscheinung besagter Frau das menschliche Geschlecht stets mit hinkendem Fuße vorwärts schreiten wird. Deshalb machten sich die von heißer Liebe zum menschlichen Geschlechte beseelten Schüler Saint-Simons daran, dieses Palladium der Zukunft, diese neue Panacee aller industriellen, politischen und moralischen Gebrechen der heutigen Welt aufzusuchen. Sie riefen sie mit ihren Gesängen im Garten von Menil-Montant herbei. David, einer der Ihrigen, ein liebenswürdiger, guter, geistreicher Jüngling, ganz voll von Liebe und künstlerischer Begeisterung, sezte den Gesang in Musik; auch komponirte er den Siebenwalzer, einen astronomischen und religiösen Hymnus. Nachdem sie auf diese Art nach der Mutter gerufen hatten, bekannten sie dieselbe in Büchern, ja vor den Schranken des Gerichtshofes. Die Mutter kam aber nicht; niemand antwortete auf das Rufen des Obervaters; er mochte sich gegen Morgen wenden, oder Abendwärts schauen, stets verhallte seine Stimme vergebens in der Luft. Die Saint-Simonisten empfanden unsäglichen Kummer darüber, und der Obervater seufzte mit Händeringen: „Ach, wie schwer fällt mir dieses Stillschweigen auf die Seele!“ Ein neues Unglück anderer Art kam über die Saint-Simonistische Kirche von Menil-Montant: man sperrte den Obervater zufolge eines Urtheils des Kriminalgerichts ein; Häscher bemächtigten sich der Meubeln der Familien und verkauften sie an die Meistbietenden. Die Kinder wurden zerstreut; noch immer war die Mutter nicht gekommen, und doch bestanden sie darauf, die Mutter sehen zu wollen. Der Rest der Gemeinde beschloß, sich die Gesellen der Frau zu nennen, wahrscheinlich in der Meinung, daß dies ihre Ankunft beschleunigen werde. Es wurde ein förmlicher Gesellenkontrakt bündig geschlossen, und die Richter des Pariser Kriminalgerichts wurden vor's Gericht der Zukunft geladen, weil sie den erhabenen Gesellen der Frau, den Herrn Enfantin, verurtheilt hatten. Nachdem dies geschehen, riefen die Gesellen abermals die Frau herbei. Die Frau antwortet nicht, sagten sie zu einander, wahrscheinlich ist sie nicht hier; laßt sie uns also anderwärts suchen. Aber in welcher Gegend der Welt? Im Morgenlande! antwortete E. Barrault von Isla da France, wobei er seinen Löwenkopf schüttelte, im Morgenlande, dort ist sie!“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 12.

Mittwoch, 14. April 1841.

[167] **Interessante Biographie.**

Bei J. F. Steinkopf in Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu haben:

Edw. Sidney, Das Leben Rowland Hill's, übersetzt von L. J. Werner, eingeführt durch M. C. Burk. Mit Hill's Bildniß. 26 Bogen in gr. 8. Preis 2½ fl. oder 1½ Thlr.

Ein Werk von seltener Originalität und vielseitiger historischer Bedeutung, das in hohem Grade die Freunde christlicher Lektüre unter Geistlichen und Laien ansprechen wird. R. Hill, der Oheim des jetzigen Generalissimus der englischen Armee, der Vertraute eines Wesley, Wilberforce, Lords Teignmouth u. A., war über ein halbes Jahrhundert hindurch der populärste Prediger in England, um welchen sich oft Schaaren von 10—20 Tausenden sammelten, dabei geehrt in allen Kreisen und Mitbegründer der meisten großartigen christlichen Anstalten. Was irgend eine Lebensgeschichte interessant und erbaulich machen kann, findet sich hier in ungemeiner Fülle vereinigt: eine fromme, geistreiche, durch hohe Rednergabe ausgezeichnete Individualität, in vielfacher Berührung mit den hervorragendsten Personen ihres Landes, eine Menge treffender Züge und Notizen zum Einblicke in dessen kirchliche, politische und gesellige Zustände und ein Schatz christlicher Lebensweisheit, der vornehmlich für Geistliche, denen ihr Beruf und das Gedeihen der Kirche am Herzen liegt, von entschiedenem Werth seyn dürfte.

Möchte dieses edle Charakterbild auch in dem deutschen Rahmen etwas von der Aufnahme erfahren, die dem Original in seinem Vaterland so allgemein zu Theil wurde, daß binnen Jahresfrist zwei starke Auflagen vergriffen waren!

---

[170] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 2te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1841.

April — Juni.

Inhalt:

Frankreichs Nord- und Ostseite militärisch betrachtet. — Das südwestliche Deutschland als Kriegsschauplatz betrachtet. — Die westliche Grenzfrage. — Der Kunsthandel in Deutschland. — Eine deutsche Vereinsakademie der Wissenschaften. — Das evangelische Missionswesen, welthistorisch und in seinem Verhältniß zur deutschen Nationalität. — Zur Orientirung in den religiösen Kämpfen des gegenwärtigen Deutschlands. — Die Studenten-Verbindungen auf deutschen Universitäten. — Unmaßgebliche Ansichten und Vorschläge über den Betrieb und den Geschäftsgang der jährlichen Versammlung deutscher Landwirthe. — Das deutsche Postwesen und die Idee eines großen deutschen Postvereins. — Berücksichtigung der Individualität bei Unterricht und Erziehung. — Kurze Notizen.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, April 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[156] **Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.**

Bei uns ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutschung von Heinrich Beta. Mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit fünfzig Holzschnitten von F. W. Gubitz, und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holdein. Zwei Theile. (Jetzt vollständig.) Preis: 1⅓ Thlr.

Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in Novellen von Bertram, C. Karoli und A. v. Sartorius. Inhalt: Die Christ-Bescherung. Von C. Karoli. — Die blecherne Dose. Von C. Karoli. — Der Candidat im siebenjährigen Kriege. Von A. v. Sartorius. — Friedrich der Große als Ehestifter. Von Bertram. — Der Fuchsberg. Von A. v. Sartorius. — Der Sterlitzen-See im Amte Koldatz. Von C. Karoli. — Vergeltung. Von C. Karoli. Preis: 1½ Thlr.

Digitized by Google

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden für 1841. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt. Zweite Auflage. Preis: ⅓ Thlr. (Die Jahrbücher für 1835 bis 1840 sind ebenfalls noch à ⅓ Thlr. zu haben.)

Deutsche Volkslieder mit ihren Original-Weisen. Nach handschriftlichen Quellen herausgegeben als Fortsetzung des A. Kretzschmer'schen Werkes von A. Wilh. v. Zuccamaglio. Dreizehntes und vierzehntes Heft. Jedes Heft: ⅓ Thlr.

Der junge Trommelschläger, oder: der gute Sohn. Eine Geschichte aus unserer Zeit, für die Jugend erzählt von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. ⅓ Thlr.

Wahrheit und Lüge. Zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend erzählt von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. Preis: ⅓ Thlr.

---

[168] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte

des englischen Deismus

von

Gotthard Victor Lechler,

Dr. der Philosophie.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat eine in der Geschichte des Christenthums und der europäischen Kultur Epoche machende Erscheinung aus den Quellen neu bearbeitet. Er ging von der Ueberzeugung aus, der englische Deismus des 17ten und 18ten Jahrhunderts biete, zumal in unserer Zeit, für Deutschland eine Parallele dar, so daß eine möglichst umfassende, authentische und unparteiische Darstellung desselben in seiner Entstehung, Blüthe und Auflösung von mannichfaltigem Interesse seyn dürfte.

Stuttgart und Tübingen, April 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[161] **Oltrogge's deutsches Lesebuch wieder vollständig.**

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung ist jetzt wieder in den neuen Auflagen der einzelnen Cursus vollständig erschienen:

Deutsches Lesebuch

von Karl Oltrogge.

Preis für alle vier Abtheilungen, 124 Bogen in gr. 8. weiß Druckpapier 3 Thlr. oder einzeln:

Lesebuch für Elementar-Classen. gr. 8. ⅔ Thlr.

Erster Cursus. Vierte verbesserte Auflage. gr. 8. ⅔ Thlr.

Zweiter Cursus. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. ⅔ Thlr.

Dritter Cursus. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr.

Dieses deutsche Lesebuch hat wegen der höchst verständigen und geschmackvollen Auswahl aller seiner stufenweise fortschreitenden Abtheilungen einen so raschen und vielfachen Eingang in zahlreichen Gymnasien, höheren Bürger-, Real- und Töchterschulen und Privat-Instituten des In- und Auslandes gefunden, daß binnen wenigen Jahren wiederholte neue Auflagen der drei ersten Cursus erforderlich wurden. Der verdiente Herr Herausgeber hat kürzlich das Ganze durch das Elementar-Lesebuch dergestalt vervollständigt und abgeschlossen, daß dieses Werk nicht nur in allen Schul-Classen und für jedes Jugendalter benutzt, sondern auch als ein wahres Familienbuch für alle Stände um so mehr empfohlen werden kann, da dasselbe eine Auswahl von mehreren hundert Aufsätzen, Auszügen und Gedichten aus den besten deutschen classischen Prosaikern und Dichtern enthält, der dritte Cursus ganz besonders auch für Erwachsene geeignet und die Ausstattung des Werks eben so angemessen als der Preis überaus billig ist.

---

[172] Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes ist zu haben:

Conversations-Lexicon

der Land- und Hauswirthschaft

nebst den mit beiden in Verbindung stehenden Gewerben und Hülfswissenschaften. Bearbeitet von einem Vereine von Landwirthen und Gelehrten, herausgegeben von F. Kirchhof.

1—40s Heft oder I—VII. Band. Preis eines Heftes von 8 Bogen ⅓ Thaler. Preis eines Bandes von 48 Bogen 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Dieses gehaltreiche Werk ist nun bis zum Buchstaben K gediehen, und die geehrten Abnehmer können seiner Vollendung im Laufe dieses Jahres entgegen sehen.

Die Flemming'sche Buchhandlung.

---

[129] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Lehrbuch

der

speciellen Technologie,

vornehmlich zum Gebrauch

auf Universitäten und in andern Lehranstalten.

Nach dem jetzigen Zustande

der Naturwissenschaften und den neuesten Erfindungen und Entdeckungen

bearbeitet von

Joh. Heinr. Moritz von Poppe,

Doctor der Philosophie und Staatswirthschaft, Prof. der Technologie auf der Universität Tübingen, Ritter ꝛc. ꝛc.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 6 Steindrucktafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Die erste Auflage dieses Lehrbuchs der speciellen Technologie hatte bald nach dem Erscheinen das Glück, nicht bloß auf vielen Universitäten (in einer italienischen Uebersetzung auch in Padua), sondern auch in andern Lehranstalten als Compendium mit Nutzen gebraucht zu werden. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind aber fast alle technischen Gewerbe mit gar vielen wichtigen neueren Erfindungen und Entdeckungen bereichert, und überhaupt sind sie sehr vervollkommnet worden. Dieses Neue und Bessere findet man nun in der zweiten Auflage, welche zugleich mit ganz neuen Abschnitten und zu genauerer Erläuterung der abgehandelten Gegenstände, mit vielen Abbildungen auf 6 Steindrucktafeln versehen ist. Die Unterzeichnete darf wohl hoffen, daß aus diesen Gründen, so wie wegen des immer mehr

Digitized by Google

wachsenden Interesses, das die Welt heutiges Tages an der Technologie nimmt, und wegen der vielen neu errichteten Gewerbschulen und anderer technologischer Lehranstalten, die zweite Auflage eine noch weitere Ausbreitung finden werde, als die erste.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[174] In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben:

Preusker, Ritter Karl,

Blicke in die vaterländische Vorzeit;

Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe,

zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sachsischen und angrenzenden Lande. Für gebildete Leser aller Stände. 1stes Bändchen mit 130 Abbildungen. Ler. 8. geh. 1 Thlr.

Rudolphi, Dr. Aug.,

anschauliche Belehrungen über die Natur

nach

ihrer zeitgemäßen Entwickelung.

Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. 1ster Theil. Frühling. gr. 8. 1½ Thlr. Subscriptionspreis für alle 4 Bände 4 Thlr.

Ueber beide sehr interessante Werke gibt ein ausführlicher, in allen Buchhandlungen zu habender Prospekt, Auskunft. Sie verdienen Beachtung.

---

[159] Im Verlag der Unterzeichneten wird vom Juli d. J. an in dreimonatlichen Zwischenraumen erscheinen:

Polytechnische Mittheilungen

untrr Mitwirkung von Professoren der polytechnischen Schule in Carlsruhe

herausgegeben durch

Dr. W. L. Volz,

Großherzogl. Badischem Hofrath, Professor des Maschinenbaues und der Mathematik an genannter Anstalt ꝛc.

Den Professoren der polytechnischen Schule zu Carlsruhe ein Organ zu gründen, dessen sich auch gerne unsere Collegen in ganz Deutschland, unsere ehemaligen Schüler und alle gebildeten Techniker bedienen möchten, diermit aber kräftig zu der Förderung des eigentlichsten Verstandnisses höherer Polytechnik und zu der Erringung der Stellung, welche sie zum Wohle der Menschheit einnehmen muß, beizutragen, das ist der Zweck unseres Unternehmens.

Möge unser ernster Wille ernsten Anklang finden, damit uns nachhaltige Hülfe aus allen Theilen des großen Vaterlandes erfreue.

Die polytechnischen Mittheilungen erscheinen in zwanglosen Heften in 4. und mit sorgfältigst ausgearbeiteten Lithographien in Querfolio.

Es werden in der Regel jahrlich 4 Hefte ausgegeben, so daß dieselben hierdurch in die Klasse der Vierteljahrsschrift treten; je 4 Hefte bilden einen Band.

Ihr Inhalt besteht durchaus in Originalabhandlungen, welche sich uber alle, die Technik und das industrielle Leben betreffende, Gegenstände erstrecken können, Schule und Literatur, Statistik und Gesetzgedung sind ihnen zugewiesen. Die Verfasser nennen sich öffentlich.

Gefällige Beiträge wollen portofrei an die Redaktion der polytechnischen Mittheilung in Carlsruhe eingeschickt werden, dieselben werden nach ihrer Publikation durch die Verlagshandlung angemessen honorirt.

Die Redaktion.

* * *

Der Preis eines jeden Heftes wird 1 fl. 30 kr. oder 21 Gr. nicht viel übersteigen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[155] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bulwer, E. L., complete Works. Vol. XVII. cont. **Godolphin** a tale. — **The Sea-Captain** or the birthright a drama. 1 Thlr.

— — Vol. XVIII. cont. **Night** and **Morning.** 1 Thlr.

Dickens, Ch., complete Works. Vol. VII. and VIII. cont. **Master Humphreys Clock.** 2 Vol. 2 Thlr.

Marryat, Captain, compl. Works. Vol. XIII. cont. **Poor Jack** a tale. 1 Thlr.

Alle früheren Bande dieser 3 Sammlungen sind jetzt wieder vollständig zu haben und wird jeder Band davon im Subscriptionspreise zu 1 Thlr. erlassen.

Leipzig, im März 1841.

Friedrich Fleischer.

---

[160] **Preisherabsetzung auf sechs Monate.**

Damen-Conversations-Lexikon.

X Bände mit 10 Titelkupfern.

Ladenpreis 10 Thlr. ermässigt auf 5 Thlr.

Der Werth obigen Werkes ist dem Publikum zu bekannt, als daß es nothwendig seyn dürfte, Seiten der Verlagshandlung etwas zu dessen Empfehlung zu sagen. — Die Heradsetzung des Preises von 10 Rthlr. auf die Hälfte, geschieht gewiß in dem Interesse Vieler, denen es dadurch möglich wird, sich in den Besitz eines Buches zu setzen, dessen praktischer Nutzen undezweifelt ist. Nach Verlauf von 6 Monaten tritt der frühere Ladenpreis ein.

Adorf, im Marz 1841.

Verlags-Büreau.

---

[175] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

Erster und zweiter Band oder erste bis achte Lieferung.

Subscriptionspreise:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinpapier, die Lieferung ½ Tdlr., der Band 2 Thlr.

Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, die Lieferung 1 Tdlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[169] **Steudel Nomenclator botanicus.**

Editio secunda.

Neunte und zehnte Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Neunte und zehnte Lieferung: Myrsine — Ranunculus. Subscriptionspreis für jede Lieferung 1 fl. oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erscheinen und zum Subscriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bis zur Vollendung des Drucks zu haben seyn. Sollte das Werk, wie zu erwarten ist, mehr als 12 Lieferungen umfassen, so wird der Preis dadurch für die Subscribenten nicht erhöht, sondern die nachfolgenden Bogen denselben gratis nachgeliefert.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig von einander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publikum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche, in so fern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben so sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, so wie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Literatur. Wenn auch einige verwandte Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählen wird. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Uebersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt wird.

Der Druck dieses Werkes wird möglichst beschleunigt, so daß jeden Monat eine Lieferung die Presse verlassen und das vollständige Werk in kürzester Frist fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, April 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 15. April 1841.

Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt,
Und, wie die Kinder hinauf zur Schule des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Feſten und Hütten hinauf.

Hölderlin.

Reiſe durch das Vintſchgau und Etſchthal.

Von F. L. Bährten.

(Fortſ. des 138 — 140 u. 155 — 157 d. J. 1840 Mitgetheilten.)

Ich wandeete von Eyes, früh Morgens am 10ten Mai, duech das Vintſchgau abwärts. So heißt das obere Etſchthal von Gluens bis an den Abhang gegen Meran. Duech eine hügligte Abſenkung des Gebieges ſcheint daſſelbe in der Urzeit voe Schlandees geſchloſſen geweſen zu ſeyn, in welchem Falle vor deren Durchbrechung die Waſſer hier einen See gebildet haben. Dieſelbe Phyſiognomie bietet das Thal voe Latſch (lacus) dae. — Südlich lag mir die Hauptkette der Schneealpen. Die Oeteles-ſpitze ſtand etwas zueück; ich ſtaunte aber an himmelhohen Eisbeegen hinauf, unter denen ich ſie Anfangs zu finden meinte. Bei Laas zeigte man mie gegenübee eine wilde Schlucht, in weichee hoch oben der berühmte weiße, dem carariſchen ähnliche Tyeolee Marmoe gebeochen wied. Ein Wüetemberger, Namens Schneidee, halt ſich gewöhnlich als Leiter dee Arbeit für die Ateliees in München in genanntem Doef auf. Er wae jedoch geeade abweſend. Auf der Straße fand ich überall Abfalle des Geſteins, bie dem ſchönſten preußiſchen Zucker täuſchend ähnlich waren.

Ich freute mich des ſchönen, freundlichen Menſchenſchlags. Unbewußt keäftigt uns die Anſchauung eines ſolchen, wäheend uns der Anblick einee veekümmerten Gattung das Heez ſchwee macht. — Die Feldfeüchte, Wintereoggen und Waizen, zu Hauſe noch grüne Saat, ſtanden hiee, obwohl 3000 Fuß übee dem Meee, ſchon in Halmen, bie beeeits Aehren geteieben. Die Kieſchen hatten veeblüht, in den Gärten waren die Reben, von daumſtaeken Schenkeln ausgehend, über geoße Lattengeeüſte gezogen und hatten ſchon ſpannenlange Geſchoſſe. Das that mie beim verſpäteten Frühlinge wohl.

In dee gothiſchen Kieche des ſtattlichen Fleckens Schlandees ſah ich drave Altaebildee von dem k. k. Hofkammermaler Adam Mölk von 1753 und 1760, auch eine Todtenkapelle mit vielleicht 10,000 Schädeln. Im Beückenwirthshauſe hielt ich Mittag. Die hübſche Wirthin ſah ſehr eebizt aus; ich mußte ſie der Teunkluſt beſchuldigen, eine Eeſcheinung, die mie noch mehemals vorkam. — In dieſem Wirthshauſe war es, wo im Jahr 1809 durch einen gewiſſen Hauptmann Teiner dee Tyeolee Landſturm organiſirt und der Oetsſchulmeiſtee Kommandant deſſelben, ſpätee Hofers Adjutant wuede. — Um zwölf Uhr ſezten wie uns, auch ein Schulmeiſtee und ich, in den nach Meeau abgehenden Stellwagen. Dieſe Omnibusfahrten ſind in Tyeol auf den beledteſten Straßen und wohl auch ſonſt in der Monarchie zu groſer

Digitized by Google

Bequemlichkeit der Reiſenden eingeeichtet. In allen Gaſthöfen findet man Bekanntmachungen über das Wo, Wann, Wohin, Wie theuer. Bei großer Feequenz der Paſſage geben mehrere Wagen an demſelben Tage. Unſer Stellwagen war bequem, reinlich und die Taxe maßig. Wir nahmen auf dem Wege zwei Edelfräulein auf, beide über die erſte Blüthe hinweg, doch die jüngeee wohlgeſtaltet, heiter, geſprächig. Dee Schulmeiſter ſüdlee ſich duech idre noble Gegenwart gelinde frottiet. Er ſuchte mich bei ihnen auszuſtechen, ſeine Peeſönlichkeit, ſein Wiſſen, ſeinen Witz möglichſt geltend zu machen. Seine unbezwingliche Neuglee, die er buech ſchlaue Fragen zu befriebigen ſuchte, gab uns viel zu lachen. Wäheend er dalb ſeinen Reiſezweck, die Wahl füe die einträglichere Schule iu Tiiens unterhalb Merau, veerieth, brachte er aus der ſpaßhaſt geheim tduenden Geäfiu nur wenig deraus. Ich hielt mich auf idre Seice, wadrend ich etwas jeſuitiſch den Schulmeiſter teeuderzig zu machen ſuchte. Ging er in die Schlinge, ſo verſäumte ich nicht, mit teockener Jeonie ein komiſches Schlaglicht auf ſeine Alernheit fallen zu laſſen. Denkt man ſich das Auskramen von hiſtoriſchen und Naturkenntniſſen, das Duechſpicken mit lateiniſchen Beocken hinzu, ſo konnte er ſo ziemlich füe den Repeäſentanten ſeines Standes von der lächerlichen Seice gelten. Die Geafinnen wichen der Lektürfrage aus: ſie laſen dloß Zeitungen; den Namen „Don Caelos" kannten ſie nur vom Peätendenten der. Sie waeen Piaffenfeindinnen, während der Schulmeiſter für ulcramontan gelten konnte. Die Richtung auf Geſchichte und Politik konnte ich in ganz Tyrol bemeeken.

Noch mede als dieſes Stellwageninteemezzo fordeete die großartige, üdeeheerliche Nacue meinen Antheil. Das alee Caſteibell, auf ſcheoffem Felsrücken über der Etſch gelegen, voe Kuezem durch eine Feueesbrunſt in eine Ruine veewandelt, iſt die ſchönſte maleeiſche Maſſe dieſer Aet, die mie noch voegekommen. Wir fuhren darunter hin; mein Blick gehörte ihr unverwandt, und ich verlor ſie ungern aus den Augen. — Gegen die Berge hin ſind Redlauben, an Kaſtanien und Odſt iſt Ueberfluß. — Beim Fütteen unteehielt mich das Spiei der Dunſtmaſſen, deren unausgeſezte Wandlung ſich an dem dunkeln Hintergeunde des hohen Felsgebieges abhod. Das gegen den großen Oezthaler Gletſcher ſich hinaufziehende Schnalſeethal öffnece ſich uns nahe mit einer ungeheuer wilden Bergſpalte. Man begreift nicht, wie hier eluzudringen ſeyn möchte. Unſere Geafin war aber ſchon auf Beſuch in St. Cathaelna oben im Thale geweſen.

Vor Algund tdut ſich dem Blicke das Tdal von Meran auf. Im rechten Winkel ſezt hier die Etſch, die bisher von Weſt nach Oſt lief, ihren Lauf in den nordſüdlichen um, wie es, nur in verkehrten Richtungen, der Rhein bei Baſel macht. Immer mehr enthüllte ſich von dem tieferen Etſchgrunde, bereits der dritten Terraſſe des Fluſſes abwäets. An dee rechten Tdalſeite hatten wir ſchon ein wachſend ſchöncees, fruchtbareees Beeggelände; aber von drunten lachte es noch ſüdlicher heeauf. Meran liegt über 1800 Fuß tiefer als Glurns, faſt 1100 Fuß tiefer als Laatſch. — Die Etſch begann beauſender zu werden; duech einen Felſenbeuch mie zeeſtreuten gigantiſchen Blöcken wühlt ſie ſich hindurch und gelangt dann an deu Abhang, den ſie ſchäumend und beauſend hinunteetodt. Dieſe großartige Wildheit, die Töll genannt, kam mir uneewartet. — Auf trefflicher Bahn kamen wir an die Abſenkung. Die Stadt, wie es ſchien, weit und hell gebaut, leuchtete herauf; das Schloß Tyrol, viele andere Burgen, Villen, Gehöfte, Kiechen ꝛc. blinkten aus dee Ferne von ſchön dewachienen Höhen her. Die ſüßeſten Cewaetungen bedrängten mich. Nun ſollte auch dies Gegenwart und Cefüllung weeden!

(Fortſeyung folgt.)

Der deutſche Gil-Blas.

(Fortſeyung.)

Wie geſagt, ich hatte dieſes unnennbare Gefühl. Meine Lippen, die nur die Nachtluft küßte, fühlten die weiche Bewegung von Aennchens Lippen, ich höete idee Stimme, obgleich kein Blättchen ſich rüdete, ich wae mit ihr vereinigt, obgleich unſere Köeper ein weitee Zwiſcheuraum trennte. Es war viel was Herrlicheres als das Beiſammenſeyn, und dennoch war es weit entfernt von dem ſchattenhaften Weſen des Teaumes. Laßt mich, Freunde! ich kann und will es nicht beſchreiben.

Dieſe ſtummen Entzückungen ſollten nicht in Ewigkeit dauern; ich wurde aus ihnen durch ein leiſes Stöhnen erweckt, das von jenſeits des Sees zu mir herübertönte. Wer konnte es ſeyn? Wae es ein neckender Kobold, ein Spuck, der mich affte? Ich war ja bisher allein geweſen und hatte nicht bemerkt, daß Jemand unterdeſſen ſich heraugeſchlichen. Aber freilich, wäheend ich träumte und Annen in meinen Aemen hielt, konnte die Welt untergehen, ich hätte es nicht demerkt. So ſtand ich denn unwillig auf und degann die Bäume enelang zu eekognoscelren. Ich ſuchte nicht lange: ein aemer Wanbeesmann lag im Graſe; er mochte geſchlummert haben, und war jeze mit dem brennenden Gefühl ſeiner Schmerzen eewacht. Es war ein verwundeter Krieger, wie ihrer viele zu jener Zeit unſere Gegenden duechzogen, und ſpeach eine fremde Sprache, von der ich keine Sylbe verſtand. Doch war das auch nicht nöthig; mein Heez hatte

Digitized by Google

Alles ganz gut verſtanden, was die Wunden des Armen erzählten. Ich hob ihn auf meine Schultern und trug ihn heim.

Unſere Wohnung war klein, dennoch ließen wir den Fremden nicht fort. Ich arbeitete eine Stunde am Tage länger, um den Chirurgen zu bezahlen, der jede Woche kam, den Verband der kranken Glieder zu erneuern. Der Frühling und der Sommer gingen darüber hin; zu Anfang des Herbſtes ging mein Krieger rüſtig und geſund im Dorfe herum. Als er zum erſtenmal das Zimmer verließ, wollte er mir ein Goldſtück geben, das er in das Futter ſeiner Uniform künſtlich eingenäht, allein ich ſchlug es aus. Der Tag, wo er abmarſchiren ſollte, war feſtgeſetzt, und ich kann ſagen, daß meine alte Mutter und ich ihn ungern ziehen ſahen; denn ein luſtigerer Geſelle lebt nicht als mein Heer Soldat, ſeitdem ihm das Meſſer nicht mehr an der Kehle ſaß. Lieder, Tänze, Schwänke, neue Spiele, Tollheiten — Alles bunt durcheinander; ſein krauſer Lockenkopf ſchien unerſchöpflich in Erfindung von Schelmenſtückchen, und ſeine Späße wußte er in ſeinem unverſtändlichen Sprachgemiſch ſo ergötzlich und ſo mannigfaltig vorzubringen, daß, wenn er es darauf anlegte, wir Alle nicht aus dem Lachen kamen. Dabei ſah er aus ſchalkhaften braunen Augen ſo luſtig und ſpottend drein, als habe er uns Alle zu Narren.

Aber einer ſeiner Späße ſollte mir mein Herzblut koſten. Aennchen verliebte ſich in ihn. Ganz ſpät erſt kam ich dahinter. Meine Arbeit hatte ſich die letzte Zeit über arg gehäuft, und es vergingen Tage, wo es mir nicht möglich war, mein Mädchen länger als auf ein halbes Stündchen zu ſprechen. Sie war manchmal nachdenklich, auch wohl hie und da nicht ganz ſo lieb gegen mich wie gewöhnlich, und der Franzoſe ging nicht fort. Anfangs, behauptete er, es fehle ihm an Reiſegeld; als dieſes herbeigeſchafft war, klagte er über Schmerzen; ich meine, es hätte ihm nicht an Vorwand gefehlt, bis heute in unſerem Dorf zu bleiben, wir gutmüthigen Thoren glaubten ihm Alles. So kam das Frühjahr herbei, ſo der Sommer. Jezt ſollten Aennchen und ich ein Paar werden. Ich hatte mein Haus beſtellt und das kleine Stübchen war bereit, eine Frau aufzunehmen. Es iſt mir noch, als ſey es geſtern geſchehen: ich ſchritt die Weiden entlang zur Pfarrwohnung, und noch ſehe ich den geiſtlichen Herrn, wie er in ſeinem Gärtchen ſteht, und gerade eine beſonders ſchön gefärbte Nelke an das Stäbchen bindet, und mir mit einer freundlichen Wendung des Kopfes meinen Gruß wiedergibt. „Nun, Matthias," ſagte er, „wird's bald?" — „Ja, Herr," antwortete ich, „es wird." In dem Augenblicke flogen ein paar weiße Tauben aus dem Schlage nebenbei über unſern Häuptern weg und hoch in den klaren blauen Himmel hinein. Der Pfarrer ſah ihnen nach, die Hand gegen die Sonne vors Auge haltend, und während deſſen hatte ich Zeit, mein Wort anzubringen wegen des Aufgebots, und was ſonſt dazu gehört. Der Pfarrer hörte gar nicht recht, und nach einer Weile ſagte er: „Die fremde Taube da bringt meine Fort; ich will nur den Schlag beſſer hüten;" darauf zu mir: „Schon gut, mein Sohn, ſchon gut." Ich zog meinen Hut und ging.

Wie ich um den Gartenzaun biege und dort, wo das alte Steinkreuz ſteht, auf den großen Weg trete, wer kommt mir entgegen? Aennchen, die Schürze vor den Augen, und als ſie mich ſieht, will ſie gar zur Seite in die Dornhecke ſpringen. „Aennchen!" rufe ich, und in meiner Stimme muß die grenzenloſe Verwunderung über das, was ich ſah, ſtark ausgedrückt geweſen ſeyn, denn ſie blieb ſtehen und ſah mich mit großen Augen fragend an. „Wo kommſt du her?" ſagte ſie. „Vom Pfarrer," erwiderte ich, immer noch ganz erſtaunt. „Du weißt ja wohl, was für ein Geſchäft. —" — Sie ließ mich nicht ausreden; dunkelroth im Geſicht rief ſie: „Unſere Heirath? — aber daraus wird nichts!" — Damit brach ſie in lautes Weinen aus. „Meinetwegen!" entgegnete ich, und mir ward es im Kopfe wie nicht recht geſcheut. Ich ſezte mich auf die Bank unterm Kreuze, ſprach kein Wort und ſtarrte ganz närriſch vor mich hin. Plötzlich war es mir, als höre ich ſchluchzen. Es ſaß Jemand an meiner Seite; ich mußte mich aber darauf beſinnen, daß ich eben mit Aennchen geſprochen hatte, und daß ſie jezt weinte. Es ſtieg mir juſt auch wie Thräne und Angſtſchrei in Bruſt und Auge, allein ich hielt beides nieder und ſchwieg ſtille und ſah immer vor mich hin. Lieben Brüder, das war eine Stunde! Ich fühlte nun, daß es mit meinem Glück, mit meinem Leben vorbei ſey. Ich wußte Alles, was Aennchen gethan hatte, ſie brauchte mir kein Wort zu ſagen.

(Fortſetzung folgt.)

Abendruhe.

Der Abend hat ſich traulich eingefunden,
Geheimniß athmet Dämmerung;
Bald ſind des Tages Bilder hingeſchwunden
In's Traumland der Entſinnlichung.

Der Geiſt ruht aus von ſeinem Lebenswerke;
Nach fühlt das Herz, was er gedacht,
Im Sternenraume ſucht es neue Stärke,
Muth für den Tag in ſtiller Nacht.

Digitized by Google

Das schwere Gedrückte ahmet leichter, freier,
Auf weichen Flügeln schwebt einher
Die Andacht, und die Seele, lichter, freuer,
Fühlt sich erhoben mehr und mehr.

Die, Abendruhe, dank' ich meine Lieder,
Du bringst mir Himmelstöne mit;
Weckst Todtes auf, bringst mir Verklärtes wieder,
Reichst mir den Kranz, um den ich stritt!

Caroline Boeufve.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Saint-Simonisten. — Klassiker und Romantiker.

„Die Saint-Simonisten schnürten also ihr Bündel, um sich nach dem Morgenlande zu begeben. Vor ihrer Abreise entschieden sie aber, daß das gegenwärtige Jahr das Jahr der Mutter genannt werden sollte. Nachdem sie nun im Lande der Krokodile und in den Gassen von Pera vergebens nach der Frau gesucht hatten, kam Padst Enfantin ohne Papezza nach Frankreich zurück. Nun war Alles abgethan, und es blieb von der Schule nichts anderes übrig, als einige neue und nützliche Ideen über Staatswirthschaft, wovon aber die Ehre einzig dem Meister Saint-Simon gebührt. Was die Jünger, die Apostel, den Vater betrifft, lauter unzweifelhaft einsichtsvolle und gelehrte, aber ganz excentrische Leute, so haben sie sich erstaunlich gebessert; denn siehe, die Herrn Enfantin, Michel Chevalier, Barrault und andere Apostel sind in den Schooß des Journal des Débats zurückgekehrt, und hier predigen sie nun zur Ehre des juste milieu, wie sie sonst zur Ehre der Mutter predigten." — Die auffallendste Veränderung ist wohl mit Michel Chevalier vorgegangen. Wäre er Saint-Simonist geblieben, so würde er wahrscheinlich einigen Ruf in seiner Sekte erlangt haben, aber weiter nichts. Nachdem der Saint-Simonismus in Frankreich gefallen war, hatte er den guten Gedanken, sich nach Nordamerika zu begeben. Hier sah er ein Volk, welches das Praktische allen Träumereien vorzieht, und vor allem den materiellen Nutzen berücksichtigt. Er vergaß allmählig die spekulativen Ideen und machte sich dagegen mit Kanälen, Eisenbahnen, Banken und dergleichen nützlichen Anstalten bekannt, schrieb darüber interessante Briefe nach Europa, und als er wieder in sein Vaterland zurückkam, war er weder ein Radikaler, noch ein Saint-Simonist mehr; dagegen war er ein Amerikaner geworden, und hatte sehr gute Ideen, die er im Journal des Debats und in besondern Werken zu Tage förderte, und welche Aufsehen in der gelehrten und in der politischen Welt machten. Der Mann wurde in den Staatsrath berufen, und derselbe Gelehrte, den man einige Jahre früher beschuldigte, daß er mit seinen Gefährten damit umgehe, die ganze Staatswirthschaft über den Haufen zu werfen, wurde berufen, die Staatswirthschaftslehre im Collège des France vorzutragen. Sein Bruder, Jules Chevalier, hat kein so großes Glück gemacht, obschon auch er in Nordamerika völlig bekehrt worden ist. Er hat so eben ein Werk über die Abschaffung der Sklaverei in den französischen Kolonien herausgegeben. Der berüchtigte Enfantin verhält sich seit seiner Rückkehr aus dem Morgenlande ganz still, und dies ist auch das Beste, was er in seiner Lage thun kann; er mag warten, bis seine Lächerlichkeiten ganz in Vergessenheit gerathen sind. — Die sogenannte französische Kirche hat schon längst aufgehört, nachdem die Stifter mit Mühe die Schulden der Anstalt getilgt hatten. Man erfährt aus Bisquets Memoiren, daß die Pfaffen dazu beigetragen, um desto eher die verpfändeten Kirchen oder Bethäuser schließen zu können. Gegenwärtig besteht also keine merkliche Spaltung mehr in der staatswirthschaftlichen und der religiösen Pariser Welt, und die Schismen, welche nach der Julirevolution entstanden waren, sind verschwunden; völlige Windstille ist an die Stelle der Stürme getreten, und wer gänzliche Ruhe liebt, kann sich jetzt gemächlich bewegen. Sogar die Spaltung der literarischen Welt in romantische und klassische Schule hat sich so ziemlich ausgeglichen, und zwar dadurch, daß man die Extravaganzen der Romantiker ausgepfiffen und über die regelrechten langweiligen Produkte der Klassiker gegähnt, und die feste Ueberzeugung von der Wahrheit des Voltaireschen Satzes erlangt hat, daß alle Gattungen der Dichtkunst gut sind, nur nicht die langweilige, und man kann jetzt hinzusetzen: „die extravagante." Seitdem Lamartine und sogar Victor Hugo, welcher sich doch arge Uebertreibungen des sogenannten genre romantique zu Schulden kommen lassen, in die Académie française aufgenommen sind, welche sich sonst dazu berufen wähnte, eine Wächterin der Schranken der Literatur zu seyn, und Alle, welche die klassischen Regeln verletzen, als literarische Ketzer zu behandeln, haben die Romantiker keinen Grund mehr, über das Monopol des Klassizismus und über Unterdrückung der romantischen Schule zu klagen. Das Publikum hat sich dabei betragen, wie es zu thun pflegt: es hat sich an den Spöttereien beider Parteien ergötzt, wenn sie witzig waren; es hat die abgeschmackten oder langweiligen Geistesprodukte bei Seite gelassen, von welcher Partei sie auch herkommen mochten, und dagegen alles Interessante beachtet, es mochte nun romantisch oder klassisch heißen. In der Akademie selbst hat man sehr erbauliche Dinge erlebt. So hat der Dichter Viennet, ein Mann, welcher zu Gunsten des Klassicismus manche Lanze gebrochen, und selbst sehr viel Klassisches fürs Theater gedichtet hat, dem Erzromantiker Hugo seine Stimme gegeben, wogegen Scribe, der doch sicher kein Klassiker ist, wider Hugo gestimmt haben soll. Das Publikum legte so viel Gewicht auf diese Angelegenheit, daß die Zeitungen Alle die anführten, welche in der Akademie für oder wider Hugo gestimmt hatten, obschon die Abstimmung geheim zu geschehen pflegt. Vielleicht geht es aber zuweilen in der Akademie, wie in den gesetzgebenden Kammern, wo diejenigen, welche öffentlich diese oder jene Meinung äußern, bei der geheimen Abstimmung in ganz entgegengesetztem Sinne handeln.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. April 1841.

Sey traurig ſtets, wie ich es bin!
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin,
Und kehret nimmer wieder.

Uhland.

Der deutſche Gil-Blas.

(Fortſetzung.)

„Es iſt gut," ſagte ich, „es iſt ganz gut!" — „Höre mich!" rief Aennchen verzweifelt, „höre mich! Seit drei Monaten iſt er foet. Ee hat mich beteogen und ich werde ſterben!" — „Meinetwegen," antwortete ich und jagte eine Fliege von meinem Aeemel. — „Du weißt nicht," fuhe ſie foet, „wie ſchlecht er an mir gedandelt, wie ganz unſäglich ſchlecht. Meine Mutter, als ſie ſtarb, ſagte —" — „Was ſagte ſie?" rief ich und pfiff den Anfang eines luſtigen Lieds. — „Sie ſagte, und nahm mie dabei einen Schwue ad, wenn ich einmal einen Schatz habe, der es redlich mit mir meine, ſolle ich idm die erſte Zuſammenkunft nicht vor dem Fenſter meines Kammerleins, nicht in Hof, Stall, Küche oder Gaeten geſtatten, nein, nur auf dem Geadhügei, wo ſie drunter ſchläft. Daduech, ſagte ſie, prüfſt du, ob ee's eedlich meint und dewahrſt dich voe ſpatem Leid. Ein Mann iſt nimmeemehe ſo ſchlecht, daß er auf dem Geade der Mutter die Tochter um ihr ewiges Heil betrüge." — „Sagte ſie das?" rief ich, und es wae mie, als höete ich ferne friedliche Geſänge an mein Ohr eauſchen. — „Ja, das ſagte ſie; die Todten, ſpeach ſie, ſind oft die beſten Wächter der Lebenden. Auf meinem grünen Hügel ſitzend, wirſt du Mutd finden, wo er dir ſonſt überall fehlte. Meine Todtenkrone berührend, wirſt du deine Beautkeone frei von jedem Makel halten." — Ein heftiger Schmerz durchzuckte mich, als Aennchen dieſe Woete ſprach. — „Scheecklich iſt's," ſagte ich, „einem Todten ſein Wort verpfänden!" — „Ja, es iſt entſetzlich!" rief das Mädchen und hüllte ihr Antlitz in die Hände.

Wir ſchwiegen beide, denn keines wollte in Woete kleiden, was nun folgen ſollte. Wozu auch das? Ich berührte ganz ohne Willen ihee Hand und fand ſie todtkalt. Sie zitteete, abee ich mochte ihe kein Wort ſagen. So ſehr ich ſie geliebt, ſo wae ſie mie in dieſem Augendlick fremd, und ich empfand eine Scheu voe ihe. Sie meekte es, als ich etwas von ihe foetrückte. „Du ſtößt mich von dir?" feagte ſie. — „Ja," erwideete ich kurz, und ein Fröſteln ging duech meinen ganzen Körper. — „So ſoll auch Gott mich von ſich ſtoßen!" ſchrie ſie und fiel von der Bank zu Boden.

Noch ſehe ich ſie voe mir liegen, den kleinen Köeper gekrümmt, die bläulichen Lippen zuſammengepreßt, die Händchen im Sande eingewühlt. Ihe Haar war in Unordnung geratben und bedeckte zum Tdeil die geſchloſſenen Augen, ein Zug von Schmerz war in ihrem Geſichte, wie ich ihn noch in keinem Menſchenantlitz geſehen. Ich nahm ihr ein roth und geld gewürfeltes Halstuch ad,

Digitized by Google

das ich ihr einſt geſchenkt, und ließ ſie liegen. Ja, ich ſah mich nicht einmal um nach ihr, nein, nein, ich ſah mich nicht nach ihr um.

Glaubt ihr etwa, daß ich krank wurde? O nein, ich blieb geſund. Ich arbeitete nach wie vor und that in Wahrheit ſo, als wenn kein Aennchen auf der Welt wäre. Den Pfarrer bat ich, alle Anſtalten zu unterlaſſen, und er that es.

Fünf Wochen waren ſo vergangen. Es war im hohen Sommer, die Luft ungewöhnlich trocken, das Korn faſt reif. Es war gerade das Jahr, wo der dicke Amtmann unter ſeinen ſieben Söhne theilte, von denen der eine noch jezt im Dorfe lebe, die ſechs andern aber alle im Kriege gefallen ſind. Es gab bei der Theilung Streitigkeiten, und man ſah damals zum erſtenmal die prächtige Kutſche des neuen Gerichtsherrn des Kirchſpiels in unſer Dorf fahren. Das alles ſind Dinge, von denen jezt Niemand mehr ſpricht. So geſchah es denn, daß ich eines Morgens ganz früh auf den kleinen Acker ging, den ich damals beſaß und den nachher der Schulze dort mir abgekauft hat. Es geht eine Geſtalt vor mir her, ich reibe mir die Augen — wahrhaftig, es iſt Aennchen! aber wie geht ſie gekrümmt, und wie iſt ſie ſo mager! Es ließ ſich nicht anders thun, ich mußte an ihr vorbei und ihr einen guten Morgen bieten. — Sie lächelte ſeitwärts und ſah frech und zugleich blöde mich an. Ach, ſie war nicht mehr hübſch! gar nicht mehr hübſch! Dazu hatte ſie etwas von ſtädtiſchem Putz an ſich, ein farbig Bändchen und Blümchen, das nichts weniger als paſſend war. Ich wußte, daß ſie längere Zeit in der Stadt geweſen und über ihren Ungetreuen heimlich Erkundigungen eingezogen hatte.

„Der Morgen iſt friſch," ſagte ich, denn ich mußte doch etwas ſagen. — „Die Untreue greift noch kälter an's Herz," entgegnete ſie. „Wolle Ihr mir einen Gefallen thun, Matthias?" — „Euch?" rief ich verwundert. — „Ja, mir. Macht mir das ſchwere Gatter des Kirchhofs auf. Ich habe die Kräfte nicht. Es iſt nur ein kleiner Umweg, den Ihr macht. Einſt ſeyd Ihr mir zu Liebe viel weiter gegangen."

Ich ärgerte mich, daß ſie mir das ſagte, und doch konnte ich ſie in dieſem Augenblick nicht ſchelten. So that ich denn, wie ſie verlangte. Doch bevor wir an die Kirchhofsthür kamen, hob ich noch manchesmal die Augen und ließ ſie auf die Geſtalt vor mir fallen, und allemal zog ich ſie wie beſchämt und wie vom Feuer verſengt zurück. Der einſt ſo ſchöne Nacken, die einſt ſo runden Schultern waren, als gehörten ſie einer andern Perſon an. Ihr Gang war nicht mehr ſo prall, ſo ſelbſtſtändig keck; ſie ging, als wollte ſie jedem Stein im Wege ausweichen. Ihre Blicke waren immer auf die große Linde des Kirchhofs gerichtet. Endlich ſtanden wir vor dem Gatter. Ich arbeitete lange, den Riegel wegzuſchieben, ſie ſtand dabei und lächelte. „Herr im Himmel!" dachte ich, „die kann lächeln, und es iſt doch das Grab ihrer Mutter da, es iſt dort doch der Platz, wo ihr das Schwert Gottes in die Bruſt fuhr!"

(Fortſetzung folgt.)

Reiſe durch das Vintſchgau und Etſchthal.

(Fortſetzung.)

Der komiſche Schulcedant hatte uns verlaſſen und ſich auf näherem Wege nach Tiſens gewendet. Ich war mit den Damen allein. Wir kamen an das Rebgelaude. Ich wußte den Weinſtock zu Hauſe eben nur ſeine Augen treiben öffnend; hier fuhren wir, und unter=, ſo wie gegen uns herkommend, auch große Laſtwagen unter hohen, über die Straße ſich wölbenden Weinlauben hin, die ſich mit fußlangen Geſchoßen ſchon auf's Heiterſte begrünt hatten. — So ſchön eingerahmt, ſo ſpielend umfangen, vom hoffnungsvollen Zeugen des Südens freundlich bewillkommt, umarmt, fühlte ich mir in's tiefſte Herz gegriffen. Das haſt du Jahre lang ſehnlichſt gewünſcht, endlich erſtrebt; das wird dir am Abend deiner Tage! ſo rief's in mir. Alle Bande löſten ſich in mir auf; mein Weſen und Leben ward mir fühlbar. Ich mußte mein Geſicht verhüllen, mein überwallendes Gefühl durch einen Scheinſchlummer, mein verhaltenes Schluchzen durch ein leiſes Hüſteln maskiren. Wie hätte ich mich vor den hier angeſeſſenen, angewohnten, alſo durch die mir neue Welt nicht mehr rührbaren Fräulein bloßſtellen und um einen unſchätzbaren Moment innerer Seligkeit bringen mögen?

Nach mancher Wendung kamen wir durch die Weinberge und Garten in's Thal hinab. Ich war nun im Mutterlaudchen, im Landl, wie die Tyroler es nennen. Daher die luſtigen Landlertänze. — Meine Reiſegefährtinnen wurden von Entgegenkommenden begrüßt und dem Stellwagen entführt. Ich hatte nun allein Sitz und Stimme darin. Durch eine neue, breite Straße von ſtattlichen Gebäuden, der Rennweg (Corſo) genannt, gelangten wir zur Poſt, dem beſten, ſchönſtgelegenſten Gaſthofe Merans. — Kaum hatte ich ein Zimmer neben der großen Gaſtſtube bezogen, mich zurecht gemacht und mit rothem Küchelberger, dem beſten Wein der Umgegend, ja einem der edelſten von ganz Tyrol, gelezt, als ich ſchon wieder ausflog, um nun erſt von Meran und ſeiner Umgebung recht Beſitz zu nehmen. Denn ſo angenehm auch die Fahrt geweſen, ich hatte doch nur den freien, feſten Naturblick, wenn ich auf eigenen Füßen

Digitized by Google

ſtand und wandelte. Gern hätte ich das hochgelegene Schloß Tyrol, einſt eine Römerfeſte (Tirlolis), beſucht. Dies hätte mich aber den vollen Nachmittag gekoſtet. Es blickte nicht eben alterthümlich auf mich herab, ſchaute aber ſo recht mitten in die landſchaftliche Herrlichkeit hinein, durch ſie flußabwärts hindurch. Ich wählte zur Weitſicht eine der mittäglichen Höhen, wand mich durch Weinberge zwiſchen Landgütern hinauf und erreichte endlich eine ſtattliche Villa mit Erkern und Thürmchen. Ich glaubte durch ihren von Wirthſchaftsgebäuden umgebenen Hof noch höher in den Rebbergen hinauf gelangen zu können. Da mich einige Dienſtleute bedeuteten, daß dies nicht thunlich ſey, kehrte ich um und wandte mich durch Gärten und Rebgüter gegen die nördliche Anhöhe. Ich mußte die gleiche Erfahrung mit dem Poeten bei Schiller machen, daß die Erde vertheilt ſey. Lauter Beſitzthum hier, alles verzäunt, ummauert. Im Zickzack liefen die Feldwege, keiner führte auf eine freie Höhe. Endlich ſchien mir's doch zu gelingen. Ueber einer engen Felsſchlucht, aus welcher der Paſſayerbach mit Ungeſtüm hervorbrauste, ſtand ein Schlößchen, St. Zenoberg, mit andern Gebäuden umgeben und maleriſch umwachſen. Da hinauf zog mich's. Ueber eine ſtattliche Brücke von zwei Bogen, von welcher aus der Anblick der Schlucht höchſt anziehend iſt, gelangte ich hinauf. Nun zog es mich aber weiter thaleinwärts. Kaum war ich durch ein mittelalterliches Portal von rothem Sandſtein aus dem 11. Jahrhundert und zwiſchen den Gebäuden hindurch, als ich das Paſſayerthal bis hinten an ſeine Verzweigung bei der Jauſenburg vor mir aufgethan fand; — mir ein doppelt erfreulicher Anblick. An den Namen des guten, einfachen, unglücklichen Hofer knüpfen ſich ſo viele Erinnerungen. Das Perſönliche tritt unſerm Gemüth viel näher, als das Sächliche.

Ein Küher kam hinter mir hergeſchritten. Ich ſprach ihn an; er deutete mir die Lage von Hofers Wohnung, dem Wirthshauſe Am Sand vor St. Leonhard an. Ein Bergvorſprung verdeckte es uns. Von der Familie wußte er, daß Alle bis auf einen, auf ſeinen vom Kaiſer ihm geſchenkten Gütern bei Wien lebenden Sohn geſtorben ſeyen. Daß nun dieſer der kaiſerlichen Gnade durch Gemüth und Talent ſich ſo würdig mache, als man es von einem Sprößlinge des Tyroler Helden und Märtyrers und um ſeines Andenkens willen wohl wünſchen möchte, ſchien ihm ſehr am Herzen zu liegen. Es möchte aber ſchwer ſeyn, den großen Erinnerungen ſolcher Naturmenſchen zu genügen. Dies legte mir nahe, wie ein Unglück nicht leicht auch durch die größte Munifizenz zu vergüten iſt. Es bildet eine unheilbare Wunde, eine ewige Lücke in der ruhigen Entwicklung der Verhältniſſe. Die Hoferſche Familie wurde der Fortbildung ihres heimiſchen Lebens entrückt. — Die Lage des mit Wein bepflanzten Felſenhügels, auf welchen ich mich bald zurückwandte, iſt tiefer als die von Schloß Tyrol, gewährt aber im Weſentlichen dieſelbe Ausſicht. Ich ſchaute wie aus dem Fokus eines Amphitheaters heraus gerade durchs Thal hinab; unter mir lag die freundliche Stadt. Mein Blick ſchweifte vom herrlichen Ganzen der Landſchaft zum Getheil, von dieſem auf's heitere Ganze zurück, und ſo war mein Antheil an allem Schaudaren in lebhaft undulirender Bewegung. — Ueber die nächſten Gebirge zogen ſich ernſte Wolken zuſammen. Die warme Maiſonne war mit der Schneebedachung der Berge in einem ſtarken Conflikt; die atmoſphäriſchen Gegenſätze rangen in mächtiger Oppoſition; der Winter hatte ſich nur zurückgezogen, nicht ganz entfernt. Die Höhen huldigten jedoch der Uebermacht des Tagsgeſtirns durch den Opferrauch der Dünſte.

(Fortſetzung folgt.)

Jugendlieder von Thomas Moore.

Deutſch von Ludwig Seeger.

Ballade.

Intactas quare millis mihi, Polla, coronas?
A te nexatas malo tenere roses. Mart. Ep. X C, L. 22.

Du haſt mir einen Blumenſtrauß geſandt,
Und ſagſt, er komme friſch vom Feld herein,
Die Blätter, unberührt von deiner Hand,
Die Blumen reich an Düften, ätherrein.

Und wahrlich duftend friſch war ſeine Pracht,
Doch hätten deine Finger ihn zerdrückt,
Er hätte ſchöner noch mich angelacht,
Er hätte ſüßer noch mein Herz entzückt.

Drum nimm ihn, flicht ihn in dein blondes Haar,
Und laß ihn wallen übers Aug' herein;
Die Blumen glänzen noch einmal ſo klar,
Und reicher dann mir, als ein Edelſtein.

Laß deinen Hauch, verwandt der Aetherluft,
Ihn balſamiren, Seufzer hauch' ihm ein,
Laß ſterbend ihn verſtrömen ſeinen Duft
An deines Auges warmem Mittagsſchein.

Und ſtatt des Thaus, der aus dem Himmelblau
Auf ihn getropft, laß mich an jedem Blatt
Die Thränen zählen, deiner Augen Thau,
Den das Verlangen dir geſtohlen hat.

Digitized by Google

An eine Dame,
auf ihren Geſang.

Wie Himmelstöne weht mich an
Mit heil'gen Träumen dein Geſang,
Wie ſie den ſel'gen Geiſtern nahn,
Belauſchen ſie der Sphären Klang.

O wünſch' ich einſt den Athem hin
Zu hauchen, müd der Lebensnoth,
Dann, Emma, laß zu dir mich fliehn,
Dann, Emma, ſinge mich zu Tod.

Und wenn um Wang' und Lippe dir
Dies himmliſchmilde Lächeln ſpielt,
Das mich, mein Herz, vergib es mir,
So oft in ſüßen Banden hielt:

Dann ſcheinſt du mir ein Engel licht
Und ſchwebſt mich zu befreien her;
Ich ſterb' im Schaun, wer wünſchte nicht
Sich Tod nur halb ſo ſüß wie der?

Korreſponden; Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Scribes Kronjuweln.

Es läßt ſich ſelten ein Bericht aus Paris ſchreiben, ohne daß eines neuen Theaterproduktes des unbegreiflich fruchtbaren Scribe zu erwähnen wäre, dem das Dramatiſiren ſo flugs von der Hand geht, wie einem andern das Briefſchreiben. So iſt denn auch der März nicht leer ausgegangen; der unerſchöpfliche Theaterdichter hat ihn mit einer neuen Operette beſchenkt, wozu natürlich kein anderer als Auber die Muſik geſetzt haben kann. Zwar hat Scribe dießmal an Meleſaille einen Gehülfen gehabt; allein man pflegt nun einmal alle Stücke, wozu Scribe ſeinen Namen hergibt, als ausſchließlich von ihm gedichtet zu betrachten, und daher gelten alle Theaterkritiken in den Zeitungen ihm allein. Die Operette heißt: „die Kronjuweln." Eine ſolche Freiheit der Behandlung kann ſich dem Publikum gegenüber nur Scribe erlauben. Man iſt es ſchon ziemlich gewohnt an ihm, daß er ſich über alle Rückſichten wegſetzt. Diplomaten und Regenten nicht anders behandelt als Wechſelagenten und Oberſten, alle Stände über dieſelben Leiſten ſchlägt, die unwahrſcheinlichſten Vorausſetzungen macht und den Zuhörern das Außerordentlichſte zumuthet. Ein anderer wäre mit ſolcher Keckheit längſt geſcheitert; Scribe aber kennt ſein Publikum durchaus; er weiß, daß Alles bei demſelben durchgeht, wenn es nur mit Geiſt und Anmuth behandelt wird, und daß das Schauſpielauditorium es mit der Wahrſcheinlichkeit nicht ſo genau nimmt, wenn es dem Dichter gelingt, ſeine geſtrengen Richter durch Witz und Lebhaftigkeit der Darſtellung zu beſtechen. In dem bekannten Luſtſpiele: „das Glas Waſſer" hatte man es etwas ſtark gefunden, daß der Dichter den Palaſt der Königin Anna wie eine Bierſchenke behandelt, wo jeder ohne Ceremonie aus- und eingeht, nach Belieben Komplotte oder Liebeshändel anzettelt, u. ſ. w. Dennoch iſt das Glas Waſſer ein beliebtes Luſtſpiel geblieben und wird noch immer im Théâtre français gegeben. Die Unwahrſcheinlichkeiten in dieſem Luſtſpiel ſind aber gar nichts im Vergleiche mit denen in der neuen Operette, und der Dichter muß fürchten, daß ſie in einigen Staaten als Majeſtätsverbrechen verpönt werden. Er ſetzt nämlich voraus, daß eine ganz junge portugieſiſche Königin in Gefahr iſt, wie es einer Königin und auch wohl einem Könige zuſtoßen kann, und daß ſie dennoch die Steuern nicht erhöhen will, die gute Königin. Um aber doch Geld zu bekommen, geräth ſie auf den Einfall, die Kronjuweln im Auslande zu verkaufen und ſie heimlich durch falſche zu erſetzen. Um letztere zu bekommen, wendet ſie ſich an einen berüchtigten Gauner, den die Inquiſition in ihre Kerker eingeſperrt hat, und dem die Königin die Freiheit ſchenkt, unter der Bedingung, daß er die Kronjuweln verfälſche. Wahrſcheinlich gab es zur Zeit, wo die Handlung vor ſich geht, noch keine Straßfabrikanten; in Paris konnte eine Königin jetzt in Zeit von einer halben Stunde bei dem erſten beſten Straßhändler ſo viele falſche Juweln bekommen, als ſie nur verlangte. Es bedarf zu ſolcher Fabrikation keiner Berg- und Räuberhöhlen und keiner abgefeimten Gauner. Sie iſt die Beſchäftigung mancher ehrlicher Arbeiter, und ein nicht unanſehnliches Gewerbe, bei welchem Käufer und Verkäufer ihre Rechnung finden. Ein Pariſer Theaterkritiker äußert daher ironiſch die Furcht, die Pariſer Straßfabrikanten möchten gegen Scribe eine Injurienklage erheben, indem er ihr Handwerk auf der Bühne durch Räuber und Gauner betreiben läßt. Dies Alles könnte man nun aber dem Dichter noch nachſehen; das Ungereimteſte kommt noch. Scribe ſetzt nämlich voraus, die junge Königin laſſe ſich bei den Räubern in ihrer Waldhöhle nieder, und wache über die Verfertigung der falſchen Kronjuweln. Es muß noch bemerkt werden, daß ſich die Räuber für Mönche und Eremiten ausgeben und dadurch die Leute der Umgegend täuſchen. Ein junger Kavalier geräth unter die Räuberbande, aber die junge Königin, welche in der Waldhöhle nur unter dem Namen Donna Catarina bekannt iſt, beſchützt ihn, und daraus entſpinnt ſich ein Liebesverhältniß, welches ſich durch das ganze Stück hindurch zieht, und, wie es in einer Operette Brauch und Sitte iſt, mit einer Heirath endigt. Der Abweſenheit der Königin ungeachtet, geht die Regierung Portugals ihren Gang, vielleicht noch beſſer und ungehinderter, und die Miniſter, welche Kunde von dem Aufenthalte der Räuber in der Bergſchlucht erhalten haben, laſſen dieſelbe umzingeln, um der Böſewichter habhaft zu werden. Glücklicherweiſe ſind die falſchen Juweln fertig, und die Räuber, als Mönche verkleidet, ziehen mit einem Reliquienkaſten, in welchem die falſchen Kronjuweln eingepackt ſind, fromm und heilig von dannen, zur großen Erbauung der heiligen Hermandad, welche ſie greifen ſollte. Legitimiſtiſche Tagesblätter behaupten, das Publikum habe dieſe Mönchsprozeſſion mit Abſcheu auf der Bühne erblickt. Die Wahrheit aber iſt, daß die Zuſchauer weder Abſcheu noch Wohlgefallen empfunden haben. Seit der Julirevolution ſind die Mönchskutten auf der Bühne eine ganz gleichgültige Erſcheinung geworden; das Publikum hat ſie über 200mal in der Meyerbeerſchen Oper „Robert le diable" auftreten ſehen. Wäre es möglich, das Ungereimte der Handlung zu vergeſſen, ſo müßte man die neue Operette für ſehr amüſant halten, und trotz der Ungereimtheiten wird ſie eine Menge Vorſtellungen erleben. Leider hat der Dichter ſowohl als der Tonſetzer ſich die Sache ziemlich leicht gemacht; ein jeder hat nämlich ſich ſelbſt beſtohlen. (Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 17. April 1841.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Sie ſind zufrieden und geſund.
Goethe.

Reiſe durch das Vintſchgau und Etſchthal.

(Fortſetzung.)

Gegen Botzen thalab nahm ich die Schönheit der Linien des Gebirgszuges wahr; der Gampenberg, ein hoher, fortlaufender Felſengrat, fiel am ſüdlichen Horizont mit einem ſchroffen Profil, wie ich's in den Alpen nirgend geſehen, der Mendel gegen das Thal ab. Unwillkürlich traten mir Analogien in vielen Landſchaften der beſten Meiſter vor die Erinnerung. — Näher faßte das Auge das über alle Vorhöhen und Hügel wie ausgeſäete Menſchenthum von Anſiedelungen und hiſtoriſchen Architekturen, die Burgen, Schlöſſer, Villen, Kirchen ꝛc. Ich vermochte die Burgen und Burgreſte nicht zu zählen. — Meran wird täglich mehr bereichert und beſucht und verdient es um ſeiner hellen und dabei milden, geſunden Lage willen. Wohl möglich, daß es als Bad auf trockenem Wege Mode wird.

Ueber zu Tage gehende Granitfelſen gelangte ich wieder in's Thal. Auf einem Damme, dem gewöhnlichen Spaziergange der Meranee, die Waſſermauer genannt, ſah ich lange dem naturkräftigen Laufe des zur Etſch hinabbrauſenden Paſſeyerbachs zu. Ein freundliches Alter wandte ſich an mich, um mir zu ſagen, daß er die Pappelallee, unter der wir wandelten, einſt gepflanzt habe. Ueberhaupt erſchienen mir die Menſchen ſehr zuthulich; männiglich grüßte mich, den Fremden. — Ich wandte mich in's Innere der Stadt. Die Hauptſtraße hat auf beiden Seiten Arkaden, länger als ſelbſt die Lauben in Botzen. — Bei der Hauptkirche ſah ich außen am Portal und an einer Seitenwand einigermaßen verblichene Freskomalereien, dennoch ganz kenntbar, urſprünglich wohl ſchon mehr nur farbig hingetuſcht, als fatt kolorirt. Ueber die fromme Simplicität dieſer Bilder, deren größtes den Jüngling zu Nain darſtellt, habe ich mich im Kunſtblatt weiter ausgeſprochen. Es war für mich ein ſehr erfreulicher Erſtlingseindruck. Hiezu kam noch ein treffliches Altarblatt von Knoller, Mariä Himmelfahrt darſtellend, das mir die höchſte Achtung vor ſeiner Kunſttüchtigkeit, namentlich von Seiten des Techniſchen und der entſchieden kräftigen, materiellen mehr als idealen Auffaſſung einflößte. Auch zwei Seitenaltarbilder ſind von ihm. — Ich konnte mich nicht enthalten, mit einbrechender Dämmerung noch einmal hinzugehen und die ſchon verſchwimmenden Maſſen dieſes Bildes auf mich einwirken zu laſſen, auch von dem auferweckten Jüngling Abſchied zu nehmen. Bußjäger ſoll der Name des Meiſters ſeyn. Dieſe Pfarrkirche wurde von 1310—35 in der beſten Zeit des altdeutſchen Styls erbaut. Ihr Thurm iſt der höchſte in Tyrol.

Mein Zimmer sah auf einen geräumigen, schön umbauten Platz mit einem Monument für die heilige Jungfrau. Waren die stattlichen Gebäude, ein Spital, ein Stift für englische Fräulein, in welchem auch eine Tochter Hofers erzogen worden, eine Apotheke ꝛc. auch nicht vom reinsten Styl, so bildeten sie doch würdige Massen.

Die Leute nähren sich in dieser fruchtbaren Gegend sehr gut. Sie nehmen fünfmal des Tags eine tüchtige Kost zu sich. Man hält im Verhältniß zur Arbeit viele Dienstboten; das machen unter anderm die zahlreichen Feiertage. Sie lieben das öffentliche Leben des Gottesdienstes, der Prozessionen ꝛc. Das ist ihre Dramatik. An die religiösen Uebungen knüpft sich das Sinnliche. Die Wirthshäuser sind die Pendants der Kirchen; man kennt ja das Sprüchwort. Auch die Kaufläden füllen sich nach gepflogener Andacht, um dem Landvolk irgend etwas Neues, Hausbedarf, Zeuge, Bänder, Lebensmittel ꝛc. zu gewähren. Die Messe hat ihre geistliche und profane Bedeutung. Der Katholizismus ist der Lebensbaum, um den sie wie fröhliche Vögel flattern, auf dessen schattende Zweige sie sich geschaart setzen, in deren luftigem Grün sie zwitschern, singen, jubeln.

Bei uns sind es weltliche, soeiale, ökonomische, politische Motive, welche die Massen versammeln. Der Mensch hat Freude an sich selbst, als Geschlecht, wünscht sich vielzählig anzuschauen. Hier ist es das Heilige, das den Bewohner mit allen reinmenschlichen Wünschen und Genüssen zu durchdringen, bei dem er auch seine irdischen Anliegen und Gelüste unterzubringen weiß. — Um Meran wohnt aber auch ein gesunder und schöner Menschenschlag, und wenn man an einem hellen Sonntage die Physiognomie der Stadt und ihrer Umgebung in's Auge faßt, in's Herz aufnimmt, so muß man gestehen, daß die größte Wohldehaglichkeit, der heiterste Frohsinn uns daraus anlacht. — Unter den Männergestalten frappirten mich am meisten die Bauern aus dem Passeyerthal in ihrer malerischen Tracht, lauter gebräunte, schlanke Gestalten, mit wahrhaft orientalischen Profilen unter ihren breiten Hüten hervorschauend, mit dem Ausdruck der Entschiedenheit, einer in sich ruhenden Entschlossenheit, mit welcher das phlegmatische Gepräge unseres breitgesichtigen Landvolks und seine schlotternde Bewegung keinen Vergleich aushält. Ich dachte an Gemsjäger, Wildschützen, Bewohner weit entfernter Gebirge, und ein Maler möchte wohl zu Modellen für Alles, was an Freibeuter, Piraten, Briganden ꝛc. erinnern sollte, keine erwünschtern Modelle finden.

Es war ein herrlicher früher Morgen, als ich Samstags den 11ten Mai von Meran in einem Stellwagen ab und auf der linken Seite des Etschthales Bozen zufuhr. Wir kamen zunächst durch Ober- und Untermais. Hier lag bis zum Anfange des neunten Jahrhunderts die römische Stadt Maja, bis sie, von einem Bergsturz überschüttet, nun das tyrolische Pompeji bildet. Die Lage von Obermais nennt Jemand ein landschaftliches Janusgesicht, Süd und Nord in's Auge fassend. Die Nähe rückte mit vielen Edelsitzen, mit lieblicher Abwechslung des sorgfältigen Anbaus, der Weinberge, Garten und unzähliger malerischer Einzelnheiten an uns vorüber; von drüben blickte nun, was ich gestern zumal und in seiner optischen Verkürzung gesehen, als ein heiteres Gegenüber von weißen Gebäuden, Dörfern, Gehöften in gedrängter Folge her.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Gil-Blas.

(Fortsetzung.)

„Gebt," sagte sie endlich, als ihr mein Arbeiten am Riegel zu lange dauerte, „gebt mir's in die Hand." Und wirklich ging es nun, da sie mithalf. Als ich mich darüber ein klein wenig verwundert stellte, sagte sie und lächelte dabei wieder: „Ich mußte ja hinein, und hätte ich mir die Hand abgerungen." Als die Pforte offen stand, flog sie wie ein gescheuchtes Reh von dannen, ohne sich nach mir weiter umzusehen, immer fort durch die Fliederbüsche und Rosendecken, bis sie zur großen Linde kam, wo ihrer Mutter Grabhügel stand. Ich hatte an diesem Hügel mir arbeiten helfen; es war der beste und kunstvollste auf dem ganzen Kirchhofe. Jedermann, der ihn sah, hielt ihn für ein adelig Grab. Das Plätzchen war in den heißen Tagen kühl und ein kleiner Sitz unter der Linde gar anlockend und bequem.

Ich stellte mich etwas seitwärts und verwendete kein Auge vom Mädchen. Sie stand lange vor dem Grabe, wie scheu, als wagte sie, wie ein unfolgsames Kind, das der Mutter Antlitz flieht, nicht näher zu kommen. Den Kopf gesenkt zupfte und spielte sie an ihrer Schürze. Dabei zog ein kühles Lüftchen über die Gräber hin und säuselte vernehmlich in den Zweigen der Linde. Jetzt hättet ihr sie sehen sollen. Es war, als hätte Jemand sie gerufen; sie kniete nicht nieder, nein sie fiel, sie stürzte aufs Grab, und ihr Kopf sank so tief hinein in das Gras und die Blumen, daß ich nur noch das äußerste Ende ihrer Haarflechten sah. Dabei hielt sie den Hügel mit ihren beiden Armen umschlungen, wie man einen geliebten Leib umfängt. So lag sie regungslos lange, lange. Ein Wetter erhob sich, kam näher, es gab tüchtige Donnerschläge, sie hörte nichts,

Digitized by Google

der Regen fiel, ſie ſpürte ihn nicht. Sie war wie eine Todte bei den Todten. Ich ſtand unter dem Schutzdach der Kirche und blickte immer zu ihr hin; ſie zu rufen, wagte ich nicht. Da, mit einemmale hob ſie das Haupt wieder, aber nur ein wenig, und mit der rechten Hand nahm ſie die nächſte Blume, es war eine blaue Glockenblume, und ſie hob den vom Regen niedergebeugten Kelch empor und küßte ihn. So hob ſie nach einander alle Blumen auf und küßte ſie leiſe; ich glaube, auch die kleinſte Blume vergaß ſie nicht, und den ferner ſtehenden winkte ſie Liebesgrüße zu. So lieb war ihr die Stelle, und ſo ſchrecklich zugleich. — Als ihrer heimlichen Buße nichts mehr zu thun übrig blieb, ging ſie langſam zwiſchen den Gräbern hin. Kein Blick für mich, kein Gedanke, daß ich noch da ſeyn könne. Sorgfältig verſuchte ſie das Gatter zu ſchließen; da es ihr aber nicht gelang, knüpfte ſie eines ihrer Bänder ab und ſchlang damit einen Knoten um die Gitterſtäbe. Dieſes Band, Freunde, hab' ich noch, es iſt halb gelb, halb grün, mit einer ſchmalen rothen Kante. Das iſt das einzige, was ich von dem braunen Aennchen bewahre.

Acht Tage darauf fand man ihre Leiche im Schwedenteich. Ich war dabei, als man ſie herauszog, und half tüchtig mit. Die Leute, die unſere Geſchichte kannten, ſagten mir damals, ich ſey doch ein recht tüchtiger Burſche, daß ich mir ſo gar nichts aus dem jämmerlichen Ende des Mädchens machte, aber dem war nicht ſo. Im Herzensgrunde ſah es anders bei mir aus, und ich bin jezt ein alter Mann, und mein Haar iſt weiß, aber doch hab' ich das Mädchen nicht vergeſſen, und ich ſeh' ſie noch vor mir, wie ſie leibt und lebt.

Ueber dieſer und andern Erzählungen war es ſpät geworden. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, und einige der Gäſte ſtanden auf, um mit taumelndem Gange im Garten herumzuſpazieren. Wir, die wir am Tiſche blieben, rückten näher zuſammen und fühlten uns in ſehr behaglicher Stimmung. Ich hatte ſchon lange bemerkt, daß ein freundlicher Alter mit weißem Haar mich öfters wohlwollend angeblickt und dann geſeufzt hatte. Seine Rührung und Aufgeregtheit kam aus dem Herzen, denn er hatte vom Mahle nur wenig angerührt, und war der Einzige, der nichts als Waſſer trank. Jezt plötzlich bat er um die Erlaubniß, aus meinem Weinglaſe trinken zu dürfen, und als ich es ihm bis an den Rand gefüllt, leerte er es aus und ſagte dabei: „Dies iſt der erſte Wein, den ich ſeit vielen Jahren trinke, und es geſchieht zum Andenken einer lieben Todten." — Die ehrwürdigen Züge des alten Mannes nahmen bei dieſen Worten einen Ausdruck ſo leidenvoller Erinnerung an, daß unſer Aller Mitgefühl auf's Lebhafteſte angeregt wurde. Ich erkundigte mich bei meinem Nachbar, was jene Worte zu bedeuten hätten, und erfuhr, der Alte habe ſein einziges Kind, ein zartes und ſchönes Töchterlein, das die Freude des ganzen Dorfes geweſen, damals verloren. — „Ja," rief der Greis, der dieſe leiſe geflüſterte Erklärung mit angehört hatte, „und Ihr, junger Herr, Ihr ſeht meinem lieben Kinde ähnlich; deshalb habt Ihr mein Herz gewonnen, mein ſchöner, unbekannter junger Herr!"

Der Mond ging über den Fliederbüſchen auf und leuchtete unſerer kleinen Geſellſchaft zum Heimwege. Ich nahm eine beſcheidene Dachkammer zum Nachtquartier. — Am andern Morgen fand ich den Nagelſchmied auf der Bank vor dem Hauſe; ſein Regenſchirm lag neben ihm, ganz ſo wie ich beide geſtern verlaſſen hatte. Er hielt den Kopf in die Höhe und ſchien die Strohhalme des benachbarten Daches zu zählen. — „Gut, Nathanael!" rief er mir zu, als er mich bemerkte, „gut, daß du kommſt. Jezt laß uns unſere Wanderung fortſetzen. Ich bin friſch und munter und habe nur auf dich gewartet." — „Habt Ihr die ganze Nacht auf der Bank zugebracht?" fragte ich. — „So habe ich," entgegnete er. „Als ich noch der reiche, hoffärtige Mann war, ſchlief ich auf einer Matratze von Roßhaaren, jezt, da ich aus dem Sündenſchlafe erweckt bin, dehte ich meinen ſterblichen Leib auf Stein und Erde und ſchlummere dennoch ſüßer als damals auf Polſtern. Was meinſt du dazu, Nathanael?"

„Ich meine, daß das eitel langweilig Geſchwätz iſt," ſagte ich mit ſehr grober Stimme, indem ich ihm dabei den Rücken wandte. Von der Zeit an hob ich auch nicht mehr ſeinen Regenſchirm auf und that alles, um ihm zu zeigen, daß mir an ſeiner Geſellſchaft auf meiner fernern Wanderſchaft durchaus nichts gelegen ſey. Aber er ging dennoch mit mir, ich auf der einen, er auf der andern Seite der breiten Straße. Er gerieth fortwährend in Entzückung, allein ich achtete nicht mehr darauf. Mein ganzes Sinnen und Trachten ging der Stadt zu, deren Mauern wir nun bald betreten ſollten. Es war am fünften Tage unſerer Reiſe, als ich ihre Thürme zum erſtenmal erblickte. Eine halbe Stunde vor den Thoren hielt mein Gefährte ſtill, faßte mich und rief mir mit fürchterlicher Stimme zu: „Nathanael!" — „Was wollt Ihr?" fragte ich verdrießlich. — „Mein Sohn!" rief er, „da iſt die Stadt, da iſt der Höllenpfuhl! Willſt du immer noch hinein?" — „Ihr ſeyd ein Narr," ſagte ich, indem ich mich von ihm loszumachen ſuchte. „Laßt mich." — „Nein, ich laſſe dich nicht!" rief er und packte ſtärker meinen Arm. „Wie ſoll ich dich laſſen, da ich dich noch retten kann!" — „Ihr ſeyd verrückt," erwiderte ich und drohte ihm mit der Fauſt. — „Zieh mit mir, Nathanael!" ſezte er mit bittender

Stimme hinzu. „Betritt nicht die Pflastersteine Sodoms, zieh mit mir! Mich jammert deine Jugend und Schönheit. Du bist die Rose, die am Morgen blüht und die am Abend zertreten am Wege lag, da sie es vorzog, im Dienste der Welt zu leben, statt Gott allein zu blühen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

Fremde Sänger in der französischen Oper. — Die Rachel.

Scribe hatte in seiner Oper „der Schwur" bereits einen Theil der in dieser Operette vorkommenden Auftritte behandelt, und in der Musik kommen ebenfalls manche Züge vor, welche das Publikum als alte Bekannte begrüßen kann. Einige Nummern der Partitur sind aber originell, und auch die Ouvertüre hat wohl gefallen. Die Rolle der jungen Königin wird von der Schauspielerin Thillon gespielt, einer Engländerin, die von dem Renaissancetheater zu der komischen Oper übergegangen ist und sich sehr schwer die englische Aussprache des Französischen abgewöhnt. Die Pariser Singtheater sind sehr kosmopolitisch geworden, sie nehmen Sänger und Sängerinnen von allen Nationen auf. Die italienische Oper hatte vor einiger Zeit einen Russen, Iwanof, die komische Oper hat die Dem. Thillon, und die große Oper besitzt nicht allein den Italiäner Mario, sondern auch die Deutsche Heinefetter die jüngere. Vielleicht ist dieser Kosmopolitismus eine Wirkung der Nothwendigkeit; lieferte Frankreich so viele gute Sänger und Sängerinnen, als die großen Theater bedürfen, so würden sie sich wahrscheinlich nicht nach fremden Virtuosen umsehen. Doch haben diese stets große Mühe, sich die französische Art zu singen und zu spielen anzueignen, und besonders das Französische rein auszusprechen, wie es das Pariser Publikum verlangt. Ueber Dem. Heinefetter bemerkt ein Tagblatt arglistig, sie habe so viele Mühe mit der französischen Grammatik gehabt, daß sie leider die Vervollkommnung ihres Gesanges habe darüber vernachlässigen müssen. Auch der Dem. Thillon rechnet man jeden Sprachfehler nach, und zu ihrem Unglücke hat sie in ihrem Gesange nicht so viel Virtuosität, daß ihre Sprachfehler unbemerkt durchschlüpfen. Uebrigens wird sie in den Tagblättern, welche nichts verschweigen, für eine besondere Freundin Aubers ausgegeben, und für sie soll er in der neuen Operette die Rolle der Donna Catarina eigens gesetzt haben. Mit ihrem kurzen Röckchen in der Räuberhöhle nimmt sie sich recht hübsch aus. Die Pariser vermissen an ihren sonst schönen Zügen das Geistreiche und Leidenschaftliche, welches die französischen Schauspielerinnen häufig auszeichnet und ein Mienenspiel hervorbringt, worauf mit Recht ein französisches Auditorium sehr viel hält. — Von der berühmten Tragikerin Rachel wird noch immer viel geredet, aber leider in pekuniärer Hinsicht mehr als in poetischer. Anstatt ihren Ruhm noch fester zu begründen und das Publikum zu neuem Entzücken hinzureißen, lag sie beständig mit der Direktion im Streite wegen ihres Gehalts. Da der Jude, ihr Vater, sah, daß eine einzige Tochter so viel einbrachte, wollte er alle seine Kinder zu Komödianten machen, und ließ daher sogleich eine andere Tochter auftreten, welche im Lustspiele dasselbe leisten und dasselbe einbringen sollte, wie Dem. Rachel im Tragischen. Hier hatte er sich aber verrechnet; seine zweite Tochter erhielt gar keinen Beifall, und er gewann statt des doppelten Einkommens die Ueberzeugung, daß er nur Eine Tochter habe, welche im Stande sey, die Familie zu bereichern; man sollte aber meinen, er könne sich mit dieser begnügen. So eben ist der wichtige Vertrag zu Stande gekommen, kraft dessen Dem. Rachel sich auf ein neues Jahr engagirt, und zwar für sechzig Darstellungen, welche mit 60,000 Francs belohnt werden sollen; also wird ihr jede Darstellung 1000 Francs eindringen. Drei Monate lang kann sie anderswo Benefizvorstellungen geben, und damit vielleicht noch etwa 40,000 Francs verdienen, so daß dieses neue Theaterjahr ihr wahrscheinlich 100,000 Francs werth seyn wird, ohne noch das mitzurechnen, was sie an Geschenken in den Soiréen der Reichen erobern kann. Für das Théâtre français sind die Bedingungen hart; allein was sollte es machen? Dem. Mars geht ab, wäre nun auch noch Dem. Rachel abgetreten, so wäre das Theater verloren gewesen; was hätte dann noch das Publikum herbeiziehen sollen? Es muß also aus der Noth eine Tugend machen, und zum erstenmale, seit das Théâtre français besteht, wird das Spiel einer Schauspielerin jeden Abend mit einer Banknote von 1000 Francs belohnt. Zum Glück für das Theater kommt dieses Geld nicht ganz aus seiner Kasse; der Staat gibt das meiste dazu, um die dramatische Kunst zu heben und wo möglich neue Dem. Mars und Rachel zu erwecken. Von dieser Aufmunterung ist man berechtigt, das Beste zu hoffen, seit man ein gleichsam auf der Gasse aufgegriffenes Mädchen sich zur ersten tragischen Schauspielerin der französischen Bühne in so kurzer Zeit erheben sah. Man darf allerdings nicht erwarten, viele Geister der Art auf der Gasse zu finden; aber aus dem Beispiele Rachels sieht man doch, daß man wegen des Zustandes der Kunst nie zu verzagen braucht in einem Lande, wo so mächtige Aufmunterungen die Künstler anspornen. Nicht allein ein Landhaus besitzt Dem. Rachel jetzt, sondern auch Schmeichler, Auseher, Freier, kurz einen Hof im Kleinen; vielleicht hatte die Prinzessin Hermione, deren Rolle sie so vortrefflich gibt, keinen glänzendern Hof in Griechenland. Das Schlimme bei solchen prächtigen Belohnungen des Talents ist nur, daß nunmehr alle Schauspieler und Schauspielerinnen, welche nur einigermaßen beim Publikum in Gunst stehen und zur Füllung der Schauspielsäle beitragen, ihre Forderungen höher stellen, und wie Dem. Mars oder Dem. Rachel behandelt werden, das heißt, auch ihren Hof, ihren Palast und ihre Equipage haben wollen. Sind sie jung und schön, so fehlt es ihnen nicht an rüstigen Rittern, welche ihre Ansprüche kräftig unterstützen, und somit hat denn jede Theaterdirektion ihre große Noth, um alle Anmaßungen zu befriedigen, ohne darüber bankrott zu werden, was zuletzt doch oft das Ende vom Lied ist. Nicht viel anders geht es in der Tagesliteratur, wo ebenfalls diejenigen, welche sich durch Romane und Novellen einen Ruf erworben haben, ungeheure Forderungen an ihre Verleger machen und auch ihren Palast und ihre Equipage haben wollen. Dg.

Auflösung der Charade in Nr. 86:

Caroline.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur; Hauff.

Digitized by Google

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. April 1841.

— In the field with Ceres' bounty spread,
Upreers some ancient tree his rev'rend head;
But the first vigour of his root now gone,
He stands dependent on his weight alone.
Rowe.

Verſe von Juſtinus Kerner.

1.

Vom morſchen Baume.

„Alter und gebrochner Baum,
Wirſt dich bald zur Erde neigen!
Ach! es iſt mir wie ein Traum,
Daß du ſtandeſt reich an Zweigen,

Daß ertönte manches Lied
Noch aus deinen Laubgewinden,
Daß der Wandrer, wegemüd,
Bei dir ſuchte Ruh' zu finden.

Ja! daß manche ſüße Frucht
Fiel in deinen Schatten nieder,
Die, wer einmal ſie verſucht,
Gern zu koſten kehrte wieder.

Armer Baum! wie äſtelos
Stehſt du nun, kannſt kaum dich halten;
Steine legten ſchwer und groß
In dein Herz ſie, das geſpalten.

Töne wie ein Sterbelied
Hört man, wenn dich Sturm zerſchellet,
Und der Vogel von dir flieht,
Und der Wandrer ſpricht: den fället!

Sinke ſanft in Gras und Moos,
Laß dir deinen Tod gefallen!
Ach! es iſt der Erde Loos,
Blühen, tragen und zerfallen."

Wer ſang dieſes Lied vom Baum?
Tief iſt mir's in's Herz gedrungen.
Nicht ich ſang es — mir im Traum
Hat's ein Vogel vorgeſungen.

2.

Des Sängers Glas.

Das Glas, aus dem der Sänger trinket,
Sey ein lichtheller Bergkryſtall,
Ein Glas, das tönt und ſonnig blinket,
Ganz ein Gefäß aus Licht und Schall.

In Berges Klüften, wo Metalle
Still reifen durch des Feuers Macht,
Ertönen funkelnde Kryſtalle
Und halten Geiſter treue Wacht.

Digitized by Google

Zum Liede ſchaffender Erdgeiſter
Ertönt dort der Kryſtalle Klang,
Wie Weiſen alter Sangesmeiſter,
Die in Erdtiefen ruhn ſchon lang.

Glück auf! hebt aus dem Schooß der Erden
Die Klingenden! ſcheut Geiſter nicht!
Bringt ſie in's Feuer, daß ſie werden
Pokale voller Klang und Licht.

Die reicht den Söhnen des Geſanges,
Auf daß ſie ſchlürfen mit dem Wein
Geheimniſſe des Lichts und Klanges
Der ſchaffenden Erdgeiſter ein.

Daß ſie in Weines Spiegel ſchauen
Der unterird'ſchen Wunder viel:
Goldburgen und kryſtallne Auen,
Der Waſſer und der Feuer Spiel,

Berggeiſter ſchwebend durch die Gänge,
Erhellt vom funkeinden Geſtein,
Daß Licht und Klang in die Geſänge
Einſtröm' aus dem Kryſtall voll Wein.

So ein Kryſtall, berührt vom Munde
Des Sängers, tönt wie Elfenſang,
Und in des Sängers Todesſtunde
Zerſpringt er mit der Wehmuth Klang.

Der deutſche Gil-Blas.

(Fortſetzung.)

Es gelang mir, mich von ihm loszumachen. „Nun denn!" rief er, „wenn du es willſt, ſo geſchehe dein Wille; aber nimm dieſes Blatt; es enthalt einen einfachen Spruch. Kommt die Stunde der Prüfung und biſt du am Leib oder an der Seele gefahrdet, ſo ſuche das Haus auf, deſſen Nummer auf der Rückſeite verzeichnet ſtebt, und du wirſt einen Retter finden." Ich ſteckte das kleine beſchmuzte Papier zu mir und reichte dem Alten die Hand. Er machte ein Geſicht, als litte er an Bauchgrimmen, bog, als ich ihn verlaſſen, ſchnell in einen Seitenweg, und ich ſah ganz zulezt die Spitze ſeines grünen Regenſchirms, wie er um die Ecke eines Zollhäuschens verſchwand.

Zehn Minuten ſpäter wanderte ich durch ein prachtvolles Thor und befand mich in einer der belebteſten Straßen der Stadt. Hohe Häuſer zogen meine Blicke auf ſich, Wagen mit koſtbarer Vergoldung rollten an mir vorüber, Fußgänger jeden Alters und Standes drangten ſich an mir vorbei und ſtießen mich von den beeiten Steinen, auf denen ich ſtand, zur Seite, ohne bei dieſem unhöflichen Manöver auch nur einen Blick auf mich zu werfen. Alle ſchienen ſo eilig, als drennten ihre Häuſer und ſie müßten laufen, um das lezte Stück ihres Vermögens zu retten. Zehn Schritte von mir ſtand ein kleiner Mann mit einer ungeheuern Gieskanne und beſprengte unermüdlich die Pflaſterſteine. Er wußte es immer ſehr geſchickt einzurichten, daß er mit ſeiner großen Kanne gerade dort hinfuhr, wo eben eine kleine Ebbe im Gedränge ſtattfand, ſo daß es ihm gelang, zulezt die ganze breite Straße anzufeuchten. Ich ſah ihm zu und dachte eben darüber nach, ob er wohl dieſes thue, um dereinſt die Freude zu erleben, aus den Steinritzen Gras keimen zu ſehen, als er plözlich den langen Schnabel ſeiner Kanne auf meine Beine richtete und den vollen Strahl an meinen Waden hinſpielen ließ. Dabei lachte er ſehr boshaft, und eine ganze Rotte verwilderter Knaben um ihn herum erhob ein tolles Geſchrei. Meine Befangenheit beim Anblick ſo vieler neuen Gegenſtände war ſo groß, daß ich nicht den Muth hatte, den Kleinen für dieſen nichtswürdigen Streich gleich zu beſtrafen. Er entſprang mit ſeiner großen Kanne in die Nebenſtraße und ich blieb unter dem Bubentroß allein.

Von der nahen Wache näherte ſich mir ein daumlanger Burſche, der meinen Unfall mit angeſehen hatte. Er drehte einen übermäßig langen rothen Bart zwiſchen den Fingern, indem er dabei mit hochmüthigem Blicke mein beſtaubtes Röckchen und meine zerriſſenen Kamaſchen betrachtete. — „Der Spitzbube!" rief ich und drohte dem Kleinen nach. — „Er hat ganz recht gehabt," entgegnete der Lange. „Er wollte dir Beine machen. Es iſt nicht erlaubt, dazuſtehen und Maulaffen feil zu bieten." — „Ich danke Euch," ſagte ich kurz, indem ich die Hände in die Seitentaſchen ſteckte und ruhig auf dem Platze ſtehen blieb. — „Wer biſt du?" fragte der Lange nach einer Pauſe, indem er mit einem noch boshaftern Lächeln ſeinen Bart drehte. — „Ein Futteralmacher, Euch zu dienen," entgegnete ich. „Ich will Euch ein Futteral über Euern Schnurrbart machen, damit er nicht vom Regen und der Kalte leide."

Die Buben um mich her lachten jezt auf Koſten des Langen, der mir einen wüthenden Blick zuwarf und mit einem polternden Tone ſagte: „Weißt du auch, daß ich Sergeant bin, grober Burſche?" — „Freut mich, es zu erfahren," erwiderte ich. „Seyd denn ſo gefällig, Herr Sergeant, und ſagt der Wache, daß ſie nicht nöthig habe, in's Gewehr zu treten; ich verlange es nicht."

Digitized by Google

Ein zweites, weit ſtärkeres Gelächter erſchallte. Mein Mann wurde kirſchroth im Geſichte, hörte aber dabei nicht auf, ſeinen Schnurrbart zu drehen. Ein Soldat neben ihm, der ſich auf ſein Gewehr gelehnt hatte, ziſchelte ihm etwas in's Ohr, worauf er ſogleich meinen Arm packte und mir erklärte, ich ſollte ihm auf die Wache folgen. Dies war nun nicht meine Abſicht; meine Widerrede half jedoch nichts, der Schwarzbart griff auch zu, und ſo brachten mich Beide in eine Stube im Erdgeſchoß, wo nichts als ein ungeheurer Armſtuhl ſtand, und in dieſem ſaß ein junger Mann, der ſich die Locken brennen ließ und dabei ſehr eifrig in einem zerriſſenen und beſchmuzten Buche las. Mein Erſcheinen zuſammt meiner Eskorte ſchien ihm nichts weniger als gelegen, er ließ das Buch auf's Knie ſinken, und indem er bald den rothen, bald den ſchwarzen Schnurrbart und dann mich anſah, rief er mit einer ſehr ſanften, klagenden Stimme: „Euch ſoll der Teufel holen, Sergeant! was ſtört Ihr mich ſchon wieder?“ — „Mit Erlaubniß, Herr Lieutenant,“ entgegnete der Rothe; „hier iſt ein Subjekt, das ſich unnüß gemacht hat.“

(Fortſezung folgt.)

Reiſe durch das Vintſchgau und Etſchthal.

(Fortſezung.)

Die Wolkenbildung der ſonnigen Frühe, das Spiel der feinen Dünſte und dichtern Maſſen um die Felſenmauer des Gampenberges ergözte mich. Im Hügelland, in der Ebene, in der Heimath überhaupt richtet der Menſch ſein Haupt nicht ſo leicht in die Höhe zu den wechſelnden Erſcheinungen des Dunſtkreiſes; ſein Blick iſt geradeaus ſtrebend, wo nicht gar in ſich, auf ſeine täglichen Anliegen gekehrt. — Auf der Reiſe, in Gebirgen, zwiſchen ihren himmelanſtrebenden Gulmen, in der Morgenluft fühlt er ſeinen Sinn erleichtert, frei, geöffnet, aufgerichtet, und der duftige Verkehr über ihm gehört nun auch in den weitgezogenen Kreis ſeiner Intereſſen, ſeiner Schauluſt, ſeiner Wanderthätigkeit.

Bald rückten wir der Abſenkung des Gebirges der rechten Thalſeite näher. Die Einmündung des Eiſackthales in das der Etſch that ſich auf. Zugleich erſchien mitten im Bild unter der ſchroff abfallenden Felſenſtirne des Gampenberges ein weithinabziehender tiefer liegender Vorſprung, ein hügelichter Ausläufer mit Bogenlinien, ein liebliches Gelände, köſtlich in pittoresker, ſegensreich in ökonomiſcher Beziehung. — Die gegen Trient hinab ſich hinziehenden Berge ſah ich mit einem blaulichten Duft überlaſirt und von einer warmen Betonung, wie ich ſolche Höhen nie in meinem Leben geſehen. In dieſem transparenten Dunſt begrüßte ich das Erſtemal den Süden, und ward mir recht lebendig, ja mit einem ſtillen Wonnegefühl des Spezifiken dieſer Erſcheinung bewußt. — Der Reiſende mag aber jeden ſolchen beſondern Eindruck nur recht an und in ſich nehmen, und nicht wähnen, daß er im Verfolge der Reiſe durch andere noch um Vieles möge überboten werden. Dieſes Landſchaftbild war und blieb mir einzig.

In Terlan, wo ich frühſtückte, fand ich eine außen vorgothiſch, innen gothiſch gebaute Kapelle, daneben einen freiſtehenden, vorgothiſchen Glockenthurm, dem von Hirſau im Schwarzwald ſehr ähnlich. Von nun an ſollte ich die hohen Thürme ſo neben die Kirchen geſtellt ſehen. Er war etwas auf die Seite hängend. Später traf ich noch einige hängende Thürme, doch nicht in dem ſtarken Winkel, wie die Thürme von Piſa und Bologna geneigt ſeyn mögen. Und ſo ſollten mir wenigſtens Analogieen deſſen vorkommen, was ich nicht ſelbſt erreichen konnte.

Auch hier fand ich den Lieblingsgegenſtand der ſüdlichen Künſtler, eine Himmelfahrt Mariä als Altarblatt, herrliche Männerköpfe, wie ſie bei Titian, Paul Veroneſe, Tintoretto, Palma und den Baſſanos gefunden werden. Ich traf auf allen Straßen die Modelle dazu an, ein unſchäzbares Bereitſtehendes, wie es unſere nordiſchen Maler nimmer aus ihrer Phantaſie oder der ſie umgebenden Wirklichkeit zu entnehmen im Stande ſind. Dieſe Schädel- und Geſichtsformen, dieſe Ausladung der Profile, dieſen braunen Teint, dieſe Augen, Brauen und Haare, dieſe Bärte muß ein Hiſtorien- oder Genremaler im Leben, in ihrem Geburtslande holen.

Wir fuhren in der Formation des Porphyrs. Jäh ſenkte ſich rechts die Felſenſtirne des Gampenberges herab. Immer näher rückte das wogichte Hügelgelände, das ſich unter ſeinem ſchroffen Abfall gegen Süden hinabzieht. — Um die Ecke des Gebirges, auf deſſen Felſenvorſprung die Ruinen von „Maultaſche“ und Greifenſtein höchſt maleriſch herabſchauen, erſchien Botzen, am Ausgange des Eiſackthales gelegen. Auch in dieſes Thalgelände ſenkte ſich die Straße wieder bedeutend hinab, und ſo kam ich nun auf die vierte Terraſſe des Etſchbodens, deſſen frühere Stationen ich als die Malſer Heide, das Vintſchgau, das Thal von Meran bezeichnet habe.

Im goldnen Schlüſſel ließ ich mir beſcheiden wohl ſeyn. Feigen hatte ich ſchon im Freien wachſen ſehen. Ich ließ mir Spargeln, große weiße Monatrettiche und anderes frühes Gemüſe auftiſchen, um es nach Hauſe berichten zu können, wo man noch im rauhen Nachwinter ſtack. — An der Wirthstafel gab ſich mit ehrenwerthen gebildeten Leuten im Geſpräche, daß ihnen nichts über Rotteck und ſeine hiſtoriſchen Anſichten ging. — Mir

Digitized by Google

war Rast bis Nachmittags gegönnt, wo wieder ein Omnibus abging. Ich mußte mir im Flug ein Bild von Botzen verschaffen. Unter den Arkaden (Lauben) schritt ich rasch an zahllosen Kaufgewölben vorüber, besah Menschen und Waaren. Ueberall drang mir der Geruch der in Unzahl aufgeschichteter Parmesankäse, der Gehänge von Salami und Schinken entgegen, ein durchdringender Duft, dem ich in allen südlichen Städten, nur nicht in dieser eminenten Stärke, wieder begegnete.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Der Redoutenabend. — Die Landstände.

Die Nachwehen des Redoutenabends, der zu so trauriger Berühmtheit gediehen, wollen noch immer nicht endigen. Verwundern darf man sich freilich nicht, daß hier der Witz eine so unerschöpfliche Fundgrube erblickt und nicht davon lassen will; denn der Witz bleibt die einzige Waffe des gekränkten Gefühls, der einzige Ruf, der zur Oeffentlichkeit dringt. So macht er sich denn Luft in allerhand Sarcasmen, die sogar auf den Straßen von den Lippen der Eckensteher wiedertönen; und zu den allerhand Histörchen, die man sich davon erzählt, kommen launige Gedichte, die mit mehr oder minderer Bitterkeit die Vorfälle aufwärmen, und einen Rachebalsam auf die Wunde träufeln, wo sonst die Genugthuung schwer zu erlangen ist. Zu beachten ist dies wohl. An Bonmots und witzigen Histörchen hat es zu keiner Zeit in Berlin gefehlt. Daß die Stimmung sich aber in Gedichten Luft macht, ist eine neue Erscheinung. Wäre unserer Presse nur einigermaßen vergönnt, die einheimischen Vorfälle mit Ernst und Würde zu besprechen, oder auch nur die Thatsachen selbst zu beeichten, so würde man die Poesie nicht zu Hülfe rufen, die, so verwendet, nur einseitig beobachtet und urtheilt. Daß bei der Untersuchung irgend etwas ermittelt werden dürfte, ist, wie ich schon neulich Ihnen schrieb, nicht zu erwarten. Und was wäre das für eine Genugthuung dem Publikum, wenn einige hochgestellte und geborne Personen Arrest erhielten oder verwiesen würden, im Vergleich zu dem moralischen Eindruck, den das Faktum selbst ausgeübt, und der durch das königliche Schreiben über den Vorfall einen würdigen Stempel der Autorität erlangt hat. Aehnliches dürfte sich sobald nicht wieder ereignen.

Unsere Stände sind versammelt. Die Theilnahme, welche der Zusammentritt der Provinzialstände in den westlichen Provinzen schon seit länger, in den östlichen dieses mal erregt, war hier nie vorhanden, und war auch nicht zu erwarten. Die Summe von Intelligenz und geistiger Bildung, welche in Berlin versammelt ist, und, wenn sie sich auch nicht als solche ausspricht, doch bei Gelegenheit fühlt, kann sich ebensowenig als der Reichthum, der in unserer Stadt domicilirt und angesessen ist, durch die Stände der Mark Brandenburg und der Lausitz, wie sie sind, für repräsentirt erachten. Die vollkommene Gleichgültigkeit, welche sich durch so lange Jahre gegen dieses Institut aussprach, dergestalt, daß Niemand wußte, noch sich kümmerte, wer sein Repräsentant sey, und man sogar kaum vom Zusammentritt des Landtages etwas wußte, konnte, als jezt die Zeitungen die Namen der Theilnehmer uns bekannt machten, nicht gehoben werden. Nicht daß der böse Leumund wider sie spräche; es sind gegentheils gewiß sehr wackere Männer und Familienväter, das aber, was der Preuße denkt und wünscht, was er in seiner Vergangenheit liest, was ihn in der Gegenwart bewegt und er von der Zukunft hofft, den Geist nach vorwärts, der den preußischen Staat groß gemacht hat, der in seinen Königen lebendig war, in seinen großen Staatsmännern sich offenbart hat vor Europa und der Welt, dafür dürfte er unter diesen kurmärkischen Gutsbesitzern und Bürgermeistern sich vergebens nach einem Vertreter umsehen. Man hatte keine Erwartungen, und so ist gar kein Grund, sich getäuscht zu fühlen und zu klagen, daß nicht mehr geschieht. Die von einer bekannten Schrift ausgesprochene Ansicht: daß alles, was bisher von den Landständen mit der Regierung zum Besten des Landes verhandelt worden, auf bequemere, zweckmäßigere und billigere Weise von der leztern allein mit Zuziehung einiger Sachverständigen abgemacht werden könne, ist auch in Berlin die vorherrschende. Selbst jezt hat sie sich nicht geändert. Wir haben Vertrauen zu unserer Regierung, daß sie, wo es die materiellen Fortschritte des Landes, das Gemeinwohl des Bürgers betrifft, das Beste nur auf redliche Weise will. Wir kennen zum Theil die einzelnen Regierungsbeamten; wir wissen, daß es aufgeklärte Männer sind, welche eine genügende Universitätsbildung, gehörige praktische Vorstudien ins Amt mitbringen, und daß die kollegialischen Verhältnisse von selbst eine Kontrole bedingen, welche vor offenbarer Unbill sicher stellt. Unsere Landstände kennen wir nicht, weder ihre Gesinnungen, noch ihre Kenntnisse und Befähigungen. Wissen wir doch selbst in Berlin kaum die Namen der drei erwählten Vertreter, und nun, da wir sie durch die Zeitung erfahren, wissen wir nur, daß es achtbare Männer, Familienväter und Kaufleute sind; in wie fern sie sich aber mit dem vertraut gemacht, was uns bewegt und treibt, mit den Lauendsachen Abern unseres intellectuellen Lebens, ist uns völlig unbekannt. Auch die durch königliche Huld neuerdings zugestandene Art der Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen würde uns unsern Vertretern nicht näher bringen. Wenn auch die Resultate einzelner Berathungen durch die Zeitungen publizirt werden, so ist das erstens nur Stückwerk; wir wissen nicht, wie viel nicht veröffentlicht worden, und das zum Abdruck Ausgewählte läßt uns ebensowenig einen Ueberblick der thatsächlichen Verhandlungen gewinnen, als eine Kenntniß der Personen unserer Vertreter und ihrer Gesinnungen, da in diesen Abdrücken nie ein Name genannt wird. Wofür sollen wir uns da interessiren? Für das Resumé von Meinungen, ohne die lebendige Kraft des Wortes im Kurialstyl abgefaßt? Dieser aus seinem Rococograde hervorgesuchte Kurialstyl der Devotion, in dem sich die Adressen winden, sticht zudem unerquicklich ab gegen die kurzen, eindringlichen, aus tiefster Gemüthswärme vorquellenden, wahrhaft königlichen Worte unseres Monarchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 20. April 1841.

As young as I am, I have observed these three swashers.
Indeed, three such antics do not amount to a man.

Shakespeare.

Der deutſche Gil-Blas.

(Fortſetzung.)

Der junge Mann ſtützte ſein Haupt auf den rechten Arm; er ſah mir mit ſeinen blauen, ſanften Augen in's Geſicht und fragte: „Wer biſt du?“ — „Mein Herr,“ rief ich, „wenn ich Ihnen ſage, daß ich Niemanden angehöre und daß ich zu meinem Vergnügen reiſe, ſo wiſſen Sie ſo ziemlich Alles von mir, was ich ſelbſt weiß.“ — „Daß dich!“ lachte der Rothbart. „Daß er Niemanden angehört, mag wahr ſeyn, aber daß er zu ſeinem Vergnügen reist, macht er mir nicht weiß. Ein Landſtreicher iſt er, vielleicht noch etwas Schlimmeres.“

Der Lieutenant warf einen verweiſenden Blick auf den Sergeanten, und dieſer ſchwieg augenblicklich. „Du ſiehſt gutmüthig aus,“ hob der Blauäugige wieder an. „Ich glaube nicht, daß du ein Spitzbube biſt.“ — „Ich glaube es wahrhaftig auch nicht,“ ſagte ich treuherzig. — „Aber er hat die Wache verſpottet,“ rief der Rothbart. — „Schweig Er, Pumpel, er iſt ein argwöhniſcher Menſch. Hat er die Clariſſa geleſen?“ — „Nein, Herr Lieutenant.“ — „Nun ſo leſ' Er und beſſere Er ſein Herz. Die Welt iſt gut, es gibt keine Böſewichter.“

Der Rothbart ſchlug die Augen nieder und um ſeinen breiten Mund zuckte ſo etwas wie ein Lächeln. Der Schwarzbart gab einen grunzenden Ton von ſich und ſagte dann: „Herr Lieutenant, vorigen Montag haben ſie Einem den Kopf abgehauen, weil er ſein Weib vergiftet hat.“ — „Sieht Er, Brand,“ ſagte der Lieutenant nach einer Pauſe, „das war ein Irrthum, ein beklagenswerther Irrthum von dem Manne. Wir müſſen ihn beweinen, aber wir dürfen ihn nicht verdammen. Hat Er je in eines Menſchen Herz geſehen, Brand?“ — „Nein, Herr Lieutenant.“ — „Nun alſo!“ Er wandte ſich mit einem triumphirenden Lächeln zu mir und ſagte: „Geh, mein Sohn.“ Nach dieſen Worten vertiefte er ſich von Neuem in ſein Buch. Der Rothbart gab mir einen Wink, indem er die Thür öffnete, und ich ſchritt wie ein römiſcher Triumphator ſiegreich hinaus, indem ich meinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken ein höhniſches Lächeln zuwarf. — „Es iſt zum Todtſchießen!“ hörte ich hinter mir den Rothen zum Schwarzen ſagen, „wenn der Lieutenant ſeinen Tag hat, wo es bei ihm rappelt, ſo iſt nichts mit ihm anzufangen.“ — „Das machen die elenden Scharteken, in denen er ſich zum Narren lieſt,“ entgegnete der Schwarze, und Beide nahmen wieder ihren Poſten ein, der in dem wichtigen Geſchäfte beſtand, die Vorübergehenden zu muſtern und über die Frauen und Mädchen ſchlechte Späße zu machen.

Digitized by Google

Ich verlor mich bald in dem Gedränge, das die breite Straße auf und ab fluthete. Meine nassen Kamaschen erinnerten mich, niegends stehen zu bleiben, und so rannte ich denn auch immer weiter und weiter, wie ich die andern um mich her rennen sah. Auf einem großen Platz angelangt, stellte ich meinen Lauf ein; und da ich an der Ecke eines großen, mit Säulen gezierten Gebäudes einige Leute ruhig stehen sah, ohne daß man ihre Beine für Blumenstöcke angesehen hätte, stellte ich mich ebenfalls zu ihnen. Hier war von dem Gedränge nichts zu spüren. Der große Platz war ziemlich einsam und die Sonne brannte in ihrer Mittagsglut auf das Pflaster. Ein großer starker Mann in einem kaffeebraunen Ueberrock speiste dicht neben mir Fleischpastetchen; dieser angenehme Duft kitzelte meine Nase, und mein Magen war sogleich der Meinung, daß ihm auch einige Fleischpasteten gut thun müßten. Die Hand fuhr mechanisch in die Tasche und drehte daselbst die kleine Silbermünze um, das einzige Andenken, welches das flüchtig gewordene Goldstück mir hinterlassen. Sollte ich es für die Pasteten hingeben, wie der Magen wollte, oder es für schlimmere Zeiten aufbewahren, wie der Kopf mir rieth? Es fiel mir jezt sehr ernstlich ein, daß der klägliche Zustand meiner Finanzen doch wohl üble Folgen haben könnte. Die große fremde Stadt, diese Straßen, die kein Ende nahmen und von Menschen wimmelten, von denen Keiner ein Bett in seiner Kammer, einen Platz an seinem Tische für mich bereit hielt, die alle an mir wegsahen, als wäre ich einer jener eisernen Laternenpfähle, die seit undenklichen Zeiten ewig an demselben Platze stehen, ließ mich fühlen, wie allein ich sey. Einige Schritte vor mir rief eine Mutter ihrem Kinde zu, sich vor einem heranrollenden Wagen in Acht zu nehmen; mich konnte dieser Wagen zu Tode rädern, wenn ich nicht selbst aus meinen Träumereien mich aufschüttelte, Niemand hätte mein Unfall gekümmert. Dort ging ein junger Mann über den Platz, eine weibliche Stimme aus dem Fenster trieb ihn an, zu eilen: mir rief keine solche Stimme zu, ich wurde nirgends erwartet, es war ganz gleich, ob ich jezt oder zwölf Stunden später um jene Straßenecke bog. Der Briefbote lief an mir vorüber; er sah mich einen Augenblick an, aber in meinem Antlitz schien ihm geschrieben zu stehen, daß es Niemanden gab, dem ich schrieb und der mir, wenn ich ihm geschrieben, geantwortet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise durch das Vintschgau und Etschthal.

(Fortsetzung.)

Es war Wochenmarkt, mir doch ein Bild im Kleinen von der Botzener Messe. An den Physiognomien konnte ich mich nicht satt sehen, namentlich an denen des Landvolks. Alles andres, als bei uns, und doch nicht befremdend. — Ueberall in der Fremde ist es mir von Interesse, auf die Landesprodukte zu sehen, die zu Verkauf stehen. Ich kaufte mir Ziedelnüsse und öffnete sie geschickt, wie ein Eichhörnchen.

Die Hauptkirche hat einen künstlichen gothischen Thurm. Sie wurde um 1400, letztere um 1525 vollendet. Sie wird für die schönste Kirche Tyrols gehalten. Von hier an sah ich keine auf die Kirchenfundamente gegründeten Thürme mehr, sondern Kuppeln und isolirt stehende Glockenthürme. Hier wieder eine treffliche Himmelfahrt Mariä von Lazzarini, von großer Naturwahrheit. Ich glaubte das Hereinragen der ältern venetianischen Schule, der Bassanos u. A. zu merken. Wenn ich an die Bemühungen so vieler jungen Künstler unserer Tage dachte, so ward mir ganz wehmüthig um's Herz. Laßt doch — rief ich schmerzlich aus — das Malen seyn! helft diese alten Bilder reinigen! stärkt sie mit Lebensöl, daß sie wieder leuchten, wie in ihren Tagen! Macht, daß die Welt sich ihrer auf's Neue freue, und erbaut, erhebt euch selbst daran! — Es sind noch mehrere sehr beachtenswerthe Bilder in der Kirche, deren drei durch majestätische Säulen getragene Schiffe einen erhebenden Eindruck machen.

In einer Kapelle, ich glaube der Franziskanerkirche, sah ich durch's Gitter einen Katafalk, darauf ein etwa vierjähriges Kind mit Blumen geziert, wie von weißgelblichem Wachs. Eine Betende sagte mir, es sey ein wirkliches todtes Kind und eine solche Ausstellung hier Sitte. — Nach dem Kloster Gries lief ich in drückender Mittagshitze zurück, um die Bilder von Knoller zu sehen. Das Hauptaltarblatt gefiel mir weniger als diejenigen der vier Seitenaltäre, besonders eine Geburt Christi und ein Abendmahl, welche mir viel mehr Leben zeigten. Zu dem feinen gothischen Thurm macht das im Jesuitenstyl ungemein plump verschnörkelte Portal einen widrigen Contrast.

Den geräumigen Fruchtmarktplatz unweit der Hauptkirche der Stadt durchschritt ich heute und zwar wegen der stattlichen Gestalten und Physiognomien der Käufer und Verkäufer und ihrer verschiedenen Trachten. Ein Hauptartikel war der türkische Waizen. Wie wohl thut uns der Anblick eines kräftigen Menschenschlags! Es ist, wie wenn er uns selbst von seinem Mark mittheilte.

Digitized by Google

Man glaubt beſſer zu verſtehen, was unſer Herr Gott mit den Menſchen eigentlich gewollt hat. — Ein Merkur und drei Brunnenſchalen von Bronze in der Nähe meines Gaſthofs dünkten mir aus guter Kunſtzeit zu ſeyn.

Die Bauart von Botzen hat eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit. Die Straßen ſind enge, die Häuſer nicht breit und haben meiſt Erker. Durch die offenen Magazine blickt man, unter den Arkaden wandelnd, tief hinein in vollgeſtopfte Räume. Das Alles will Licht haben. Geht man nun durch die Hausthüre in's Innere des Hauſes, ſo findet man ſich in einem Hofe, den in jedem Stockwerk ein Altan umlauft; über dem Viereck aber ſieht man ſtatt des hellen Himmels einen Aufbau, mit ſeinem ſchief aufſteigenden, offenen Dach gegen die Sommerſeite gewendet. Hier fällt nun hinreichendes Licht herab und hilft alle die Zimmer, Kammern, Gewölbe und andere Räume erleuchten, welche ihre Fenſter gegen den Hof kehren, eine Bauart, die an die orientaliſche erinnern könnte. „Lichtfange" nennen ſie es. — Im Gegenſatz mußte ich wohl an die obſcurante Einrichtung der ältern Wohnungen bei uns denken, wo man, um den Treppen, Kammern, Küchen ꝛc. einige nothdürftige Helle zuzuwenden, in garſtige, ſelbſt finſtere Winkel Lichter hinausbricht, in die Thüren Fenſter einſezt und andere Aufklarungsverſuche macht.

Einen ernſtheitern, unverlierbaren Eindruck erhielt ich durch den Beſuch des Gottesackers, eines neu angelegten, gevierten Raums. Er hat 544 Schritte im Umfang, iſt rings mit Arkaden eingefaßt und begrüßt den Eintretenden mit der Aufſchrift, golden auf ſchwarzem Grunde: „Resurrecturis." Ich durchwanderte die Arkaden ganz und beſah die vielen darin angebrachten Denkmale und Freskomalereien. Unter jenen ſind die beſten von dem Botzner Künſtler Reinalter, unter dieſen zeichnen ſich diejenigen von Craffonara aus Riva aus. Doch ſollte ich des Leztern Virtuoſität erſt in ſeiner Vaterſtadt recht bewundern. — Wenn die Wohnung des Lebenden in ihrer Einrichtung, Ausſtattung, Reinlichkeit, Helle, Verzierung uns im Allgemeinen ſagt, weſſen ſich der Menſch werth, was er auf ſich und ſein leibliches Daſeyn hält, ſo ſpricht der Friedhof in ſeiner Anlage, Erhaltung, Ausſchmückung hinwieder aus, weſſen wir Lebende den Abgeſchiedenen in unſerm Andenken werth achten. — Es gehört zum Katholizismus, namentlich zum ſüdlich warmen, daß ſich die Gläubigen viel und oft um die Todten bemühen. Wir verſtändigen Proteſtanten thun vielleicht mehr für die Lebenden bis zu der Grenze, wo die Ueberzeugung eintritt, daß der Todtſcheinende nicht ſcheintodt ſey.

Nach drei Uhr war der Stellwagen angeſpannt. Er füllte ſich mit mancherlei Volk. Ein Reiſender thut wohl, ſich nicht zu ſperren und zu zieren, auch ſeine Naſe weder hoch zu tragen, noch über mancherlei menſchliche Gerüche zu rümpfen. Unſerer fünfzehn ſaßen innen und vorne; ſieben hockten oben und ließen ihre Beine zur Seite herabhängen. Es waren meiſt Landleute aus der Umgegend, die ſich nach und nach in ihre Heimathen verloren. Es war auszuhalten und wurde immer luftiger.

(Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Herzogthum Naſſau, April.

Das Selterſer Waſſer.

Der Ruhm der vielbeſuchten Heilquellen des Taunus iſt bis in die entfernteſten Theile der civiliſirten Erde gedrungen. Alljährlich kommen Tauſende herbei, um der Segnungen der freundlichen Najaden theilhaftig zu werden, und das Koſtbarſte, was man beſitzen kann, zu befeſtigen, oder, wann es verloren war, wiederzufinden. Dieſe Quellen liegen in den ſchönſten Gauen unſeres Vaterlandes, in lieblichen, romantiſchen Thalgründen, welche denen am Arno, an der Loire und am Ebro an Schönheit nicht nachſtehen. Ueber die Lage und Heilkraft von Wiesbaden, Schwalbach, Ems ꝛc. bleibt kaum noch Etwas zu ſagen. Zu Dutzenden ſind Hand- und Hülfsbücher darüber vorhanden. Weniger beſchrieben und beſungen, obwohl nicht minder berühmt, iſt der Selterſer Mineralbrunnen, deſſen köſtliches Waſſer nach allen Welttheilen verſendet wird. Wen hätte es nicht ſchon gelabt und erfriſcht bei drückender Sommerſchwüle? In der Vermiſchung mit Wein und Zucker noch im Aufbrauſen genoſſen, iſt dies Waſſer ein wahrer Göttertrank; es gibt kaum etwas, was die durch Hize und Anſtrengung herabgeſtimmten Körperkräfte ſo augenfällig hebt. Zu bedauern iſt indeſſen, daß man ſo viel geringhaltigere Waſſer für Selterſer ausgeben und verkaufen ſieht, und daß dies ſelbſt in den angeſehenſten Gaſt- und Wirthshäuſern vorkommt. Eine gedrängte Beſchreibung der Lage und Eigenthümlichkeit des Selterſer Brunnen dürfte den Leſern dieſes Blattes angenehm ſeyn.

Die Quelle von Niederſelters, unſtreitig der erſte und bekannteſte Mineralbrunnen Europas, deſſen Ruf ſich über beide Hemiſphären erſtreckt, entſpringt in dem freundlichen, von dem lebendigen Emsbach durchſchlängelten Thale, welches ſich von dem Dorfe Niederſelters nach dem alten Städtchen Lamberg hinaufzieht. — Die Landſchaft, die den Brunnen zunächſt umgibt, trägt einen ruhigen, friedlichen Charakter. Sanfte Anhöhen mit fruchtbaren Feldern und baumreichen Obſtpflanzungen umſchließen ihn von allen Seiten, und in dem weiten Halbkreiſe, den das Auge überblickt, wechſeln in anmuthigen Gruppirungen Höhen und Vertiefungen, Thalgründe und Getreidefelder auf das Reizendſte mit einander ab. Dabei beleben Reiter und Fußgänger und lange Reihen von breiträdrigen Fuhrwerken mit ihren phantaſtiſch reich aufgeſchirrten Pferden die ſchöne, geſegnete Landſchaft. — Von einem günſtigen Standpunkte aus entdeckt man hinter freundlichen Baumgruppen ſchöne Dörfer, bald am Abhange der Hügel, bald auf den Anhöhen, die den Horizont begrenzen. — Schon in einiger Entfernung kündigen die um

den Brunnen gelegenen zahlreichen Gebäude von mancherlei Form, die nur bestimmten Zwecken entsprechen, das bedeutsame der Anstalt an. Sie enthalten die Geschäftszimmer des herzoglichen Brunnencomptoirs, die Wohnungen für die höhern Beamten, die Magazine, die Arbeitssäle und Hallen ꝛc. Etwas entfernter liegt die Kaserne für das zur Erhaltung der Ordnung und zur Sicherheit des Etablissements aufgestellte Militärkommando. — Der Brunnen von Selters wird alljährlich vielfach besucht. Bald sind es Aerzte und Naturforscher, die der Quelle in wissenschaftlicher Beziehung ihre Aufmerksamkeit widmen, bald sind es Dankbare, welche ihr nahen, die durch des Wassers Heilkräfte von schweren Leiden sich befreit fühlen, bald solche, die allein von dem weit verbreiteten Rufe der Quelle angezogen werden. — Der erste Eindruck beim Eintritt in die Brunnenanstalt ist in der That überraschend. Es ist eine Scene ganz eigener Art, nach allen Seiten hin ein reges Gewühl, das von einem ununterbrochenen Klingen der aneinander stoßenden Krüge begleitet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Die Landstände. — Verfassungssache.

Die Gefühle der Treue und Liebe sind bei uns dieselben wie bei unsern Vertretern, aber man begreift nicht, weshalb die Stände dazu veraltete Formeln wählen, die zum preußischen Wesen so durchaus nicht passen, und deren wir während der vierzigjährigen Regierung des hochseligen Königs entwöhnt wurden. Der gerechte Monarch liebte, daß in allen öffentlichen Akten die schlichte Sprache, das ewig Menschliche im Bürger und Unterthanen geachtet werde, und die servilen, betheuernden Krümmungen des älteren Kurialstyls waren ihm zuwider, dergestalt, daß weder Beamte noch Privaten damit etwas ausrichteten. Da nun zur Zeit nichts anderes von unsern Ständen ans Licht tritt, verharrt das intelligente Publikum in der vorigen Gleichgültigkeit, und ist auch gar nicht darüber verwundert, daß, wie es heißt, dieselben beschlossen haben, von der königlichen Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen, und nichts von ihren Verhandlungen in den Blättern zu veröffentlichen. Wenn uns etwas an diese Brandenburgischen Stände, wie sie sind, fesselt, ist es die Liebe und die Erwartungen, mit denen unser König an dem Institute hängt und von seiner Vermittelung Erweckung eines freudigen nationalen Sinnes hofft. Leider können wir nicht mit ihm hoffen. Es ist das Abnorme: der König selbst, in seiner offenen, liebenswürdigen Persönlichkeit, in seinen Worten und seinen Thaten, die unvermittelt zu uns kommen, steht uns viel näher als diese uns unbekannten Größen hinter verschlossenen Thüren, welche doch die Bestimmung haben, unsere Wünsche und Gedanken bei ihm zu vermitteln.

Die bekannten vier Fragen eines Ostpreußen haben, weil sie verboten wurden, auch hier ungewöhnliches Aufsehen erregt. Ueber die Rechtsfrage darin kann wohl nur eine Ansicht seyn; die anders Denkenden dürften darin schwerlich den Autor widerlegen wollen. Auch in der Darlegung des faktischen Zustandes wird er in den meisten Punkten im Rechte seyn; ja die Mängel unseres Zustandes, was Oeffentlichkeit, Theilnahme der Einzelnen am Wohl des Ganzen anlangt, ließen sich vielleicht noch mit schärfern Farben und doch der Wahrheit getreu schildern: daß eben, was gut ist, von der Menge nicht erkannt wird, weil die Organe es auszusprechen, es bekannt zu machen, fehlen; weil die Aengstlichkeit, die weder zu unserem Könige noch zur Bildung und dem Sinne unseres Volkes paßt, noch an dem ältereu Zustande haftet, und kaum mit aller Mühseligkeit zu einer freieren, vertrauensvolleren Ansicht sich losringt. Aber die Hauptfrage: was denn zum Heil des Ganzen geschehen müsse, würde hier von der Mehrzahl der umsichtigen Patrioten vielleicht anders als in Ostpreußen beantwortet werden, wenn die Presse frei wäre und man nicht den Vorwurf des Servilismus fürchtete. Aber der altpreußische Royalismus, der in der Ueberzeugung wurzelt, daß Preußen nur unter einem kräftigen monarchischen Prinzip gedeihen kann, und daß die verfassungsmäßige Beimischung nur rein berathender Natur seyn darf, ist ein freier, bewußter; er verträgt nicht den krummen Rücken und die undeutsche, servile Sprache, die sich in so manchen Organen hören läßt, und oft in unglaublich ungeschickter Weise. Um nicht mit diesen augendienerisch Unterwürfigen in eine Klasse geworfen zu werden, schweigt hier so mancher Ehrenmann, der im Resultat nichts weniger als mit dem Ostpreußen einverstanden ist. Der Ostpreuße pocht auf ein erworbenes Recht. Hier dürfte die Mehrzahl der stimmfähigen Meinungen der Ansicht seyn, daß wir über dieses erworbene Recht hinaus sind, daß unsere heutige Bildung anderes fordert, daß jene Zugeständnisse, als der Vergangenheit angehörig, in historischer Ruhe verbleiben dürften, ehrwürdige Reliquien einer großen Zeit, aber nicht mehr passend für die Gegenwart. Diese Stimmenmehrzahl erkennt auch gern an, daß in diesen fünfundzwanzig Jahren die Monarchie mehr zum allgemeinen Heil gewirkt und durchgesetzt hat, als, wenn wir Reichsstände gehabt, unter deren Vermittelung und Beihülfe geschehen wäre; ja daß auch fernerhin der Arm des Regenten nicht gebunden seyn dürfe, das Königthum kein Schatten. Aber in diesem Augenblick schweigen sie, um nicht mit den unterwürfigen und kriechenden Stimmen verwechselt zu werden, welche in letzter Zeit, namentlich in der Leipziger Allgemeinen Zeitung, ihre loyale Gesinnung an die Hörer bringen wollen und doch keinen Glauben finden. Preußen ist darin besonders unglücklich. Für jene Schattenseiten finden sich tausend Maler, seine Lichtseiten darzustellen fehlt immer die rechte Hand. Hände genug und Köpfe dazu, aber der Wille und die Kraft werden schwach, wenn tausend Rücksichten das klare Auge irr machen.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ein Proteus, neuerlich
Als Panazee gepriesen,
Aus manchem lust'gen Club
Als Prosaist verwiesen.

Rund, eckig, fest und flüssig,
Auf, über und unter der Erde,
Wie zu verschiedenen Zeiten
Ich bin und wieder werde,

Bin ich doch nur zu fürchten,
Wenn über die Schnur ich haue,
Und wenn ich aus den Büchern
Als Hauptbestandtheil schaue.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. April 1841.

— Blauer und blauer
Verklärt sich der Aether,
Und rascher nach Süden
Beginnt schon der Lauf.
Matthisson.

Reise durch das Vintschgau und Etschthal.

(Fortsetzung.)

Noch einen Blick warf ich in das durch zahlreiche Ansiedlungen, Schlösser u. dgl. belebte Eisacktal hinein. Es mündet hier die Straße über den Brenner und Brixen in die von Meran ein. Hinten ragten die mit Schnee und Eis noch weitherab bedeckten Kolossen einer der Hauptketten Tyrols, die von Südwest nach Nordost zieht, empor. — Der früher genannte malerische Hügelzug mit der stattlichen Feste Sigmundskron lag uns gegenüber. Das Schloß ragt von einem Porphyrvorgebirge empor. Erzherzog Sigmund hatte es um 1473 in furchtbaren Stand setzen lassen. Zugleich war es ein Landsitz für seine Jagd- und Fischereilust. Er war leidenschaftlicher Bauherr und hat mehrere solcher Schlösser hinterlassen. — Kaltern ist der Hauptort des gesegneten Geländes. Der nach ihm genannte See erschien zwischen dem Hochgebirg und den Hügeln ausgebreitet. Dann zeigte sich Tramin, ein Marktflecken, dessen Name an eine bei den Weinkennern belobte Traubengattung erinnert. Die Reben werden hier über Lauben, aus Latten errichtet, gezogen und Pontaunen oder Verglen genannt. Sie gedeihen auch im ebenen Lande und geben dann einen geringern, säuerlichen Wein. Es werden Feldfrüchte, am liebsten der am wenigsten den Boden aussaugende Mais, zwischen den Rebzeilen gepflanzt.

Hoch oben an den Bergen nimmt man überall helle, wie es scheint recht wohnlich eingerichtete Gebäude wahr. „Sommerfrische" nennen es die Bewohner der Gegend. Sie werden in der heißen Jahrszeit bezogen, und die Phantasie mag sich gern den angenehmsten Verkehr wohlhabiger Familien, lebenslustiger Menschen da oben über der im Schweiß sich abmühenden Unterwelt denken. Manche tiefer im Süden ansaßige Reiche und Vornehme besitzen hier solche Landhäuser, die sie im Sommer beziehen. Wohl dem, der das lange Jahr so in zwei sich comfortabel ablösende Gegensätze theilen kann!

Gegen Salurn hin zeigte das Gebirge, das bisher mit seinen Urfelsen steil aufgeragt, fast wagerechte Schichten von weißem Gestein, das sich dem Auge wie Jurakalk darstellt. Die Gebirgsseiten traten näher zusammen; sie mochten in der Urzeit geschlossen gewesen seyn. Ein See erstreckte sich dann von Meran bis hieher. Vor dieser Enge, die Claute genannt, erschien das Städtchen Salurn, wo wir Nachtlager halten wollten. — Hier sprach mich's nun das erstemal Italienisch an. Im Gasthofe zur Reichskrone saß ich mitten im Element dieser Sprache, von der ich mit meiner nothdürftigen Vorschule

Digitized by Google

kaum hie und da etwas verstand. Die wirthliche Einrichtung war auch ziemlich welsch. Ich machte mich bald wieder in's Freie. Auf den Straßen standen und saßen die Leute in lautem Verkehr. Mich zog es hinaus gegen das Gebirge. Schon im Herfahren hatte ich eine Ruine auf einem von der höhern Felswand des Geyersberges vortretenden Grate wahrgenommen, deren kühner, nestartiger Bau Alles überbot, was ich bisher in der Wirklichkeit und selbst in Abbildungen gesehen, deren Zugänglichkeit mir ein Räthsel, deren Bewohnbarkeit mir eine Phantasterei dünkte. — Wir verknüpfen mit dem Gedanken an häusliche Niederlassung gern den des bequemen Zugangs, des behaglichen Zusammenseyns. So hatte ich aber auch von den mittelalterlichen, auf Felsen horstenden Rittern diesem Begriffe noch nirgend Trotz geboten gesehen. — Gern möchte ich einer guten Abbildung dieser Zackenfelsenruine begegnen. — Nicht fern davon stürzt ein Wasserfall aus einer Auswaschung des Felsens hervor und, nicht ganz in Staub, doch in Staubregen aufgelöst, in eine Mulde herab. Tiefer unten führt eine Brücke über den Bach. Ein geschickter Zeichner müßte diese und andere malerische Momente der Situation wohl in eine Auffassung zu bringen.

Wir fuhren früh Morgens am 12ten Mai von Salurn ab. Ich nannte es ein Städtchen, ob es gleich topographisch nur ein Dorf ist. Die Bauart der welschtyrolischen und lombardischen Dörfer ist ganz städtisch, und so gibt jene Benennung ein näher hintreffendes Bild. Auch die Tracht der Bewohner ist so. — Es war Sonntag und sonntäglich hell sprach mich auch das sich bald öffnende und ausweitende Thal an. Deutsch- und Welsch-Metz drüben über der Etsch sagten mir, daß ich auf der Sprachscheide sey. Der Markt Nevis oder Levis hat eine ächt italienische Physiognomie in der Struktur seiner steinernen Gebäude, in geräumigen Plätzen, offenen Kaufläden und Handwerksstätten und lebhaftem Straßenverkehr der Bewohner. — Aus einem Nebenthale braust der Arisiosfluß hervor. Es zieht sich dreinamig, als Val di Cembra, Val Fiemme oder Fleims und Val di Fossa, einer der Hauptketten nach, tief in's Gebirg hinein. Das Fossathal ist wegen seiner Dolomit- und Porphyrformation eines der merkwürdigsten mineralogischen Gebiete von Europa und ein Schlüssel zur ganzen Kenntniß der Alpen. — Die Künstlerfamilie der Unterberger, darunter Christoph der berühmteste, stammen aus Caoalese im Fleimserthal. Während dessen Hede einst für einen Correggio galt, zeigt man in Wien auch von ihm gemalte Ausdängeschilde.

Hinter Levis war es, wo ich zur Seite auf einer Höhe die ersten Cypressen sah. — In einer zweiten Ausweitung des Etschthales, wie sie bei Einmündung von Seitenthälern gewöhnlich stattfinden, erblickte ich die Kuppel der Domkirche von Trient und mehrere hochaufragende Thürme. Ich näherte mich der größten und bevölkertsten Stadt Tyrols — sie hat 800 Häuser und 13,000 Einwohner — und begrüßte sie schon aus der Ferne mit erhobenem Gemüth. Wie sie mir im sonntäglichen Morgendust erschien, so dämmerte auch ihre einstige welthistorische Bedeutsamkeit in meiner Erinnerung auf. Wie oft hatte mir die Nennung des Conciliums von 1545, das nicht weniger als achtzehn Jahre gedauert, geschichtlichen Respekt erweckt! und so sollte mir die leibliche Anschauung dieser Oertlichkeit auch noch werden. Wie manchmal erfreute mich schon die Erfahrung, daß der verständige Mensch auf der Welt zu nichts zu spät kommt, und daß ihm im Verlaufe des Lebens das Meiste zu Theil wird, was er für die Entwicklung seines Wesens vernünftigerweise wünschen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Gil-Blas.

(Fortsetzung.)

Der braune Mann vor mir aß seine Pasteten mit unermüdlicher Ausdauer. Die freien Momente benutzte er, um der Bäckerfrau im Laden zuzublinzeln und ihr gewisse telegraphische Zeichen zu machen, die sich auf die Güte der Pastetchen und die Fortdauer seiner Freundschaft für die Schöpferin derselben deuten ließen. Dieser mimischen Anpreisung konnte ich nicht widerstehen, ich gab mein Silberstück hin und erhielt dieselbe schmackhafte Waare. Dem Braunen schien es sehr unangenehm zu seyn, daß noch Jemand mit ihm zugleich Pasteten aß; er maß mich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem verwunderten Blicke und begann dann neue telegraphische Zeichen mit der Dame im Laden. Diese Erörterungen, die meine Person betrafen, unterbrach ich mit der Frage, wobei ich zugleich eine sehr höfliche Verbeugung machte: „Mein Herr, Sie scheinen hier in der Stadt bekannt zu seyn?" — Der Braune nickte und wischte mit einem blauen kattunenen Tüchelchen sich den Mund und die Hände rein. — „Können Sie mir nicht sagen, ob ein vornehmer Herr einen jungen Menschen zu seinen Diensten braucht, vielleicht als Sekretär?" — „Ne, das weiß ich nicht, aber wissen Sie, wo die Rittergasse ist?" — „Ich bin hier gänzlich fremd," erwiderte ich. — „So kommen Sie. Mein Weg führt mich ohnedies in jene Gegend."

Er rückte mit diesen Worten etwas an seinem Hut, warf der Pastetenfrau einen Abschiedsgruß zu und lud

Digitized by Google

mich durch eine Bewegung der Hand ein, mit ihm zu gehen. Diese Gefälligkeit hatte ich nicht von ihm erwartet. Wir gingen durch einige Gassen und kamen auf einen Platz, dessen Eckhaus ein großes Gebäude bildete, das mir ein Polizeibureau zu seyn schien. Es hingen Täfelchen an der Mauer, und bis an die Fenster des untern Geschosses war der ganze Raum mit kleinen und großen Papierschnitzeln bedeckt. Der Braune schob mich an die Ecke des Hauses und zeigte dabei mit seinem Bambusrohre auf eine Liste, die mit sehr großen Buchstaben geschrieben war und vor der eine Menge ziemlich verdächtig aussehenden Gesindels sich versammelt hielt. Ich las oben: „Offene Stellen für Lakaien."

Ich erröthete unwillkürlich, als ich sah, welcher Art von Dienste der Braune mich allein für fähig hielt. Sein Blick war auf mich gerichtet, aber als ich mich umsah, entwaffnete das gutmüthige, schalkhafte Lächeln in dem breiten Gesichte meinen Unwillen. „He!" rief er, „da gibt es gewiß was für Sie. Lassen sie uns mal die Liste durchgehen. — Da ist eine reiche Jüdin, gleich oben an; sie sucht einen christlichen Diener, weil sie von ihren eigenen Glaubensgenossen zu arg bestohlen wird. Ein excellenter Dienst: sie gibt eine ziegelfaebene Livrée mit einem buttergelben Kragen, alle Sonntage frei Puder und Zopfband, zwanzig Thaler monatlich, gute Kost, nur keinen Schweinebraten und keine Würste. — Ein einzelner Herr, der die Stille liebt, gibt zehn Thaler monatlich, keine Livrée, aber dafür eine Bibel. — Eine vornehme Familie gibt eine Livrée mit Wappenknöpfen und wöchentlich ein paar weiße Handschuhe, fünf Thaler monatlich, keine Kost. — Eine Pensionshalterin sucht einen alten Bedienten, der wo möglich schielt oder sonst eine abschreckende Häßlichkeit an sich hat; er erhält zehn Thaler monatlich, keine Livrée, keine Kost, aber freie Medikamente, wenn er deren bedarf, was man voraussetzt. — Eine gebildete Dame von Stande, und mit angemessenem Vermögen, sucht einen Diener von gesetzten Jahren und tadelloser Aufführung; dreißig Thaler monatlich, eine pfirsichblüthfarbene Livrée mit himmelblauen Aufschlägen. Er muß lesen können, um mit der Kammerfrau abwechselnd der Gebieterin etwas vorzulesen. — Ein Vater mit zehn noch unerzogenen Kindern sucht einen treuen Diener, den er mit großen Rücksichten zu behandeln verspricht und dem er zwei Thaler monatlich geben wird. Er soll gänzlich Glied der Familie seyn und als solches höchst liebevoll behandelt werden. Die fünf jüngsten Kinder trägt er abwechselnd auf dem Arm, und diese kleinen Geschöpfe werden sich nur von ihm füttern lassen. Er bekommt keine Kost, aber die abgelegten Kleider der Amme, die immer sehr dicke wollene Röcke trägt. Nebenbei wird man darauf sehen, daß er immer guter Laune ist und die Familie erheitert. — Ein Herr aus Holland sucht einen Diener, der die Reinlichkeit liebt. Er erhält keine Kost, aber statt dessen drei Pfund Seife monatlich." — Der Braune hielt hier inne und nickte mir zu. „Was meinen Sie?" rief er, indem er mit seinem Stockknopfe auf die Dame mit der pfirsichblüthfarbenen Livrée zeigte und dabei meine Gestalt musterte. „Zwar sind sie noch nicht in gesetzten Jahren, doch was thut es? Ich kann Ihnen versichern, auch ich hab' einst eine pfirsichblüthfarbne Livrée getragen, ja das habe ich." Diese Erinnerungen verklärten das Antlitz des Braunen und machten sein Lachen noch schmunzelnder als es selbst bei der schmackhaftesten Pastete gewesen war. — „Sie sind auch noch ein schöner Mann," sagte ich. Diese Bemerkung gewann mir des Braunen Herz vollkommen. — „Wir wollen die gebildete Dame aufsuchen," sagte er. „Wo wohnt sie? An der Ecke der Caelsstraße. — Im Augenblick habe ich nicht Zeit; aber zur Mittagstunde, wenn Sie wollen, finden Sie mich wieder hier. Schon heute Abend müssen Sie im Dienst seyn; ja, das müssen Sie."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Landwehrfest. — Beelitz. — Strauß. — Duncker.

Je mehr die Zeit der Befreiungskriege in den historischen Hintergrund tritt, je geringer wird jedem Jahre die Zahl derer wird, welche als Kämpfer und Rather daran Theil nahmen, um so lebhafter, inniger werden die Erinnerungen. Die Feier ist eine Protestation der Theilnehmer nach zwei Seiten, gegen die, welche jene Zeiten des Volksaufschwungs verkleinern möchten, weil der Freiheitssinn zu royalistisch und christlich fromm war, und gegen die, welchen er eine gefahrdrohende Mahnung an das dünkt, was die Kraft eines Volkes vermag. Um so fester und compakter treten die Feiernden selbst zusammen, um so feierlich ernster wird ihre Stimmung. So begingen die ehemaligen Landwehrmänner neulich dieses Fest, in einer feierlichen, würdevollen Versammlung. Die Anwesenheit und die Reden solcher Veteranen, wie der Kriegsminister v. Boien, der General v. Borstel, der Minister Eichhorn, welcher auch in der ersten Zeit des Krieges unter der Landwehr diente, und ihre inhaltsvollen Sprüche belebten das Fest, freilich mehr mit Ernst als Humor; wie denn jener von Jahr zu Jahr wachsen muß, wenn die Schaar der Feiernden immer kleiner wird. So dürfte das freudige Erinnerungsfest sich dereinst zu einem der wehmüthigsten umbilden, wenn die letzten Greise sich um die Tafel setzen, wo die zahlreichen Gäste einst kaum Platz fanden. — Ein würdiger Mann, dessen kräftigste Thätigkeit auch jener Zeit angehörte, der Stadtgerichtsdirektor Beelitz, starb neulich, noch in rüstiger Kraft des vorgerückten Mannesalters, einst der freundliche Lehrer einer

großen Zahl unserer jetzt angesehensten Justizbeamten. — Die Möglichkeit, daß David Strauß noch herkommen und lesen könnte, beschäftigt noch immer die Gemüther, wiewohl die Erwartung derer, die es hoffen, nur gering seyn kann. Die theologische Fakultät, wenn deren Zustimmung gefordert wird, wie es nach dem gesetzmäßigen Gange nöthig ist, dürfte sich entschieden dagegen erklären. — Dem Staate droht in einer andern Branche ein bedeutender, ja ein unersetzlicher Verlust. Unser genialer Polizeimann, der Schrecken und doch zugleich der Liebling unserer Diebe, der Polizeirath Duncker, hat seine Entlassung gefordert, um seine Thätigkeit einem andern Staate zu widmen. Ueber den Anlaß ist wenig bekannt; es wäre aber um so befremdender, wenn man ihn jetzt entließe, wo er noch kaum durch sein seltenes Talent, mit Verbrechern umzugehen, den allerverstocktesten Böswicht, den Mörder Kühnapfel, zu einem freiwilligen Geständniß gebracht hat. Duncker wirkt durch Blick und Sprache wie ein Zauberer auf diese rohen Menschen. Es ist falsch, wie es oft heißt, daß er durch Drohungen und künstliche Mittel, indem er sich in ihr Vertrauen schleiche, sie zu Geständnissen bringe. Es ist allein die Magie der menschlichen Natur, der Ton der Wahrheit, die Sprache der Theilnahme, die er mit ihnen anstimmt, was, den strengen Kriminalrichter oft überraschend, auf ihre Seelen wirkt. Nicht selten hat es sich ereignet, daß Verbrecher, welche durch seine Thätigkeit entdeckt, verhaftet und zur Strafe gebracht werden, ihn zu ihrem Defensor erwählten, nachdem sie ihn verflucht und ihm Tod und Verderben gedroht hatten. Die seltsame Freundschaft, die er nicht schließt, aber sich unter den Verbrechern durch sein kräftiges Auftreten und seine freundliche Sprache erwirbt, hilft ihm dann oft weiter zu Entdeckungen, wo Andern der Schlüssel fehlt. Jetzt, wo Diebereien und Einbrüche wieder sehr häufig sind, wäre Dunckers Abgang sehr empfindlich. — Ein schrecklicher Unfall, der sich in den letzten Tagen zutrug, beschäftigt die allgemeine Theilnahme. Ein siebzehnjähriger Jüngling von den glücklichsten Anlagen feierte am Abend sein sehr gut überstandenes Examen zur Universität, wie es gewöhnlich, mit seinen Commilitonen bei einem heitern Weingelage. Sein Ehrenrausch kann, nach den Aussagen der Freunde, welche ihn bis an seine Hausthür begleiteten, nicht bedeutend gewesen seyn. Doch muß er das Fenster mit der Thüre verwechselt haben, und am frühen Morgen finden ihn die Eltern mit vielfach zerbrochenen Gliedern, noch lebend, aber im Todeskampfe, auf dem Hofe liegend. Nach wenigen Stunden verschied der hoffnungsvolle einzige Sohn seiner Eltern in deren Armen.

(Schluß folgt.)

Aus dem Herzogthum Nassau, April.

(Fortsetzung.)

Das Selterser Wasser.

Sir Francis Head, der bekannte Verfasser des Bubbles from the brunnens of Nassau, beschreibt in der ihm eigenthümlichen Weise den heitern Eindruck, den das Ganze auf ihn machte, als er vor wenigen Jahren die Anstalt zum erstenmal besuchte: „Im Augenblicke," sagt er, „wo ich durch das große Thor in die Brunnenanstalt eintrat, stellte sich plötzlich eine so fremdartige Scene meinem Blicke dar, daß ich eine neue, bloß von steinernen Krügen bewohnte Welt entdeckt zu haben glaubte. Krüge waren nach allen Richtungen hin zu sehen, hier gleich Armeen aufgestellt, dort in unermeßlichen Lagen übereinander geschichtet; bald wanderten sie zum einen, bald zum andern Theile der Anstalt."

Von der ersten Entdeckung und der frühern Geschichte des Selterser Brunnens, als Heilquelle, ist nur wenig bekannt. — Nach einigen Nachrichten kommt derselbe gleich im Anfang des elften Jahrhunderts als Gemeingut vor. Indessen ist anzunehmen, daß die so überaus erfrischende und erquickende Quelle schon in frühern Zeiten von den Bewohnern der Umgegend als Labetrank benutzt worden ist. — Die segenreichen Heilkräfte des Selterser Wassers sind wohl erst später, vielleicht zufällig entdeckt worden; vielfaltige Erfahrungen haben sie dann bewährt, und mit den Fortschritten der Wissenschaft im Erkennen ihrer Vorzüge wurde das Wasser der Menschheit in immer größern Kreisen gespendet. — Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Heilquelle von solcher Bedeutsamkeit, daß sie die Aufmerksamkeit des berühmten Tabernämontanus auf sich zog. Sein „neuer Wasserschatz," welcher im Jahre 1584 zum erstenmale erschien, gedenkt ihrer im fünfundzwanzigsten Kapitel, wo er den „sehr großen und schönen, herrlichen, fein lustig in die Runde eingefaßten und oben zugewölbten Selterser Sauerbrunnen" beschreibt. Während der unerhörten Drangsale, welche der dreißigjährige Krieg über die Gegend brachte, wurde der Brunnen verschüttet, bald darauf wieder aufgeräumt und seiner Bestimmung zurückgegeben; im Jahre 1681 wurde er unter dem Amtmann von Hohenfeld neu gefaßt. — Doch erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wird der Selterser Quelle jene Anerkennung zu Theil, die sie durch ihre Heilkräfte so sehr verdient. — In diesem nicht volle 150 Jahre umfassenden Zeitraume hat sich der Ruhm der Quelle über die entferntesten Länder verbreitet. — Von dem engen Kreise der Nachbarschaft sind die steinernen Krüge von Niederselters in eine Verbreitungssphäre eingeführt worden, wie sich ihrer keine andere Mineralquelle rühmen kann. Wohin auch der Europäer seine Wanderungen und seine Ansiedelungen ausgedehnt hat, überall folgten ihm die Krüge von Selters, und sie müssen in den nächsten Decennien mit den Fortschritten der europäischen Kolonisation eine noch größere Verbreitung gewinnen. An den Ufern des Ganges und des Indus ist das Selterser Wasser das köstlichste Erfrischungsmittel unter den glühenden Strahlen der Tropensonne; die Ansiedler auf den Inseln des indischen Archipels begrüßen dasselbe als eine der herrlichsten Gaben, die Europa ihnen zusendet. Seit Kurzem ist es mit der rheinischen Weinrebe zu den Kolonisten von Adelaide und Sidney gedrungen. Auch nach den südlichen Theilen von Australien führt das Kauffahrteischiff jetzt das Wasser, das dem Sprudel der Selterser Quelle entschöpft ist, und selbst auf den Eilanden von Kangaroos und Tasmanie haben sich die steinernen Krüge eingebürgert. In bedeutender Menge wandert das Wasser nach Südamerika, wie nach den Staaten der Union. In Lima und Valparaiso, in St. Jago und Rio de Janeiro kann man sich so gut wie in Baltimore, Philadelphia und New-York den Labetrunk aus der Quelle von Niederselters verschaffen. Die besten Zeugnisse vereinigen sich dafür, daß nach so weiten Wanderungen das Wasser von Selters nirgends jenen angenehmen, erquickenden Reiz verliert, durch den es in seiner Heimath so vortheilhaft ausgezeichnet ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. April 1841.

Wo weht dies her? wie dünkt es meinem Gaum?
Bin ich im Wahnsinn, oder ist's ein Traum?

A. W. Schlegel
nach Shakespeare.

Der deutsche Gil-Blas.

(Fortsetzung.)

Der Braune sah mich mit einem triumphirenden Blick von der Seite an und bemerkte, daß ich keineswegs seine sanguinischen Hoffnungen theilte. „Junger Mann," rief er, indem er mitten auf der Straße in einer pathetischen Stellung stehen blieb, „was ist Ihnen? Scheint Ihnen vielleicht die Jüdin eine annehmbarere Partie? Aber bedenken Sie die fehlenden Würste und den Schweinebraten! So etwas ist Glaubenssache, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, wenn ich mir von den Weibsleuten auch noch so viel gefallen lasse, dieses nicht. Darüber können nur Männer entscheiden. Sehen Sie, ich würde bei diesem Weibe meine Würste heimlich essen, und darunter müßte mein Charakter leiden. Das ist's!"

„Wie ich Ihnen sagte," bemerkte ich kleinlaut, „wünschte ich eigentlich Sekretär bei einem vornehmen Herrn zu werden. Ich besitze Schulbildung." — „Puh!" rief mein Gefährte, indem er seine flache Hand ausstreckte und darüber hinblies; „Bildung ist nichts, Routine ist Alles. In einer großen Stadt gilt nur das letztere. Auch haben Sie gesehen, Niemand sucht Sekretäre, aber desto mehr Livréebedienten. Apropos, können Sie frisiren?" — „Nein," sagte ich mit einem Anflug von Widerwillen. — „Das ist schade, das müssen Sie noch lernen. Man kann vorzüglich dabei sein Glück machen. — Adieu, auf Wiedersehen!"

Ich schüttelte ihm dankbar die Hand. „Es geschieht gern," sagte er. „Als ich jung war, hab' ich mich auch in den Straßen dieser Stadt eines Tages so herumtreiben müssen, mit hungrigem Magen und ohne Aussicht, wo ich Nachts mein Haupt hinlegen sollte; daher weiß ich's. Aber wie gesagt, Routine, da liegt's." — Herr Pappelmann machte ein unbeschreiblich wichtiges Gesicht, lüftete dann seinen abgeschabten Hut ein wenig und verschwand um die Straßenecke. Ich war wieder allein, die gleichgültige Menge drängte sich wieder an mir vorüber. Es war nur noch eine Stunde bis Mittag. — „Die Welt ist ja voll guter Menschen," sprach ich bei mir selbst; „sagte nicht so der Lieutenant, der die Clarisse las? Ich habe ja schon einen gefunden, vielleicht finde ich noch einen."

In diesem Augenblick fuhr eine prachtvolle Kutsche vorbei. Auf dem vergoldeten Tritte hinten stand ein junger Mensch, der mich neugierig anblickte und dessen Augen mich verfolgten, so lange noch der Wagen in der Straße fuhr. Es lag in dem Gesicht dieses Jünglings etwas, das mich auf der Stelle für ihn einnahm. Es hatte einen Anstrich von Trauer, und es war mir, als wollte er mir zurufen: „Wähle nicht einen Stand, in

Digitized by Google

dem du so unglücklich seyn kannst wie ich es bin." — Ich ging dem Wagen nach und sah ihn in einiger Entfernung vor einem Palaste halten, dessen Eingang Säulen zierten und von dem ein ungeheures vergoldetes Wappen niederglänzte. Ein Mann, mit einem Stern geziert, stieg aus der Kutsche; er wechselte einige Worte mit seinem Bedienten, verschwand in's Haus und der junge Bursche wanderte an der Schattenseite der Straße nachlässig hin und her. Ich beobachtete aus der Ferne jede seiner Bewegungen, er jedoch schien mich ganz vergessen zu haben. Plötzlich fiel sein Blick auf mich, und er gab mir einen sehr gebieterischen Wink, mich ihm zu nähern. Ich that es nicht, weil es mich verdroß, von einem Lakaien so behandelt zu werden. Er wiederholte den Wink, und jezt ging ich ihm einige Schritte entgegen. Er empfing mich, die Arme über die Brust verschränkt, und sein Gesicht zeigte wieder jene Miene der Niedergeschlagenheit, die mich Anfangs so angezogen hatte. „Du gefällst mir," rief er mir zu, ohne den Kopf zum Gruß zu bewegen; „willst du mit mir Bekanntschaft machen?" — „Warum nicht, Bruder?" rief ich und gab ihm einen vertraulichen Schlag auf die Achsel; „aber dann mußt du ein wenig artiger seyn." — „Wer bist du denn?" fragte er, ohne eine Miene zu verziehen. — „Was du nie werden wirst: mein eigener Herr," erwiderte ich. — „Pah, aber wenn du hungerst." — „Du hast Recht; weißt du ein Mittel dagegen?" — Er nickte mit dem Kopf: „Ich will dich in meine Dienste nehmen."

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, so schlug ich ihm mit einem derben Fluch den Hut vom Kopf. „Da sieh, Bruder," rief ich, indem ich auf die Gasse zeigte, „da liegt dein Filz, und wenn du willst, so bringe ich auch den Kopf, auf den er paßt, dahin. Bei meinem Barte, ich liebe keine Spöttereien!" — Hiemit drehte ich ihm den Rücken und wollte fortgehen, aber er rief mich zurück. Schnell wandte ich um und stellte mich in die unzweideutige Stellung eines Menschen, der einen Faustkampf erwartet; aber dies war nicht die Absicht meines ehrlichen Gegners. Er lachte und hielt mir die Hand hin. „Wahrhaftig, du gefällst mir immer besser," rief er. „Nimm nur meinen Vorschlag an, es war bei meiner Ehre kein Spott." — „Bei deiner Ehre!" sagte ich lächelnd. — „Ja, bei meiner Ehre," erwiderte er kurz; „an dieser hat noch Niemand zu zweifeln gewagt."

Diese lezten Worte wurden mit einem Ton gesprochen, der, obgleich sie nur von den Lippen eines achtzehnjährigen Burschen kamen, der noch dazu in dem Livréerocke vor mir stand, Alles in sich vereinigte, was augenblicklich Gehorsam und Achtung gebot. Es klang wie eine Zauberformel, und ich ertappte mich darauf, daß ich ihm unwillkürlich eine Verbeugung machte; eine höchst lächerliche Positur, wahrhaftig! Noch widriger als diese unbegreifliche Demüthigung war es mir, daß mir von diesem Moment an keine Zutraulichkeit mehr gelingen wollte, so sehr ich mich bemühte, den kleinen stolzen Burschen recht obenhin zu behandeln.

(Schluß folgt.)

Reise durch das Vintschgau und Etschthal.

(Fortsetzung.)

So wenig ich, mit dem äußern Auge vollauf beschäftigt, zu Contemplationen des innern Sinnes aufgelegt war, so konnte ich doch einiges Gedankenzucken nicht abwenden. — Wie anders fühlt und denkt die Welt jezt gegen einst! Ganz andere Kongresse der Machthaber traten in die Scene, ganz andere Vereine der Gebildetthatigen thaten sich zusammen. Jener anderthalbtausendjährige religiöse Formalismus hat seine historische Triebkraft verloren. — Jene, eine ganze Aera durchdauernde Gestaltung der Kirche hat sich in dem Durchgang durch verzweiflungsvolle reformatorische Kampfe in einer unabwendbaren Trennung und Polarisation zur relativen Ruhe und Versöhnung gebracht. Der hierarchische Aufbau dauert, wie alles Alterfeste, durch seine bisherige Dauer, obwohl den Zeiteinflüssen nicht undurchdringlich. — Aehnliches kann nicht wiederkehren. Religiöser Enthusiasmus oder Fanatismus kann nicht einen ganzen Welttheil mehr entzünden. Alle modernen Erscheinungen dieser Art, alle Gegensätze gegen das materielle Weltleben: Pharisaismus, Scholastizismus, Mystizismus, Supernaturalismus, Separatismus, Pietismus ꝛc. sind bloß Einzelerscheinungen, Reaktionen. Aber auch hier stehen sich nicht Geist und Fleisch gegenüber. Namen geben noch keine Gesinnungen, und in der Partei sprechen verdeckt alle menschlichen Anwandlungen mit.

Die neue Aera durchdringt der Geist der äußern Ausbildung der Menschheit, der weltlichen Verfassung in ihrem allgemeinsten Ausdruck, wozu auch die innere Bildung nur als Mittel dient, also die Acquisition, der Erwerb, Besitz, Gebrauch, Genuß, Erhaltung, Befestigung, ein möglichst freies, selbstbewußtes, helles, reinliches, wohlhabiges Daseyn. Diese Tendenzen sind es, welche alle Gewalten im Größten und Kleinsten an- und gegeneinander spannen, vereinigen und trennen. An die Stelle des orientalischen Absolutismus ist der occidentalische populare Monarchismus getreten. Unbedingte Ehrfurcht und blinder Gehorsam haben Achtung und Folgsamkeit verdrängt, von dem Symbol haben wir uns dem Verständlichen, von der Formel dem Stoffartigen zugewendet.

Digitized by Google

Um ſieben Uhr war ich in Trient. Nach einer halbſchlafloſen Nacht ſeühe nüchtrrn abgrſahren, fühlte ich mich in dem fremden Element ein wenig melancholiſch. Schlaftrunken legte ich mich nieder, nachdem ich vergebens einen Gang gemacht, um ladendr Kirchenmuſik zu hören. Das war doch wohl zue Zeit des Konziliums andees. Der Cameriere weckte mich zum Tiſche. Ich fand eine kleinr, nodle Geſellſchaft ſchon ſitzend. Sie ſprachen Alle deutſch. Dir Unterhaltung war im Gange; ich legtr mich ſachtr ins Geſpräch. Die gute Tafei, eine Flaſchr trefflicher eother Wein ſtimmten mich ganz um, ſo daß ich in beſter Laune den Meinigen ſcheeiben konnte: „Niemand kann mir wegſteeiten, daß ich in Nr. 29 der goidenen Roſr, rinem der deſten Gaſthöſe von Trient, ſitzr und euch von mir wiſſen laſſe. Ich komme geeade vom heiteeſten Mittagmahl, wo ich mir's wohl ſeyn ließ. Saß ich doch neben einem natürlichen Sohnr des Fürſten Poniatowsky, bei Oberbeamten und Kaufleuten, und wußte mich zu benehmen. Nicht ſo bald hatte ich durch einige natürliche Aeußerungen meinr Unverdächtigkeit wadrſcheinlich gemacht, als dee Scherz in den Zug kam. Man ſprach über das zweite Geſchlecht, über Religion, ſogar über Freiheit und Rotteck. Der Oberſtlieutenant demerkte rndlich lächelnd gegen mich gewendet, dieſer Tiſch hade es ſchon auf ſich, daß man daran ein ungenietes Geſpeäch ſühee. Dir Nennung meines Stammlandes diente mir auch als Garantie meiner Unvrrſänglichkeit. Sie wollten mich im Muſeum einführen. Als ich es dankend mit der Bemeekung ablehnte, ich frp als Haldfußgänger nicht prodnziedar, ſo ſpielten ſir ſpaßhaft mit dieſem Worte. Kurz, ich ſchwimmr wieder oben und hoffe durch das Element hindurchzukommen."

Vormittags war mein erſtee Gang in den Dom geweſen. Ich hatte den größten vorgothiſchen Tempel Tyrols, deſſen Bau ſchon um 1048 begonnen und noch nicht für ganz vollendet angeſehen werden kann, vor mir, und allerdings, dee Haupteindeck war dieſem ehrwürdigen Alter angemeſſen. Am Portal ſprachen mich gleich als byzantiniſche Foemen die ſchlanken, auf fadelhaften Thieren aufſitzenden Marmorſäulen, dann an einem Seiteneingange wiedee andeee, allem Begeiff von Tragen wiederſprechende, ſonderbar an. Sie hatten die Form von dicken Seilen, dir in der Mitte einen ſchön vrrſchlungenen Knoten bildeten. Dee Architekt geſiel ſich, ſcheint es, daein, daß er das Auseinanderzuhaltende zuſammenzuziehen ſich ſtellte. — Im Innern imponiete mir das großartige, von Rieſenſäulen getragene eundbogige Gewölde, dir weite Kuppei mit uralteu Freskobildeen. Nnn aber fingen meine Kunſtſchmerzen an. Die Tempelhallen waren dunkei, durch Uedeeladung verunſtaltet, nicht eeinlich. Treppen ſah ich an den Wänden in eine große Höhe hinauf und zu Bogengängen geführt, die außen mit virten kleinen Säulen um das Schiff laufrn. Sie erweckten mir eine ſchwindelaetigr Unruhr. Die Altargemälde waren nicht gereinigt, und dieſe Einhüllung in einen verdüſternden Schmutz deohte mir, wie ich wohi ahnete, von nun an noch öfter zu begegnen. Ich mußte mich an's Ganze halten, um nicht den Muth zu veelieeen. — Dagegen ſtellt ſich dee Domplatz mit ſeinee Umgebung, ſeinem Marmorbrunnen mit mythologiſcher Skulptnr und eeichen Waſſerſtrahlen eehebend und maleriſch dar. Außer der herrlichen Kuppei ſah ich noch ſechs Thürme, jedee von anderer Bauart, den Platz überragen. Ein teeffliches Bild aus alter großer Zeit! — Ich kehrtr einigemal wieder. Abends unterhielt mich darauf das Spiei einer Schaar von Knaben, deren helle Stimmen nnd laute Lebhaftigkeit ſich durchaus von dem Weſen unſeree deutſchen Knaben unterſchieden.

In St. Maria Maggioee ſah ich das Gemälde der in ihren Räumen gehaltenen Kiechenoerſammiung. Es hing mir ſo fern, daß ich keinen bedeutenden Eindruck daoon mitnahm. Wie vermöchte auch die Kunſt rin ſo Stoffartiges maleriſch darzuſtellen? — In der Seminarkirche, einſt den Jeſuiten gedörig und in ihrem Styl gedaut, war Geſang der Geiſtlichen am Altar, darunter eln junger Tenor von der durchdringendſten Gewalt. Nichts dezeichnet ſo kurz und treffend dir Stabllität dieſee Confeſſion, als die ewige Monotonie dieſer Meßgeſänge. Aber für den Menſchen hat eine ſoiche unfürdenkliche Unveränderlichkeit etwas Beſchwichtigendes.

(Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Herzogthum Naſſau, April.

(Schluß.)

Das Selterſer Waſſer.

An den entfernteſten Punkten ſeiner Verſendung, gleichviel ob es nördliche oder ſüdliche Zonen durchwandert, bleiben ihm dieſelben eigenthümlichen Vorzüge, die es an der Quelle beſitzt. In noch weit größerem Maße iſt das Selterſer Waſſer in den meiſten europäiſchen Ländern ein geſuchter Verbrauchsartikel. In den volkreicheren Städten am mittelländiſchen Meere iſt es eben ſo bekannt und beliebt, wie in London, Paris und Wien, und dem europäiſchen Norden wird daſſelbe gleichfalls in ſehr beträchtlichen Quantitäten zugeführt. Eine Reihe von Thatſachen ſcheinen darauf hinzuweiſen, daß der Wetteifer, den Induſtrie und Chemie zur Darſtellung künſtlicher Sauerwaſſer, ſoweit die Aufgabe zu löſen war, in neuerer Zeit aufgeboten haben, nur dazu beigetragen hat, die Nachfrage nach dem ächten Selterſer Waſſer von Jahr zu Jahr zu ſteigern, und die übertriebenen Anpreiſungen ſowohl dieſer künſtlich zuſammengeſetzten, als natürlicher, aber geringhaltigerer Mineralwaſſer haben zu dieſer Erſcheinung das Ihrige beigetragen. — Für den Abſatz des Waſſers iſt die Lage des Brunnens überaus

vortheilhaft. Nur wenige Stunden entfernt fließt die ſchiffbare Lahn, auf der von Limburg an ſchon bedeutende Laſten nach dem Rhein gefördert werden können; dadurch iſt eine ſehr bequeme und wohlfeile Straße nach den entfernteſten Gegenden eröffnet. Für den Landtransport ſind dem Fuhrmann die ſchönſten Chauſſeen geboten, die dicht an der Brunnenanſtalt ſelbſt vorüberziehen. — So ſteht das Brunnenetabliſſement, mittelſt der großen Waſſerſtraßen auf Main und Rhein, mit den benachbarten Handelsſtädten Frankfurt, Mainz, Koblenz und Köln in leichter Verbindung. — Die Entfernung von Frankfurt beträgt eilf Stunden, die von Mainz nur neun. In drei Stunden erreicht man das gewerbthätige Limburg an der Lahn, in vier das freundliche Diez, und in ſieben das als Kurort vielbeſuchte Wiesbaden. — Wie dem Debit des Selterſer Waſſers ſteht der Verbrauch an Krügen, an Stopfen, Pech, Fellen und Bindjaden im Verhältniß, und das Treiben der Fuhrleute, welche jene Erfordernisse bringen oder Mineralwaſſer abholen, belebt die ganze Gegend, beſonders zur Frühjahrszeit, wenn die Hauptverſendungen geſchehen. — Bei der Verwaltung ſelbſt wird kein Lager von gefüllten Krügen unterhalten, da bei dem Waſſerreichthum und den zweckmäßigen Vorrichtungen, wodurch jeder Beſtellung ſogleich entſprochen werden kann, ein ſolches Lager zwecklos erſcheint. Hieraus ergibt ſich denn auch von ſelbſt, daß von Seiten der Verwaltung nie Waſſer in den Handel gegeben wird, das vor längerer Zeit gefüllt worden iſt. — Zu den Verſendungen werden die gefüllten Krüge in der Regel gleich auf das Fuhrwerk mit Stroh verpackt; auf beſonderes Verlangen werden ſie aber auch in Kiſten und Körben verſchickt. — Dem herzoglich Naſſauiſchen Brunnencomptoir in Niederſelters iſt die unmittelbare Verwaltung des Selterſer Brunnens übertragen. Es ſchafft die Materialien an, überwacht die Füllung, beſorgt die Verſendungen und führt die Korreſpondenz. Außerdem iſt daſſelbe auch mit der obern Leitung der herzoglichen Brunnenverwaltungen von Fachingen, Ems, Weilbach und Langenſchwalbach beauftragt.

Von jeher war der Quelle von Selters die Aufmerkſamkeit von Chemikern und Aerzten zugewendet, wie dies die reiche, über dieſelbe vorhandene Literatur beweiſt. Viele haben mit dem regſten Eifer geſtrebt, die Natur und Eigenſchaften der Quelle zu enträthſeln. Jede chemiſche Analyſe erſchließt eine neue geheimnißvolle Pforte. So fand nach Tobern Bergmann, der den Selterſer Brunnen zuerſt analyſirte, Weſtrumb das ſchwefelſaure Natron, welches überaus wirkſam iſt. Das phosphorſaure Natron und die kohlenſaure Magneſia entdeckte Biſchoff, und dann fügte Struve den bekannten als neue Stoffe bei das Fluorcalcium, das Strontian und das Barytcarbonat. Döbereiner und Kaſtner haben dieſe Analyſen mit Glück fortgeſetzt und erweitert. Was die vorhandene mediziniſche Literatur über Selters betrifft, ſo haben die ausgezeichnetſten Aerzte ſich zum Lobe einer Quelle ausgeſprochen, deren Kräfte in vielerlei Beziehungen ſich als überaus wirkſam bewährt haben. Friedrich Hoffmann, van Switen, Burſerius, Tiſſot, W. Cullen, Eitmüller, der Ritter von Zimmermann und van Haen treten uns auf dieſem Gebiete entgegen; darauf erſcheint auch Hufeland, der ſich für Selters warm und lebendig ausſpricht. Es würde zu weit führen, wenn wir auf alle Stimmen, welche über dieſes Thema laut geworden ſind, eingehen wollten, und wir nennen ſchließlich nur noch die von A. Vetter an, der in ſeiner trefflichen Heilquellenlehre die Reihe der ärztlichen Mittheilungen eben jetzt auf würdige Weiſe ſchließt.

Berlin, März.

(Schluß.)

Theater.

Schillers Tell iſt ſo eben wieder in Scene geſetzt, nach einer langen Unterbrechung, wo man meinte, die Schweizeriſchen Freiheitsgefühle möchten auch die ſchlummernden kurmärkiſchen erwecken. Geſungen durfte er werden, auch gab man ohne Furcht, und zwar in den gefährlichſten Perioden, die Stumme von Portici, eine Oper, die doch recht eigentlich die Rebellionsluſt in die Adern treibt, und zwar Rebellion ohne Gedanken. Aber was in Brüſſel, Paris und anderwärts gewirkt hatte, ließ unſer märkiſches Blut kalt. Man hätte es immer mit dem Tell wagen können, wie jetzt der Erfolg zeigt; er regt ja nicht die Bürger auf, ſondern nur die Bauern, und Bauern in Flachländern und im Sande ſind anders conſtituirt als die auf den Bergen und auf feſten Alpentriften. Zudem gehen die Bauern nicht ins Theater. Die Decorationen, getreu nach der Natur, auch die nicht eben hohle Gaſſe, ſind wunderſchön; die Heldenwelt unter unſern Darſtellern iſt im Ausſterben. Auf Anlaß der durch ihre Wohlthätigkeit bekannten Frau Bankier Beer fand die erſte Darſtellung des Schauſpiels zum Beſten der erblindeten Krieger aus den Feldzügen von 1813 bis 1815 ſtatt. Daß dieſe Braven, nachdem ein Vierteljahrhundert des Friedens vorübergegangen, noch immer der Unterſtützung des Publikums bedürfen, und daß es noch immer ſolcher Aufrufe an die Mildthätigkeit deſſelben bedarf, um dieſe wenigen Reſte der Vaterlandsvertheidiger vor Noth zu bewahren, erſcheint Vielen als ein Problem, das nur in dem allgemeinen Wachsthum der Armuth ſeine traurige Löſung ſucht. Und denkt man, daß heute noch nicht die ſechsundzwanzigjährigen Wunden eines glücklichen Krieges verwachſen ſind, mit welchen Ausſichten ſollte man dem Androhen eines neuen europäiſchen Krieges, der, wäre er ausgebrochen, wenigſtens nicht der Rettung des Vaterlandes galt, entgegenblicken! — Das Glas Waſſer von Seride iſt noch immer ein berauſchender Trank. Die deutſche Vorſtellung hat wegen der Abreiſe unſerer Erelinger mit ihren Töchtern einſtweilen unterbrochen werden müſſen. Hinter den Couliſſen können Sie ſich viele Geſchichten darüber zuziſchein laſſen; und man behauptet dort boshafter Weiſe, daß nicht die fortgeriſſenen Künſtlerinnen, ſondern die mit ihnen auf Kunſtreiſen gegangenen Garderobekleider dieſe Unterbrechung veranlaßten. — Unſere ausgezeichnete Veteranin, die Wolf, hat ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert, zwar nicht ihres Hierſeyns an unſerem Theater, aber doch der Ausübung ihrer Kunſt. Es wurde durch die Darſtellung des Töpferſchen Hermann und Dorothea zu ihrem Benefiz begangen. Eine reiche Ernte an Ehren und Geld floß der würdigen Vertreterin der alten Kunſt zu. Auch unſer König zeichnete durch Geſchenke und ehrenwerthen Zuſpruch — ein erſter Fall der Art — die Künſtlerin aus, welche die goldene Zeit unſerer Literatur in Weimar miterlebte. — Dem Königsſtädtiſchen Theater ſoll ein Verluſt drohen, indem der beliebte Komiker Beckmann es verlaſſen will. Einſtweilen tröſtet es ſich durch 60—70 wohl einexercirte Damen, welche ein Wiener Stück durch ihre militäriſchen Manöuers auf den Beinen halten, das den Namen führt: „der Aufruhr im Serail.“ Die Schönen ſollen aber ſelbſt einen Aufruhr gegen den Direktor gemacht, und wirklich eine höhere Gage ertrotzt haben.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 23. April 1841.

Mir gab ein Gott, zu ſagen, was ich leide.
Goethe.

Die Linde.

Die Nacht durchbrauste wilder Wind,
Am Morgen war es blau.
Ich ging vordei mit meinem Kind
Am Lindenbaum auf der Au'.

Der Knabe rief: Sieh, Vater, ach!
Wie den der Sturm gefaßt!
Wie er ihm aus der Krone brach
Den ſchönen, grünen Aſt!

Wir traten an, zu Boden hing
Der Aſt, geknickt in den Staud,
Mein Knabe traurig ihn umfing,
Drückt' an die Wange das Laub.

Zum Stamm blickt' ich empor. O Schmerz!
„Schau," rief ich, „liebes Kind!
Er iſt geſchlizt bis an das Herz,
In's Mark fuhr ihm der Wind."

Und durch die Herzenswunde ſah
Der blaue Himmel herein.
Wir ſtanden in langem Schweigen da,
Wir fühlten der Linde Pein.

Ich endlich ſprach: „Es iſt nun ſo,
Wir ändern es nicht mehr!"
Des Söhnleins Hand ergriff ich froh,
Mein Herz blieb mir nicht ſchwer.

Wir gingen heim, wir zogen fort,
Wir ſchauten Fluß und Land. —
Nun liegt der Knab' am fremden Ort
Begraben unter dem Sand.

Vier Wochen ſind vorüber kaum,
Hier ſteh' ich, ohne mein Kind,
Vor dem zerriſſ'nen Lindenbaum,
Ich ſelbſt geſpalten vom Wind.

Guſtav Schwab.

Der deutſche Gil-Blas.

(Fortſetzung.)

Während wir plauderten, kam der beſternte Herr wieder zurück und ſah ſich nach ſeinem Diener um. Dieſer nahm mich an der Hand, eilte zur Kutſche, und nachdem er dem vornehmen Herrn hineingeholfen, zwang er mich gleichfalls, einzuſteigen. Ich weigerte mich, allein die Standesperſon im Wagen legte ſelbſt Hand an, und

ſo wurde ich, halb gezogen, halb hineingeſtoßen, wider Willen in den gepolſterten Glaskaſten gebracht, der ſogleich mit uns von dannen rollte.

Meine Augen waren, während wir fuhren, unverwandt auf den Stern an der Bruſt des Mannes gegenüber gerichtet, der zurückgelehnt lag und kein Wort ſprach. Es war, als ſollte dieſes myſteriös flammende Meteor der Stern meines Glücks ſeyn; ich verfolgte ſein Leuchten in der Dämmerung der Kutſche, und immer mehr überließ ich mich dem muthwilligen Leichtſinn, der durch die vordergehende Scene in mir angefacht worden war. Welch ſonderbares Geſchick! Vor wenig Stunden noch das Geſpötte der Straßenjugend, und jezt in einem prachtvollen Wagen dahinfahrend, einem deſternten Mann gegenüber, der mich höflich um Entſchuldigung bat, wenn er zufällig mir auf den Fuß trat. Ich, der Lakai eines Lakaien, was war ich, daß man meinen Fuß für etwas achtete, daß man mich für beleidigt hielt, wenn man dieſen in zerriſſene, ſchmutzige Kamaſchen gehüllten Fuß berührte? Um nicht laut aufzulachen, bog ich mich zum Fenſter hinaus, und gleich war der deſternte Herr bei der Hand, mir die Gebäude, an denen wir hinfuhren, zu erklären. Es ging über den großen Platz, den einzigen, den ich kannte, da ſah ich Pappelmann ſtehen — er erwartete mich. Seine Blicke fielen gleichgültig auf die Kutſche; aber welch ein Ausdruck von unbeſchreiblicher Verblüfftheit malte ſich auf dem breiten, rothen, gutmüthigen Geſichte, als er mich erkannte! Er that einige Schritte, als wollte er mir zurufen, abee in dem Augenblick war er mir auch ſchon aus den Augen. Der gute Pappelmann, was mochte er denken? — ja, was ſollte ich ſelbſt denken? Wäre der Wagen jezt vor das königliche Schloß gefahren, oder hätte er vor der Thür des Gottesackers gehalten, mich hätte es nicht gewundert, ſo ganz befand ich mich ſchon in einem fabelhaften Zuſtande.

Ich hütete mich wohl, aus dem Fenſter zu ſehen, aus Furcht, der vornehme Herr möchte wieder anfangen zu erklären; er war aber ſtumm und undeweglich; vielleicht war er übler Laune; deſto mehr Grund, ihn nicht zu ſtören. Wie fuhren Straße auf, Straße ab, wie es mir ſchien. Vor einem kleinen Hauſe endlich hielt die Kutſche nnd der Mann mit dem Stern ſtieg aus, bedeutete mich aber, ſitzen zu bleiben. Ich gehorchte und ſaß nun in dem prachtvollen Gehäuſe allein. Noch einige Straßen gings weiter, dann wurde vor einem großen, ſchönen Gebaude Halt gemacht, der Kutſchenſchlag geöffnet und ich herausgenöthigt. Wie gerne folgte ich dieſer Nöthigung! Vergebens ſah ich mich nach dem jungen Burſchen nm, mit dem ich Freundſchaft geſchloſſen; er war nicht zu erblicken, ſtatt ſeiner nahm mich ein alter, ehrwürdig ansſehender Mann, eine Art von Haushofmeiſter, zu ſich in ſein Zimmee, bewirthete mich auf's Beſte und ſagte mir, ich ſey im Hauſe des Grafen Solt von Soltwedel, und ich brauche mich nur gut aufzuführen, um mein Glück gemacht zu ſehen. Ich fragte, ob der beſternte Herr, mit dem ich gefahren, der Graf ſey, aber der Alte ſchüttelte den Kopf, ohne ſich auf weitere Erörterungen einzulaſſen. Er verließ mich und ich blieb eine Stunde allein, dann erſchien er wieder und bemerkte mir mit ſehr feierlicher Miene, es ſey jezt Zeit, zum Grafen hinaufzugehen, der mich ſprechen wolle. Man kann ſich denken, daß ich ſelbſt zu neugierig war, dieſen unbekannten Beſchützer zu ſprechen, um nicht ſogleich der Weiſung Folge zu leiſten. Wir ſtiegen eine große Treppe hinauf, gelangten durch ein Vorzimmer, in dem eine Menge Leute, einige von jüdiſchem Anſehen, ſich herumtrieben, und durch eine Thür, die von zwei Lakaien geöffnet wurde, in ein kleines Gemach, das mit Seide tapezirt war und in dem auf einem Sopha nachläſſig hingeſtreckt mein — Lakai lag. Gerade wie damals auf der Straße reichte er mir auch jezt die Hand lachend entgegen und gab dem Haushofmeiſter einen Wink, daß ee mir einen Stuhl hinſtellte.

Um es kurz zu berichten, ich trat in die Dienſte des Grafen Solt von Soltwedei. Dieſe Thatſache läßt ſich nicht leugnen; ich verlor meine Freiheit und zog den Rock der Knechtſchaft an. Wenn der geehrte Leſer meinen Denkwürdigkeiteu bis hierher Theilnahme geſchenkt hat, ſo bitte ich ihn inſtändigſt, mich jezt, da ich offenkundig ein Lakai werde, nicht zu verlaſſen. Ich verſpreche ihm, daß ich dabei ſo „edeldenkend" bleiben will, wie nur immer möglich, und daß ich ihm ſogar einige Rührung abpreſſen will. Trifft er mich auf nicht ganz erlaubten Wegen, ſo möge er bedenken, daß ich nicht mehr mein eigener Herr bin nnd daß ich thun muß, was mir geheißen wird. Was würde mein Vatee ſagen, was die Meinigen, wenn ſie mich in dem betreßten Rock ſähen? dieſer Vater, der immer davon ſprach, daß man der menſchlichen Geſellſchaft nützlich ſeyn müſſe, und der, um dies an ſich ſelbſt zu beweiſen, den Dienſt, den man ihm vertraut hatte, verließ, um Steine zu einem Naturalienkabinet zu ſammein!

Der junge Graf, dem ich diente, ſuchte nicht ſowohl einen gewöhnlichen Lakaien, deeen er eine Menge hatte, als vielmehr einen ſtets bereitwilligen und dienſtbaren Kameraden ſeiner tollen Streiche, deren er monatlich tauſend und einen beging. Als der einzige Sohn, war er der Erbe eines unermeßlichen Vermögens. Die Eltern waren todt nnd ein nachſichtiger Vormund ſezte meinen jungen Herrn ſehr frühe in eine völlig ungebundene Stellung. Er bewohnte ein palaſtähnliches Haus, hatte ein Heer von Dienern, hielt koſtbare Equipage und Pferde. Es war mir gar nicht unlied, in einem ſolchen Dienſt zu ſtehen.

Digitized by Google

Dies ist der erste Anstoß unsers Gil-Blas. Erwecken seine einfachen Schilderungen Interesse, so können wir ihn noch mehr sprechen lassen, und er mag uns dann erzählen, wie es ihm im Dienste und im Hause des jungen Grafen erging.

Reise durch das Vintschgau und Etschthal.

(Fortsetzung.)

Der geistliche Orgelzwischenspieler machte mir zu schaffen. Gerade bei dem strengstadtgemessenen Kultus hat die gleichsam nur ausfüllende, schmückende Musik viel Lizenzen. So hörte ich einst in der Synagoge in Karlsruhe drei Sänger ein Rossinisches Terzett vortragen. — Der Orgelspieler erging sich mit ungemeiner Gewandtheit in Mozartschen Thematen, fiel auch mitunter in's Walzermetrum, aber seine Virtuosität im Spiel bestach mich, so daß ich ihm verzieh, wenn er seinen Weltsinn zum Besten gab. Wir achten das Feuer, wenn es auch in verbotenen Flammen lodert.

Mehrmals führte mich mein Gang an dem alten Palaste Tabarelli vorüber, dessen rustike Bauart, mit Büsten berühmter Männer belebt, dessen ganze alte Form und genaue Betonung mich festhielt. Es war der Vorläufer dessen, was ich bald in reichster Fülle sehen sollte. Ohne Zweifel ist es das „Haus des Teufels," von dem Goethe spricht. Der Böse hat es in Einer Nacht erbaut und gezeigt, daß er mehr Geschmack hat, als die meisten neuern Architekten. Auch in den Palast Gallas zog mich's hinein, da auch dieser aus der Zeit der wiedererwachten Kunst stammt. Ein freundlicher Kastellan führte mich ungebeten in die geschmackvoll ausgestattete Hauskapelle, in welcher vor nicht langer Zeit der König von Neapel mit seiner schönen Braut getraut worden. — Im geräumigen Hofe sah ich das erstemal von jungen Leuten das Kugelspiel ohne Kegel, mit Würfen, dem ich von nun an so oft als Volksunterhaltung begegnete.

Es wollte mich bedünken, als sey hier im Süden nicht eben ein höherer Wärmegrad, als bei uns zu Hause, aber es sey gleichmäßiger warm und dauernder heiß. In Trient steigt die Kälte höchstens auf 10 Grade. Jetzt saßen die Leute hemdärmelig unter dem Zeltdache des Kaffeehauses und tranken den Milchkaffee aus den Gläsern; auch dies traf ich fortan so. Der Geruch von Parmesankäse durchdringt die Straßen, wie in Botzen. Die Lichtfänge über den Höfen der Häuser fand ich auch hier, wie dort.

Ich wandte mich zu dem einst fürstbischöflichen Schloß, einem ungemeinen Bauwerk, jetzt halb Ruine, mit Thürmen, den Rochen im Schachspiel ähnlich, mit sonstigen grandiosen Profilen, die meinem Sinn ausnehmend zusprachen; ich dachte an Hohensalzburg.

In einem Stadtgraben übten sich die Offiziere des hier liegenden Jägercorps mit Scheibenschießen, wobei ich ihre Sorgsamkeit und Gewandtheit anerkennen mußte. Ein Schuß ins Centrum erregte viele Freude. Der ernsthafteste Vorgang dieser Uebung charakterisirte mir die Armee, die ganze Nation als eine ruhig besonnene, wohlgezogene, gutgeschulte. — Von da wandte ich mich zu der südlich außerhalb der Stadt gelegenen Promenade, wo unter Bäumen viele Bewohner beiderlei Geschlechts der Musik des Jägerregiments zuhörten. Es war ein Corps von 24 Mann, lauter tüchtige Instrumentisten. Kaum hatte ich einige Takte vernommen, als es mir um das Nichtgehörte leid that. Die Auswahl der Stücke gefiel mir, die Exequirung ließ nichts zu wünschen übrig. Alles war rund, präzis, aus Einem Guß. Ein so Vollendetes macht uns stets hohes Vergnügen. Gutmüthig glaubt man während eines solchen, in seiner Art unvergleichlichen Kunstgenusses an die Unbezwingbarkeit des guten Geschmacks, ja an den ewigen Sieg des Wahren und Schönen; und ist doch nur eine Regimentsmusik! — Wie weit stehen die Franzosen hierin hinter den Oesterreichern und Tyrolern zurück! Ich hörte auch nicht einen geschmacklosen Satz, und, was ich dem Kapellmeister, der im Mittelpunkt des Kreises das Ganze mit einer freundlichen Ruhe und anmuthigen Bequemlichkeit leitete, hoch anrechnete, es kamen lauter gediegene, ansprechende Harmoniestücke, kein Quodlibet, kein Potpourri, das die kaum angeklungenen Saiten der Empfindung bizarr wieder abreißt, das nach Agathens Gebet wieder einen Jodler, nach dem Priestergesang einen Hopswalzer bringt. Wenn ich anderwärts dergleichen, z. B. den Anfang eines Maestoso vernehme, pflege ich zu sagen: Wartet nur, der Hanswurst wird sogleich nachkommen! — Ich blieb bis zum lezten Takte und nahm mit dem momentanen Genuß zugleich eine tiefer gehende Befriedigung mit, diese, daß der gute musikalische Sinn aus dieser Nation und ihrem Heere noch nicht gewichen sey, daß selbst ihr Strauß sich trotz aller seiner Sinnlichkeit noch in gewissen Schranken der Mäßigkeit halte.

Zu diesem wohlthuenden Genuß im Freien kam noch der Anblick einer Naturumgebung, die ich mit dem etwas verbrauchten Ausdruck „hochromantisch" benennen konnte. Von allen Seiten schauten helle, stattliche Landsitze zum Genusse der Sommerfrische von den Höhen herab. Die Thalfläche grünte, zahllose Maulbeerbäume, gerade in der Blüthe stehend, bedeckten diese und die Mittelregion. Oel- und Granatäpfelbäume kommen auf den Sonnenhügeln fort. Rebgeländ sind verbreitet, die in den besten

Digitized by Google

Lagen einen süßen, edeln Strohwein liefern. Darüber ragten steile Felsmauern auf; durch die Thalöffnungen glänzten Schneehaupter herein, wie denn Gebirge von 8000 Fuß Höhe sich noch in der Nähe erheben, während sie gegen Roveredo hinab sichtbar sich senken. Doch ging die Schneelinie noch weit herab.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Der Verein der jungen Deutschen des Gewerbstandes. Berichtigung.

Eine in den Nummern 6 bis 10 des Morgenblatts von diesem Jahr enthaltene mit Dr. Mr. unterzeichnete Korrespondenz aus Genf vom Monat Dezember vorigen Jahrs spricht unter andern Gegenständen auch von dem hiesigen Vereine der jungen Deutschen des Gewerbstandes, aber auf eine Weise, welche zeigt, daß der Verfasser entweder nicht vollständig über denselben unterrichtet war, oder daß er ihm nicht die Aufmerksamkeit bewiesen, welche bei öffentlichem Urtheil ein Mensch dem andern, wie viel mehr ein Deutscher einem Vereine seiner Landsleute im Auslande schuldig ist. In jener Korrespondenz als Gründer des besagten Vereines genannt, fühlt sich der Unterzeichnete verpflichtet, zur Berichtigung und Ergänzung derselben Folgendes mitzutheilen, was er theils in dem Vereine selbst gesehen, theils nach seinem Austritte von redlichen Männern, welche Augen- und Ohrenzeugen waren, vernommen, und dessen Wahrheit durch die Akten des Vereines, wie durch das Zeugniß vieler hier lebender Deutschen und vieler Genfer bestätigt und verbürgt wird.

Der am 10. November 1839, an Luthers und Schillers Geburtstag, in öffentlicher Versammlung und mit Erlaubniß der hiesigen Regierung von 98 jungen Deutschen des Gewerbstandes hier gebildete Verein wurde von einigen hier wohnenden Deutschen und von mehreren Genfern mit einem durch die That bewiesenen und durch den Zweck des Unternehmens gerechtfertigten Wohlwollen begrüßt. Den ersten Beweggrund zu diesem Unternehmen gaben keineswegs die „gebildeten jungen Leute, Kinder guter Eltern mit tüchtigen Schulkenntnissen und seltenen Talenten," von denen der Korrespondent spricht, und deren allerdings viele hier und auch gar manche im Vereine sind, sondern es galt vorzüglich, den an Bildung und Kenntnissen Schwächeren das Streben darnach zu erleichtern, Allen aber die Möglichkeit weiterer Bildung und angemessener Erholung, Allen einen schicklichen Vereinigungspunkt, eine Heimath in der Fremde zu sichern. Der Verein soll daher seinen Mitgliedern und den hier ankommenden jungen Deutschen, deutschen Schweizern, Elsäßern ꝛc. so nützlich als möglich seyn; er bezweckt insbesondere Erholung, Belehrung, größere Kenntniß des deutschen Vaterlandes, Belebung und Erhöhung der Liebe zu ihm und seinen Angehörigen, und Belebung und Stärkung des Gefühls der Nationalwürde, endlich sittliche Vervollkommnung. Die zur Erreichung dieses Zweckes für den Verein entworfenen und von ihm, nach freier Berathung in wöchentlichen Versammlungen, angenommenen Statuten, welche von der Regierung des Kantons Genf und von allen Genfern und Deutschen, die sie lasen, namentlich auch von den beiden verehrten Pfarrern der hiesigen deutschen Kirchen gebilligt wurden, bestimmten hinsichtlich der religiösen und politischen Parteiungen unserer Zeit, daß der Verein jeden Versuch, seine Mitglieder für eine religiöse Sekte oder politische Partei zu gewinnen, durch Ausschließung der hierauf sich Einlassenden vereiteln werde, daß Politik von dem Zwecke des Vereins ausgeschlossen sey und bleibe. So kam nun der 25. Februar 1840 heran, an welchem Tage der Verein, der sich bisher außerhalb der Stadt zu seinen Berathungen und Erholungen versammelt hatte, sein in der Stadt gemiethetes Lokal durch ein Mahl einweihte, welchem, außer der zu 118 angewachsenen Zahl der jungen gewerbtreibenden Mitglieder, der beiden Geistlichen der deutschen Kirchen, Herr Lüscher und Herr Wend, und einige Freunde des Vereins beiwohnten, unter denen die Herrn Galer, Dr. Müller, Dr. Niederer und Dr. Pelissier. Gern spräche ich umständlicher von diesem allen Anwesenden unvergeßlichen Abende, wo Herr Heinrich Brockmann, Buchbinder aus Hannover, dessen der Korrespondent mit Recht erwähnt, sich die Herzen seiner Zuhörer durch Vortrag eines von ihm zur Feier des Tages verfaßten sinn- und gemüthvollen Gedichtes gewann, wo der hochgeschätzte lutherische Prediger, Herr Wend, „die in gemeinsamer Liebe zu Deutschland zu einem Zwecke vereinigten Söhne der verschiedenen Stämme des Vaterlandes" mit derebter Wärme begrüßte, wo der geistvolle Schweizer, Herr Dr. Niederer, durch sein lebendiges Wort die Gemüther der jungen Deutschen, als eben so viel vertrauender Söhne, auf die Bedeutung ihres Zweckes aufmerksam machte, wo bei der Herzlichkeit, womit der verehrungswürdige Pfarrer, Herr Lüscher, „deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst, deutschen Fleiß, deutsche Redlichkeit und Treue pries," die Deutschen stolzer blickten, ihre Herzen höher dem Vaterlande schlugen, wo bei der Innigkeit, womit er den vom Präsidenten „auf's Wohl der Republik Genf, dieser Perle der schönen Schweiz," ausgebrachten Trinkspruch in dem Wunsche „einer immer größern innern Kraft, eines erhöhten äußern Einflusses" für unser Vaterland beantwortete, bei seinem begeisterten „Deutschland hoch!" der donnernd dankende, kaum endende Jubel der Deutschen erscholl, wo Wehrstadt's seelenvolles Spiel Alle entzückte, wo die hohe Freude der Schweizer und der Deutschen in Goethe's „in allen guten Stunden," unsere heißesten Wünsche in des vielgeliebten Arndt: „was ist des Deutschen Vaterland," ausströmten — wie gerne überließe ich mich dem Andenken an diesen Tag, wenn nicht der Zweck dieser Zeilen mich zur Mittheilung der weitern Thatsachen drängte. Am 15. März trat der Unterzeichnete, seinem im voraus gefaßten und in der ersten allgemeinen Versammlung erklärten Vorsatze getreu, von der Stelle des Präsidenten ab. Der Verein traf einmüthig die glücklichste Wahl in dem Herrn Dr. Pelissier von Hanau, einem eben so allgemein geliebten als gesuchten Arzte, welcher, indem er dem Vereine anziehende Vorlesungen über Naturwissenschaft hielt, aus Liebe zu demselben das Unmögliche versuchte. Er mußte nämlich, mit Berufsgeschäften unaufhörlich überhäuft, sein edles Bestreben zum großen Bedauern seiner zahlreichen Zuhörer aufgeben, und so wurde späterhin der schon seit längerer Zeit seine Stelle versehende Vicepräsident, Herr Albert Galer, am hiesigen Collège als Lehrer der deutschen Sprache angestellt, einstimmig zum Präsidenten gewählt. Der klare und tiefe Blick seines ausgezeichneten Geistes, seine unerschütterlich ruhige Besonnenheit und sein schon vielfach bewährtes, redliches und erfolgreiches Streben, die Zwecke des Vereins mit Aufopferung zu fördern, rechtfertigten diese allen Freunden des Vereins erwünschte Wahl. (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. April 1841.

High lodged the Warrior, like a bird of prey
Or where broad waters round him lay;
But this wild ruin is no ghost
Of his devices — buried, lost!

Wordsworth.

Der Familienſchild.

Eine Erzählung von Levin Schücking.

I.

Unfern des in unſern Tagen ſo bekannt gewordenen Forts Ham in der Picardie lag im ſiebzehnten Jahrhundert eine Burg, oder beſſer, eine Art ritterlichen Manoirs, das den Namen Moyencourt führte. Es war von einer Waldebene umgeben, die bis an die Ufer der Somme zwiſchen Amiens und Peronne gen Norden ſich dehnte und ſüdlich in die Gegend von Noyon hinauszog; und wenn nicht durch die Natur befeſtigt, hatte es doch ſeine ſchützenden Vorrichtungen gegen die Beſuche ungeladener Gäſte in einer ſtarken Ringmauer mit zinkengekrönter Bruſtwehr und einem breiten Graben, der die Gebäude, Höfe und ſchmalen Gärtchen der Beſitzung umſchloß. Moyencourt ſah mit einem Air heruntergekommener Ariſtokratie in die ſtillen Holzungen hinaus; Zugbrücke, Thor, Wappen und Giebel prangten noch mit allem Stolze der Seigneurie, aber verwittert und von Mooswuchs überwuchert, und auf dem Hofe hatte eine höchſt bürgerliche Wirthſchaft Holzvorräthe aufgehäuft, einen Verſchlag für eine Ziege angebracht und eine Schaar Hühner aufgezogen. Auch erinnerten ſich die älteſten Leute nicht, daß Moyencourt von ſeiner Herrſchaft bewohnt worden ſey; ſie lebte ſeit undenklichen Zeiten auf Chateau Muſſard in der Bretagne und ließ einen in den Unruhen der Fronde zum Invaliden geſchoſſenen Diener unter dem ſtolz klingenden Titel eines Seneſchall auf dem entlegenen Gute hauſen.

Dieſer Seneſchall von Moyencourt, Adhemar Derepont oder Faineant, wie ihn der Witz der Dörfler in dem keine zwanzig Minuten vom Manoir entfernten Oertchen nannte, hatte in dem verlaſſenen Gebäude, für deſſen Erhaltung nichts mehr verwandt wurde, deſſen meiſte Grundſtücke und Zubehörungen ſchon ſeit den Zeiten der Jungfrau Johanna als antichretiſche Hypothek dienten, wenig Mühverwaltung und ein gar bequemes Leben; eigentlich hatte er gar nichts zu thun und dazu einen Knecht, „der ihm half.“ Bei dem Thätigkeitstriebe, den man als charakteriſtiſches Merkmal franzöſiſcher Art zu nennen pflegt, hätte eine ſolche Stellung Adhemar unerträglich ſeyn müſſen; aber er wußte durch eine beſondere glückliche Gemüthsanlage ſich zu tröſten und manche beſcheidene Freude der harmloſeſten Art in ſeinem Amte zu finden. Denn erſtens hatte der Seneſchall den ganzen Tag über Zeit, ſich lediglich als den Repräſentanten des très-noble et très-puissant seigneur, Gaſton Gervais Gilbert Seroy, Baron de Muſſard de Moyencourt zu betrachten, und darin lag für den alten

Digitized by Google

Frondeur ein ſo erhebendes Gefühl, daß er nicht umhin konnte, ihm ſehr oft Worte zu geben und dabei auf den uralten Glanz des Hauſes de Muſſard übeezugehen, welches eigentlich aus Isle de France ſtamme und von dem Auſtraſier Mauſſadis ſich herſchreide, ſo einer der Ritter geweſen, auf deren Schultern, in einem ſilbernen Schilde ſtehend, Dagobert II. vor allem Volke zum Könige erhoben ſey. Zweitens verſtand Adhemar den glücklichen Fund einer kleinen Arbeit ſo gut zu benutzen, daß jedesmal mindeſtens eine Woche verfloß, bis er ſie ganz vollendet erklärte, und François, ſein Gehülfe, der gähnend hinter ihm zu ſtehen pflegte, der Empfehlungeu von Ruhe, Bedachtſamkeit und reiflicher Ueberlegung zu und bei jedem Dinge überhoben war.

„Der Vormittag wird morgen darüber hingehen, daß ich das große Meſſer ſchleiſe, und am Nachmittage werde ich mit Gottes Hülfe wohl mit dem Schärfen der Art fertig," ſagte Adhemar, als Beide eines Abends in der Kammer des Seneſchalls vor einem Kamine ſaßen, deſſen Flammen trotz des Frühlingswetters verſchwenderiſch aus der ihnen auf Discretion zur Benutzung überlaſſenen Holzung um Moyencourt genährt wurden. „Wir können dann übermorgen zum Werke ſchreiten." — „Mit Gottes Hülfe," ſagte François, indem er eine vor ihm ſtehende Mäuſefalle, die er eine halbe Stunde lang betrachtet hatte, mit dem Fuße auf die andere Seite drehte, um an dieſer ſeine tiefſinnig ſchweigſamen Beobachtungen fortzuſetzen. — „Vorausgeſetzt," fuhr Adhemar fort, „daß du morgen mit der Reparatur der Mäuſefalle, welche du nachgerade für nöthig hältſt, zu Ende kommſt." — „Es war in der Woche vor Weihnachten, daß ich die letzte fing," ſagte François mit einem Seufzer; „ſeitdem haben ſie jede Nacht den Speck herausgefreſſen!" — „Und ferner vorausgeſetzt," ſprach Adhemar, „das Wetter bleibt gut, damit du dich nicht erkälteſt, François, wenn du den Draht aus dem Dorfe zu holen gehſt." — François fuhr mit der breiten Hand facht über ſeine zufallenden Wimpern. — „Geh jetzt zu Bette, François," ſagte Adhemar; „der müde Arbeiter iſt der Ruhe werth. Steh nicht ſo früh wieder auf wie heute; die Jugend muß ſich ausſchlafen. Als ich in deinem Alter war, da mußt' ich Winter und Sommer um vier zu den Pferden in den Stall; ich weiß aus Erfahrung, wie beſchwerlich und unangenehm das frühe Aufſtehen iſt, und wollte, du glaubteſt mir auf's Wort, François, und bliebeſt liegen."

Nachdem das Meſſer geſchliffen und die Art geſchärft war, beſchloß Adhemar an einem Morgen, der ihm in jeder Hinſicht durch ſeine Heiterkeit, Windſtille und anmuthigen, nicht zu grellen Sonnenſchein paſſend und förderlich ſchien, an das ſo reiflich vorbereitete Werk zu gehen. Er trat aus der Halle von Moyencourt auf den Perron der hohen Haustreppe hinaus, legte ſein Geräth auf die Balnſtrade und glättete ſein langes, ſchwarzes Tuchwamms, das eine vom Halſe bis zum Knie laufende dichte Reihe ſilberner Knöpfe zierte; und nachdem noch die Gürtelſpange feſter geſchnallt war, ließ er ſein ſchmal geſchlitztes, in's Grünliche ſchillernde Auge über den faſt dreieckigen Burghof gleiten. Er kehrte mit der befriedigenden Ueberzeugung zurück, daß Alles gut und in gewohnter Unordnung war. François ſaß in einem Winkel auf einem Haufen zerklaubten Holzes und ſchien aus dem bloßen Gefühle des Daſeyns und der Einwirkung des vortrefflichen Wetters die Empfindung von Heiterkeit uud allſeitiger Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande zu ſchöpfen, in welcher er zu dem blauen Himmel und den gewundenen Röhren der hohen Eſſen hinaufblickte. Er erhielt den Befehl, eine Leiter hervorzubringen. Es wäre Verläumdung, zu behaupten, daß nun mehr als eine halbe Stunde noch verfloſſen, ehe man hätte inne werden können, worin Adhemaes Vorhaben eigentlich beſtanden.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſe durch das Vintſchgau und Etſchthal.

(Schluß.)

Meinem Standpuuukte gegenüber fiel ein Staubbach, etwa halb ſo waſſerreich als der berühmte, von einer 500 bis 600 Fuß hohen ſenkrechten Felswand herad, auf der das Bergdorf Sardagna maleriſch ausgebreitet iag. Nue die erheiternde Muſik hielt mich von einem Gange dahin ad, daneben wohl auch meine Erfahrung, daß Staubdäche aus einiger Entfernung geſehen am ſchönſten ſind, während man ſich Sturzbächen und Flüſſen, im Gebirge „Laufen" genannt, ganz nähern, an ihre Profile möglichſt nahe hinan, ja, wenn es angeht, unter ſie hintreten muß. So iſt der Rheinfall von ferne nichts, in ſinnlichſter, haudgreiflichſter Nähe das Höchſte, Ueberwältigendſte, was man ſehen kann. — Nicht weit adwärts von dem Ruscello di Sardagna liegt ein Dorf, „Piſſavacca" genannt, welcher Name an den dekannten Waſſerfall im Wallis erinnert. — Die Schichten des Kalkgebirges gegen Süden zu zeigten wunderſam liegende, gebrochene und ſchief aufſteigende Schichten. Auf der San Salvatorbrücke genoß ich den Anblick der hier voll und kräftig ſtrömenden Etſch und der Schiffe.

Ich wandte mich zur innern Stadt zurück. Im Dome war Abendandacht. Beide Geſchlecheer ſaßen, durch einen Vorhang geſchieden, um die niedrige, aber weite Kanzel gedräugt. Der Geiſtliche las mit Ausdruck eine Betrachtung. Hier hörte ich das erſtemal den ſtereotypen Tonfall der italieniſchen geiſtlichen Redner. Ich behielt ihn

Digitized by Google

wohl im Gedächtniß, und ein Freun, der lange in Rom gewesen, machte ihn mir von den dortigen und andern gerade so vor. — Im Theater, das an den Gasthof Europa angebaut ist, wurde die Oper „die Waise von Genf" gegeben. Meine Tischgenossen hatten mir abgerathen, hinzugehen, weil meiner in Verona und anderswo Besseres warte.

Im eleganten Omnibus fuhr ich am Montag den 13ten Mai aus dem Thor Santa Croce Roveredo zu. Ein einfacher Mann saß neben mir im Cabriolet, welchen Platz ich der freiern Schau zu lieb bei gutem Wetter gern einnahm. Bald kamen wir über einen aus dem Canezathal hervorstürmenden Bach. Ein paar Franziskaner riefen den Kutscher an und nahmen im Wagen Platz. Die Mönche gehen, dünkt mich, bei solchen Gelegenheiten frei aus. Der eine davon, Pater Provinzial Federigo, reiste nach Brescia zur Visitation. Er merkte bald aus der Unterhaltung mit meinem Nebenmann meine Stärke im Italienischen, in welchem ich jezt meine Jungfernrede hielt, und sprach mich in meiner lieben, gewohnten Muttersprache an, in welcher ich mich etwas bequemer ausdrückte. Seine Physiognomie hatte etwas Schlaues, sein Blick etwas Stechendes, was, wie ich später fand, den Italiener weit weniger zweideutig macht, als den Deutschen, wenn es bei diesem bemerkt wird. Er erinnerte mich an das bekannte Porträt eines spanischen Kardinals von Velasquez.

Ich fand hier den Seidenbau im höchsten Schwunge; die Menge der Maulbeerbäume war unübersehbar. Ich empfehle jungen Dichtern die Notiz, daß der Saame der Seidenwürmer zuweilen am weiblichen Busen zur Brut entwickelt wird. — Die Wagen der Landleute mit stattlichen, langgehörnten, gelbgrauen Ochsen bespannt, meist aus Weidengeflecht mit weit auseinander liegenden Seiten, die Delchsel vorne aufwärts gekrümmt und vom Treiber gehalten, gaben mir ein Bild der südlichen Gespanne, wie ich sie in den Genregemälden von Robert gesehen.

Die Etsch lief tief unter der Straße im Halbcirkelbogen hin; ein langer Floß wand sich aalförmig auf seinen Wogen hinab. — Links oben war auf einem Felsenplateau das festungsähnliche Schloß Beseno sichtbar. Einst ein Schutz gegen den Feind, ist es jezt nur von armen, friedlichen Leuten bewohnt.

Wir näherten uns einem Engpasse; die Thalwände rückten mit schroffen Felsmassen näher zusammen; sie bildeten in alter und neuerer Zeit einen mehrmals erprobten Kriegsposten, bei dem viel Blut geflossen. Dann öffnet sich das Thal freundlich gegen Roveredo, dessen Lage die fünfte und lezte Terrasse des Etschthales bildet, dessen Abstufungen ich nach der Reihe durchlaufen. — Die Stadt kündigte sich mit malerisch aufragenden Massen eines alten Schlosses, Castell Junk, östlich auf einem Felsen gelegen, mit einem Zinnenthurm und architektonisch bedeutenden Kirchen an, Formen, die mich neu und interessant ansprachen. Die Eingangsstraße, Corso nuovo, ist weit, gerade und mit geschmackvollen Gebäuden geziert. An der Physiognomie der Stadt und des Treibens konnte ich bald das tüchtige Fabrik-, Gewerb- und Handelsleben wahrnehmen. Roveredo ist die bedeutendste Seidenhandelsstadt, und hat 7600 Einwohner. Jährlich sezt die Seidenfabrikation 6—7 Millionen Gulden in Umlauf. Das Haus Tacchi soll allein eine Million Fonds besitzen. — Die Roveredaner, darunter viele Nachkommen eingewanderter deutscher Kaufleute, sind bekannt als Freunde der Wissenschaften und Künste; die Stadt wird für eine Oase mitten im Element materieller Bestrebungen gehalten. Ich dachte an Genf. Sie hat viele Männer von großem Rufe erzeugt.

Ich ahnte manches Sehenswerthe hier; aber ich strebte weiter, und konnte nicht alles Naheliegende in den kurzen Tag zwängen. Einer geschmackvoll gebauten Kirche, mit Altargemälden von einem Unterberger, doch, wie ich mir bestätigen ließ, nicht von dem berühmten, widmete ich eine Viertelstunde. Auf einem der Plätze nahm ich das flüchtige Bild eines Brunnens mit der Neptunsstatue mit mir. In der Vorstadt San Tomaso kam ich auf einer Holzbrücke über den Lenosfluß. Es wurde gerade der Bau einer steinernen angefangen, für welche ich die weißen, gelben und rothen Marmorquaderstücke schon bereit liegen sah. — Heute noch wollte ich am Gardasee übernachten und den Weg dahin zu Fuß machen. Darum schnallte ich wohlgemuth, hoffnungsfroh meinen Reiseranzen, sezte den Wanderstab ein und ließ den Roveredanern, die, wie alle Südländer dem Fußgehen abhold, unter ihren Thüren mir nachblickten und den Mann von vorgerückten Jahren mit seiner zwölfpfündigen Last bedauern mochten, das Nachsehen.

Den Welschtyroler charakterisirt die Liebe zu ungetheiltem Besitz des väterlichen Guts, als einer Art bäuerlichem Majorate, was dem ganzen Familienleben einen eigenthümlichen Hausgeist ertheilt, da die Bestrebungen und Erwerbe der in andere Sphären gewiesenen Glieder doch am Ende alle wieder auf das Vaterhaus zurücklaufen. — Weniger bunt und kindlich ist der Aufputz ihrer Feste, als der der Deutschtyroler; doch sind sie sehr religiös, und halten namentlich auf gute Kanzelredner, die oft mit Kosten berufen werden. — Die Abkunft von den Römern ist ihr Lieblingstraum; daher so viele klassische Taufnamen: Cäsar, Scipio, Lucretia, Sempronia ꝛc. Mit ihrer Aussprache kokettiren sie und schwören, Pompejus habe seine Kommandoworte so ausgerufen, wie ihre Aepfelverkäufer. — Daneben hegen sie

Digitized by Google

eine große Scheu vor der Konscription, und kaufen Einstandsmänner, ohne darum feige zu seyn. — Einen besondern Reiz hat für den Südtyroler die Herbstlandluft. Die heiße Jahrszeit über bleiben sie in ihren steinernen Gebäuden, wo sie die Kühle zu cultiviren wissen, wie die Italiener. Erst im September und Oktober beziehen sie ihre heiter gelegenen Landhäuser. — Die Tyroler überhaupt sind die leidenschaftlichsten Vogelfänger. Bei dem südlich von Botzen malerisch gelegenen Dorf Auer hörte ich die einzige Nachtigall singen. Darin sind sie den Tyrannen ähnlich, daß sie diesen freigeborenen Geschöpfen das höchste Gut nicht gönnen, von welchem sie selbst den unumschränktesten Gebrauch machen möchten. — Durch ganz Vorarlberg und Tyrol hatte mir mein ohrgewohntes schwäbisches Idiom zum Verständnisse sehr geholfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Der Verein der jungen Deutschen des Gewerbstandes. Berichtigung.

An demselben Tage, dem 10. Mai 1840, wurden noch einige Beschlüsse gefaßt, welche einen Theil des Vereins mit an sich vielleicht ungegründeten, durch einen nachfolgenden Vorschlag aber gesteigerten und gerechtfertigten Besorgnissen erfüllten. Man schlug nämlich als Lehrer der Geschichte im Verein einen Mann vor, der bei höchst schätzbaren Eigenschaften des Geistes und Charakters demselben sehr nützlich hätte werden können, dessen politische Ansichten aber in Verbindung mit einer in dieser Hinsicht sehr hochgespannten Stimmung seinen augenblicklichen Eintritt in den noch so jungen, noch kaum feststehenden Verein bedenklich erscheinen ließen. — Aus diesem Grunde trug der Unterzeichnete darauf an, die Berathung dieser Frage auf den 10. November 1840 zu verschieben; allein in der allgemeinen Versammlung am 24. Mai, in welcher 25 Mitglieder schriftlich, und noch viele andere mündlich sich gegen jenen Vorschlag erklärten, wurde derselbe dennoch durch eine Stimmenmehrheit angenommen, die sich um so leichter bildete, als ein Theil der dem Vorschlage Abgeneigten aus mißverstandener Friedensliebe die Versammlung nicht besucht hatte, viele der Anwesenden aber, welche die politische Bedeutung der Frage entweder nicht erkannten oder nicht gehörig würdigten, sie als eine rein persönliche betrachteten, und so für den Eintritt des in jeder andern Hinsicht höchst wünschenswerthen Mannes stimmten. Diese Versammlung des Vereins nun hatte den Austritt seines ältesten Freundes zur Folge. Als dieser nämlich im Laufe der Berathungen wiederholt auf die möglichen, den Verein in seiner Entwickelung störenden oder gar in seinem Leben gefährdenden Folgen eines übereilten Schrittes aufmerksam machte, vergaßen sich 2 oder 3 Mitglieder, deren Namen und Person ihm unbekannt geblieben, so weit, daß sie auf eine allerdings gemeine und höchst beleidigende Weise ihn zu unterbrechen versuchten. Sie wurden zwar augenblicklich zur Ordnung verwiesen, und von dem mißbilligenden Ernste der Versammlung gerichtet, allein dieser Vorfall und der gefaßte Beschluß bestätigten die schon durch verschiedene Auftritte der vorhergehenden Tage in ihm begründete Ueberzeugung, daß er das Vertrauen eines Theils seiner Landsleute durch seinen Antrag vom 10. Mai und unter ältern Einflüssen verloren habe. Er unterbrach daher seine Verbindung mit dem Vereine auf unbestimmte Zeit, und als neue Beweise einer erbitterten Stimmung und parteisüchtiger Verkennung von Seiten mehrerer Mitglieder gegen ihn hinzukamen, als der Verein (in einer der gegenseitigen Stellung höchst angemessenen Zuschrift und auf würdige Weise) ihn zwar zur Wiederaufnahme des bisherigen Verhältnisses aufforderte, zugleich aber ganz folgerichtig bei dem in gesetzlicher Form gefaßten, dem Unterzeichneten jedoch verderblich scheinenden Beschlusse beharrte, glaubte dieser am 15. Juni ein Band lösen zu müssen, das, durch gegenseitiges Vertrauen geknüpft, nur bei gegenseitigem Vertrauen den gemeinschaftlichen Zweck fördern konnte. Uebrigens traten vom 25. Mai bis zum Ende Junis 22 Mitglieder aus Unzufriedenheit mit den letzten Vorgängen aus dem Vereine. Diese Vorgänge nun und eine in jenen Tagen der Aufregung vorgekommene gehässige Aeußerung eines Mitgliedes der in jenem Beschlusse obsiegenden Mehrheit, vielleicht ein noch viel später vorgefallener Auftritt (wo nach dem Zeugnisse des Präsidenten und des dabei gegenwärtigen Dizenier des Quartiers ein heimlich eingedrungener Fremder, welcher sich nicht gutwillig entfernen wollte, mit Gewalt weggebracht werden mußte) haben wohl den Korrespondenten des Morgenblattes veranlaßt zu sagen: „Von nun an drang Politik ein und wurde bald herrschend, so daß sich fast alle verständigen jungen Leute, und auch der Gründer und Präsident des Vereins von ihm zurückgezogen. Statt ihrer traten Leidenschaftlichkeit und Gemeinheit ein, die auch bisher darin herrschend geblieben sind. Indessen darf man für eine Wiedergeburt des Vereins in seiner Ursprünglichkeit nicht alle Hoffnung aufgeben." — Die ausgetretenen Mitglieder und der Unterzeichnete müßten nicht werth seyn, Deutsche zu heißen, wenn sie diese Zeilen ohne den tiefsten Unwillen lesen könnten, denn sie strotzen von Unrichtigkeit und Uebertreibung, von Ungerechtigkeit und einer jede billige Rücksicht vergessenden Anmaßung. Jeder Unbefangene kann sich davon durch Vergleichung derselben mit den Thatsachen leicht überzeugen. Der Unterzeichnete insbesondere weist jede darin liegende Beziehung auf ihn aufs entschiedenste zurück, er gesteht, daß auch in den von ihm allein geleiteten Berathungen der ersten vier Monate zuweilen Leidenschaftlichkeit sich zeigte, und zwar, in einem und dem andern Falle, weil es ihm selbst nicht gelang, seines allerdings gegen Unrecht, darum aber nicht minder zur Unzeit, aufbrausenden germanischen Blutes Meister zu bleiben; er versichert, und zwar besonders dem Korrespondenten, daß er unter den im Vereine Gebliebenen gar viele sehr verständige junge Männer näher kennt und hochschätzt; er erklärt, daß er, wie empfindlich auch von Einzelnen der ihm gegenüberstehenden Ansicht gekränkt, doch nie vertannt hat, daß viele unter den diese Ansicht Theilenden durch ihre Freundschaft einen Jeden, welchem sie dieselbe schenken wollen, nur ehren können. Doch lassen wir Thatsachen sprechen. Der Verein hatte in seiner Zuschrift vom 7. Juni dem Unterzeichneten erklärt, daß er fest entschlossen sey, an den Statuten, ganz besonders an den Bestimmungen derselben festzuhalten, welche die Politik vom Vereine ausschließen.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 94:
Wasser. — Eis. — Dunst. — Regen. — Hagel. — Graupe.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. April 1841.

Sur un écueil battu par la vague plaintive,
Le nautonnier de loin voit blanchir sur la rive
Un tombeau près du bord.

Lamartine.

Das Grab auf der Inſel Pſyttallia. *

Hoch ragt der Fels empor
Und ſchaut hinab zur Flut
In Nacht und Nebelflor,
In Früh- und Abendglut.

Die Woge ſtürmt hinan
An ſeine rauhe Bruſt;
Ihr trotzet der Titan,
Der Götterkraft bewußt.

Wohl badet ſich ſein Haupt
In Oſtens Roſenlicht;
Doch ſteht er unbelaubt
Und pflegt der Roſe nicht.

Des Mittags flammender Strahl,
Wie lang er ihn umglüht;
Er brennt die Stirn ihm fahl;
Doch keine Myrte blüht.

„Verſchwor ſich die Natur?
Verſagt ſie mir allein
Des Lenzes heitre Spur,
Der Blumen bunten Schein?

„Soll ich verlaſſen ſtehn,
Schmucklos, ein Schauerbild,
Und meine Schweſtern ſehn
Mit Blüthen überfüllt?

„Gib eine Roſe mir,
So ſeufzt er tief hinaus;
Gib holder Blumen Zier
In's ſtarre Klippenhaus!“

Aus Meeresſchooße dringt
Die Stimme, ruft ihm zu:
„Die ſchönſte Roſe bringt
Deine Klage bald zur Ruh!“

Und fern von Oſten her,
Mit wimpelreichem Maſt
Trägt dort ein Schiff das Meer
In ruderſchneller Haſt.

* Auf der Felſenhöhe dieſer Inſel ſchlummert ſeit 1836 die junge Fürſtin Louiſe Cantakuzeno, geborene Gräfin von Armannſperg, ausgezeichnet durch Schönheit und Geiſt.

Digitized by Google

Es prangt an ſeinem Bord
Die deutſche Griechenbraut;
Sie folgt zum Heimatport
Dem Fürſtenſohn getraut!

Des Tages Glut verſinkt,
Der Morgen glühet auf;
Und immer näher winkt
Das Heimatland herauf.

Fern Deutſchlands Blumenau'n —
An des Cephiſſus Strand
Wird ſich ihr Glück erbau'n
An Hellas' Fürſten Hand!

Pfeilſchnell die Wogenbahn
Entflieht der raſche Kiel;
Die Saule raucht voran
Hoch auf im Wirbelſpiel!

Die Flamme kniſtert laut;
Das Rad zerſchellt die Flut,
Die ſich entgegenſtaut
Des Seglers Flammenwuth!

Wie Flut und Flamme ringt,
Und wie es wogt und rauſcht:
Das holde Paar umſchlingt
Sich liebend, unbelauſcht.

Bald iſt der Port erreicht,
Bald ruft es jubelnd: „Land!"
— Ach, ſieh, die Braut erbleicht
So nah' dem theuren Strand.

Wie er den Gott beſchwört
Und wie um Hülfe fleht;
Nicht wird ſein Schmerz gehört
Und nicht der Liebe Gebet!

Stumm blickt zum Himmel auf
Der Bräutigam im Schmerz:
„So will's der Sternenlauf,
„Nicht freue ſich das Herz!"

Sieh', in den engen Schrein
Legt er die Blume jetzt
Im goldnen Schmuck hinein,
Vom Thränenſtrom benetzt!

Und auf der Inſelhöh'
Gräbt er ein Felſengrab
Und ſenkt mit ſtillem Weh'
Zum Grunde ſie hinab!

Dir nicht, du falſche Flut,
Gönnt er des Leides Pracht!
Dort auf Pſyttalia ruht
Sie tief in dunklem Schacht.

Aloys Büffel.

Der Familienſchild.

(Fortſetzung.)

Ungefähr um ſo viel Zeit jedoch mochte der Zeiger an der Uhr im Thorthurme weiter gerückt ſeyn, als die hagere, lange Geſtalt des Seneſchalls mit ihrem Geſichte vom entſchiedenſten Henry-Quatre Typus endlich die Höhe der Leiter einnahm, welche auf den Perron der Haustreppe geſtellt war und unter dem Wappenſchilde über der Thüre ſich anlehnte. Unten ſtand François und ſtützte ſie zu größerer Sicherheit mit der ungemeſſenen Breite ſeines Rückens, indem er den Hühnern zuſchaute, die in einem Haufen Kehrſand ſich badeten und von Zeit zu Zeit langſam den Kopf zur Seite neigte, ſo oft Adhemar oben eine Moosflocke von den Quartieren des Steinwappens auf ſeinen breiten Strohhut fallen ließ. Denn das Unternehmen des Seneſchalls war kein anderes, als das Moos, den Steinbruch und die Wucherpflanzen, ſo ſeit Jahren auf den Feldern, Fluchten und Zimieren dieſes heraldiſchen Prachtſtücks ſich eingeniſtet hatten, zu entfernen, den Coloniſationsverſuchen der Schwalben und Spatzen, die über und unter demſelben ſich angeſiedelt, ein gewaltſames Ende zu ſetzen, und endlich eine junge Fichte, welche von irgend einem vagabundirenden Finken im Keime dorthin verpflanzt ſeyn mochte, und fröhlich jetzt in die heitere Luft aufſtieg, mit der Art abzuhauen. Zugleich benutzte Adhemar die Gelegenheit, von den Staffeln herab wie ex cathedra den Reichthum ſeiner genealogiſchen und heraldiſchen Kenntniſſe zu entfalten, indem er die Bedeutung des Familienwappens nach beſtem Wiſſen und Verſtehen auseinanderzuſetzen ſich bemühte.

„Had' ich nicht geſagt, François, daß, wenn ich dies untere Feld vom Moos gereinigt, von oben nach unten laufende Striche zum Vorſchein kommen würden? Nun ſieh! das bedeutet einen rothen Schild. Merke dir das, François, damit man nicht ſage, du habeſt nutzlos ſo lange mit dem alten Derepont zuſammengelebt. Solche Striche bedeuten roth." — „Roth!" ſagte François, ohne aufzublicken. — „Nichtsdeſtoweniger," nahm der Seneſchall wieder das Wort, „biſt du ein äußerſt dummer Menſch, wenn du ſagſt, dieſer Schild

mit den von oben nach unten laufenden Strichen sey roth. Du mußt sagen: er ist „Gueule"; das ist der rechte Ausdruck." — François schien nichts dagegen einzuwenden zu haben, ob der Schild roth, gueule oder aschfaeben sey; nach einer guten Weile aber warf er den Kopf in den Nacken und fragte: „Wenn nun aber die Striche von unten nach oben laufen?" — Der Seneschall wandte sich auf seiner Leiter um, steckte sein Messer in den Gurt und sah verwundert in das auf einer der Staffeln liegende, zu ihm emporschauende Haupt des Knechtes. — „Von unten nach oben? Ja, das ist freilich eine Frage, um einen verwirret zu machen. Ich denke, es ist am besten, du sinnst selbst darüber nach." — Er fuhr in seiner Arbeit fort. „Dies ist der Helm für das Feld von Gueule; das Zimier besteht aus zwei Adlerflügeln. Merke dir das, François." — „Adlerflügeln," sagte François. — „Nichtsdestoweniger wärst du nicht viel besser als ein Dummkopf, wenn du sagst Adlerflügel, François: du mußt sagen „Fluchten." — „Aber zum Henker, Messire Adhemar, ihr führt ja die Leute irre mit euren Flügeln und „Fluchten!"

„Thut nichts, mein Sohn, je edler die Wissenschaft, desto dornenvoller der Weg zu ihr; und diese ist die edelste, das steht fest. Sieh, das hier ist der Mohrenkopf der Montmorencys. Du weißt, die Montmorencys sind die ältesten Edelleute der Christenheit: ein Montmorency kommandirte, wie das jedes Kind in Frankreich dir sagen kann, als Kapitän die Gendarmerie, als unser Herr und Heiland Jesus Christ gekreuzigt wurde; woraus deutlich abzunehmen, welch altes Geschlecht die de Mussards sind, daß sie den Schild der Montmorency mit in den Quartieren ihres Wappens führen. — Dieses hier ist der Herzschild; die goldne Haarlocke im purpurnen Felde, was die schrägen Striche von der Linken zur Rechten andeuten, ist die Locke, welche Chilperich III., dem der kleine Pipin den Kopf hatte kahl scheeren lassen, einem Ahnherrn unseres Hauses schenkte, als er in's Kloster zu Soissons abgeführt wurde." — „Hatte er denn da noch Locken zu verschenken, als er kahl geschoren war?" — „Das ist eine kindische Frage, François; glaubst du, die Wissenschaft bestehe darin, gegen die Einwendungen eines Perückenmachers gerüstet zu seyn?"

Es war Abend geworden, bis der Seneschall mit seiner Arbeit zu Ende gekommen; die Sonne stieg hinter den fernen Waldungen am Horizonte nieder, und lag wie Purpur auf den kleinen bleigefaßten Scheiben, wie ein goldner Glast auf den weißen Essen, den Giebeln und Seeneaux des Manoir. Einer ihrer Strahlengüsse schimmerte auf dem gereinigten Wappenschilde; Messire Adhemar hatte seine Art auf die oberste Staffel der Leiter gehängt, und beugte nun, mit beiden Händen an dem Architrave über der Hausthüre sich festhaltend, den Oberkörper zurück, um sein Werk zu überschauen: es war ihm, als ob das scheidende Sonnenlicht jetzt durch eine mächtige weiße Wolkenbildung einen eigenen geisterhaften Glanz auf die ganze heraldische Herrlichkeit würfe, auf den Mohrenkopf der Montmorency's, die goldene Locke des unglücklichen Merowingers und all den feingemeißelten Zierrath. „Gott segne dich, du tapferes und stolzes Haus," sagte mit einer Art von Rührung der alte Diener der de Mussards, „Gott segne dich bis in ferne Geschlechter hinab! deine Locke ist älter, als die Lanzenspitzen der Valois und der Navarreser sind, woraus sie ihre Lilien gemacht haben; möge sie noch glänzen und prangen, wie das Gold vor dem Eisen prangt, auch wenn jene längst verrostet sind, und Niemanden mehr ein Leides thun! Da, nimm die Art an, François."

In diesem Augenblicke erschallten von der Zugbrücke her die Hufschläge eines galoppirenden Rosses, dann erdröhnte das Thorgewölbe, durch welches die niedergehende Sonne schien, und wie aus ihrer Strahlenglut hervortretend, sprengte plötzlich ein Cavalier, eine verschleierte Dame auf dem Sattelkissen hinter sich, in den Schloßhof von Mopencourt. Es war eine hohe, ritterliche Gestalt, und wie er so auf dem langschweifigen Castilianer, der den wallenden Busch von Straußfedern mit einem schwanhalsigen Anstand trug, sammt seiner Dame im grünen Jagdrock voll goldener Tressen, er selbst im rothsammtnen befranzten Mantel vor den überraschten Seneschall des einsamen Waldschlosses sprengte, hätte man eher an die Zeiten des abenteuerlichen Bliomberis als an das Jahr tausend sechshundert und sechs-und-dreißig, welches mit rothen Nummern auf dem laufenden Kalender stand, denken sollen. Adhemar Faineant aber dachte weder an Bliomberis noch an das laufende Jahr bei diesem Anblicke; er gab ihm vielmehr eine solche Menge höchst unangenehmer beschwerlicher und fataler Gedanken an Haus und Hof, Rechnungen und Register, daß er es vorzog, lieber gar nichts zu denken, und einem versteinerten Schildhalter ähnlich in seiner Stellung blieb, die Art, die er François hatte hinabreichen wollen, wie drohend gegen die Ankömmlinge gehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Schluß.)

Der Verein der jungen Deutschen des Gewerbstandes. Berichtigung.

Nicht sehr lange darauf zog sich der zum Lehrer der Geschichte erwählte Mann, ohne je Vorträge gehalten zu haben, freiwillig zurück, und als in der allgemeinen Versammlung am 10. November mehrere Mitglieder, zwar

keineswegs eine Unterdrückung, aber doch eine ihren Wünschen entsprechende weitere Fassung des die Politik ausschließenden Paragraphen herbeizuführen versuchten, so wurde dieser Versuch durch entschiedene Stimmenmehrheit vereitelt. Jeder hier Wohnende, jeder hiesige Deutsche besonders kann leicht wissen, jedes Mitglied des Vereins weiß, wie viel zu dieser innern Erstarkung des Vereines, zu diesem ihn ehrenden Festhalten an einem zweckmäßigen Grundgesetze, die stille, besonnene und unermüdliche Wirksamkeit seines verdienstvollen Präsidenten, des Herrn Galer, und besonders die Achtung, welche er durch seine Festigkeit in Handhabung der Statuten in einem besondern Falle denselben verschaffte, beigetragen hat; es wird aber auch kein unbefangener Beobachter des Vereins verkennen, daß die große Mehrzahl seiner damaligen Mitglieder, mit welcher alle übrigen in dankbarer, freundschaftlicher Anhänglichkeit an Herrn Galer immer vereinigt waren und noch sind, seinem Rathe folgend und die Zwecke des Vereins richtig würdigend, sich das große Verdienst erworben hat, die Zukunft dieser Anstalt, so weit sie von Beobachtung jenes Gesetzes abhängt, gesichert zu haben. Der Verein hat also am 10. November 1840 nicht sich „wiedergeboren" (denn er war nicht erstorben), wohl aber mit neuer Kraft sich erhoben; er hat sein Ziel schärfer ins Auge gefaßt, also gethan, was der Korrespondent gegen das Ende des Jahrs, lange nach der That, uns für die Zukunft zu hoffen erlauben will. Die erfreulichen Folgen jener würdigsten Stiftungsfeier zeigten sich bald in dem allmähligen Wiedereintritt der noch in Genf anwesenden ausgetretenen Mitglieder, deren kann noch eins außerhalb des Vereins geblieben ist. Konnten nun auch dennoch die aufmerksamen Freunde des Vereins jenen übereilten, einseitigen, so rücksichtslos harten Bericht nach seinem wahren Werthe schätzen, so mußte ihm doch, als öffentlicher Mittheilung in einem durch's ganze Vaterland verbreiteten Blatte, die ernstester Aufmerksamkeit aller Deutschen zugewendet werden, und nur als solcher stellte daher der Unterzeichnete sogleich die sorgfältigsten Erkundigungen an, deren Erfolg in Nachstehendem enthalten ist. Der im Hause des Vereins selbst wohnende Dizenier dieses Stadttheils, ein achtbarer betagter Genfer, erklärte: „Cette société n'est pas toujours assez exacte à se retirer à l'heure prescrite par sa propre loi, elle nous incommode quelquefois par un grand bruit. Malgré cela je dois dire qu'elle se conduit d'une manière qui est au-delà de tout ce qu'on peut espérer d'une société aussi nombreuse, composée de jeunes gens de pays aussi différents que ceux de l'Allemagne." Mit diesem Zeugnisse stimmen zwei andere Genfer, ebenfalls Nachbarn des Vereins, überein, welche versichern, daß sie außer den drei oder vier Festabenden desselben nie von ihm gestört worden seyen, daß sie allerdings im vorigen Sommer von Reibungen im Innern desselben, aber auch viel Gutes und Rühmliches über ihn gehört hätten; sie selbst müßten der Wahrheit gemäß das gute Betragen der jungen Leute lobend anerkennen. Der edle Pfarrer, Herr Lütscher, im vorigen Herbste durch eine Reise zur Unterbrechung seines vielbesuchten, mit selbstverläugnender Aufopferung im Verein gegebenen (während jener Vorfälle und nach denselben fortgesetzten) Unterrichts in der französischen Sprache genöthigt, bedauert lebhaft, daß er diesen Unterricht wegen seiner schwankenden Gesundheit noch nicht habe wieder anfangen können; er erklärt, daß er dem Vereine, über den er, wie im Anfange so seit jener Zeit, viele günstige Urtheile vernommen, nie seine Freundschaft entzogen habe, daß er auch fernerhin sein Freund seyn und bleiben wolle. Daß diese beruhigenden Erklärungen wohl gegründet sind, wird durch den bekannten Charakter der sie gebenden Männer und durch den Umstand verbürgt, daß die jungen gewerbtreibenden Genfer nach dem Muster des deutschen Vereines einen französischen gebildet haben, an dessen Spitze sie einen geachteten Bürger, den geschickten Mechaniker Herrn Foly, gestellt, und bei welchem sie die Statuten unserer Landsleute in den meisten Paragraphen benutzt haben.

So steht also noch, Gott sey Dank! der Verein der jungen Deutschen des Gewerbstandes in Genf fest, umgeben von dem Vertrauen derer, die ihn kennen, den wackern Nachfolger des Herrn Galer, Herrn J. J. Bruderer (als Gehülfe des Professors der Astronomie an hiesiger Akademie angestellt) seit einigen Wochen an seiner Spitze, und — ich darf es glauben — seines alten Freundes eingedenk. Wenn dieser die wiederholte freundliche Einladung des Vereines zur Feier des Stiftungsfestes am 10. November und zur gemeinsamen Erinnerung an den 23. Februar 1840 dankbar ablehnte, wenn er bis jetzt dem ihm wiederholt ausgedrückten Wunsche, seine unmittelbare Verbindung mit dem Vereine erneuert zu sehen, nicht nachgegeben, so handelte er so aus wohlerwogenen Gründen; er glaubt nach allem Vorgefallenen seinen jungen Landsleuten seine treue Anhänglichkeit an sie und das gemeinsame Vaterland durch jede, seinen schwachen Kräften und seinem beschränkten Wirkungskreise mögliche mittelbare Förderung ihres Vereines am zweckmäßigsten zu beweisen.

Die weitere Beurtheilung der fraglichen Korrespondenz überläßt er den Lesern des Morgenblattes, kann jedoch nicht umhin, es auf's herzlichste zu bedauern, daß der Korrespondent in denselben Monaten, in welchen er dem Leben der hier weilenden drei deutschen Prinzen seine Aufmerksamkeit widmete, nicht ein wenig, nur ein wenig dieser Aufmerksamkeit für einen Verein von 150 seiner Landsleute des Gewerbstandes übrig hatte, denen auf ihren „Wanderungen" nicht „Kutschen und Pferde" zu Gebot stehen, sondern die auf guten und schlechten Wegen mühsam zu Fuße gehen, denen nicht ihrer Ahnen Ruhm und Reichthum und ihres Landes Steuern überall in schönen Gasthöfen, nach bequemer Reise, die zuvorkommendste Aufnahme und die willigste Pflege eigener und fremder Diener sichern, sondern die mit einem durch ihrer eigenen Hände Arbeit verdienten Reisepfennig in der Tasche, ihre Habe auf dem Rücken, in Wind und Wetter neue Arbeit oft so vergeblich suchen, als bequemes Obdach und Menschlichkeit. Ihnen stehen nicht welterfahrene, besonnene Männer von erprobter Weisheit und Treue überall zur Seite, sondern sie müssen, wie schwierig auch ihre Lage sey, selbst wählen, selbst sich durchhelfen; einem aus diesem Stande zu dem ausgesprochenen Zwecke gebildeten Vereine ist man daher immer, auch bei augenblicklicher Verirrung eines Theils seiner Mitglieder, eine doppelt rücksichtsvolle Billigkeit im öffentlichen Urtheil schuldig; er verdient immer, besonders wenn er trotz jener Verirrung und anderer Hindernisse an seinem Zwecke festzuhalten weiß, Achtung; auf jeden Fall aber nimmt er mit Recht in Anspruch, was nie ein Mensch dem andern, was — vor allen übrigen Volksgenossen, in unsern bedenklichen Zeiten zumal — kein Deutscher Deutschen versagen darf, — Gerechtigkeit!

Ludwig Weizel.

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. April 1841.

So mögen aus den alten Thoren
Jetzt Alsa-Bilder treten vor.
August Stöber.

Ausflüge in die Vogesen.

Von J. B.

I.

Zabern.

August 1840.

Staats- und Privatgründe, politische Haupt- und unpolitische Nebenabsichten bewogen mich, Buchsweiler, Zabern und Mauersmünster zum Ziele meines eersten Ausflugs an und in die Vogesen zu wählen. Uebrigens kann ich zur Beruhigung der Leser versichern, daß es sich dabei nicht um das Wohl und Weh des heiligen römischen Reichs handelte. Der Staatsgrund, die politische Hauptabsicht, bestand einfach darin, Adolph Stöber in Buchsweiler etwas Weniges auszuspioniren über Volksleben, Volkssagen, Volkslieder und ähnliche geheime Umtriebe. Der Privatgrund, die unpolitische Nebenabsicht, nun, die werde ich vorerst noch für mich behalten. Später plaudere ich's doch einmal aus.

Da die Staatsgeschäfte allen andern vorangehen müssen, so beabsichtigte ich, von Straßburg direkt nach Buchsweiler zu fahren. Der Zufall wollte, daß, als ich meinen Platz in einem Straßburger Wirthshaus belegte, ein zweiter Reisender vor der Thüre stand und fragte, welches denn von mehreren hier aufgefahrenen Wagen der Buchsweiler sey? Man zeigte ihm denselben. — Da befiel mich ein wunderbares Grauen, ein ahnungsvolles Weh. Der Postwagen war ein ganz gewöhnlicher Fuhrmannskarren, lag auf der Achse und versprach eine Radikalkur gegen alle möglichen Unterleibsbeschwerden. Meine radikalen Glaubensgenossen mögen's mir verzeihen, wenn ich diesmal nicht den Muth meiner Ueberzeugung hatte. Der Eigenthümer oder Kutscher des Karren versprach mir, daß er nur sehr langsam fahren wolle, und ich so zur Erholung den größten Theil des Wegs zu Fuß gehen könne. Aber auch dazu fühlte ich keine sonderliche Lust. Einen andern Wagen als diesen Karren nach Buchsweiler gab's nicht, und so mußte ich mich denn wohl entschließen, vorerst mit Lafitteſcher Prosa nach Zabern und von dort aus nach Buchsweiler zu gehen.

Der Weg von Straßburg bis Zabern ist schon ein Genuß. Eine ununterbrochene Nußbaumallee gibt den Fußgängern Schatten; rechts und links die blühendsten Felder, in der Ferne die Vogesen. Hinter Marienheim ist eine Art Vorgebirge der Vogesen, das die Chaussee durchbricht. Ein Bach, der rechts am Wege vorbeifließt, mochte den Chausseebauern bereits vorgearbeitet haben. Weg und Bach theilen das enge Thal, das sich links in einem sanftaufsteigenden Berge, rechts in steilen Felsen erhebt. Die Farbe dieser Felsen ist fast

dunkelroth, was in eigener Weiſe gegen das Grün der Bäume, die hier und dort in denſelben ſtehen, abſticht. Bald aber öffnet ſich die Ausſicht wieder und zeigt ein mit Hügeln durchzogenes Wieſenthal, rechts Waslenheim und im Hintergrunde die Vogeſen. — Als wir durch Mauersmünſter fuhren, war das Städtchen ſehr belebt und viel ſonntäglich gepuztes Volk in der Straße. Der orientaliſche Typus der Frauen erklarte den ſamſtägigen Sonntag. Uebrigens ſah ich unter dieſen Jüdinnen eine Menge ſchöner Geſichter.

Gegen neun Uhr kamen wir endlich in Zabern an. Es war zu ſpät, um meine Freunde noch zu beſuchen, zu früh, um ſchon zu Bette zu gehen. Ueberdies liebe ich es, eine fremde Stadt zum erſtenmale bei Nacht und Nebel zu durchziehen. Alles nimmt dann einen größern Charakter an, die Straßen und die Gebäude laſſen ſich nur theilweiſe überſehen, und man hat das Recht, das, was man nicht ſiehet, auszumalen, wie's Einem eben beliebt. Ich habe auf dieſe Weiſe die ſchönſten Tempel, Kirchen und Schlöſſer geſehen, die mir je vorgekommen ſind, und die ich dann leider andern Morgens ſtets vergebens ſuchte. Aber was liegt daran?

So zog ich denn, ein Einſiedler, durch die belebten Straßen. Ich glaube, die ganze Zaberner Einwohnerſchaft ging heute Abend ſpazieren. — Nach und nach verlor ſich die Menge, und nur hier und dort ſtanden einzelne Pärchen, für die keine Uhr zu ſchlagen ſchien. Ich ſah deren wenigſtens ein paar Dutzend und bekam eine ganz vorzüglich gute Meinung von der Liebenswürdigkeit und Liebensbereitwilligkeit der Zadererinnen. In meinem Leben hatte ich noch kein Städtchen und keine Stadt bei nächtlicher Weile durchzogen, wo die Gemüthlichkeit ſo an der Thüre ſtand und auf der Straße ſpazieren ging wie hier. Deutſche Sentimentalität, franzöſiſcher Leichtſinn, ein elſäßiſches Grenzſtädtchen.

Andern Morgens durchzog ich von Neuem die Straßen, oder beſſer die Straße, denn Zabern hat eigentlich nur Eine Straße und ein paar Nebengaſſen. Ich ſah mir jezt das Schloß an. Es iſt eine neue Ruine; die alten hat der Zahn der Zeit zernagt, dieſe neue die Macht der Ereigniſſe nicht auszubauen erlaubt. Das ehemalige Schloß der Fürſtbiſchöfe von Straßburg brannte 1780 zum großen Theile ab; da beſchloß der damalige Biſchof, Kardinal von Rohan, einen neuen, größern und ſchönern Palaſt an die Stelle des alten zu bauen. Er legte den Grundſtein, aber ehe die Bauleute das Dach aufführten, hatte die Revolution den Boden von ganz Frankreich ſo durchwühlt, daß alle Schlöſſer in ihren Grundfeſten erzitterten und ſelbſt die ſtärkſten zuſammenſtürzten. Das Zaberner Schloß blieb ſtehen, unausgebaut, eine Ruine, die nie etwas anderes als eine ſolche war, ein Zeichen der Zeit, das da verkündet, wie vom Abend auf den Morgen ein Fürſt und Biſchof von ſeiner Höhe in den Staub hinabgeſtürzt wurde. — Das Schloß iſt heute ein Gefängniß, eine Gensdarmeriekaſerne und, wenn ich nicht irre, ein Fruchtmagazin. In den Jahren 1816 bis 1818 wohnten in demſelben deutſche Beſatzungstruppen, denen dann, beiläufig geſagt, die Zaberner die „Sentimentalität" ihres Städtchens ganz beſonders zur Laſt legen.

Das Städtchen ſelbſt hatte übrigens dieſen Morgen ein nicht weniger freundliches Anſehen als geſtern Abend. Die Häuſer ſind faſt großſtädtiſcher Art und die Hauptſtraße ziemlich breit. — Sobald es mit Anſtand ging, beſuchte ich den Staatsprokurator L., den ich in Straßburg kennen gelernt hatte. Er wohnt in einem Theil des alten Schloſſes, aus deſſen Fenſtern man eine prachtvolle Ausſicht nach dem Baſtberge bei Buchsweiler, nach der Faſanerie, dem ehemaligen Jagdrevier des Fürſtbiſchofs, und in die nähere Umgegend von Zabern hat. Gemeinſchaftlich machten wir ſpäter ein paar Ausflüge in die Umgegend.

(Fortſetzung folgt.)

Der Familienſchild.

(Fortſetzung.)

„Heda! das Pferd abgenommen! tummelt Euch!" rief der Reiter, nachdem er ſein Thier angehalten hatte, das auf einem alten Pflaſterbruchſtück in der Mitte des Hofes mit allen Vieren ausglitt und dann ſchnaubend weiße Schaumflocken um ſich ſchleuderte. — „Mein Gott, Chevalier — Monſeigneur, wollt' ich ſagen, ſeyd Ihr es? Ventre Saint Gris! war mir's doch, als ob ich's geahnt, daß Ihr kommen würdet, daß ich gerade heut zu Eurem Empfange ſo ſchön Euer Wappen aufgepuzt habe." — „Was Wappenputzen! habt Ihr nichts Beſſeres zu thun? Es ſieht wohl darnach aus hier!" rief der Ritter und ſchwang ſich aus dem Sattel. „Das Pferd ſollt Ihr nehmen, ſag' ich!"

Adhemar blieb zuförderſt ruhig in ſeiner Stellung, und zwar mit der Ueberlegung beſchäftigt, wie er am beſten, bequemſten und zugleich mit dem geringſten Zeitverluſte den Boden erreichen könne, während François ſich in eine geraume Entfernung zurückgezogen hatte und voller Scheu den glänzenden Fremden anſtarrte, dem er ſich um Vieles nicht zu nähern gewagt hätte. Der Leztere war von dem Ritte erhizt und, wie es ſchien, von jäher Gemüthsart; denn erſt ſtaunend über

Digitized by Google

die Langſamkeit ſeiner Diener, gerieth er jezt in Zorn und rief mit flammiggrimmen Blicken auf den Seneſchall: „Zum Henker mit dem Wappen! haut ihn herunter, wenn Ihr da oben von ihm nicht loskommen könnt, den vermaledeiten, unnützen Kram!“ — „Monſeigneur ſcherzt,“ ſagte Adhemar, der verlegen war und deshalb in ein lautes Lachen auszubrechen verſuchte; „das Wappen der de Muſſard mit dem Mohrenkopf der —“ — „Soll der Teufel hoien!“ knirſchte der Cavalier, der aus ſeinem Zorn in völlige Wuth gerieth, als er den unbeweglichen Seneſchall in ſeinen Verdruß lachen ſah. „Ich ſage Euch, Seneſchall, Ihr ſolle das Wappen herunterhauen oder die Art ſizt bei Saint Denys in Eurem Strohkopf, eh Ihr ein Paternoſtrr ſagt. — Ich will dieſem hochgebornen Geſchmeiße zeigen,“ fuhr er, zu der verſchleierten Damr gewendet, fort, „was ich aus ſeinen Wappen und verfaulten Stammbäumen mir mache!“ Dann ſprang er die Stufen zum Perron hinauf und griff mit den Worten: „Nun, wird's oder nicht?“ ſo ungeſtüm an die Leiter, daß Adhrmar, voll Schreck, heruntergeſtürzt zu werden, wenn er länger zögere, ſich umwandte, die Stellen rrſah, wo die Steinarbeit mit eiſeenen Krampen an die Mauer grhackt war, und durch vier oder fünf kräftige Hiebe das längſt vrrroſtetr Eiſen zerſprengte. Das heraldiſche Prachtſtück krachte, ſching über und lag ſtaubwirbelnd, in Stücke zerſchellt, auf dem Pereon und den Stufen der Treppe. Das Roß bäumte ſich, die Dame ſtieß heruntergleitend einen Schrei aus, und Adhemar, dem im Schrecken üdrr ſeine That und die erſchütterte Leiter die Aet entfallen war, ſtieg bedend die Staffeln herab. Der Cavalier aber ergriff den Arm ſeiner Brgleiterin und führte ſie jezt ruhig über die Trümmer ſeines Familienſchiides in das Innere des Gedäudes.

Einigr Stunden nachher faßen Adhemar und François wieder vor ihrem flammenden Kaminfeuer, aber einem ganz andern Gedankengange nachhängend, als damals, wo ſie ſo harmlos über den zu erneuenden Glanz der goldenen Locke Chilperichs und die Wiederherſtellung einrr ſchadhaften Mäuſefallr nachgeſonnen. — „Daß es Jeannr Prrſtot iſt,“ flüſterte François, „daran verwette ich Kopf und Kragen!“ — „Jeannr Preſtot, die Tochter des verſoffenen Notars von Noyon! und thun wie Mann und Frau zuſammen! Gott gebe uur, daß ſie nicht verheirathet ſind!“ ſo ſprach Adhemar und ſank in eine intenſive Ruhe zurück, die ihm nach den Anſtrengungen des Tages ſo verdient ſchien. — „Iſt die Dirne ſchön!“ hub François nach einer Weile wieder an; „ſie ſieht aus ſo hoch und ſtolz in ihrem grünen Jagdkleid wie der heilige Hubertus, der in der Dorfkirche gemalt ſteht — wie Milch und Blut, die langen Locken, die ihr auf der Schulter liegen, ſind ſo glänzend ſchwarz wie ein gewichster Reiterſtiefel oder die Fluchten eines Raben.“ — „Warum ſagſt du Fluchtrn, François?“ fuhr Adhemar auf; „Ventre Saint Gris, die gehört nicht in die Heraldik! Was mag der alte Baron de Muſſard ſagen, wenn er hört, daß ſein einziger Sohn mit einer Notarstochter über ſein zertrümmertes Wappen in dies Manoir eingezogen iſt! Wer hätte das vom Chevalier Valerian gedacht! — Schön iſt das Menſchenkind freilich; aber wer kümmert ſich um Schönheit, der den Mohrenkopf der Montmorencys in ſeinem Wappen führt!“

Jeanne Preſtot, die Dame, welchr wir mie dem Erben des Namens de Muſſard in den Burghof von Noyencourt reiten ſahen, war in der That ein Weſen von ungewöhnlicher Schönheit. Sie hatte allen Reiz und alle Anziehungskraft eines ausgeprägten Typus von nationeller Schönheie, darüber aber noch eine Art höherer exceptioneller Wribe, welche ihre Erſcheinung rmporhob über jede folchr, gleichſam natuehiſtoriſche Klaſſifikation, die bei unſern Pſychologen und Beobachtern frit Balzac's „Epicier“ ſo beliebt geworden iſt. Wenn ſie daſtand in ihrer Caſaquina, dem ächt Brrtagniſchen kurzen Ueberwurf über der langen Sammtrobe, das lockige Haar geſchritelt, aber ungebunden zu beiden Seiten eines Grſichtes niedrrwallend, deſſen Profil das einer klaſſiſchen geſchnittenen Gemme ſchien, das blaue Auge geradeaus feſt auf ſeinen Gegenſtand gerichtet, ohne je mit den Wimpern zu zucken — dann war es ſo wenig eine anmuthig coquette, lacertenhafte Franzöſin, wie eine tiefſinnige, ſcheue deutſche Natur, ſo wenig eine blutglühende Spanierin, mit Gemüthsflammen iodernd, gleich dem Geiſte des Weines von Xeres, wie eine jener vollen üppigen Blumen, die eben ſo empfänglich für plötzliche Eindrücke, wie fähig, ſie tren zu drwahren, der vuikaniſche Boden Italiens nährt. Jeanur Preſtot ſtand vor Euch wir eine Königin. Es wäre unmöglich geweſen, ihr untreu zu werden. Sir eroberte als Weib durch ihre Schönheit, ſie wußte ihr Reich zu behaupten als Königin durch ihre Majeſtät. Es iſt das Unausfinddare, Unzuderrechnende, gleich dem Herrſcherthum Unnahdare und immer fremdartig Bleibrnde im Weibr, das uns allein für immer feſſelt, indem rs nie aufhört, uns zu imponiren. Die Majeſtät iſt der Tod der Gewohnheit, welche der Tod der Liebe iſt. Jeanne Preſtot war vor allen ganz ein Weib für den Chevalier Valerian de Muſſard.

(Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Scheherazade und der Sultan. C. M. v. Weber. Hydropathie. Tiedge.

Die Geſchichte vom Sultan und der erzählenden Scheherazade iſt gewiß ein dankbarer Stoff für die Malerei. Dem

Maler Jacobs aus Gotha leuchtete dieses vollständig ein; es gelang ihm auch, allen in dem schönen Augenblicke liegenden Zauber durch sinnvolle Auffassung der Gruppe und einen ungemeinen Farbenschmuck so erschöpfend zu entfalten, daß sein Bild kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Ergreifend ist die Natur in dem mächtigen Lichteffekte, der hauptsächlich der entzückenden Mädchengestalt einen höhern Reiz ertheilt, einen Reiz, der offenbar auch dem Sultan nicht das kleinste Fünklein der Grausamkeit gegen ihre Person übrig gelassen. Aus der, der Natur der Sache nach, sehr verfänglichen Situation hat der treffliche Künstler alles Anstößige zu entfernen gewußt. Mit gekreuzten Beinen sitzt der höchst materielle Sultan, anständig bekleidet, neben der schalkhaften Sylphide, mit der Linken seinen ruhig in der Scheide schlafenden Säbel haltend, während seine Rechte traulich um ihren Rücken geschlagen ist. Die bis in das kleinste Detail gehende Sorgfalt der Ausführung des Gemäldes, und die zarteste Behandlung auch der köstlich geordneten Gewande und aller Nebendinge vertiefen nur noch mehr den Eindruck der aus dem Ganzen hervorleuchtenden gediegenen Künstlerkraft. Seit langer Zeit hat kein Bild hier so großes Aufsehen erregt und einer so übereinstimmenden günstigen Wirkung sich zu rühmen gehabt. Tiefe Kenner, wie bloße Kunst- und Naturfreunde, wurden davon auf seltene Weise ergriffen. Besonders groß war das Verlangen der Damen darnach. Allen denen, welche den hohen Werth des berühmten Philologen Friedrich Jacobs zu schätzen wissen, der auch als einer der gemüthvollsten und anmuthigsten deutschen Erzähler sich so viele Freunde erworben, bekanntlich vor wenig Jahren des verewigten Musäus naive Volksmärchen und übrigen Werke neu herausgegeben, und erst vor Kurzem seine so anziehenden „Personalien" mitgetheilt hat, gewährte es einen Reiz mehr, wenn sie hörten, daß der wackere Künstler das Glück hat, ein Sohn dieses in jeder Hinsicht hochstehenden Mannes zu seyn. Dem Vernehmen nach ist Hanfstängl so eben mit einer lithographischen Nachbildung des herrlichen Kunstwerks beschäftigt. — Dieses Gemälde und das Projekt, Karl Maria von Webers Leichnam aus England, wo er bekanntlich frühzeitig starb, hierher zu holen, waren in der lezten Zeit die am meisten in Dresden besprochenen Gegenstände. Aufgefordert durch öffentliche Blätter, sich der Einsammlung zu diesem Zwecke und zu Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Tonkünstler zu unterziehen, erklärte sich der Buch- und Kunsthändler Christoph Arnold sogleich bereit, dem Wunsche zu genügen. Auch veranstaltete eine hiesige, unter der Benennung der Liedertafel bekannte Gesellschaft ein aus lauter Weberschen Musikstücken bestehendes Konzert, zu dem Julius Mosen einen überaus ansprechenden, gefühlvollen Prolog gedichtet hatte, und das von dem günstigsten Erfolge gekrönt wurde. Bei der gewaltigen Verschiedenheit der menschlichen Ansichten ist wohl nichts natürlicher, als daß Projekte ähnlicher Art auch ihre Widersacher finden. Man muß aber um so aufrichtiger beklagen, wenn die Parteien darüber in öffentliche Bitterkeiten ausbrechen, wo, wie hier, die Liebe und Verehrung für den großen genialen Tonsetzer zu allgemein und enthusiastisch ist, als daß man Neid und Mißgunst als die Quellen der abweichenden Meinung annehmen könnte. — Wettrennen gehören hier zu den so seltenen Erscheinungen, daß vor Kurzem einmal Nachmittags ein solches die halbe Stadt hinaus in den großen Garten gelockt hatte. Der für jezt hier einheimische Erbprinz von Coburg-Gotha war Urheber und Theilnehmer. Der ganze Hof wohnte dem Schauspiele bei. Die Zuschauer, welche ich darüber sprechen hörte, ließen zwar der Gewandtheit und Geschicklichkeit der Herrn Rossebändiger alle Gerechtigkeit widerfahren, meinten aber doch, daß für den bloßen Zuschauer die Kurzweil dabei, zumal angeweht von der rauhen Luft des kaum erst begonnenen Kalenderfrühlings, nicht eben im Uebermaße vorhanden gewesen. — Der seitherige Arzt der eine halbe Stunde von hier entfernten Kaltwasserheilanstalt zu Strehlen, Dr. Herzog, hat sich zu dem nämlichen Zwecke nach dem etwas über zwei Meilen von Dresden befindlichen gleichen Institute im Bielaer Grunde gewendet. Dagegen wird ein von Gräfenberg zurückerwarteter Wund- und Augenarzt seinen Platz als Rathgeber der Kranken in Strehlen einnehmen. — Im Allgemeinen ist die Gunst des Publikums für diese Art von Heilanstalten noch im Steigen, was besonders das ein paar Stunden von Dresden gelegene Institut zu Kreyscha im vorigen Jahre bewiesen hat. — Auch das Wassertrinken nimmt immer mehr überhand. Besonders thut es an öffentlichen Orten dem Bierabsatze im Allgemeinen immer bedeutenderen Schaden, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß der Gerstensaft des Waldschlößchens und einige andere, nach baierischer Methode gebrauten hiesigen Biere sich eines recht starken Vertriebes erfreuen.

Von Tiedge's Tode und Bestattung enthalten die Zeitungen bereits umständliche Nachrichten. Nur über die lezten Lebensjahre des heitern Greises erlaube ich mir Einiges nachzuholen. Er gehörte zu den wenigen Menschen, bei denen man zweifelhaft werden möchte, ob die Natur nicht vielleicht gar mit ihnen eine Ausnahme von ihrem allgemeinen Sterblichkeitsgesetze machen wolle. Seit einer langen Reihe von Jahren schon nahmen die ihm näher Stehenden, kleine vorübergehende Unpäßlichkeiten abgerechnet, durchaus keine Veränderung weder an seiner frohen Laune, noch an seinem Aeußern wahr. Im neunundachtzigsten Jahre glich er, zumal im Cirkel ihm wohlbekannter, freundlicher Gesichter, höchstens einem angehenden Sechziger. Sein frisches, theilnahmvolles Auge, seine muntere Gesichtsfarbe, das unverkennbare Wohlwollen in seiner Rede, sein lebendiges Interesse fast an allen Gesprächsgegenständen würden ihn auch solchen werth gemacht haben, die nicht gewußt hätten, daß er der berühmte Dichter der Urania war. Seine ihm schon seit Jahren in die Ewigkeit vorausgegangene würdige Freundin, Elise Gräfin von der Recke, hatte dafür gesorgt, daß ihr Tod gar keine Veränderung in seiner Umgebung und allen äußern Lebensverhältnissen hervorbringen konnte. In der wohleingerichteten, raumvollen Wohnung, welche sie mehrere Jahrzehnte gemeinschaftlich benuzt hatten, mußte zufolge ihrer Anordnung, nachdem sie daraus verschwunden war, jedes Geräth an seinem Platze bleiben, wie es bei ihrem Leben gestanden. Reichte auch ihr Wille nicht dazu hin, dem sie überlebenden greisen Dichter gerade seine liebste Lebensgewohnheit, ihren Umgang zu erhalten, so sollte er doch keiner der übrigen durch ihren Tod beraubt werden. Und so erhielten sich wirklich alle häuslichen Einrichtungen und die gesellschaftlichen Zusammenkünfte und Feste in ihrer Wohnung gerade so wie damals, als sie dem Hause selbst vorgestanden hatte. Es war sogar, als ob dieses Geschäft noch in ihren Händen, und sie nur unsichtbar geworden sey.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 28. April 1841.

— Miserum est aliorum incumbere famae.
Juvenal.

Der Familienschild.

(Fortsetzung.)

Valerian, der einzige Sohn des Barons Gaston Gervais Gildert, konnte auf den ersten Anblick durch Energie und Selbstkraft wie äußere Schönheit für eine mit Jeanne verwandte Erscheinung gelten; und doch war er so himmelweit verschieden von ihr. Er hatte eine durchaus aristokratische Erziehung erhalten, wenn von Erziehung die Rede seyn konnte bei einer Natur von dem ausgebildetsten bretagnischen Eigensinn, die nicht nur überall ihre eigenen Pfade verfolgte, sondern sich darin gefiel, dabei der breitgetretenen Wege der Andern bitterhöhnend zu spotten. Selbst von einer ganz außerordentlichen Energie beseelt — wie ihn wenigstens seine bisherige Tapferkeit auf dem Schlachtfelde annehmen ließ — körperlich stark wie ein Löwe, thatendurstig wie ein Eroberergenie, hatte es ihn seit je erbittert, allen aristokratischen Stolz, der ihm schon als Knabe von seiner ganzen Umgebung eingeblaut werden sollte, nur auf die verschollenen Thaten seiner Ahnherrn oder auf noch werthlosere Dinge, die Locke Childerichs, den Lastträgerdienst des Maussabns, die Prophezeiung eines alten Druiden vom einstigen Glanze seines Hauses, gestützt zu sehen. Es empörte seinen persönlichen Stolz, daß eine kühne That seines eigenen Arms nicht in Rede kam gegen die bloße Erwähnung seines Namens in den alten schweinsledernen Bänden von Messire Froissart oder Joinville. Der Mensch in ihm war hochmüthiger als der Aristokrat; er hätte nichts dagegen gehabt, ein Adne zu seyn, wohl aber ein Enkel zu seyn. Dazu noch die wunderliche Zumuthung, eine Ehre in der Unehre zu finden, vorausgesetzt, daß sie aus einem frühern Jahrhundert gemeldet werde. Denn man war auf Chateau Muffard stolz darauf, daß ein Seroy am Ende des neunten Jahrhunderts den rändigen Hund getragen zur Strafe für eine Verrätherei. Und wenn Valerian nun vollends seinen Vater, dem er es nie verzeihen konnte, daß er an den Tagen von Ivry und Coutras zu Hause gesessen hatte, statt von eigenen Thaten erzählen hörte, wie ihm zwischen den Rohan und den du Gaisnics der Sitz gebühre auf den Generalstaaten zu Rennes; wie er berechtigt sey, bei der Eröffnung derselben die Zulassung zu seinem Vasallendienste zu fordern, der darin bestehe, dem Herzoge der Bretagne, jetzt dem Könige, den Steigreif zu halten; oder endlich, wenn er, gesprächig werdend, auf seine Ansichten von der „kleinen Sitte" der Etikette überging, diesem bewundernswürdigen Institute, das eigentlich am Hofe Burgunds unter Philipp dem Guten seine jetzige Ausbildung bekommen, dann an den Hof von Castilien übergegangen sey und von daher unter

Anne d'Autriche nach Frankreich gekommen — diesem bewundernswürdigen Institut, das die Blüthe alles politischen und socialen Fortschritts der Menschheit sey, die stufenweise durch Christenthum, Ritterthum, Etikette aus dem Barbarenthum in die feinste Politesse sich hinaufgeläutert habe: dann trieb es den Chevalier voll wüthigen Verdrusses in den Wald, um Bären zu jagen. Und hier, wo er fast aufgewachsen war, wo die Natur allein ihm Mutter und Ahnfrau und Verwandte schien, wo er sich als ihr Stammherr, als König ihrer andern Geschöpfe fühlte, weil er stärker war als diese, hier sog er eine Ansicht von Aristokratie ein, wie wohl noch kein de Mussard sie gehegt hatte. Das aber diente eben dazu, sie desto tiefer Wurzeln schlagen zu lassen.

Unsere philosophischen Ueberzeugungen werden nie fester, als wenn sie aus dem Mantel des Allgemeinen Putzlappen für unsere besondere Eitelkeit schneiden. Valerian de Mussard sagte sich, die Aristokratie sey ein verderbliches Institut, weil sie die Trägheit nähre und jene Indolenz des menschlichen Hochmuths bestärke, welche so gern in errungenen, noch mehr aber in ererbten Lorbeeren ein Ruhebett für ihre Faulheit sehe; aber dieser allgemeine Schluß wurde ihm deshalb unumstößliche Wahrheit, weil es seiner Persönlichkeit schmeichelte, die Aristokratie weg und sich erhoben zu denken, nicht wie jetzt schon über den Pöbel bloß, sondern über alle, die stolz als seine Pairs sich neben ihn stellten, obwohl er sich tapferer, starker, thatendurstiger glaubte, als sie alle. Valerian war zu stolz, um nicht den Stolz zu verachten.

Mit ihm auf Chateau Mussard war Jeanne Prestot aufgewachsen, die verlassene Waise eines Notars, der früher in der Seignenrie von Moyencourt gelebt hatte. Valerians Mutter hatte sie zu sich genommen und sie ganz wie ihr eigenes Kind gehalten, weil sie sich vereinsamt fühlte und das stille, ernste und träumerische Mädchen liebte. Als sie heranwuchs und eine blendende Schönheit wurde, dachte man nicht daran, daß ihre Nähe dem mit ihr in gleichem Alter stehenden Valerian gefährlich werden könne; sie war ja die Tochter eines Notars und er der Erbe der ältesten Seigneurie der Bretagne; sie war sans conséquence, und wäre sie wie Helena gewesen.

Wirklich schien Valerian kein Auge für ihre Reize zu haben; aber sie gefiel ihm, sie war klug und er freute sich über ihre Gespräche, über ihren Witz, der oft eine bittere und ironische Färbung annahm, wie gewöhnlich bei Wesen, welche das Leben von ihrer Wurzel losgerissen und auf einen fremden, wenn auch bessern Boden geworfen hat. Ihr Geist amüsirte ihn, weil etwas Fremdartiges für ihn darin lag, das aber keine Art von Mißbehagen in ihm wecken konnte; er besaß ihn selbst zu wenig, um seinen Mangel zu fühlen; er schien ihm eine Frauengeschicklichkeit, aber jedenfalls hatte eine hübsche Stickerei Jeannens bei ihm den Vorzug vor einem ihrer amüsanten Gespräche, weil jene dauerhafter war.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in die Vogesen.

(Fortsetzung.)

Die Stadt selbst ist gegenwärtig so unbedeutend, daß die Umgegend für den Reisenden zur Hauptsache wird. Uebrigens hat Zabern nicht weniger als 5000 Einwohner (50 Protestanten, 300 Juden) und ist der Sitz einer Unterpräfektur, eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts, einer Gensdarmerieverwaltung und eines Steuerkontroleurs. Und trotz dem Unterpräfekten, dem Präsidenten, Staatsprokurator, Friedens- und andern Richtern, trotz der Madame la sousprésète, dem receveur des contributions indirectes gibt es in Zabern weder eine Buchhandlung, noch auch nur ein Lesekabinet, ein Bücherlesekabinet, von einem Zeitungslesekabinet nicht einmal zu sprechen. Will die Frau Sousprafektin ein neues Buch lesen, so muß sie's aus Straßburg kommen lassen und kaufen, denn in den Straßburger Lesekabinetten schickt man den Lesern vom Lande nur, was man in Straßburg selbst nicht mehr nöthig hat, nur Rococo. An ein geistiges Leben ist also hier nicht zu denken, da das Oel der Lampe fehlt. Ein gesellschaftliches Leben findet ebensowenig statt, wenn man die Paradesoiréen von ein paar Beamten nicht etwa für Gesellschaftsleben hinnehmen will. Die gebildetern Familien schließen sich ab, und bleiben so noch mehr hinter Zeit und Geist zurück, als dies ohnehin meist in Landstädten der Fall ist.

Das Volk ist ein kernguter Schlag, aber sinnlich und abergläubisch im höchsten Grade. Wenn es in Zabern keine Buchhandlung und kein Lesekabinet gibt, so fehlt es desto weniger an Wirthshäusern aller Art. Die gebildetere Gesellschaft hat ein solches in eine Art Kasino zu verwandeln gesucht, indem sie sich neben dem Biere zwei, drei Zeitungen auftischen ließ. Das Volk dagegen verlangt nichts als Wein, Bier oder Branntwein, und kümmert sich nicht um die Zeitung. Am Sonntag Abend hörte ich aus mehreren Kneipen den Gesang der zungenmatten Betrunkenheit hervorschallen. Der Zufall wollte, daß ich in einem Bierhause etwas zu thun hatte, und in den zehn Minuten, die ich da war, hörte ich mehr rohe Zoten, als in den sechs Jahren, die ich in Paris zugebracht. Mit dieser Sinnlichkeit und Rohheit geht der Aberglaube Hand in Hand. In Zabern sind noch die schönen Zeiten der Hexen, Gespenster und

Digitized by Google

Werwölfe. Noch heutigen Tages gibt es in Zabern etwa zehn Häuser, die keine Miether finden, weil's in denselben nicht gedeuer ist. Die Geisterbanner sind daher noch ganz bedeutende Leute in Zabern. Man nannte mir ein paar Gespenster mit Vor- und Zunamen, die auf dem Greifenberg in Flaschen gebannt sind. — Daß in einem solchen Lande die Wunder noch an der Tagesordnung sind, versteht sich von selbst. Man wallfahrtet nach dem Tinderge gegen die Epilepsie; die heil. Barbara hilft gegen die Unfruchtbarkeit der Weiber; zu Affolsheim ist eine Kapelle für die kranken und auszehrenden Kinder.

Unser erster Ausflug ging nach Schlettenbach, dem Saut du prince Charles und der wunderbaren Straße, die von Zabern den Berg hinaufführt. Sonntagsruhe lag auf der ganzen Gegend, ein sanfter Wind schuf rechts und links um uns aus den Fruchtfeldern wogende Seen. Zwischen diesen Seen hin und unter grünen Bäumen durch führt der Weg nach dem Saut du prince Charles an Schlettenbach vorüber, einem Sommerhause, das erst seit kurzer Zeit gebaut ist, und wozu der Raum unfruchtbaren Felsen und sumpfigen Wiesen abgerungen wurde. Ein enges Thal, das sich allmählig öffnet und eine Aussicht auf Zabern und das Elsaß erlaubt, ladet hier zugleich zur Einsamkeit und zur Geselligkeit ein. Hinten im Thale die tiefste Ruhe, vorne das Leben einer der schönsten Aussichten. Seiten sah ich ein Landhaus, das so, wie dieses, dem Weltmüden Ruhe versprach.

Ueber diesem stillen Sommersitze, diesem ruhigen Thälchen wird der Berg mit jedem Schritte wilder; Felsblock an Felsblock gelehnt, versperren uns hier den Weg, bis wir zuletzt hoch im Berge an den Sprung des Prinzen Karl gelangen. Hundert oder mehr Fuß weit soll hier ein lothringischer Prinz mit seinem Pferde von einem Felsblocke zum andern gesprungen seyn. Zum Beweise der Wahrheit sind noch die Hufeisen des Pferdes in den Felsen abgedrückt zu sehen. Die Gelehrten streiten darüber, ob der Prinz Karl oder Anton geheißen; die Ungelehrten und das Volk nennen ihn ohne Umstände Karl. Die Gelehrten aber werden gerade durch die Umstände veranlaßt, dem Anton den Vorzug zu geben. Dieser hat nämlich nahe bei Zabern, vielleicht nicht weit von dem Sprunge des Prinzen, im Bauernkriege die Bauern trotz Frieden und Vertrag überfallen und zu Tausenden niedergemetzelt. Das ist nun schon eines Andenkens werth. Aber mir scheint es, als ob die Bauern gerade diesen mit Blut, Feuer und Schwert in ihr Andenken geschriebenen Namen nicht vergessen und verwechselt haben würden.

Eines der schönsten Bilder, die ich je gesehen, lag hier vor mir. Wir stehen auf einer Felsplatte, die am Rande in einen schwindelnden Abgrund sehen läßt, und über uns wölbt sich terrassenartig stets voranstrebend ein anderer Fels, der schwebend schon Jahrtausende lang einzustürzen droht. Und von dieser Felsplatte aus öffnet sich nun eine Aussicht in die schöne Ebene des Elsasses, so wie in die zunächstliegenden Thäler und auf die verschiedenen, mit Ruinen gekrönten Berge der nächsten Umgebung von Zabern, eine Aussicht, die an Wechsel und Leben wenige ihres Gleichen hat und der nur ein Fluß fehlt, um dem schönsten, was der Rhein bietet, an die Seite gestellt zu werden. — Es war dies seit lange das erstemal, daß ich wieder einmal ein recht schönes, großartiges Kunstwerk der Natur sah. Ich hätte allein seyn mögen und würde dann wohl Stunden lang hier mich des Schönen gefreut haben.

Von dem Prinzensprung hat man nur ein paar hundert Schritte bis zum Zaberner Steg, dem Wege von Zabern den Berg hinauf nach Lothringen. Der Weg geht hier in einer Länge von 13,041 Metres stets bergauf, ist, meist in den Fels gebrochen, zwölf Metres breit und hat siebzehn verdeckte und gemauerte Brücken, von denen einzelne über 100 Metres lang sind. Man baute an demselben von 1728 bis 1739. Er ist ein Meisterstück und bietet überdem Schritt für Schritt die schönsten, überraschendsten Aussichten in den ganzen Kessel hinein, den die Vogesen, der Schwarz- und Odenwald bilden. Oben auf der Berghöhe sind noch Reste von Batterien, welche die Oesterreicher i. J. 1744 hier errichteten, und aus denen sie bald genug wieder fortgetrieben wurden. Der Krieg hieß der Pandurenlärm und die Schanze der Panburenschlag.

Nachmittags zog sich ein Wetter über der Ebene zusammen, das sich theilweise bis nach Zabern erstreckte. Eine Zeit lang glaubte ich, daß ich um meinen Ausflug nach Hoh-Barr kommen sollte; aber als einem Glückskind sollte mir das Wetter nur einen um so größern Genuß verschaffen. — Gegen Abend drohte zwar noch immer Regen, aber wir wagten's trotz der Drohung. — Hoh-Barr wurde 1170 gebaut und nach dem westphälischen Frieden geschleift. Später machte man eine Kaserne daraus, bis die Revolution das Schloß auch dieses Dienstes unwürdig erklärte und es von da an immer mehr zerfiel. — Hoh-Barr ist eine der großartigsten Ruinen, die ich je gesehen. In den Ringmauern des Schlosses selbst liegt ein ungeheurer Felsblock, den eine Art Citadelle krönt, zu welcher man nur mit thurmhohen Leitern steigen kann. Ohne Pulver und Kanonen würde diese Festung unbesiegbar seyn. Eine Menge Thurm- und Saalruinen bekunden die ehemalige Größe. Das Alles ist sehr schön, sehr großartig, und seit die Raubschlösser Ruinen sind, ganz erbaulich-gemüthlich-romantisch, aber doch nur Menschenwerk, das nur dadurch, daß es wieder als Ruine zur Natur zurücktritt, recht schön wird.

Digitized by Google

Aber dort in jener Mauer iſt ein Durchbruch, und dieſer bietet ein Schauſpiel, gegen welches das wunderbarſte Menſchenwerk doch immer nur eine Spielerei iſt. Die Sonne ging eben in den Vogeſen unter. Die Gewitterluft, der wieder nach Abend ſtrebende Regenduft wurden durch die lezten Strahlen der Sonne wunderbar belebt und lagen wie Goldſtaub auf der ganzen Gegend. Berg und Thal war Ein duftender Rauchaltar Gottes. Bis die lezten Strahlen am Horizont verſchwanden, ſtand ich, wer weiß? im ehemaligen Schlafgemach der Burgdame und ſah durch den Riß, den die Zeit in dieſe Mauer gemacht, und vergaß, daß ich mit Freunden hier oben war. Seiten ſah ich Schöneres, ſelten war ich glücklicher.

Ganz das Gegentheil von dieſer Ausſicht auf die Berge und Thäler, auf die nächſten Höhen, Dörfer und die Ruine Greifenſtein hinab iſt der Proſpekt, den die vordere Seite des Schloſſes bietet. Hier öffnet ſich das ganze Elſaß vor unſern Blicken. Der Münſter von Straßburg bildet die Mitte, der Rhein durchſchneidet das ganze Thal, die Vogeſen, der Schwarzwald, der Odenwald ſind die Grenzen. Die Gewitterwolken, die ſich noch immer über Straßburg entluden, erlaubten uns nicht, das ganze Schauſpiel zu überſehen. Die fernen Blitze waren ein Erſatz, der mit jeder Minute wuchs, da ſie, ehe wir wieder in Zabern ankamen, oft wunderbare Fernausſichten in dunkler Nacht erlaubten.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Schluß.)

Tiedge. — Eröffnung des neuen Theaters.

Die faſt unerſchütterliche Geſundheit Tiedge's bis in ein ſo ungewöhnlich hohes Alter mußte um ſo größere Verwunderung erregen, da er, bei aller Kraft und Vollkommenheit des übrigen Körpers, doch bereits ſeit einer langen Reihe von Jahren an einem ſehr mangelhaften Pedale litt, wodurch er beinahe auf alle, der menſchlichen Geſundheit doch ſo förderliche Bewegung mit Hülfe der eigenen Füße Verzicht leiſten mußte. Seine kleinen Ausflüge aus der Wohnung pflegten daher zu Wagen zu geſchehen. Auch bediente er ſich zuweilen im Sommer einer durch einen Diener fortgeſchobenen Roulette, um am Elbufer hin nach einem ohngefähr eine Viertelſtunde von ſeiner Behauſung entfernten Garten der Schiffmühle zu gelangen, wo gewöhnlich weibliche Geſellſchaft ſeiner ſchon harrte. Wie überhaupt das weibliche Element in ſeinem ganzen Weſen vorzuherrſchen ſchien, ſo fühlte er ſich in den Kreis anſtändiger Frauen offenbar hingezogen. Kein Wunder daher, daß dieſe, in dankbarer Verehrung der ihnen von dem ausgezeichneten Manne zugeſtandenen Vorzüge, eine freiwillige Ehrengarde um ſeine Perſon zu Hauſe wie in andern geſelligen Kreiſen zu bilden pflegten, die ihm auch das Geleit an ſeine Ruheſtätte gab und den entſeelten Leichnam dort mit Blumenglanz überſtreute. — Noch in ſeiner lezten Zeit nahm Tiedge's Genius, beſonders bei Anläſſen, die ſeinem Herzen wohlthaten, Gelegenheit, ſich in gebundener Rede auszuſprechen. So machte er der jungen Braut eines allgemein hochgeſchäzten, ohngeachtet der Verſchiedenheit des Alters mit ihm innigſt befreundeten Mannes am 4. Oktober 1835 ein Geſchenk mit ſeiner Urania, von nachſtehenden Zeilen begleitet, die als ungedruckte Reliquie manchen ſeiner Verehrer gewiß nicht unwillkommen ſeyn werden.

An Emilie.

Noch ſteht dein Lenz in vollen, hellen Blühen,
Und dieſes Lenzes ſanfter Schmuck biſt du.
Dein Wilhelm — o, das Glück hat viel ihm zu vergüten:
Du führeſt ihn, und einzig du,
Der lieblichſten Vergütung zu.
Und dafür ſey dein Haupt mit einem Kranz umwunden,
Den Liebesfrob dir ſeine Hände drehn,
Und ſo bekränzt wirſt du mit ihm durch's Leben gehn.
Ich weih' als Zeuge Eurer Roſenſtunden
Dies Buch zu einem Tempel ein:
Da kehret, bin ich längſt verſchwunden,
Des Freundes denkend, freundlich ein!

Ja, noch am erſten vorigen Monats, mithin nur eine Woche vor Tiedge's, am achten deſſelben Monats eine Viertelſtunde vor Mitternacht erfolgten Tode, wohnte er dem Wiegenfeſte einer hochgeachteten Freundin bei, der er folgenden Vers widmete, der als des verehrten Dichters lezter betrachtet werden kann:

Hätt' ich Gewalt in meinen Händen,
Ein Leben voller Sonnenſchein
Wollt' ich aus Freud' und Liebe weben,
Und dir es zum Geburtstag weih'n. —

Die immer wieder verſchobene Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes hatte die Ungeduld des Publikums längſt auf einen hohen Grad geſteigert. Jezt iſt endlich das alte Haus mit Minna von Barnhelm und einem Epilog von Th. Hell geſchloſſen, und das neue am 12. d. M. mit Goethes Torquato Taſſo und einem Prolog von Th. Hell eröffnet worden. Das nächſtemal mehr von dieſer Feier. — Schon im Sterben liegend, war das über achtzig Jahr alt gewordene Theater kurz zuvor noch ſo galant geweſen, uns mit einem „Glaſe Waſſer" (von Th. Hell nach Scribe), deſſen guter Geſchmack vielfach gerühmt wurde, zeitgemäß zu erquicken. Vielleicht hat manchen der grauſamſten Todfeinde des immer unvollkommener und unſcheinbarer gewordenen Gebäudes, als er daſſelbe mit dem Gedanken verließ, daß er nie dahin zurückkehren werde, das troſtloſe Wort: zum lezten Male! ſchauerlicher berührt, als er ſolches zuvor ſich eingeblaſet. Denn wer von allen hieſigen, über das Kindesalter hinausgelangten Ganz- und Halbgebildeten, die dem Schwanengeſange des alten Hauſes beiwohnten, hätte nicht recht ſüße Genüſſe mannigfacher Art darin erlebt? Welch eine Unzahl dicht aneinandergedrängter großer, ſich zum Theil ganz widerſprechender Zeits- und Weltereigniſſe ſind an dem Hauſe vorübergegangen! Wenn ſeine allerdings allmählig immer mehr verzogene und verrunzelte Phyſiognomie ganz verſchwunden ſeyn wird, ſo kann ein wehmüthiger Nachklang darüber in unſerer Seele kaum ausbleiben. Zum Glück wird er nicht lange vor dem neuen, würdigen Muſentempel beſtehen können, dem das alte vertrüppelte Haus nothwendig zum Opfer gebracht werden mußte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 13.

Mittwoch, 28. April 1841.

Goethe's Werke, neue Taschen-Ausgabe.

Sechste bis achte Lieferung.

[180] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's sämmtliche Werke,

mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete

vollständigste Ausgabe

in vierzig Bänden.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Sechste bis achte Lieferung oder 26r—40r Band. Subscriptionspreis für die Lieferung 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.

Gallerie

hiezu

nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

Fünfte und sechste Lieferung:

V. Iphigenia — Wilhelm Meisters Wanderjahre — Pater Brey — Westöstlicher Divan — Scherz, List und Rache. — VI. Tancred — Werthers Leiden — Egmont, 2tes Blatt — Blinde Kuh — Jery und Bätely.

Subscriptionspreis für die Lieferung 40 kr. oder 10 Gr.

Die günstige Aufnahme, welche unsere letzte Ausgabe von Schillers Werken, Taschen-Ausgabe, gefunden, veranlaßte uns, die unvergänglichen Geistesprodukte der beiden im Leben so innig verbundenen größten Dichter Deutschlands in einer gleichmäßigen Ausgabe erscheinen zu lassen.

Dieselbe ist mit den oben angekündigten Lieferungen nun vollendet und die erste **durchaus vollständige** von Goethe's Schriften zu nennen, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in 11 Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles Dasjenige enthält, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Unserer frühern Ankündigung gemäß, erlischt der für alle 40 Bände bestehende Subscriptionspreis von 26 fl. 40 kr. oder 16 Rthlr. — mit Ende des laufenden Monats und tritt hiefür vom 1. Mai an der Ladenpreis von 35 fl. — oder 21 Rthlr. — ein.

Die noch rückständigen zwei Lieferungen der Gallerie werden in möglichst kurzer Frist nachgeliefert werden.

Stuttgart und Tübingen, April 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[190] In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die **TODTENFEIER** des **Kaisers NAPOLEON.**

Mit in dem Text gedruckten Abbildungen
und einem
prachtvollen Frontispice nach der Originalzeichnung
von
Horaz Vernet.
Format und Ausstattung wie Laurents und Vernets Napoleon.
Preis circa 8 Gr.

J. J. Weber in Leipzig.

[185] Wichtige, so eben erschienene Schrift:

Leben
des königl. preußischen Staatsministers
Carl Freiherrn vom und zum Stein.
Leipzig, 1841. Friedrich Fleischer.
2 Theile. geh. Preis 3 Thlr.

[179] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Märzheft 1841.

Inhalt: Beschreibung der von Hrn. Pecqueur erfundenen rotirenden Dampfmaschine. Mit Abbild. — Rangeley's sich drehende Sicherheits-Eisenbahn. Mit Abbild. — Dircks Patent für verbesserte metallene Eisenbahnräder mit Holz eingefaßtem Felgenkranze. Mit Abbild. — Interessante Versuche mit Locomotiven auf der Hull-Selby-Eisenbahn. — Ueber die Wirkungen der Eisenbahnkrümmungen, von Edward Sang. Mit Abbild. — Ueber die Entwässerung von Niederungen, von Hrn. William Fairbairn. Mit Abbild. — Napiers Verbesserungen in der Verfertigung der Flintenkugeln. Mit Abbild. — John Sangs Edg. Meßinstrument, Hypsometer genannt, zur Bestimmung der Höhe von Bäumen, Gebäuden und andern Gegenständen. Mit Abbild. — Edwards' Verbesserungen in der Zubereitung und Verbindung von Materialien zum Feueranzünden. Mit Abbild. — Smiths Verbesserungen an den Gasbrennern und den Lampen mit Deflectoren oder den sogenannten Oelgaslampen. Mit Abbild. — Vergleichende Untersuchung der Leucht- und Heizkraft verschiedener Arten von Steinkohlengas-Brennern und über die Anwendung des Steinkohlengases als Wärmequelle; von Dr. Andrew Ure. — Ueber die Darstellung des Goldpurpurs; von E. F. Capaun. — Vicats Untersuchungen über die verschiedenen Eigenthümlichkeiten, welche die Steine, die Cement und hydraulischen Kalke enthalten, durch unvollständiges Brennen annehmen können; nebst Bemerkungen über die anomalen Kalkarten, welche den Uebergang von den stark hydraulischen Kalkarten zu den Cementen bilden. — d'Arcets Vorschläge zur Abänderung der gegenwärtigen Verfahrungsarten bei der Seifenfabrikation. — Dubrunfaut, über das Leinsamenmehl und die Erkennung seiner Reinheit. — Pelletier, über die Ursachen der Elektricitäts-Entwicklung beim Uebergang des Wassers von dem flüssigen in den dampfförmigen Zustand. — Schafhäutl, über den Dampf, als Leiter der Elektricität betrachtet. — Verres, über die Vervielfältigung der Daguerre'schen Lichtbilder durch den Druck. — Miscellen. Englische Patente. — Grovers Verfahren, die Trains auf Eisenbahnen zurück- und aufzuhalten. — Schdrg'scher Brodbackofen in München. — Bildnerei in Holz, von Franz und Graenaten. — Verbesserung an Rutherfords Register-Thermometer; von John Dunn. — Budi's Legirung zum Verzinnen des Gußeisens. — Unoxydirbares Gußeisen oder eisenhaltiges Messing. — Notizen über Stahl und Eisen. — Verkohlung des Schlammes. — Einfaches und leichtes Verfahren der Flachs- und Hanfröstung.

Zweites Märzheft.

Bericht des Hrn. Theod. Olivier über den von Hrn. Ch. Dietz construirten Dampfwagen zum Befahren gewöhnlicher Landstraßen. — Ueber die Spannkraft des Wasserdampfes; von Biot. — Ueber die Elektricität des ausströmenden Dampfes; von W. G. Armstrong. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Canalschifffahrt, von James Smith. Mit Abbild. — Pearce's excentrische Kuppelung. Mit Abbild. — Beschreibung der sogenannten Universalrollen, wie sie Hr. Decoster anwendet, um unter sich gleich entfernten Achsen eine Kreisbewegung mitzutheilen. Mit Abbild. — Bericht der HH. Poncelet, Gambey und Séguier über eine von Hrn. Carville erfundene Maschine zur Fabrikation von Backsteinen und Ziegeln. — Jacksons Verbesserungen in der Verfertigung von Nägeln, Schraubenköpfen, Bolzen und Nietnägeln. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Amédée Durand über die von Hrn. Rainecelin erfundenen Scharniere mit Federn, für Zimmerthüren. Mit Abbild. — Brindley's verbesserte Apparate zum Pressen der Baumwolle, Wolle und anderer Waaren. Mit Abbild. — Beschreibung eines von Hrn. Benoist in Neudourg (Dept Eure) erfundenen Stuhles zur Erzeugung von Lichterdochten. Mit Abbild. — Merryweathers Rettungsapparat für Feuersbrünste. Mit Abbild. — Ueber die Bildung der Kruste in den Kesseln bei der Fabrikation des Rohzuckers (aus dem Zuckerrohr); von Hrn. Aocquin. — Ueber die wachsartige Substanz des Zuckerrohrs; von Hrn. Aocquin. — Vergleichende Untersuchung des auf den Antillen und in Frankreich wachsenden Zuckerrohrs; nebst Betrachtungen über die Zuckerfabrikation; von Hervy. — Ueber die Schweißbarkeit der Metalle und das Damasciren in Gold und in Silber; von Hrn. J. Fournet. — Ueber die Cultur der Rosen und die Bereitung des Rosenwassers und des Attars zu Ghazerpore; von Dr. Jackson. — Miscellen. Verbesserung an den Maschinenstühlen zum Weben von Leinwand; von den Gebrüdern Meyer. — Rigands Vorschlag, Häuser von Eisen zu bauen. — Deny de Eurie, über Bereitung des hydraulischen Mörtels. — Dr. Ojanns Verfahren, Abdrücke von Münzen und ähnlichen Gegenständen anzufertigen. — Verfahren, Abgüsse von Medaillen aus Wachs zu machen. — Verfahren, Gypsabgüsse von zarten Modellen zu machen. — Der artesische Brunnen zu Grenelle. — Berichtigung in Betreff der Benker'schen Lampe. — Anstrich für metallene Oberflächen. — Verfahren, die Eier ein Jahr lang frisch zu erhalten. — Aufbewahrung

Digitized by Google

der Eier des Seidenschmetterlings. — Ueber Breants Verfahren, das Holz zu conserviren. — Ueber Ausrottung des Kornwurms.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1r bis 18r Jahrgang oder Bd. 1 bis 74 zu 180 Rthlr. 16 Gr. oder 320 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1839 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

---

[181] Tübingen. Bei L. F. Fues ist erschienen:

Ausländische Nationalmelodien mit deutschem, zum Theil aus dem Englischen ꝛc. übertragenem Text, gesammelt und für 1 oder 2 Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesetzt von Fr. Silcher. 4tes Heft. 48 kr. oder 12 ggr.

Inhalt: 1) Der junge Harfner ꝛc., irische Melodie; 2) Ja, Mai des Lebens ꝛc., irisch; 3) O horch der Abendglocken Klang ꝛc., Weise „The bells of St. Petersbourgh;" 4) die Nachtigallen „die Stunden schleichen" von Beranger, französische Melodie; 5) Leise spähen, ob ꝛc., portugiesisch; 6) Seht wie düstere Wolken ꝛc., irisch, 7) den rothen Röslein gleicht ꝛc., irisch; 8) O Süße, komm ꝛc., venetianisch; 9) Heimat „Wenn weit in den Landen" ꝛc., irisch; 10) Wild tobt der Sturm ꝛc., altfranzösisch.

---

[158] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Modepflanzen unserer Zeit

Camellia und Cactus.

Anleitung

zur

Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch,

mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,

herausgegeben

von

W. Neubert.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (Ueber Camellien). Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befruchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[175] Bei Hinrichs in Leipzig erschien so eben:

Ohneforge, Herm. von,

Geschichte des Entwicklungsganges

der

Brandenburgisch-Preußischen Monarchie;

mit besonderer Beziehung auf die Persönlichkeit der Regenten, die Hausverfassung und die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse des Gesammtstaats zu den einzelnen Gebietstheilen und zu auswärtigen Staaten. gr. 8. 40 Bogen. Schreib-Velinpap. 1841. 2 Thlr. 21 Gr. 2 Thlr. 26½ Ngr.

Dieses bis auf die neueste Zeit reichende Werk bietet dem Geschichtsfreunde, dem Staats-, wie dem praktischen Geschäftsmanne einen nützlichen Leitfaden in vielen staatsrechtlichen Zweifeln.

---

[183] In der liter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Systeme einer

vollständigen Lufterneuerung

in Kranken- und Versorgungshäusern, Irrenanstalten ꝛc. für den Winter und Sommer.

Theoretisch und praktisch bearbeitet von

Fr. X. v. Haeberl,

Dr. med., Geh. Rath, Ritter des Civilverdienst-Ordens der bayer. Krone.

8. geh. Preis 1 fl. 48 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 3 Gr.

Diese Schrift bildet den Schlußstein der anerkannt klassischen Nosokomial-Verbesserungen des k. bayer. Geh. Rathes Ritter Xaver v. Haeberl, welcher sie noch in seinem 82sten Lebensjahre mit einer Genauigkeit, Verständlichkeit und umfassenden Gelehrsamkeit verfaßte, die für das hohe Alter dieses allgemein beliebten Arztes wahrlich höchst bewunderungswürdig ist.

Sie untersucht in den ersten Abschnitten die Ursachen der Nosokomial-Schädlichkeiten, und besonders des in diesen Anstalten endemischen Luftverderbnisses, und weist in einem lebendigen Paradigma theoretisch und praktisch die Vorkehrungen aus, wodurch alle entfernbaren Corruptions-Ursachen radikal entfernt, die Wirkungen der aus unentfernbaren durch eine neue vordem nicht versuchte Lufterneuerung unverlässig getilgt werden können. Die Realität des Erfolges garantiren die im Großen zu München in den ansehnlichsten Monumenten herrlich bestehenden Verwirklichungen.

Im letzten Abschnitte vindicirt der Herausgeber Dr. Anselm Martin — ein Schüler Haeberls und ebenfalls durch mehrere werthvolle Nosokomial-Schriften bereits bekannt — die Ehre der Priorität nicht nur der lufterneuernden, sondern auch der bloß wärmeleitenden Heizmethode, wodurch eine neue Epoche in der Heizungsgeschichte begründet werden muß — seinem Lehrer dem Ritter v. Haeberl gegen fremde Usurpationen und

Digitized by Google

namentlich gegen einen solchen Versuch, welchen Prof. Meißner in Wien machte.

Die Verlagshandlung glaubt keine weitere Empfehlung dieser Schrift beigeben zu dürfen, da sowohl der Sachgehalt des Gegenstandes als die Namen des Verfassers und Herausgebers hinlänglich schon ihren Werth beurkunden.

---

[178] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat März 1841.

Größere Aufsätze.

Ausflug aus Jassy in die Karpathen im Sommer 1840. — Das Leuchten des Meeres. — La communauté des Jault. — Die Gegenden des Nordcaps und ihre jetzige Bedeutsamkeit; 2) das Kupferbergwerk Kaasfjord; 3) Hammerfest, die letzte Stadt im Norden; 4) Die Bewohner der Hvalinsel; 5) das Nordcap. — Die slawischen Volks- und Sprachstämme. — Allgemeine Bemerkungen über Brasilien: das Thonfressen der Urstämme. — Die Acupunktur bei den Japanesen. — Ueber Sternschnuppen und Meteore. — Notizen über die Einwanderung der Chinesen und Kriege mit denselben auf der Westküste Borneo's. — Aussicht des Sklavenwesens in Brasilien. — Ein Tag in Macugnaga. — Petersburger Skizzen: Fahrt nach Zarskoje Selo und Pawlowski. — Eine Hochzeit in Kalifornien. — Erinnerungen aus der Provence: 1) Avignon; 2) Arles und Aix; 3) Marseille. — Die Auswanderung der Boers und ihr Kampf mit den Kaffern. — Volksglaube in Wales: die Elfen; die Feen. — Die Squatters (nach Audubon): 1) die Squatters am Mississippi; 2) die Squatters in Labrador. — Ein Maskenball in Pamplona. — Fahrt vom Piräus nach Smyrna. — Der Bräutigam von Barna. — Die ungarischen Gesundbrunnen und Bäder. — Ueber den freien Handel der englischen Colonien. — Eine Kunst- und Industrieausstellung in Sheffield als Beispiel einer Ausstellung in den englischen Provinzialstädten. — Eine Scene auf Majorka. (Nach George Sand.) — Erziehungsanstalten in Brasilien. — Das böhmische Theater in Prag.

Kleinere Mittheilungen.

Silbergrube in Spanien. — Ein künstliches Bein. — Ueber die Sternschnuppen in den Nächten des 9. und 10. August 1840. — Erdbeben zu Algier. — Wbife in Frankreich. — Der Reisende St. Hubert Théroulde. — Der Lavakonstopf. — Ueber fossile Bärenknochen. — Heilung von Taubstummen. — Geologische Bemerkungen aus dem Staate New-York. — Häuser von Eisen. — Die Cypressen im Generalife. — Schüsse mit Cylindern statt mit Kugeln. — Gemäldeausstellungen in Frankreich. — Das Buch über die Nachfolge Christi. — Englische Colonialnachrichten: über die Verwendung der Landfonds zu Regierungszwecken in Neusüdwales. — Wahrscheinliche baldige Auswanderung freier Neger aus Afrika nach Westindien. Auswanderung freier Farbiger aus Nordamerika. Anpflanzung von Tabak in Trinidad. Auswanderung der Neger aus St. Christoph. Anlegung einer Pflanzung in Jamaica durch weiße Einwanderer. Ueber die Lage der Dinge auf dem Cap an der Gränze gegen die Kaffern. — Hausklaverei bei den ausgewanderten Boers. Gesellschaft zur Gründung einer zweiten neuseeländischen Colonie. Entdeckung einer schiffbaren Einfahrt in den Alexandrinas-See. — Der artesische Brunnen in Grenelle. — Belgische Litteratur des Jahrs 1840. — Der Graf Strzelecki in Neusüdwales. — Bergsturz bei Gragnano. — Fortschritt der Universität London. — Geschenk an die Universität Oxford. — Wassergehalt verschiedener Nahrungsmittel. — Gemälde der k. Taufe in England. — Die Grotten von El Tell in Aegypten. — Neues Tuch aus alten Lumpen. — Bevölkerung Algiers. — Ptyria. — Neue Zerstörungsmaschine. — Ueber die Ungesundheit des tropischen Litorals von Afrika. — Maschine zum Steinbehauen. — Erdbeben in Amerapura. — Gottesgericht in Afghanistan. — Ansehen der Hunde in Turkestan. — Ueber die Fortschritte der indobaktrischen Münzenkunde. — Das Plateau von Pamir. — Reise des Dr. Beke. — Neue Pflanzengattung in Brasilien. — Das Yak. — Der Reisende Karelin. — Skizzen aus Finnland: 5) die Hochzeitsgebräuche. — Blumenausstellung zu Bordeaux. — Der Wasserschmecker Palamelle. — Wanderung einiger Affen. — Angeblicher Sturz der Felsen am Niagarafall. — Versammlung der nordischen Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen. — Nachricht über Hrn. Masson. — Fossile Menschenknochen. — Die Benuas in der Halbinsel Malacca. — Bevölkerung von Venezuela nach Codazzi. — Französische Gartenbaugesellschaft. — Die wissenschaftliche Commission in Afrika. — Der Reisende Willshire. — Ueber naturwissenschaftliche Benennungen. — Diamantmine in Sumatra. — Die Ordensregel der Templer. — Neuer Stuhl für Damastweberei. — Der Reisende Schomburg.

---

[157] In der Fest'schen Buchhandlung in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Zustände im Kriege gegen Frankreich. Von Dr. G. Bacheeer. 12. broch. 8 Ge. (10 Ngr.)

Das Preußische Soldatenthum. Französische Ansicht. Von einem Reisenden. 12. broch. 8 Gr. (10 Ngr.)

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1840. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Von *r 12. broch. 10 Gr. (12½ Ngr.)

Das typhöse Fieber, hinsichtlich der verschiedenen Formen, unter denen es erscheinen kann, und der bei ihm anwendbaren Behandlung. Eine von der medicinischen Gesellschaft zu Toulouse mit der goldenen Medaille gekrönte Preisschrift. Von Dr. J. B. de Larroque, Arzt am Neckerhospitale zu Paris, Ritter des königl. Oedens der Ehrenlegion, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften u. s. w. Deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte versehen von Siegmund Frankenberg. gr. 8. broch. 16 Gr. (20 Ngr.)

Lebensbilder aus der niederländischen Schule. Originale und Copien von W. A. Gerle. 2 Bdchn. 12. 2 Thlr.

Die Erlangung des Heils. Ein dogmatischer Versuch, zugleich mit Berücksichtigung der Unkirchlichkeit unserer Tage, von C. D. A. Douai. gr. 8. broch. 12 Gr. (15 Ngr.)

---

[176] So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Indische Gedichte

in deutschen Nachbildungen von

Albert Hoefer.

Erste Lese.

gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Alle Freunde der Poesie werden auf diese interessante Sammlung aufmerksam gemacht. Eine zweite Lese folgt bald.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 29. April 1841.

— Es durchbraust den grimmen Alten,
Verwittert, hohl und schreckend blaß,
Aus seines Herzens finstern Spalten
Ein immer frischer Strom — der Haß.
Lenau.

Epiſoden aus: Genoveva, Tragödie in fünf Acten, von Friedrich Hebbel.

1. Aus dem zweiten Act.

Halle im Schloß. Im Hintergrund die Kapelle, deren offenen Eingang, nebſt der ewigen Lampe man ſieht.

Genoveva
(geht in die Kapelle).

Golo
(ihr nachſchauend).

O, daß ſie eine goldne Wolke jezt
Dem trüben Kreis, wo man verlangt und wünſcht,
Entböbel! Denn, was auf die Erde ſich
Hernieder läßt, das will die Erde auch
Mit Banden, ſchwer und unrein, wie ſie ſelbſt,
Feſtketten, daß es adie ihren Staub.
Darum gebiert ſie nichts Geflügeltes,
Als nur den Vogel, und der Vogel ſelbſt,
Sobald er edel iſt, kehrt nie zu ihr
Zurück, ſelbſt dann nicht, wenn der Lenz die Flur
Mit allen ſeinen Blumen überſtreut.
Von Ferne nur, von einem Blütbenbaum,
Schaut er ſich Lilien und Roſen an,
Und ſchwingt ſich dann zur Sonne wieder auf.
Nimm, Ewiger, nimm ſie zu dir empor!
Nur weil es Edelſteine gibt und Gold,
Gibt's Räuber. O, ich fühl' es, dieſes Weib,
Wenn du nicht ſchnell ſie unſerm Blick entziehſt,
Ruft Süad' in's Daſeyn, außerordentlich,
Wie ihre Schönheit, einzig, wie ſie ſelbſt.

Ein alter Jude,
(vom Geſinde verfolgt, ſtürzt herein).

Das Geſinde.
Ein Jud! Ein Jud!

Golo.
Was hat der Jud gethan?

Balthaſar.
Getrunken aus dem Brunn!

Golo.
Hat er ihn auch
Vergiftet?

Balthaſar.
Das gilt gleich. Wer trinkt wohl noch
Aus einem Brunn, woraus der Jude trank?

Catharina.
Reiß' dir den Leib auf, wenn du durſtig biſt,
Du Hund, und ſaug' die eigne Galle aus.
Habt ihr doch Galle unſerm Herrn zum Hohn
Gerricht, als er vor Durſt am Kreuz verging.

Balthaſar.

Was meint ihr, wenn wir den hier kreuzigten?
Es ſteht im äußeen Hof ein ſteinern Bild,
Der Heiland mit der Doenenkron', das Haupt
Geneigt, die Seite von dem Speer durchbohrt.
Ich denk' doch, lächeln muß das Schmeezensbild,
Wenn wir, ihm gegenüber, an die Wand
Den Juden nageln, und verdreifacht ihm
Die Maeteen anthun, die der Herr erlitt.

Hans

(dringt mit dem Meſſer auf den Juden ein).

Für's Erſte wäre hier der Seitenſtich!

Golo.

Halt!

Jude.

Laß ſie, Chriſt! Noch keinem deines Volks
Ward Dank ich ſchuldig, wüed's auch dir nicht gern.
Fluch, Fluch der Feigheit! Warum dückt' ich mich,
Daß ihre ſchweren Steine nur die Bruſt
Mir trafen, nicht die Schläfe! Wenn ein Greis,
Halb blind, elendiglich, in Fiebers Glut
Aus einem Brunnen trinkt, wo er vorher —
Sonſt hatt' er's nicht gewagt — den grindigſten
Der Hunde trinken ſah, und man den Greis,
Bloß, weil er trinkt, zu Tode ſteiniget,
Dann iſt das Maaß der Zeit erfüllt, dann droht
Der Herr die Welt, daß unten oben wied,
Dann thut er unſ'ee Sünden aus und ſpricht:
Sie ſind bezahlt! Auf, Chriſten, ſteinigt mich!
Doch ſchnell! ſchnell! ſchnell! Ich ſterbe ſonſt von ſelbſt!

Golo.

Dir wird kein Haar gekrümmt!

Jude.

Ich ſpei' nach dir,
Damit du's widerrufſt! Wenn auch mein Leib
Dem Schlage zittert, der von fern ihm droht,
Wenn ſich mein Auge furchtſam ſchließt, mein Fuß
Zur Flucht ſich hebt, ſo lechzt doch meine Bruſt
Nach Schimpf und Schmach und unverdienter Qual.
Sie ſind mein Schatz, mein einz'ger, lezter Schatz,
Sind meines Volkes Schatz, wodurch es einſt
Zurückerkauft, was es an Rom veelor:
Die heil'ge Stadt, das hochgelobte Land.
Für jeden Stein in Zion will dee Herr
Ein Herz, das brach, und eine Wunde, die
Nicht heilt und nicht verharrſcht. Ich bin ſchon reich.
Siehſt du die Narbe von dem Pfeilſchuß hier?
Ein Ritter ſchoß den Bolzen mir in's Haupt,
Weil juſt kein Thier daher kam, ſein Geſchoß
Zu prüfen, das er niemals noch verſucht.
Ich jauchzt', ich ächzte auch, doch flucht' ich nicht!
Siehſt du, daß links das Ohr mir fehlt? Ein Knapp'
Hieb mir's herunter, bloß zum Zeitvertreib,
Weil ich gerad am Wege ſaß und aß.
Als nach dem blut'gen Läpplein Fleiſch ſein Hund
Verhungert ſprang, da trat er's mit dem Fuß,
Speach pfui! Hei, dies Pfui hör' ich noch.
Ich jauchzt', ich ächzte auch, doch flucht' ich nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Der Familienſchild.

(Fortſetzung.)

Jeanne Preſtot war auch die einzige, welche nie von ſeinem Hauſe und von ſeiner Geburt oder Beſtimmung mit Valerian ſprach; ſie ſpeach mit ihm nur von ſich ſelbſt und auf eine Weiſe, die ihm ſchmeichelte, wie, ohne daß er wußte, worin es lag, ihr ganzes Betragen gegen ihn etwas unendlich Angenehmes hatte. Der Grund, worin es lag, war ein einfacher: Jeanne Peeſtot liebte Valerian de Muſſard. Was hätte ein Mädchen von zwanzig Jahren auf einem einſamen Schloſſe der Beetagne anders thun ſollen, ein Mädchen wie Jeanne Preſtot, mit ſo viel verſteckter, intenſiver Glut, einem ritterlichen ſchönen jungen Manne gegenüber, der mit der ganzen Welt im Hader lag, von den ariſtokratiſchen Sympathien ſeines Vaters bis zu den Bären, die der Winter aus den Schluchten der Pyrenäen trieb — ausgenommen mit ihr?

Valerian war eines Abends in der beſten Laune von der Welt von der Jagd zurückgekommen; er war ſeit mehreren Tagen einem Hiriche von vierzehn Enden auf der Fährte geweſen und hatte mit Meute und Halloh trotz dem flinkſten ſeiner Spürhunde hinter ihm gekeucht; heute hatte ſein Waidmeſſer das arme Thier ſeine einzige Thräne vergießen laſſen; aber es fand ſich jezt, daß der Hirſch nur zwölf Enden habe, und Valerian dachte über die Jägerſage nach, daß ein ermüdeter Hirſch einen andern für ſich aus dem Lager aufjage, wenn er nicht weitee könne, damit dieſer die Meute hinter ſich drein ziede, bis ihn ein dritter ablöſe, was jedenfalls ein höchſt merkwürdiger Umſtand wäre, obwohl er nicht daran glaubte. Als er mit den gekoppelten Hunden und den ſchweißtriefenden Treibern durch das Thor einritt, ſah er Jeanne unter dem Fliederbaum im Schloßhofe ſitzen, als ob ſie ihn erwartete. Er ſtieg ab und ſchritt auf ſie zu, um ſich nach ſeinem Jagdglücke befragen zu laſſen; er wußte, daß ſie ihn befragen wüede, denn er brachte Beute heim; wenn er leer zurückkehrte, fragte ihn Jeanne

Digitized by Google

nicht, und es war dann überhaupt Niemanden zu rathen, ihn zu befragen. Aber Jeanne zeigte heute keine Neugier nach seinen Jagdabenteuern; sie sah ihn Anfangs schweigend an und lächelte dann so eigen spöttisch, daß es den siegesstolzen Jäger verdroß.

„Ich wünsche Euch Glück, Chevalier; es ist eine Braut für Euch oben," sagte sie endlich. — „Eine Braut? dummes Zeug!" — „Im Ernst; die ganze Familie der Baroël ist bei dem Seigneur. Aimée ist hübsch." — „Hübsch? eine faserige Wasserpflanze!" — „Sie stammt von den du Guesclin ab und ist verwandt mit den ältesten Häusern der Bretagne, ja sogar, was die Hauptsache ist, mit dem der de Mussards," antwortete Jeanne spottend. — „Hole sie alle der Teufel!" rief Valerian; „ich will ein Weib, dessen Stolz es ist, daß sie mit mir verwandt wird!"

Er eilte in den Saal, wo die genannten Gäste von dem Schloßherrn bewirthet wurden. In einer Fensterbrüstung, von einem mit Gold ausgepreßten Ledervorhange halb verborgen, stand sein Vater neben einer alten Dame in silberbrocatner Robe; sie mußten glauben, es sey ein Lakai, der eintrete, denn Valerian hörte, wie sein Vater fortfuhr, über seinen unbezähmbaren Eigensinn zu klagen. Am Ende des Saales saßen zwei andere, ebenso feierlich angethane weibliche Gestalten, wie die in der Fensterbrüstung, in ihrer Mitte auf dem Sopha Aimée de Baroël, ein blasses junges Mädchen von dürftiger Gestalt, das aussah wie eine verscheuchterte Taube in der Mauserung. Ein älterer Bruder Aimées stand auf dem geöffneten Balkone draußen.

Valerian ward erbittert über die aufgefangenen Worte seines Vaters; er begrüßte die Damen kalt, den herantretenden Bruder Aimées, den er nicht leiden konnte, sehr obenhin; aber als die Silberbrocatne auf ihn zurauschte und viel von dem langgenährten Verlangen der Familie de Baroël sprach, ihre Freunde auf Chateau Mussard wiederzusehen, das sie lediglich einmal hergeführt, da erschien ihm dies Gepräge feierlicher Wichtigkeit auf allen Gesichtern, dies abgekartete Wesen in einem so lächerlichen Lichte, daß er in ein stilles und endlich lautwerdendes Gelächter ausbrach, indem seine Heiterkeit durch das Bewußtseyn sich steigerte, wie er alle Plane aller dieser steifen Leute durch einen Hauch seines Mundes so leicht umstürzen könne, wie gewiß werde. Ein kindisches Gelüst ergriff ihn, diesen Streich auf der Stelle zu spielen; nach dem raschesten Mittel dazu suchend, sah er einige Augenblicke lang zerstreut in das Antlitz der silberbrocatnen Dame, schlug dann, wie verlegen werdend, zu der letztern nicht geringem Erstaunen, mit der Reitgerte den Schmutz von seinen Jagdstiefeln, schnellte endlich stolz den Kopf empor und sagte: „Ich bin erfreut, Euch hier zu sehen, theure Tante, um so mehr an einem Tage, an welchem ich sonst genöthigt gewesen wäre, Euch eine Familiennachricht von einiger Wichtigkeit durch den Mund eines Boten ausrichten zu lassen, da ich das Schreiben nicht liebe. Die Nachricht ist die, daß ich heirathen werde." — „Heirathen? und wen?" fragte befriedigt lächelnd der Seigneur Gaston Gervais Gilbert; die Silberbrocatne knickste und der Bruder Aimées trat um einen Schritt näher. — „Jeanne Prestot," sagte Valerian.

Die Damen sahen sich verwundert an, und Aimée schien leicht aufzunehmen, der Seigneur de Mussard aber schüttelte verdrießlich das Haupt über den unziemlichen und anstandswidrigen Scherz seines Sohnes. Nur Aimeric de Baroël, der Bruder Aimées, der seinen prätendirten Schwäher seit je gehaßt hatte, wie gern er auch seinem Namen die Schwester hingegeben hätte, fand ein inneres Behagen darin, Valerians Ankündigung eines dummen Streiches ernst zu nehmen. — „Ihr werdet nie Eures Vaters, noch Eures Lehnsherrn Einwilligung zu einer solchen Verbindung bekommen," sagte er. — „Sieur de Baroël, haltet Ihr den Chevalier, meinen Sohn, für einen Thoren?" unterbrach ihn gereizt der Seigneur de Mussard. — „Ihr werdet nie der Kirche Segen zu einem solchen Bündnisse erhalten," fuhr Aimeric fort. — „So nehm' ich sie ohne ihn zum Weibe," sagte Valerian trotzig. — „Allerdings das Vernünftigste, was mit der Dirne anzufangen," versetzte lächelnd Aimeric de Baroël.

Valerian de Mussard war ganz der Mann dazu, bei einer solchen Gelegenheit grob zu werden; er ward es, und die Familienunterhandlung auf Chateau Mussard endigte mit einer, nur nothdürftig von aristokratischem Schicklichkeitstakte verdeckten Scene, die wieder ein Zusammentreffen auf einer Halde zwischen den Wohnsitzen der beiden Familien in ihrem Gefolge hatte. Die Erben der beiden Häuser de Mussard und de Baroël wechselten nutzlos ein paar Kugeln aus großen Reiterpistolen von ihren Pferden herunter; dann stiegen sie ab, entblößten die Degen, und trotz Aimerics guter Toledoklinge und seiner Fechtergewandtheit war das Ende des Kampfes wie immer, wenn Valerian de Mussard sich in einen Kampf einließ: sein Gegner war gestorben, ehe noch die Bahre mit dem Verwundeten über die Zugbrücke von Baroël getragen war.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, April.

Zollverein. — Ein neues Gesetz. — Kunstausstellung.

Braunschweigs unvermutheter Abfall von dem nordwestdeutschen Zollverbande ist ein endloser Knäuel der Unterhaltung.

Digitized by Google

von welchem alle Klassen der Hannoveraner nun schon geraume Zeit abgehaspelt haben, ohne damit zu Ende gekommen zu seyn. Der gar nicht erwartete Austritt des Nachbarlandes aus diesem Separat-Zollverbande berührte so verschiedene Interessen, daß eine bedeutende Sensation nicht ausbleiben konnte. Die Einen, besonders Kaufleute und Industrielle, waren gar nicht unzufrieden mit dem Abfall des bisherigen Verbündeten, der ihnen doch keinen Nutzen gebracht, die Andern versprachen sich daraus eine günstige Einwirkung auf die projectirten Kunststraßen von Hannover nach den Hansestädten Bremen und Hamburg und weiter bis Wismar; wieder Andere besorgten eine durch den Ausfall im Einnahmeetat nöthig werdende Erhöhung der Steuern. — Ich müßte — was Sie mir kaum gestatten würden — ab ovo anfangen und sehr weitschweifig werden, wollte ich das Für und Wider in dieser Sache nur einigermaßen beleuchten. Ich darf dies aber auch um so eher unterlassen, da aller Wahrscheinlichkeit zu Folge der status quo nicht gestört werden wird. Daß Braunschweig die ernstliche Absicht gehabt habe, sich von Hannover loszusagen und dem preußisch-deutschen Zollverbande anzuschließen, ist wohl nicht zu bezweifeln. Nachdem es nun aber in Preußen keine bereitwillige Aufnahme gefunden hat, kann es nicht isolirt bleiben, und es bleibt ihm nichts übrig, als mit Hannover neu zu kontrahiren. Als ostensibeln Grund seiner Weigerung wegen Aufnahme Braunschweigs soll Preußen die Schwierigkeit der Grenzbewachung angegeben haben; wenn aber auf der Hand liegt, daß mit dem Anschlusse Braunschweigs allein für den großen Zollverband wenig gewonnen wäre, so darf man doch auch annehmen, daß noch andere besondere Rücksichten auf Hannover Preußen bei seinem Verfahren gegen Braunschweig geleitet haben. Das gleichzeitig wieder von vielen Seiten laut gewordene Gerücht, Hannover wolle mit einem Theile seiner Besitzungen am linken Weserufer in den preußischen Verband eintreten, und die Weser die allerdings beiderseits leicht zu bewachende Zollgränze bilden lassen, hat die Bewohner jener hannoverschen Gebietstheile mit nicht geringer Besorgniß erfüllt; es war schon die Rede von kräftigen Protestationen, welche von jener Seite dieserhalb erhoben worden wären; allein auch dieses Gerücht möchte schwerlich gegründet seyn, und hat dadurch besonders an Wahrscheinlichkeit verloren, daß die dem diesseitigen Verbande als Aequivalent angeblich zugedachte Grafschaft Schaumburg dem preußischen Zollverein sich angeschlossen hat. Zu beklagen ist bei dem Allen nur, daß die agnatischen Rücksichten unseres Königs auf England noch immer die Einverleibung unseres ganzen Königreichs (dem alsdann Braunschweig und Oldenburg sofort folgen würden) in den deutschen Zollverband verhindern; das großartigste Institut der neuern Zeit würde durch diese Erweiterung, durch die ihm die Nordsee geöffnet würde, an Kraft und Einfluß eben so sehr gewinnen, wie unserem Lande reelle Vortheile nicht ausbleiben könnten. — Unsere neuen Kriminalgesetze (im Laufe eines halben Jahrs erhielten wir ein neues allgemeines Kriminalgesetz, ein Gesetz über das gerichtliche Verfahren in Kriminalsachen, ein in mancher Rücksicht nicht unwerthwürdiges Militärstrafgesetzbuch ꝛc.) sind durch ein vor Kurzem erlassenes Gesetz über die Einführung eines öffentlichen Anwalts ergänzt und vermehrt worden. Dieses Gesetz, welches „eine weitere Instanz für Fälle der Beeinträchtigung des öffentlichen Interesse durch Beschlüsse oder Entscheidungen der Kriminalgerichte" anordnet, ist zwar, wie es im Eingange heißt, auf Antrag der Stände erlassen. Man weiß aber, daß diese Stände in mehr als einem Falle dem Lande nicht zu Willen gehandelt haben, und so will man ihnen denn auch wenig Dank wissen, daß sie das erwähnte Gesetz beantragt haben, gegen welches allerdings Manches einzuwenden ist. Gegen das Erkenntniß eines Gerichts in Kriminalsachen fand eine Appellation bisher nicht statt; gewiß aber liegt auch eine große Härte darin, daß man den einmal Freigesprochenen vor ein zweites Forum bringen, ja sogar, wie nach dem fraglichen Gesetze möglich, eine Abänderung in pejus bewirken kann. Es ist ferner dagegen einzuwenden, daß dies Gesetz Mißtrauen gegen die Gerichte voraussetzt: die Gerichte erkennen, was recht ist; das Recht hat das öffentliche Interesse überall berücksichtigt; wird vorausgesetzt, daß die Gerichte gegen letzteres erkennen, so heißt das so viel als: sie erkennen gegen das Recht. Endlich ist das neue Gesetz augenscheinlich nur durch den Augenblick erzeugt; es schafft ein Forum, vor welches die aus dem Verfassungsstreite entstandenen Kriminalprozesse, besonders der des Residenzmagistrats, gebracht werden können, im Falle, daß die Gerichte, wie doch zu hoffen, zu Gunsten der Angeklagten entscheiden sollten; wie denn überhaupt das neue Gesetz wohl nur in politischen Sachen zur Anwendung kommen wird. Da ich eben von den politischen Prozessen rede, so will ich noch hinzufügen, daß der frühere Deputirte Wehner, welcher „wegen demagogischer Umtriebe" seit langer Zeit unter polizeilicher Aufsicht steht und vergebens auf eine richterliche Untersuchung gedrungen hat, mit einer Beschwerde wegen verweigerter Justiz an den Bund gegangen ist. Wehner hat seiner Klage als Anlage Rechtsgutachten von vier Juristen-Fakultäten und die sämmtlichen auf seine Angelegenheit bezüglichen offiziellen Aktenstücke beigegeben, die über manche Verhältnisse interessante Aufschlüsse geben. Wahrscheinlich wird beides durch den Druck bekannt werden. — Man beschäftigt sich eifrig mit den Vorbereitungen für das aus dem vereinigten zehnten Bundesarmeecorps zu bildende Uebungslager in der Nähe unserer Stadt und unter dem Oberbefehle unseres Monarchen, und man macht sich große Hoffnungen, die Kaiserin von Rußland auf ihrer Reise nach Bad Ems in hiesiger Residenz begrüßen zu können.

Zu den heitern Gegenständen der Kunst übergehend, kann ich der seit meinem letzten Schreiben während der Zeit vom 22. Febr. bis zum 5. April eröffnet gewesenen Kunstausstellung nur obenhin gedenken. Sie fing etwas kärglich an und endete glänzend. Von jeder Gattung der Malerei waren mindestens ein oder ein paar vollendete Meisterwerke vorhanden, und das ist mehr als genug. Aber gerade diese vorzüglichern Gemälde sind in Deutschland hinlänglich bekannt und viel besprochen, weshalb Ihnen denn wenig damit gedient seyn kann, zu erfahren, was die Hannoveraner darüber gedacht und gesagt haben. Indem aber haben sich auch die hiesigen öffentlichen Blätter genügend darüber ausgesprochen: die hannoversche Zeitung mit gründlicher Kenntniß der Sache und erschöpfendem Urtheil, die Posaune in unterhaltender Weise und nicht ohne zum Theil recht glückliche Satire. Was in diesem letztgenannten Blatte über Lessings Papst Pascatis gesagt ist, scheint mir sogar interessant genug, um hier eingeschaltet zu werden; ich verwahre mich jedoch gegen die Vermuthung, als ob ich die in dem nachfolgenden Urtheile hier allgemein erkannte Anspielung auf bekannte Verhältnisse für absichtlich ausgeben wollte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 30. April 1841.

— Love, first learned in a lady's eyes,
Lives not alone immured in the brain;
But with the motion of all elements,
Courses as swift as thought in every power,
And gives to every power a double power.
Shakaspeare.

Der Familienſchild.

(Fortſetzung.)

Valerian mußte flüchten; aber er ging nicht ohne Jeanne; ſie war ihm theuer geworden, wie einer ſeiner Einfälle, den er ſich einmal vorgenommen, durchzuſetzen; ſie war ihm eine Verkörperung einer ſeiner Grillen geworden, und Valerian war ſeiner Jeanne treu wie Gold ſeit dem Augenblicke. Als der Hauskaplan ihm die Trauung mit ihr weigerte, ſtürmte er auf Jeanne ein, ohne ſie ihm zu folgen. Jeanne that es; ſie wollte ihn nicht verlaſſen, jetzt, da ſein Leben bedroht war; ſie fühlte ſich ſtark und muthig und wollte Stärke und Muth auch anwenden und zeigen. Und der Hauptgrund war, ſie war in Valerian verliebt.

In dem verlaſſenen Hauſe Moyencourt, dem nie beſuchten in der ſtillen Picardie, hielt Valerian ſich für ſicher; er dachte dort in eine Verſchollenheit zu gerathen, bis die Zeit habe Gras wachſen laſſen über ſeine That. Er ſchien ſich nicht verrechnet zu haben. Monat nach Monat war verfloſſen, ſeitdem in die beſtäubten Gemächer andere Bewohner als die hundertjährigen Käuze eingezogen waren; dem jungen Paare ſchwanden die Tage raſch; beide waren zu ſtolz, um den Verkehr mit Menſchen zu entbehren, oder ein Entbehren ſich ſelber zu geſtehen; beide liebten, denn die Einſamkeit, Jeannens Schönheit, ihre geiſtige Ueberlegenheit, das innige Verbundenſeyn in gleichem Geſchick mit ihr hatte das Herz des bretagniſchen Baren für ein Gefühl zugänglich gemacht, das ihm ohne dieſe Umſtände das Leben wahrſcheinlich nie offenbart hatte, und das einen mildernden, läuternden Einfluß auf ihn übte. Er gewöhnte ſich daran, von Jeanne geleitet zu werden; er hatte Stunden, wo es ihm ſchwer wurde, einen Augenblick von ihrer Seite zu weichen; Valerian ſchwur dann, das leidige Wetter werde in den nächſten acht Tagen nicht zur Jagd taugen, und wehe dem, der ihn aufmerkſam gemacht hätte, daß der ſchönſte Sonnenſchein in den Fenſtern und auf den Mauern des alten Manoirs ſtehe.

Jeanne genaß eines Knaben; als faute de mieux Adhemar ihn in der Dorfkirche über der Taufe halten mußte, da wurde auch das Herz des alten Frondeurs mit dem Leben und Lieben ſeines Herrn ausgeſöhnt, und er hatte weichere Stunden, worin der rebelliſche Gedanke Macht in ihm bekam, eine von Jeannens rabenſchwarzen Locken ſey am Ende ſo viel werth, wie die goldene Edilperichs. Auch war ein Verhältniß, wie das Valerians, in jener Zeit nicht ſo anſtößig wie es in unſerer ſeyn würde. Die Erinnerung an die Tage des „Königs der Renaiſſance" lebte noch, die Tage Henry Quatres ſtanden

Digitized by Google

in frischem Andenken, und Henry Quatre war in solchen Dingen mit einem grandiosen Beispiel vorangegangen. Dem Adel insbesondere war viel erlaubt, und er erlaubte sich mehr. Von den drei Perioden, in welche man die Geschichte der Frauen in Frankreich theilen kann, seit dem sechzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage, der der Koketterie, der Galanterie und — seit der neuen Heloise Rousseaus — der der Leidenschaft, begann die zweite eben ihre Herrschaft, eine Saat der letzten Valois, welche für die Koketterie zu geistlos waren, des Bearners, der zu brüsk für sie war. Es waren die Tage Marion de l'Ormes; kurz, man hatte sich gewöhnt, sehr tolerant zu seyn in jenen Tagen.

Es war ein heiterer Wintermorgen gekommen; Valerian schritt durch die Halle von Moveneourt; vor einer der Fensterbrüstungen blieb er stehen; dahin hatte der Seneschall die Bruchstücke des zerschlagenen Wappens gebracht und drei Arbeitstage darauf verwendet, so gut es thunlich, sie in die alte Ordnung zu legen. Valerian war seit langem jetzt mit aller Aristokratie, mit all den stolzen Erinnerungen seines Hauses verschont geblieben; es war nichts mehr in seiner Umgebung, was ihm stündlich zurückrief, daß er nur ererbten Namen und Gütern seine Größe verdanke, daß er eigentlich nur ein Werkzeug sey, diese Namen und Güter auf den nächsten Stammhalter nach ihm zu bringen, daß er nur als Ring einer großen Kette gelte, woraus der Ring allein fortgenommen gar keinen Werth behaupte. Niemand verlangte mehr von ihm einen aristokratischen Stolz auf Dinge, welche die Ansprüche seines persönlichen Selbstgefühls so gekrankt hatten. Wohee kam es, daß Valerian jetzt, nachdem er Vater geworden wae, oft vor der Fenstee-brüstung stehen blieb, in welcher sein zertrümmerter Familienschild auf dem Boden lag? Ee dachte nicht daran, sagte er Jeannen, sich zu erinnern, daß der Mohrenkopf darin das Wappen der Montmorencys sey, daß der Löwe mit den aufgehobenen Pranken den Rohans gehöre; jeder Bauer könne sich eine solche Fratze mit dreitem Maule über seinem Scheunenthore ausmeißeln lassen, wenn er Lust habe; aber er freue sich über die feine Arbeit; der Löwe sey so korrekt gezeichnet und die Heimzier mit Kunst aus dem eoden Steine gehauen; er glaube, das Ganze habe einen hoden Kunstwerth. Niemand hatte früher gewußt, daß Valerian de Mussard sich um Kunst und Kunstwerth kümmere.

Er schritt durch die Thüre auf den Perron der Haustreppe, hielt die Hand an die Stirn und sah nach dem Stande der Sonne; als er durch das Burgthor schaute, fielen seine Blicke auf die morschen, schwarzen Planken der dahinter aufgezogenen Zugbrücke. „Adhemar! — Seneschall!“ rief er mit rauher Stimme. — Adhemar saß in seiner Kammer und schnitt eine Zwiebel in seine Morgensuppe; als er den Ruf vernahm, fuhr er in die Höhe und setzte dann ruhig seine Beschäftigung fort, wischte eine Thräne aus den Wimpern, welche der Dunst des Gewächses hineingelockt hatte, und murmelte einige unartikulirte Töne in den grauen Kinnbart. Ein gelles Pfeifen folgte; Adhemar fuhr abermals in die Höhe und hielt es jetzt für geratden, anzunehmen, daß der Ruf seines Herrn bis zu ihm gedrungen sey. Er setzte seine Suppe wieder an's Feuer, sprach einige Ventre Saint Gris zum Segen darüber und stand nun bald neben Valerian.

„Seneschall, weßhaid ist die Zugbrücke noch nicht niedergelassen? es ist nicht weit von Mittag.“ — „Chevalier, ich vermag es nicht ohne François, und François schläft noch.“ — „Weckt ihn mit Peitschenhieben, die faule Bestie, und Ihr verdientet sie ebenfalls für Eure Trägheit. Legt mit Hand an, ich will sie selbst niederlassen.“ — „Ihr selbst, Monseigneur? soll ich nicht lieber François wecken, als daß Ihr mit eigener Hand — Es ist so François Morgenbelustigung,“ setzte er etwas schüchtern hinzu, „auf der niedersinkenden Brücke zu stehen und beim Aufprallen sich von ihr in die Höhe schnellen zu lassen, und da er nur wenig andern Spaß hier hat —“

Der Chevalier schritt durch das Thor, ohne auf ihn zu hören; seine Aufmerksamkeit war durch das Nahen eines gewappneten Reiters abgezogen worden, der sich durch die Avenue vom Dorfe der mit einer Begleitung von etwa dreißig bis vierzig Männern, die Eisenhüte und Hackenbüchsen trugen, dem Manoir näherte. „Halt!“ rief er dem Seneschall zu, „laß die Brücke, wie sie ist.“ — „Monseigneur,“ sagte Adhemar, „Uebereilung ist zu keinem Dinge nütze; wenn wir nun früher aufgestanden und der Hause ohne Aufenthalt in's Schloß gezogen wäre? Wer weiß, was sie wollen!“ — „De par le Roi!“ tönte es nach einer Weile von dem andern Ufer des Burggrabens her; „die Brücke nieder!“ — „Ja, ja,“ rief der Seneschall; „Gott erhalte seine Majestät von Frankreich und Navarra, und was die Brücke betrifft, so soll sie noch vor Abend niedergehen, falls kein Regenwetter eintritt und die Arbeit beschwerlich macht.“

(Fortsetzung folgt.)

Episoden aus: Genoveva, Tragödie in fünf Acten, von Friedrich Hebbel.

(Fortsetzung.)

Golo.

Schweig, wenn du nicht die Wunde mir,
Die ich dir selbst schlug, zeigen kannst!

Balthasar.

Od wir
Den Bart ihm scheeren?

Hans.

Seine Augen glühn,
Als legte drin ein Teufel Feuer an.

Catharina.

Ich fürcht' ihn fast! Er richtet sich empor,
Wie eine blaue Schlange, die man trat.

Jude.

Ich habe nie geflucht. Ich hab's gespart!
Jetzt sterb' ich. Soll ich beten, oder soll
Ich fluchen? Ich will fluchen! Herr der Welt,
Für Alles, was ich litt, leg' jetzt den Fluch
Mir auf die Lipp', der sie am ärgsten trifft!

Golo
(wild).

Schweig', oder stirb!

Jude.

Gleich beides! Doch zugleich!
Fluch! Fluch! Mir däucht, es wirkt! Sie werden blaß!
Fluch! hei, die Mauern wanken! Fluch! der Thurm
Erzittert, er begräbt sie! Fluch! 's wird Nacht!
Ich blas' die Welt um mit dem letzten Hauch.

Golo
(haut mit dem Schwerte nach dem Juden).

Jude.

Fluch! Fluch! Man schlägt die Sterbenden! Ich will
Doch sterbend Einen würgen!
(Er tastet umher und packt Balthasar.)

Balthasar
(stößt ihn zurück).

Fort, du Aas!

Jude.

Aas bin ich bald! Dann werd' ich eure Luft
Verpesten, hei! Denn ihr begrabt mich nicht.
Fluch! Donnert's nicht? Es donnert! Ja! hör' auf!
Nun flucht Gott selbst! O weh! Ich fürcht' mich doch!
Hinab! Hinab! Wo's finster ist und still!
(Er stürzt fort.)

Catharina
(sieht ihm nach).

Er fällt.

Balthasar.

Zum Teufel! Innerhalb des Thors?

Catharina.

Nein, außerhalb.

Balthasar.

Da mag er liegen, bis
Die Raben ihn fortschleppen. Freilich sind's
Langsame Leichenträger. Doch, was thut's!
(Das Gesinde zerstreut sich.)

Golo.

Die ew'ge Lampe brennt noch ruhig fort.
Man sieht sie heller, weil es dunkel wird.
Kommt das vom nahen Abend, oder will
Die Sonne nicht mehr scheinen über uns?
Jud'! Jud'! Ich wollte, daß dein Fluch die Welt
Zersprengte! Nicht zum zweiten Male wird
Sie Gott erschaffen, nur sein Mitleid hält
Sie noch zusammen mit dem blut'gen Kitt,
Den ihm vom Kreuz herunter bot sein Sohn.
Mich schaudert's. Denn mir ist, als wär' ich nur
Ein Wurm in einem Körper, der verfault!

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, April.

(Schluß.)

Kunstkritik. — Theater. — E. Schulze.

Der Kritiker sagt also: „Stets nur die heilige und schöne Seite des Klosterlebens zeigt uns Bayer: Geistliche aus jener Zeit, da sie allein noch die Träger der Wissenschaft waren, ja er nennt sein Bild von dem gelehrten Notker ausdrücklich: „den Mönch der ersten christlichen Zeit." Aber diese Mönche kamen später aus ihren stillen Zellen hervor, sie ließen sich nicht mehr an der Wissenschaft genügen, der Himmel sollte ihnen gehören, aber die Erde auch. Da entspann sich der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht, aus welchem Lessing eine Scene gemalt hat in seinem Bilde von der „Gefangennehmung des Papst Paschalis" (durch Kaiser Heinrich V. bei Gelegenheit des Streites über die Investitur.) Ein herrliches Bild! Wie da drüben Kreuze und Krummstab blitzen, und hüben Schwerter und Speere! Wie erschrocken die Kardinäle und Bischöfe und Aebte zusammenfahren, als der Kaiser das böse Wort gesprochen! Und dieser Kaiser, wie er da steht, eine brutale Thatsache! Und der Papst, wie er noch zweifelt, ob er auch recht gehört und recht gesehen! Er fügt sich, wie Rom sich immer den Thatsachen fügt, aber unerschütterlich und starr ist, sobald es auf Principien ankommt. Das feine Antlitz drückt Zweifel und Erstaunen aus, aber auch Gedanken an die Zukunft und Hoffnungen kann man herauslesen. Der gute Kaiser! Das Hadern um Principien und Worte wurde dem hohen Herrn langweilig und verdrießlich, zumal in einer Sprache, deren er nicht recht mächtig (die Verhandlungen zwischen Paschalis und Heinrich wurden in lateinischer Sprache geführt); da meint er denn, eine rasche That sey besser als lange Worte; — er vollführt die That, aber der Streit ist nicht zu Ende, wie ein Streit um Principien sich niemals schlichten läßt durch bloße Thatsachen. Paschalis fügt sich, aber er rechnet auf die Zukunft. — wie man denn brutalen Thatsachen gegenüber nichts besseres thun kann, als sich fügen und warten. — (Kaiser Heinrich sah sich auch, bereits wenige Jahre später, genöthigt, durch das Wormser Concordat nachzugeben, was freilich Paschalis nicht mehr erlebte.) — Vortrefflich tritt uns aus Lessings Bilde

die ganze ethische und welthistorische Bedeutung des Moments entgegen, dieser Einzelscene jenes Kampfes, der nun schon an die tausend Jahre währt und noch lange nicht ausgekämpft ist. Noch lange wird der Kampf dauern, und verborgen in Gottes Schooße ist es, wer am Ende siegen wird. Aber handelt es sich denn am Ende immer um das, was die Leute „Sieg" nennen? ist nicht meist schon im bloßen Kampfe der größte Gewinn? und wer wollte, wenn er im Rechte zu seyn glaubt, sich blindlings und ohne Kampf unterwerfen, nur weil er weiß, daß der Kampf lange dauern kann, und der Ausgang fern und ungewiß? Alle diese Gedanken sind in dem feinen, erfahrungsreichen Gesichte des Papstes mit größter Vortrefflichkeit ausgedrückt; darum auch zeigt Paschalis, obgleich er es ist, der zunächst zu leiden hat, keineswegs den Schrecken und die Angst, der die Kardinäle und andern Geistlichen erfaßt."

Meines Divinationsvermögens in theatralischen Dingen darf ich mich nicht zu sehr rühmen. Vor sechs Wochen schrieb ich Ihnen, daß der jetzige Theaterdirektor v. Holbein die Leitung des Burgtheaters in Wien übernehmen solle, daß ich aber zweifle, ob es dazu kommen werde, und heute muß ich Ihnen mit Beschämung gestehen, daß Herr Holbein die Direktion des Wiener Burgtheaters bereits seit 14 Tagen angetreten hat. Man hatte ihm von Wien aus zu gute Bedingungen gestellt, als daß er sich nicht über meine Bedenken hätte wegsetzen sollen. Ich gestehe aber, daß ich nun freilich über diese Bedenken — das vorgerückte Alter Holbeins — auch hinweggekommen bin, aber mich doch wundern muß, daß Wien nicht mindestens ein Dezennium früher auf diesen Namen gefallen ist. Wir beriefen Holbein vor etwa fünfzehn Jahren aus Wien hieher, als er dort ohne Amt und Geschäfte lebte, und wir geben ihn jetzt der österreichischen Hauptstadt aus einer festen, lebenslänglichen Anstellung zurück. Ich möchte die Frage nicht ventiliren, ob Wien mehr gewinnt, als wir verlieren, oder umgekehrt, ob wir mehr einbüßen als Wien an Holbein erwirbt; denn eine Untersuchung dieses gefährlichen Punktes könnte mich in einen ebenso giftigen Kampf verwickeln, wie er über diesen Gegenstand im Hamburger Korrespondenten geführt worden ist. Ich habe Ihnen früher schon einmal erklärt, daß es gleichgültig sey, wer an der Spitze unserer Bühne stehe, da doch alle Verfügungen bis in das kleinste Detail vom Hofe ausgehen; für Wien aber wünsche ich Holbein, daß er seine bewährte Praxis ein wenig mit der Aesthetik vermählen wolle, ohne welche letztere allerdings ein bloßes Unterhaltungsinstitut wie unsere Bühne, nicht aber eine Kunstanstalt in höherem Sinne bestehen kann. Eine nicht uninteressante Epoche hatte übrigens unser Theater durch das Gastspiel der Mad. Crelinger und ihrer Töchter Bertha und Clara Stich. Mad. Crelinger erschien, gewöhnlich in der Umgebung einer oder beider Töchter, in folgenden Stücken: Sappho, Zurücksetzung von Töpfer, die Schwestern von Angely (zwei Mal), die Braut von Messina, die Söhne Eduards, die Günstlinge von Mad. Birch-Pfeiffer, Maria von Medicis, Macbeth, das Glas Wasser von Scribe, „noch ist es Zeit" und „die Damen unter sich." Ich hatte die Crelinger nie, auch nicht im Bilde gesehen, nur wenig über sie gelesen, und das Wenige war scheinlos und eher nachtheilig als günstig; dennoch hatte ich einen hohen Begriff von ihr, und bei allen Frauengestalten der griechischen Tragödie schwebte mir die Gestalt dieser Frau vor der Seele. Diese Vorstellung hatte ich aus Raumers Pariser Briefen, welche nicht über sie reden, sondern nur theilweis an sie gerichtet sind. Aus dem, was Raumer ihr sagt, stieg mir ein Wesen hervor, dem ich nichts vergleichen konnte, auch nicht die Schröder, an die nicht solche Briefe gerichtet sind. Als Sappho und Lady Macbeth ist die Crelinger dem Bilde am nächsten gekommen; aber ich habe leider wahrgenommen, daß dem Publikum die Erscheinung der Künstlerin in den trivialen Machwerken lieber war, als in dieser edlern Sphäre: bei Töpfer und Angely war der Jubel am größten. Wie kann man aber diese schimpfliche Posse durch das Spiel sich schöner machen lassen? Statt dieser hintnienden Huldigung hätte ich lieber gesehen, das Publikum hätte über diesen traurigen Mißbrauch des Talents gezürnt, über diesen Mißbrauch, das Erbärmliche mit allem Zauber der Kunst zu übergläzen, und dadurch dem Publikum die Erinnerung an das Elende und Ohnmächtige reizender und süßer zu machen, als an das wahrhaft Schöne und Große. Aber da liegt die Schwäche der „Künstler." Statt dem Publikum durch Hülfe ihres Talents die wenigen Muster, die die Dichter gegeben, näher zu bringen, wählen sie ein Glas Wasser oder Angelysche Schwestern, oder Teneliische „Damen unter sich," weil — nun weil das Interesse an ihrem Talente nicht durch das Interesse an der Dichtung überwogen wird. Und doch sollen die Schauspieler nur die Diener des Dichters seyn, nicht seine Herrscher. — Ich finde, daß die Notizen meines Portefeuilles kaum zur Hälfte in diesem Briefe erledigt sind, und doch habe ich schon den mir gewährten Raum überschritten. Was nicht dem nächsten Augenblicke angehört, mag sich bis zu einer ereignißärmern Zeit gedulden; als Schlußstein meiner heutigen Relation füge ich nur noch hinzu, daß die Nachbarstadt Celle dem Dichter Ernst Schulze ein Monument errichten will, und den Kronprinzen, der einige Lieder des Dichters componirte, ins Interesse zu ziehen sucht; man hofft, der junge Fürst werde das Protektorat des Vereins übernehmen. Aber — vergegenwärtigen Sie sich die ganze Beschränktheit der Kleinstädterei — die Verwandten Ernst Schulze's wollen opponiren, weil sie es unter der Würde der Familie halten, Beiträge sammeln zu lassen, „zu betteln." Und doch ist das Monument, wenn irgendwo, in der Vaterstadt des Dichters sehr nothwendig, denn nirgends vielleicht sind seine Werke weniger bekannt, als gerade dort, und von Dreißigen, die ich fragte, wußten neunundzwanzig nicht einmal, daß ein Schulze als Dichter oder überhaupt in der Welt gewesen. Er liegt auf dem Garnisonskirchhofe, man findet das Grab kaum, und soviel ich mich erinnere, ist es ohne Abzeichen. Seine Cäcilie (Tychsen) liegt auf dem Kirchhofe vor dem Weenderthore in Göttingen; ein einfacher Sandstein steht am Grabe, auf der einen Seite eine geknickte Rosenknospe, auf der andern eine Harfe mit zerrissenen Saiten (von Ernst Schulze so angegeben). Die Inschriften stehen in Dingelstedts „Wanderbuch." Ueber Schulze's durchaus sentimentalplatonische Liebe erzählten mir Göttinger Freunde viel Interessantes und Authentisches; so war z. B. Cäcilie so zarten Nervensystems, daß sie es nicht ertragen konnte, wenn in demselben Zimmer, in dem sie war, das Klavier gespielt wurde; sie ging dann in ein Nebenzimmer, drückte sich in die Ecke und hörte zu. Ernst setzte sich dann so, daß er sie durch die geöffnete Thür im Auge hatte, im schwärmerisch liebenden Aug.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 44 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

Mai.

Stuttgart und Tübingen

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Anschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Lehre. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Ort eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu versprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Aufsätze und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

An Freund Kaaz. Von F. Schiller. 104.
Die Dünen der Nordsee. Von Lichtenfeld. 107.
Episoden aus: Genovefa. Von F. Hebbel. 108.
Wildbad in seinen monatlichen Phasen. 110.
Schlummerlied für L. 112.
Der befreite Gefangene. 114.
Maitrank. Von A. Schultz. 119.
Verse von Justinus Kerner. 121.
Denkblätter für Freunde. Von J. H. v. Wessenberg. 126.

Räthsel.

Die Dummheit. 105. — Holz. 121.

Logogriph.

A—da. — Ida. — Lida. 111.

Erzählungen.

Der Familienschild. Von L. Schücking. 104—106.
Der deutsche Gil-Blas. 107—111.
Matteo. Von F. Hebbel. 115—116.
Zu schnell. 117—120.
Romanzeff. 125—128.

Reisen.

Briefe aus Syrien. 121—125.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ausflüge in die Vogesen. Von J. W. 105. 106. 107 — 109.
Ethnographische Studien in der Ukraine. Von J. G. Kohl. 111—120.
Neues vom Daguerrotyp. 127.
Pariser Stadtprospekte. 128. 129.
Rede am Schillersfeste zu Stuttgart den 22. Mai 1841. 129.

Korrespondenz.

London. 104. 105. 106. — 117. 118. 119. — Paris. 107. 108. 109. 110. 111. 112. — 122. 123. 124. 125. 128. — Breslau. 109. 110. — Lyon. 112. 113. 114. — Turin. 115. 116. 117. — Berlin. 120. 121. 122. 125. 124. — Mainz. 126. — Rom. 127. 128. 129.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Alterthümer. Verhandlungen der gelehrten Esthnischen Gesellschaft zu Dorpat. — Moralische Literatur. Hymens Paradies oder das eheliche Glück im Spiegel der Tugend, von M. Jacomy-Regnier. Bearbeitet von H. Gauß.

Nro. 46.

Lyrische Dichtkunst. Liedertafel. Von J. G. Seidl. — Sprachlehre. Grundriß zur Schulgrammatik der deutschen Sprache von Dr. W. B. Mönnich.

Nro. 47.

Theologie. Die Lehre von der heiligen Liebe oder Grundzüge der evangelisch-kirchlichen Moraltheologie, von Ernst Sartorius. — Geschichte. Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Fr. v. Raumer. — Bilderwerk. Deutsche Sprüchwörter und Reime in Bildern. Entworfen und radirt von Hermann Dyk.

Nro. 48.

Politische Wissenschaften. 1) Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Von H. C.

Digitized by Google

Freih. v. Gagern. — 2) Die Elemente des Staatsverbandes von Georg Siemens. — Lyrische Dichtkunst. Lotusblumen. Gedichte v. F. W. Krug.

Nro. 49.

Memoiren. Leben des königl. preuß. Staatsministers Freiherrn vom und zum Stein. — Romane. 1) Der Spion. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. — 2) Memoiren einer Pairin von England zu Fox Zeiten. Herausgegeben von Lady Charlotte Bury, übersezt von A. Winter.

Nro. 50.

Rechtskunde. 1) Der Prozeß Lafarge, beleuchtet nach Preußischem Strafrechte durch den Inquisitoriats-Direktor Temme und den Stadtgerichts- und Kriminalgerichtsrath Börner. — Marie Capelle oder Charles Lafarges Tod. Roman aus der neuesten Zeit von J. Chownitz. — 2) Votum über den Reichsgräfl. Bentinck'schen Erbfolgerechtsstreit. Von Adolf Michaelis. — Heilkunde. 1) Entwurf eines neuen naturphilosophischen Systems der rationellen Heilkunde. Von Dr. H. Klencke. — 2) Das Buch vom Tode. Von demselben.

Nro. 51.

Kriegswissenschaft. 1) Militärische Stärke und Schwäche von Frankreich. Ein Versuch über die Vertheidigung der Staaten und über den Defensivkrieg. Von H. J. Pairshans, französischem General. Frei in's Deutsche von F. v. Kausler, Oberst im königl. württemb. Generalstab.

Nro. 52.

Kriegswissenschaft. Militärische Stärke und Schwäche von Frankreich. Ein Versuch über die Vertheidigung der Staaten und über den Defensivkrieg ꝛc. (Schluß.) — 2) Handbuch für Offiziere des Generalstabs mit besonderer Rücksicht auf die Organisation des königl. würt. und des achten deutschen Armeekorps von F. v. Baur. — 3) Militärgeographie von Europa. Von Franz Ritter von Rudtorffer. — Memoiren. 1805—1815. Erinnerungen eines Preußen aus der Napoleonischen Zeit. Von George.

Nro. 53.

Neueste Reisen in Afrika. Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges im Jahr 1838. Von Sam. Brunner. — Alterthümer. Blicke in die vaterländische Vorzeit. Für gebildete Leser aller Stände von K. Preusker. — Berichtigungen. — Reklamationen.

Nro. 54.

Geschichte. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke. — Sternkunde. Beiträge zur physischen Kenntniß der himmlischen Körper im Sonnensystem von W. Beer und Dr. J. H. Mädler. — Romane und Novellen. 1) Die Burgen Frankreichs von Leo Goztan. Aus dem Französischen von Emilie Wille. — 2) Historisch-romantische Schilderungen aus der westlichen Schweiz. Von Franz Kuenlin.

Nro. 55.

Die Belgische Nationalrevue.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Ueber Architektur und Architekten in England. — Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Bildnerei. — Denkmäler.

Nro. 36.

Zur italienischen Kunstgeschichte. Von Dr. Ernst Förster. — Neue Kupferstiche aus München. 1) Triumph der Religion in den Künsten. Nach Friedrich Overbeck's erstem Entwurfe radirt von S. Amsler in München. 2) Magnus dies Domini et terribilis valde. Joel II. 11. Vanita benedicti patris mei. Matth. XXV, 34. Discedite a me maledicti. Matth. XXV, 41. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei.

Nro. 37.

Kunstliteratur. Études sur l'Allemagne, renfermant une histoire de la peinture allemande. Par Alfred Michiels. — Malerei. — Neue Kupferstiche. — Kupferwerke. — Lithographische Werke. — Museen und Sammlungen. — Alterthümer.

Nro. 38.

Zur italienischen Geschichte. (Fortsetzung.) — Alterthümer. — Bilderdruck. — Galvanoplastik. — Photographie. — Statistik der Kunst. — Versteigerungen. — Literatur.

Nro. 39.

Kunstliteratur. 1) Ueber das Verhältniß der Kunst zum Cultus. Ein Wort an alle gebildeten Verehrer der Religion und der Kunst von Carl Meyer. — 2) Der protestantische Gottesdienst und die Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Von J. Ritter. — 3) Ueber die verschiedene Eintheilung des Decalogus und den Einfluß desselben auf den Cultus. Eine historisch-kritische Untersuchung von Johannes Geffcken.

Nro. 40.

Kupferwerke. Sammlung von Denkmälern der Architektur, Sculptur und Malerei vom 4ten bis 17ten Jahrhundert. In 5555 Abbildungen auf 528 Kupfertafeln. Gesammelt und zusammengestellt durch J. B. L. G. Seroux d'Agincourt, nebst erläuternden Texten. Revidirt von A. Ferd. von Quast ꝛc. — Notiz. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 41.

Kunstliteratur. Kunstwerke und Künstler in England und Paris. Von Dr. G. F. Waagen, Direktor der Gemäldegalerie des königl. Museums zu Berlin. — Kirchenbau in England und Deutschland. — Persönliches. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 42.

Meine Göttin. — Kunstgeschichte. Carteggio inedita d'Artisti dei secali XIV, XV, XVI, pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dott. Giovanni Gaye. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Denkmäler.

Digitized by Google

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. Mai 1841.

— Die Wünſche wandern
Ueber das Meer zu den Ufern, die mir
Vor andern, ſo ich kenne, geprieſen ſind;
Doch Lieb iſt in der Ferne nicht eines mir,
Wie jenes, wo die Götterſöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Hölderlin.

An Freund Kaaz.

Hochbeglücket, mein Freund, wer ferne von ſtädtiſchem Unfug
Mit horaziſchem Sinn lebet der ſchönen Natur.
Ach wie gern entflöh' auch ich der bedrückenden Hitze,
Dieſem ſtaubigten Lärm, dieſem verwünſchten Tumult
Wagendurchraſſelter Straßen, dem ewigen Treiben und Drängen,
Dem ermüdenden Kreis Einerlei bringender Zeit!
Aber mich feſſelt die häßliche Noth an die römiſchen* Mauern,
Vom kaukaſiſchen Fels reißt ſich Prometheus nicht los.
Sey mein Alcide und ſchieß und triff und tödte den Geier,
Welcher mit ewigem Biß Herz mir und Leber verletzt.
Kann ich genießen, wenn mir im Rücken verhaßte Geſchäfte
Lauernd liegen, mit Dräu'n Sorge ſich hinter mir thürmt?
Bleich, ein ödes Phantom, von meinem geſunkenen Haupte
Schwirrend den Schlummer verſcheucht, Gift in den Becher mir ſtreut?
Freund! dem Fröhlichen nur, befreiet von Sorge und Unmuth,
Lächelt die holde Natur, lächelt die blumigte Trift.
Drum genieße du froh! mein ſey die Freude, zu wiſſen,
Wie im ſüßen Genuß ſchwinden die Tage dem Freund.
In Sublako's Geklüft, getrennt vom Gewühle der Menſchen,
Findſt du im ſchweigenden Hain fröhlich dein eigenes Seldſt.
Unter Bäumen iſt der fühlende Bildner nicht einſam,
In dem Menſchengewühl ſteht er oft einſam und öd'.
Tauſenden aber verſtummt die ſtille Natur; nur dem Künſtler
Spricht an's fühlende Herz laut und vernehmbar ſie ſtets.
Ach wie gern entflieht ſein Geiſt dem Gewühle der Welt; flieht
Hin in das heilige Land, menſchlicher Kleinheit ſo fremd,
Wo mit goldenem Stab die Phantaſien gebieten,
Unerhört an dem Stein nicht mehr Pygmalion weint;
Liſpelnd aus landigtem Grün Napäen vertraulich uns flüſtern,
Uns an dem rieſelnden Quell freundlich die Najas erſcheint.
Vor dem begeiſterten Blick die deckenden Schleier zerreißen,
Welche der Vorwelt Gebild hüllen in zweifelnden Schein;
Wo entfeſſelt der Geiſt die Hayne Ilyſſus' durchwandelt,
Und an Strymon's Geſtad lauſchet der Hirten Geſang.
Seyd mir gegrüßet, du Hayn, und Tidurs romantiſche Thale,
Du Blanduſias Quell, Aulo's murmelnder Strom!
Ach mir raubte die Zeit den ärmlichſten Troſt noch, mich ſelber

* Wenn das Gedicht nicht pſeudonym iſt, ſo muß hier im Original ein anderes Wort ſtehen. „heimiſchen Mauern," oder etwas Aehnliches.

Froh zu täuſchen und mir luftige Schlöſſee zu baun!
Wee verſtedet uns jezt, wer kann nur begreifen und faſſen?
Kalt, gefühllos und ſtumpf ſiedet nue jeder auf ſich.
Was wir fühlen, was einſt in jeglichem Buſen geſchlagen,
Iſt ein Räthſei dem Volk irrender ſtygiſcher Nacht.
Feſſellos donnert das Meer im öden Piräus; es hangen
Fiſchernetze, wo einſt herrliche Flotten geprangt.
Nicht mehr winken am Ziel die flatternden Kränze des Ruhmes,
Von der Wagen Getöſ' ſchallt Hippodromos nicht mehe.
Pindars Hymne verſtummt, es flohen die zürnenden Götter,
Auf den Altären verloſch trübe das heilige Feu'e.
Gebt uns Himmel und Erde, Perikles, Bürger und Satzung!
Ach, es ſchmachtet das Herz bloß nach entflodenee Zeit.
Der Olympos blüht, er blüht in dem engeren Kreiſe
Fühlender Menſchen, es blüht dort die ſaturniſche Zeit!
Was das Leben ernährt und was das Leben erfreuet,
Schweſterlich ſchmücken es ſtets, freundlich die Grazien aus.
Der nur lebet, dem ſie voll Huld im Leben gelachelt,
Dem ſie die goldene Zeit pflanzten in's fühlende Herz.
Hin ſind die Zeiten, da einſt lebendig die Quelle geſprudelt,
Welche zu hodem Genuß ſchäumende Becher uns bot.
Ach und entartete Kinder umlageen die heiligen Ströme,
Winterlich wehte der Nord jegliche Blüthe herab.
Sind der Unſterblichen Tempel in Schutt und Aſche verſunken
Und der Grazien Chor trauernd in Hellas' Gefild.
Stürme verwehten ſchon längſt die Aſche der Bürger des Cecrops,
Auf ihe mooſigtes Grab weinet der Wandeeer jezt.
Doch vernehmbar eetönt Geweihten das alte Orakel,
Phöbus iebt, ſein Geſang ſchallt in der Fühlenden Ohr.
Lauſche dem hohen Geſang, o Freund, und vergiß nicht des Freundes,
Weichen ſein neidiſch Geſchick hält von Arkadien feen.

F. Schiller.

Dee Einſender des vorſtedendes Gedichtes, das den großen Namen Schillers trägt, verdankt daſſelbe der Güte des Herrn Kirchenrath Katz zu Karlsruhe, deſſen Bruder der von Goethe mehrmals erwähnte Landſchaftmaier Kaaz war (aus Laune ſchrieb er ſeinen Geſchiechtsnamen ſo), welcher ſich eine Zeit lang in Rom und in dee Umgegend aufhielt, und dieſe poetiſche Epiſtei einmal (über die Zeit wird nichts beſtimmt) von Schiller eehalten haben wollte. Nach dem Tode des Landſchaftmalers Kaaz hat eine Tochtee von ihm, die in Dresden noch iebt, dieſe Abſchrift dem Bruder in Karlsrude geſchickt. Das Gedicht macht offenbar keinen Anſpruch auf Kunſt und iſt eine freundſchaftliche Herzensergießung. Die Kritik mag über ſeine Aechtheit entſcheiden. Einiges erinnert an Schiller, wie z. B. die falſche und ungeiechiſche Betonung in Hippodrómos; der Speung aus Italien nach dem Piräus ſieht ehee Hölderlin gleich. Hier und da verratden feinere Gedanken, Wendungen, Ausdrücke den ächten Dichter, wer es auch geweſen. Offenbaee Lücken hat dee Einſender ergänzt.

G. S.

Der Familienſchild.

(Fortſeyung.)

Der alte Frondeur ſah ſeinen Heern mit einem triumphirenden Lächeln an, als ob er eine beifällige Verwunderung über ſeine Gewandtheit in Kriegsliſten und ſeine Geiſtesgegenwaet erwaete; Valerian aber hatte nur düſtere Blicke, mit denen er die Frembeu muſterte, und Adhemar wandte ſich zu dem Rufe: „Was ſucht ihr auf Moncencourt?“ — „Den Chevalier Valerian Seroy de Muſſard, auf Befehl ſeiner Eminenz des Karbinalheezogs von Richelieu,“ tönte die Antwort herüber. — Valerian erbiaßte. „Antwortet, ich ſey Seiner Majeſtät gehorſam, habe aber mit dee Eminenz nichts zu ſchaffen,“ befahl er dem Seneſchall und ſchritt dann haſtig über den Hof in's Haus zurück, um zu Jeannen zu eilen.

Der Seneſchall ſezte die Verhandlungen mit den Feemden foet; endlich folgte auch er ſeinem Herrn und teat in das Wohnzimmer, wo Jeanne weinend ſich über die Wiege ihres Knaben beugte und Valerian heftig ſprechend auf und ab ging. — „Monſeigneur,“ ſagte Adhemar, „der fremde Cavaliee, Sieur de la Morlière, Lieutenant des Grand Prévôt de la Cour, bittet um eine Unterredung mit Euch, und verlangt auf ſein Ehrenwort, unbewaffnet und allein eingelaſſen zu werden. — Sie haben das Schloß rundum dicht mit doppeiten Schildwachen beſezt,“ fügte er leiſee und verzagt hinzu. — „Das hab' ich geſehen,“ ſagte Valerian; „glaubt Ihe, ich wäre ſonſt noch hier? Laßt de la Morlièee ein.“

Der Viceprecoſt des Hofes von Frankeeich ſtand nach kurzee Zeit vor Valerian, der troß Jeannens Bitte, ohne ihm entgegen zu gehen, an den Kamluſims gelehnt, ſtehen blieb und des Feemden etwas verlegene Begrüßung nicht erwiderte, ſondern, ſeine inneee Bewegung zu äußeree Ruhe niederkämpfend, ſtumm ſeine Anrede eewaetete.

De la Morlièee leitete ſeinen Auftrag mit ſo viel Schonung und Courtoiſie ein, wie ihm erlaubt und möglich war; teoß dem blieb dee Inhalt derſelbe; er ſezte ſeine Worte auf eine hofmänniſch gewandte Aet, wobei aus dem Geſichte des hochgewachſeuen, breitſchnitrigen Mannes in der ſchweren Rüſtung eine groſe Gutmüthigkeit leuchtete. Dann aber iegte er ſeine Züge

Digitized by Google

zu einer gewiſſen ſtrengen und ehernen Impaſſibilität zuſammen, um zum enthülſten Kern der Sache zu kommen. „Chevalier," ſagte er, „ich habe demnach den Befehl erhalten, Euch nach Paris zu führen. Einer Behandlung, wie ſie Euch gebührt, könnt Ihr von meiner Seite gewiß ſeyn." — „Ich habe keine Geſchäfte in Paris, Sieur de la Morlière," verſetzte Valerian, „und danke Euch für Eure Verheißung um ſo mehr, als ich gewohnt bin, ſelbſt zu handeln und nicht, mich behandeln zu laſſen." — „Ihr irrt Euch, Chevalier. Ihr habt Geſchäfte in Paris, und zwar ſehr ernſter Art; wie Ihr mir erlaubtet, Euch zu melden, hat der König befohlen, mit Euch gewiſſe Verhandlungen über Euern Zweikampf mit dem Seigneur Aimeric de Baroel einzuleiten. Man hat Euern Aufenthaltsort ausgeforſcht, und ich muß Euch geſtehen, wenn ich aufgefordert würde, meine Meinung zu äußern, ich würde bei der größten Freundſchaft für Euch nicht zu behaupten wagen, daß dieſer Verſteck ein ſehr vorſichtig gewählter ſey. Aber genug, die Wittwe de Baroels hat den König fußfällig um Gerechtigkeit wegen ihres ermordeten Gemahls gebeten, und die allerchriſtlichſte Majeſtät hat den Thränen der verzweifelnden Gattin ihr Wort verpfändet, ſie zu üben." — „Sagt lieber," antwortete Valerian, „die allerteufliſchſte Eminenz findet an der Farce mit der Gerechtigkeit ihren Spaß, dieſe purpurne Tigerkatze, die nach dem edlen Blute Frankreichs lechzt! Sieur de la Morlière, ich erſuche Euch, dem Kardinalherzog, der Euch geſandt hat, zu hinterbringen, daß ich das Wappen der de Muſſards über dem Thore von Moyencourt habe in Stücke zerſchlagen laſſen, und keinen Anſpruch mehr darauf mache, als Adliger in der Reihe derer zu ſtehen, mit deren Köpfen Seine Eminenz Kegel zu ſchieben ſich erluſtigen, um durch einen glücklichen Wurf endlich einmal den König im Spiel zu treffen. Euch folgen werd' ich nicht, es ſey denn, Meſſieurs de Crequi und de Saulx könnten mir ihr Wort verpfänden, daß ich ohne Gefahr einer Haft und Beſchränkung meiner Freiheit Paris wieder verlaſſen kann."

De la Morlière konnte dazu freilich keine Ausſicht geben, aber er drang in Valerian, freiwillig der Uebermacht zu weichen, um durch einen durchaus fruchtloſen Widerſtand ſein Schickſal nicht zu verſchlimmern. Valerian blieb taub. „Warum nur wollt Ihr nicht?" ſagte der Vicepreooſt endlich. „Weil," fuhr Valerian auf, „weil weder Ihr, noch Euer Kardinalherzog, noch der König das Recht haben, mich vor ein Gericht zu ſtellen um eines Zweikampfes willen, weil ich von meinen Pairs gerichtet werden muß und nicht von feilen Schranzen und Räthen, weil mir keiner in ganz Frankreich Rechenſchaft abzufordern hat, ob ich meine Ehre in ritterlichem Wege zu wahren geſucht, weil ich Baron der Bretagne und der Krone bin und die Edelleute meines Landes nicht gewohnt ſind, von der Laune eines blutdürſtigen Pfaffen Geſetze zu empfangen!" — „Ihr ſagtet ſo eben, wenn ich recht hörte, Ihr habet Euer Wappen zerſchlagen laſſen, Baron Seroy de Muſſard de Moyencourt," warf liſtig lächelnd der Offizier des Königs ein. Valerian wandte ihm den Rücken und jener ſchied, um zu der Schaar ſeiner Schützen zurückzukehren und mit ihnen ſeine Befehle gewaffneter Hand zu vollziehen. „Chevalier," ſagte er, indem er ſich zum Gehen wandte, „ich wollte, wir ſähen uns nicht wieder!" Er ſprach es mit einer Betonung, welche verrieth, daß er Valerians Trotz auf die Rechnung irgend eines gehelmen Mittels zur Flucht ſchreibe und dies wünſche. — Hinter ihm hob ſich die Zugbrücke wieder; Adhemar und François ſchloſſen das Thor; das alte Manoir von Moyencourt befand ſich in Belagerungszuſtand.

Nachdem Valerian nach der Sicherheit des Thores geſehen, kehrte er zu Jeannen zurück; es war ihm, als ob in ihrer Nähe die ſchwere Angſt, welche, den Athem feſſelnd, auf ſeiner Bruſt lag, ſich lindern müſſe. In der elaſtiſchen Weichheit des Weibes entwickelt der Moment des wahren und unabwendbaren Leids eine Kraft, zu der die männliche ſtarre Stärke dann gern wie zu ihrer Ergänzung ihre Zuflucht nimmt. Valerian fühlte ſich wie ein Kind in dieſer Stunde und lag an Jeannens Herzen, als ob es das ſeiner Mutter geweſen wäre. Und Jeanne hatte wie eine Mutter ihn beſchützen mögen. Wunderbar, daß in ſolchen Augenblicken, wo die Liebe ihre eigentliche Weihe durch den Schmerz bekömmt, ſie ſo oft zu einer Art Muttergefühl ſich hinausläutert, als finde ſie nur darin ihren ganzen, vollen und ewigen Gehalt.

Aber was konnte Jeanne für ihn thun? Richelieu's ſtrenges Verbot des Zweikampfs iſt bekannt; der Uebertreter wurde mit dem Tode beſtraft; es gab keine Gnade für ihn, denn er hatte nicht allein das neue, wenlger gegen die ritterliche Sitte allein, als den Adel im Allgemeinen gerichtete Geſetz wider ſich; er war dem unerbittlichen Kardinal verfallen, der Politik, den Planen Armand's Dupleſſis. Valerian erwartete in Paris der Block und das Schwert des Henkers; das war ſo ſicher wie der Aufgang der Sonne am folgenden Morgen. Er beſaß keine lebhafte Phantaſie, aber während de la Morlière vor ihm geſtanden hatte, war es ihm, als ob der Mann, der ſo chavaleresk, ſo voll ſchonenden Anſtandes ſein unangenehmes Amt zu üben wußte, etwas Blutiges an ſich habe, als ob ſeine Berührung beflecken könnte; ſeine Worte waren nur halb verſtanden an Valerians Ohr vorübergeſummt, aber bei allen Gedanken und Ideen, welche ſie weckten, bildete das Schaffot den Hintergrund auf dem des Letztern düſtere Blicke lagen.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Die Bischöfe. — Taufe der Kronprinzessin. — Bulwers night and morning.

Eine längere Abwesenheit hat mich mit meinen Meldungen in Rückstand gebracht. Inzwischen habe ich seit meiner Heimkehr mich überzeugt, daß nichts versäumt worden ist. Der Zusammentritt des Parlaments, dieses jährlicher Ereigniß, ist mit der Physiognomie von sonst vorübergegangen. Wer nach einer Beschreibung lüstern ist, braucht an der vorjährigen nur die Jahreszahl zu ändern, und sie schildert ihm die Auffahrt und die Kleidung, das Volksmurren und die durch den Wolkenschleier brechende Sonne, die Erscheinung der Königin im Hause und die „galaxy of female beauty," die reichen Uniformen der Diplomaten, den knieenden Lord Kanzler und die im Sturmschritt anrückenden „Gemeinen" ebenso graphisch und redlich treu, wie eine zwei oder drei Jahre ältere Beschreibung es thun würde. Auch die Verhandlungen der benachbarten Herren in beiden Häusern sind bisher ganz besonders unerquicklich gewesen. Man gibt gegenwärtigem Parlamente bereits das Beiwort „dull," ein Ausdruck, der eine große Menge Bedeutungen hat. Besonders trübselig ist diesmal das Auftreten der Bischöfe im Hause der Lords. Schon seit geraumer Zeit hat es sich in England herausgestellt, daß die hiesigen Prälaten sich vollständig sekularisirt haben, daß sie nicht länger als Diener und Hüter der Religion, sondern als handeltreibende Politiker im Oberhause sitzen. Daher bereits vor Jahren das Verlangen, sie aus jener Versammlung zu entfernen. Aber zu keiner Zeit hat ihre Intoleranz, ihr Unduldsamseyn von menschenfreundlichen Gesinnungen, ihr ausschließender Mammonsdienst sich in grelleren Farben gezeigt als jetzt. Ihre Kämpfe mit den dissentirenden Brüdern wegen der Kirchensteuern, ihre schneidende Feindseligkeit gegen Alle, die nicht des Glaubens sind, zu welchem sie angeblich sich bekennen, ihre Anmaßlichkeit, ihre Herrschsucht — Alles das beweist nur zu deutlich, daß die frommen Interessen des Christenthums ihnen fremd, ihr eigenes leibliches Wohlergehen ihnen Zweck und Ziel ihrer Anstrengungen sind. Ueberall begegnet man hier dem weltlichen, auf's Fleisch gerichteten Sinne des Klerus. Jeder Tag bringt neue Opfer der, meist aus Gewissenhaftigkeit verweigerten Kirchensteuern in's Gefängniß, und die Härte und die schreiende Ungerechtigkeit der geistlichen Gerichte werden jeden Tag auffallender, weniger vielleicht, weil es damit schlimmer ist denn sonst, als weil das Gebahren doppelt absticht gegen den milden, erleuchteten Geist, der im Allgemeinen angefangen hat, die englische Gerechtigkeitspflege zu durchdringen. Und verhehlt sich das der englische Klerus? Da dies nicht glaublich ist, so bleibt nur die Annahme übrig, daß das Bewußtseyn ihrer Blößen und jenes demüthigende Gefühl, welches jeden auf unrechter Bahn Betroffenen überwältigt, die englischen Bischöfe so zornig, so rachsüchtig-böse auf diejenigen macht, die ihren Geiz und ihre Scheinheiligkeit entlarven. Mehreres im Oberhause Vorgefallene liefert zu diesem unerquicklichen Texte die verdrießlichen Noten, und da Manches in der Welt erst dann besser wird, wenn es schlechter nicht werden kann, so dürfte in Englands geistlichen Relationen bereits während der jetzigen Parlamentssitzung ein bedeutender Schritt zum Besserwerden geschehen seyn. — Eine andere Haupt- und Staatsaktion, von welcher ich ebenfalls ohne Nachtheil für meine Obliegenheit als Korrespondent nicht Augenzeuge gewesen bin, ist die Taufe der präsumtiven Thronerbin Victoria Adelaide Marie Louise. Der massive Glanz, welcher bei jener Feier zur Schau gestellt worden, hat in den langen Spalten der hiesigen Zeitungen ausführliche und gewiß auch in den deutschen nach Verhältniß des Raumes gebührende Erwähnung gefunden. Daß einige lächerliche Verstöße sich zugetragen, kann Niemand befremden, der von den Hoffesten im Buckinghampalaste etwas weiß. Es kann in gewisser Beziehung an keinem etiquettirten Hofe ungenirter zugehen als am hiesigen, und was anderwärts unverzeihliches Unglück wäre, wird hier höchstens gutmüthig belacht. Indessen hat doch die Torypresse es sich nicht nehmen lassen, dies und jenes in den Kreis ihrer Spöttereien zu ziehen. Auch daß das Taufwasser direkt aus dem Flusse Jordan in einer versiegelten Flasche nach England gekommen sey, wird vielfach bezweifelt, und daß die kleine Prinzessin während der Ceremonie in den Händen des Erzbischofs sich so ruhig verhalten, soll lediglich daher rühren, weil sie ihn wegen seiner weiten Aermel für ihre Wärterin, Mistreß Packer, genommen, so daß es dem guten Erzbischofe ferner nicht zweifelhaft seyn könne, wie große Aehnlichkeit er mit einer alten Frau habe. Uebrigens räumt selbst die Torypresse ein, daß Königin Victoria eine sehr zärtlich besorgte Mutter seyn müsse, indem das Hofbülletin besagt, daß immer unmittelbar nach dem Lever die Baronessin Lehzen über das Befinden des königlichen Kindes referire, und die Königin nach dem Frühstücke in Begleitung ihres Gemahls sich in die Ammenstube verfüge und daselbst nie unter einer halben Stunde verweile. — In literarischer oder vielmehr belletristischer Hinsicht haben während der letzten Wochen zwei Erscheinungen sich bemerkbar gemacht, die, obwohl sehr von einander verschieden, doch wegen der Berühmtheit ihrer Verfasser neben einander stehen dürfen. Die eine ist Bulwer's „night and morning." Als ich in meinem letzten Berichte Bulwer's neuestes, unglückliches Drama: „money" erwähnte, hegte ich den Wunsch, daß seine bevorstehende Novelle ihn wieder einigermaßen mit der Kritik versöhnen möchte, und ich glaube, er hat ein Recht das zu erwarten. Sein „Nacht und Morgen" gehört, meines Bedünkens, nicht blos zu dem Besten, was er überhaupt geschrieben, sondern zeichnet sich auch unter den neuern novellistischen Produkten vortheilhaft aus. Die Fiction ist phantasiereich, nicht in gewohnter Weise phantastisch, die Verwickelung geschickt durchgeführt, die Charakterzeichnung vielleicht bisweilen ein wenig theatralisch, aber im Ganzen richtig, der Styl rein und seinem Gegenstande angemessen, die Moral endlich, daß offenes Visir zu allen Dingen gut. Sehr erfreulich ist das Ablassen vom „Ergeben in der Sinnlichkeit." Nur ritliche Maße zuckt ein Nerv und wird ein Schritt gethan; beides schlüpft aber schnell vorüber. Auch von den verblümten Religionsspöttereien findet sich kaum eine Spur; im Gegentheile erscheint im Buche unerschüttertes Vertrauen auf Gott und seine Güte als Bedingung aller irdischen Glückseligkeit. Mit Einem Worte, Bulwer hat als Schriftsteller die schlüpfrige Bahn verlassen, auf welche er sich in der jüngsten Zeit so häufig verirrt, und hat eingelenkt, ehe es zu spät war. Durch seine Fauny hat er viele Sünden abgebüßt. Ich würde eine kurze Geschichtserzählung beifügen, müßte ich nicht glauben, daß selbst die kürzeste später zum Abdruck gelangen würde als vollständige Uebersetzungen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. Mai 1841.

So iſt auch an der Alſa Strande
Manch deutſcher Sang ſchon aufgewacht.
A. Stöber.

Ausflüge in die Vogeſen.

Von J. B.

II.

Buchsweiler.

Früh Morgens ſaß ich im Poſtwagen, der von Zabern nach Buchsweiler fährt, und der ein Cabarabanc mit zwei offenen Sitzen war, die heute meine Wenigkeit und ein Jude einnahmen; der Kutſcher ſaß zu unſern Füßen auf dem Boden des Wägelchens. Man begegnet im Elſaß den Juden auf Schritt und Tritt. Mein Nachbar führte ein paar Säcke mit, die er dem Kutſcher ſehr anempfahl, indem er ſagte: „Etwas Feines!“ Er legte den einen unter ſeinen Sitz; als der Kutſcher ihm bemerkte, daß dies nicht gut gehen werde, antwortete er: „Ich will mich geniren.“ Es lag in dieſen paar Worten ein Ausdruck der Liebe und der Aufopferung für „das Feine“ im Sacke, daß ich meinen Reiſegefährten bewunderte. Meine Bewunderung ſtieg aber noch bedeutend höher, als er den ganzen Weg über ſich wirklich ſehr genirte, die Füße, um ſie nicht auf den Sack zu ſetzen, zum Wagen hinausbängen ließ und nur zum Ausruhen für von Zeit zu Zeit mit den Händen an ſich zog.

Ehe wir übrigens in den Wagen ſtiegen, hatte mich der Jude ein Examen beſtehen laſſen. „Ich meine, ich müßt' den Herrn kennen,“ ſagte er mit dem freundlichſten Geſichte, das er hatte. — „Daß ich nicht wüßte.“ — „Ich hab' den Herrn ſchon g'ſehn!“ — „Wohl möglich, vielleicht in Straßburg.“ — „Wohnt der Herr in Straßburg?“ — „Seit einiger Zeit, gewöhnlich wohne ich in Paris.“ — Er wußte, was er wiſſen wollte, und ſagte nur noch, er ſey lange nicht in Straßburg und noch nie in Paris geweſen, er müſſe ſich alſo wohl irren. Ich wette, mein Nachbar hatte daſſelbe Stratagem ſchon tauſendmal angewendet, und ich mußte über mich ſelbſt lachen, wie wenig Mühe ich ihm gemacht, zu erfahren, was er zu wiſſen wünſchte.

Wir kamen ohne Abenteuer in Buchsweiler an, wo mein erſter und einziger Beſuch Auguſt Stöder galt. Der Name Stöder hat einen guten Klang in der Elſäßer und auch in der deutſchen poetiſchen Literatur. Der Vater, Ehrenfried Stöber, gab im Elſaß einen neuen Anſtoß zur deutſchen Poeſie, nachdem die Republik und das Kaiſerthum das deutſche Element eine Zeit lang faſt total in den Hintergrund gedrängt hatten. Die beiden Söhne Ehrnfried Stöbers ſind unſtreitig höher poetiſch begabt als ihr Vater. Ganz beſonderes Verdienſt haben ſie um die Aufrechthaltung des germaniſchen Elements in Sprache und Literatur. Alles ächt

Digitized by Google

Volksthümliche im Elsaß ist germanisch, und da die Brüder August und Adolph Stöber sich mit der Volkspoesie, mit Volkssagen und Volksgebräuchen viel beschäftigen, so ist es natürlich, daß sie in diesem Streben selbst eine Nahrung für ihre germanische Richtung fanden.

August Stöber ist in Buchsweiler Lehrer einer höhern Mädchenschule. Dem braven, tüchtigen Manne, dem ausgezeichneten Poeten vor Allem galt mein Besuch; doch müßte ich lügen, wenn ich nicht gestande, daß ich, wie schon angeführt, auch Staatsrück- und Absichten hatte. Stöber kam mir mit der höchsten Freundschaft und Zuvorkommenheit entgegen und stellte mir seine Sammlungen von Volksliedern und Volkssagen zur Verfügung.

Es war ein Glück, daß ich sehr frühe in Buchsweiler angekommen, denn schon um neun Uhr mußte Stöber in seine Schule. Ich begleitete ihn in dieselbe. Die Schaar seiner Zöglinge bestand aus etwa fünfzig Mädchen von zehn bis fünfzehn Jahren. Nicht ein einziges schönes, kaum ein leidliches Gesicht war unter ihnen, und die meisten hatten in ihrem ganzen Wesen etwas Verkümmertes. Wie in Deutschland, sangen die Mädchen beim Anfange der Schule vierstimmige Lieder, und sie sangen nicht schlecht. Dies söhnte mich denn baldwegs wieder mit ihnen aus; doch konnten sie, wie heimathlich mich diese Lieder auch anklangen, wie wehmüthig sie mich stimmten, den ersten Eindruck nicht wieder verwischen.

Ich verließ Freund Stöber und durchzog ungestört die paar Straßen von Buchsweiler. Buchsweiler (Buxovilla), am Fuße des Basterges, gehörte bis zur Revolution dem Landgrafen von Hessendarmstadt, dessen Regierungscollegien für die Hanau-Lichtenbergischen Besitzungen hier ihren Sitz hatten. Buchsweiler war dadurch eine Art Residenzstadt, besaß eine Art Hof, ein Schloß mit schönen Gärten, Spaziergängen, einer Orangerie und einer Fasanerie. Der Landgraf wohnte hier einen Theil des Jahres. Die Revolution jagte den Hof weg, zerstörte das Schloß und ließ selbst den Garten und die Orangerie nicht in Ruhe. Letztere schenkte Napoleon an Straßburg, wo sie noch heute in der Rue-recht-au aufgestellt ist. Aber wie der Sturmwind nur die Oberfläche der Erde berührt, nur Eichen und Thürme niederschmettert, so mußte auch die Revolution sich mit den Schlössern und den Fürsten begnügen. Was in und unter dem Boden lag, konnte sie nicht berühren, und der Same der Ungleichheit, der Vorrangzugung, der Eitelkeit, des Egoismus und der Herrschsucht, den die Höfchen in den Boden des Volkes geworfen hatten, wuchert noch heute fort. Die Familien in Buchsweiler, das nur 3500 Einwohner hat, theilen sich, wie in Residenzstädten, noch heute in die Herrn und in die Bürger ab, und das Wort Herr oder Bürger wird zur Barrière zwischen Nachbarn, die sich auf Tritt und Schritt nützlich seyn könnten, die sich noch öfter nicht entbehren können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Familienschild.

(Fortsetzung.)

Valerian weinte an Jeannens Brust; aber nicht lange. Draußen tönten Stimmen, lautes Gerufe, dann Klirren wie von gesprengten Ketten und endlich ein schweres Niederkrachen. Die Zugbrücke war gefallen. Er fuhr bei diesem Lärm empor; die ganze Gewaltigkeit seines Zornes flammte in ihm auf; an der Wand hingen sein Jagdgewehr und seine Reiterpistolen; er riß sie herunter, stürzte über den Hof und stand mit Blitzesschnelle oben auf den Zinnen des Burgthors. Auf der jetzt niedergeworfenen Brücke unten sah er einen Haufen der Schützen um eine Petarde beschäftigt, welche sie mit Pulver füllten; zwei von ihnen knieten bei der Arbeit, einer stand abseits und hielt vorsichtig die brennende Lunte hinter sich, die übrigen bildeten einen Kreis umher und drückten in spaßhaften Bemerkungen eine Art kindischer Lust und Freude an der Miniaturbelagerung aus. De la Morlière stand entfernt am Ufer des Grabens; er hatte ruhig das Kinn auf die flache Hand und den Arm auf den Knauf seines Schwerts gestützt, während seine Finger auf dem Lippenbart lagen. „Das Volk steht da und säumt wie Buben, die aus dem Schlüssel schießen wollen und nie fertig werden," murmelte er für sich, wie zu träge, es seinen Leuten zuzurufen. In demselben Augenblicke pfiff eine Kugel an seinem Ohr vorüber, eine zweite schlug vor ihm in das Wasser, ein drittes Schuß fiel und die Petarde blitzte, krachte mit einem Donnerschlage auf und sprühte zischend, schwirrend auseinander. Der Schuß mußte in das Pulver geschlagen seyn. Die Explosion hatte eine furchtbare Wirkung; nachdem die dichte Dampfwolke sich verdünnt hatte, sah man die ganze umher beschäftigte Gruppe auseinander gesprengt; der weißgelbe Quaim und Brodem krümmte sich um Verstümmelte und Sterbende, zog eine weiche Dunsthülle über Aechzen, Wimmern und fluchendes Rufen. Man hatte kaum Zeit zu erspähen, woher der Ueberfall gekommen war, der den Belagerern sechs Menschen kostete. Valerian war von einer Art Betäubung befallen worden bei dem donnernden Erfolg seines Angriffs, und war jetzt verschwunden, ohne auf einen zweiten zu sinnen.

Es herrschte eine Todtenstille auf Movencourt. François stand auf dem Vorsprung einer Ringmauer,

Digitized by Google

von einem Stück zerfallenrr Worte gebeckt, und ſah dekkommen den Belagerern zu, die jezt mit dem ditterſten Ernſte idr Werk förderten. Der Seneſchall hatte ſich in ſeiner Kommer verriegelt und buchſtodirte in einem zur Halfte von den Mouirn verzehrten Gebetbuche; zuweilen ſtand er auf, ſchlich ſacht zu dem Wohngemach ſeiner Herrſchaft nnd ſteckte den greiſen Kopf durch die Thüre, um zu ſehen, was drinnen vorgehe. Ee kam zwei-, kam dreimal, ohnr daß die ⸗cene, welche er erblickte, ſich verändert hatte. Dos Feuer in dem Kamin war verglimmt und unterbrach durch ſein Lodern die Todteuſtille in dem hohen, gewöldtrn Raume nicht mehr; die Schildereien ouf den alten, vergildren Tapeten, die ſteif und unbewegt on den Wanden herobhingen, dirſe Daumn ouf drn courbettirenden Zeltern, mit dem Federſpiel auf der Hand, dieſe blaſenden, pousdackigen Jäger und die Meute entkoppelnden Büchſenſpanner ſchienen eben ſo viel Lebrn zu haben, wir dir Bewohner des olterthümlichen düſtern Raumes. Man dörte nur die ruhigen, leiſen Athemzügr des Kindes, das bei der Exploſion von vorhin dir Mutter aus der Wirge geriſſen hatte, und das nun wieder ruhig ſchlummernd ouf Jeannens Knirn lag; ſie ſelbſt ſaß in einer Ecke, ihren Kopf in die Beugung idres Armes bergend, und mit ihm on der Wand lehnend, an welcher ſie die kalten Tropfen idrer Stirne zerdrückte. Valerian lag der Länge nach auf dem parkettirten Boden in der Mitte des Gemachs ausgeſtrrckt, regungs-, ja leblos, wie es geſchienen, dötte man nicht durch das ſachte Hauchen der Kindesbruſt das fiorriſch raſche Klopfen ſeines Herzens gehört, das ſo laut und vernehmlich war, als od es ein hohles Echo im ſtillen Raume hötte.

Eine zweitr, noch gewaltigere Erploſion als die frühere folgte; das Thor war geſprengt, und de la Morlière's Schoar drach tobend durch drn Rauch in den Burghof. „Valerian!“ rief Jeanne leiſe. Er zuckte mit dem ausgeſtreckten Arm, aber erhob drn Kopf nicht. — „Sey ruhig, Valerian! biſt du immer ſo ſtark geweſen, um dir endlich von mir ein Beiſpiel geben zu laſſen? Ich habe mit dir gelebt, Valerian; ich wöre rine feile Dirne, wüßt' ich nicht mit dir zu ſterben.“ — Als Adhemar zum viertenmale ſeine bald neugierigen, bald beſtürzten Züge ſehen ließ, erblickte er ſeine Herrſchaft jezt in voller angeſtrengter Thätigkeit; ſie waren beſchäftigt, Holzſcheite, zerſchlogene Möbeln, alles, wos an brennbaren Stoffen in ihrem Bereich lag, in der Halle auf einen Haufen zuſammenzubringen. Jeanne winkte ihn hrrbei. „Adhemor,“ ſagte ſie nnd wies auf die Wiege ihres Knaben din, „Ihr ſeyd ſein Pathe; Ihr werdet, Ihr müßt für ihn ſorgen; bringt ihn zn meinen Verwandten nach Noyon, und geht dann für ihn nach Chateau Mufford. In meiner Kammer werdet Ihr alles finden, was wir ihm hinterlaſſen können. Geht und bringt es in Sicherheit.“ — Adhemar ſtarrte ſie an und ſah in ein Geſicht voll blaſſer, aber ſo eiskalter Entſchiedenheit, daß er umſonſt nach Ausdrücken ſuchte, in denen er hätte zu antworten gewagt. Sie bat ihn nicht, ihren Auftrag zu Herzen zu nehmen, in ihren Zügen zuckte kein Muskel von inuerer Bewegung auf, aber ſie ſah mit bohrend ſcharfen Blicken in ſeine Seele hinein, als ob ſie in deren innerſtem Grunde, in dem tiefſten Herzenswinkel des alten Frondeurs nach der Fähigkeit forſchen wollte, die lezten Worte einer ſcheidenden Mutter verſtehen und fühlen zu können, welch heilige Verpflichtung ihm auferlegt wurde. „Adhemor,“ ſagte ſie dann, „ich hoffe zu Gott, Ihr ſeyd —“ Sie endete den Satz nicht; im Begriffe, Adhemor dabei ihre Hond zu reichen, ging eine krampfhafte Erſchütterung durch ihre Nerven, die faſt übermenſchliche Kraft, womit ſie ihr Inneres zuſammengeklammert hatte, verließ ſie und Jeonne ſonk ohne Bewußtſeyn zu Boden. Der Seneſchall wollte ihr beiſpringen, aber Valerian eilte herzu und ſchob ihn mit drn Worten: „Thut, was Euch aufgetragen iſt,“ zur Thüre hinaus.

(Schluß folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

London, April.

(Fortſetzung.)

Neue Dramen. — Faledrothee.

Das anderr belletriſtiſche Produkt iſt rigentlich nur eine intereſſante und überraſchende Offenbarung. Moore nämlich, „der Sänger Irlands,“ hat eine Geſammtausgabe ſeiner Werke veranſtaltet und verſieht ſie mit Noten, als Erklärung „des Urſprungs und der Meinung.“ Noten, die hie und da in Erſtaunen ſetzen. Eines von Moore's lieblichſten iriſchen Liedern iſt das bekannte: When first I met thee warm and young. Byron erklärte, es allein ſichere dem Dichter die Unſterblichkeit, und obgleich jede ſingende Miß, die in einem Muſikalienkabinet abonnirt iſt, Neues und nur Neues verlangt, ſo hab es doch gewiß bisher keine, die when I first u. ſ. w. nicht der neueſten Neuigkeit ebenbürtig achtete. Da tritt nun der böſe Mann auf und offenbart kaltblütig, ſein gefeiertes Liebeslied ſey eine Anſpielung auf den politiſchen Abfall des Prinzen Regenten, auf den Uebertritt des nachherigen Georgs IV. von den Whigs zu den Tories. Die Bosheit des Dichters äußert ſich aber wenniger darin, daß er durch dieſe Note dem Liebesliede den ſchönen Schmelz abſtreift, und jeder ſingenden Miß es von nun an unmöglich macht, einen Seufzer in die Klage zu miſchen, als darin, daß jedermann die Anſpielung unverkennbar findet, die bisher Niemand herausgefunden hat. „Der Prinz Regent wußte darum,“ verſichert Moore, und da die Wahrheit ſeiner Verſicherung nicht in Zweifel gezogen werden kann, ſo wirft das mindeſtens auf den Prinzen keinen Schatten, daß er

nicht allein die schweren Worte: „they who flatter, scorn thee“ (deine Schmeichler verachten dich) stets ruhig anhörte, sondern auch den Dichter nie entgelten ließ.

Von dramatischen, neuerlich in Scene getretenen Novitäten verdient nur ein häusliches Schauspiel und eine, wenn man will, historische Komödie Erwähnung. Jenes, das unter dem Titel: Agnes St. Aubin oder die zwei Ehemänner, mit vielem Beifalle noch jetzt im Adelphitheater gegeben wird, enthält die Geschichte eines liebenswürdigen Mädchens, das wider ihren Willen einem Manne vermählt worden, der vom Spieler zum Räuber, vom Räuber zum Mörder herabgesunken, lebenslänglich zur Galeerenstrafe verurtheilt, dem Bagno entflohen ist, plötzlich vor seiner Frau erscheint, die Unwissende, durch eine falsche Todesnachricht getäuscht, dem Manne ihrer Wahl die Hand gereicht, und sie, um Geld von ihr zu erpressen, durch Drohungen so lange foltert, bis ein zufälliger Pistolenschuß seinem Leben und ihren Qualen ein Ende macht. — Das zweite Stück beruht auf einem geschichtlichen Faktum aus der Zeit Jakobs II. Nachdem dieser unglückliche Monarch die Krone niedergelegt, sah die Herzogin von Tyrconnell, Wittwe Richard Talbot's,* unter Jakob Lord Statthalter von Irland, zu Fristung ihres Lebens sich genöthigt, die Nadel zu ergreifen, und hielt mit dem Putz, den sie die Nacht über gefertigt, am Tage in einer Bude auf Exeter Change feil; letzteres war damals ein Markt und das fashionable Stelldichein der Londoner Elegants. Sie benutzte jedoch, um nicht erkannt zu werden, die Sitte jener Zeit, nach welcher die Frauen öffentlich mit Geschichtsmasken erschienen, und trug eine weiße Maske, weshalb die vornehmen „loungers“ sie die weiße Wittwe zu nennen pflegten. Ein Zufall veranlaßte ihre Entdeckung, und Jakobs Nachfolger bewilligte ihr eine Pension, die sie bis an den Tod genoß. Aus dieser Geschichte hat Douglas Jerrold, zwar ein junger, aber ein versprechender Dichter, unter dem Titel: „die weiße Putzmacherin,“ für das Coventgardentheater ein ganz artiges Lustspiel in zwei Akten geschaffen, das den geernteten Beifall vielleicht eben so sehr dem Dichter, als dem Spiele der Vestris verdankt. Nur will ich für deutsche dramatische Zuschneider bemerken, daß Jerrold sich nicht streng an die historische Wahrheit gehalten und seinem Stücke Manches eingewebt hat, was die Kritik für chronologische Verstöße erklären muß, und was, weil es neuere lokale Zustände berührt, vor einer deutschen Bühne nicht den Anklang finden dürfte, der ihm hier zu Theil wird. — Da ich vom Theater spreche, wäre es unrecht, einen Mann zu vergessen, in welchem die englische Bühne vor Kurzem ihren Oberältesten, den letzten Zögling aus Garrick's Schule, verloren hat, den in seinem 74sten Jahre aus dem Leben, und zwölf Jahre früher von den Brettern abgetretenen Robert Fairbrother. Fairbrother, geb. i. J. 1767, war von seiner frühesten Kindheit an — denn er zählte am Tage seines Debuts keine volle drei Jahre — bei einem oder dem andern Londoner Theater thätig, und als er dies nicht länger konnte, lieh er Direktionen und Schauspielern immer gern aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen. Zuerst unter Garrick's Leitung Originalakteur in den berühmten Pigmy Revels, errang er später bedeutenden Ruf in der Pantomime und in allen Rollen, wo es galt, den Degen zu führen. Bühnenzweikämpfe wurden damals nicht so schnell abgethan, nicht so obenhin behandelt wie jetzt. Jetzt ist es oft zum Erstaunen, wie ungeschickt die Schauspieler, und das keineswegs die englischen allein, nachdem sie zwei oder drei mal wider alle Kunstregel auf die Klingen gewettert, sich niederstechen lassen. Das war ehemals anders; da wurde, wenn auch zu Zeiten ungebührlich lange, doch nie schlecht gefochten. Mathews wählte bei seinem ersten Auftreten i. J. 1793 den Richmond in Richard III. „des Fechtens wegen,“ nöthigte deshalb Richard, in der letzten Scene fünfundzwanzig Minuten mit ihm zu fechten, und wiederhalte bei seinem nächsten theatralischen Versuche zu Canterbury den Richmond „mit einem Gefechte von vierzig Minuten.“ Genug, Fairbrother's Fechtergeschick gewann ihm die Gunst des Prinzen von Wallis, der sich von sich selbst als Georg IV. unter Anderm auch dadurch unterschied, daß dieser das Theater nur besuchte, wenn die Etikette ihn dazu zwang, jener es leidenschaftlich liebte. Und weil es da dem Prinzen ein Hauptgaudium war, Master Fairbrother fechten zu sehen, verehrte er ihm zu jeder Rolle der Art zwei eigens gefertigte Schwerter, eigends zum Zerbrechen gefertigt; denn einer von Fairbrother's, den Prinzen entzückenden Hauptcoups bestand darin, wenn der Gegner ihm seine Klinge gekürzt, des Gegners Klinge genau zum Maaße der seinigen herabzubringen. Flogen dann auch die Stücke gefahrdrohend in's Orchester, der Prinz zahlte den Verwundeten Schmerzensgeld. Fairbrother's Bühnenleben war reich an denkwürdigen Ereignissen, und wiederholt sind Aufforderungen an ihn ergangen, seine Memoiren herauszugeben. Das hat er nun zwar nicht gethan, sondern entschieden abgelehnt, aber geschrieben hat er sie, und ohne Zweifel wird der Todte bekannt machen, was der Lebende nicht veröffentlichen mochte. Viele namhafte Künstler verdanken ihm ihre Bildung. Einer seiner Schüler war der als Clown unerreichte Grimaldi, dessen Leben Dickens, alias Boz, geschrieben hat.

(Schluß folgt.)

* Dieselbe, von welcher die Geschichte erzählt, daß, als Jakob auf seiner übereilten Flucht aus der Schlacht von Boyne — am ersten Juli 1690 — die Burg in Dublin erreichte und hier, von Lady Tyrconnell an der Treppe empfangen, zu ihr sagte: „Ihre Landsleute, Madame, die tapfern Irländer, verstehen sich auf's Laufen,“ sie ihm zur Antwort gab: „dem Anscheine nach minder gut als Ew. Majestät, da Sie das Wettrennen gewonnen haben.“

Räthsel.

O du — du wider Willen viel besungen,
Aus ganzen Bänden glockenhell erklungen,
Dir sey, machst du dich gleich schon viel zu breit,
Mit Willen heut ein Lobgedicht geweiht.

Du herrschest in den höhern Regionen,
Wo sonst auch Geist, Verstand und Einsicht thronen;
Doch du vertreibst sie alle von dem Thron,
Wenn du dort sitzest, eh sie kommen, schon.

Erasmus hat freiwillig dir gehuldigt,
Und Schiller selbst die Götter wahr beschuldigt,
Daß sie umsonst sich wagen in den Streit
Mit deiner zähen Unverwüstlichkeit.

Du führst die Deinen wohl durchs Erdeleben,
Sie brauchen sich nicht Mühe drum zu geben,
Und finden drin der Kameraden viel;
Mit Freundespflicht besang dein Lob mein Kiel.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. Mai 1841.

Ich ſetze Seel' und Leib an dieſes Werk.
La fin couronne les œuvres!

Shakespeare.
Heinrich VI.

Der Familienſchild.

(Schluß.)

Die Belagerer hatten nur noch ein Hinderniß zu überwältigen; dies war die Hausthüre, die aus altem Eichenholz zuſammengetäfelt und mit Eiſen ſchwer beſchlagen war. Ein Eindringen in das Gebäude auf anderem Wege war nicht möglich, denn die Fenſter des Erdgeſchoſſes waren ſtark vergittert; um die des zweiten Geſchoſſes zu erklimmen und einzubrechen, waren keine Leitern von hinlänglicher Höhe zu beſchaffen. Es mußte alſo wieder eine Petarde angelegt werden; weil aber der Ueberfall Valerians eines dieſer Sprengwerkzeuge zerſtört hatte und de la Morlière nur zwei derſelben bei ſich führte, ſandte er einen Boten auf ſeinem Pferde nach dem nahen Noyon aus, um von dort eine andere herbeizuholen. Unterdeß zog er ſeine Schaar wieder aus dem Burghofe zurück, um ſie nicht den etwaigen Vertheidigungsverſuchen und Schüſſen de Muſſards von ſeinen Fenſtern aus bloß zu ſtellen, und ließ die Wachen ablöſen, die in dichtem Ringe um das Manoir aufgeſtellt waren.

Es war Dämmerung geworden; über den dürren Wipfeläſten der Waldung begannen heiſer ſchreiend die Kräben zu kreiſen, kalte, feuchte Nebel tränkten die Luft und ſetzten ſich in ſchweren Tropfen an den Zweigen und grauen Flechten der Baumſtämme. Es war einer jener trüben Abende, wo euch der Einfluß der winterlichen Atmoſphäre entweder abergläubiſch macht, oder ihre Beſchaffenheit den Weſen, ſo nicht unter den Lebendigen wandeln, erlaubt, von körperlichen Augen aufgefaßt zu werden; denn es begegnet euch was Seltſames, Unerklärliches, wenn ihr durch den Wald ſchreitet an einem ſolchen Abend und in die weißlichen Nebel ſchaut, die in großen Flockenwallungen zwiſchen den Stämmen ziehen.

Vor den Augen der harrenden Kriegerſchaar, die auf der Raſenfläche zwiſchen dem Walde und den Burggräben von Moyencourt herumlungerte, zeichneten ſich der Zinnenkranz der Ringmauern und die Dächer und Eſſen des Gebäudes mit immer grauer, düſterer werdenden Flachen, immer mehr verſchwimmenden Linien ab. Man hörte den Hufſchlag eines raſch trabenden Pferdes; es war der Bote, der aus Noyon zurückkam. Zugleich erhob ſich ein Gezänke von den Schildwachen her, die unter dem Thore und auf der Brücke ſtanden. De la Morlière eilte zu ihnen; er fand einen ältlichen Mann, der ein Kind und ein Bündel unter ſeinem Mantel trug und hinausgelaſſen zu werden verlangte; ein Knecht mit einem größern Pack von Habſeligkeiten unter dem Arm ſtand bei ihm und hielt verſchüchtert

eine Falte vom Mantel des Seneschalls — denn der war es — in dee Hand. De la Moelière forschte scharf in ihee Züge. „Ihr könnt gehen!“ sagte er dann. — „Ja wohl kann ich gehen,“ murmelte Adhemae, indem er nun rasch über die Brücke scheitt; „das ist das Ende, François, daß wir gehen können bei nächtlicher Weile in den Wald hinaus, und du, aemee Teufel, hast nicht einmal einen Mantel. Wo werden wie unser müdes Gebein hinlegen? Im Lagee des Hirsches oder der wilden Sau! Das ist das Ende. Hab ich's nicht immer gesagt, François? Was hab' ich gesagt von dem Wappen, Feançois?“ — „Mit den Adleeflügeln?“ stotterte Françoís zersteeut und sah ängstlich sich um. — „Dummkopf, der Familienschild weede sich rächen, habe ich gesagt; übrigens heißt es: Fluchten.“ — Die beiden Männer veeschwanden in der Dämmerung des Waldes.

Die herbeigeholte Petaede wuede in Stand gesezt und die Keiegeeschaae deang von Neuem in den Bueghof, über den dunklere Schatten fast einen nächtlichen Schleier beeiteten. Moveneouet, das bei hellem Tageslichte so berunteegekommene Manoir mit der bürgeelichen Wirthschaft auf seinem Hofe, hatte die Spueen seines Weefalls wie in einen schwaezen Mantel gehüllt und wiedee ganz ritterlich stolz, fast dräuend sich aufgeeeckt; die Verhaltnisse des Gebäudes waeen geoßartigee, die Giebel und Zacken eiesigee, der Eindeuck des Ganzen sprechender geworden; es sah mit einer Art Veeachtung, wie hocherhobener Stiene über den unten eindringenden Haufen weg und weit in die stummen Geheimnisse der Nacht. Eine Todtenstille herrschte im Inneen; de la Moelieees Augen foeschten veegebens, ob er keinen Lichtstrahl hinter einem der Fenster bemeeke. Was mochten die beiden einzigen, jezt auf's äußerste bedrängten Bewohnee beginnen? Er glaubte, sie seyen entflohen; und doch hatte keine dee Schildwachen etwas Verdächtiges gemeldet. Aber sollte de Mussaed sich fangen lassen wie eine Eidergans auf ihrem Neste? — Nein, nein, plötzliche blendende Helle blizte über den Hof nnd die Umgebungen hin; aus dem Gebäude krachten zwei staeke, dumpf an den Maueen und dann an den Stämmen des Waldes hinrollende Schüsse; ein geellee Schein übergoß von innen meheee der Fenster des Eedgeschosses.

„Die Petarde!“ rief de la Morliee, „die Petarde an die Thür! — Chadieu, wie kommen zu spät!“ — Die Petarde wurde befestigt, die Lunte entzündet, der Hause zog sich zueück, und nach einer Weile Harrens erfolgte dee Schlag; die beiden Flügel des Hausthoees krachten zerschmetteet auseinandee, das Gebäude dröhnte und klirrend flogen die Fenster auf, daß die Scheibensplitter und Bleistücke umbeespeangen; durch die Oeffnungen deangen qualmende Rauchwolken heraus, ihnen nach schlugen züngelnde Flammenlohen an den Mauern empor; die Halle stand in Feuer, und nach wenigen Minuten leuchtete das ganze Manoir in dem eotben, gespenstigen Glutlicht einee Feueesbrunst. De la Morliere deang trotz der Gefahr des Erstickens in das Innere und kam in die Halle. In iheer Mitte war ein sehr hoher Scheiterhaufen zusammengeworfen und stand in vollem Brande; ee sah nichts als einen desporntenStiefel aus der Lohe heeooreagen, darunter am Boden ein abgeschossenes Pistol, um dessen Schaft die Flamme leckte; weiter oben an der andeen Seite glitt eine Feauenhand heraus, die als ein Häufleln Asche auf dem Boden ankam. — Er mußte wieder hinausstürzen ooe der zerschmelzenden Glut und dem Qualm dadeinnen.

Valerian de Mussard und Jeanne Peestot schienen sich auf dem entzündeten Scheiterhaufen, dee ihre Köepee in Asche oeewandelte, gegenseitig durch die beiden Schüsse den Tod gegeben zu haben. Wie eine Apotheose ihees muthigen Endes flammte das Schloß von Movencourt über ihnen in gewaltiger Lohe am Nachthimmel auf; eine blutigeothe, wie in easender Freiheitsfeeude wogende, sprühende Glut spiegelte sich in den Burggeäben und ließ die grellbeschienenen Baumgipfel des Waldes leise sich eegen und schütteln, als gehe die Seele des Jahrhunderte alten Manoirs scheidend durch ihre Zweige.

Ausflüge in die Vogesen.

(Fortsetzung.)

Das Schloß wurde abgedeochen, die Nebengebäude, Wohnungen von Bedienten, Jagdhunden und Pferden, sind jezt theils Gemeindehaus, theils Fruchthalle, theils Schlachthaus. Vor demselben ist ein geoßer Platz, edemals Lustgaeten des Füesten, jezt Marktplatz des Volks. Das sind solche Ehemals und Jezt, voe und nach der Revolution, wie man deeen in Frankreich überall degegnet. Auf diesem Platze stehen unter Bäumen mehrere halbzeetrümmeete Statuen. Als sie aufgestellt wurden, erregten sie des Volkes Staunen in dee Aet, daß es ein Wunder nötdig glaubte, um sie zu schaffen. Es erzählte, der Teufel habe sechs Nächte hindurch dem Meistee immee Eine Statue machen und aufstellen helfen, bis ee in der siedenten den Meister gebolt nnd mit ihm zur Hölle abgefaheen. Aber ein ganz anderes Wundee wae nothwendig, um sie zu zeestöeen.

Auf dem Markte waren ein paae hundert Weiber versammelt, und auch unter diesen sah ich kaum eine einzige leidliche Eeschеinung; die unendliche Mehezahl war haßlich und kümmeelich. Dagegen sah ich unter

Digitized by Google

den Männern in Buchsweiler Einzelne, die an Hermann und seine Cherusker erinnerten, und die in ihrer schönen, malerischen Tracht, graue deutsche Röcke, rothe Westen, blaue enge Sammthosen, breite Kremphüte, wahrhaft erhebende Erscheinungen sind. Die rothe Weste soll übrigens nach der Volkssage eine historische Bedeutung haben, aus dem Bauernkrieg herstammen und an das Blut erinnern, das in demselben geflossen. Die Bauern sollen diese Westen angelegt haben, um nicht zu vergessen, wie viel Blut geflossen und wie viel sie dessen zu rächen haben. Vielleicht wae dies Andenken mit im Spiele, als die Statuen durch das Riesenwunder und Männermährchen Revolution zertrümmert wurden.

Das Städtchen ist alterthümlich gebaut, und nur hie und da erinnern die Häuser an die ehemalige Residenz, an die Heeren. Die meisten Häuser waren wohl zu allen Zeiten Bürgerhäuser. An mehreren sah ich christliche Sprüche angeschrieben. Einer derselben hieß: „Dem Frommen gibt Gott Güter, die da bleiben;" und der, der's über die Thüre seines Hauses schrieb, dachte dabei wohl an das Haus.

Eine Compagnie Soldaten war heute in die Stadt gezogen, um, wie ich glaube, die Garnison in Lichtenberg abzulösen. Als ich durch die Straßen schlenderte, erfreute ich mich nicht wenig an der Galanterie der Franzosen. An einem Brunnen stand ein Sergeant und half einer Dirne den Wassereimer auf den Kopf heben. „Dank schön!" sagte das Mädchen. „Vous êtes charmante," flüsterte ihr der Franzose zu. „Dank schön!" antwortete das Mädchen. — „Est-ce que vous ne reviendrez pas?" — „Merci, Musje!" lächelte sie, und ging weiter. — „Que le Diable emporte ces embécilles d'Allemandes!" sagte der Sergeant zum Corporal, der lachend seinem Treiben zusah. — Und doch stehe ich nicht dafür, daß das Mädchen nicht sehr gut verstanden, was der Herr Sergeant gewollt, und daß sie sich nachher nicht noch besser, und zwar ohne Interpreten verständigt haben. Denn ihr leztes: „Merci, Musje!" flüsterte sie ganz leise und sah dabei sehr freundlich aus.

Nachdem ich nur noch in ehrfurchtsooller Entfernung das Alaundergwerk und die Fabrik, die allein 300 Menschen ernähren und jährlich 360,000 Franken einbringen sollen, angesehen hatte, ging ich wieder in die Wohnung Stöders und vertiefte mich dort in eine andere, lichtere, schönere Mine, die seiner Volkslieder. Nach Tisch gingen wir zusammen auf den nahen Bastberg, wo die Heren alle Nacht zusammenkommen. Unter uns gesagt, haben die Elsässer Heren einen viel bessern Geschmack als die deutschen; denn während der Blocksberg eine aussichtslose Nebelkoppe ist, ist der Bastberg ein Punkt, von dem man halb Elsaß, Baden und Gott weiß was Alles noch übersieht, wenn man dem Auge mit etwas Herenspuck und Operngucker nachhilft. Die öde Haide des Berges mag ihn übrigens in den bösen Ruf gebracht haben. Eine schöne Stunde verlebte ich hier oben im traulichen Gespräche mit A. Stöder. Ein tiefes Gemüth, klarer Blick, Wohlwollen und Wissen werden Jedem, der den jungen Dichter kennen lernt, ein frohes Andenken an ihn in's Herz schreiben. Ich glaubte ihn beklagen zu müssen, daß er so ferne dem größern Leben einer bedeutendern Stadt sey, aber er fühlt sich zu wohl in seinem engen Kreise, um den Trost zu suchen, der in ihm selbst liegt. Ich glaube überhaupt, daß es ein Unglück für die Poeten ist, wenn sie dem größern Leben näher treten. Jeder Schritt, den sie in demselben thun, ist eine Enttäuschung für sie, eine poetische Ahnung weniger. Wenn Jean Paul je irgendwo am Hofe anstatt in Hof gelebt hätte, so wäre Deutschland sicher um einen großen Dichter ärmer.

Um zwei Uhr mußte Stöder abermals in seine Schule. Ich schrieb mir noch ein paar Lieder aus seiner Sammlung ab; bald aber hatte ich meinen Honig und Wachs abgesogen, und dann fing das Städtchen an, mich zu langweilen. Mein Postkarren fuhr erst um vier Uhr wieder nach Zabern ab. Ich sagte dem Kutscher, ich wolle ihn unterwegs irgendwo abwarten, und ging, mit einer Viertelstunde Vorsprung, langsam auf Zabern zu.

Das schönste Wetter, das man sich wünschen kann, begünstigte diese kleine Fußreise. Es hatte am Morgen geregnet, der Himmel hatte viele Wolken, aber klare, lichte, helle Wolken, die nicht mehe drohten. Von Zeit zu Zeit trat die Sonne hervor und belebte und durchglühte die durch den Regen neuerfrischten Thäler und Hügel. Am Fuße der Vogesen führt die Straße nach Zabern durch einen beständigen Garten, in dem die unter ihrer Frucht brechenden Bäume sich weit in die Berge hinaufziehen. Und diese Berge selbst wechseln mit jedem Schritte in ihren Formen. In der Ferne treten die Schlösser von Zabern hervor; weiter unten reichen die Vogesen den Alpen und dem Schwarzwalde die Hand. Links neben uns öffnet sich das wundervolle, frucht- und obstreiche Elsaß, und in der Mitte des unendlichen Thalkessels sieht man von Zeit zu Zeit die Kuppe des Münsters. Die Bergstraße zwischen Heidelberg und Darmstadt hat nichts Schöneres, als ich hier zwischen Buchsweiler und Zabern sah. Uebrigens erinnerte mich die Gegend hier so lebendig an jene, daß ich mich unwillkürlich fünfzehn Jahr zurückversezt fühlte, und die Stunden unendlicher Lust und Ahnung, Sehnsucht und Hoffnung noch einmal lebte, die mein Herz hoben, als ich auf der Bergstraße nach Heidelberg wanderte.

(Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Schluß.)

Fairbrother. — Sir Astley Cooper. — Oper.

Fairbrother selbst war ein würdiger Nachfolger des ersten englischen Harlekins Rich, und namentlich ist er es, der bis in die neueste Zeit die pantomimische Kunst gestützt, und dadurch die der englischen Bühne eigenthümliche Weihnachtspantomime vor dem Verfall bewahrt hat. Moncrieff, jetzt der beste Pantomimentomponist, erholte sich stets bei ihm Raths, und hatte es nie Hehl, daß er häufig seinen Angaben die beliebtesten Scenen verdanke. Mehrere Jahre lang war Fairbrother Freund und inniger Vertrauter des geistreichen, allseitigen Richard Brinsley Sheridan; er war auch der Einzige, der, als Alle ihn verlassen, ihm treu blieb bis in den Tod. Vierzehn schwere Tage und Nächte pflegte er ihn und wachte bei ihm, und als endlich der Tod kam, den Müden von seinen irdischen Leiden abzurufen, war es Fairbrother, sein letzter Freund, der dem großen Redner, Staatsmanne und Dramaturgen die Augen schloß. In dieser Beziehung dürften die zu erwartenden Memoiren manches Neue berichten. Fairbrother war unerschöpflich, wenn er von Sheridan erzählte. Bekanntlich hat Thomas Moore das Leben des Letztern geschrieben, und es ist Thatsache, daß er im Auftrage seines Verlegers Fairbrothern für betreffende Mittheilungen eine bedeutende Summe bot, dieser sie aber schlechterdings nicht verdienen wollte. „Nach meinem Tode sollt ihr Alles erfahren," lautete seine kategorische Antwort. Seine letzten Lebensjahre hat er heiter und meist gesund, bald bei dem Einen, bald bei dem Andern seiner zahlreichen Freunde und Verwandten zugebracht, und von allen Seiten wird ihm das Zeugniß gegeben, daß Eigennutz seiner Seele fremd gewesen und in ihm ein ehrlicher Mann gestorben sey.

Einen der gebrechlichen Menschheit fühlbarern Verlust hat nicht nur London, hat mehr als England durch den Tod des vielleicht größten Wundarztes unserer Zeit, Sir Astley Cooper, erlitten. Cooper ist reicher an Geld und öffentlichen Ehren gestorben als Fairbrother, denn er hinterläßt einen Baronetstitel und — wenn die Sage nicht übertreibt — eine halbe Million Pfund Sterling, beides das Erbe eines lachenden Neffen; aber im tiefern Wortsinne war Cooper der ärmere Mann. Nur die ersten erworbenen hunderttausend Pfund mögen ihm Freude gemacht haben. Er verwendete sie theils auf eigenen Lebensgenuß, theils auf Unterstützung armer Verwandten, theils um seinen Bruder in's Parlament zu bringen. Nachdem er Letzteres erreicht und von einigen seiner Verwandten Undank geerntet, verlor das Geld für ihn als Mittel zur Erheiterung des Lebens seinen Werth, stimmte es ihn oft finster und mürrisch, machte es ihn in steigender Progression zuletzt zum Knauser. Als sein Verdienst mehrere Jahre lang, seiner eigenen Versicherung zufolge, kaum dem Lohne eines Kammerdieners gleich kam, fand er in der Liebe zu seiner Kunst Ersatz für den geringen Ertrag, war das Honorar das Letzte, was ihn an seinen Patienten interessirte. Sobald aber Ein Jahr — ich glaube 1825 — ihm über 25,000 Pfund eingetragen, fing er an, nur den goldenen Boden seiner Kunst zu lieben, und öffnete bei den Consultationen in seinem Hause die Hand meist früher als den Mund. Viele Anekdoten sind darüber in Umlauf. Eine kann ich verbürgen. Bekanntlich gibt es in unserem freien England keine Medizinaltaxe, folglich zwischen Patienten und Arzt kein Collateralverhältniß von Recht und Verbindlichkeit. Der Patient hat kein Klagerecht gegen den Arzt, der ihm seine Hülfe, der Arzt keines gegen den Patienten, der ihm die Bezahlung verweigert. Daher geschehen die diesfallsigen Verhandlungen in der Regel Zug um Zug: hier guter Rath, hier gutes Geld. Was die Gesetzgebung unbestimmt läßt, darüber bildet sich gewöhnlich ein Herkommen, und so war seit lange eine Guinee das herkömmliche „fee" für einen medizinischen Rath. Guineen sind außer Cours, sie haben ihren Platz den Sovereigns geräumt, unterscheiden sich aber von diesen sehr wesentlich durch den höhern Werth: die Guinee war 21, der Sovereign ist nur 20 Schillinge. Da hat sich nun die Usance eingeschlichen, dem Arzte statt der früher üblichen Guinee den jetzt couranten Sovereign in die Hand zu drücken, und so fühlbar die Einbuße dem Arzte seyn muß, dem viele Guineen in die Hand gedrückt werden, so läßt sich dieser doch in Betracht der vielen den Abzug so willig gestatten, wie der minder Gesuchte in Betracht der wenigen. Nicht so Sir Astley Cooper. War der Sovereign in seiner Hand, ehe er gesprochen, so forderte er Rektifizirung des Irrthums mittelst Zulegung des mangelnden Schillings, und hatte er sich einmal so weit vergessen, daß er vor der Bezahlung gesprochen, und erschien dann ein Sovereign, so bat er, das Versehen in der angegebenen Weise zu verbessern. Das that er vor einigen Monaten bei einem alten Bekannten. „Ich hoffe," sagte er nach Besichtigung des Goldstücks, „Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen und mir den Schilling entziehen wollen." — „Gewiß nicht," lachte der Andere, fest überzeugt, daß Cooper, obwohl wider seine Gewohnheit, spasse; „ich habe aber keinen Schilling." — „Aber doch anderes Geld?" versetzte Cooper. — „Blos eine Fünf-Pfund-Banknote." — „Schön, schön, ich kann darauf herausgeben," rief Cooper fröhlich und zahlte seinem alten Bekannten den Ueberschuß aus. Dagegen war er auf seinen Baronetstitel nicht im Geringsten stolz. Ja, ich habe glaubwürdig versichern hören, daß, wenn er gewußt hätte, warum Georg IV. ihm jenen Rang ertheilt, er bescheidentlich depreeirt haben würde. Der Anlaß nämlich war die Antwort des sprichwörtlich groben Abernethy, als der König ihn eines Tages zu sich rufen ließ. „Sagt dem Könige," beschied er den Diener, „ich sitze eben beim Frühstücke, und sein Bauchgrimmen habe keine Gefahr; er soll sich den Leib reiben und ein paar Tassen warmes Wasser trinken; später will ich kommen." Der entrüstete König schickte sofort nach Cooper; dieser stellte sich ungesäumt ein und verließ das Gemach als Baronet. — Sir Astley ist 75 Jahre alt geworden, und ruht in einem mit Gold und Sammet überdeckten Sarge in der Kapelle des Guy's Hospital, wo er als armer Chirurg den Grund zu seinem Ruhme gelegt.

Schumann aus Mainz, mit einer, wie ich höre, über hundert Köpfe starken Gesellschaft hier angekommen, hat den Muth gehabt, Drurylane auf vier Monate zu pachten, und verheißt die Ankunft Meyerbeers zum Behuf eigener Leitung seiner Hugenotten. Das nächstemal mehr von unsern Landsleuten. — Daneben ist Laporte im großen Opernhause thätig; er hat zu einem gesegneten Beginnen sich mit dem Orchester entzweit und liegt deshalb jetzt auf Werbung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 5. Mai 1841.

A shrewd knave, and a unhappy! I like him well.
Shakespeare.
All's well that ends well.

Der deutsche Gil-Blas.

Bilder aus dem Volksleben des achtzehnten Jahrhunderts.

II.

Nach den lezten Mittheilungen unseres Gil-Blas war er in den Dienst eines vornehmen jungen Taugenichts gekommen, der ihn zu allerlei gefahrvollen und tollen Streichen anhielt. Sehr oft mußte der arme Junge das böse Ergebniß der Ränke seines Herrn, der sich stets in Sicherheit zu bringen wußte, über sich nehmen, öfters aber entzog er sich den schlimmen Folgen durch die ihm angeborene List. In jenen Zeiten war Manches möglich, was jezt sich nicht mehr thun ließe. Zu den kecksten und frevelhaftesten Unternehmungen des jungen Grafen gehörte der Plan, eine reiche, unvermählte Tante zu plündern, zur Zeit, wo diese eine nothwendige Reise unternahm, die durch eine öde, mit einsamen Fichtenwaldern bedeckte Gegend ging. — Der Neffe, obgleich des Geldes nicht sehr bedürftig, fand Gefallen daran, die alte Tante zu schrecken und sie um einen Theil ihrer Schätze zu bringen, ohne daß sie die mindeste Ahnung hatte, von wo diese Ungebühr kam. Der Anschlag mißglückte, denn die Tante hatte diesmal vorsichtig ihre Geldchatulle versteckt, und nur eine Kiste mit alten Kleidern war den Freibeutern in die Hände gefallen. Gil-Blas war bei dieser Gelegenheit von den Grenzwächtern erwischt worden, und wir finden ihn nun auf dem Schlosse der alten Dame, die eine phantastische, seltsame Haushaltung führt. Er erzählt.

Nachdem ich mit meinen verwünschten Weißmänteln noch zwei Tagereisen zurückgelegt, langte ich in einem erbärmlichen Zustand der Ermüdung und des Hungers auf dem Schlosse an, wo die Dame Cordelia, die Tante meines Herrn, Hof hielt. Die sämmtliche Dorfjugend machte sich den Spaß, mich zu begleiten, während ich die Anhöhe hinankeuchte, mit dem Kasten voll alter Kleidungsstücke auf dem Rücken. „Ach," rief ich bei mir selbst, „wie weit bist du gekommen, armster Sohn deiner Eltern! Du, die Hoffnung ihrer Tage, die Stütze ihres Alters, bist jezt als Straßenräuber eingefangen, und eine höhnende, polternde Jugend bringt dich zu der Richtstätte! Der Himmel weiß, was dir dort bevorsteht!" — Erst am späten Abende wurde ich aus einem feuchten Keller, in den man mich einstweilen gesperrt, herausgeführt und vor die Besitzerin des Schlosses gebracht. Ich fand in einem hohen Saal mit dunkeln Tapeten einen Tisch gedeckt, an dem eine Dame, die ich sogleich an der spitzigen Nase für die Hausfrau erkannte, mit einem

Herrn und einem Affen von der großen, langhaarigen Gattung zu Abend speiste. Dieses Kleeblatt war so auffallend, daß ich einige Minuten dastarrte, ehe ich es mir zurecht gelegt. Der Pavian schnitt mir fürchterliche Gesichter zu, und der schwarze Herr trank ein großes Glas Bordeaux aus; die magere Dame erhob sich ein wenig und winkte mir, näher zu treten.

„Das ist einer der Strauchdiebe!" rief sie. „Wir wollen einmal prüfen, was an ihm ist. „He, Bursche, Sein Fang war glücklich; wie haben ihm meine Prunkgewänder und Juwelen gefallen?" — „Gnadige Frau," entgegnete ich mit einer respektvollen Verbeugung, „ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Sie beraubt habe. Ich komme, Ihnen Ihr Schmuckkästchen wieder zu bringen." — „Beim Himmel, der Junge gefällt mir!" sagte die schöne Dame und lachte überlaut. „Herr Doktor, gießen Sie ihm ein Glas Wein ein."

Dieser Befehl wurde von dem schwarzen Herrn sehr unwillig befolgt. Er mochte über den Rest in der Flasche und das Maß seines Durstes Betrachtungen angestellt haben, die ihn gegen jede mildthätige Spende aufrührisch machten. Dennoch gehorchte er, und ich ließ den willkommenen Trank mit jener behaglichen Verzögerung meine Kehle hinabgleiten, mit der man einen guten Wein prüft. Nachdem dieses geschehen war, forderte mich die Dame auf, meine Geschichte zu erzählen. „Gnädige Frau," entgegnete ich, „meine Schicksale sind nicht gemacht, um auch nur den kleinsten Band jener unsterblichen Werke zu füllen, die ich aus dem Schranke dort hervorglänzen sehe. Gewiß waren die Schöpfer meiner Tage gesonnen, etwas anderes und besseres aus mir zu machen, als jetzt leider geworden ist. Mein Vater, der ein ansehnliches Amt bekleidete, erzog mich mit großer Sorgfalt, damit ich geschickt würde, sein Nachfolger zu werden; aber seine Plane wurden durch eine Zigeunerbande vereitelt, die mich stahl, als ich kaum zehn Jahr alt war. In der Mitte dieser abenteuerlichen Geschöpfe, die sich die Abkömmlinge der alten Könige des Orients nennen, wuchs ich auf, und meine Sitten so wie meine Grundsätze wurden nicht die besten. Als wir einmal auf der Flucht durch ein kleines süddeutsches Städtchen kamen, sah mich die Bürgermeisterin daselbst, und da ich, wie sie behauptete, ihrem verstorbenen Sohn außerordentlich ähnlich sah, gab sie für mich ein gutes Stück Geld und befreite mich so aus den Händen der Bande. Ich verlebte drei sehr ruhige Jahre bei dieser edlen Frau, als mein Mißgeschick wollte, daß ein Hauptmann von der Reichsarmee in das Haus meiner Wohlthäterin einquartirt wurde. Die Gespräche dieses Helden erzeugten in mir eine kriegerische Lust, der ich nicht länger widerstand und endlich durch die Flucht Genüge leistete. Ohne Schutz und hinlängliche Mittel irrte ich herum, und fiel vor ungefähr einem Jahre in die Gewalt eines Haufens desertirter Soldaten, die eine kleine Räuberbande bildeten. Wir durchstreiften Schlesien und einen Theil von Thüringen, und kamen endlich auch hierher. Wahrlich, mir hätte nichts besseres geschehen können, als daß ich Ew. Gnaden berauben mußte, und dadurch meinem Schicksal Gelegenheit gab, meine verführte und unerfahrene Jugend aus so schlimmer Gesellschaft zu befreien."

Ich hatte diesen kleinen aus dem Stegreif erfundenen Roman kaum beendet, als ich im Gesicht der alten Jungfer die Zeichen allerhöchsten Wohlwollens gegen meine unwürdige Person bemerkte. Sie hörte mir aufmerksam zu und brachte dann ein großes Taschentuch hervor, mit dem sie einigemal in sehr effektvoller Pantomime über die Augen fuhr. — „Er hat von Glück zu sagen, mein Freund," hob sie endlich an, „daß Seine lasterhafte Laufbahn so früh unterbrochen worden ist. Ich will Ihn unter meine Dienerschaft aufnehmen, und wenn Er sich gut betragt, werde ich für Seine Zukunft sorgen."

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in die Vogesen.

(Fortsetzung.)

Einen Tropfen Wermuth nur hatte diese schöne Phantasie. Die Welt ist groß, aber sie wäre ein furchtbares Gefängniß für den, auf den ein Gott den Fluch herabschleuderte, der über dem zeitlosen Haupte eines Ahasverus schwebt. — Ich schüttelte mich, so oft mir die französische Bergstraße die Sehnsucht nach der deutschen im Herzen zu lebendig anregte.

Ich fühlte zuletzt, daß ich die Zeit vergessen hatte. Zwei Stunden hatte ich gemacht, und noch war keine Post hinter mir zu sehen. In Hartmatt entsann ich mich, daß mein Reisegefährte von heute Morgen, als wir bei einem Wirthshause vorbeifuhren, mir erzählte, die Tochter eines hiesigen Wirths, er zeigte mir das Haus, sey eine wahre „beauté" und weit und breit berühmt. Ich hatte Zeit, mir die Sache anzusehen, und war wirklich so glücklich, die Beauté zu Hause zu finden. Das Mädel war nicht häßlich, und sonst nichts. Sie war etwas derb, hatte rothe Wangen, klare, aber freche Augen. Es ist, als ob die geistige Rohheit selbst keine körperliche Schönheit aufkommen ließe, und wirklich, der edle Gedanke ist vielleicht mehr, als man glauben möchte, der Schöpfer des edeln Zuges um Auge, Mund und Wange. Edel und schön sind Mutter und Tochter.

Digitized by Google

Endlich kam die Post, aber damit war mir noch lange nicht geholfen. Der Kutscher stieg ab und fragte nach dem Vater der Beauté, die ihm antwortete, er sey beim Küster, der einen Imbs halte. — „Ach, da muß ich doch hingehen!“

Es dauerte zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten, die Post ruhte aus, der Kutscher war verschwunden. Zuletzt wurde ich ungeduldig. Da sagte mir die Schönheit, ich möchte nur zum Küster gehen und den Kutscher holen, sonst könnte es noch lang währen. Sie zeigte mir das Haus und ich ging hin.

Als ich zur Thüre hineinkam, hörte ich aus der Stube heraus ein Murmeln wie von hundert Stimmen, zwischendurch Gesang und eine Art Clavier oder Hackbrett, das den Gesang begleitete. Ich rief: Heda! Holla! aber Niemand antwortete. Endlich öffnete ich die Thüre und übersah ein großes Festmahl: an der Spitze des Tisches der Pfarrer, dann noch ein paar Geistliche und ein paar Schullehrer, und endlich zwanzig, dreißig Bauern, jeder einen Knaben neben sich, und überdies verschiedene Weiber. Das war ein Imbs (wohl von Imbiß). — Alle Jahre gibt die Gemeinde dem Lehrer ein Gewisses an Holz; die Bauern müssen ihm das Holz zuführen, wofür ihnen dann der Lehrer eine Mahlzeit gibt. Jeder Bauer bringt seinen ältesten Jungen, der noch in die Schule geht, mit, der Pfarrer, die Schulmeister der Umgegend, die Verwandten des Lehrers sind unumgängliche Gäste. Die Schullehrer unterhalten die Gesellschaft mit Spiel und Gesang, bis Alles jubelt und singt. Das Essen dauert bis spät in die Nacht, und Alt und Jung geht betrunken nach Hause. Am andern Tage kommen dann die Jungen, die sich gestern gemeinschaftlich mit ihrem Vater und ihrem Lehrer betrunken haben, wieder in die Schule.

Man lud mich ein, mich mit zu Tisch zu setzen, und ich mußte wirklich Bescheid thun. Ich trieb meinen Postkutscher zur Eile, konnte ihn aber erst nach vielen Abschiedstranken und mit einem Schinkenbein in der Hand, endlich losbekommen. Er erzählte mir später, er kenne den Schulmeister gar nicht, er sey hingegangen und habe ihm gesagt: „Herr Schulmeister, in Bübeln hat mer g'heit, daß Sie mich spreche wolle!“ Die List gelang, denn die Gastfreundschaft war Thürsteherin.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Die Dünen der Nordsee.

Einsam stand ich am Ufer der landantrotzenden Nordsee,
Und ich schaute hinaus in die Nebel der dämmernden Ferne,
Schweren, sehnenden Blicks, dahin auf die donnernden Berge
Graulicher Wasserlawinen. Es stiegen aus tosendem Abgrund
Ungethümlich und plump und gestaltlos riesige Wolken;
Und drauf stürzten herab des Himmels schwärzliche Nebel,
Oeffneten weit ihren Schooß; draus schossen die flammenden Blitze,
Und im Donnergedrülle umschlang sich das Meer und der Himmel.
Sagen, uralte, und Kämpfe der Götter des heidnischen Nordens
Wehten mich geisterhaft an, und ergriffen von heiligem Schauer
Stürzte betäubt mich zu Boden die Wuth der gewalt'gen Gedanken.
Und eine finstere Nacht, gleich der des entsonneten Himmels,
Hielt umfangen den Sinn, unheimlichen Träumen verfallen.
Lange noch hört' ich im Schlafe das brausende Kämpfen der Geister;
Doch bald wurde es still, es schwiegen die Klänge der Waffen,
Und aus dem ruhigen Meere erhoben nun Todtengesänge,
Dumpfes Getöne der Schilde, und schaurige Weisen der Skalden;
Und im schweigenden Chore entstiegen die Geister der Friesen,
Trauernd in grauem Gewand, mit grauen, verwitterten Bärten,
Tragend auf riesigen Schultern die Todtenbahre von Nebel,
Und sie setzten sie nieder die graue Bahre von Meerschaum,
Schwangen in heidnischem Tanze die glänzenden, blutigen Schwerter,
So wie Schatten im Lichte, nur sichtbar als Mangel des Lichtes,
So auch klebte das Blut des blutlosen Feinds auf den Waffen.
Und drauf gruben ein Grab die gewaltigen Geister des Nordens,
Holten dann Erde hervor aus den tiefsten Gründen des Meeres,
Und sie bedeckten damit die gefallenen tapferen Brüder,
Kehrten dann, trauernd und stumm, zurück in die Hallen der Nordsee.
Doch nun störte den Schlummer das heis're Gekrächze der Möven;
Starrend schaut' ich herab auf die Dünen, wo ich geträumet,
Und ich erkannte sie bald als riesige Gräber der Vorzeit;
Eilig, mit heiliger Scheue, verließ ich die kreuzlosen Hügel.

Lichtenfeld.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Das Geſetz über das künſtleriſche Eigenthum. — Longchamps.

Das Geſetz über das literariſche und künſtleriſche Eigenthum iſt vierzehn Tage lang von der Kammer debattirt und am Ende doch verworfen worden. Nicht als ob man es für unnöthig hielte, geſetzliche Beſtimmungen zu Sicherung des geiſtigen Eigenthums zu treffen, ſondern weil bei der Erörterung eine Menge Schwierigkeiten zur Sprache kamen, an welche man zuvor nicht gedacht hatte, und die in andern Ländern, wo das geiſtige Eigenthum nicht dieſelben pekuniären Vortheile bringt, unbedeutender ſeyn müſſen. Beſonders hatten es ſich die Künſtler angelegen ſeyn laſſen, bei der Kommiſſion ihre Anſprüche geltend zu machen. Sie verlangten, wie ich bereits früher erwähnt habe, die Künſtler ſollten bei Veräußerung ihrer Kunſtgegenſtände das ausſchließliche Recht behalten, dieſelben zu kopiren oder kopiren zu laſſen, wofern ſie nicht ſelbſt auf dieſes Recht Verzicht leiſteten. Der Maler Paul de la Roche ſtellte der Kommiſſion vor, wie wichtig es für die Maler ſey, daß nur ſie ihre Gemälde in Kupfer ſtechen laſſen dürften, indem ſie im entgegengeſetzten Falle ſtets Gefahr liefen, ihre Werke verhunzt, oder dem Publikum ganz falſch vorgelegt zu ſehen. Er erzählte, was ihm mit ſeinem Gemälde: die heil. Amalia, begegnet iſt. Nur einen einzigen Kupferſtecher in Paris hatte er für fähig gehalten, dieſes Gemälde im Stiche getreu und wahr wiederzugeben. Dieſem alſo hatte er die Arbeit anvertraut und dann eine Reiſe angetreten; bei ſeiner Rückkehr fand er zu ſeinem Schrecken, daß der Kupferſtecher den Geiſt der Köpfe ganz verfehlt, und ſie gleichſam gräciſirt hatte, ſtatt ſie im Renaiſſanceſtyle des Originals darzuſtellen. Drei Monate waren nöthig, um den Fehler zu verbeſſern. De la Roche ſetzte hinzu, wäre der Kupferſtich ſo herausgegeben worden, wie er anfangs war, ſo würde man im Auslande, wo das Original unbekannt iſt, von demſelben eine ſchlimme Meinung bekommen haben. Nun aber, da unter ſeiner Leitung der Kupferſtich verbeſſert worden, habe er großen Beifall erhalten und zum Ruhme des Malers beigetragen. Er führte auch noch das Beiſpiel des Malers Prudhon an, welcher erſt nach ſeinem Tode berühmt geworden iſt, und deſſen Gemälde jetzt zu ungeheuren Preiſen verkauft werden. Während ſeines Lebens war dies nicht der Fall, und er hat daher ſeinem Sohne kein Vermögen hinterlaſſen. Dieſer Sohn lebt nun in großer Dürftigkeit, indeß die Reichen 50 — 60,000 Franes für ein Gemälde des Vaters zahlen. Iſt es nun nicht billig, daß der Sohn wenigſtens das Recht behält, die Gemälde ſeines Vaters in Kupfer ſtechen zu laſſen, und daß diejenigen, welche ſie ſtechen wollen, ihm die Erlaubniß dazu abkaufen, obſchon die Gemälde in den Händen reicher Eigenthümer ſind? Die Kommiſſion hatte ſich jedoch ſo wenig durch die Vorſtellungen Paul de la Roches und anderer Künſtler, als durch Rückſichten auf das geiſtige Eigenthum bewegen laſſen; ſie war der Meinung, das Recht, die Kunſtgegenſtände zu kopiren und die Nachahmungen herauszugeben, müſſe dem Eigenthümer gehören, wofern der Künſtler deshalb nicht beſondere Verträge geſchloſſen habe. Für dieſe Anſicht ließen ſich in der That ſehr gute Gründe anführen, beſonders die Schwierigkeit, einerſeits mit dem Eigenthümer eines Gemäldes, andererſeits mit dem Verfertiger oder ſogar mit ſeinen oft zahlreichen Erben ins Reine zu kommen. Auch machten ſich eigennützige Privatrückſichten geltend. Valont und andere Herren, welche die Aufſicht über königl. Muſeen und andere Kunſtſammlungen haben, verlieren ungern das Patronat, welches ſie dadurch ausüben, daß ſie die Erlaubniß zum Kopiren und Stechen der in beſagten Sammlungen enthaltenen Kunſtgegenſtände ertheilen. Bereits ſind deshalb Konflikte entſtanden; ſo iſt gerade jetzt bei einem Pariſer Gerichte ein Prozeß anhängig wegen zweier verſchiedenen Kupferſtiche eines Schlachtgemäldes des Barons Gros; einer der Kupferſtecher zeigt eine Berechtigung der Wittwe von Gros, der andere eine Berechtigung des Direktors des königl. Muſeums vor, in welchem das Original aufbewahrt wird; jeder behauptet, das ausſchließliche Recht zu haben, den Kupferſtich herauszugeben. Da das Geſetz wegen des geiſtigen Eigenthums von der Deputirtenkammer verworfen worden iſt, ſo werden die Richter um eine Entſcheidung verlegen ſeyn, wofern nicht etwa in ältern Geſetzen eine desfallſige Beſtimmung enthalten iſt. Das Geſetz wird jedoch in einer andern Seſſion wieder vorgenommen werden müſſen; denn die Sache iſt zu wichtig, als daß ſie auf ſich beruhen könnte. Geſetzliche Verfügungen, wie ſie der jetzige Zuſtand der Literatur, des Buchhandels, der Kunſt erheiſcht, ſind unentbehrlich. Lamartine hat als Berichterſtatter vortreffliche Gedanken vorgebracht; aber es wäre gut, wenn man praktiſchere Leute, beſonders Schriftſteller, welche viel mit Buchhändlern verkehrt, und Künſtler, die oft mit Kupferſtechern und Kunſthändlern zu thun gehabt haben, zu Rathe zöge.

Aus alter Gewohnheit promeniren die Pariſer in den Champs Elyſées während der Charwoche zu Fuß, zu Pferd und beſonders zu Wagen. Dies iſt die bekannte Promenade de Longchamps, welche ehemals einen geiſtlichen Zweck hatte, nämlich zum Nonnenkloſter Longchamps zu wallfahrten, wo die Mette von den Nonnen und ihren Zöglingen ſchön geſungen wurde; jetzt hat der Spaziergang oder die Spazierfahrt einen rein weltlichen Zweck, nämlich zu ſehen und geſehen zu werden, und zwar letzteres mit den neueſten Moden, in den koſtbarſten Equipagen, und mit zahlreicher Livrée. An dieſen Tagen wird daher von den Begüterten auch großer Aufwand gemacht, und die reichen Fremden wetteifern mit den Pariſern. Dieſe Tage ſind äußerſt wichtig für die Modehändler, welche das Neueſte und Schönſte an den vorüberziehenden Familien ſich abmerken und nachahmen. Die Longchampstage entſcheiden das Schickſal mancher Moden für den kommenden Frühling. Manche Damen ſchaffen ſich auch nicht eher Modeſachen fürs Frühjahr an, als bis Longchamps vorüber iſt und man beſtimmt weiß, was Mode ſeyn ſoll oder nicht. Aus demſelben Grunde werden die Modeberichte in den Tagesblättern und beſonders in den Modejournalen, welche unmittelbar nach den Tagen von Longchamps erſcheinen, mit Begierde geleſen und als Orakelſprüche befolgt. Es kommt jedoch zuweilen vor, daß wegen ſchlechter Witterung die glänzenden Equipagen, die neuen Moden und die vielen Fußgänger ausbleiben, und zwar immer etwas zu ſehen, aber wenig zu merken iſt. Solch ſchlechte Witterung mit ihren Folgen täuſcht nicht allein die Erwartung der Neugierigen, ſondern hauptſächlich die der Modehändler, Schneider, Näherinnen, kurz aller von Kleidungs- und Putzſachen lebenden Gewerbe, ſo wie auch der Wagenmacher und Sattler, und macht einen gewaltigen Strich in ihrer Rechnung. So ging es leider in dieſem Jahre.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 6. Mai 1841.

— Wenn mir die Ehre
Das ſtreng verbeut, wozu ſie Andre ruft,
Kann ich dafür?

N. Rowe.

Epiſoden aus: Genoveva, Tragödie in fünf Acten, von Friedrich Hebbel.

2. Aus dem dritten Act.

Genoveva und Ritter Triſtan.

Ritter Triſtan.

Ich that, wie ich geſagt, den Schwur, mein Schwert
Nie gegen einen Heiden mehr zu ziehn;
Entſcheidet Ihr, ob ich ihn halten darf.
Als ich vor Jahren mit dem frommen Heer
Auszog in's Morgenland, das heil'ge Grab
Von ſeinen Deängern zu befrei'n, da fiel
Mit Andern ich den Feinden in die Hand,
Weil wir zu ungeſtüm uns vorgewagt.
Umſonſt ertrotzt' ich mir den Tod, ich ward
Zum Sklaven erſt, zum Gärtner dann gemacht,
Und in der Hoffnung auf den künft'gen Tag
Trug ich des gegenwärt'gen Schmach und Leid.
Mein Herr, der König, kam zum Garten nie,
Doch ſeine junge Tochter, ernſt und tief
In Schleier eingehüllt, betrat ihn oft.
Lang wandelte das Mägdlein an mir hin
Und ſchien mich nicht zu ſehen, während ich,
Wie es die Sitte dort erheiſcht, ſie flieh.
Doch plötzlich ward ſie anders, ſtand mir oft
Zur Seite, eh ich ſie noch kommen ſah,
Verlangte Blumen, oder eine Frucht,
Und wenn ſie fortging, lag ein Edelſtein
Zu meinen Füßen, auch wohl rothes Gold.
In einer ſtummen Mitternacht, wo mich
Der Schlaf auf meinem Lager floh, trat ſie
Mit leiſen Schritten, zögernd bald, und bald
Zum Vorwärtsgehn ſich zwingend, bei mir ein.
Sie wähnte, daß ich ſchliefe, lüftete
Den Schleier, ſeufzte, ſchlug ihn ganz zurück,
Und trat mit ihrer Fackel an mein Bett.
Sie war ſo ſchön, daß ich, zum erſten Mal
Ihr Antlitz unverhüllt erblickend, mich
Als Wachenden durch einen haſt'gen Laut
Des Staunens, der Bewundrung ihr verrieth.
Den ſchien ſie zu mißdeuten, beugte ſich
Auf mich herab, und ſprach: „Ich wußt' es ja,
Daß du mich lieben mußteſt; nun gereut
Mich's nimmer, daß ich kühn mich zu dir ſchlich!“
Wie eine Kohle fühlt' ich ihren Mund
Auf meinem, heiße Zähren doch dabei
Entſtürzten ihren Augen, Wang' und Stirn
Mir netzend, warmen Regentropfen gleich.

Digitized by Google

Ich wand mich erſt aus ihren Armen, ſie
Stand regungslos, und ſtarrte nach mir hin,
Als wär' das Ungeheuerſte geſchehn.
Dann ward ihr Angeſicht zur Flamme, ſtolz
Hob ſich ihr Buſen, drohend rief ſie aus:
„Was lebſt du denn, wenn du nicht lieben kannſt!“ —
„Ich habe längſt ein Weib,“ verſetzt' ich ſanft —
„Und keine lieb' ich, als die Eine nur!“ —
„Er hat ein Weib!“ — ſie wiederholt' es dumpf —
„Und keine liebt' er, als die Eine nur!“
Sie ward zu Stein; ich nahte ihr, da ſtieß
Sie mich zurück und ſchwankte aus der Thür.
Bald kehrte ſie, drei Schwarze folgten ihr,
Von denen Einer einen Becher trug.
Sie ſah mich nicht mehr an, ſie zitterte
Und ſprach, wie eine Todte ſpricht: trink' aus!
Ich trinke! rief ich, heftete den Blick
Auf ſie, und trank, und hielt den Trank für Gift,
Von der Verſchmähten rächend mir gereicht,
Damit ich nie verriethe, was ſie that.
Bald ſchwand mir das Bewußtſeyn, kalt, wie Eis,
Auf meinen Lippen fühlte ich den Druck
Der ihren, von mir ſtoßen wollt' ich ſie,
Doch ſchon verſagte meinem Arm die Kraft.

(Nach einer langen Pauſe.)

Wo wacht' ich auf? Auf einem ſchnellen Schiff,
Das mich geraden Wegs zur Heimath trug!
Nicht Gift, ſie hatte einen Schlaftrunk mir
Gemiſcht, der Hirn und Sinne ſtill betäubt,
Und ſchlummernd durch verſchwiegne Diener mich
Hinunter bringen laſſen an den Strand.
Von ſolchem hohen Edelmuth beſiegt,
Schwur ich mir unter Thränen glüh'nder Schaam,
In einem Heiden nie jezt noch den Feind,
In ihm Zatimens Bruder nur zu ſehn.
Darf ich ihn halten? Edle Frau, lebt wohl!

(ab.)

Der deutſche Gil-Blas.

(Fortſetzung.)

Ich ſtürzte bei dieſen edelmüthigen Verſprechungen auf die Knie und preßte die dürrſte Hand, die wohl jemals an einem weiblichen Arme wuchs, an meine Lippen. Meine maßloſe Erkenntlichkeit ſchien ſelbſt den Affen zu rühren, denn er ſchob ſich auf dem Stuhle hin und her und ſchnitt entſetzliche Geſichter. — „Nun geh' Er, mein Sohn,“ ſagte die Dame, „und laß Er ſich vom Küchenmeiſter eine Mahlzeit geben. Morgen ſoll Er auch andere Kleider erhalten.“

Ich gehorchte dieſem Befehle mit Vergnügen. Die Strapazen meiner unfreiwilligen Reiſe hatten mich ermüdet. Nachdem ich gegeſſen, wies man mir eine Kammer an, und ich warf mich auf einen Strohſack, der im Winkel des Gemaches lag. Meine Gedanken, die ich auf meinen Zuſtand richten wollte, gehorchten mir nicht, ſondern geriethen in confuſe Anarchie, und aus dieſer geſtalteten ſich unruhige Träume. Bald war ich auf einem ſchönen Landhauſe und erzählte der Geſellſchaft meine Geſchichte, bald ging ich wieder durch dunkle Bergſchluchten mit meinem Kaſten auf dem Rücken, bald ſaß ich neben meinen Schweſtern und duldete ihre Liedlofungen, bald lag ich in den Armen meiner zärtlichen Mutter, bald ſtand ich wieder vor der Jungfer Corbelia. Eine laut gellende Glocke weckte mich endlich und ich erfuhr, daß es Mittagszeit ſey. Man hatte mich gänzlich vergeſſen, und ich hätte bis zum andern Tage hinüberſchlafen können. Hierüber durfte ich mich eben nicht wundern. Meine jetzige Gebieterin war eine gelehrte Dame, die immer mit höhern Dingen beſchäftigt war, und vielleicht eine Stunde, nachdem ich die Ehre gehabt, ihr vorgeſtellt zu werden, ſchon gänzlich vergeſſen hatte, daß ein Weſen wie ich auf der Welt war. Man erinnerte ſie an mich, und ſie befahl, mir die Kleider eines Pagen zu geben, der einige Wochen vorher aus dem Dienſt gelaufen war. Da dieſe Hülle mir zu eng war, ſah ich in ihr wie eine Vogelſcheuche aus. Die Ermel zogen ſich beſcheiden bis an die Ellbogen zurück und die Taille meines Rocks ſaß mir zwiſchen den Schulterblättern. Ich ging gleichſam wie in Feſſeln herum und konnte nur trippelnde Schritte machen; dieſe Uebelſtande bemerkte aber Niemand.

Bei der nächſten ſchicklichen Gelegenheit machte ich die Runde durch's Haus. Ich entdeckte manche Sonderbarkeit, die auf den Charakter der Beſitzerin ſchließen ließ. So waren zum Beiſpiel die Wände aller Zimmer mit Bildniſſen einer und derſelben Perſon gefüllt. Ueberall, wohin das Auge blickte, traf es auf den Kopf, auf die Geſtalt Voltaires. Er war in Bronze, in Gyps, in Marmor und in Wachs geformt, in Waſſerfarbe, in Oel, mit trockenen Stiften, in Kupfer und getuſcht bildlich dargeſtellt, in Niſchen, auf den Conſolen, auf abgeſtumpften Säulchen hinter Vorhängen, auf Spiegeltiſchen und ſelbſt an der Rücklehne der Armſtühle angebracht. Immer Voltaire und nichts wie Voltaire, und wo er nicht ſelbſt war, glänzten ſeine Werke als Stellvertreter. In die Tapeten waren Scenen aus der Henriade, aus Tancred und Mahomet geſtickt, auf den Kaminſchirmen umarmten ſich Orosman und Zaire, Semiramis gab Geſetze auf einer Porzellanvaſe, und Mahomet bewillkommte Palmire auf dem Emaildeckel eines Salzfaſſes. Auf den Tellern und Schüſſeln waren die Abenteuer des

Digitized by Google

Candide abgebildet, und dieſelben Schilderungen verkrochen ſich in das Innere der Tabatieren, deren funfzig allein Voltaires Bildniß trugen.

Die alte Dame hatte beſchloſſen, in dieſem Tempel ihres Abgottes ein Leben zu endigen, von dem die Narrheit faſt von der früheſten Jugend an Beſitz genommen hatte. Nur drei Reiſen machte ſie im Jahre; die eine ging nach Berlin, um die Intereſſen eines gewiſſen Kapitals ſelbſt zu heben, die andern beiden auf zwei entfernte Beſitzungen, um die dortigen Pächter zu controliren. Die drei Wochen ungefähr, wo ſie ſo entfernt war, ausgenommen, that ſie keinen Schritt außerhalb der Mauern des Schloſſes. Alles rund um daſſelbe mochte in Trümmer ſinken, ſie kümmerte ſich nicht darum; die Vorhänge ihrer Fenſter waren Tag wie Nacht geſchloſſen, und es war buchſtäblich wahr, daß ſie nicht wußte, wie ein blühender Baum ausſah. Sie trug immer Kleider von demſelben Stoffe und von der nämlichen Faebe. Nur an einem Tage des Jahrs machte ſie von dieſer Regel eine Ausnahme, indem ſie in einem Kleide von Silberbrokat erſchien, mit einem Myrthenkranze im Haar. Dieſer Tag machte aber auch Epoche in ihrem Leben; dieſer eine Tag war dee Schöpfer aller folgenden, dieſer Tag hatte ſie zu dem gemacht, was ſie war, zu einer Närrin. Es iſt nicht mehr wie billig, daß, wenn man ſich einmal zur Narrheit bekennt, man den Tag feiert, wo dieſe mächtige Gottheit zum erſtenmal entſchieden von uns Beſitz genommen. Bei der armen Jungfer Cordelia geſchah dies durch einen Kuß Voltaires. Von dieſem Augenblicke an ſchwor ſie, die Wange, die das göttlichſte Genie berührt hatte, keinem profanen Männerkuß wieder preiszugeben, und ſie wuede eine alte Jungfer. Sie betrachtete ſich als die Verlobte des Genies, und kam der Jahrestag wieder, wo jener denkwürdige Kuß applicirt worden, ſo that ſie die Gewänder einer Braut an, und ſchminkte die Wange nicht, auf der Voltaires Lippen einen Moment geruht hatten. Dieſes einſeitig geſchminkte Geſicht war wirklich der Gipfel der Narrheit; ich bedaure, daß ich es nicht geſehen habe, aber der Jahrestag fiel leider nicht in die kurze Periode meines Aufenthalts auf dem Schloſſe Cordeliens.

Im Uebrigen war ſie gutmüthig und auch wohlthätig. Ohne dieſen Sparren wären ihre Kenntniſſe und ihre Bildung ungewöhnlich zu nennen geweſen; ſo aber ordnete ſie Alles, was nur irgend gedacht und erfunden worden, auf die ungeſchickteſte Weiſe den Werken ihres Abgottes unter. Seit fünfzehn Jahren beſtand ihee Geſellſchaft einzig aus dem rymiſchen Philoſophen und dem Affen. Sie empfing keine Beſuche, und wenn ſie auch welche annahm, erwiderte ſie nie einen. Gegen ihre Dienerſchaft war ſie immer gleich heeablaſſend und nachſichtig; nur war ſie immer viel zu zerſtreut, um ſich um das Aeußere deeſelben zu bekümmern. Da der cyniſche Philoſoph auch nicht darauf ſah, ſo hätten wir in jeder möglichen Geſtalt herumlaufen können, wenn nicht ein altee Gaederodemeiſter, ein beſonderer Liebling der Dame, ſich angemaßt hätte, eine gewiſſe Disriplin aufrecht zu erhalten. Seinen eigenſinnigen Befehlen mußten ſich ſogar der Cyniker und der Pavian fügen; der Erſtere durfte nicht im Koſtüm ſeiner Schule, das heißt in vergeldter Waſche und abgetragenem Rocke erſcheinen, der Zweite nicht ungekämmt und ungeglättet. Das leztere Geſchäft hatte mein Vorgänger beſorgt und es ſo wenig beluſtigend gefunden, daß er es vorgezogen hatte, in die weite Weit zu laufen.

Der Philoſoph nahm bald meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ich wußte, daß man die Geſchöpfe, die man Philoſophen nennt, in Rang und Glied geſtellt, und jeder Gattung eine beſondere Verrücktheit zugetheilt. Unſer Cyniker aber war ein Thier ganz eigenthümlicher Aet. Wenn er ſpazieren lief, ſo fiel er in alle Gräben; er wich nie einem Baum aus, und da die Bäume ebenfalls rymiſche Philoſophen ſind, was das aus dem Wege gehen betrifft, ſo konnte es nicht fehlen, daß die beiden Anhänger dieſer Sekte häufig zuſammenſtießen, wobei der menſchliche Beulen an der Stirn und ein blaues Auge davontrug. Er verachtete die Ruhmbegierde, indem er behauptete, es ſey nichts alberner, als etwas zu thun, lediglich in der Abſicht, damit ein paae hundert Naeren darüber die Mäuler aufſperren; er verachtete die guten wie die ſchiechten Sitten, denn die Quelle beider war ihm eine thörichte Uebereinkunft zwiſchen Blödſinnigen und Narren; die Moral war für ihn demzufolge nichts als eine müſſige Erfindung, ein Spielwerk, das die eine Zeit ſo, die folgende wieder anders modelt. Es gab für ihn nur Eine Tugend, nämlich die, gegen Schmerz und Freude gleich ſtumpf zu ſeyn. Sehr weit entfernt, das Thier zu verachten, ſtellte er es gewiſſermaßen über ſich und verehrte es in der Aufrichtigkeit und Ungebundenheit ſeiner Regungen. Jede Art von Weichlichkeit floh er wie die Peſt; aber er dehnte dieſe Grundſätze nicht auf die Flaſchen Bordeaur aus, die er täglich trank; dieſe allein waren ausgenommen und hatten die Ehre, unſern Philoſophen manchmal ſeine Philoſophie vergeſſen zu machen.

Die Dame Cordelia konnte ohne ihn nicht leben; ſie hatte Jemanden nöthig, der ihre langen Tieaden anhörte, und der Cyniker bewies auch hier ſeine Unempfindlichkeit, indem er die Dame ſprechen ließ und dabei ſein Gläschen leerte. Zuweilen aber brachte er einen ungeheuern Wuſt von Gelehrſamkeit zum Vorſchein, und wenn er bei Laune war, ſtritt er ſich mit ſeiner alten Schülerin bis lange nach Mitternacht. Ich, der das Geſchäft hatte, die Teller

Digitized by Google

herumzureichen, konnte mich bei dieſen Kämpfen oft kaum vor Langeweile und Müdigkeit auf den Beinen erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Die elyſäiſchen Felder. — Steeple-chases.

Der März hatte ſo ſchöne Tage gehabt, daß man nicht daran zweifelte, der April werde noch ſchönere bringen, und man ſich auf ein höchſt glänzendes Longchamps gefaßt machte. Man hatte ja im März ſchon Spargel in Menge, was durfte man nicht vom April erwarten? Es fiel jedoch ganz anders aus. Die Charwoche beſcheerte den Pariſern nichts als kalte Witterung und Regen. Nur die Beherzteſten machten ſich auf den Weg nach Longchamps, nur die Neugierigſten oder Eitelſten ließen ihre Pferde anſpannen, oder nahmen eine Miethkutſche, um etwas zu ſehen, was nicht da war. So kam denn ein Longchamps heraus, aus welchem kein Modeberichterſtatter oder Modehändler den Putz abſtrahiren konnte, welcher in dieſem Jahre den Vorzug behalten und von einem Ende Europas zum andern als Muſter der Eleganz gelten ſollte. Deſto fleißiger, nur nicht mit gleichem Aufwande, werden die Pariſer im Sommer die Champs Elyſées beſuchen, in welchen man ſeit einem Jahre beträchtliche Verſchönerungen vorgenommen hat. Es waren keine Springbrunnen darin; jetzt ſprudelt das Waſſer aus mehrern. Für die Bereitergeſellſchaft, welche im ſogenannten Cirque olympique auf den Boulevards hauſt, wird ein großes Schauſpielhaus gebaut, da die Truppe hier im Sommer ſpielt und ein Theater bedarf, um ihre großen Stücke mit Truppen und Pferden aufführen zu können. Jetzt ſollen auch mehrere Kaffeehäuſer nach einem vorgeſchriebenen Plane angelegt werden. Die Gasbeleuchtung iſt längſt eingeführt, und nimmt ſich Abends in der großen, eine Viertelſtunde langen Allee vortrefflich aus. Die Anlagen von Gebäuden in den Champs Elyſées ſind aber nicht fortgeſetzt worden. Man glaubte eine Zeit lang, das Publikum verlange nichts ſehnlicher als neue Häuſer, und hat daher in allen Gegenden der Stadt neue große Häuſer errichtet; aber bald ſah man ein, daß das Bauen nicht in jedem Reviere glücken will, und daß man vor allem die Vorliebe des Publikums für dieſe oder jene Gegend zu Rathe ziehen muß. — Mehr Aufſehen als die Promenade de Longchamps machte die Steeple-chase, oder ſogenannte Jagd nach dem Glockenthurme, für welche die Franzoſen noch keinen Ausdruck gefunden haben, und der ſie einſtweilen die engliſche Benennung laſſen. Auch wird dies Vergnügen wahrſcheinlich nicht ſo allgemein werden, daß es der Mühe werth wäre, ihm einen franzöſiſchen Namen zu ſchöpfen. Es gibt hier bereits ſeit einigen Jahren einen Jockeyklub, welcher die engliſchen Jockeyklubs nachäfft, wie die Engländer ihrer Seits franzöſiſche Anſtalten nachäffen. Denn trotz der beide Nationen beſeelenden Eiferſucht haben ſie doch immer die Augen auf einander gerichtet und ahmen nach, was bei der Nebenbuhlerin Sitte oder Brauch wird. Somit iſt denn auch die engliſche Pferdeſucht von einigen Thoren in Paris aufs äußerſte getrieben worden, und bereits hat man einigemal verſucht, die halsbrechenden Steeple-chases hier einzuführen. Vor vierzehn Tagen wurde abermals ein Verſuch gemacht. Da die ſämmtliche elegante Welt davon in Kenntniß geſetzt worden war, ſo fuhren am beſtimmten Tage eine Menge Equipagen auf das Feld, wo der Lauf beginnen ſollte. Der Reiter war ebenfalls eine große Menge und der Fußgänger eine noch größere. Der Gewerbfleiß verſteht es auch, ſich dergleichen Ereigniſſe zu Nutze zu machen, und in der Eile hatten einige Induſtrielle Plätze für die Damen zu fünf Francs eingerichtet; auch waren allerlei Lebensmittel feil. Da nach der Vorſchrift zu einer Steeple-chase ein Graben erfordert wird, auf welchem man Gefahr läuft, auf mehr als eine Art den Hals zu brechen, ſo hatte man die ſüdliche Gegend ausgeſucht, wo ein Bach und ſumpfige Wieſen vorhanden ſind. In England ſucht man auch Hecken auf; damit iſt aber die Umgegend von Paris nicht reichlich verſehen. Deſto mehr Gefahr aber bot der Bièvrebach mit ſeinen moraſtigen, abſchüſſigen Ufern dar. Die drei Reiter waren daher auch nicht ſehr weit gekommen, als ſie alle drei mit ihren Pferden im Waſſer lagen, der eine unter, der andere über ſeinem Pferde. Dies war ein ächt engliſcher Incidenzpunkt des Spiels, und der wichtigſte Moment deſſelben. Das ins Waſſer fallen iſt in den Statuten der Steeple-chase als etwas dazu gehörendes vorhergeſehen, und es iſt verordnet, daß Niemand dem Hineingefallenen zu Hülfe kommen darf, wofern dieſer noch Anſpruch auf ſeinen Antheil am Wettlaufe haben will. Bekannt iſt die Anekdote von einem Wettrenner, welcher bei einem ſolchen Falle in Gefahr war zu ertrinken, und dem ein mitleidiger Fremder zu Hülfe eilte. „Bei Leibe nicht!“ riefen alle Engländer; „es ſind ja beträchtliche Wetten im Spiele.“ Die Pariſer ſind aber noch nicht völlig engliſirt. Sie eilten daher gutherzig einem der Wettrenner zu Hülfe, welcher vom Sturze betäubt wie todt dalag, und richteten erſt das Pferd wieder auf, und ſetzten dann den noch halb lebloſen Reiter wieder in den Sattel, worauf beide davon trabten, ſo gut es gehen wollte. Ein zweiter Reiter war aber vom Geiſte der Steeple-chase völlig durchdrungen; denn als ein Bedienter ihm wieder aufhelfen wollte, gab er ihm aus Dankbarkeit einen Peitſchenhieb, oder drohte ihm wenigſtens damit, um ihn abzuhalten. Nach und nach hatten ſich Pferde und Reiter wieder aus dem Schlamme gezogen und ihre vorige reſpective Stellung eingenommen. Die Jagd, oder eigentlich das Wettrennen wurde wieder fortgeſetzt, und der Mann, dem man ſo gutmüthig wieder in den Sattel gehoben hatte, da er halb todt ſchien, hatte ſich im Galoppiren ſo gut erholt, daß er zuerſt ans Ziel gelangte. Der, welcher das zu Hülfe eilen eines mitleidigen Bedienten mit der Peitſche belohnt, kam erſt nach ihm ans Ziel. Was aus dem dritten geworden, habe ich nicht erfahren können; wahrſcheinlich hatte der Sturz ins Waſſer ſeinen Muth abgekühlt. Die Richter wagten nicht zu entſcheiden, wer von den beiden erſten den Preis gewonnen habe; denn, ſagten ſie, der zuerſt anlangende hat die Regel der Steeple-chase verletzt. Die Sache wurde an den Jockeyklub verwieſen. Dieſer entſchied am folgenden Tage in einer allgemeinen Verſammlung, daß demjenigen, der zuerſt angelangt ſey, der Preis gebühre. Dieſes Urtheil iſt in einigen Tagesblättern angefochten worden, aber mit einer Ehrfurcht, als ob es ein Urtheil des Kriminalhofes oder des Kaſſationsgerichtes beträfe. Wahrſcheinlich fürchten die Journaliſten Händel zu bekommen, da beträchtliche Wetten im Spiel geweſen ſeyn mögen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 7. Mai 1841.

He that has a little tiny wit, —
With heigh ho the wind and the rain,
Must make content with his fortunes fit.
Shakespeare.

Ausflüge in die Vogeſen.

Von J. W.

III.

Mauersmünſter.

Mauersmünſter iſt zwar nur eine kleine Stunde von Zabern, aber eine franzöſiſche Landſtraße iſt ſchon beim ſchönſten Wetter für Fußgänger kaum gangbar. Die Fußpfade ſind ſtets zu beiden Seiten entweder mit ſchweren Pflaſterſteinen oder zerhauenen Kieſeln belegt, ſo daß man, um dieſen auszuweichen, alle zehn Schritte ſich auf den Fahrweg flüchten muß. Es iſt, als ob die Franzoſen nicht zu Fuße gehen könnten. Selten genug geſchieht's, und nur die höchſte Noth kann ſie dazu zwingen. Daher denn auch die Fußgänger in Frankreich unfehlbar für Muſikanten, Seiltänzer, Zigeuner oder dergleichen gehalten werden. Das demokratiſche Volk der Franzoſen hat einen eingefleiſchten Ariſtokratismus im Leibe, und wenn die Maſſe ſich demokratiſch nennt, demokratiſche Grundſätze hat, ſo kommt es daher, weil ſie in ihrem Gleichheitsgefühl nicht unter Jemanden ſtehen mag, es aber ganz geheuer findet, über Jemanden zu ſtehen, ſobald dies immer möglich. Die Bourgeoiſie war ſehr demokratiſch, ſo lange der Adel über ihr ſtand, hält aber gegenwärtig das Volk unter dem Fuße, wie ſonſt nie der Adel. Napoleon, Bernadotte, Soult, und wie ſie alle heißen, waren Jakobiner, ſo lange ſie noch nicht kommandirende Generale, Könige und Kaiſer, oder wenigſtens auf dem Wege zu dieſen demokratiſchen Ehrenämtchen waren. — Trotz des Regens und der franzöſiſchen Landſtraße mußte ich mich entſchließen, zu Fuß zu gehen, als der Poſtwagen von Nancy durch Zabern fuhr und kein Plätzchen mehr für mich übrig war. In meinen Waſſerdichten gehüllt, kam ich noch ſo ziemlich glücklich und trocken durch.

Mauersmünſter (Marmoutier, Mauri Monasterium) war das älteſte Kloſter im Elſaß, und wurde unter Childebert II. 590 geſtiftet. Der h. Maurus erneuerte es in der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts. Schon Childebert II. hatte dem Kloſter ein anſehnliches Gebiet geſchenkt, das die aquilegiſche Mark hieß. Seine Aebte ſpielten in der Geſchichte eine nicht unbedeutende Rolle. — Gegenwärtig iſt das Städtchen ohne Bedeutung, und nur ſeine alte byzantiniſch-gothiſche Kirche verdient, beſucht zu werden. — Doch kann ich verſichern, daß ſie nicht gerade die Urſache war, warum ich in Mauersmünſter mich einen ganzen Tag und eine Nacht aufhielt. Die nahen Ruinen Klein- und Großgeroldseck und der „Eiſenhammer Fridolins," der nicht weit von Mauersmünſter liegt, hatten mich eben ſo wenig hieher

gezogen. Eine alte Kirche, eine Ruine, eine Volksſage ſind immer etwas; aber ich war recht zufrieden, daß es den ganzen lieben Tag regnete und ich ſo gar nicht in Verſuchung kam, die Ruinen und den Eiſenhammer zu beſuchen.

In Straßburg hatte ich den Maire und Notar von Mauersmünſter kennen gelernt. Ich kehrte bei ihm ein und ließ mir ſofort den Regen ohne Murren gefallen. Auch hier hatte ich einen Staatszweck. Mauersmünſter iſt nämlich eine Art Hauptſtadt der Juden im Elſaß; ich wollte an Ort und Stelle Erkundigungen über dieſelben einziehen, und werde von der Ernte an ihrem Platze Gebrauch machen. Hier nur ein paar flüchtige Notizen. Etwa ein Fünftheil der Bewohner von Mauersmünſter ſind Juden (1800 Chr. 400 Juden). Unter den dreißig Höchſtbeſteuerten ſind etwa zwanzig, unter den Communalwählern iſt etwa ein Drittheil Juden. Trotz dieſem Verhältniſſe gibt es unter allen Juden in Mauersmünſter nur zwei Handwerker, einen Schuſter und einen Schreiner, wovon Letzterer überdies nur pro forma Handwerker iſt und nicht arbeitet, ſondern wie ſeine Glaubensgenoſſen ſchachert. Viele Juden haben, wie ſchon aus dem obigen hervorgeht, nicht unbedeutenden Grundbeſitz; aber nicht Einer treibt Ackerbau. Doch, wie geſagt, von den Elſäßer Juden muß ich ganz beſonders ſprechen; die Sache iſt zu bedeutend für die Juden und die Chriſten zugleich, für den Grundſatz der Gleichheit und das Menſchenwohl, als daß ſie mit ein paar Notizen und Bemerkungen abgemacht wäre.

Alle Zeit übrigens, die ich heute dieſem wichtigen Gegenſtande in der Unterhaltung mit dem Maire widmete, ſtahl ich mir ſelbſt ab. — Einen Augenblick fürchtete ich gar, es möchte doch noch ſchön genug werden, um die Merkwürdigkeiten der Umgegend zu beſuchen. Wirklich ſchlug mir der Maire einen Spaziergang in ſeinem Garten vor, an dem ſein ſchönes Töchterlein um des ſchmutzigen Weges willen nicht Theil nehmen konnte. Der Garten war recht artig, die Ausſicht, ſo viel das Wetter zu ſehen erlaubte, unübertrefflich; aber ich war erſt wieder zufrieden, als es wieder ſehr anſtändig zu regnen anfing. Später benutzten wir dann noch einen lichten Augenblick, um uns die alte Kirche anzuſehen. Sie iſt halb in byzantiniſchem, halb in gothiſchem Style gebaut und nicht unmerkwürdig. Ein paar Graber, ein aus Holz geſchnitzter Altar ſind beachtenswerth. Am meiſten aber fielen mir die Arabesken an einzelnen Säulenknäufen auf. Ich ſah auf einem derſelben eine höchſt kapriziöſe Verzierung. Vier Rebenblätter waren ſo verſchlungen, daß ſie ein vollkommenes Geſicht bildeten. Die meiſten dieſer Geſichter aber erinnerten ſehr lebendig an die Birne, die in Paris auf allen Mauern abgemalt zu ſehen iſt. Wenn das der Charivari wüßte, er gäbe ſicher nächſtens einen Abdruck dieſes Säulenknopfes aus der Abtei von Mauersmünſter.

Noch ein paar alte Wappenſteine, die unter einer Mauer angebracht ſind, und die wir auch beſehen wollten, brachten uns in einen tüchtigen Regenſchauer. „Da haben wir's!“ ſagte ich zu mir ſelbſt. „Um dieſer Steine willen die ſchönſten Augen, die es geben kann, um dieſer Ruinen willen das Leben ſelbſt zur Seite liegen zu laſſen!“ — Wir verplauderten dann den übrigen Theil des Tages, und Nacht und Schlafenszeit kamen früher herbei, als ſie ſollten, als recht und billig war.

Morgens um vier Uhr erwartete ich den Poſtwagen nach Straßburg und war glücklich genug, unter drei Burſchen, die ſich verkauften, und einem chriſtlichen Juden, der ſie gekauft hatte, ein Plätzchen zu finden.

(Schluß des dritten Artikels.)

Der deutſche Gil-Blas.

(Fortſetzung.)

Eines Abends, als ich wieder hinter dem Stuhl der gelehrten Klopfechterin ſchwankte und in Verzweiflung die Roſen an der Decke betrachtete, wandte ſich die Dame nach mir um, und indem ſie mir einen gütigen Wink gab, fragte ſie mich, welcher Meinung ich bei dem eben beſprochenen Gegenſtande ſey. — Nichts in der Welt hätte mich mehr aus der Faſſung bringen können, als eine ſolche Frage. Ich ſtammelte, ich verſtehe nichts von den geleheten Dingen.

„Das glaub' ich dir, mein Sohn,“ entgegnete Cordelia; „aber man lernt eben, was man nicht weiß. Ueberdies biſt du nun ſchon vier Wochen in meinem Hauſe, und ich habe ſchon längſt die Abſicht gehabt, dich zu fragen, was du denn für die Zukunft zu werden gedenkſt?“ — „Allergütigſte Dame,“ erwiderte ich, „wahrlich, ich wünſche nichts weiter, als im Dienſte einer ſo erhabenen Gebieterin zu bleiben.“ — „Du weißt nicht, was du ſprichſt,“ entgegnete ſie. „Wenn man auf eigenen Füßen ſtehen kann, ſo muß man ſeine Zuflucht zu keiner Krücke nehmen. Antworte mir ernſthaft, was du werden willſt.“ — „Mich ſoll der Guckuck holen,“ rief ich, „wenn ich weiß, was ich werden will!“ — „Nun denn,“ entgegnete ſie, „es gibt allerlei in dieſer ſchönen Welt, was man werden kann. Man kann zum Beiſpiel Beſendinder oder dramatiſcher Schriftſteller, Schuhflicker oder ein großer Dichter, Philoſoph, Seifenſieder oder Geſchichtſchreiber werden.“ — „Wenn Ihro Gnaden es

Digitized by Google

erlauben, so will ich denn Geschichtschreiber werden," antwortete ich.

„Gut, mein Sohn," rief sie, indem sie sich in ihrem Lehnstuhl zurechtsetzte, „aber hast du denn auch bedacht, was Quintilian sagt, indem er von den nothwendigen Eigenschaften eines Redners spricht, und behauptet, daß nur ein redlicher Mann dazu tauge? Vom Geschichtschreiber gilt dasselbe. Voltaire hat Rollin volle Achtung gezollt, die er auch verdient; eben so möchte ich die Abbés Vertot, Real und de Velly höchst ausgezeichnet nennen, obgleich sie noch lange nicht an Glanz des Styls und schimmerndem Witz Raynal erreichen. Aber es ist unbeschreiblich Schade, daß eben Raynal kein redlicher Mann ist, daß er unter den Philosophen leider derjenige ist, der am häufigsten Bosheit und Unwahrheit unter seine Sätze mischt. Deshalb würde Quintilian nie zugeben, daß man ihn einen Geschichtschreiber nenne. Voltaire erringt auch in dieser Gattung die Palme. Es ist ihm zwar der Vorwurf gemacht worden, einen gewissen epigrammatischen Ton, der nicht zu der Einfachheit des historischen Styls paßt, ziemlich häufig angewendet zu haben; auch tadelt man, daß er in seiner Geschichte Karls XII. zu viel von sich spricht; aber wenn dies Schwächen sind, so werden sie durch tausend glänzende Schönheiten und Tugenden völlig zugedeckt. Wer versteht, wie er, die Trockenheit eines historischen Faktums mit so viel Würze zu bestreuen, daß auch der verwöhnteste Gaumen es gerne verschluckt? Ich meinerseits gestehe offen, daß ich die „kleinen Lügen" Voltaires lieber zur Hand nehme, als Gaillards berühmtes Leben Franz I., oder seine Geschichte Karls des Großen. — Von den historischen Memoiren will ich nur ein Wort sagen. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. hat deren mehrere vortreffliche aufzuweisen, so zum Beispiel die des Herrn Kardinal Retz, die eben so anziehend durch die Thatsachen als durch die Art ihrer Darstellung sind. Die Denkwürdigkeiten der Frau von Nemour sind geschmacklos, aber sie beweisen Unparteilichkeit. Gourvilles Memoiren sind sehr merkwürdig, die der Frau von Motheville sind kleine Histörchen, in einem naiven Style zusammengetragen, die aber nichts weniger als streng geprüfte Thatsachen enthalten. Fräulein von Montpensier schreibt niedlich, aber nicht korrekt."

„Wenn das Metier eines Geschichtschreibers so viel Mühe kostet," fiel ich Cordelien in die Rede, „so werde ich mich wohl entschließen müssen, Dichter zu werden, um mir mein Brod zu verdienen." — „Auch da," sprach die Dame, „wirst du auf Hindernisse stoßen. Dieses Feld ist eines der angebautesten in unserem Jahrhundert. Man zählt nicht weniger als fünfhundert lebende Dichter." — „Ach, Himmel!" rief ich, „und die alle in unserem lieben Deutschland?" — „Wer spricht von Deutschland?" entgegnete die gelehrte Dame. „In Deutschland gibt es, so viel ich weiß, keinen einzigen Dichter, und wird auch nie einen geben. Wir besitzen keine bessern lyrischen Dichter als Quinault, Lamothe, Danchet, Bernard. Racine hat einige schöne Chöre gedichtet, besonders in seiner „Esther" und in der „Athalie." Nach Jean Battiste Rousseau sind Frane von Pompignan's Oden die besten. Voltaire hat in den kleinen Gedichten, in Madrigalen, Epigrammen, Impromptus das vorzüglichste geleistet, was die Welt gesehen hat, und man würde die größte Albernheit begehen, wenn man Gresset oder gar St. Lambert ihm an die Spitze stellen wollte, obgleich des Erstern Ver:vert ein recht hübsches Gedicht ist. Nichts aber kommt dem „Tu et Vous" von Voltaire gleich. — Was den Roman betrifft, so hat La Calprenède einige gute, wiewohl langweilige Erfindungen zu Markte gebracht. Rousseau sagt: eine Nation, die Romane nöthig habe, sey verdorben; trotz dessen schrieb er selbst einige empfindsame Romane, die keine große Verdorbenheit voraussetzen, um sie zu verstehen. Der Abbé Prevot componirte einen artigen Roman, „Manon Lescaut." Der Don Quixote ist eine musterhafte Schrift dieser Gattung, nur etwas dreht. Voltaire übertrifft alle; Jedermann kennt seine Meisterwerke im komischen Genre, die hier, wie überall, den Preis davontragen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, April.

Apollyria.

Aus der Provinz berichtet man über einen Verein, der an einigen Orten unter dem Namen Apollyria ins Leben getreten ist, und die verschiedenen lokalen Kreise durch Organisation und Tendenz zu einem Ganzen verbindet. Die letztere ist geistige und moralische Erhebung in der Förderung literarischer, artistischer und geselschaftlicher Interessen des Vaterlandes, und zwar mit Ausschluß aller Standesunterschiede. Die einheimische Muse soll von hier aus zunächst die wärmste Anerkennung finden; der Nachdruck soll bekämpft und das aufkeimende schüchterne Talent ermuntert werden. In den Versammlungen soll die Unterhaltung nur in dem höhern Sinne geleitet werden, welcher Wahrheit und Schönheit vertritt, und der Epheukranz inniger Freundschaft den Bund umschlingen, der seinen Mitgliedern diese auch durch mögliche Unterstützung in Mißverhältnissen ihres Privatlebens bethätigen wird. Das wäre ja eine Art niederner Maurerei, zu der jeder gutgesinnte Schlesier von Herzen seinen Segen und seine Mitwirkung geben müßte. Schade nur, daß aus dem Berichte, den ich hier zu Grunde lege, die Tendenzen des Vereins, der, beiläufig gesagt, am 15. Oktober das Geburtsfest des Königs in Schmiedeberg in einer Generalversammlung beging, sich nicht bestimmter entnehmen lassen. Immer lebenskräftiger und harmonischer tritt

die sich ausbreitende allgemeine Bildung hervor, und je mehr ihre Förderung und Läuterung zu wünschen ist, desto eifriger soll jeder Freund wahrer Humanität dergleichen Vereine, als ihren besten Central- und Stützpunkt, durch seinen Beitritt unterstützen helfen. Wie wirksam könnten schon überall zweckmäßig angeordnete Lesekreise werden, wie entscheidend, als wahre Träger der Volksstimme in Maßstab und Urtheil über die Richtungen der modernen Literatur, die jetzt nur von der Buchhändlerspekulation und deren zufälligen Erfolgen, nicht von einem höhern Gesetze der Intelligenz, von dem zeitgemäßen Volksbedürfnisse abhängig ist. Statt daß jetzt meist ohne ein anderes Prinzip als das materielle des Verlegers, ohne ein anderes Förderungsmittel als dessen Konnexionen und Gewandtheit, und allenfalls den Autornamen, die literarische Produktenmasse die öffentlichen und Privatbibliotheken überschwemmt, würde das Publikum in einem Ausschusse engerer und weiterer Kreise repräsentativ selbst zu Gericht sitzen, nicht mehr allein der Leihbibliothekar, der jedem, auch dem schlechtesten Geschmacke huldigt, sobald dafür nur die Lesegebühr entrichtet wird. Um das Wesen der Literatur würde es sich handeln, nicht um den Schein, den jetzt die Mode hier huldreich protegirt, dort vornehm bespöttelt. Inhalt und Gesinnung würden entscheiden, nicht mehr allein der Verfassersname; und die Nationalliteratur, wie Wachler die Belletristik im weitern Sinne umgetauft hat, würde wirklich als solche nachhaltig und fortbildend in Geist und Leben der Nation übergehen, statt jetzt nur verflüchtigt und wirkungslos in einzelne Klassen, welche ein Buch oder Blatt nur zur Hand nehmen, sobald sie kein anderes Unterhaltungsmittel wissen. Aber diese nationale Literatur hätte dann auch ihren Urquell im Leben und Herzen des Volkes selbst, sobald in diesem Wahrheit und Schönheit, die beiden Faktoren des geistigen Weltinhalts, zum Bewußtseyn gekommen wären.

(Schluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Abschied der Dem. Mars.

Als die Mars vom Théâtre français Abschied nahm, verschwieg die Direktion weislich, daß dieser Theaterfürstin eine Benefizvorstellung bewilligt werden sollte. Dies wurde erst nach der sogenannten letzten Vorstellung bekannt gemacht. Spottvögel bemerkten, jene sey die erste letzte Vorstellung gewesen, die Benefizvorstellung aber werde die zweite letzte werden. Ich weiß nicht, wie oft Dem. Mars schon eine Benefizvorstellung erhalten hat; sie muß wenigstens 100.000 Francs mit solchen Abenden gewonnen haben, und sie wäre sicher reich, wenn sie nicht ein fürstliches Leben führte, und zuweilen Geld in Börsen-Spekulationen verloren hätte. Bei dieser letzten Benefizvorstellung, der vielleicht noch andere folgen werden, waren alle Preise im Théâtre français erhöht; das Parterre kostete 10 Francs, die Logen 20—40, und zuletzt, als das Haus ganz voll war, und doch noch viele Leute hineinwollten, wurden Plätze an den Thüren, wo man stehen mußte und kaum in den Saal hinein sehen konnte, zu 5 Francs verkauft. Es wurde am Eingange des Theaters sogar von kleinen Spekulanten Wucher mit gekauften Billets getrieben, und auf den Eintrittspreis das doppelte und dreifache gewonnen. Solch eine Vorstellung ist aber auch Gelbes werth, und es läßt sich kein überraschenderer Anblick denken, als der eines großen Pariser Schauspielhauses, wenn die schönsten Damen in ihrem reichen Schmucke, die in allen Fächern berühmtesten Männern, die ausgezeichnetsten Fremden die Logen füllen, der Saal auf's prächtigste beleuchtet ist und alle auf den Genuß harren. Wie emsig zeigt man einander die Notabilitäten, welche sich als Redner, Schriftsteller, Künstler, Staatsmänner einen großen Namen erworben haben, welch allgemeine Bewunderung erregt die Schöne, welche sich unter den Schönen auszeichnet und wie ein Stern erster Größe in diesen Reihen von Sternen glänzt! Diesmal war auch die königl. Familie zugegen, welche sich selten im Schauspiele zeigt; der König kömmt fast nie dahin, besonders seit den verrätherischen Anschlägen auf sein Leben, und auch diesmal wohnte er nur einem Theile der Vorstellung bei. Mit den Geschenken der königl. Familie mag dieser Abend der Dem. Mars leicht 24.000 Francs eingebracht haben. Solch eine prächtige Belohnung eines längst bewährten und sich immer gleichgebliebenen Talentes kann eine Virtuosin nur in einer großen Hauptstadt erhalten, und zwar von einem sie allgemein verehrenden Publikum. Und wie sollte ein Abend wie dieser nicht junge Talente aufenern? Es war an jenem Abend nichts neues geboten, um das Publikum lüstern zu machen; man hatte bloß angekündigt: Dem. Mars wird heute zu ihrem Benefiz und zum letztenmale in zwei Lustspielen, einem Molièreschen und einem Marivauxschen auftreten. Dies war hinreichend, um den Saal mit Zuschauern bis oben ans Gewölbe zu füllen und 24.000 Francs in die Kasse zu bringen. Man mußte die Begeisterung dieses Auditoriums sehen und hören, das Zujauchzen der Zuschauer, die ungeheure Menge von Blumensträußen und Kränzen, welche am Ende aufs Theater geworfen wurden, den rauschenden Beifall, als sie am Schluß wieder herausgerufen wurde und zum letztenmale erschien, die Verse, welche man ihr zum Abschiede gedichtet hatte, und welche öffentlich verlesen werden mußten. Man kann sagen, Dem. Mars verdient dieses alles, denn sie ist stets ein Muster in den Rollen gewesen, welche sie übernommen. Das Théâtre français wird sie sicher nicht ersetzen, und das Publikum erkennt nur allzu wohl, welchen außerordentlichen Verlust es durch der Dem. Mars Abtreten erleidet, und auf wie viele Genüsse es verzichten muß. Noch jetzt ertönen die Tagesblätter von ihrem Lobe; einige gehen so weit, daß sie sogar von der Anbetung des Publikums sprechen, ohne daß diese Uebertreibung Jemanden auffällt. Ich glaube, Dem. Mars ist die erste französische Schauspielerin, von welcher man gesagt hat, daß sie von andern, als von ihren Liebhabern angebetet worden sey, obschon das französische Publikum in der Spende seiner Gunstbezeugungen gegen Lieblingsschauspieler stets sehr freigebig gewesen ist. Nur einen Vortheil kann der Abschied der Dem. Mars mit sich führen. Nach dem Gebrauche der hiesigen großen Bühnen war sie im ausschließlichen Besitze ihrer Rollen, des Faches nämlich, welches das Théâtre français mit dem Namen grandes Coquettes bezeichnet. Diese Rollen waren keiner andern Schauspielerin zugänglich; jetzt werden angehende Schauspielerinnen sich wenigstens darin versuchen können; aber freilich wird Muth dazu gehören, um in Rollen aufzutreten, welche das Publikum noch kürzlich gewohnt war, von Dem. Mars in der größten Vollendung darstellen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. Mai 1841.

— Es thut ſich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müſſen hindurch.
Schiller.

Wildbad in ſeinen monatlichen Phaſen.

Aus den Papieren eines Badegaſtes von 1839.

Nachſtehende Kleinigkeit fand ſich 1839 unter dem Nachlaß eines, zwar nicht brittischen, aber gleichwohl mit dem Spleen behafteten Badegaſts im würtembergiſchen Wildbad. — Deſſen hinterlaſſene Papiere waren beſtimmt, durch die endloſe Maſchine von den Ausflüſſen der Laune ihres Beſitzers gereinigt und in neues Papier verwandelt zu werden. — Ob die mitleidige Hand, welche gegenwärtige Blätter dieſer Palingeneſie entriß, dem Publikum einen Dienſt geleiſtet habe, darüber möge dieſes ein gütiges Urtheil fällen. — Manches von dem Inhalt, was jezt unpaſſend erſcheinen könnte, möchte wohl ſeine Entſchuldigung darin finden, daß die Anweſenheit des Verfaſſers in Wildbad in's Jahr 1839, alſo in die Zeit fiel, in welcher dieſer Ort in den Geburtswehen ſeines jezt gegründeten europäiſchen Rufes lag.

Januar.

Haſt einer Frau von längſt verblichnem Reiz
Du jemals ſcheimiſch Liebesglut geheuchelt,
So weißt du wohl, mit welchem Liebesgelz
Sie aufnahm, was dein Mund ihr vorgeſchmeichelt.
Ein Bild davon kannſt im Empfang du ſehen,
Wenn du im Winter willſt nach Wildbad gehen.

Februar.

Brachte die Schlittenbahn auch in Wildbads verödete Mauern
Oefters noch einen Gaſt — bald iſt ſie weg und auch er.

März.

In Wildbad bringt nicht Veilchen noch der März,
Doch etwas Leben kehrt mit ihm zurück;
Er ſtärkt durch Hoffnungen der Wirthe Herz
Und zeigt der Phantaſie des Sommers Glück.
Sind ringsum auch noch unbelebt die Auen,
Doch fängt man an zu ſchenern und zu bauen.

April.

Wechſelnd iſt, wie er ſelbſt, im April in Wildbad die Laune,
Bald ſanguiniſch belebt, bald melancholiſch beſorgt.
Bald ſieht Gentlemen nur und Lords das hoffende Auge,
Bald nur Gäſte für's Stift — Bauern vom unteren Wald.

Mai.

Wie eine Schöne in der Blüthenzeit
Nicht nutzlos ihre Reize ſchon verſchwendet,
Nein, ſpröd und klug ſie ſparet und erneut,
Bis ſich ein wahrer Kenner zu ihr wendet,

Digitized by Google

So zeigt sich Wildbad auch mit klugem Geiz
Zu freundlich nicht der Gäste erstem Kreise.
Noch unentfaltet schlummert jetzt sein Reiz,
Es hält zurück nach kluger Spröden Weise.
Die besten Zimmer sind zwar leer noch hier,
Allein für Lords schon in Beschlag genommen.
Im nächsten Augenblick kann ein Kurier
Verkünden, daß des Bades Sonnen kommen.

Juni.

Jetzt wird's Ernst, es beginnt der Ort sich neu zu beleben,
Erst mit Dienerschaft füllt, dann sich mit Gästen das Haus.
Im Triumph hält jetzt der Oberkellner den Einzug,
Vor und nach ihm erscheint anderer Kellner ein Heer,
Und die Kuriere, die man im Mai nur hoffend verkündet,
Eilen zu ****** aus Rom und aus Palermo herbei.
Glänzender als in Paris entsteht ein Café Tortoni;
Eis dem Durstigen beut's, Zeitung dem Gähnenden dar.
Gentlemen finsteren Sinns, sie sitzen verkehrt an die Tafel,
Spucken mitunter etwas, welches ein Wort seyn soll, aus.
Nebenbei sagt nicht der Wirth, doch denkt er im inneren Herzen:
„Deutsche, was thut ihr noch hier? macht doch den Gentlemen Platz!"

Juli.

Der Juli ist der Wonnemond im Bade;
Jetzt findest bei der freundlichen Najade
Die volle Gunst in reichem Maße du.
Und jetzt auch pilgert erst von nah und ferne,
Gesundheit suchend, Jedermann so gerne
Dem Glanze ihres Freudentempels zu.
Und jeden Reiz, den sie uns vorenthalten,
So lang uns ihre Sprödigkeit betrog,
Man sieht ihn sich so freundlicher entfalten,
Je länger sein Erscheinen sich verzog.
Jetzt endlich wird, wer ihrem Dienst sich weiht,
Durch ihre höchste Liebesgunst erfreut.

August.

Nicht ein flücht'ger Moment ist es, zwei selige Monden
Sind's, in denen die Gunst Wildbad genießt und gewährt.
Planlos war sie zuvor, die Langeweile, doch jetzt ist
Plan darin, wird ja dafür förmlich ein König gewählt.
Täglich langet ihr an, ihr Gäste, gedrängt auf der Eilpost;
Heißer werdet ihr noch, enger in Wildbad logirt.
Kämmerchen unter dem Dach, und selbst der düstere Hausgang
Nehmen zur Glanzzeit des Bads schwitzende Gäste in sich.
Jetzt auch tönet Musik, sie übertönet das Seufzen
Des verdrießlichen Gasts, und so ist Alles vergnügt.
Während im Lenz nur der, der mußte, hierher sich begeben,
Zieht im Sommer wohl auch hieher die lustige Welt.
Nicht bloß lustig ist sie, sie wird jetzt wahrlich zur großen,
Hört man doch bald mehr kein Deutsch, Englisch nur wird jetzt gezischt.
Kommt ein Gentleman an, und sey er in London nur Schneider,
Rentier tauft man ihn hier, Baronet, Herzog und Lord.

September.

So manchen Gast die Quelle hergezogen,
So hat sie doch nur wenige betrogen,
Die meisten ziehen fröhlich ihren Pfad.
Und wäre Einer ungeheilt geschieden:
Er hoffe noch, er gebe sich zufrieden,
Es heilet ihn vielleicht das Haberbad. *
Mit diesem Trost, dem Troste der Kanzleien,
Kommt mancher noch, die Badkur zu erneuen,
Und mancher Feind von buntem Flittertand
Sucht nach verlaufnem glänzendem Getümmel
Hier noch bei heiterem Septemberhimmel
Die Ruhe, die im Sommer er nicht fand.

October.

Leerer wird es im Ort, es ziehet die Schwalbe von hinnen
Und ein leichtfüßiges Heer — folget von Kellnern ihr nach.
Was von Zwölfer etwa der Badgast übrig gelassen,
Nezt als Achter den Schlund fröhlicher Bürger anjetzt.
Alles spricht wieder Deutsch, man hört kein Wörtchen mehr Englisch,
Sagt nicht der Hausknecht etwa noch, sich vergessend, Goddam!

November.

Am schönsten ist vom Wirken der Natur,
Was unser blödes Auge nicht ergründet.
Der stille Forscher freut sich jeder Spur,
Die er von ihrem innern Plane findet.
So ist, mag auch in des Novembers Frost
Ein jeder Gast den Weg nach Wildbad meiden,
Doch dieser Monat eben Wildbads Trost:
Sein rauher Sturm entwickelt neue Leiden.
Geheilt hat der August den Kranken heimgesandt,
Doch der November ist's, der wieder her ihn bannt.

December.

Wenn auf Lordeern nicht, doch hinter behaglichem Ofen
Pflegt jetzt Wildbad der Ruh, froh über's scheidende Jahr.
Jeder wünschet für sich, und muß es seyn, auch für andre,
Wieder ein glückliches Jahr, Gentlemen wieder hieher.

H. Z.

---

* Das Volk der Umgegend schreibt dem sogenannten „Haberbad," d. h. der Badeur zur Zeit der Hauptarbeit, besondere Wirksamkeit zu.

Der deutsche Gil-Blas.

(Fortsetzung.)

„Ach, gnädigste Jean," sagte ich, „wenn auch die lyrischen und epischen Dichter so dick gesäet sind, daß sie fast Einer den Andern auffressen, so werde ich wohl müssen dramatischer Schriftsteller werden." — „Gut," erwiderte die Dame, „aber da triffst du wieder auf Voltaire. Buffon schreibt den besten Styl und Voltaire die fehlerfreieste Tragödie. Mit eben der Vortrefflichkeit, wie der Erstere die Biographien seines Pferdes, seines Löwen, Elephanten und Leoparden beschreibt, stellt der Letztere seine Römer und Griechen auf die Bühne. Sophocles und Euripides dringen nachahmungswürdige Muster, und Oedip ist nach diesen geformt. Bajazet von Racine kommt Voltaires Stücken am nächsten, Mahomet und Zaire aber sind Meisterstücke, wie sie nie die Welt wieder aufzuweisen haben wird, und wenn sie auch noch sechstausend Jahre stände. Nur Voltaire konnte sie schreiben. Chenier, der es vergaß, daß man nie Abscheulichkeiten auf's Theater bringen müsse, hat durch seinen Calas nur Unwillen erregt, obgleich die Alten im Philoktet ebenfalls einen körperlich leidenden Helden darstellten, allein mit großer Schonung der Zuschauer. Shakespeare, der das Gesetz der drei Einheiten über den Haufen stößt, hat manche kräftige und schöne Stellen, aber seine Stücke beleidigen unaufhörlich den guten Geschmack und die Regeln der Dichtkunst. Du siehst also, mein Sohn, daß es ebenfalls schwer halten wird, dir unter den Dramatikern einen Platz zu verschaffen."

„Wenn ich denn nicht Besenbinder oder Seifensieder werden will," nahm ich in traurigem Tone das Wort, „so bleibt mir nur Eines übrig, nämlich Philosoph zu werden." — Cordelia und der Cynikee schlugen ein lautes Gelächter auf. „In der That, das ist auch das Geringste, was du werden kannst," entgegnete der Letztere mit höhnischer Miene. „Meinst du, unverschämter Bursche, daß man die Philosophie mit Löffeln ißt?" — „Nein," antwortete ich keck; „aber ich glaube, daß man sie auf dem Boden einer Flasche Bordeaux findet." — „Nicht übel!" rief Cordelia; „nicht übel!"

Der Philosoph warf mir einen verächtlichen Blick zu. Seit diesem Augenblick hatte ich den ganzen Grimm dieses lächerlichen Thoren auf meine arme Person geladen. Er haßte mich, wie er einen Philosophen gehaßt haben würde, der die Unsterblichkeit der Seele behauptet hätte und in reinlichen Kleidern herumgegangen wäre. Es hatte, so lange er im Schlosse thronte, noch Niemand gewagt, sein Ansehen anzutasten; ich machte zuerst diesen Versuch. Eine solche Frechheit durfte mir nicht ungestraft hingehen. Er behandelte mich jetzt mit der äußersten Geringschätzung, und ich rächte mich, indem ich ihn, wenn er in einen Graben fiel, nicht wieder herauszog. Das Verdrießlichste war ihm, daß Cordelia mich bei unsern Streitigkeiten immer in Schutz nahm; dabei durfte er nicht in Zorn gerathen, weil das gegen sein System gewesen wäre; er nahm also mit einem gewissen süßsauern Gesichte alle meine Neckereien hin, und diese Miene machte gerade den Hauptbestandtheil meines Spasses aus.

Bei meinen exaltirten Angriffen auf des Philosophen Standhaftigkeit stand mir das Kammermädchen bei, eine braunaugige, kleine, muntere Zofe, voll Spitzbübereien im Köpfchen. Da der Cyniker zugleich ein Weiberverächter war, so hatte er den Zorn der niedlichen Florette rege gemacht. Wir verkleideten uns als Gespenster und schlichen in den Gängen herum, die der Gelehrte passiren mußte, wenn er von der Abendtafel kam, um in seine Kammer zu gehen. Florette blies sein Licht aus und ich zwickte ihn an allen Theilen des Körpers. Ein anderesmal ließen wir ihn in einen großen Kübel mit Wasser stürzen; zuweilen kam Florette mit dem Licht zu nah an seine Perücke, und sie gerieth in Brand, indessen ich Spinnen in seinen Wein brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Frédéric Lemaitre. — Zacharie.

An andern Theatern herrscht Zwiespalt und mitunter Geldverlegenheit. Das Renaissancetheater, dem es an einer guten Truppe, an guten Stücken und an Glück fehlt, drei nöthigen Dingen, hat nur einen Schauspieler, der im Stande ist, das Publikum herbeizuziehen, Namens Frédéric Lemaitre. Leider ist dies ein Wüstling, dem es oft an Geld gebricht, und der neulich nur unter der Bedingung, daß ihm für jede Darstellung eine baare Summe gezahlt werde, dazu zu bewegen war, in einem neuen Stücke des Dichters Roger, betitelt Zacharie, die Hauptrolle zu übernehmen. Am Abende der ersten Vorstellung wollte er aber dennoch nicht spielen, und das Publikum mußte daher mit seinem Gelde wieder nach Hause geschickt werden. Der Schauspieler hatte sich, wie es scheint, durch die Direktion eines andern Theaters verleiten lassen, mit ihr neue Verbindlichkeiten einzugehen. Als dies aber ruchbar wurde, fing ihm an bange zu werden, und da er das Publikum einmal gefoppt hatte, so mußte er der Rache desselben gewärtig seyn. Das zahlende Publikum ist hier, wie billig, Herr und Meister in den Schauspielen. Er bequemte sich also doch zum Auftreten in dem neuen Stücke, stammelte eine Art von Entschuldigung her, wurde tüchtig ausgepfiffen, wie er es verdient hatte, später aber dennoch wegen seines Spieles beklatscht. Uebrigens ist dieses Stück ein Monstrum, wie so manche neuen Theaterstücke. Die Hauptperson Zacharias ist ein florentinischer Wucherer und Geizhals, der ein Gewölbe voll Gold und Silberzeug, Perlen und Geschmeide hat, diese Schätze aber geheim hält. Er hat eine junge, liebenswürdige Frau, die den Neffen des

Wucherers lieber sieht als ihren Ehemann. Der Neffe verlangt vom alten Zacharias sein ihm geraubtes Vermögen und will dessen Frau entführen. Um ihn los zu werden, hezt ihn der Geizhals gegen einen Mann auf, welcher so eben dem Wucherer sein ganzes Vermögen übergeben hat, unter der Bedingung einer lebenslänglichen Pension. Die beiden jungen Leute bekommen Streit und wollen sich duelliren, worüber sich der alte Schelm sehr freut; denn wer von beiden fallen mag, immer ist es ein Gewinn für ihn. Sie sind aber so klug und versöhnen sich. Nun stößt der Alte seine Frau in das verborgene Gewölbe, aus welchem Niemand wieder ans Tageslicht kommen kann, als er selbst, da nur er das Geheimniß weiß, wie man hinein und hinausgelangt. Der Neffe findet dieses Geheimniß zufällig, überrascht den Alten und will ihn ermorden, unterläßt dies aber in der Hoffnung, die Freiheit der eingeschlossenen Frau zu bewirken. Unterdessen ist das Verschwinden der Frau ruchbar geworden; auch sind eine Menge Klagen wider den Wucherer und Betrüger eingegangen. Eine Staatsinquisition wird gegen ihn verhängt, und die Inquisitoren kommen in sein Haus, um die Sache zu untersuchen. Der alte Spitzbube stellt sich sehr beleidigt, betheuert seine Unschuld, und erbietet sich freiwillig, den Armen ein Allmosen von 100.000 Dukaten zu schenken, zum Beweise, daß alle eigennützigen Gedanken fern von seiner Seele seyen. Da dies keinen großen Eindruck zu machen scheint, bietet er sogar eine Million, wenn sie ihm ein gutes Zeugniß geben. Den Inquisitoren ist dies nur ein Beweis mehr, daß er ein Schelm ist; das Volk wird eingelassen, um seine Klagen vorzubringen, der alte Spitzbube wird von den Beweisen seiner Nichtswürdigkeit überwältigt, und bringt sich ums Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, April.

(Schluß.)

Bürgerschulen. — Demoralisation. — Eisenbahnen und Kanäle.

Höhere Bürgerschulen, deren Bedürfniß immer entschiedener sich geltend macht, bestehen in Schlesien für jetzt eigentlich nur vier, welche nach dem Reglement vom 8. März 1832 zu Entlassungsprüfungen berechtigt sind; freilich ein bedeutender Abstand gegen die Provinz Brandenburg mit 15 solcher Schulen. Indeß wird auch zu Gleiwitz in Oberschlesien eine höhere Bürgerschule errichtet; außerdem sind in den beiden Stadtgymnasien und im Friedrichsgymnasium zu Breslau, in der Ritterakademie und im Gymnasium zu Liegnitz, ferner in den Gymnasien zu Oels, Brieg und Glatz Einrichtungen für den stärkern Betrieb der Realien theils längst bestehend, theils vor Kurzem getroffen. Es scheint die Hoffnung begründet, daß die Stimme des Regierungsraths Lorinser zu Oppeln, welche sich vor einigen Jahren gegen das ungemessene und unwesentliche Viellernen der Jugend so eindringlich erhob, von der jetzigen Regierung schärfer beachtet werde, ungeachtet aller ungesalzenen Gegengründe der Humanisten, welche in Schlesien durchaus Nichts von dem alten pädagogischen Sauerteige wollen wegdemonstriren lassen, und — wie die Weiber — „zurück nur kommen auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang.“ Der verstorbene König erwarb sich im Anfange seiner Regierung das Verdienst, die katholischen Gymnasien Schlesiens in ihrer finstern Klosterzucht und einseitigen lateinischen Richtung zu modifiziren. Möge dagegen der jetzige Monarch das alte: „Graeca non leguntur,“ bezüglich des Unterrichtswesens überhaupt dahin verstehen, daß er eine zweckmäßige Reduktion der Wissenschaftsmasse auf gewisse encyklopädische Grundlinien, unter dem Gesichtspunkte der von dem Zeitbedürfniß geforderten allgemeinen höhern Bildung, vornehmen und die Zahl der Gelehrtenschulen mit der der höhern Bürgerschulen in ein umgekehrtes Verhältniß treten läßt. Es kann dies geschehen, ohne daß dem wahren Interesse der Wissenschaft auch nur ein Jota entzogen wird. — Ueber den sinkenden Wohlstand und die zunehmende Demoralisation der niedern Klassen in unserer Provinz lassen sich fortwährend klagende Stimmen vernehmen, und schildern als Grundübel die ungezügelte Tanzwuth und die Vermehrung der Schankstätten. Namentlich ergoß sich vor Kurzem ein Menschenfreund aus dem schönen Hirschberger Thale in traurigen Details über die dortigen Feststrudel in der Kirmeßwoche, welche in gesetzwidriger Ausdehnung binnen vier Monaten auf den zahlreichen Dörfern den Erwerb des Bürgers in bacchantischen Kreisen verschlingen, und noch dazu ihn in ein Meer von Schulden stürzen. Bei dem längst gesunkenen Gebirgshandel, der vornehmlich seinen Sitz in Hirschberg hatte, ist der Ort ohnehin nicht mehr in gesegneten Erwerbsverhältnissen; denn die Summen, welche seit einigen Jahren während der königlichen Sieste in dem Thale dem Verkehre zuströmen, können dafür noch keinen Ersatz gewähren. Städter und Landbewohner öffnen auch den Mund nur zu Klagen über die große Nahrungslosigkeit der Zeit; aber damit steht nun in schroffem Widerspruche die vorherrschende Vergnügungs- und Genußsucht dieser Thalbewohner, welche selbst den Fremden auffällt. Sie ist wahrhaft epidemisch, und die Kirmesperiode eine Zeit, in der man sechs Tage feiert und am siebenten — ruht. Es begreift sich leicht, wozu es führen muß, wenn in einer Gegend solches Streben vorherrschend wird, und Jung und Alt, Reich und Arm davon ergriffen ist. — Mit der oberschlesischen Eisenbahn geht es wie mit ähnlichen öffentlichen Angelegenheiten in Schlesien: es wird unendlich viel geschwatzt, und Nichts gethan. In den Zeitungen freilich ist längst ein herrliches Eisenbahnnetz durch die ganze Provinz gezogen. Um die Interessen einer Bahn nach Westen zu vereinigen, ist der Vorschlag gemacht, die Linie über Neumarkt nach Liegnitz zu legen, und zwar mit einer Seitenbahn von dem erstern Orte nach Freiburg, von Liegnitz aber über Bunzlau nach Görlitz, und von dort getheilt, einerseits nach Dresden und andererseits im Spreethale über Kottbus nach Berlin. An derartigen großen Planen hat es in Schlesien von jeher nicht gefehlt, desto mehr am Vollbringen. So ließ 1711 Lothar Bogemonte sich von Joseph I. ein Privilegium ertheilen, um auf seine und seiner Gesellschafe Kosten nicht nur die Donau mit der Elbe, sondern auch mit der Oder zu verbinden, nachdem der letztere Plan schon hundert Jahre früher einmal zur Sprache gekommen war. Bogemonte wollte diese Vereinigung durch die Flüsse March und Beczwa, in drei Kanälen von 22.500 Klaftern Länge, bewirken, und in Schlesien lebte man der freudigen Hoffnung, daß dadurch mit dem türkischen Handel dem armen Vaterlande ein bedeutender Gewinn erwachsen werde. Mit dem Tode Josephs kam die Unternehmung ins Stocken. Sein Nachfolger verordnete 1720 zwar eine Kommission zur Prüfung der hydrographischen Verhältnisse, und sie geschah auch durch einen Herrn v. Link, welcher bei seiner Rückkehr nach Wien zu zweimaligem allergnädigsten kaiserlichen Handkusse gelassen ward; allein bei diesem zweimaligen Handkusse hat es sein Bewenden gehabt, und Schlesien hat in späterer Zeit seinen kleinen Handel nach dem Orient ganz verloren, seit England die jonischen Inseln in Folge des Wiener Friedens nun für uns ganz absperrte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 10. Mai 1841.

Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Horat.

Ethnographische Studien in der Ukraine.

Von J. G. Kohl.

I.

Die Reise.

Wir waren in Charkoff von einer angesehenen russischen Familie eingeladen worden, einige Frühlingstage in Dikanki, dem ehemaligen Landsitze des Fürsten Kotschubey, den jene Familie damals bewohnte, zuzubringen. Die Liebenswürdigkeit der Familienglieder, die Schönheit der Jahreszeit, die herrliche Gelegenheit, in lieblichster Muße Land und Volk zu beobachten, dies Alles reizte uns nicht wenig, und wir rollten daher an einem heitern Frühlingsmorgen auf der großen Poltawschen Straße nach Dikanki, das in der Nähe jenes, durch Karls XII. Unglück so berühmten Ortes liegt.

Charkoff lag bald in unserm Rücken; die Eigenthümlichkeit der Terrainformation führt es mit sich, daß die Orte in diesen Gegenden dem Abreisenden eben so schnell verschwinden, als sie dem Ankommenden spät erscheinen. Wir kamen durch einige anmuthige Wälder von Obstbäumen, in denen eben Alles mit Blüthen bedeckt war, und an einigen alten, verfallenen Kosacken- und Tartarenschanzen vorbei, die nun unnütz sind, seit Rußland über diese Landstriche, wo sonst die Eingebornen beständig in Hader lebten, den tiefsten Frieden verbreitet.

Das Städtchen Walki ist die mittlere Station zwischen Charkoff und Poltawa. Es liegt, von Obstgärten umgeben, wie alle diese kleinrussischen Städtchen, mit seinen tausend kleinen Chaten (Häusern) auf einem ungeheuern Flächenraume zerstreut, an den Abhängen und im Thalgrunde einer Schlucht. Walki ist einer von den 200 Orten, die Catharina durch einen Federstrich zu dem Range von Städten erhob. Es ist weiter nichts von Stein an ihr, als die Kirchen und die zwei Pfeiler der Sastawa, die, das neue Wappen der Stadt tragend, am Ein- und Ausgange stehen. Sogar der „Ostrog," die Citadelle, oder das Gefängniß des Orts, ist aus Holz und nach alter russischer Weise von einem Pallisadenwerk umgeben, das aus lauter himmelhohen, nebeneinander in den Boden gerammten Mastbäumen besteht. Diese Ostrogs, in denen die nach Sibirien Verbannten auf ihrem Transporte einstweilen eingesperrt werden, sind in den größern russischen Gouvernementsstädten jezt sehr elegant aus Stein gebaut, übrigens ganz nach dem alten Plane, festungsartig, mit einer, ein weites Gehöft umschließenden Mauer.

Wir kehrten in Walki bei einem deutschen Baron ein, an den wir empfohlen waren, und der hier und

Digitized by Google

unter dem Adel der Umgegend die erste Rolle spielt. Er hatte als russischer Offizier eine reiche russische Dame geheirathet und sie beerbt. So findet man im Innern Rußlands viele versprengte deutsche Gutsbesitzer. Sie gelangen gewöhnlich zu großem Ansehen unter ihren russischen Nachbarn, werden Adelsmarschälle und Landtagspräsidenten, obgleich die Russen sich über viele ihrer deutschen Eigenthümlichkeiten lustig machen. — Beim Frühstück, das uns unser deutscher Landsmann gab, fand sich auch ein alter invalider Offizier ein, der sich als Gorodnitsche (Stadtvorsteher) präsentirte. Er legte den Stumpf seines Arms auf den Tisch und sagte: „Meine Herrn, so schön das Wetter jezt ist, so werden wir doch in wenig Stunden recht schlechtes bekommen. Eine französische Kartätsche bei Soissons hat mir im Jahr 1814 einen Barometer angebracht, der mich seit der Zeit noch nie betrogen hat." Leider prophezeite er sehr richtig; denn kaum hatten wir Walki im Rücken, so fing der schöne Himmel an sich grau zu beziehen. Es regnete bald heftig und in kurzer Zeit waren die Wege dergestalt lehmigt, daß wir mehr als sechsmal trotz unserer sechs Pferde stecken blieben.

Walki ist auch noch dadurch merkwürdig, daß es der äußerste Ort gegen Osten ist, in welchem Juden vorkommen. In Charkoff dürfen sie sich gar nicht aufhalten; in Poltawa dagegen sind schon sehr viele. Von Walki und Poltawa an beginnt die Verbreitungszone dieser polnischen Schmarotzerpflanzen, und geht dann so weit nach Westen vor, wie die ehemalige polnische Republik selber. — Großrussen wohnen in Walki, wie überhaupt in allen unbedeutenderen kleinrussischen Städten, gar nicht. Die Großrussen, als Steinhauer, Maler, Küchengärtner, Kaufleute u. s. w. finden nur in den größern kleinrussischen Städten hinreichende Nahrung. Die Deutschen wiederum sind nur in den allergrößten, wie Charkoff, Kiew, zahlreich zu finden, weil ihre Geschäfte, Künste, Wissenschaften, die feinern Handwerke und der Handel mit Luxusartikeln, einen noch bedeutendern Zusammenfluß von Menschen voraussetzen. Die Juden findet man in Kleinrußland überall, selbst in den kleinsten Städten, nicht aber in den Dörfern. Man kann daher alle Ortschaften in Kleinrußland in Bezug auf die Bevölkerung in vier Klassen theilen: in Dörfer, welche bloß von Kleinrussen — Edelleuten sowohl als Bauern — in kleine Städte, die von Kleinrussen und Juden bewohnt sind, in bedeutendere Orte, in denen auch Großrussen erscheinen, und die größten Städte, wo eine Kolonie von Deutschen und andern Ausländern dazu kommt.

Hinter Walki passirten wir einige liebliche Gehölze und wieder einige alte Kosackenschanzen, auf deren Rücken jezt die Schafe und Rinder friedlich das Gras abweideten, wie sie es auch auf dem ehemals so lebendigen forum Romanum thun; und endlich ging's von der Heerstraße seitwärts ab auf kleinen, schlechten Nebenwegen in's Innere des Landes. Auf den großen Heerstraßen bewegen sich immer die neuen und neuesten Erscheinungen, welche die lezten Tage im Lande herbeigeführt haben. Abseits aber, auf den kleinen Nebenwegen, an den Ufern der Flüsse, in den Wäldern, auf den Steppen, da lebt und bewegt sich Alles noch nach uralter Weise wie vor tausend Jahren.

(Fortsezung folgt.)

Der deutsche Gil-Blas.

(Fortsezung.)

Der Umgang mit dem Cyniker wurde zulezt selbst Coelelien zu viel; er brachte sie aus der gewohnten Ruhe. „Ich sehe," sagte sie eines Tages zu mir, „du verträgst dich nicht mit der Lehre des Diogenes. Aus dir wird ebensowenig ein Stoiker als ein dramatischer oder lyrischer Dichter werden. Vielleicht eignest du dich besser für eine diplomatische Carrière, und deshalb will ich dich zu einem Gesandten machen." — „Zu viel Güte!" rief ich und küßte den Saum des Kleides meiner Dame. — „Du sollst Bedienter bei meinem Neffen werden," sezte sie hinzu. „Die Diplomaten fangen in der Regel niedrig an, und du sollst deine Künste zuerst an der Politur eines Stiefels und der Reinigung eines Sammtrockes zeigen."

Ich war nicht wenig erstaunt, als sie nach dieser Vorrede mir einen Brief überreichte, der an Niemand anders als an meinen vorigen Herrn gerichtet war, in dessen Dienste sie mich bringen wollte. Ich meinte nicht anders, als sie sey durch irgend einen Zufall hinter meine wahre Geschichte gekommen, oder habe sie gar von Anfang an gewußt, und ich blieb noch lange, nachdem ich das Schloß verlassen, im Zweifel darüber. Sie entwarf mir eine Schilderung vom Charakter ihres Neffen, und ich hätte diese Schilderung mit manchem interessanten Zuge bereichern können. Doch ließ ich mir keine Unvorsichtigkeit entschlüpfen und nahm die Miene der Ueberraschung und des Dankes an. Als sie fertig war, drückte sie mir einen Beutel mit Geld in die Hand und befahl mir, das Schloß nicht eher zu verlassen, als bis ich vom Philosophen Abschied genommen und mich aufrichtig mit ihm versöhnt hätte. Ich versprach es.

Es war Sommer, als ich in's Schloß kam, und es war Spätherbst, als ich es wieder verließ. Ich ging

Digitized by Google

ungern fort; trotz der Wunderlichkeiten der zwei Originale, die in diesen Mauern wohnten, hatte ich doch von ihnen nichts wie Gutes rmpfangen. Meinr Munteeteit hatte in ihr einfaches Leben einige Bewegung gebeacht, und obgleich weder der Geiehrtr noch seine Dame mir dafür dankten, so konnte ich es Beiden doch anmerken, daß sie mich nicht geen ziehen ließen. Die Gutmüthigkeit der Einen und dee Stolz des Andern duldeten aber nicht, daß sie mich bleiben hießen, und so bestieg ich denn eines schönen Morgens eine kleine Reisrchaise und verließ in allen Ehren denselben Hof, dessen Pflaster ich vor wenigen Monaten in so schimpflichem Geleite deteeten hatte.

Eine halbe Stunde war ich langsam dahingefahren, als ich am Wege, halb im Kornfelde versteckt, ein Mädchen sitzen sah, das mir schon von Weitem mit dem Tuche winkte. Es wae Florette, die an meinen Wagen kam, um mit Thränen im Auge von mir nochmals Abschied zu nehmen. Die lustigen Streiche, die wir zusammen verübt, hatten wo nicht ein Band der Liebe, doch eines der zärtlichsten Freundschaft zwischen unsern Seelen geknüpft. Das arme Mädchen hattr jezt Niemanden, mit dem sie Abends Gespenster spielen konnte. Was mich aber noch mehr als dieser Abschied rührte, war die Eescheinung des Cynikers, der zehn Schritte von Floeetten edenfalls aus dem Korn hervoekam und meinen Wagen anhielt. Ich stieg aus, lenkte mein Fuhrweek abwärts von der Straße in den Schatten eines Birndaums, lagerte mich unter die schützenden Zweige, und dee Cyniker nahm neben mir Platz.

„Odgleich du es nicht an mir verdient hast, mein frecher Bursche," hob er nach einer kleinen Pause an, „so will ich dir doch einige heilsame Eemahnungen für die Zukunft geben. Du hast mir vorgeworfen, ich trinke Wein, du konntest es nicht leiden, daß ich auf dem Schlosse dort ganz erträglich meine Tage verbringe; allein weißt du auch, naseweiser Spürhund, welche Mühe es mir gekostet hat, bis ich so weit kam? Ich war ein kleiner Schulmeister mit einem erdärmlichen Gehalt; ich erhielt kaum so viel im Monat, als ein voenehmer, freigediger Herr an einem Abend, wo du ihm die Treppe hinunter leuchtest, als Trinkgeld in deinen Hut wirft. Dabei hatte ich eine Menge ungezogener Buben zu unterreichten, von denen dir meisten nicht werth waeen, daß man ihretwegen nue ein Buch öffnete, geschweige denn es sie lesen lehrte. Da fiel ein witziger Kopf in unserem Dorfe, ein Barbiergeselle, auf den Gedanken, sich bald verrückt zu stellen. Er ging tiefsinnig umher, schnitt die Leute, die er barbieren sollte, in die Nase, und machte sich, um es kurz zu sagen, auf allr möglichr Weise unnütz. Er wuede fortgejagt, und man höete lange Zeit nichts von ihm. Plötzlich heißt es, in der nächsten großen Stadt sey mein Barbiergeselle in großem Ansehen, und man nenne ihn doet einen Philosophen. Ich erkundigte mich etwas genauer nach der Sache, und wie erstaunte ich, als ich nun merkte, daß auch in mir ein Philosoph der besten und vollkommensten Aet stecke. Wer nun sogleich seine Schuldücher bei Seite waef, war ich. Ich ließ meine Knaben laufen, kaufte mir von meinem kleinen Ersparnisse ein unsterbliches Werk, das von den alten und neuen philosophischen Schuien handelt, und wanderte aus. Die Modr der Philosophie kam gerade damals in Schwang. Ich lernte die Dame Coedelia kennen, und diese geiehrtr Schöne fand Gefallen an meinen Gesprächen und meinen Kenntnissen. Sie zog mich aus meiner Niedrigkeit, und ich zog sie dafür aus ihrer Unwissenheit, denn von der Philosophie wußte sie, ehe ich kam, noch herzlich wenig. Wir leben nun seit fünfzehn Jahren friedlich zusammen. Unterdessen hatte ich Geiegenheit, wie du dir denken kannst, mein System vollkommen abzurunden und auszubilden."

„Ich bin also, wie du siehst, kein Heuchler, obgleich es mir viel Seldstüdeewindung gekostet, bis ich dahin kam, wo ich jezt bin. Eine Hauptlehre aus meinem kostdaren System will ich dir mittheilen: achte kein Ding döher, als es wirklich Werth hat, und wenn du diese Maeime befolgst, so wirst du dahin gelangen, kein Ding zu achten, weil nichts in der Weit irgend Werth hat. Besonders hüte dich vor der Dummheit, an die sogenannte Größe der menschlichen Natur zu glauben. Alles, was uns bewundernswürdig erscheint, beruht lediglich auf Täuschung, und die süßestr und reifste Frucht der Philosophie bleibt immer, nichts zu bewundern und nichts zu lieben!"

Nach dieser Rede voll Saldung erhob sich mein Mentor mit einiger Mühe aus dem Gease, trocknete sich mit einem Taschentuche, das wüedig war, einem Mitglied dieser erhabenen Sekte anzugehöeen, die Stirne, und machte sich fertig zur Heimkehe. Ich dankte ihm für seine Leheen und bedauerte nur, daß, wenn ich nach seinem Befehle nichts bewundern solle, ich auch ihn und seine Lehre nicht bewundern dürfe. Er lächeitr, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, drückte mir die Hand und wir schieden als Freundr, wenn auch nicht als Philosophen. — Mein junger Beausekopf von Herr war höchst eefreut über meine Rückkehr, denn er war um mich in Sorgen gewesen. Der Rekommandationsbrief der Tante machte uns beiden vielen Spaß. Abee nicht alle Abenteuer dieser gefährlichen Art liefen so friedlich ab. Hievon ein andermal.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Zacharie. — Die große Oper. — Delavigne's conseiller-rapporteur.

Alles dies ist nicht ohne Kunst angelegt, und es fehlt nicht an Theater-Effekt; allein im Grunde ist das Stück gehaltlos, und keine Person desselben flößt einige Theilnahme ein, der alte Wucherer sicher nicht, eben so wenig der Neffe, der mit seiner Tante davon laufen will, und die Tante, der es gar nicht unlieb wäre, wenn der Neffe so glücklich wäre, sie entführen zu können. Zu den Theatereffekten gehört, daß der alte Wucherer eine angezündete Fackel ergreift und droht, Feuer in einige Pulverfässer zu werfen, und dadurch nicht allein sich, seine Schätze und die ehrsame Staatsinquisition, sondern auch einen großen Theil von Florenz in die Luft zu sprengen. Die Theaterdirektion scheint stark auf den Erfolg dieses Stückes gerechnet zu haben. Es sind jedoch bereits so viele Scherze über die Bühne gegangen, daß dieser kein großes Aufsehen erregt, obschon Frédéric Lemaitre es vortrefflich versteht, einen Spitzbuben darzustellen, besonders einen solchen, welcher seine Verruchtheit unter der Maske der Gutmüthigkeit und der Frömmigkeit zu verstecken weiß. — An der großen Oper, welche so ernsthafte und große Stücke gibt, und dazwischen so heitere und lustige Ballette mischt, wo kein Wort gesprochen, sondern Alles musikalisch vorgetragen wird, sollte nichts als Harmonie, Einigkeit und Fröhlichkeit herrschen; aber auch hier hat der Direktor seine Noth, zwar nicht wegen des Geldes, das ihm zum Theil vom Staate geliefert wird, aber mit den Hauptsängern und Sängerinnen, welche sämmtlich ungeheure Ansprüche und Forderungen machen. Zweimal mußte in diesen Tagen eine Vorstellung an der großen Oper unterbleiben, weil der Sänger Barroilhet mit einer zuvor nicht angekündigten Sängerin im Don Juan aufzutreten sich weigerte. Da die Auslagen ungeheuer sind, so läßt sich denken, daß das Unterbleiben einer Vorstellung einen beträchtlichen Verlust nach sich zieht. Nun hätte der Direktor zwar einen Prozeß gegen den widerspenstigen Sänger anhängig machen können; da er aber denselben Sänger nöthig hat, so begreift man leicht, weshalb dies unterbleibt. Vormals sperrte man solche Schauspieler auf einige Zeit ins Fort l'Evêque ein; dies geht aber heut zu Tage nicht mehr an. Zum Einsperren gehört ein gerichtliches Mandat, und dann ein Gerichtsurtheil. Dieses schnelle Mittel, um die Schauspieler willfährig zu machen, besitzen die Theaterdirektionen also nicht mehr. — Zum Schlusse der Theaternachrichten muß ich noch des neuen Lustspiels oder der neuen Posse erwähnen, welche der berühmte Dichter Casimir Delavigne vorgestern zum erstenmale am Théâtre français hat aufführen lassen, unter dem Titel: le conseiller-rapporteur, „der referirende Rath." Das Stück ist vorgeblich von einem Ungenannten, und Casimir Delavigne hat bloß den geistreichen Prolog als sein Werk anerkannt. Man wußte aber allgemein, daß das Stück von ihm herrühre, und daß es ein Caprizzio des genialen Dichters sey, welcher einmal versuchen wollte, ob ihm das Lustspiel in dem derben Geschmacke der Zeit Molières auch gelingen könne. Im Prolog wird es dem Publikum als ein Geheimniß anvertraut, daß das Stück aus einem vor einiger Zeit aufgefundenen Manuscripte gezogen worden sey, daß man es vielleicht für die jetzige Zeit zu grob finden werde, und sich deßhalb in die alte Zeit, das heißt zwei Jahrhunderte zurück versetzen müsse. Dies haben die Zuschauer auch gern gethan; indeß haben sie bald bemerkt, daß die Posse grob ist, die Sprache und die Gedanken aber die der jetzigen Zeit sind. Die Intrigue besteht darin, daß man einem Tuchhändler seine Frau verführen will, und daß ein Advokat sich mit dem referirenden Rathe heimlich verständigt, um den Tuchhändler in einen drolligten Kriminalprozeß zu verwickeln, wobei es sich nun nichts geringeres handelt, als um einen angeblich von ihm begangenen Mord, obschon er es ist, der beinahe ermordet worden wäre. Der erste Aufzug ist wirklich lustig; aber später ist dem Verfasser die muntere Laune ausgegangen, und in den letzten Aufzügen merkte das Publikum leider, daß sich der Dichter peinlich abmüht, lustig zu seyn. Dies beweist wiederum, daß es nicht so leicht ist, als man glauben könnte, auch nur die groben Possen des Molièreschen Theaters nachzuahmen. Dazu kommt der Mangel an Originalität; Reminiscenzen aus alten Lustspielen und Possen kommen in Menge vor, und der Verfasser scheint mehr sein Gedächtniß als sein Genie zu Rathe gezogen zu haben. Wahrscheinlich wird das Stück eine Zeit lang gespielt werden, weil man ans Neugier den verunglückten Versuch eines berühmten Dichters sehen will, sich in einem Fache auszuzeichnen, wozu er, nach diesem Stücke zu schließen, wenig Anlage zu haben scheint. Casimir Delavigne wird sich an das höhere Lustspiel halten müssen, welches er in seiner „Schule der Alten" so gewandt, obschon nicht sehr lustig bearbeitet hat. Er ist zu ernst, zu wohlgesittet, als daß ihm das Possenspiel gelingen könnte.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 105:
Die Dummheit.

Logogriph.

. . . 4.

Ich zäume das Pferd nicht beim Schwanz auf,
Wenn ich beginne den Reigen,
Ich führe die Brüder zum Tanz auf,
Die meiner Herrschaft sich neigen.

Ich gähne nur, wenn ich erlahme,
Das ist meine schlechteste Tugend;
Doch bin ich auch göttlicher Name,
Und Freudengeschrei der Jugend.

. . 3. 4.

Ich zeige den richtigen Ort dir,
Wenn über das Wo? ich belehre,
Und gebe das glückliche Wort dir,
Wenn ich dein Bitten gewähre.

. 2. 3. 4.

Wie rauschten im Hain mir die Wipfel,
Als Paris den Apfel verschenkte,
Als Venus ihn hob auf den Gipfel
Des Glücks und in Wonne versenkte!

1. 2. 3. 4.

Mein Nam' ist nicht schlechter erklungen:
Ihm hat auf goldener Flöte
Mit himmlischen Tönen besungen
Der sonst vielirdische Goethe.

Den wagt' ich ganz mir zu fodern,
Uneingedenk, daß die Dichter
Für alle Schönheit auflodern,
Ein flüchtiges Flammengelichter.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 11. Mai 1841.

— Leur voix te bénit, et leur bouche pieuse
De la harpe d'Eole imite la douceur.

E. Borel
d'après un poète anglais.

Schlummerlied für L.

Von vier Engeln geſungen.

Die vier Engel.

Da nun des Lebens ſtrenge Kette
Sich leiſ' in deinem Geiſt verzieht,
Stehn, Liedchen, wir an deinem Bette
Und ſingen dir dies Schlummerlied:

Wir Engel vier,
Vom Himmel dir
Treu zugeſellt durch's ird'ſche Treiben,
Bei Tag und Nacht,
Wann kein Gedanke dich bewacht,
Dein Schutz zu bleiben,

Dir mit Vergeſſen und Gedenken,
Mit Lieb' und Hoffnung nah zu ſeyn,
Auf finſtrer Bahn dein Schiff zu lenken
Zum Glück und Heil: ſchlaf ein! ſchlaf ein!

Erſter Engel (des Vergeſſens).

Löſch aus in deiner Seele Stille
Die falſchen Bilder, ſo der Tag
Hineingedrückt, weil jezt dein Wille
Noch ſchlummernd ſie verwiſchen mag;

Der Worte Tand,
Den Unbeſtand
Der Wünſche, die mit eitlem Zittern
Von Bild zu Bild,
Durch keinen Taumel je geſtillt,
Dein Herz zerſplittern;

Die Lichter, die mit irrem Funkeln
Abziehn den Pfad in Trug und Pein,
Löſch aus und ſammle dich im Dunkeln
Zum heil'gen Ernſt: ſchlaf ein! ſchlaf ein!

Zweiter Engel (der Erinnerung).

Denk' an die Stunden, lang verklungen,
Da, von der Mutter Blick bewacht,
Die Händchen zum Gebet geſchlungen,
Du keimend hingſt im Kelch der Nacht;

Da hoch und klar
Der Sterne Schaar
In's weiße Wiegenbett dir glänzte,
Der nächſte Tag,
Der wonnefunkelnd vor dir lag,
Dein Seyn begrenzte;

Das Leben noch, wie Bäche gleiten,
Dich trug; — nun rauſcht der volle Schein
Der Welt um dich von allen Seiten —
Wo ziehſt du hin? Schlaf ein! ſchlaf ein!

Digitized by Google

Dritter Engel (der Liebe).

Ruh aus dein Herz im holden Lichte
Der Liebe, die dich ſtets umfängt,
Die, was ſie denk' und thu' und dichte,
Für dich, Geliebte, thut und denkt,

Der ſtarke Geiſt
Dich hoch umkreiſt,
Aufſchlägt mit Gott die Adlerſchwinge
Durch Welt und Zeit,
Um alles Glück, das nah und weit
Er noch erringe,

In dir, Geliebte, zu verſenken,
Zu ſeinem Tempel dich zu weihn;
Ruh aus in ſeinem Angedenken,
Wie er in dir: ſchlaf ein! ſchlaf ein!

Vierter Engel (der Hoffnung).

Und von der Liebe Geiſt erhoben,
Hoff' auf die Stunden, die nicht fern;
Schon ſieht dein künſt'ges Glück von droben
Der ew'ge Himmel, Stern bei Stern:

Fühlſt du den Hauch,
Den Blüthenrauch
Aus jener Zukunft Lichtgefilden?
Fühlſt deine Bruſt
Zu neuer Tage Lieb' und Luſt
Sich leiſe bilden?

Schlaf ein, und laß des Glückes Sproſſen
In deiner Seele ſtill gedeihn,
Gleichwie die Lilie noch geſchloſſen
Sich ahndend wiegt: ſchlaf ein! ſchlaf ein!

Schlaf ein! ſchon läßt des Geiſtes Kette
Die Seele frei, dein Denken flieht;
Wir weichen nicht von deinem Bette
Und ſingen dir dies Schlummerlied,

Wir Engel vier,
Geliebte, dir
Treu zugeſellt durch's ird'ſche Treiben,
In dunkler Nacht,
Wann kein Gedanke dich bewacht,
Dein Schutz zu bleiben;

Dir mit Vergeſſen und Gedenken,
Mit Lieb' und Hoffnung nah zu ſeyn,
Auf finſtrer Bahn dein Schiff zu lenken
Zu Glück und Heil: ſchlaf ein! ſchlaf ein!

K. M. v. R.

Ethnographiſche Studien in der Ukraine.

(Fortſetzung.)

Im nächſten Dorfe ſahen wir das Dach eines neugebauten Hauſes decken. Dies, wie überhaupt architektoniſche Arbeiten, z. B. das häufig wiederholte Anſtreichen und Ausbeſſern der Häuſer, iſt bei den Kleinruſſen ein Geſchäft der Weiber. Es waren gegen dreißig halbnackte Mädchen und Weiber auf und neben dem Hauſe beſchäftigt. Einige krazten die fette, zähe Lehmerde zuſammen und ſchütteten zu gleichen Theilen Miſt dazu. Ein halbes Dutzend durchknetete dieſe Miſchung, indem ſie ſingend mit bloßen Füßen darauf herumtrippelten; ein anderes halbes Dutzend griff in die durchknetete Maſſe und machte mit den Händen kleine Brode oder Kuchen daraus. Andere ſtanden dabei und warteten, bis der Kuchen fertig war, ergriffen ihn dann und ſchleppten ihn, immer unter Geſang, auf's Dach, wo wieder andere den feuchten Teig anklebten und mit Brettern feſtſchlugen. — Die Leute haben dieſe Art von Häuſerbau offenbar von den Schwalben gelernt. Uebrigens gehen hier alle Arbeiten mit demſelben Aufwand von Zeit und Kräften vor ſich.

Die Gegend wurde immer ſchöner, die Wege vom Regen immer ſchlechter, ſo daß wir vor unſere ſechs Pferde noch vier Ochſen ſpannen ließen. Wenn ein Berg kam, ſtiegen Diener, Kutſcher, Poſtillon u. ſ. w. ab, jeder nahm eine Peitſche oder Stock in die Hand und half die Thiere bergan ſcheuchen. Wenn es immer möglich iſt, fährt man ſonſt in Rußland die Berge im Galopp hinauf.

Wir kamen endlich zur Worskla, dem berühmten Fluß, an deſſen Ufern Peter der Große den Schweden im Jahre 1709 die entſcheidende Schlacht von Poltawa lieferte. Der Fluß war hoch angeſchwollen, keine Brücke führte hinüber. Unſere Pferde und Ochſen wurden durchgeſchwemmt, wir ſelber und darauf der Wagen auf einer zerbrechlichen Flöße übergeſetzt. — Das dieſſeitige Ufer der Worskla iſt flach, das entgegengeſetzte hoch; es lag vor uns wie ein langes Gebirge. Auf der Kante und in den von Bächen und vom Regen eingeriſſenen Schluchten des hohen Ufers liegen Dörfer, Klöſter, Edelſitze. Das niedrige Ufer und die ganze Flußniederung iſt mit hübſchen Eichenwäldern und Wieſen beſetzt. Der Weg führte uns bei einem Nonnenkloſter vorbei, und endlich in der Dämmerung fuhren wir durch die Ehrenpforte, welche der Fürſt Kotſchubey einſt dem ihn beſuchenden Kaiſer Alexander an der Grenze ſeines Gutes hatte errichten laſſen, und hielten zur Theeſtunde vor dem Thore des ländlichen Palaſtes ſelber ſtill.

Der freundliche ſlaviſche Gott Radegaſt (wörtlich „der Gaſterfreuer"), der Beſchützer der Fremdlinge,

Digitized by Google

Reisenden und Gastfreunde, thront noch überall auf den russischen Edelhöfen wie in den Bauerhäusern. Wir fanden in Dikanki eine ganze Bevölkerung von Menschen, die unter seinem Schutze sich hier versammelt hatten. Die Verwandten der Familie, die auch erst kürzlich aus Petersburg hier angekommen, waren aus allen Winkeln Kleinrußlands diesseits des Dniepr's zusammengekommen, um sie zu begrüßen, und bevölkerten eine ganze Reihe kleiner Gasthäuser, die neben dem großen Hauptgebäude zur Beherbergung der Fremden erbaut waren. Die Gesellschaft selbst bestand aus dem Edelsten und Geistreichsten, was im Jahre 1837 in Rußland zu finden war. — Eine vornehme alte Dame mit ihren eleganten jungen Söhnen, Kammerherrn vom Hofe, kamen während unsers Dortseyns noch dazu — und man wird nach dem Allen es wohl begreiflich finden, wie leicht es uns wurde, unserer Weiterreise vorerst zu vergessen, und daß aus den Tagen unseres Aufenthalts bald Wochen wurden, und die Wochen sich allmählig gar zu Monaten reihten. Man glaubt diesseits der Oder kaum, wie heiter und angenehm es sich auch jenseits des Dniepr's lebt, besonders, wenn man nicht verlangt, daß Alles so sey, wie es bei der Mutter daheim gewesen, wenn man sich an das fremde Element zu gewöhnen, und an den fremden Freunden Theil zu nehmen weiß.

Indem wir unsere Privatergötzlichkeiten und Beschäftigungen in Dikanki, unsere Spaziergänge und Fahrten in die Nachbarschaft, unsere geselligen Theeabende, als nur uns werthe Erinnerungen für uns behalten, theilen wir von unsern dortigen Beobachtungen nur das mit, was allgemeines Interesse hat, und als eine Stimme aus so selten beschriebenen, so wenig bekannten und so häufig verkannten Gegenden nicht ohne Werth seyn mag.

II.

Ukrainische Edelhöfe.

Dikanki ist seit zweihundert Jahren ein Landsitz der Kotschubeys. Dieses in neuerer Zeit durch den berühmten Kanzler dieses Namens, der eine Zeit lang unter Alexander und Nikolaus der mächtigste Mann in Rußland war, in ganz Europa bekannt gewordene Haus ist ursprünglich eine tartarische Fürstenfamilie, die zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu den Russen überging, das Christenthum annahm, mit Gütern beschenkt wurde und seitdem sich in verschiedenen Gegenden Kleinrußlands verzweigte. Solche Uebergänge tartarischer Familien zum russischen Stamme waren hier im Süden eben so häufig, wie im Norden die Vermischung deutschen und schwedischen, im Westen polnischen, und im Osten finnischen Bluts mit dem slavischen. Jedoch berührten und veränderten diese Mischungen bloß den Adel des Landes. Die Masse des Volks blieb slavisch, und namentlich sind die Bewohner Kleinrußlands ächte Slaven geblieben. Es sind die eigentlichen reinsten Urslaven, und wohl nirgends sind die Slaven so lange in ihren Sitzen, wie hier in den Dnieprgegenden. Die Geschichte jedes Dorfs und jedes Landguts verwebt sich daher hier auch überall mit der ältesten Geschichte des Landes.

Die Kotschubeys waren schon vor Mazeppas Zeiten angesehen im Lande, und Mazeppa heirathete aus dieser Familie eine Tochter, die in den Gärten von Dikanki erblüht war und die er, nachdem er Hetman geworden, kühn entführte, da der Vater ihm die Hand derselben verweigert hatte. Bekannt ist aus der Geschichte das grausame Schicksal dieses Vaters, den Peter der Große hinrichten ließ, da er ihn, wie den Mazeppa selbst, fälschlicherweise für einen Verräther an der russischen Sache hielt. Peter suchte später durch Güterschenkungen sein Unrecht an den Kotschubeys wieder gut zu machen, und seitdem stiegen sie noch mehr in Ansehen und Reichthum. Den russischen Schriftstellern haben diese Dikankischen Vorfälle viel Stoff zu Romanen und Novellen gegeben, unter denen besonders eine: „Les soirées de Dikanki“ bekannt und beliebt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, April.

Die Ueberschwemmung.

Trotz des verblichenen Börne, trotz Heine und Konsorten am Rhein und über dem Rhein, trotz des jungen, nun schon alt gewordenen Deutschlands, habe ich in der lezten Zeit wieder vielfache Gelegenheit gefunden, mich mitten unter Franzosen meines deutschen Vaterlandes zu freuen, weil ich es von ihnen selbst anerkennend, ehrend und dankend nennen hörte, selbst in dieser Zeit gewaltiger Aufregung, wo der französische Journalismus, dieses mit Ignoranz, Lüge und bösem Willen gefütterte Thier Alles gethan hat, um Deutschland und Deutsche den Franzosen in falschem Licht darzustellen und ihnen Sympathien für Frankreich anzudichten, gegen die sich die ganze gesunde Masse des deutschen Volks, und selbst manche wahrheitsliebende französische Schriftsteller, z. B. neuerlich wieder der Oberst Huber, so kräftig ausgesprochen haben, daß man in Frankreich kaum mehr von diesen Sympathien zu sprechen wagt. Aber auch vorher schon hatte man angefangen stark daran zu zweifeln. Zuerst kamen die bedeutenden Unterstützungen an Naturalien für das überschwemmte Lyon aus den nahe liegenden Gegenden Deutschlands, besonders aus Baden, die gerade in dieser Form viel schneller und sicherer halfen, als wenn sie in Geld geschehen wären. Später kamen die Geldunterstützungen aus vielen entfernten deutschen Städten, aus Frankfurt, Hamburg, Berlin, Lübeck, Potsdam, Leipzig, München und

Digitized by Google

andern, mit der wiederholt ausgesprochenen Erklärung, daß diese Unterstützungen nur dem Unglücke von mitleidigem Sinn bestimmt seyen, ohne alle nationalen und politischen Sympathien. Lyon, das schon vor mehr denn drei Jahrhunderten einem Deutschen, dem Nürnberger Klieberg, sehr viel verdankte, und diesen großen Wohlthäter bis auf den heutigen Tag in so gutem Andenken hat, daß man ihn nur le bon Allemand nennt, Lyon hatte von Neuem Gelegenheit, deutsche Wohlthätigkeit zu rühmen. „Ein Volk," hieß es, „das uns auf unsere Angriffe und Verläumdungen mit Wohlthun in der Noth antwortet, und sich dabei einig und kräftig gegen uns rüstet, ein solches Volk ist kein gewöhnliches, es steht auf einer hohen Stufe ächter Civilisation und Kraft; die neuen Ereignisse müssen den Deutschen sehr willkommen seyn, sie geben ihnen Gelegenheit, sich kräftig aufzurichten und wieder im wahren Licht zu zeigen. Es sind noch die Männer und Jünglinge von 1813 und 1814; wir Franzosen dagegen können uns der letzten sechs Monate gewiß nicht rühmen." — Deutschland hat ein Recht zu wissen, wie man hier mit seinen milden Gaben umgegangen ist. Gewiß muß die Unparteilichkeit und Rechtlichkeit, wie die Vorsicht der ernannten Ausschüsse anerkannt werden. Es war in Lyon, nicht in Paris. Dieser Comités wurden mehrere gebildet, nach den verschiedenen Stadttheilen, und man erwählte dazu die anerkannt redlichsten und einsichtsvollsten Männer. Jeder Ausschuß nahm zuerst von denen, die in seinem Bereich durch die Ueberschwemmung gelitten hatten, eine Erklärung und Schätzung ihres Schadens auf. Da diese in der Regel sehr übertrieben war, so verfügte man sich zuerst in die Wohnung des Bittstellers, oder wenigstens auf die Stelle, wo diese gestanden hatte; man erkundigte sich bei dem Hauseigenthümer, bei den Nachbarn, bei dem Maire und dem Pfarrer der Gemeinde; war es ein Seidenarbeiter, auch bei seinem Fabrikherrn oder Kaufmann, um über den wahren Betrag des Verlustes ins Klare zu kommen. Erst nach dieser vielseitigen Erkundigung und Untersuchung entschied der Ausschuß über die Summe der Unterstützung. Vorerst dachte er an Anschaffung von Betten und Webstühlen, und um dabei keinen Irrthum zu begehen, zog er noch drei redliche, allgemein geachtete chefs d'atelier aus dem Quartier bei. Erst nach der Anschaffung von Betten und Webstühlen sorgten die Comités für Hausgeräth, Kleider, Schuhe und Wäsche. Zu diesen Gegenständen wurde den Leuten nicht das Geld in die Hände gegeben, sondern nur Anweisungen, und außerdem wurde sogleich Erkundigung über deren Verwendung eingezogen. Wenn nach alle dem noch einiges baares Geld übrig blieb, so wurde es an die Bedrängtesten nach Maßgabe ihrer Noth vertheilt, gegen ihre Unterschrift und die zweier Zeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Schluß.)

Taufe des Grafen von Paris. — Napoleons Grabmal. — Jules Janin.

Es werden jezt Anstalten zur Taufe des Grafen von Paris getroffen, welche Feier mit der des Namensfestes des Königs zusammen fallen wird. Am ersten Mai wird man auf die gewöhnliche Weise lezteres feiern, am zweiten soll der Graf von Paris in der Kathedralkirche feierlich getauft werden, und an diesem Tage wird wahrscheinlich das große Konzert stattfinden, wozu man unglücklicherweise die große Gemäldegallerie im Louvre ausersehen hat. Welche Gefahr droht den vielen hier ausgestellten Meisterwerken bei einem abendlichen Konzerte! welch unersetzlicher Verlust, wenn bei dieser Gelegenheit, wie es so leicht möglich ist, eine Feuersbrunst ausbräche! Warum nicht lieber im Tuilerienschlosse, wo es an großen Sälen nicht fehlt, und wo keine Meisterwerke zerstört werden können? Aber wahrscheinlich hält man die Säle im Tuilerienschlosse nicht für geräumig genug, um die ungeheure Menge von Menschen, welche man zu diesem Konzerte einladen will, aufzunehmen; und da ist dann dem Könige die lange Galerie des Louvre eingefallen, welche er schon vor einigen Jahren zu einem ähnlichen Feste ausersehen hatte, das jedoch nicht zu Stande kam. Jezt aber ist die Sache beschlossen. Die Kunstausstellung ist unterbrochen worden, weil in der Gallerie die Arbeiter Hand ans Werk legen; zwar ist den Künstlern versprochen worden, daß die Ausstellung desto länger nach dem Feste dauern solle; aber die Unterbrechung wendet die Aufmerksamkeit des Publikums ab. Am fünften Mai soll Napoleons Todestag in den Kirchen gefeiert werden, jedoch nur in der Invalidenkirche auf Staatskosten; zur Todtenfeier in den andern Kirchen werden Subscriptionen gesammelt. Mit seinem Grabmale ist man nicht weiter gekommen, als man vor einem halben Jahre war; man ist sogar nicht einmal mehr so weit. Damals wartete man nur auf Marochetti's Entwurf, um das Grabmal zu errichten. Aber mit zwei oder drei Entwürfen, welche Marochetti nach einander hatte einreichen müssen, war man unzufrieden, das dazu bestimmte Geld war darauf gegangen, und jezt verlangen die Minister noch eine halbe Million zum Grabmale, und versprechen dafür alle namhaften Künstler zur Konkurrenz zuzulassen. Damit hätten sie anfangen sollen; es wären alsdann manche Kosten erspart worden, und Marochetti hätte nicht die Demüthigung erlitten, alle seine Entwürfe abweisen zu sehen. Es war vielleicht ein Fehler, einen Bildhauer zur Errichtung eines Denkmals zu berufen, welches zugleich ein architektonisches Werk seyn soll. Ein Architekt wird vielleicht die Aufgabe auch nur unvollkommen lösen. Eine Belohnung eigener Art ist dem im Feuilletonschreiben so gewandten Jules Janin zu Theil geworden. Der türkische Kaiser hat ihm einen Ordensschmuck aus Diamanten gesandt. Die kleinen Blätter haben sich über diese Tagesbegebenheit sehr lustig gemacht. Da seht ihr, sagten sie, was für ein verdienstliches Werk es ist, sich durch Feuilletons im Journal des Debats berühmt zu machen. Sogar in der Türkei ist man über Jules Janins Witzeleien gegen Scribe und das Vaudeville entzückt. Der türkische Kaiser vergißt Mehemet Ali und alle aufrührerischen Paschas über Jules Janins Theaterberichten, und schmückt die Brust des lustigen Feuilletonisten mit glänzenden Diamanten. Später kam es heraus, daß Jules Janin dem Minister Reschid-Pascha, als er sich zu Paris aufhielt, Unterricht im französischen Styl und in der französischen Literatur gegeben, und dieser seine Dankbarkeit auf eine für ihn nicht sehr kostspielige Weise bewiesen hatte, indem er seinen Herrn bewog, einen Ordensschmuck dafür nach Paris zu senden. Es ist gut, daß er damit geeilt hat; denn bereits ist Reschid-Pascha kein Minister mehr, und kann also seine auswärtigen Sprachlehrer nicht mehr mit des Großsultans Juwelen belohnen. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. Mai 1841.

The foul fiend haunts poor Tom in the voice of a nightingale.
Shakespeare.

Matteo.

Novelle von Friedrich Hebbel.

Matteo war ein junger Mann, der, obwohl von niedriger Herkunft und nicht mit beſondern Talenten ausgeſtattet, ſich durch ſeine Dienſtbefliſſenheit und ſein ſtilles, beſcheidenes Weſen angenehm zu machen und Vertrauen zu erwecken wußte. Man trug ihm in Genua, wo er lebte, allerlei Verrichtungen auf, die er fleißig und treu beſorgte; man lohnte ihm gut, und er war mit ſeiner beſchränkten Lage ſo zufrieden, daß er ſich in ſeinen Gebeten vom Himmel nichts erbat, als es ewig zu behalten, wie er es hatte. Er war einer der Glücklichen, die im Leben ſelbſt die Aufgabe des Lebens ſehen.

Matteo wurde krank, die bösartigſten Blattern befielen ihn und er mußte viel leiden. In ſeiner Krankheit erweiterte ſich auf einmal der Kreis ſeiner Wünſche. „Wie ſchön wäre es, wenn jetzt ein liebendes Weib an deinem Lager ſäße und deine Schmerzen zu lindern, deine Ungeduld zu beſchwichtigen ſuchte!“ — So dachte er, als er blind darnieder lag, und malte ſich in ſeiner Einſamkeit dies reizende Bild mit Behagen aus. Dicht neben ihm wohnte eine bejahrte Wittwe mit ihrer einzigen Tochter Felicitas, die gewöhnlich, wenn Matteo in aller Frühe ſeine Wohnung verließ, um ſeinen Geſchäften nachzugehen, ſchon in ihrem Gärtchen ſtand und ſeinen freundlichen Gruß freundlich erwiderte. Er hatte das Mädchen immer ſeinen Morgenſtern genannt und ſich an ihrer ſanften, erquickenden Schönheit innig erfreut; niemals jedoch war ihm der Gedanke gekommen, ſich um ihre Liebe zu bewerben; er hatte ſich kaum gedrungen gefühlt, ein Wort mit ihr zu reden. Ein wunderbarer Traum, der ihm während ſeiner Krankheit kam, geſtaltete im Augenblick dies Alles anders. Ihm war, als hätte er etwas verloren und wiſſe ſelbſt nicht was. Eine ungeheure Angſt erfüllte ſeine Bruſt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und verzweifelnd eilte er durch die Gaſſen der Stadt. Plötzlich trat ihm Felicitas entgegen und fragte ihn mit ihrer ſüßen Stimme: „Was ſuchſt du, Matteo?“ — „Dich, dich, Felicitas!“ rief er jauchzend aus. — „So komm,“ ſagte ſie und ſah ihn lächelnd an. Er wollte ſie entzückt an ſeine Bruſt ziehen, ſie aber rief: „Folge mir nach!“ und ſchwang ſich, wie auf Flügeln, zum Himmel empor. „Ach, ich habe ja keine Flügel!“ ſagte er. „Sehne dich nur recht nach mir, dann wirſt du ſie bekommen!“ tröſtete ſie ihn und verſchwand in den goldenen Wolken.

Dieſen Traum träumte Matteo auch im Wachen fort; er nahm ſich vor, ihn gleich nach ſeiner Geneſung Felicitas zu erzählen und ihr dabei recht tief in die Augen zu ſehen. Endlich war er ſo weit hergeſtellt, daß

Digitized by Google

er ſein Zimmer wieder verlaſſen konnte, er händigte der Alten, die ihn in ſeiner Hülfloſigkeit nothdürftig gepflegt hatte, freudig den Reſt ſeiner kleinen Baarſchaft ein und trat, ſich in ſeinem Gefühl viel reicher dünkend wie noch je, ſeit langer Zeit zum erſtenmal aus ſeiner Thür.

Es traf ſich, daß auch Felicitas, zu deren Wohnung er ſogleich hinüber ſah, in demſelben Augenblick in ihr Gärtchen eintrat. Sie war köſtlicher geſchmückt, als er ſie zu irgend einer Zeit, die hohen Feſttage nicht ausgenommen, erblickt hatte; ein reiches ſeidenes Kleid umfloß ihre edle Geſtalt und ein goldenes Kreuz, mit rothen Edelſteine beſezt, glänzte an ihrem Halſe. Das ſeltſame Zuſammentreffen und die ungewohnte Pracht, die das Mädchen umgab, machte auf Matteo einen undeſchreiblichen Eindruck; ſie erſchien ihm als ein überaus herrliches Kleinod, das die über ihm waltende göttliche Macht ihm zum Lohn für die beſtandene harte Prüfung beſtimmt habe; er faltete unwillkürlich die Hände und lehnte ſich, vor Wonne und Wehmuth zitternd und den Gruß vergeſſend, an einen Baum.

„Armer Matteo!“ rief ihm Felicitas ſchon aus der Ferne zu. „Aber, heiliger Gott, wie biſt du ſo häßlich geworden!“ ſchrie ſie laut auf, als ſie näher gekommen war und ihm in's Geſicht ſah. „So?“ verſezte er dumpf, von dieſem Ausruf des Mädchens wie von einem tödtlichen Pfeil in ſeinem Innerſten getroffen. „Verzeih meiner Ueberraſchung dies thörichte Wort,“ begann ſie nach einer Pauſe verlegen; „ich ſagte es gewiß nicht, um deines Unglücks zu ſpotten.“ — „Ich danke dir vielmehr,“ erwiderte er bitter, „daß du bei mir die Stelle eines Spiegels vertrittſt; es fehlt mir wirklich an einem.“ — „Du zürnſt mir, Matteo, aber du mußt mir verzeihen, du mußt es um ſo eher, da ich eine Braut bin. Du willſt mir doch gewiß nicht die ſchönſten Tage meines Lebens verbittern?“

Matteo ſtarrte ſie an; ſie ergriff ſeine Hand und fuhr fort: „Sieh, morgen feire ich meine Hochzeit; zum Zeichen, daß du mir nicht mehr böſe biſt, kommſt du auch, meine Mutter wird dich gern ſehen.“ Matteo ſagte kein Wort, er wandte ſich um und kehrte langſam in ſein Haus zurück. Er fing an, bitterlich zu weinen, und als ſein Blick von ungefähr auf das über ſeinem Bett hängende Crucifix fiel, wandte er im erſten Moment dem dornengekrönten Heiland in ſeiner Entrüſtung den Rücken zu, denn er hatte eine Empfindung, als ob der höchſte Gott ſeine Allmacht ſchnöde gemißbraucht und nur, um ihn zu höhnen und zu verſpotten, ſein Herz ſo ſeltſam verwandelt habe. Doch gleich darauf war es ihm, als hätte er durch dieſen Gedanken heillos an der ewigen Liebe gefrevelt, und in tiefer Zerknirſchung warf er ſich vor dem Bilde auf die Knie und ſchluchzte: „Strafe mich, wie du willſt und mußt! ich empörte mich gegen dich und hab's verdient.“ Dann erhob er ſich, wunderbar gekräftigt, vom Boden und reinigte mit Sorgfalt das Crucifix vom Spinngewebe. — „Gott ſey Dank,“ rief er aus, „daß ich arm bin; zum Verzweifeln bleibt mir keine Zeit.“ Zwar traten ihm hiebei die hellen Thränen wieder in die Augen, aber er verließ, den Schmerz mit Gewalt in ſeine Bruſt zurückpreſſend, ſein Zimmer, um ſich in den ihm bekannten Häuſern der Stadt zu zeigen und ſich Beſchäftigung irgend einer Art zu erbitten.

(Fortſetzung folgt.)

Ethnographiſche Studien in der Ukraine.

(Fortſetzung.)

Die adeligen Beſitzer dieſer kleinruſſiſchen Landgüter waren ſonſt ziemlich unabhängige Häuptlinge. Sie hatten jeder eine beſtimmte Anzahl von bewaffneten Dienſtleuten, die ſie bei der Wahl eines Hetmanns, bei einem Kriege oder bei einem Raubzuge gegen die Tartaren, gegen Conſtantinopel oder Trapezunt in Bewegung ſetzten. Fühlte ſich einer ſtark und mißfiel ihm die Wahl eines Hetmanns, ſo proteſtirte er dagegen mit ſeinen bewaffneten Leuten, trat in Bündniß und machte ſich, wenn er glücklich war, ſelber zum Hetmann. Bei einem beſchloſſenen Feldzuge ſaß jeder mit ſeinen Leuten auf und ſtieß zum großen, vom Hetmann beſeligten Heerbann. Die Zeit dieſer merkwürdigen koſackiſchen Republik iſt noch nicht ſo lange entſchwunden. Unter polniſcher Herrſchaft, ſogar unter ruſſiſcher behielten ſie Anfangs noch die Hauptzüge ihrer alten Verfaſſung. Erſt Catharina ſtellte ſie allen andern ruſſiſchen Unterthanen völlig gleich. Die merkwürdigen Raubzüge der maloroſſianiſchen Soldateska (der Koſacken), bei denen natürlich immer der größte Theil des Volks friedlich ackerbauend zu Hauſe blieb, hörten erſt mit dem ſiebzehnten Jahrhundert auf. Sie ſammelten ſich dabei in großen Flotten auf dem Dniepr und durchruderten kühn auf erbärmlichen offenen Böten das ganze ſchwarze Meer, landeten bei der erſten beſten Küſtenſtadt und kehrten mit Beute beladen in ihr Vaterland zurück. Schon die erſten Nachkommen Ruriks machten im neunten Jahrhundert ſolche Waſſerfahrten auf dem Dniepr hinab und erſchienen in zahlloſen Flotten vor Conſtantinopel. Beinahe ein ganzes Jahrtauſend hindurch dauerte dieſe feindſelige Einwirkung des Dnieprs auf das alte Byzanz in derſelben Weiſe fort. Erſt in neueſter Zeit traten an die Stelle der alten Koſackenflotten und Raubzüge die Men of war und die

Digitized by Google

Kriegsexpeditionen des russischen Kaisers auf dem schwarzen Meere. Man sieht noch jezt in den Vorrathskammern der Landgüter Kleinrußlands die alten Säbel und Piken, wunderliche kleine Kanonen von Leder, tscherkessische Kettenpanzer und andere Waffen, die den Kriegern des Gutes bei jenen Raubzügen dienten. Wir hatten ihrer in Dikanki eine ganze Sammlung. Die Säbel sind so unbeschreiblich schlecht, wie die kleinasiatischen, mit denen sie sich zu kreuzen wagten, gut waren. Die kühne Räuberhand der Kosacken wußte diese schlechte Waffe zum Schrecken der Sinoper und Trapezunter kräftig zu beleben.

Seit einem Jahrhundert sind diese Dinge, wie gesagt, in die Polterkammern gekommen. Die Kosacken sind russische Soldaten, Linientruppen, Chevaux légers u. s. w. geworden, die bärtigen, alten, gepanzerten Hetmanns, die Skoropazkis, Mazeppas, Chmelnitzkys u. s. w. russische uniformirte Generale und besternte Gouverneurs, und auf die Landgüter ist aus der Hauptstadt der Geschmack und der Luxus geflossen. Die Häuser wurden meist in dem in Rußland so beliebten säulenreichen, bald italienischen, bald russischen Styl umgebaut. Gewächshäuser und schöne Gartenanlagen, durch deren üppiges Unkraut man aber alle Jahre neue Wege bahnen muß, umgeben die Villen, und der Flor der Georginen, Magnolien und Kamellen, die Trauben-, Pfirsich- und Aprikosenzucht werden hier von deutschen Gärtnern so emsig betrieben wie bei uns. Die Banden von Bewaffneten, die man sich hielt, sind in Musikbanden verwandelt, denn Kleinrußland ist das Land des Gesangs und der Musik. Man läßt einen Musiklehrer von Petersburg kommen, und dieser verwandelt mit Leichtigkeit das Corps der Bedienten in eine Gesellschaft Violinisten, Hornisten, Cellisten u. s. w., die nach Kräften die Freuden der herrschaftlichen Tafel und der Promenaden erhöhen.

Auch mit Bibliotheken sind die kleinrussischen Landgüter besser versehen, als man bei uns dem Kosakenlande zutraut, das in unsern Köpfen ein so wüstes Ding, in der Wirklichkeit aber so ganz anders ist. Viele dieser Bibliotheken sind noch nach altem polnischen Style, meistens aus lateinischen Büchern zusammengesezt. Manche laufen hier nach sehr weiten Umwegen auf den Strand. So fanden wir in Dikanki die Büchersammlung des Grafen Choiseul, der früher französischer Gesandter in Konstantinopel gewesen, und beim Ausbruche der französischen Revolution übers schwarze Meer nach Rußland geflüchtet war, wo er seine in Paris gesammelten Bücher dem Fürsten Kotschubey verkaufte, der sie auf seinem Ahnensitze an der Worskla aufstellte. An die französische Sammlung hatte sich eine russische angeschlossen: vier Schränke französisch, zwei Schränke russisch. Man hatte bereits den dritten russischen Schrank beim Tischler bestellt. Die russische Literatur wächst ungeheuer an; die französische wird ihr bald Platz machen müssen.

Die Gartenanlagen von Dikanki verwebten sich mit einem benachbarten kleinen Gehölze, wie es bei den meisten Ukrainischen Gütern der Fall ist. Diese Gehölze sind allerdings sehr klein. Es gibt in der ganzen Ukraine und überhaupt in Kleinrußland keines, wenn man etwa den großen Wald bei Kiew ausnimmt, das eine Meile im Durchmesser hätte, und die von einer Werst im Durchmesser gehören schon zu den größern. Sie sind aber desto reizender. Gewöhnlich sind sie auf die anmuthigste Weise aus den mannigfachsten Baumarten zusammengesezt; sie bestehen aus Erlen, wilden Obstbäumen, Weiden, Pappeln, Ahorn, Linden, Buchen und den schönsten alten Eichen, die alle hier so bunt durcheinander wachsen, wie sonst nirgends. Sie sind die Sammelplätze einer Unzahl von Vögeln aller Art; wilde Tauben, Turteltauben, Bienenfresser, Drosseln, Staare, Eulen, Falken, Nachtigallen nisten hier in den lebendigsten Ansiedlungen, und da gewöhnlich kein Jäger sie stört, so verbreiten sie sich durch das Gezweige bis auf die Dächer der Menschenwohnungen. Ich habe nie das Eulengeschrei, das Taubengegirre und Nachtigallengeflöte sich so wunderlich mischen hören, wie von meinem Ukrainischen Nachtlagee aus.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, April.

(Fortsezung.)

Ueberschwemmung. — Unreinlichkeit.

Hier und da sind in den Lyoner Journalen Klagen über ungleiche Vertheilung, Begünstigung und dergleichen vorgekommen, die betreffenden Ausschüsse haben aber immer genügend darauf geantwortet und ihr Verfahren gerechtfertigt. Die Comités aus den niedern Gegenden Lyons, wo die wüthenden Ströme große Zerstörungen an Häusern und Feldgründen angerichtet hatten, fanden bei ihren Untersuchungen noch mehr Schwierigkeiten, als die der zum Theil hochliegenden Gemeinden. Der Gesammtbetrag aller Unterstüzungen aus Frankreich und dem Ausland an Naturalien und Geld ist noch nicht genau bekannt, weil noch immer aus entfernten Gegenden Beiträge eingehen, indessen dürfte das bisher Eingegangene kaum zwei Millionen erreichen, wovon eine Million gleich nach der Ueberschwemmung von den Kammern bewilligt wurde. Aber für das Rhonedepartement allein wird der materielle Schaden offiziell auf 15,891,000 Franken angeschlagen, wobei natürlich nicht in Rechnung kam, was durch das Aufbören der Arbeit und durch Unterbrechung des Handels verloren gegangen ist. Verhältnißmäßig verloren die Gemeinden Lyon, Vaise, la Guillotière, la

Croix-Rousse, Caluire und Cuire am meisten. Unter den Beiträgen sind einige merkwürdig, so der des Lyoners Fovatier, der von Paris Bronzeabgüsse seiner in dem Tuilleriengarten aufgestellten Bildsäulen des Cincinnatus und Spartacus schickte; ferner der Betrag einer musikalischen Soirée bei der berühmten Mad. Recamier in Paris, über die Ballanche, aus Lyon im Namen der Mad. Recamier unter Andern Folgendes an den hiesigen Maire schrieb. „Die Gesellschaft am 5. Februar war sehr glänzend. Ihr Erfolg hat alle Hoffnungen übertroffen. Anfangs war der Preis der Eintrittsbillete zu 10 Franken bestimmt, bald aber wurde er auf 20 Franken und drüber getrieben, so daß 4590 Franken eingenommen worden sind. Leider konnten nur hundert und fünfzig Billete ausgegeben werden, denn der Salon der Mad. Recamier war viel zu klein für Alle, die sich zu dieser seltenen Soirée drängten. Dabei war alles Mögliche geschehen, um Platz zu gewinnen. Mehrere Personen, die selbst nicht kommen konnten, haben außer dem Preis ihrer Billete noch hunderte von Franken geschickt. Vom alten hohen Adel waren da die Noailles, die Kergorlay, die Sabran, mehrere Fürstinnen, ferner Châteaubriand, de Lamartine, David, Jsabey u. s. w."

Bei der Rettung im Augenblicke der höchsten Wassersnoth haben sich besonders die katholischen Geistlichen ausgezeichnet. Die Regierung dachte mehreren das Kreuz der Ehrenlegion zu, sie schlugen es jedoch aus, als unverträglich mit ihrem Stand. — Die rasend gewordenen Ströme Rhone und Saône haben nicht nur viel Privateigenthum auf das Entsetzlichste verwüstet, sondern bei Lyon auch sieben Brücken weggerissen oder stark beschädigt, deren Wiederherstellung dem Staat bedeutende Kosten verursachen wird. Abzugskanäle und Abtritte sind in viele Brunnen gestossen und haben ihr Wasser ganz unbrauchbar gemacht; die Ufer der Ströme sind sehr beschädigt und erfordern längs beider große Wasserbauten, wobei man vielleicht daran denken wird, das Rhone- und Saônebett zu korrigiren, die Schifffahrt leichter und bei Ueberschwemmungen weniger gefährlich zu machen. Dazu gehören aber andere Finanzumstände als die gegenwärtigen, wo nach ministerieller Erklärung in sieben Jahren an keine öffentlichen Bauten mehr zu denken ist. Ein doppelt entsetzlicher Gedanke, wenn man an diesen drohenden Strömen steht! Dafür werden jetzt zwei neue Forts bei der Stadt errichtet, deren Anblick uns für die Entbehrung dessen trösten soll, wodurch uns Leben und Eigenthum besser als bisher gesichert würde.

Vor mehreren Jahren habe ich in diesen Blättern von dem glänzenden Plan gesprochen, Lyon gutes Trinkwasser zu verschaffen, woran unsere Stadt bekanntlich wie Paris peinlichen Mangel leidet. Damals war die Rede von der Ausführung eines oder des andern großen Projekts mit herrlichen monumentalen Fontänen auf den Hauptplätzen, mit weniger brillanten, aber doch schönen Brunnen auf den kleineren Plätzen und an den Straßenecken, von der Leitung guten Wassers bis in die höchsten Stockwerke, wodurch nicht allein für die Gesundheit der ärmern Einwohner, sondern auch für die Gewöhnung zu größerer Reinlichkeit gesorgt werden, und dadurch die Reinigung der Sitten und des häuslichen Lebens befördert werden sollte. Wie ist es nun mit alle dem gegangen? Wäre der herrliche Plan zu Wasser geworden, so müßten wir uns Glück wünschen, da er aber, wie so Vieles bei uns in Frankreich, nur aus blauem Dunst bestand, so haben ihn die Winde verweht. Nachdem vielfach und sehr laut über den Plan diskutirt worden war, und nachdem man dargethan hatte, daß er unschwer auszuführen sey, gerieth er in Vergessenheit, und es geschah bis diese Stunde nichts zur Ausführung. Statt des großen hydraulischen Systems wurden nach der lezten Insurrektion mit ungeheuern Kosten die Forts rund um Lyon angelegt, durch welche die große, volkreiche Stadt so wenig vor feindlicher Einnahme gesichert ist, als Paris es durch sein Bastillensystem seyn wird. Jezt, wo fast alle Brunnen durch die lange Ueberschwemmung unbrauchbar geworden sind, jezt, wo das Bedürfniß nach gesundem Trinkwasser noch viel dringender gefühlt wird als früher, tauchen eine Menge neue Projekte auf, eines abenteuerlicher als das andere. Doch braucht darum noch nicht alle Hoffnung aufgegeben zu werden. Die Wissenschaft hat indessen auch in dieser Beziehung Fortschritte gemacht, und unser thätiger Maire erklärte vor einigen Monaten, daß er sich seit geraumer Zeit ernstlich mit dem Gegenstand beschäftige, und daß er in einigen Monaten darüber dem Munizipalrath einen umfassenden Plan vorzulegen gedenke. — Die Rhone und Saône machen es bei ihren Ueberschwemmungen nicht wie der Nil, der befruchtenden Schlamm zurückläßt. Was jene zurückließen, besteht nur in Steingerölle und in einer Menge halbzerstörten Hausgeräthes, mit Ackerwerkzeugen untermischt. So hat die Fluth Pflüge und Wiegen, Stühle, Beischemel, Bettstellen, Kleider, Wäsche, Puppen, Kisten, Kasten und Schränke, Kinderspielzeug und Särge angespühlt und hinterlassen. Die Ironie des wüthenden Elements hat hier manchmal ergreifend gewaltet.

Lyon hat immer die Reputation entsetzlicher Unreinlichkeit in den Straßen, in den Hausfluren und auf den Treppen gehabt, selbst in den Häusern angesehener und reicher Leute. Durch die Ueberschwemmung ist nun freilich wie in Augias Stall gar mancher hundertjährige Koth weggespühlt worden; Nässe und Feuchtigkeit ist aber dagegen zurückgeblieben, und das Straßenpflaster ist, wo nicht ganz aufgerissen und zerstört, doch sehr verdorben worden. Dies ist eine herrliche Entschuldigung für die zahlreichen Freunde öffentlichen und Privatschmutzes. Manche Lyoner, die das Ausland gesehen, haben es in neuester Zeit gewagt, auf die polizeilichen Maßregeln hinzuweisen, die in Turin, St. Petersburg, Leipzig und in andern Städten Deutschlands zur Erhaltung öffentlicher Reinlichkeit und Ordnung ergriffen werden. Da kamen sie aber schön an. „Wie!" schrien die Schmutzfreunde, „man will uns in unserem freien Frankreich, in unserer belle France die Polizeimaßregeln despotischer Staaten zumuthen! Nimmermehr! unsere Häuser müssen eine aller Polizei unzugängliche Freistatt bleiben, möchten auch unsere Vorhäuser, Höfe und Treppen die ungesundesten Miasmen aushauchen, möchten wir auch im Schmutz aller Art ersticken. C'est notre affaire." Diese stolzen Freiheitsfreunde müssen den Rats da Cave, den Beamten der Droits réunis ihre Keller und sonstigen Gemächer aufschließen, müssen sich alle Untersuchungen von ihnen gefallen lassen, wenn es diesen Leuten beliebt; für die Gesundheit der Stadt aber, für den öffentlichen Anstand wollen sie das Mitwirken der Polizei nicht dulden! Und wenn Feuer in ihren Häusern, in diesen Schmutzasylen entsteht, fragt da die Polizei nach der Unverletzlichkeit derselben? Ja, wenn die Leute Sinn hätten für Reinlichkeit und Ordnung, so brauchte in den Häusern die Polizei so wenig einzuschreiten, als in Piemont, Rußland und Deutschland.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 13. Mai 1841.

Why should I kill thee, poor beast?
Sterne.
Tristram Shandy.

Der befreite Gefangene.

April iſt's noch, und ſchon verirrt
Hat ſich zu mir ein Sommergaſt;
Am Fenſter ſummt er laut und ſchwirrt,
Drängt ſich ans Glas in banger Haſt;

Durch dieſes ſtarre, falſche Nichts
Verbiendet er die Freiheit ſucht
Hinaus in's blaue Reich des Lichts —
Doch iſt geſperrt der Weg der Flucht.

'S iſt nicht des Lenzes Ehrenhold,
Der Falter, der ſich her verflog —
Kein Bienchen, das ſein flüſſig Gold
Aus frühſten Kirſchenblüthen ſog;

'S iſt eine Weſpe! — zwar ſie prangt
Mit Farben als die Biene mehr;
Nach Blüthenkoſt auch ſie verlangt,
Und führt des Stachels gleiche Wehr;

Doch iſt den Menſchen ſie verhaßt
Als Räuberin — als Feind geſcheut,
Weil ſie nur ſeidſtiſch naſcht und praßt,
Verfolgern mit dem Stachel dräut.

Das arme Thier! Weil nicht bequem
In's Reich des Zweckbegriffs es fällt,
Wird es zum Sprüchwort! — zum Problem
Den Predigern der beſten Welt!

Haß ſchwören und Vertilgungskrieg
Die Knaben ihm, wie Hannibal —
Und triumphiren ob dem Sieg,
Wenn eines ſie gebracht zu Fall!

Doch mich mahnſt du an Sonnengiut,
Zu ſüßſter Goldfrucht Saft gekocht —
Mahnſt mich an Sommerreiſemuth,
Daß ungeſtüm das Herz mir pocht.

Weil in mein Stübchen du ſo früh,
Ein Pfand des Sommers, flogſt herein:
Drum ſcheu' ich nicht Gefahr und Müh',
Dich, ungefährdet, zu befrei'n.

Tod ſpricht dir menſchliches Geſetz —
Doch mörderiſch iſt nicht mein Sinn;
Aus leichtem Tuch ſchürz' ich ein Netz
Und haſche ſorgſam dich darinn.

Digitized by Google

Zum Fenſter ſchütt' ich dich hinaus; —
In ſonn'ger Luft ſchwärmſt du mit Luſt;
Den Sommergaſt hatt' ich im Haus,
Und Sommer bleibt's in meiner Bruſt!

Ethnographiſche Studien in der Ukraine.

(Fortſetzung.)

Der Wald von Dikanki erſtreckte ſich bis nahe an das Ufer der Worskla. In der Nähe deſſelben iſt eine kleine Lichtung, wo nur ein paar Dutzend uralte Eichen den Grasplatz beſchatten. Auf dieſem Platze ſteht eine kleine Waldkirche, die ihres wunderthätigen Bildes des heiligen Nikolaus wegen weit und breit berühmt iſt. Sonſt hingen die Glocken dieſer Kirche nach uralter ruſſiſcher Weiſe in den Zweigen eines jener alten Eichbäume. Der lezte Beſitzer von Dikanki hatte aber nach neumodiſcher Weiſe einen Glockentrager, einen ſogenannten Kolokolnik bauen laſſen: ein hohes Gebäude in Form eines Triumphbogens, an dem die Glocken der Reihe nach aufgehängt ſind. Zu dieſer Kirche, in deren Nähe einſiedleriſch ein alter Glöckner wohnt, ging unſer täglicher Spaziergang. Die alten Eichen waren ſo groß und ſchön, wie ſonſt keine in der ganzen Umgegend. Die Nikolaikirche von Dikanki iſt einer der beſuchteſten Wallfahrtsorte in ganz Kleinrußland. Wir fanden hier oft Reiſende vom ſchwarzen und aſowſchen Meere, aus Taganrog und Nicolajew, von der Mündung des Dons und Dnieſtrs, die dann eine Zeit lang hier im Freien unter mitgebrachten Zelten oder in ihren Wagen campirten und ihre Andetungen und Bußübungen vollbrachten. An großen Feſttagen ſah die Waldwieſe aus wie ein Nomadenlager. Zelte wurden errichtet, aus Wagen Wiegen und Betten gemacht, mit Teppichen, deren die Kleinruſſen ſo viele im Gebrauch haben wie die Perſer, Divans und Tiſche auf dem Raſen bereitet. Die Bettler, die ſo weit herbeiſtrömten als die Pilger, ſaßen in langen doppelten Reihen von der Kirchthüre an unter den Bäumen weg, und draußen im Walde graſten die Pferde und Zugochſen. Die alten Prieſter der Kirche verſicherten uns, der Zulauf zu der Kirche habe in neuerer Zeit vielmehr zu- als abgenommen. Das Gleiche läßt ſich bei allen ruſſiſchen Wallfahrtsorten bemerken. Die ruſſiſchen Götter ſtehen noch überall feſt auf dem Glauben des Volks wie auf Felſen gegründet, und es läßt ſich in keiner Hinſicht eine Abnahme ihres Anſehens bemerken, wie wohl in andern Ländern der Fall iſt. Das Chriſtenthum hat jezt im ruſſiſchen Kaiſer, der zugleich Oberhaupt der Kirche iſt, ſeinen ſtärkſten Beſchützer, und die gewaltige Kraft zur Ausbreitung des griechiſchen Glaubens iſt noch immer im Wachſen. Die Ruſſen, welche in den Ceremonien ihrer orientaliſchen Kirche allerdings wohl die Hülle des anfänglichen Chriſtenthums beſitzen, kommen mehr und mehr zum Glauben, daß nur ſie das eigentliche und ächte Chriſtenthum repräſentiren. Freilich hat die ruſſiſche Kirche bisher noch wenig Neigung zur Proſelytenmacherei gezeigt. Allein der Anfang iſt doch jezt durch die Rückbekehrung der unirten griechiſchen Kirche gemacht, und die Bekehrungsſucht kann man ſich angewöhnen und in ſich entwickeln, wie jede andere Sucht.

III.

Koſackenhochzeit und ruſſiſche Tänze.

Wie reich an Gaben iſt Radegaſt, der ruſſiſche Gaſterfreuer! Alle Morgen ſchüttete er aus ſeinem üppigen Füllhorn ein reiches Frühſtück auf uns herab, das man ſelbſt in London noch überſchwenglich gefunden haben müßte, geſchweige im Koſackenlande; alle Mittage ließ er unſern, durch einen anmuthigen Spaziergang geweckten Appetit unter dem vollen Bombardement eines Diners eines höchſt angenehmen Todes dahinſterben. Die Nachmittage wurden mit Plaudern, Schaukeln, Rauchen, Scherzen und Muſik verbracht, und keineswegs fehlte dabei das Salz der Muſen und ein einſames Plätzchen, ein dulcis secessus, keineswegs fehlten die Grazien und die Liebe. Am Abend zur Theeſtunde kam wieder Alles zuſammen beim Theetiſche, der einer Rathstafel an Größe glich, der Eine aus dem Walde, wo er ein paar Enten oder Tauben geſchoſſen, der Andere von der Unterhaltung mit den Damen, der dritte aus ſeinem Zimmer, der Vierte von einem Spazierritt. — Ich möchte, daß die, welche die ruſſiſchen Damen in Deutſchland eines ungemeſſenen Stolzes und hochfahrenden Weſens — ob mit Unrecht? — beſchuldigen, ſie einmal auf ihren Landgütern ſähen, wie freundlich ſie dort die Pflichten der Gaſtfreundſchaft üben und es Allen recht zu machen ſuchen. — Sie legen da ſo alle Reſidenzſitte ab, daß Mancher, wenn er, unbekannt mit der Bedeutung der herumſitzenden Perſonen, hereinträte, eine Dame, die, ſelbſt Fürſtin, ihr Lebenlang nur mit Fürſten umgegangen, für die einfachſte Hausfrau von der Welt halten könnte. Kaum hatten wir einige Tage auf dieſe behagliche Weiſe gelebt, ſo fiel allerlei vor, was die Aufmerkſamkeit des reiſenden Ethnographen feſſelte. Zunächſt eine Malorofſianiſche Bauernhochzeit.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Matteo.

(Fortsetzung.)

„Wer bist du?“ hörte er sich in dem ersten Hause, das er betrat, von der Dame anreden. „Ich bin Matteo!“ versetzte er erstaunt. — „Matteo! unmöglich! Matteo war ja ein hübscher, frischer Bursche mit einem Gesicht, das man recht gerne sah, du aber siehst aus wie ein Geschundener.“ — „Ich war krank,“ sagte Matteo leise. — „Das mag eine eigene Krankheit gewesen seyn! Mensch, laß dich hier nicht wieder blicken, es wird einem übel zu Muth, wenn man dich ansieht.“ Die Dame wandte sich mit einer Geberde des Abscheus von ihm ab, Matteo blieb besinnungslos stehen und schaute ihr nach. Als er sich endlich wieder ermannte und das Haus verlassen wollte, bemerkte er einen Spiegel und trat vor diesen hin. „Ha, das bin ich!“ rief er erschrocken aus, als der Spiegel ihm statt seiner frühern Züge ein häßliches Geflecht von Narben und Pusteln zeigte. Und während er noch einmal hineinschaute, spukte er das ihm in dem klaren Rund hämisch deutlich entgegentretende Bild mit kaltem Ingrimm an und sprach: „Wer so aussieht, der muß sich selbst verachten.“ Nun blieb er lange, lange vor dem Spiegel stehen, als wollte er durch den Anblick seiner selbst seine Seele versteinern. Dann rief er mit einem Blick gen Himmel: „Den Dank für meine Genesung nehme ich zurück!“ und eilte fort.

Er ging nach und nach in alle Häuser, wo er sich vor seiner Krankheit auf diese oder jene Weise nützlich zu machen gewußt hatte. Aber allenthalben sah er sich abgewiesen; hier, weil inzwischen ein Anderer in seine Stelle getreten war, dort, weil seine Gestalt Widerwillen einflößte, an einem dritten Ort, weil es wirklich Nichts für ihn zu thun gab, und zuletzt, weil er, durch die Noth gedrungen, seine wenigen Kleidungsstücke zu verkaufen, gar zu abgerissen und bettelhaft erschien. Bald kündigte ihm auch seine Wirthin, weil er die Miethe nicht mehr zu bezahlen vermochte, die Wohnung auf; er mußte sie verlassen und hatte nun nicht einmal ein Obdach mehr. Eine stumme Erbitterung, die sich nicht gegen die Welt, sondern gegen ihn selbst kehrte, bemächtigte sich seiner; Kränkungen und Demüthigungen kamen ihm erwünscht und wurden ihm zum Bedürfniß; er war wie Einer, der sein Leben nur dann noch fühlt, wenn er zu all seinen alten Wunden noch eine neue erhält.

Als er eines Abends die Straßen durchwandelte, um sich nach einer Lagerstätte für die Nacht umzusehen, winkte ihm ein sehr vornehm gekleideter Herr. „Kennst du den Signor Barbarucci?“ — „Ich kenn' ihn.“ — „Es dauert keine Stunde, so kommt er hier vorbei.“ — „Was soll das mir?“ — „Er darf morgen nicht mehr leben. Nimm!“ Mit diesen Worten drückte er Matteo eine Börse in die Hand. Matteo warf sie ihm empört vor die Füße. „So habe ich mich geirrt? Wie ist das möglich!“ rief der Fremde überrascht mit einem spöttischen Blick auf Matteo; dann hob er sein Geld wieder auf und ging fort. Matteo war es, als hätte in diesem Augenblick eine unsichtbare Scheere alle Faden, die ihn an das Bessere knüpften, grausam zerschnitten. „Ich muß,“ dachte er knirschend, „jetzt in meinem Gesicht den Widerstrahl der Hölle tragen, denn man tritt auf mich zu und muthet mir ohne Umstände das Ungeheuerste an, als ob es mein Handwerk wäre. Soll man nichts Anderes scheinen wollen, als man ist, so soll man auch nichts Anderes seyn wollen, als man scheint; das seh' ich ein, und will mich darnach verhalten.“

Der Signor Barbarucci kam die enge Gasse herunter. „Ha,“ dachte Matteo „nun endlich wird es mir klar, weshalb mein Vater, als er starb, mir nichts hinterließ als einen Dolch. Hätt' ich ihn doch bei mir! Als ich ihn zum letztenmale schliff, geschah es nur, weil er rostig geworden war. Aber es ist gut, daß ich es bei Zeiten that!“ Eine menschliche Regung beschlich ihn wieder. „Bevor ich zu morden anfange,“ rief er, „will ich es mit dem Betteln versuchen, aber — das schwör' ich, wenn ich schnöde abgewiesen werde, nur dies einzige Mal!“

Er ging den Signor um ein Allmosen an, nicht eben demüthig. Dieser, der aus einer lustigen Gesellschaft kam und berauscht war, zog seine Börse und sprach, indem er Matteo eine schwere Münze reichte: „Nimm hin, ich hab' es im Spiel gewonnen!“ Matteo wollte schon ein lohn' es Gott aussprechen und mitleidvoll eine Warnung hinzufügen, aber er verschluckte beides und ballte die Hand, denn der Signor, fortraumeind, rief: „Ich wohne bei der Kirche St. Petri und Pauli, und sage dir das, damit du, wenn du dich einmal erhängen willst, mich zu finden weißt; ich will den Strick für dich bezahlen.“ Matteo nahm die Münze und warf sie ihm an den Kopf. Der Signor, erschreckt, entfernte sich eilig, und Matteo, der die Münze im Mondlicht flimmern sah, bückte sich unwillkürlich, um sie wieder aufzuheben. Dann aber trat er sie mit dem Fuß in die Erde, halb aus heiligem Menschenstolz, halb aus Furcht, das Geld, wenn er es besäße, möchte ihn morgen in seinem gefaßten Entschluß wankend machen.

Der nächste Abend kam. Matteo hatte den ganzen Tag verschlafen, um sich, um die Welt und Gott zu vergessen; zuletzt weckte ihn der Hunger. Die anständigste, geräuschloseste Art des Selbstmordes, das stille Erhungern, das ein Gemißhandelter oft gern wählen

Digitized by Google

würde, iſt leider zugleich auch die ſchwerſte, und wenigſtens dies ſollte anders ſeyn. Matteo ſprang auf, zog den auf ſeiner Bruſt verborgen gehaltenen Dolch, den er ſchon in der Frühe des Morgens bei ſeiner ehemaligen Wirthin abgeholt hatte, hervor und ſtieß ihn in einen Baum. Heller Saft entquoll der Rinde, zugleich fiel eine reife Frucht vom Wipfel herunter. „Baum!“ rief Matteo, „du biſt wie die Welt, erſt ein Stoß, dann eine Frucht!“ Er bückte ſich gierig nach der Frucht, aber er ſtolperte dabei über eine aus der Erde hervorragende Wurzel des Baums, ſtürzte zu Boden und ſtach ſich mit dem Dolch in die Hand. Strömend rann ſein Blut; er betrachtete es ernſthaft und ſprach dann: „Hinfließt mein eigenes Blut, nun werde ich doch auch fremdes fließen ſehen können!“ Schnell, wie es in Italien geſchieht, brach die Nacht herein und Matteo trat ſeine Wanderung durch die Straßen an.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, April.

(Schluß.)

Karneval. — Geſellſchaftston.

Bekanntlich hatte die Ueberſchwemmung auch unſerer ganzen Gasbeleuchtung ein Ende gemacht; denn die Röhren waren in der Erde durch das Waſſer auseinandergeriſſen worden, ſo daß auf einmal egyptiſche Finſterniß entſtand, gerade zur Zeit, wo es am meiſten Noth that zu ſehen, um ſich und die Seinigen vor immer wachſender Fluth zu retten. Es war furchtbar, das Jammer- und Angſtgeſchrei von allen Seiten zu hören, und dazwiſchen das myſtiſch entſetzliche Brauſen der über die Brücken gehenden Ströme, die man nur hörte, nicht ſah. Nur hier und da waren Pechfackeln angezündet, beſonders für die Arbeiter, die Tag und Nacht bemüht waren, den Einſturz der Kaymauern zu verhindern, wodurch das Unglück noch viel größer geworden wäre. Möge ſich in Lyon nie mehr dieſe Beleuchtung wiederholen; ſie glich ſehr der Beleuchtung bei einem Begräbniß.

Unſere wohlhabenden und reichen Familien, die bei der Ueberſchwemmung wenig oder nichts gelitten hatten, waren mit ihrer Tanz- und Vergnügungsluſt dieſen Karneval in großer Verlegenheit. Sie fühlten, daß es unpaſſend wäre, und gefühllos erſcheine, wollten ſie inmitten ſo vielen Elends, ſo vielen Jammers, ſo vieler Entbehrung an Bälle, laute Geſellſchaftsluſt und Vergnügen denken, und doch hätten ſie gerne getanzt und ſich luſtig gemacht, die Frauen und Mädchen hätten ſich gerne geputzt und geputzt ſehen laſſen, wie ſie pflegen. Dies Gefühl, Freude und Luſt nicht laut werden zu laſſen, ſo lange Hunger, Froſt und Entbehrung Tauſende quälten, behielt lange die Oberhand; in den erſten Zeiten des Karnevals blieb Alles ruhig und lautlos. Darüber aber entſtand Unwillen in den Gewerbsklaſſen, die darunter litten. Man beklagte ſich laut über dieſe Stille und Zurückgezogenheit, bis endlich der Präfekt einige Bälle gab; dadurch bekamen auch andere Muth, und der Karneval kam noch leidlich in Zug, jedoch lange nicht ſo wie die vorigen Jahre. An die gute Auskunft, den Betrag eines zu gebenden Balls zur Vertheilung unter Nothleidende zu beſtimmen und ſich im Stillen über deren Erleichterung zu freuen, an dieſe Freude im heitern Kreis ſeiner Familie dachte hier Niemand. — Auf den Bällen, die gegeben wurden, hat man den jungen Damen den Vorwurf gemacht, daß ſie bei Putz und Tanz ſo leicht die kaum durchlebten Unglückstage vergäßen; man hat ſogar den boshaften Vers auf ſie gemacht:

Qu'est-il de plus léger que la plume légère?
La poussière.
Mais après la poussière? — Ah, c'est le vent. — Eh bien,
Après le vent? — La femme. — Après la femme? — Rien.

Von der Nichtigkeit und Erbärmlichkeit unſerer „Lions“ ſagt man aber nichts, und doch iſt dieſe weit unnatürlicher und unerträglicher als die heitere Vergnügungs- und Putzluſt unſerer jungen Damen. Seit einiger Zeit iſt es bei den jungen Leuten Gewohnheit geworden, auf den Bällen nicht bloß einiges Erfriſchende zu ſich zu nehmen, ſondern ſehr ſtark zu eſſen und zu trinken. Wenn ſie auf einen Ball kommen, und ehe ſie noch tanzen, fragen ſie bei den Bedienten, ob ſoupirt werde; iſt dies nicht der Fall, ſo kann man darauf rechnen, daß ſie gegen die jungen Damen noch unaufmerkſamer ſind als gewöhnlich; ſie bleiben dann auch gewiß nicht lange, tanzen gar nicht und ſuchen ſchnell in eine Geſellſchaft zu kommen, wo ſoupirt wird. Hier bleiben ſie allerdings bis ans Ende, nicht aber um der Geſellſchaft angenehm zu ſeyn, ſondern um an kalten Speiſen und guten Weinen ſo viel als möglich zu ſich zu nehmen, und ſehr oft zu viel; denn unſere Beaux glauben ſich nicht amuſirt zu haben, wenn ſie noch gerade gehen können. Tanzen ſie aber je, ſo iſt es, beſonders auf öffentlichen Bällen, die zweideutige Rotonde, welche ſich in andern Ländern nicht einmal der Auswurf der Geſellſchaft erlauben würde, die aber ordentlicher Frauenzimmer in Paris und Lyon tanzen müſſen, wenn ſie ſich nicht mit den jungen Leuten ſo verfeinden wollen, daß dieſe gar nicht mehr mit ihnen tanzen. Daß unſere öffentlichen Bälle ſo ſehr geſunken ſind, iſt ſchon ſchlimm genug, bedauernswürdiger iſt aber noch die Ausartung unſerer jungen Leute im Umgang mit anſtändigen Frauen. Sie in den Straßen oder auf Promenaden zu grüßen, ihnen auszuweichen, würde ein Lion für entwürdigend halten, dagegen ſehen ſie es für einen ſehr paſſenden Scherz an, beim Nahen einer Dame den Mund voll Rauch ihrer oft ſtinkenden Cigarre zu nehmen, um den ganzen Qualm der Armen ins Geſicht zu blaſen, wenn ſie an ihnen vorübergeht. Dieſe feine Art iſt jedoch nicht Lyoner Erfindung, ſondern kam vor mehreren Monaten von Paris hierher, es iſt die neueſte Pariſer Galanterie. — Freilich gehen auch unſere Frauenzimmer in Lyon auf ſonderbaren Wegen; einige laſſen ſich entführen, was allerdings nichts Neues iſt und auch anderwärts vorkommt, andere erwerben ihre Schweſtern, noch andere ſchreiben Monate lang ſchmutzige Pasquille auf geachtete, angeſehene Geiſtliche und heften ſie ſelbſt an.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 14. Mai 1841.

I am determined to prove a villain.
Shakespeare.

Matteo.

(Fortsetzung.)

„Der Erste ist der Rechte!" rief er halblaut vor sich hin, als er Schritte hörte. Aber das Schicksal lachte zu seinem Schwur, denn zuerst begegnete ihm die Alte, die ihn in seiner Krankheit verpflegt und ihm auch nachher noch von ihrer Armuth mitgetheilt hatte. „Wohin, Mutter?" fragte er, als er sie im Schein des eben aus den Wolken hervortretenden Mondes erkannte. „Nach Haus, um mich hungrig zu Bett zu legen," versetzte sie, „und morgen wieder hungrig aufzustehen!" — „Morgen zahl' ich dir, was ich dir schuldig bin," sagte Matteo. — „Wenn du kannst, mein Sohn, so thust du ein christlich Werk," erwiderte die Alte und entfernte sich. „Bei Gott!" sprach Matteo, „die alte Frau soll morgen essen; wer weiß, ob sie übermorgen noch essen kann!"

In eine hohle, schmale Gasse einbiegend, deren schwindelerregende hohe Häuser das Mondlicht abhielten, bemerkte er ein hinter den übrigen in einem Winkel zurückliegendes Gebäude, wo sich ein Mensch mittelst einer angelegten Leiter auf die Terrasse schwang. „Der schleicht," dachte Matteo, „wahrscheinlich zu dem Weibe eines Andern, aber für diesmal sey ihm der Spaß verdorben!" Sachte zog er die Leiter weg, legte sie nieder und klopfte unten, obwohl so leise, daß es geraume Zeit dauerte, bis man drinnen aufmerksam ward. Endlich ward ein Schiebfenster geöffnet und die dünne, zitternde Stimme eines Greises fragte, wer noch so spät störe. — „Ich will Euch nur anzeigen, alter Herr," versetzte Matteo, „daß so eben ein Besuch bei Euch eingetroffen ist; es wäre Euch gewiß unangenehm, wenn der nächtliche Gast sich wieder entfernte, ohne daß Ihr ihn gebührend bewillkommt hättet." — „Treibt Eure abgeschmackten Possen anderwärts," erwiderte der Alte verdrießlich; „meine Thür ist fest verschlossen und durch's Schlüsselloch kommen nur die Gespenster." Schweigend hob Matteo die Leiter vom Boden auf. „Mein Geld! mein Geld!" schrie jetzt der Alte hell auf. „Pietro! Nicolo! Diebe! Diebe!" Es ward augenblicklich lebendig im Hause und angezündete Lichter, umhergetragen, erhellten Zimmer nach Zimmer. „Steht es so," dachte Matteo, „so lege ich die Leiter wieder an." Wirklich that er's, doch der gehetzte, fliehende Dieb, der sie nicht am alten Platze fand, sprang in seiner Angst von der hohen Terrasse auf die Straße herab, wobei ihm klingend ein Geldsack entfiel. Jammernd blieb er am Boden liegen, denn er hatte ein Bein gebrochen. „Jetzt," sprach Matteo, „müßte ich den Dieb bestehlen, dann wäre der Wahnsinn vollkommen." Vielleicht hätte er es gethan, aber es war

Digitized by Google

zu spät, schon stürzte der Alte sammt seinen Dienern mit Windlichtern aus der Thür, und von einer andern Seite näherte sich die durch das Geschrei herbeigelockte Schaarwache. Der Alte hob zuerst den Geldsack auf, dann stieß er nach dem Dieb mit dem Fuß, zulezt sagte er Matteo in einigen kahlen Worten seinen Dank, gab aber zugleich, Matteos zereissenes Kleid mit Entsetzen bemerkend, dem Nicolo Befehl, auf's Haus zu passen, damit sich Keiner einschleiche. Matteo ging weiter. „Der angehende Mörder," rief er grimmig lachend, „liefert den Dieb an den Galgen." Der unergründliche Widerspruch des Lebens packte ihn wie mit Krallen; die Welt kam ihm wie ein unsinniges Kaleidoscop vor, das in buntem Gemisch kluge und dumme Figuren ohne Zweck und ohne Regel darstellt, und die menschliche Vernunft wie der Versuch eines Kindes, auf dem Sturmwind, der Alles bewegt und durcheinander schüttelt, zu reiten.

Auf einem einsamen, übel berüchtigten Platz stand er still. Ein Mord schien ihm ein Nichts, ihm war, als müsse er sich mit einer schweren That, wie mit Ballast, beladen, damit seine Gedanken ihn nur nicht in's Grenzenlose, in die unendliche Wüste hinein wiedelten. Bald kam ein Mann daher, an der Hand seinen Knaben. Matteo nahm eine drohende Stellung an, doch der Mann trat vertrauensvoll auf ihn zu und sprach: „Guter Freund, es ist hier ein gar unheimlicher Ort, den Jeder gern meidet, wenn er kann. Habt Ihr nichts Nothwendiges zu versäumen, so thut mir den Gefallen, mich über die verrufene Strecke bis an mein Haus zu begleiten; ich will Euch den Weg bezahlen." Diese unerwartete Anrede drang Matteo Anfangs zum Herzen, doch gleich darauf dachte er: „Es ist die List der Furcht, die so spricht!" und mit der Hand in den Busen nach dem Dolch fahrend, versezte er wild: „Sehe ich aus wie Einer, dessen Schutz man in Anspruch nimmt?" — „Was Euer Aussehen betrifft," erwiderte der Mann ruhig und nahm seinen Knaben, der sich über Müdigkeit beklagte, auf den Arm, „so sagt es mir zu, das heißt seit der Zeit, daß Ihr krank gewesen seyd; denn von Leuten, die schöner sind, als Ihr, kommt, das fürcht' ich, mein ganzes Unglück. Ich kenne Euch wohl, Ihr heißt Matteo; einer meiner Freunde hat mir viel Gutes von Euch gesagt und ich möchte Euch in meinen Dienst nehmen." — „Ei, wie blank!" rief der Knabe dazwischen und zeigte auf Matteos halb entblößten Dolch, den er, nun er von seinem Vater getragen ward, bemerken konnte; „gib mir das schöne Messer!" Alsbald griff er, sich zu Matteo hinüber beugend, keck in dessen Busen hinein und faßte den Dolch, den er der Scheide hurtig entriß und trotz der Vorstellungen seines Vaters nicht wieder lassen wollte. Matteo fuhr mit seiner Hand nach der Stirn; er wußte nicht, war es der Stachel eines Schmerzes, war es der eines Gedanken, der ihm kalt durch's Gehirn drang. Daß der Mann, dem er den Tod von seiner Faust bestimmt hatte, jezt ahnungslos, von ihm Hülfe und Beistand gegen die Angriffe Anderer erwartend, an seiner Seite ging; daß der Muthwille der Unschuld ihm das Mordinstrument spielend raubte, weil den Kindesblick der falsche Glanz desselben bestach, und daß der Knabe mit dem Eisen, womit er seinen Vater hatte durchbohren wollen, vielleicht einen Apfel spießen oder den gestopften Kleibauch einer Puppe aufschlitzen würde, das schien ihm so wunderbar und dennoch so fratzenhaft dabei, daß es ihn über alles menschliche Bewußtseyn hinausdrängte, daß ihm war, als ob er, mit dem Kopf auf eine Nadelspitze gestellt, und nun mit Windeseile von Morgen gen Abend und wieder von Abend gen Morgen im Kreis herumgedreht, mit seinem Auge Alles auf einmal sehen, die Enden der Dinge zugleich auffassen und die Unvereinbarkeiten verknüpfen müsse, daß es ihm vorkam, als ob ein Mensch an und für sich eigentlich gar nichts sey und wie ein Spiegel immer nur für das gelten könne, was er eben abbilde.

(Schluß folgt.)

Ethnographische Studien in der Ukraine.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens kam ein stummes, verlegenes Paar, ein „Chlopze" (Bauernbursch) im nagelneuen Sirak und eine junge „Tsornya-Gus" * von schlankem, zierlichem Körperwuchs an, meldete sich bei der Herrschaft, fiel vor ihr auf die Knie — nach kleinrussischer, aber nicht nach großrussischer Sitte — küßte Hand, Fuß und Rockzipfel, bat um die Erlaubniß zur ehelichen Verbindung und lud sogleich das ganze Haus zur Hochzeit ein. Die Erlaubniß wurde alsbald gegeben und den Leuten vorgeschlagen, die Hochzeit auf dem Edelhofe selber zu feiern. Man wollte ihnen einen Festschmauß ausrichten, der nicht nur den Hochzeitgästen, sondern der ganzen Bauerschaft des Dorfs gelten sollte.

In Folge dessen war am andern Tage die eine Hälfte des Grasplatzes im Vorhofe mit langen Tischen und Bänken besezt und die andere Hälfte zum Tanze eingerichtet. Gegen Mittag verkündete der Lärm und der Auflauf des Volks, daß der Hochzeitzug sich näherte.

---

* Tschornyi-Gusi, d. h. „Störche," werden die kleinrussischen Mädchen wegen ihrer schwarzen und weißen Kleidung von den Großrussen genannt.

Digitized by Google

Unsere ganze Gesellschaft sammelte sich unter dem Porticus des Hauses, und wir sahen den Zug herankommen.

Voran gingen die Musikanten mit zwei Zimbeln und vier Skruidka's (eine Art Violine), die Hauptinstrumente der Kleinrussen; es folgte mit kreuzweise über die Schultern gelegten Tüchern, die hinter ihm herflatterten, der Maitre de Plaisir der Hochzeit, ein junger Bursche, der bei allen kleinrussischen Hochzeiten den Hochzeitbitter, Possenreißer und Mundschenken zu gleicher Zeit macht. Hinter ihm Brautvater und Brautmutter, und dann das Brautpaar mit Nelken, Astern, Lilien, Ringelrosen u. s. w. wie ein Paar wandelnde Blumenbouquets ausgeschmückt. Alle hatten einen trippelnden, halb tanzenden Gang, mit Ausnahme des Brautpaares, das vor lauter Verlegenheit im Gesicht glühte, melancholisch einherschlich, und als es an unsern Balkon kam, sich so tief verneigte, daß sie fast mit dem Kopfe den Boden berührten. Ihnen folgte ein hübsches Mädchen, von zwei jungen „Clopzis" geführt. Sie trug einen langen Säbel in der Hand, der durch ein großes Brod gesteckt war. Das Brod ruhte auf dem Säbelgefäße. Brod und Säbel waren mit hübschen Blumen bekränzt. Dieses Symbol eines guten ehelichen Lebens wird bei allen kleinrussischen Hochzeiten hinter dem Brautpaare getragen. Die Leute sagten uns freilich nicht, was es bedeuten solle. Das Volk schafft sich seine bedeutungsvollen Sitten überall ohne Ueberlegung und ohne sich immer der Bedeutung bewußt zu seyn. Doch fiel es uns nicht schwer, diese hübsche Hieroglyphe zu entziffern. Es sollte eine Mahnung für den Bräutigam seyn, seine Braut zu vertheidigen und ihr Brod zu schaffen; sie sollte dagegen zum Dank sein Leben wie eine Blume verschönern. Jener Säbel war jezt nur von Holz. In frühern Zeiten, ehe man die Leute zu Leibeigenen gemacht, mochte er wohl von blankem Eisen gewesen seyn.

Den Hauptpersonen folgten in ihren Nationaltrachten die geschmückten Hochzeitgäste, und es stellte sich dann Alles mußeirend vor unserm Balkon auf. Wir mußten der Reihe nach auf das Wohl des Brautpaares trinken, und wiederum trank das Brautpaar auf unser Wohl; die Braut immer mit großer Rührung und unter Vergießung vieler Thränen. — Drauf ging man zur Tafel, bei der gegen tausend Menschen zugegen waren. Vor den Reihen der Tische und Bänke war ein kleiner Altar errichtet, mit weißem Teppich bedeckt, Heiligenbilder und andere Kirchengeräthschaften darauf. Die Russen können nichts ohne priesterliche Weihe vornehmen, nicht einmal ein Trinkgelage. Es trat ein Chor von Priestern mit ihren Sängern und Rauchfässern herzu, und sie flehten unter vielen Gebeten und Gesängen den Segen des Himmels auf die gnädige, großmüthige Herrschaft und auf die eßlustige Gemeinde herab. Den ganzen Tag war gekocht und gebraten worden, ein ganzer mächtiger Ochse, eine Bierpfanne voll Erbsenmuß, zwei Braukessel voll Kohlsuppe. Ein halbes Dutzend Fasser Branntwein, Meth und Bier waren zur Seite aufgestellt, und bald zerschmolz aller Ernst der Versammlung.

Wir gingen unsererseits in unsern Salon, um zu speisen. Hier hatten sich indessen, ergriffen von dem geselligen Strudel, den unsere glänzende Versammlung in dem gewöhnlich etwas seichten Strom der Ukrainischen Gesellschaft erregt hatte, eine Gesellschaft Tyroler Mädchen und „sakrische Bua" eingefunden, die uns mit ihren hübschen Alpenliedern das Herz schwer machten. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß unsere Aelpler das ganze russische Reich bis nach Sibirien durchziehen. Ihre Kunst wird ihnen hier zehnmal besser belohnt als bei uns, und in Sibirien wohl dreißigmal. — Nach der Mahlzeit fanden wir draußen das Volk sehr heiter, und Zimbeln, Tambourine und Violinen in voller Arbeit, um die kleinrussischen Tänze zu begleiten. Der Haupttanz der Kleinrussen ist die „Kassaka," die sich indeß auch bei den Großrussen verbreitet hat und jezt als ein allgemeiner russischer Tanz gelten kann. Dieser Tanz wird von einem einzigen Paare getanzt. Der Tänzer lockt die Tänzerin, die er sich ausersehen, mit allerlei Liebeszeichen in den Kreis der Zuschauer, welcher sich bildet, oder er zieht auch mit Gewalt eines der zaudernden Mädchen heran, die denn auch ihres Getrippels, wenn sie es einmal begonnen hat, so bald nicht überdrüßig wird. Die Bewegungen der Mädchen sind dabei natürlich nicht so rasch und ausdrucksvoll wie die der Bursche. Doch wenden auch sie zuweilen das den russischen Tänzern eigenthümliche Achselzucken und Kopfwerfen an, ferner eine sehr häufig wiederkehrende abwehrende Bewegung gegen den Tänzer, dem sie, den Kopf abwendend, beide Hände entgegenhalten.

Der Russe tanzt keineswegs bloß mit den Beinen und Füßen, obgleich er allerdings auch auf sie viel hält, indem er häufig auf sie niederblickt und gewöhnlich beim Tanz seinen Pelz vorne zurückschlägt, um seine Fußbewegungen besser sichtbar zu machen. Außerdem aber bewegt er auch noch seinen Nacken beständig hin und her, braucht fortwährend Arme und Hände, um den Ausdruck dieser oder jener Stellung zu verstärken, zuckt mit den Schultern auf und nieder, schwingt und wendet seine Wirbelsäule hin und her und läßt eigentlich ein fortwährendes Muskelspiel und Muskelzucken über seinen ganzen Körper hinlaufen, in welches Spiel selbst die Gesichtsmuskeln mit hineingezogen werden. — Der Sinn der Kassaka ist dieser: ein feuriger Liebhaber, der tausend Sprünge macht, um seiner Geliebten wohlzugefallen, und dabei in Entzücken, in Verzweiflung, in eine Menge wechselnder Affekte geräth; eine spröde Geliebte, die lange

Digitized by Google

zurückhält, ſich aber doch endlich erobern läßt, worauf denn das Ganze mit Umarmung und Kuß endigt und das Paar mit einer raſchen, rückwärts trippelnden Bewegung ſich zurückzieht.

Eines der tanzenden Paare ſpielte ſeine Rolle ſo gut, daß das ganze zuſchauende Publikum in die heiterſte Laune verſetzt wurde. Die Tänzerin war ausgezeichnet ſpröde und wollte gar nichts von den Anträgen des Tänzers wiſſen, trippelte nach dem Takte der Muſik beſtändig fort und hielt, wenn er ihr tanzend nahe kam, ſtets mit abgewandtem Geſicht beide Hände vor. Endlich tanzte er verzweiflungsvoll zum Kreiſe der Zuſchauer hinaus, als hoffe er durch ſeine Flucht die Geliebte nach ſich zu ziehen. So wie er ſich aber wieder nach ihr umſah und ihr zuwinkte, drehte ſie ihren Kopf und wehrte mit den Händen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, Mai.

Das Pönitenzhaus der Generala.

Die große Theilnahme, welche in neuerer Zeit die Verbeſſerung und Vermenſchlichung der Gefängniſſe, beſonders im Sinn des Pönitenzſyſtems, in mehreren deutſchen Staaten, beſonders in Preußen, gefunden hat, dieſe erfreuliche Theilnahme wird die großen Fortſchritte der Sardiniſchen Regierung in dieſer Hinſicht nicht ohne Intereſſe vernehmen. — Ich glaube ſchon neulich im Morgenblatt angedeutet zu haben, daß in der Generala bei Turin jetzt ein Gefängniß für junge Sträflinge erbaut wird, und daß ihre Erziehung wohl die Krone des Pönitenzſyſtems werden dürfte. Ueber dieſe Anſtalt hat der Cavaliere Vegezzi-Ruſcala vor Kurzem eine intereſſante Schrift herausgegeben: Cenni intorno al correggionale dei giovanni che è par aprirli nelli edifizio della Generala presso Torino. Die ganze Pönitenzreform hat beſonders eine Richtung von großer Wichtigkeit, nämlich die Beſſerung und Erziehung junger Sträflinge. Die Beſſerung erwachſener Sträflinge iſt oft ſchwierig, ungewiß und problematiſch; dagegen kann bei verſtändiger Erziehung die Beſſerung junger Leute nicht nur für wahrſcheinlich gehalten werden, ſie iſt ſogar gewiß, wenn man bedenkt, wie mächtig ſolch eine Erziehung in einem Alter wirkt, wo üble Gewohnheiten oder Laſter noch keine tiefen Wurzeln geſchlagen haben, wo ſie leicht durch entgegengeſetzte, mit Beharrlichkeit angewandte Mittel verdrängt und ausgerottet werden können. Und gibt es etwas das menſchliche Herz inniger Anſprechendes, als Kinder und junge Leute dem Laſter zu entreißen, in das ſie oft ganz ohne ihre Schuld geſtürzt wurden, ſey's durch das ſchlechte Beiſpiel von Aeltern und Angehörigen, ſey's auf deren direkte Veranlaſſung? Die Regierungen erfüllen eine ihrer würdigſten Beſtimmungen, wenn ſie den ſo nachtheiligen Einfluß von Unordnung, Müſſiggang, Unwiſſenheit, Immoralität und böſem Beiſpiel bei dem jugendlichen, heranwachſenden Geſchlecht zu begegnen ſuchen, das ſonſt dergleichen Gift in Strömen auf die Geſellſchaft ausgießen würde. Dies fühlten auch ſchon ſeit Jahren Alle, die ſich mit dem Pönitenzweſen beſchäftigen, darüber waren Alle einverſtanden, mochten auch ſonſt ihre Anſichten noch ſo verſchieden ſeyn. Wenn aber von den Mitteln die Rede war, die zu dieſem Zweck angewendet werden könnten, von den Mitteln zur Regeneration der verirrten Jugend, dann wurden die verſchiedenſten Anſichten laut.

Manche, die auf das Kürzeſte und Bequemſte aus der Schwierigkeit kommen wollten, die überdies den nachtheiligſten Begriff von dem menſchlichen Gemüth haben, fanden nur Ein Mittel zur Beſſerung laſterhafter junger Leute, nämlich Furcht und Abſchreckung, Strafen, Entbehrung und Einſamkeit. Um, wie ſie ſagen, die Anſteckung des Laſters zu vermeiden, führten ſie für dieſe unglücklichen jungen Leute gänzliche Einſperrung, Einſperrung bei Tag und Nacht ein, bedachten aber nicht, daß dieſe ſitzende Lebensart, dieſe erdrückende und abgeſchloſſene Erziehung unverträglich iſt mit der Geſundheit des Jugendalters, unverträglich mit den moraliſchen Elementen des zum Zuſammenleben beſtimmten Menſchen. Nach dieſem Prinzip iſt das Gefängniß der Roquette in Paris eingerichtet; die Zukunft wird aber wohl bald die nachtheiligen Folgen ſolcher Einrichtung darthun. — Anderwärts, wo man ſich nicht ſo in übertriebener Strenge gefiel, wo die menſchliche Natur beſſer zu Rathe gezogen und berückſichtigt worden war, wo man ruhiger über die Mittel nachdachte, aus denen Beſſerung der Jugend hervorgehen kann, an ſolchen Orten wurde gemeinſchaftliche Arbeit am Tag als weſentlicher Grund der Erziehung junger Sträflinge angenommen, und die Abſperrung am Tage nur als vorbereitende und ausnahmsweiſe Maßregel, die bei Nacht aber als Regel aus Gründen der Sittlichkeit. Die meiſten für Kinder beſtimmten Gefängniſſe in Amerika wie in Europa haben dieſe Einrichtung; ſie ſind nur in Einem von einander abweichend, nämlich in der Natur der Arbeit. In den älteſten Anſtalten dieſer Art hielt man ſich ans Alte, man wollte ſich auch die Sache erleichtern, darum nahm man ausſchließend induſtrielle Beſchäftigung vor. Seit einigen Jahren aber haben ſich die großen Nachtheile davon gezeigt; die Geſundheit der jungen Sträflinge wurde leidend, die Arbeit war nicht in Verhältniß mit den großen Ausgaben für Lehrgeld und Anſchaffung von Maſchinen. Ueberdies bereitete man den jungen Leuten damit eine ſehr unſichere und precäre Exiſtenz für die Zukunft, abhängig von den Wechſelfällen der Induſtrie und des Handels, ja, was noch viel gefährlicher war, man zwang ſie, bei ihrem Austritt aus dem Beſſerungshaus in Fabriken einzutreten, in dieſe Brennpunkte des Verderbens, der Verführung und des Rückfalls ins Laſter. Darum wendete man ſich ganz neuerdings von der Induſtrie ab und dafür zum Ackerbau, bei dem alle dieſe Nachtheile und Gefahren nicht vorhanden ſind. Außerdem hatte man dabei den glücklichen Erfolg der Ackerbaukolonien in Holland, Belgien und in der Schweiz vor Augen. Nun erhoben ſich mehrere auf Ackerbau gegründete Pönitenzanſtalten, die Boſton Farm-School in Amerika, die von Hackney-Wick in England, die von Hamburg in Deutſchland, und die von Mettray in Frankreich. Bald hat auch die Erfahrung auf allen Punkten klar bewieſen, daß die Agrikultur-Pönitenzhäuſer den induſtriellen Anſtalten dieſer Art weit vorzuziehen ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. Mai 1841.

— Auf grünen Matten ſchön
Bleibt ein Koſack mit ſeiner Geige ſtehn,
Geiget auf, geiget auf, erwählt ein Mägdelein;
Nimm du Schönſte mich, o Angenehmſte mein!

P. v. Goethe,
ruſſiſche Volkslieder.

Ethnographiſche Studien in der Ukraine.

(Fortſetzung.)

Auf einmal erſchien der Tänzer auf der Spitze einer Leiter, die in der Nähe an ein Dach gelehnt ſtand. Auch von hier blickte er über die Zuſchauer weg zu ſeiner Geliebten hin und machte ihr verliebte Zeichen, indem er immer noch mit einigen Bewegungen ſeines Körpers mit ihrem Tanze und der Muſik im Takte zu bleiben ſuchte. Da dies nun vom Publikum rauſchend applaudirt wurde, ſo mußte auch die Tänzerin ſich für beſiegt erklären, tanzte freudig zum Fuße der Leiter und ſteckte die Arme aus, in die er ſich dann mit dem Ausdruck der größten Freude ſtürzte.

Es hatte ſich auch eine Partie Großruſſen bei unſerm Feſte eingefunden, die ſich aber, wie überall, mit ihren Tänzen und Geſängen von den Kleinruſſen ſonderten. Die Großruſſen ſind den etwas ſteifen und plumpen Kleinruſſen in allen Stücken überlegen. Auch betragen ſie ſich gegen dieſelben immer als die Bevorzugten. Sie ſind auch eigentlich die Beſieger der Kleinruſſen. Da nun auch unſere Aufmerkſamkeit ſich beſtändig weſtern zuwandte, ſo blieben ſie bald allein im Beſitze des graſigen Tanzplatzes und es bildete ſich ein großer Zuſchauerkreis um ſie her.

Bei den Großruſſen tritt zuweilen ein Tänzer allein auf, die Menge zu amuſiren, und oft nimmt ein ſolcher Solotänzer, der dann gewöhnlich ein Virtuoſe iſt, dem Muſiker auch noch ſeine Skrudka aus der Hand, begleitet alle ſeine Bewegungen ſelbſt mit der Violine, mitunter auch zu gleicher Zeit mit Geſang, lautem Aufjauchzen oder Pfeifen, und macht ſo den Tänzer, Sänger, Muſiker in Einer Perſon. Die gemeinen Ruſſen ſind große Freunde von Maskeraden und haben eine ſehr große Fertigkeit darin, mit ſehr unbedeutendem Koſtümmaterial ſich ſehr bedeutungsvoll herauszuputzen. So hatten wir denn auch gegen Abend, wo eine glänzende Illumination unſere Gruppe beleuchtete, allerlei Masken unter den Tänzern. Der eine erſchien als junger Türke, mit einem Turban auf dem Kopfe und mit ſpitzem Schnurbart. Ein Andrer hatte ſich eine weiße Perrücke und einen langen weißen Bart angeheftet, trat als alter Bettler mit Lumpen bedeckt auf und führte ſeinen Tanz ſehr charakteriſtiſch aus, warf dann aber plötzlich ſeine Maske ab und vollendete die Tour als hübſcher junger Burſche. Dergleichen iſt bei unſerm deutſchen ſteifen Landvolk doch ſehr ungewöhnlich.

Der ſonderbarſte und auszeichnendſte Pas der ruſſiſchen Solotänzer iſt das höchſt eigenthümliche auf die Knie Sinken, oder das ſogenannte „w' prissätku.“ Dieſe wunderliche Bewegung kommt im Tanze keines andern

europäiſchen Volkes vor, auch nicht bei den andern Slaven. Nur bei einigen kaukaſiſchen Stämmen ſoll ſich das „w' prissätku“ auch finden. Der Körper des Tanzenden knickt dabei plötzlich zuſammen und ruht dann nur auf dem einen zuſammengeknickten Beine, während das andere mit dem Boden parallel ſtraff ausgeſtreckt wird. Sie führen dies Manöver ſo ſchnell aus, daß man glaubt, der Tänzer ſey in die Erde geſunken; im ſelben Augenblicke fahet er aber auch wieder jauchzend empor. Junge, kräftige, elaſtiſche Burſche wiederholen dieſes Einknicken mehrere Male hintereinander, indem ſie dabei mit den Beinen wechſeln.

Die Zuſchauer ſind bei dieſen Tänzen nicht müſſig, nehmen vielmehr den lebhafteſten Antheil daran, machen beſtändig ihre kritiſchen Bemerkungen und ſingen auch begleitend dazwiſchen. Da die Ruſſen ſehr leicht die Eigenthümlichkeiten jedes auftretenden Menſchen auffaſſen und ſchnell mit einigen Bonmots bei der Hand ſind, ſo geht bei ſolchen Gelegenheiten das ungekünſtelte Witzfeuer ſehr raſch von Mund zu Mund. Gegen das Ende des Feſtes hatten auch die Bettler, die natürlich zu ſolchen Feſten immer in Schaaren herbeikommen, Muth gefaßt, ſich unter die Tänzer zu miſchen. Einer von ihnen, ein halbtrunkener, zerlumpter Kerl, erregte, als er zum Tanz auftrat, allgemeines Lachen, durch das er ſich aber in ſeinen Evolutionen nicht im Geringſten irre machen ließ. Während des Tanzes zog er unter ſeinen Lumpen eine große runde Schnupftabaksdoſe hervor, die wie ein Hufeiſen rund herum mit Nägeln beſchlagen war. „Was iſt das? was hat er da?“ hieß es gleich. — „Es iſt eine Uhr,“ meinte Einer. „Höre, Alter, wie viel iſt die Uhr?“ — „O, wenn's eine Uhr iſt,“ fiel ein Anderer ein, „ſo will ich wetten, daß er mit ihr noch nie über fünf Minuten vor Zwölf hinausgekommen iſt, denn man ſieht es ihm wohl an, daß er ſein Lebenlang beim Imbiß ſtehen geblieben und nie zum Braten gekommen iſt.“ Der ruſſiſche Imbiß, den ſie kurz vor der Mahlzeit nehmen, beſteht aus einem Häringſchwänzchen, einem Stückchen Brod und einem Becher „Wodku“ (Liqueur). — „Ei, es iſt ja keine Uhr! Es iſt ſeine Theetaſſe, aus welcher er den Thee trinkt, den man ſich kauft, wenn man „na tschaju“ erhalten hat.“ Es wird hie und da bei den gemeinen Ruſſen mehr und mehr Sitte, wenn ſie Trinkgeld haben wollen, „na tschaju“ (zum Thee) zu bitten, ſtatt des ſonſt gewöhnlichen „na wodku“ (zum Branntwein), wodurch indeß die Verwendung des Geldes keine andere wird. — „Wie ſchwatzt ihr!“ hieß es weiter. „Es iſt weder Uhr, noch Theetaſſe, noch Schnapsglas. Es iſt ſeine Zunderdüchſe. Seht nur, wie er daraus ſeine rothe Naſe feuert.“ — Der alte Bettler ließ ſich das Alles ganz gutmüthig gefallen und brachte lächelnd und kadakſchnupfend ſeinen Tanz zu Ende.

Die eifrigen Zuſchauer drängen ſich bei den ruſſiſchen Tänzen immer ſo dicht zuſammen, daß für die Tänzer nur ein Raum von ſechs bis acht Fuß Länge und vier Fuß Breite bleibt. Man ſieht die Ruſſen zuweilen mit Tanz ſich unterhalten in einem Zimmer, das nicht viel größer iſt als ein Kutſchkaſten, in dem dann nicht nur die Tänzer, ſondern auch noch die Zuſchauer und Muſiker eingeſperrt ſind. Es iſt natürlich, daß da der Tanz nur Pantomime werden muß.

Der anmuthigſte ruſſiſche Tanz iſt aber die „Wesnänka“ (der Frühlingstanz), den bei den Kleinruſſen ſowohl als bei den Großruſſen die Bauermädchen und Burſche im Frühlinge in den Dörfern tanzen. Er wird bloß im Freien getanzt und gewöhnlich nur um Oſtern und Pfingſten aufgeführt. Die Wesnänka beſteht in großen „Choreführungen“ (ruſſiſch Chorowodui). Die jungen Mädchen faſſen ſich dabei an der Hand und bilden lange Züge. Das vorderſte Mädchen führt an und beſtimmt die Figuren und Windungen, die der Mädchenkranz machen ſoll, wobei ſie beſtändig tanzend durch das Dorf hin vorſchreiten. — Das Eigenthümliche iſt, daß ſie keine Inſtrumentalmuſik dabei haben, ſondern ihre Bewegungen ſelbſt mit paſſenden Chorgeſängen begleiten. — Bald bilden ſie eine gerade, raſch vorhüpfende Linie, bald ſchließen ſie den Kreis und weilen einen Augenblick, in der Runde tanzend, auf derſelben Stelle; dann wieder verwickelt ſich die Truppe in einen Knoten, den ſie, ihren Geſang friſch erhebend, wieder zu einer geſtreckten Kette entwirren.

Indem die Mädchen ſo ſingend durch die Straßen tanzen, wird das ganze Dorf wach und die alten Leute ſetzen ſich auf die Bänke vor ihren Häuſern und freuen ſich am Flor ihrer Töchter. Aus den Häuſern kommen immer mehr junge Mädchen hervor und ſchließen ſich jubelnd den andern an. Die kleinern Schweſtern bilden wieder eigene Reihen für ſich und ziehen unter Scherzen und Kichern hinter den großen her, indem ſie alle ihre Bewegungen genau nachahmen. Faſt nie ſieht man ein Chor großer Mädchen ohne einen ſolchen nachfolgenden Zug kleiner Schweſtern. Gewöhnlich führt das weibliche Geſchlecht ſolche Schauſpiele allein auf; jedoch zuweilen kommen ihnen auch von der andern Seite des Dorfs die Burſche, gleichfalls in langen Zügen, ſingend und dieſelben Evolutionen ausführend, entgegen. Hier kommt zuweilen eine mittanzende Violine oder Schalmei hinzu. Vereinigen ſie ſich zuletzt mit den Mädchen, ſo entſteht die größte Heiterkeit und die Bildung der mannigfaltigſten Figuren nimmt kein Ende. Die Ausdauer der Leute bei dieſen Tänzen iſt in der That merkwürdig; ſie können ganze Tage lang unter fortwährendem Geſang in ihren Dörfern herumziehen.

Auch unſere Hochzeitgäſte tanzten eifrig bis ſpät in die Nacht hinein; dann zogen ſie in ihr Dorf zurück,

Digitized by Google

um die andern Tage der Hochzeit bei ſich zu feiern. Weniger als drei bis vier Tage glaubt kein Kleinruſſe dieſem für's ganze Leben ſo wichtigen Feſte widmen zu dürfen.

(Fortſetzung folgt.)

Matteo.

(Schluß.)

„Hier iſt mein Haus," ſagte der Mann in ſonderbarem Tone und ſezte den Knaben nieder. „Bleibt einmal mit dem Kinde ſtehen, ich will durch eine hintere Thür hinein und dann vorn aufmachen. Laßt aber Niemand heraus, wenn Einer wollte, kein Weib, und noch weniger einen Mann." Matteo gehorchte; was ihn ſonſt verwundert hätte, ſchien ihm jezt natürlich, nur das Gewöhnliche, die Rückkehr des entfeſſelten Stroms ſeltſamer Ereigniſſe und Zufälle in das alte Bett würde ihn überraſcht haben. Der Knabe zitterte vor Froſt, er ſezte ſich auf einen Stein und ſchloß die Augen. Matteo beugte ſich, ihn ſtreichelnd, auf ihn herab, da wurde die Hausthür leiſe aufgemacht und ein Mann, ſich dicht in einen prächtigen Mantel wickelnd, ſchlich vorſichtig heraus. Matteo, der empfangenen Weiſung eingedenk, vertrat ihm den Weg und ſuchte ihn mit Gewalt in's Haus zurückzudrängen. Der Unbekannte ſtieß einen Fluch aus, machte eine ſchnelle Bewegung und verwundete Matteo am Arm. Matteo, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, entriß dem ſchlummernden Knaben den Dolch und jagte ihn mit der Wuth eines Menſchen, der ſich in demſelben Augenblick mörderiſch angefallen ſieht, wo er in ſich einen grimmigen Mordgedanken niedergekämpft halte, dem Unbekannten ſo gewaltſam in's Herz, daß er mit einem gebrochenen Laut gegen das Haus zurücktaumelte und auf dem Flur, die Thüre durch das Gewicht ſeines ſich überſchlagenden Körpers aufſtoßend, leblos zu Boden ſank. Jezt erſchien der Vater des Knaben, in der einen Hand eine qualmende Kerze tragend, mit der andern im höchſten Zorn an ihren langen ſeidenen Locken ſein Weib, eine bleiche, ſchöne Geſtalt, nach ſich ziehend.

„War keiner hier, keiner, keiner?" rief er aus. „Gehen denn Geſpenſter im Hauſe um, daß die Treppen knarren und die Thüren aufſpringen? Aber ich denke, der Vogel iſt gefangen." In ſeiner Raſerei zog er die junge Frau, die ſich gar nicht ſträubte, immer weiter vorwärts, bis ſie zulezt über den Ermoedeten, den ſo wenig ſie als er bemerkte, ſtolperte und niederſtürzend auf den Leichnam fiel. Mit Entſetzen raffte ſie ſich wieder auf; erſt an ihrem befleckten weißen Kleide, das der Todte aus ſeiner noch ſprudelnden Wunde mit Blut gefärbt hatte, erkannte der Mann, was geſchehen war. Er leuchtete dem Leichnam ins Geſicht und erſtarrte, dann rief er: „Gut, Matteo, gut, daß du mir die Arbeit abgenommen haſt; den hätte ich nicht tödten können, es iſt mein Jugendfreund!" Unwillkürlich warf auch Matteo auf den Getödteten einen Blick. Das entſtellte Geſicht des Signor Barbarucci grinzte ihm entgegen, und nun war ihm auf einmal, als ob das, was er gethan hatte, leicht zu tragen ſey, um ſo mehr, als ſein Arm ihn eben ſehr zu ſchmerzen anfing.

„Einen Arzt! einen Arzt!" ſchrie die junge Frau und warf ſich mit dem ungebundenſten Jammer maßloſer Liebe über den Leichnam hin. „O du Verruchter!" rief ſie dann, wieder aufſpringend, drang furienhaft wüthend auf Matteo ein, riß ihm den Dolch weg und ſtach nach ihm. Ihr Mann ſchleuderte ſie in eine Ecke, und Matteo ſprach, indem ee ſeinen blutenden Arm in die Höhe hob: „Ich wurde zuerſt angegriffen und habe mich nur meines Lebens gewehrt." — „Deines Lebens, du Hund?" kreiſchte ſie; „erröthe ſt du nicht, daß du noch lebſt, und daß der todt iſt, der wie ein Licht über die Erde wandelte? Verflucht ſey die Hand, die dir wieder Brod und Wein reichen wird!" — „Du haſt dich ſelbſt verflucht," ſprach ihr Mann; „denn noch heute Abend ſollſt du Matteo ſpeiſen und tränken, und ſogleich ſollſt du ihm ſeinen Arm verbinden." — „Den Arm, der den Gliedren meiner Seele niederſtieß?" ſchrie ſie und ſchlug ein helles Gelächter auf. — „Weib! das mir?" rief der Mann erblaſſend; „deine lezte Stunde iſt da!" Er ſtürzte auf ſie los, ſie kauerte ſich nieder und hielt ihre Hände vor die Augen; der Knabe umklammerte, heranſpringend und vor ſeine Mutter tretend, die Knie des Wüthenden, aber er packte ihn und warf ihn weit von ſich, ſo daß der kleine Kopf dröhnend gegen die Wand fuhr und das Kind, ohne einen Laut von ſich zu geben, liegen blieb.

„Heiliger Gott!" rief Matteo eeſchaudernd und ergriff die zur Erde gefallene und nur noch mühſam fortglimmende Kerze; „Ihr habt den Knaben getödtet!" Der Mann, der die Frau inzwiſchen bei der Kehle gepackt hatte, drehte langſam den Kopf um und ſprach: „Das lügſt du!" — „Er athmet nicht mehr!" ſagte Matteo, ſich mit dem Kinde beſchäftigend. Der Mann trat mit ſchwankenden Schritten heran; in einiger Entfernung von Matteo blieb er ſtehen und ſprach halblaut: „Wer weiß denn, ob es mein Sohn iſt!" — „Er iſt's, er iſt's!" kreiſchte die Frau; „ich ſchwör's bei allen Heiligen im Himmel, die jezt ihr Antlitz verhüllen, weil der eigene Vater ihn umgebracht hat!" — „Dann fahr' ihm nach und ſag' den Heiligen, daß du Schuld an dem Grenel biſt!" So rief er, aber er bewegte ſich nicht von der

Digitized by Google

Stelle. Jezt rührte ſich dee Knabe und öffnete die Augen, allein ſodald rr ſeinen finſtee voe ſich hinſtarrenden Vater erdlickte, ſchloß ee ſie wiedee feſt zu. „Gebt Euch zufrieden," ſpeach Matteo, „er lebt!"

Als die ängſtlich aufhorchrnde Frau dieſes Woet vernahm, rutſchte ſie auf ihren Kniern herbei, nahm den Fuß ihres Mannes und ſezte ſich ihn ſtillſchweigend auf den Nacken, in ihrem Innern zum erſtenmal von einrm Gedanken zerſpalten, der ſie, wie in blutrothem Licht, die ungeheure Veewirrung erkennen ließ, die ein Weib, das die ehelichen Schranken leichtſinnig überſpringt, in alle mrnſchlichen Verhältniſſe hineinbringt. Der Mann ließ ſie gewähren und ſah nur auf den Knaben, der erſt nach ianger Zeit die Augen wieder aufſchlug und nun von Mattes in die Arme ſeines Vaters gelegt waed. „Ich preiſr dirſen Abend," ſprach dee Mann feierlich; „denn der Wutd dieſer Nichtswürdigen, die mich aus Rache gern zum Kindesmörder geſtempelt hätte, darf ich glauben, was ich, nach dem, was geſchehen, iheen Betheurungen nie geglaubt haben wüede." — „Verzeih' mir," ſtöhnte die Frau, „und tödte mich, wenn du mir nicht veezeihen kannſt! Erſt deine That hat mich üder die meinige beiehrt, und ich haſſe, obgleich ee todt iſt, meinen Verführer jezt mehr, ais ich ihn je geliedt habe." — Der Mann, ſie ſchaef betrachtend, veeſezte: „Iſt das wahr?" — „Ich ſchwör's!" erwiderte ſie und hob die Hände gen Himmei. „Dann beweiſe es daduech," ſagte er kalt, „daß du die Leiche, die hiee nicht liegen bleiben darf, auf deinen Schuitern die Straße hinunter trägſt, bis auf den wüſten Piatz, wo ſchon mancher Mord vorfiei!"

Statt aller Antwort ging ſie zitternd, aber entſchloſſen auf den Todten zu und verſuchte, ihn aufzuheben. — „Laß' ab, es iſt genug!" ſprach der Mann ſanft; „ich will es ſeldſt thun, aber du verbindeſt mittlerweiie Matteo den Arm; denn er dieibt ſtatt des glatten, geſchmeidigen Bueſchen, den ich geſtern gehen ließ, ais Diener bei uns."

Der Mann ſchaffte nun den Leichnam fort, was ihm, da die Gaſſe, wo er wohnte, einſam und verrufen war, teotz bes helleu Mondſcheins gelang, ohne daß er geſtört oder auch nur bemerkt wuede. Die Feau verband Matteos Wunde und trug ihm ein reichliches Nachteſſen auf, und Matteo dachte bei ſich ſeldſt, daß, wenn ee ſich in einem ſo guten Hauſe, wo ihm aus allen Ecken dir Wohlhäbigkeit entgegen lachte, ſo pldhlich unteegebracht ſehe, er dies einzig und allein ſeiner Häßlichkeit verdanke, und ſöhnte ſich mit dee rwigen Macht, die den Reif, innerhalb deſſen ſich ein menſchliches Daſeyn bewegt, wohl zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zue rechten Zeit wieder zuſammenfügt, in ſeinem Herzen wiedee aus.

Korreſponden;-Nachrichten.

Turin, Mai.

(Fortſeyung.)

Das Pönitenzhaus der Generala.

Die ſardiniſche Regierung hat keinen Augenblick verloren, dieſem günſtigen Beiſpiel zu folgen. Sie hat es auch als das ſicherſte Mittel zu phyſiſcher und pſychiſcher Verbeſſerung erkannt, wenn die Sträflinge zum Arbeiten auf freiem Feld angehalten würden, als das einzige Mittel, ſie an Körper und Geiſt geſund zu erhalten. Zugleich hat ſie in der Anlegung eines Agrikultur-Pönitenzhauſes ein Mittel zur Förderung des Ackerbaus gefunden, wodurch Unterricht und gutes Beiſpiel unter die ärmeren Landleute kommen könne. So wurde denn im Oktober 1838 (ein Jahr vor der Gründung der Anſtalt von Mettray) beſchloſſen, in der Generata ein halbagrikoles, halbinduſtrielles Pönitenzhaus für dreihundert junge männliche Sträflinge zu errichten. Seitdem hat der Miniſter des Innern, Graf Pralorme, mit dem Cavaliere Vegezzi, ſeinem Diviſionschef, unaufhörlich an der Förderung dieſes menſchenfreundlichen Werks gearbeitet. Das Gebäude der Generala dieme bis 1838 zum Beſſerungshaus für liederliche Weiber. Es liegt zwei Miglien von Turin auf der Straße nach Stupenigi, war alt und unregelmäßig und beſtand aus mehreren zu ganz anderem Zwecke erbauten Häuſern. In dieſem Zuſtande konnte es nicht zu ſeiner neuen Beſtimmung dienen, und es iſt gelungen, ihm dafür die paſſende innere und äußere Einrichtung zu geben. Das Verwaltungshaus an der Straße iſt ſtehen geblieben, und darin werden der Direktor, der Kaplan, die vorzüglichſten Beamten und der Pförtner wohnen; auch die Bureaux, die Hauptwache, das Kleidermagazin, ein Badegemach u. ſ. w. können da ihre Stelle finden. Der für die Sträflinge beſtimmte Flügel hat die Geſtalt eines länglichen Kreuzes, und in der Mitte des Kreuzes iſt die breite Centraltreppe angebracht, die aus dem Souterrain bis auf den Boden des Hauſes geht. Zwar konnte das ſtrahlenförmig panoptiſche Syſtem hier aus Mangel an Platz nicht angewendet werden, ſo trefflich es auch iſt; dagegen iſt das nahe Verwaltungshaus durch Gänge, geheime Treppen und kleine, unſichtbare Beobachtungsfenſter mit dem Gefängniß in Verbindung geſezt, ſo daß der Inſpektor leicht und ſchnell überall hin, und Alles beobachten kann, ohne ſelbſt von den Unterbeamten und Gefangenen geſehen zu werden. Das unterirdiſche Geſchoß iſt trocken und luftig zu vier großen Werkſtätten, zu Magazinen, zur Küche, zu Bädern und acht Strafzellen eingerichtet, die ganz dunkel gemacht werden können. Im Erdgeſchoß ſind wieder ſechs Werkſtätten, die wie die vorigen unbemerkt von außen überſehen werden können, ein großer Eßſaal, ein ſehr geräumiges Magazin, und auf einer Seite des Kreuzes die Kapelle. Hier ſind dem Altar gegenüber Sitzreihen übereinander angebracht, die ſich bis in das zweite Stockwerk erheben; darunter abgeſonderte, unſichtbare Logen für die zu ganz einſamer Haft Verurtheilten. Die drei obern Stockwerke enthalten, außer den Gemächern für die Wächter, dreihundert Nachtzellen, die rechts und links am Hauptgang des Gebäudes hinlaufen und von außen ganz überſehen werden können. Außerdem enthält das erſte und zweite Stockwerk vier luftige Krankenzimmer, jedes zu zehn Betten, und ſo eingerichtet, daß jeder Kranke durch paralleie Bretterwände von ſeinem Nachbar geſchieden iſt.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 17. Mai 1841.

— Nothing strikes your eye but sights of bliss:
An elegant sufficiency, content,
Retirement, rural quiet, friendship, books.

Thomson.

Zu ſchnell.

In einer der liedlichſten Grgrnden der Grafſchaft Surrey, ungefähr ſechs dentſche Meilen von London, irdte Kapitän White mit ſeiner Frau und idrem einzigen Kinde, einrr Tochter. Das von idnen drwohnte Landhaus würdr in Deutſchland ein kleines irdiſches Paradies gedeißen haben; in England war es a cottage of gentility. Es ſtand, die Fronte nach Süden, auf dem Rücken einer Anhöde und gewährte aus ſeiner mit Geißblatt umrankten Veranda einen weiten Blick auf ein herrliches Thal, dicht beſtreut mit Villen und Pachthöfen und in der Entfernung medrerer Meilen von den aufſtrigenden Dünrn der Grafſchaft Suſſer degrenzt, über deren Gipfel ſich oft jener glänzende Lichtſtreif hinzieht, welcher die Nähe des ſchäumenden Mrers andeutet. Das Haus deſaß Alles, was zum engliſchen Comfort grdört und in Deutſchland Luxus iſt, eine erleſene Bidliothek, eine ſchöne Sammlung ausgeſtopfter Vögel und Mineralien, alle Erforderniſſe zum Fiſchen und Jagrn, zum Reiten und Fahren, und die ganzr Füllr von Kleinigkeiten, die doppelt bequem, weil zur Hand, und znr Hand ſind, ohnr zu beläſtigen. Aber das Erfreulichſte war das Familienleben der Bewohner.

Kapitän White hatte ſich jung verheirathet, zulezt bei Waterloo gefochten und dann, dis England ſeine Söhne auf's Neue znm Kampfe rufen würde, an der Seite ſeines Weibes das väterlichr Erde brzogen, hier den Künſten und Wiſſenſchaften, dem Gennſſe heiterer Geſelligkeit nnd der Ausbildung ſeiner Tochter zu leben. In ungeſtörter Eintracht ging Tag nm Tag oorüber, und in ihrem achtzrdnten Jadre war Marie ein eben ſo ſchönrs als gutes Mädchen, der Stolz und die Freude ihrer Eltrrn. Whites Charakter hatte früher den Makel maßloſer, an Jähzorn ſtreifender Reizbarkeit gehabt. Nichts weniger als Zänker, brauste er wild auf und handelte ſchnell, wenn er von denen ſich getäuſcht glandte, denen rr ſeinr Freundſchaft, ſein Vertrauen geſchenkt, und für die leiſrſte Verletzung ſeiner Ehrr war er krankhaft empfindlich. Aber der wunderbare Wechſel, welchen ein liebenswürdiges und geliebtes Wrib in dem Gatten ihrer Wadl hervorzubringen vermag, hatte ſich auch an ihm bethätigt. Seit ſeinrr Verbindung mit Fanny Morgan war ſein Jähzorn ſichtbar entwichen, ſein reizbares Gemüth ſanfter, ſein innerer Menſch harmoniſcher geworden, und ſchlummerte auch noch die Feuermaſſe in ſeiner Bruſt, ſo brach ſie doch nicht länger in wildrn Blitzen hervor. Von Miſtrrß White gelten die Zeilen Aaron Hill's:

As lamps burn silent with unconscious light,
So modest ease and beauty shine most bright;

Unaiming charms with edge resistless fall,
And she who means no mischief, does it all.

Wo Roſen blühen und Lilien ſchwanken, ſagt ein engliſches Sprüchwort, fliegen Bienen zu. So konnten einem Mädchen, wie Marie, in einem gaſtfreien Hauſe, wie das Whiteſche, in einer lebendigen Nachbarſchaft, wie die dortige, die Freier nicht fehlen. Ein ältlicher Baronet bot ſeine Krone, ein bejahrter Ritter wünſchte die ſchöne Marie zur dritten Gemahlin, und einige junge Kaufleute warben um die reiche Erbin. Gegen Alle bewies Marie ſich gleichgültig, nicht, weil ſie meinte, daß jene etwas Anderes erwarteten, ſondern weil ſie für keinen etwas Anderes fühlte, und da ſie in keiner Penſion erzogen worden war, wußte ſie auch nicht, daß ſie in jedem Manne, der das älterliche Haus betrat, einen Freier erblicken müſſe. Nicht gleichgültig war ihr nur Kapitän Fitzpatrick, der, ohne ihr beſondere Aufmerkſamkeiten zu erzeigen, oft im Hauſe einſprach.

Kapitän Fitzpatrick ſtand in der, eine kleine Wegſtunde entfernten Marktſtadt in Garniſon und war, wenn auch kein ſchöner, doch ein angenehmer Mann. Für Kapitän White paßte er in mehrfacher Hinſicht. Gleich ihm war er ein wiſſenſchaftlicher Dilettant, fiſchte und jagte gern und ſchoß zwar nicht ſo gut wie Kapitän White, aber immer recht leidlich; auch zeichnete er ganz hübſch und blies meiſterhaft Flöte. Miſtreß White äußerte gegen Marien, ſie habe nie einen Mann ſeines Alters geſehen, der bei ſo vielen Talenten ſo anſpruchslos geweſen, und wenn Kapitän White mit ihm vom Jagen, Fiſchen oder Schießen zurückkam, bat er ihn zu Tiſch, ſchickte ſein Pferd nach der Stadt und ließ ſein Nachtzeug holen. Fitzpatrick blieb dann zu Tiſch und blieb über Nacht. Er war jedoch ein früher Aufſteher, und das war Marie auch. Nebenbei trieb er Botanik, Marie auch. Er beſaß eine Sammlung einheimiſcher Pflanzen, einen allerliebſten hortus siccus; einen ſolchen wünſchte ſich Marie. Alſo ſammelte Fitzpatrick Pflanzen für ſie, trocknete und gummirte die geſammelten, und die er getrocknet, zeichnete Marie. Darauf beſchränkten ſich ſeine Aufmerkſamkeiten, und weniger konnte er für die Tochter ſeines Freundes füglich nicht haben.

Der Geiſt der Heiterkeit, ſtets mächtig im Whiteſchen Hauſe, herrſchte in Fitzpatricks Gegenwart faſt unbeſchränkt. Wenn dieſer der Vierte im Kreiſe ſaß, flogen die Stunden, und während ſeine Lebhaftigkeit die ſchwere Kunſt verſtand, angenehm zu unterhalten, dünkte das Mitgefühl für fremde Leiden, das ſo ſchön von ſeinen Lippen klang und in ſeinen Augen leuchtete, Marien eine ſichere Bürgſchaft für den Edelmuth ſeines Herzens. Selbſt daß ſeine frohe Laune bisweilen plötzlich verſtummte, ein düſterer Schatten ſich auf ſeine Stirn legte und er Gedanken nachzuhängen ſchien, die dem ernſten Leben angehörten, ſelbſt das mißfiel Marien nicht. Vielleicht galt es der Verſöhnung mit einer trüben Vergangenheit, vielleicht dem Bangen vor einer zweifelhaften Zukunft.

(Fortſetzung folgt.)

Ethnographiſche Studien in der Ukraine.

(Fortſetzung.)

IV.

Ukrainiſches Dorfleben.

In der Nähe unſeres Landſitzes hinter dem Garten lag ein altes maloroſſianiſches Dorf, wie das Gut ſelbſt, Dikanki geheißen, und weiterhin, hart am hohen Ufer der Worskla, in den wirren Verzweigungen einer großen Regenſchlucht verſteckt, ein zweites, Buduſchtſchi. Beide Dörfer waren häufig das Ziel unſerer ethnographiſchen Spaziergänge, beſonders das letztere, das ungemein groß und auch aus der Geſchichte Karls XII. bekannt iſt. Als dieſer Held mit ſeinem Heere aus dem Norden herabzog, da war es vor der Kirche dieſes Dorfs, wo ihn der Hetmann der Dnieprſchen Koſacken mit einer lateiniſchen Rede bewillkommte. Die lateiniſche Sprache war in der Kanzlei des Koſackenhetmanns die gewöhnliche und offizielle. Wer weiß, wie viele Generale damals in Deutſchland im Stande geweſen wären, einen lateiniſchen Sermon aus dem Stegreife zu halten. Karl XII. hat auch unter dem Dache, das uns damals gaſtlich beherbergte, eine Nacht geruht, und zwar die letzte Nacht, in der er noch von Siegen träumte; der folgende Tag brachte ihn auf das Unglücksfeld von Poltawa. — Auch außer Buduſchtſchi beſuchten wir noch manches maloroſſianiſche Dorf.

Da dieſe Dörfer in allen Stücken ſo ganz eigenthümlich ſind und ungefähr zehn Millionen Menſchen,*

* Es iſt unbegreiflich, welch grobe Fehler ſich die Statiſtiker und Ethnographen in Bezug auf die Stärke des kleinruſſiſchen Volksſtammes zu Schulden kommen laſſen. Sogar Schaffarik, der große Kenner des Slaventhums, ſchätzt in ſeinem trefflichen Werke über die Entwickelung ſlaviſcher Sprache und Literatur alle Kleinruſſen nur zu drei Millionen Köpfen. Wir können hier nicht umſtändlich näher nachweiſen, daß unſere obige Angabe nur ein völlig erweisbares Minimum der Stärke des maloroſſianiſchen Volksſtammes iſt. Um dies indeß auch dem Uneingeweihten ſogleich einigermaßen wahrſcheinlich zu machen, bemerken wir nur ſo viel, daß nach dem Ausweis aller von der ruſſiſchen Regierung vorgenommenen Zählungen und aller ruſſiſchen Statiſtiken das Gouvernement Poltawa allein jetzt nicht weniger als 1,700.000 Kleinruſſen enthält, und daß dieſes Gouvernement nur eines von den zehn iſt, in denen die Kleinruſſen die Grundbevölkerung ausmachen.

nämlich die ganze maloroſſianiſche Bevölkerung des ſüdlichen Rußlands zwiſchen Karpathen und Wolga ihre Dörfer auf dieſelbe Weiſe und nach demſelben Zuſchnitt eingerichtet haben, ſo wird ſich eine Charakteriſtik derſelben der Mühe lohnen.

Alle kleinruſſiſchen Dörfer liegen in Regenſchluchten (ravins), wie ſie ſeit alten Zeiten in dem hohen Plateau des Landes eingewaſchen ſind, verſteckt. Dieſe Regenſchluchten ſind ungemein tief, haben mehr oder weniger ſteile Seiten und ſind gewöhnlich vielfach verzweigt, mit mehreren Haupt-, Neben- und Seitenthälern, mit Vorſprüngen, Vorgebirgen und Landrücken. Auf ſolchem Terrain, auf dieſen Rücken und Vorgebirgen, in jenen Thalgründen und an den Abhängen niſten nun die maloroſſianiſchen Dörfer, auf einem großen Flächenraume zerſtreut. Es gibt ſchwerlich ein Land, wo die Grundbevölkerung ſich in größern Gruppen angeſammelt hat, als das ſüdliche Rußland. Die Dörfer haben ſehr häufig 5—6000, zuweilen 8—10,000 Einwohner, und gewöhnlich nicht unter 2000, ſey es, daß dieſe Häufung des Anbaus auf Einem Punkte den Kleinruſſen als eigenthümliche Volksſitte natürlich iſt, ſey es, daß die Geſtaltung des Terrains, oder ein politiſches Verhältniß ſie zu ſolchem Beiſammenleben zwang. In der Mitte des Dorfs liegt gewöhnlich auf einem jener hohen Vorſprünge die Kirche. Bei der Größe des Dorfs ſind aber deren gewöhnlich mehrere, oft fünf bis ſechs, die ſich dann auf verſchiedenen Vorſprüngen ſehr maleriſch gruppiren. Die Wohnhäuſer liegen unter grünem Laub und üppigem Unkraut an allen Abhängen und in den Schluchten umher. Tauſend kleine und große Wege ſchlängeln ſich zwiſchen den Wohnungen und in den tiefen Einſchnitten umher. Außerhalb des Dorfs, auf dem hohen Plateau der Steppe, im freien Luftzuge, ſtehen die Mühlen gruppirt, gewöhnlich fünfzig bis ſechzig und mehr. Oft hat ein Dorfbewohner ein halbes Dutzend dieſer kleinen Mühlen. Und ſo gewährt denn das Ganze dem Reiſenden meiſt einen ſehr maleriſchen, jedenfalls einen ungemein eigenthümlichen Anblick, wenn er von dem hohen, kahlen, gewöhnlich ſehr öden Steppenplateau herabkommt, und plötzlich bei einer Schlucht in die Welt eines kleinruſſiſchen Dorfs hinabblickt.

Die Bevölkerung der Dörfer iſt eben ſo mannigfaltig. Sie beſteht aus leibeigenen Bauern, Panskije ljudi d. i. „Herrenleute," aus freien Bauern (Kasaki), aus Prieſtern und Edelleuten. — Die Panskije ljudi und die Kaſaki ſcheiden ſich überall ſcharf von einander, ſo daß Beide immer getrennt wohnen, gewöhnlich die Kaſaki dieſſeits einer Schlucht, die andern jenſeits. Beide ſind in ihren Sitten ſehr verſchieden. Jene brüſten ſich mit der Vornehmheit und Größe ihrer Herren, dieſe mit ihrer Freiheit. Sie heirathen ſelten untereinander. Unter den Kaſaki findet man gewöhnlich die reichſten Leute; zu gleicher Zeit liefern ſie aber auch alle Bettler des Landes. Dies iſt natürlich. Bei ihrem Hange zur Völlerei, dem ſie ſich ungeſtraft überlaſſen, bringen ſie ſich leicht in ihrer Wirthſchaft herunter, und haben dann keine Stütze als den Bettelſtab. Sind ſie dagegen ordentlich, ſo bringen ſie leicht etwas vor ſich und haben keine Bedrückung von habgierigen Herrn zu fürchten. Bei den reichen Leibeigenen weiß der Herr ſich auf hundertfache Weiſe ihren Reichthum zu Nutze zu machen, den Armen aber nährt er wenigſtens, damit er ihm arbeiten könne.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Der Waldegraveſche Prozeß.

Kaum iſt der Cardiganſche Prozeß todt geſprochen, ſo beeilt ſich die Juſtiz, neuen Geſprächsſtoff zu liefern, und das in einer Angelegenheit, wo es ſich nun etwas mehr als um den Buchſtaben des Geſetzes, folglich um etwas Wichtigeres handelt als beim Verfahren wider Lord Cardigan. Wir meinen den vor der Queen's bench, einem der höchſten Tribunale Englands, verhandelten Prozeß der „Königin wider den Grafen von Waldegrave und Andere." So heißt der Prozeß in Folge der engliſchen Rechtsfiktion, daß der Souverain Univerſaleigenthümer des Reichs iſt; denn weil zufolge dieſer durch die Verfaſſung geheiligten Fiktion der König bei allen Uebertretungen der Geſetze unmittelbar betheiligt iſt, werden alle dahin gehörenden Anklagen in ſeinem Namen geführt. So vertrat Königin Victoria im vorliegenden Prozeſſe die Perſon eines Polizeidieners.

Im Sommer vorigen Jahres verließen Graf Waldegrave, Hauptmann Duff und zwei „Andere," die zur Zeit nicht identifizirt ſind, ſpät in der Nacht des Erſtern Landhaus zu Strawberry-Hill, nuweit London, um ſich das zu verſchaffen, was im gemeinen Leben a lark heißt, wörtlich eine Lerche, bildlich ein gemeiner Spaß. Im ſchlimmſten Fall die Entdeckung zu erſchweren, nahmen ſie zu Ausführung ihrer Genieſtreiche einen Miethwagen. In dieſem fuhren ſie nach Hampton Wick, amuſirten ſich daſelbſt mit Läuten der Thürklingeln, Abreißen der Thürklopfer, Zuſchrauben der Fenſterladen u. ſ. w., und waren in Begriff, am Häuschen einer armen Waſchfrau das Brett zu zerbrechen, welches den Geſchäftsbetrieb derſelben anzeigte, als die Polizei dazu kam. Es entſtand ein Handgemenge, in welchem ein Polizeidiener eine Kopfwunde erhielt, die ſich zwar nicht lebensgefährlich erwieſen, ihn aber doch genöthigt hat, ſeinen Abſchied zu nehmen. Die Herren entkamen in ihrem Wagen, und erſt nach mehreren Tagen gelang es, zwei der Thäter auszumitteln; die anderen zwei ſind, wie bemerkt, zur Zeit durchgeſchlüpft. Der edle Graf und der tapfere Hauptmann wurden vor die Aſſiſen des Bezirks gebracht, in welchem ſie auf dem „Lerchenſtrich" geweſen, und — läugneten. Da ihnen das keinen Freiſpruch verſchaffte, wirkten ſie von dem

vorgesetzten Obergerichte, the Queen's bench, eine Avokation aus, ein certiorari, wie die hiesigen Juristen es nennen, d. h. einen Befehl, die Sache dorthin abzugeben. Die Spannung auf den Ausgang des Handels war um so größer, als das Läugnen der vornehmen Herren mit ihrer unklugen Renommage im offenen Widerspruche stand, die Straßenungebührnisse der sogenannten Watermen sich zunehmend in demselben Grade mehren, in welchem die Polizeibehörden in ihrer Milde gegen sie fortfahren, die Unparteilichkeit und Strenge der Queen's bench bekannt sind, und die Justiz es sich und der Oeffentlichkeit schuldig ist, endlich einmal durch ein starkes Exempel darzuthun, daß adelige Geburt nicht von der Tretmühle befreit, und Gleichheit vor dem Gesetze auch thatsächlich besteht. Deshalb konnte an dem Tage, wo der Prozeß zur Verhandlung kommen sollte, im Gerichtslokale kein Apfel zur Erde fallen. Aber Justiz oder Jurisprudenz täuschte die allgemeine Erwartung, und diese Täuschung war lange stehendes Gespräch und stehender Zeitungsartikel. Vier unserer gewiegtesten Rechtsmänner erschienen für die Vertheidigung, schnitten jedoch das Verhör durch die im Auftrag ihrer Clienten gegebene Erklärung ab, daß sie sich schuldig bekennen. Der gegentheilige Anwalt mußte dies zufrieden seyn, und Lord Denman, als vorsitzender Oberrichter, entließ die Parteien mit dem Rathe, sich in Güte zu vergleichen und dadurch die Fällung eines Rechtsspruches unnöthig zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Turin, Mai.

(Schluß.)

Das Pönitenzhaus der Generala.

Das dritte Stockwerk enthält zwölf von oben erleuchtete Zellen, wo Sträflinge in voller Einsamkeit den Tag und die Nacht zubringen können. Hierher kommen alle neu Ankommenden für kurze oder längere Zeit, damit sie ihre neue Lage bedenken und sich auf sie vorbereiten können. Der Schulsaal in demselben Stockwerke kann hundert Sträflinge fassen; daneben ist eine Bibliothek und abgesonderte Kabinette für den Direktor und den Kaplan der Anstalt. Das ganze Bodenstockwerk dient zum bedeckten Spaziergang. Durch die große Centraltreppe und durch mehrere von ihr unabhängige und verdeckte Treppen besteht die Kommunikation zwischen den verschiedenen Theilen des Gebäudes und dem Aeußern. Wasser ist im Ueberfluß vorhanden. Die Heizung geschieht durch ein ökonomisches Thermosyphon, wodurch nicht nur eine gleiche Temperatur in die Werkstätten, Krankenzimmer, Straf- und Probezellen gebracht, sondern auch die verdorbene Luft durch reine ersetzt wird. Sechs große und luftige Höfe dienen trefflich zur Leibesbewegung, so wie zum Spaziergehen der Genesenden und der in gänzlicher Abgeschiedenheit und Einsamkeit Lebenden. Dicht an den Gebäuden liegen ungefähr zehn Tagewerke Feld, umgeben von doppelten Mauern, zwischen denen Wachen auf- und abgehen. Hier können die Sträflinge zu Ackerbauarbeiten verwendet werden ohne Gefahr des Entkommens, denn sie sind hier unter steter Aufsicht. Sollte dieses Feld nicht zureichen, so wird es leicht erweitert werden können. Aus dem Allen geht hervor, daß die Regierung nichts versäumt hat, um alles Materielle, was die Erfahrung für das physische, moralische und intellektuelle Gedeihen der Sträflinge an die Hand gibt, aufs Vollkommenste herzustellen. Werfen wir nun einen Blick auf den Erziehungsplan.

Die dreihundert Sträflinge zerfallen in drei Kategorien, in die der Ausnahme, des Zweifels und des Zutrauens. Bei ihrem Eintritt in die Anstalt bestehen sie die erste Probe, nämlich einige Tage einsames Gefängniß. Dann werden sie in eine der drei andern Klassen eingetheilt. Die Garten- und Ackerbauarbeiten beschäftigen sie den größten Theil des Tages. Dabei werden sie auf dem Felde bald in Banden eingetheilt, bald einzeln verwendet, nach ihren Kräften und Fähigkeiten. Die drei Klassen werden da jede zu verschiedenen Zeiten beschäftigt; alle aber lernen nach und nach alle Ackerbauarbeiten kennen. Um aber die Sträflinge vor allem Nichtsthun in Zeiten zu behüten, wo nichts auf dem Felde zu thun ist, und um sie zu Handwerken geschickt zu machen, werden sie bei schlechtem Wetter, im Winter und Abends zu Handarbeiten verwendet, die mit dem Ackerbau in Verbindung stehen, zum Korbflechten, Zimmern, Wagenmachen u. s. w., oder sie lernen Handwerke, die auf dem Lande von leichter Anwendung und besonderem Nutzen sind; ferner die Erziehung der Seidenwürmer. Durch die Nähe Turin's wird es leicht, ihre Arbeiten zu verkaufen und dadurch die Unterhaltskosten der Anstalt zu verringern. Das Brodbacken und Waschen wird außerhalb des Hauses besorgt, theils weil dies wohlfeiler ist, theils weil in der Nähe das Ergastolo, das Strafarbeitshaus für die Weiber liegt, und dieses eine große Dampfwäscherei hat. Es ist aber zu wünschen, daß in der Folge das für das Landleben so wichtige Brodbacken auch im Haus getrieben und erlernt werden könne. — In der Schule sollen die moralischen und intellektuellen Fähigkeiten der Sträflinge geweckt, entwickelt oder vervollkommt werden. Außer Elementarunterricht lernen sie da Aufmerksamkeit, Ordnung und Fleiß, ferner allgemeine Kenntnisse im theoretischen Ackerbau und den damit verwandten Wissenschaften. Auf diesem Wege werden viele Vorurtheile der niedern Klassen weggeräumt, und die Sträflinge lernen viel Nützliches, so daß sie bei ihrem Austritt aus dem Pönitenzhaus ihr Brod als wohlunterrichtete Gutsknechte, oder selbst als Pächter oder Eigenthümer eines kleinen Hofs verdienen können. — Religiöse Erziehung soll bei der Besserung der Sträflinge besonders wirken und sie regeneriren, indem sie ihnen die feste Ueberzeugung gibt, daß ein reines Gewissen der Güter größtes und unvergänglichstes ist, und indem sie in ihnen das Bedürfniß weckt, ihre menschlichen und bürgerlichen Pflichten, abgesehen von aller irdischen Belohnung, zu erfüllen. Bei alle dem wird man sie doch überzeugen, daß in der Regel schon auf dieser Erde gutes Betragen nicht ohne Belohnung bleibt. — Das Stillschweigen ist nicht als allgemeines und absolutes Gesetz aufgestellt, sondern tritt nur ausnahmsweise bei besondern Veranlassungen ein, wie dies in den amerikanischen Pönitenzanstalten der Fall ist. Dies ist das Straf- und Besserungssystem der Generala, die im Lauf dieses Jahres ganz vollendet und eingerichtet seyn wird, und zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 111:
A—da. — Ida. — Lida.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 18. Mai 1841.

— Quot pascit servos? quot possidet agri
Jugera? quam multa magnaque paropside coenat?
Juvenal:

Ethnographiſche Studien in der Ukraine.

(Fortſetzung.)

Der Prieſter gibt es in jedem Dorfe genug, oft zwanzig bis dreißig, wenn man die Kirchendiener mitrechnet. Sie leben unter den Bauern und theilen deren Sitten und Gebräuche. — Eben ſo leben hier die kleineren Edelleute mit den Bauern vermiſcht. Man findet ihrer oft Hunderte in einem Dorfe, und unter ihnen Leute von jeder Kategorie. Alle betrachten ſich natürlich als freie, unabhängige Leute, und thun ſich nicht wenig auf ihren Adel und ihre Freiheit zu gut. Aber ſehr gewöhnlich hat ſich im Laufe der Zeiten unter ihnen eine Familie als die bedeutendſte hervorgethan. Dieſe liefert dann die „Welmoshnije litzi“ (die großmächtigen Geſichter) des Orts, beſitzt allein ſo viel als alle andern zuſammengenommen, hat ein prächtiges Schloß mit Gärten und Anlagen nach neuerem Geſchmack, und wird von Allen als der mächtige Patron verehrt. Sie beſitzt ganze Quadratmeilen in der Umgegend und Tauſende von Leibeigenen. Die andern haben jeder nur zweihundert, hundert, fünfzig, zwanzig, zehn, ja oft nur zwei Seelen, und mitunter nicht einen Fleck Landes dazu. Dieſe kleinen Seelenbeſitzer findet man dann oft als Aerzte, Gutsverwalter, ja ſogar nicht ſelten als Lakaien im Dienſte der Großen. In ihrem Dienſtverhältniſſe ſind ſie unterwürfig genug, aber ſonſt gegen Jedermann ſtolz im höchſten Grade, ſchlagen an ihre Bruſt und denken oder ſprechen: „Ja dworänin.“ (Ich bin ein Edelmann.)

Die mittelreichen Beſitzer, die unabhängigen Dorfedelleute leben, wenn ſie nicht, wie ſie jezt immer mehr gezwungen werden, als Offiziere, Kanzelliſten, Militärärzte, Lehrer im Dienſte der Krone ſind, nach alter kleinruſſiſcher Weiſe unter den Bauern. Es wäre unmöglich, alle die Grade des Wohlſtands und der Kultur zu ſchildern, die einem bei Beſichtigung ihrer Niederlaſſungen entgegentreten. Es gibt hier eben ſo verſchiedene Stufen wie auf der Skala ihres Seelenbeſitzes. Der Eine hat ſich ein Haus mit ſteinernen Säulen gebaut, der Andere hat durch einen irgendwo abgedankten Gärtner hübſche Blumenbeete um ſein Haus pflanzen laſſen und den Anfang zu irgend einer phantaſtiſchen Anlage gemacht. Dieſer weidet ſeine wallachiſchen Fettſchwänze nach urväterlicher Weiſe; jener hat ſich ein paar Dutzend Merinos gekauft und ſucht ſeine Heerde zu veredeln. Alle aber leben in ſehr freundlichen Häuſern, alle haben gute Pferde und halten Equipage, und alle ſind über die Maßen glücklich, wenn ein Fremder ſie beſucht. — Schon Adamus Bremenſis ſagt: „Nulla gens honestior

Digitized by Google

Slavis in hospitalitatis gratia.“ Und Heimoid verſichert ſogar, die alten Kleinruſſen haben das ungaſtliche Haus desjenigen zerſtört und verbrannt, der einen Fremdling von ſeiner Thür gewieſen. Man macht um ſo lieber von ihrer Gaſtfreundlichkeit Gebrauch, da Alles bei ihnen äußerſt reinlich und ordentlich iſt, bei den Bauern wie bei den Edelleuten.

Auch die Bauern haben hübſche kleine Häuſer, auf deren Reinlichkeit ſie ſo viel halten, daß ſie ſich nicht damit begnügen, ſie nur einmal alle Wochen bloß zu waſchen, wie die Holländer, ſondern es für nöthig finden, ſie alle vierzehn Tage von oben bis unten friſch zu weißen, daher ſie immer ſo blank ausſehen, wie friſch gebleichte Leinwand. Bei dieſen kleinen zierlichen Häuſern, die gewöhnlich nur aus Lehm, Strauchwerk und Kalk zuſammengeſezt ſind — ſogar der Schornſtein iſt ein mit Lehm beworfenes Strauchgeflecht — iſt die ganze Bauart, bis auf die Schranke und Tiſche, Oefen und Fenſter herab, ſo eigenthümlich, daß ſich dies Alles ohne Weitläuftigkeit und Zeichnung nicht deutlich machen ließe. Der Preis dieſer Häuſer beläuft ſich gewöhnlich nicht höher, als auf zwanzig, dreißig, höchſtens fünfzig Thaler. Wenn ſie daher abbrennen, was oft geſchieht, ſo iſt es eben kein großes Unglück; der Neubau iſt in vierzehn Tagen vollendet. Manche Theile des Hauſes kauft man fix und fertig auf den Märkten der Städte für eine Kleinigkeit, z. B. den Dachſtuhl, die Fenſter mit eingeſezten Scheiben u. ſ. w. — Lauter neue, ungewöhnliche Dinge frappiren das Auge in einer ſolchen kleinruſſiſchen Bauernwirthſchaft. Weil es ihnen an Weiden fehlt, ſo flechten ſie ihre Körbe und manche andere Gefäße, z. B. große Korndedalter, ſehr geſchickt aus Stroh. Die meiſten ihrer Gefäße beſtehen, ſo wie ihre Schiffe, aus ausgehöhlten Baumſtämmen, gewöhnlich aus Linden. So bewahren ſie ihren Honig, zuweilen auch ihre Milch, ferner das Mehl in ſolchen ausgehöhlten, nur wenig mit der Art geglätteten Stämmen auf. Auch bringen ſie manche Waaren in denſelben zu Markte; daher auch die Märkte hier einen ganz eigenen Anblick gewähren.

Es iſt ſchwer, mit bloßen Worten ſolche Bilder friſch aus der Fülle des Lebens herauszugreifen und lebendig vor die Augen des Leſers hinzuſtellen. Da es indeß ſo wenig bekannt iſt, wie die zehn Millionen Kleinruſſen und Koſacken ſchon ſeit Jahrhunderten Jahr aus, Jahr ein in ihren Dörfern leben — die Dörfer ſind, wie man ſchon aus manchen obigen Andeutungen geſchloſſen haben wird, viel wichtiger als die Städte; $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung, über die Hälfte des Adels und des Prieſterſtandes hauſen hier noch in den Dörfern, und bei der geringen Entwicklung der Induſtrie haben die Städte noch nicht die Bedeutſamkeit wie bei uns — ſo wird der Verſuch eines ſolchen Gemäldes erlaubt erſcheinen. Wir wollen daher einen Spaziergang durch ein kleinruſſiſches Dorf machen, wählen dazu einen ſchönen Frühlingsabend und verzeichnen, was uns der Reihe nach vorkommt.

(Fortſetzung folgt.)

Zu ſchnell.

(Fortſetzung.)

Kapitän White bemerkte den ſteigenden Eindruck, welchen Fitzpatrick auf ſeine Tochter machte, und bemerkte es nicht ungern. Fitzpatrick war Soldat, mit ihm von gleichem Range, Neffe eines Mannes, den er gut gekannt und der bei Waterloo gefallen, ſtammte aus einer achtbaren Familie und beſaß neben ſeinem Solde einiges Vermögen. Daher geſchah es, daß White eines Morgens zu ſeiner Gattin ſagte: „Weißt du wohl, daß ich den Fitzpatrick gut leiden mag? Er iſt ein kluger, geſetzter, anſtändiger Mann. Ich kenne ſeine Familie; ſie iſt eine Empfehlung. Und irre ich nicht, ſo hat er ein Auge auf unſere Tochter. Marie iſt ihm nicht abgeneigt, das getraue ich mir zu behaupten. Auch tadle ich ſie deshalb durchaus nicht. Wie war' es alſo, wenn du ſie fragteſt? Geheimniſſe gibt es bei uns nicht. Sag' ihr, ſie ſolle aufrichtig ſeyn. Frage ſie, ob er ſich geäußert. Ich verſtehe mich einigermaßen auf die Augenſprache, und iſt's, wie ich vermuthe, ſo habe ich nichts dawider.“

Wenige Stunden ſpäter kam Marie zu ihrer Mutter, glühend roth, mit Thränen in den Augen. Ohne ein Wort zu ſagen, ſchlang ſie die Arme um der Mutter Hals und weinte. „Was iſt dir, liebes Kind?“ fragte Miſtreß White. — Marie ſchwieg. — „So ſprich, beruhige dich, ſag', was iſt dir?“ bat die Mutter. — „Heinrich —“ begann Marie, und die Thränen erſtickten ihre Stimme. — „Meinſt du Heinrich Fitzpatrick?“ fragte die Mutter. — Da trat der Vater ein und löſte die Befangenheit des Mädchens, indem er die Urſache errieth. Fitzpatrick hatte um Herz und Hand geworben und Marie ihn an die Eltern gewieſen. Ehe die Welt eine Stunde älter wurde, waren Heinrich Fitzpatrick und Marie White verlobt.

Vater und Mutter theilten das Glück ihrer Tochter. Reich genug, ſie ſammt ihrem Gatten ſchon jezt unabhängig zu machen, ſahen ſie keinen Grund, ihre Einwilligung zu verſagen, und Kapitän White hoffte, in dem Sohne einen treuen Freund und ſteten Gefährten gewonnen zu haben. Der Altersunterſchied zwiſchen Beiden war

Digitized by Google

undedeutend. White zählte 44, Fitzpatrick 31 Jahre; übrigens begegneten sie sich in ihren Lieblingsneigungen.

Das bräutliche Verhältniß übte auf die Verlobten seine Zaubekraft. Von dem Momente, wo sie das Geständniß der Liebe getauscht, verlor sich an Marien jene Schüchternheit, welche, selbst dem Hausfreunde gegenüber, dem züchtigen Mädchen eigen ist, und Fitzpatrick erwiderte das Gefühl Mariens.

Heinrich war Familienglied geworden. Länger als sonst saßen am Verlobungstag White und er nach Tisch beisammen; das Gespräch war herzlicher, weil vertrauter. Fitzpatrick erzählte von seinem Vater, von seiner Mutter, Beide längst gestorben, erzählte mit warmer Liebe von seinen Schwestern, deren eine in Indien an einen Offizier, die andere in Rio de Janeiro an einen Kaufmann verheirathet war. Verhältnisse hatten die Familie getrennt, die Trennung das Band nicht gelöst. Dann erzählte er auch von seinem Oheim, den White gekannt, und nannte ihn seinen Wohlthäter, den er bei Waterloo begraben. White drückte ihm die Hand, und als später Heinrich neben Marien und White neben seiner Frau am Theetische saßen, wäre es schwer gewesen, in ganz Surrey vier glücklichere Menschen zu finden.

Drei Wochen genügten zu den Vorbereitungen zur Heirath. An einem heitern Morgen läuteten die Glocken zur Kirche, flatterten die weißen Schleifen,* White übergab am Altare die Tochter seiner Liebe dem Freunde seines Herzens, und der Geistliche sprach den Segen. Die Gäste versammelten sich um den reichen Frühstückstisch; das schäumende Glas ging im Kreise auf das Wohl des jungen Ehepaars; selbst Vater und Mutter lächelten mit den Lustigen, bis das Scheiden kam. Da war weder Marie, noch ihre Mutter der Sprache mächtig. Das lezte: „Gott sey mit dir!“ verschwamm in Thränen, und wie der Wagen fortrollte, bedeckte Kapitän White seine Augen und ging auf sein Zimmer.

Am folgenden Morgen fehlte Marie überall. Der Thee war nicht gemacht; wo war der Schlüssel zum Theekästchen? wo die Zuckerschale? Dies verdoppelte den Schmerz der Eltern; denn mag auch der Weise lächeln, der Spötter spotten, es bleibt doch wahr, daß der elastische Geist, der Gefahren trotzt und zum Kampf mit dem Schicksale gerüstet steht, den kleinen Wechseln in lieb gewordenen Gewohnheiten sehr oft unterliegt. „Wir müssen uns darein finden,“ tröstete endlich Kapitän White; „sie wird nicht ewig wegbleiben, und inzwischen geht es ihr gut bei dem Manne, den sie gewählt; wir müssen weniger an uns denken, oder dachten wir etwa an deines Vaters Frühstück, Fanny, als wir am Morgen nach unserer Hochzeit in Richmond frühstückten?“

Die erste Flitterwoche war vorüber. Zwei Briefe von Marien aus Richmond hatten Vater und Mutter mit ihrer Abwesenheit versöhnt. Sie schien so glücklich, schrieb so innig heiter. Da empfing Kapitän White, im Begriff, mit Fanny auszufahren, ein Billet des Inhalts:

„Gasthaus zum rothen Löwen.

Mein Herr,

es verlangt mich sehr, Sie zu sehen und zu sprechen. Aus Gründen, denen Sie Ihre Anerkennung nicht versagen werden, komme ich nicht zu Ihnen. Ich bin nach Möglichkeit schnell gereist, und wenn auch zu spät eingetroffen, doch nicht gemeint, wieder abzureisen, ohne Ihnen eine kurze Mittheilung gemacht zu haben, über deren Belang Sie selbst entscheiden mögen. — Ihrer Antwort bin ich durch den Ueberbringer gewärtig.“

H. F.

Sobald Kapitän White das räthselhafte Billet gelesen, fragte er den Boten, wer es ihm gegeben? Der Marqueur, hieß es, mit der Weisung, es schleunigst Kapitän White zu übergeben und eine Antwort zurückzubringen. — „War der Schreiber ein Herr oder eine Dame?“ forschte der Kapitän. — Der Bursche wußte es nicht, wußte bloß, daß er flink seyn, und wenn er in drei Viertelstunden zurück wäre, eine halbe Krone bekommen solle.

Dies und ein nochmaliges Lesen des Billets weckten den schlummernden Löwen. „Jemand hält sich von mir für beleidigt,“ sprach der Kapitän für sich. „Es ist eine Anfrage, eine Aufforderung. — Zu spät eingetroffen? was soll das heißen? — Mag's heißen, was es will — kurze Mittheilung — kurz oder lang, erste oder lezte, wie's beliebt — soll Gelegenheit dazu haben.“ Und damit beschied er den Boten, er werde ungesäumt erscheinen.

Seine Aufregung möglichst bezwingend, ging der Kapitän in den Garten zu seiner Frau und sagte ihr, daß ein eben erhaltener Brief ihn nach der Stadt rufe, er sich aber nur kurz verweilen und bald zurück seyn werde. Mistreß White sah hierin nichts Ungewöhnliches und gab dem Gatten einen herzlichen Kuß auf den Weg. Schnell saß er im Wagen, nicht jedoch ohne, halb aus Ritterlichkeit, halb aus Vorsicht, sein Pistolenkästchen unter den Sitz geschoben zu haben. Es geschah für den Fall, daß er in einen sogenannten Ehrenhandel verflochten würde, obgleich er keine Ahnung hatte, was die Veranlassung seyn könne. Das hingegen wußte er, daß, wenn es dazu käme, er in einer Garnisonsstadt leicht einen „Freund“ finden werde; denn Freunde sind nie leichter gefunden, als wenn es ein feindliches Rencontre gilt. Im Fluge erreichte er das Gasthaus zum rothen Löwen, rief den

* Die mit den englischen Sitten Bekannten wissen, daß die hier gemeinten weißen Schleifen white favours heißen, und daß am Hochzeittage sowohl Gäste als Dienerschaft, zu Fuß und zu Pferde, an Hüten und Armen Schleifen von weißseidenem Bande tragen.

Digitized by Google

Wirth bei Seite und fragte, wer und wo der Herr sey, der ihm mittelst eines Expressen einen Brief geschickt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Waldgravesche Prozeß. — Buchhändlerprozeß. — Der letzte Winter.

Der Dank, mit welchem die Vertheidiger diesen Rath entgegennahmen, bewies deutlich genug, daß dies der Zweck gewesen, warum ihre Klienten sich schuldig bekannt. Indem sie das thaten, verhinderten sie die Erörterung ihrer nächtlichen Ungezogenheiten und ganz besonders ihrer Thätlichkeiten gegen öffentliche Beamte, und dadurch, daß solches nicht zur Kognition des Gerichtes kam, durfte Lord Denman die Klage für ein indictment for an assault, für eine einfache Klage wegen erlittener Mißhandlung nehmen, die mittelst gütlichen Vergleichs von Rechtswegen beseitigt werden kann. Das Ende vom Lied sollen demnach, daß der Polizeidiener, statt seine Entschädigung vom Ausspruche einer Jury abhängig zu machen, lieber selbst die Summe, für welche er die Sache nies derschlagen will, bestimmen und daß die „Lerchenstreicher" ein Stück Geld nicht ansehen würden, damit ihr öffentlicher Frevel der Strafe des Gesetzes entschlüpfe. — Wie im Cardiganschen Prozesse zunächst gegen die Pairs und dann gegen das Gesetz, so machte im Waldgraveschen das empörte Rechtsgefühl zuvörderst gegen Lord Denman, und dann gegen den betreffenden Gerichtsgebrauch sich Luft; ja, es wurde vorgeschlagen, Lord Denman vor dem Hause der Pairs zur Rechenschaft zu fordern. Ob dies geschehen wäre oder nicht, jedenfalls stand er hinter dem Bollwerke des Gerichtsgebrauchs, und wohl auch hinter dem der gesunden Rechtsphilosophie sicher verschanzt. Es ist strenger Gerechtigkeitsgrundsatz, daß ein Richter von den zu seiner Entscheidung kommenden Thatsachen keine Sylbe mehr wissen soll, als was im Gerichtshofe zu seiner Kenntniß gelangt. Was er außerdem hört, liest, sieht, geht den Richter nichts an. — Aber die Sache hat eine ganz andere Wendung genommen. Bei Wiederaufnahme des Prozesses sind Graf Waldgrave und Kapitän Duff zu sechsmonatlichem Gefängniß und jener zu 200, dieser zu 50 Pfund Geldbuße verurtheilt worden. Ist damit auch dem gemeinen Gesetz nicht völlig Genüge geleistet, so ist doch der Skandal vermieden, den die völlige Strafloſigkeit der Verbrecher erregt hätte. — Die vielseitige Beachtung, welche der Cardigansche und Waldgravesche Prozeß gefunden, der fast allgemeine Unwille, der sich deshalb geäußert, dürfte eine sichere Bürgschaft seyn, daß die Gesetzgebung für dergleichen Gebrechen nicht lange mehr blind und taub bleiben wird; denn das Gute hat England, daß es zwar langsam, aber fest, oder vielmehr fest, weil langsam, zum Bessern vorschreitet. Hat erst die Ueberzeugung von der Dringlichkeit einer Abänderung die Nation durchdrungen, sie mithin sich reif dafür gezeigt, — mag man immerhin von einzelnen Seiten Schlagbäume vorziehen, man kann gewiß seyn, die Schlagbäume fallen. Dies hat sich bisher erprobt, und wird es hoffentlich auch ferner. — Gleichzeitig mit dem Waldgraveschen Prozesse standen vor der Queen's bench drei andere auf der Tagesliste, die in so fern Interesse hatten, als sie gegen drei angesehene hiesige Buchhändler wegen ihrer Verlagsartikel gerichtet waren, gegen Moxon, Fraser und Otley. Die Anschuldigung besagte, die drei Genannten verkauften certain books which contain articles of a blasphemous nature, Bücher gotteslästerlichen Inhalts, und unter Otley's Verlagsartikeln dieser Gattung standen die Bulwerschen obenan. Aus früher erwähntem Grunde war wieder die Königin nominell Klägerin. Diesmal vertrat sie den Buchhändler Heinrich Herberington, denselben, wider welchen sie, ebenfalls nominell, vierzehn Tage vorher wegen Verbreitung gotteslästerlicher Bücher klagbar, und der in dessen Folge zu viermonatlicher Gefangnißstrafe verurtheilt worden war. Vielleicht Leidensgefährten sich zum Trosste wünschend, oder in edler Aufwallung für Recht und Gerechtigkeit nicht einsehend, warum die Strafe, die ihn getroffen, weil er wohlfeile Schriften gedachten Inhalts verkauft, nicht auch die treffen solle, die ein Gleiches für theure Preise thaten, und darin keinen Unterschied findend, daß seine Käufer den niedrigen, die Käufer jener den höheren Ständen angehörten, hatte er die drei Herren vor Gericht laden lassen, und es wäre gewiß zu einer anziehenden Verhandlung gekommen, wenn es nicht an der erforderlichen Zahl von Geschworenen gefehlt, und das Weitere daher bis zur nächsten Quartalsitzung hätte verschoben werden müssen. — In vielen, wenn nicht in allen Versammlungshäusern unserer Dissenters sind für den aufgewandten Witter dem Himmel Dankgebete gebracht worden. Es ist das erste Mal, daß solches geschehen; es ist aber auch einer der härtesten Winter gewesen, die seit Jahren über London gekommen, und Worte und Zahlen können gewiß die Leiden nicht schildern und zählen, die er in seinem Gefolge gehabt. Obgleich keiner der ältesten Einwohner, erinnere ich mich doch einiger ganz tüchtigen Winter; allein nie habe ich auf den Straßen nackteres Elend gesehen, nie von einer gleichen Menge vom Frost Getödteter gehört. Dennoch hat die Londoner Mildthätigkeit sich keineswegs karger erwiesen, im Gegentheil, sie hat mehr gethan als je. In allen Theilen der Stadt waren receiving houses geöffnet, Häuser, in welche von Nachmittags vier Uhr an obdachlose Menschen aufgenommen wurden, in warmen Zimmern ein reinliches Strohlager, und Abends und früh neben einer stärkenden Suppe jeder ein Pfund Brod erhielten. Theils um dem Müssiggange keinen Vorschub zu leisten, theils um Raum zu gewinnen, wurden die des Nachts Beherbergten nach dem Frühstücke entlassen, und bis zu genannter Nachmittagsstunde blos solchen Aufnahme gewährt, die man in den Straßen erstarrt gefunden. Ganz leer waren die Häuser nie. Daneben entwickelten die vielen hiesigen Armenanstalten doppelte Thätigkeit, und unterzogen die geachtetsten Distrikts-bewohner sich der Einsammlung von Beiträgen zum Ankauf wollener Decken, zur Vertheilung von Brod, Kartoffeln und Kohlen, zur Zubereitung von Suppen, und nirgends ist eine Klage über Hartherzigkeit laut, wohl aber mancher Beweis ächt menschlicher Gesinnung bekannt worden. In einzelnen Distrikten haben die Privatsammlungen wöchentlich Tausende von Pfunden getragen, und die Gesammtsumme, die London gesteuert, muß ungeheuer seyn. Sie kennen zu lernen, müßte man von Haus zu Haus fragen, was jedes gegeben, und da würde man häufig keine Antwort bekommen; denn nirgends wird wohl öfter als hier nach der biblischen Lehre gehandelt, daß die Linke nichts wissen soll von der Wohlthätigkeit der Rechten. Im Allgemeinen höre ich jedoch versichern, daß es wieder der Kern des Volkes, der Mittelstand ist, der sich am thätigsten und freigebigsten erwiesen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 19. Mai 1841.

Die vollste Rache sey die Arzenei,
Den Todesschmerz zu heilen.

Shakespeare.
Macbeth.

Zu schnell.

(Fortsetzung.)

„Ein Herr?" versetzte der Wirth; „bitte um Verzeihung, dermalen logirt kein Herr bei mir; meines Wissens hat eine Dame den Brief geschickt." — Der Kapitän lachte über seinen thörichten Argwohn und seine thörichtere Pistolenvorsicht. „Eine Dame?" sagte er; „recht schön! Führen Sie mich zu ihr." — Der Wirth stellte ihn sofort einer hübschen jungen Dame als Kapitän White vor und verließ das Zimmer.

Der Kapitän verbeugte sich; die junge Dame wollte aufstehen, brach aber in Thränen aus. Ein Weib in Thränen machte den Kapitän zur Turteltaube. Er bemühte sich, sie zu beruhigen; sie weinte noch heftiger. Er setzte sich neben sie und sagte: „Wie soll ich mir das deuten, Madame? Woher dieser Schmerz, diese Aufgeregtheit? Kann ich mich doch nicht erinnern, je das Vergnügen gehabt zu haben, Sie zu sehen." — „Mich? Nein, nein, mich haben Sie nie gesehen! Wollte Gott, Sie hätten es! Elend, Verzweiflung wäre Ihnen, wäre denen erspart gewesen, die Sie mehr lieben als sich selbst!" — „Ich verstehe Sie nicht," versetzte der Kapitän; „habe ich Sie beleidigt, habe ich irgend Jemand gekränkt, der Ihnen nahe steht? — „Nein, nein," sagte die Dame ruhiger und nahm das Tuch von den Augen; „Sie sind der Beleidigte, der Gekränkte, ich die Gekränkte, die Betrogene, Sie und ich, wir Beide, Sie und Ihr schuldloses Kind!" — „Gerechter Gott!" rief der Kapitän, „was heißt das? — was kann das heißen?" — „Alles!" erwiderte die Unglückliche; „hätt' ich's zu hindern vermocht, ich hätt' es gethan, schon um meinetwillen hätt' ich's gethan. Nun ist's zu spät; Ihre Tochter ist an Heinrich Fitzpatrick vermählt." — „Ja, ja, und nun —" — „Nun ist sie elend auf ewig!"

„Sind Sie bei Sinnen, Madame?" rief der Kapitän. „Womit wollen Sie solche Rede rechtfertigen?" — „Sie war Ihr Liebling," fuhr die Dame fort, „war Ihr einziges Kind, Ihre und der Mutter Freude, ein unschuldiges, herrliches, reines, tugendhaftes Mädchen. So schildert sie jeder. Ich habe die Heimath ihres Glücks gesehen, den Garten, den sie geliebt, die Blumen, die sie gepflegt. Erst heute Morgen kam ich an Ihrem Hause vorüber — zu spät, zu spät für uns Alle! Sie ist verloren — sie und ich sind vernichtet!" — „Sie und mein Kind? Was haben Sie mit meiner Tochter gemein? Reden Sie, erklären Sie sich, der Tod kann —" — „Wird sein Opfer finden," unterbrach die Unbekannte; „wie soll ich's vorbringen, was Ihr edles Herz brechen wird?" — „Lassen Sie mich Alles wissen," sagte der

Digitized by Google

Kapitän; „was iſt's?" — „So gebe der Allmächtige Ihnen Kraft, es zu tragen. Heinrich Fitzpatrick — ich bin ſein ihm angetrautes Weib."

Kapitän White ſtand ſprachlos; Zorn und Unglaube kämpften in ihm; er wendete ſich von der Unheimlichen ab. „Ueberzeugen Sie ſich," ſagte dieſe und reichte ihm ein Pergament. — Es war der Trauſchein. Der Kapitän las ihn, drückte die geballte Fauſt an die Stirn und verbeugte ſich zum Weggehen. — „Nicht ſo, nicht ſo!" rief die Unglückliche und ſtürzte ihm zu Füßen. „Schonung, Schonung für ihn! Er war meine erſte, meine einzige Liebe, iſt noch mein Gatte!"

Einen Blick voll Haß und Wuth ſchleuderte der Kapitän auf die Knieende. „Laſſen Sie das Geſetz ihn ſtrafen," fuhr dieſe fort; „vergeſſen Sie nicht, daß wir Beide ſchon unglücklich genug ſind." — „Wir Beide!" wiederholte der Kapitän; „Sie ſind unglücklich, ich habe mein Kind unglücklich gemacht; mein einziges Kind habe ich mir vom Herzen geriſſen, den Liebling meines Daſeyns um Glück und Leben betrogen. Laſſen Sie mich — die Strafe ſoll ihm werden!"

Vergebens umſchlang die Schluchzende ſeine Knie. Er machte ſich los, eilte die Treppe hinab, gebot dem Diener, Miſtreß White zu melden, daß er vor Abend nicht zurückkehren werde, ſprang in den Wagen, ließ den Pferden die Zügel und jagte nach Croydon, der nächſten Poſtſtadt auf der Straße nach Richmond. Friſche Pferde brachten ihn ſchnell an's Ziel.

Mariens Zofe ſtand in der Thür des Hotels, als der Kapitän vorfuhr. Seine Ankunft überraſchte, ſein Ausſehen erſchreckte ſie. Er folgte ihr auf das Zimmer ihrer Herrſchaft. Beide waren ausgegangen, wollten aber um vier Uhr zurück ſeyn. Auf dem Sopha lag eine angefangene Zeichnung von Fitzpatricks Hand, daneben Mariens Nähkäſtchen. Der Anblick des letztern drängte dem Kapitän das Waſſer in die Augen. — „Sie werden zu Tiſch hier bleiben?" fragte die Zofe. — White antwortete nicht. — „Ich hoffe, Miſtreß White iſt wohl?" fragte jene. — „Wohl?" verſetzte der Kapitän; „o ja, Miſtreß White ich geſund und noch glücklich. Aber ich muß meine Tochter ſehen. Wohin ſind ſie gegangen?" — „Das weiß ich wirklich nicht zu ſagen." — „Schon gut, ich werde ſie finden."

Damit verließ der Kapitän das Hotel und ging in den anſtoßenden königlichen Park. Kaum war das eiſerne Gitter hinter ihm in's Schloß gefallen, als er in kleiner Entfernung Marien am Arme des Gatten erblickte. Ein Bild der Schönheit und des Frohſinns wandelte ſie neben ihm. Da gewahrte ſie den Vater, und raſchen Sprungs lag ſie in ſeinen Armen. Er drückte ſie an ſeine Bruſt und küßte ihre Stirn. Fitzpatrick bot ihm die Hand; er ließ ſie unberührt. — „Iſt meine Mutter hier?" fragte Marie; „o wie gut Sie ſind, uns zu beſuchen." — „Gott ſchütze dich!" antwortete White und legte ihren Arm in den ſeinigen; erlaube mir, dich in's Hotel zu führen; ich habe dann mit Kapitän Fitzpatrick zu ſprechen." — „Mit Heinrich?" fragte Marie. — „Bleiben Sie hier, mein Herr," wendete ſich White zu dieſem; „ich bitte, mich hier zu erwarten; in wenigen Minuten bin ich zurück."

Fitzpatrick erblaßte und blieb. Marie zitterte. „Mein gutes, gutes, unglückliches Kind," ſagte der Kapitän; „geh auf dein Zimmer; hier iſt deines Bleibens nicht, du mußt mich nach Hauſe begleiten." — „Nach Hauſe, Vater? O dann iſt meine Mutter krank! Aber Heinrich —" — „Nichts von ihm!" fiel der Vater ſchaudernd ein; „kein Wort, meine Tochter, kein Wort von ihm!" Und als ſie das Hotel erreicht, ſagte er wehmüthig: „Geh auf dein Zimmer, Kind; ich denke, ich werde bald bei dir ſeyn." Einen zweiten Kuß drückte er auf ihre Stirne und kehrte in den Park zurück.

Wo er Fitzpatrick verlaſſen, traf er ihn, auf und ab gehend. Schnell trat er zu ihm, hielt ihm den Trauſchein vor und rief: „Iſt dies Dokument ächt, mein Herr? Antwort, Heer, iſt dies Dokument ächt?" — „Ich vermuthete das," ſagte Fitzpatrick. — „Antwort, erkennen Sie das Dokument für ächt?" — „Ich — wirklich — erlauben Sie, Kapitän —" — „Niederträchtiger, verworfener Böſewicht! nur dein Blut kann das Verbrechen ſühnen; hier, verrätheriſcher Bube, vertheidige dich!"

(Schluß folgt.)

Ethnographiſche Studien in der Ukraine.

(Fortſetzung.)

Zunächſt die Felder des Dorfs, Roggen, Waizen, Mais, türkiſche Hirſe und Gerſte, mit Diſteln und Unkraut vermiſcht. Die wenigen ordentlichen Wirthe erkennt man an den gereinigten Aeckern. Dann das Mühlenheer, hundert kleine Windmühlen auf einem Flecke, jede mit acht Flügeln, und all die kleinen Gebäude im Winde wackelnd. Die Müller gehen ab und zu, ihre Geſchäfte beſorgend. Nicht weit von den Mühlen ein großer, weiter Grasplatz, auf dem hundert Ochſen wiederkäuend oder graſend umher wandern. Vierzig bis fünfzig kleine Wagen ſtehen in der Nähe, mit Waaren beladen, in hübſcher Ordnung aufgefahren, und die Fuhrleute ſind beſchäftigt, von trockenen Kräutern, Miſt und Geſtrüpp ein Feuer anzumachen. Dieſer Platz iſt eine Gemeindeweide des Dorfs, welche die Einwohnerſchaft gaſtfreundlich allen Fremden und Reiſenden als

Digitized by Google

gemeinsame Lagerstelle angewiesen hat. Jeder Wandeeer hat das Recht, auf dieser stets gedeckten Tafel sein Vieh speisen zu lassen. Bei den Dörfern, die an bedeutenden Straßen liegen, finden sich gewöhnlich alle Abende mehrere Karavanen ein, deren Fuhrleute sich jene Freiheit zu Nutze machen. Auch stehen gewöhnlich in der Mitte des Platzes ein paar Zigeunerzelte. Sie sind die ambulanten Schmiede, Pferdehändler und Siebmacher der Kleinrussen, und ziehen so den ganzen Sommer von Dorf zu Dorf. Im Winter verstecken sie sich in Erdhöhlen in der Vorstadt irgend einer Stadt, bei der sie angeschrieben sind. In der Mitte des Zeltes lodert ein Feuer, um welches kreischend und zankend die zahlreiche nackte Kinderschaar gelagert ist. In den Ecken stehen die Hauptmöbeln einer Zigeunerniederlassung, zwei Wagen, zu Betten eingerichtet, die Seitenleitern als Bänke oder Divans niedergelassen. Ueber den Wagen hängen einige räucherige Götzen- und Heiligenbilder. Die Hausfrau, rauchend und mit allerlei Leder- und Metallwerk aufgezäumt wie ein Pferd, waltet weise im häuslichen Kreise, d. h. sie schlägt die Buben und scheucht die Hunde vom Kessel weg. Ein junges Mädchen, schlank wie eine Birke und hübsch wie Pretiosa, ebenfalls rauchend, schleppt vom nächsten Brunnen Wasser zu. Der Hausherr sizt rauchend vor der Hütte und schmiedet, ein Kleinrusse stedt dabei und schaut sinnend zu. Rund umher stehen die zahlreichen Pferde der Ansiedelung zusammengekoppelt und naschen von dem zusammengerafften Heu, Gras und Steoh. Ein zweiter Zigeuner, der jüngere Bruder des Zeltherrn, kommt aus dem Dorfe herbei mit schadschaften Kesseln, Feuerzangen, Beilen, Messern, die gestickt werden sollen, und dabei auch mit Brodrinden, Igeln u. s. w. beladen, die man als Delikatesse kochen und braten will.

Wir treten in das Dorf selbst ein. Am Eingange geben uns zur Rechten und Linken die von der russischen Regierung, die für Statistik überall thätig ist, aufgerichteten Pfähle einige statistische Notizen über die Einwohnerschaft des Orts, die Anzahl der Häuser, der Edelleute, der Kasacken u. s. w. Zur Rechten und Linken liegen am Wege eine Menge kleiner, mit Gras bewachsener Erdhaufen, Ueberreste und Schlacken einer Salpeterfabrik. Der Boden der Ukrainischen Steppen ist überall so mit Salpeter geschwängert, daß die Gewinnung dieses Produkts ein gewöhnlicher Industriezweig der Dorfbewohner geworden ist. — Eine Reihe kleinrussischer Weiber kommt vom Heumachen nach Hause. Sie sind mit Gras und Blumen bekränzt, wandeln paarweise hinter einander her, wie eine Compagnie Soldaten, ihre Harken auf den Schultern, und singen unaufhörlich so ieddast, als gälte es einen Triumph zu feiern. Aus verschiedenen Gegenden des Dorfs von nah und fern hört man ähnliche Sängerschaaren.

Die kleinen weißen Häuser des Dorfs stehen hübsch gepuzt, unter hochrankendem Unkraute verborgen, zu beiden Seiten gereiht. Die Gehöfte sind mit hohen dürren Dornhecken umgeben, die wie Festungsmauern dastehen und dem Woife den Eingang wehren sollen. — Aus der hohen Thür jedes Gehöftes rast uns eine Schaar von Hunden entgegen, die hier zu Lande in den Dörfern sogar noch häufiger sind als die Wölfe in den Wäldern, was nicht wenig sagen will. Kein kleinrussisches Dorf steht in Bezug auf seine Hundebevölkerung der Stadt Konstantinopel nach. — Hie und da wechseln die einstöckigen Bauernhäuser, die alle wie aus Einer Form gegossen sind, mit besser gebauten Priester- und Edelmannswohnungen. Bei diesen herrscht ganz der Styl, den wir als asiatisch bezeichnen. Alles ist leicht und lustig mit vielen Balkonen, bedachten Vorplätzen und säulenreich; jede Säule freilich nur ein behauener Ellernbaum. Die Priester pflanzen häufig Bäume vor ihren Häusern, und da sieht man sie dann, die alten, langbärtigen Männer wie Patriarchen vor ihrer Thüre sitzen, mit ihren Kindern oder mit ihrer Katze spielend. Wenn es auch der Abend vor Sountag ist, wir dürfen nicht fürchten, wenn wir zu ihnen treten, sie in der Ausarbeitung einer Predigt zu stören. Der russische Prediger weiß seinen „Sluschba" (Dienst) an den Fingern, wie ein Schulknabe seine Lektion. In dem Gehöfte des Edelmanns werden Rosse getummelt, oder eine alte Kalesche geschirrt, in der die Familie morgen einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen gedenkt.

(Schluß folgt.)

Maitrank.

Wollt ihr recht den Lenz genießen,
Wahrhaft frühlingsselig seyn,
Kommt und kostet unseen süßen
Frischen Maienkräuterwein!

Was der Frühling Schönes geben,
Was er Hohes bieten kan:
Neue Jugend, neues Leben
Lacht aus diesem Trank uns an.

Erstens Rebensaft vom Jahre
Vier und dreißig nehmen wir,
Präpariren wir dies wahre
Aechte Lebenselixir.

Dann das zweite und das dritte,
Vierte, fünfte und sofort
Suchen wir in Waldes Mitte,
Wohlbekannt ist uns der Ort.

Digitized by Google

Morgenthau und Maienlüfte,
Abendroth und Sonnenſchein,
Waldeswürze, Blüthendüfte
Schließen wir in Gläſer ein!

Seht ihr in den Kelchen ſprühen
Freunde, aller Säfte Saft?
Fühlt ihr in den Adern glühen
Freunde, aller Kräfte Kraft?

Aber nicht im engen Zimmer
Trinken wir der Tränke Trank,
In der Abendſonne Schimmer
Sitzend auf der Raſenbank!

Freunde, trinket, trinket, trinket!
Um uns, in uns lebt der Mai!
Wer in Gras und Blüthen ſinket
Sagt, ob der nicht ſelig ſey?!

Adolf Schults.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Schluß.)

Die Königin und Prinz Albert. — Sanatorium.

Einigermaßen ſind die geringen, man möchte ſagen, im Verhältniß unbedeutenden Summen aufgefallen, welche die Königin und Prinz Albert geſpendet haben. Ueber dieſe kann kein Irrthum herrſchen; die kleinſte Gabe aus der Hand der Königin oder ihres Gemahls wird von den Zeitungen treulich berichtet. Und da Letzteres ſelbſt dann zu geſchehen pflegt, wenn die Gabe keinen öffentlichen Zweck hat, ſo gewinnt wirklich das Gerücht Glauben, daß dieſer Zweig der königlichen expenditure beſchnitten worden iſt. In Bezug auf den Prinzen Albert hat die Sage eine um ſo unangenehmere Senſation erregt, als man es hie und da, in den obern wie in den untern Klaſſen der Londoner Geſellſchaft, eben nicht in der Ordnung findet, daß die Königin ein Amt nach dem andern, worüber die Verfügung ihr zuſteht, womit ein Gehalt verknüpft iſt, und das mit einiger Schicklichkeit von ihrem Gemahl, wenn auch nicht in Perſon verwaltet, doch in Perſon bekleidet werden kann, ihm zutheilt. Man will darin von Seiten der Königin die Abſicht erkennen, ihrem Gemahl das zu erſetzen, was er durch die Bewilligung des Parlaments von nur 30,000 Pfund an den beantragten 50,000 verloren hat, und in der Annahme des Prinzen ſieht man ſeiner Seits wenigſtens keine Abneigung, ſich dem Wunſche der Gemahlin zu fügen. Der unmittelbare Geldverluſt trifft allerdings in den zu ſolchen Aemtern Geeigneten meiſt Männer, die im Stande ſind, ihn zu verſchmerzen; nur begreift das im Stande ſeyn nicht immer auch die Willfährigkeit dazu, und wer den Geldverluſt nicht achtet, ſchlägt vielleicht die anhängenden Ehrenvortheile ungemein hoch an. Die jüngſte Ernennung iſt die zum Oberforſtmeiſter des Windſorparks, eine Stelle, die ihre beſonderen Annehmlichkeiten hat, und daher ſtets für ein namhaftes Zeichen königlicher Gunſt galt. Ein in England ziemlich hoch ſtehender Mann, der Anwartſchaft darauf gehabt haben will, hat durch die Entziehung ſich ſehr verletzt gefunden, und möglich, daß Königin Victoria den Spruch: „Klein iſt die Zahl der Freunde, auf die wir bauen können im Drange der Gefahr," nicht für ſich geſchrieben glaubt. Möge die Erkenntniß des Gegentheils ihr für immer fern bleiben! — Die zu Erleichterung der Winternoth gemachten Privatanſtrengungen, ſo ungeheuer ſie waren, haben doch die Ausführung eines Unternehmens nicht geſtört, das einem in Edinburg nachgebildet iſt, wo die wohlthätige Wirkſamkeit deſſelben ſich bereits aufs Vollſtändigſte bewährt hat. Dort nämlich wurde im Jahr 1837 auf Subſcription ein Hoſpital errichtet, über deſſen Zweck das Programm ſich folgendermaßen äußerte. „Unſer in Minto-Houſe auf Argyle-Square eröffnetes Sanatorium iſt ausſchließlich für jene zahlreiche Menſchenklaſſe beſtimmt, die im Krankheitsfall nicht ein Gegenſtand öffentlichen Almoſens werden, und deshalb in kein öffentliches Hoſpital gebracht ſeyn will. Da muß es geſchehen, daß Hausbeſitzer, Miethsleute und Dienſtleute, von Krankheit betroffen, ſich nicht die Pflege und Abwartung verſchaffen können, die zu ihrer Geneſung unerläßlich iſt. Bald fehlt es an eigenen Mitteln, bald an helfenden Freunden, und Dienſtherrn ſind oft, beim beſten Willen, aus Mangel an Räumlichkeit, nicht im Stande, ihre kranken Dienſtleute bei ſich zu behalten. Für ſolche Fälle ſoll unſer Sanatorium Vermittler ſeyn; gegen eine kleine Beiſteuer, die dem Patienten das drückende Gefühl benimmt, von Almoſen zu leben, ſoll er in unſerm Hauſe eine Heimath, Wartung, Pflege, Arzt, Alles finden, was zu ſeiner Herſtellung erforderlich iſt." Das Niedrigſte der Beiſteuer wurde wöchentlich auf zehn, das Höchſte auf zwanzig Schillinge fixirt. Drei Aerzte und ein Chirurg widmeten ſich der unentgeldlichen Behandlung. Der Anfang war klein; das Haus hatte gleichzeitig nur für neun Kranke Raum. Dennoch gingen ſchon in den erſten zwölf Monaten über fünfzig Geneſene daraus hervor. Die Subſcriptionen haben ſich gemehrt, das Haus iſt vergrößert worden, und die Anſtalt in ſegensreichem Fortſchreiten. Nach dieſem Vorbilde entwarf der durch ſein Werk über Phyſiologie vortheilhaft bekannte Doktor Southwood Smith den Plan zu Errichtung eines Londoner Sanatoriums. Die zur erſten Anlage nöthigen dreitauſend Pfund waren bald gezeichnet, und der Hausbau begann. Die Subſcriptionen ſind zweierlei Art, entweder ein für allemal zehn Guineen, oder jährlich eine Guinee, und nicht allein wird jeder Subſcribent, der in Krankheitsfällen ſich in die Anſtalt begibt, *unter* dem reglementsmäßigen Satze der Wochenbeiſteuer aufgenommen, ſondern er hat auch das Recht, einen Kranken zu gleichem Vortheil zu empfehlen. Die Wochenbeiſteuer variirt zwiſchen zwanzig und ſiebzig Schillingen. Da Krankheiten zu den unvermeidlichen Uebeln gehören, „die des Fleiſches Erbtheil ſind," kann der Ausdruck nicht mißverſtanden werden, daß es eine *freudige* Erſcheinung iſt, unter der Klaſſe, zu deren Beſten die Anſtalt begründet worden, kein ſtarkes Vorurtheil dagegen auftauchen zu ſehen. Gar kein Vorurtheil ginge gegen den innern Menſchen, der ſich ſelten des Mißtrauens erwehren kann, wenn Andere ihm ſagen, daß die Unterſtützung, die ſie ihm leiſten wollen, auf keinem eigennützigen Grunde ruhe. Schon das alſo iſt viel gewonnen, daß die Anſtalt mehr Vertrauen als Mißtrauen findet.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 14.

Mittwoch, 19. Mai 1841.

[193] So eben ist in unserm Verlag mit Eigenthumsrecht erschienen:

Die Favoritin — La Favorite.

Oper in 4 Akten von Scribe, deutsch von Spazier. Musik von G. Donizetti.

Clavierauszug mit deutschem und französischem Text 6⅔ Rthlr.
Ouverture und alle Gesangs-Nro. einzeln à 9½ — 20 Sgr.
Partitur mit deutschem und französischem Text und Orchesterstimmen.

Compositionen für Piano über Lieblingsthemas aus der Favoritin, nämlich:

Hünten, Franç., 4 airs de Ballet. Op. 120. 4 Livr. à 17½ Sgr.
Kalkbrenner, Rondeletto brillant. Op. 150. ⅝ Rthlr.
Schubert, Mosaïque, Potpourris des airs fav. 4 Livr. à ⅔ Rthlr.
Musard, Contredanses s. d. airs d. l. Favorite ⅓ Rthlr.

Die Arrangem. für Piano und zu 4 Händen, im Quartett für Violine und für Flöte sind unter der Presse.

Unter der Presse:

Der Guitarrenspieler — Le Guitarrevo.

Oper in 3 Akten von Scribe, deutsch von Grünbaum. Musik von F. Halevy.

Partitur mit deutschem und französischem Text, Orchesterstimmen, Clavierauszug, Compositionen über Lieblingsthemas aus dem Guitarrevo von Döhler, Kalkbrenner, Franç. Hünten etc. und alle Arrangements für Piano und zu 4 Händen, Quartette u. s. w.

Erschienen ist bereits die Ouverture. Ferner:

Reissiger, C. G., Chorgesänge und Quartette für frohe Liedertäfler. Op. 157. Heft II. (Heft I. enth.: Blücher am Rhein, ist auch für eine Tenor-, dito für eine Bassstimme erschienen.)

Der glänzendste Beifall wurde beiden Opern in Paris zu Theil, beide sind Lieblingsopern und Cassenstücke geworden.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[220] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch
der
speciellen Technologie,
vornehmlich zum Gebrauch
auf Universitäten und in andern Lehranstalten.
Nach dem jetzigen Zustande
der Naturwissenschaften und den neuesten Erfindungen und Entdeckungen
bearbeitet von
Joh. Heinr. Moritz von Poppe,

Doctor der Philosophie und Staatswirthschaft, Prof. der Technologie auf der Universität Tübingen, Mitter ꝛc. ꝛc.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 6 Steindrucktafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Die erste Auflage dieses Lehrbuchs der speciellen Technologie hatte bald nach dem Erscheinen das Glück, nicht bloß auf vielen Universitäten (in einer italienischen Uebersetzung auch in Padua), sondern auch in andern Lehranstalten als Compendium mit Nutzen gebraucht zu werden. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind aber fast alle technischen Gewerbe mit sehr vielen wichtigen neueren Erfindungen und Entdeckungen bereichert, und überhaupt sind sie sehr vervollkommnet worden. Dieses Neue und Bessere findet man nun in der zweiten Auflage, welche zugleich mit ganz neuen Abschnitten und zu genauerer Erläuterung der abgehandelten Gegenstände, mit vielen Abbildungen auf 6 Steindrucktafeln versehen ist. Die Unterzeichnete darf wohl hoffen, daß aus diesen Gründen, so wie wegen des immer mehr wachsenden Interesses, das die Welt heutiges Tages an der Technologie nimmt, und wegen der vielen neu errichteten Gewerbschulen und anderer technologischer Lehranstalten, die zweite Auflage eine noch weitere Ausbreitung finden werde, als die erste.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[177] So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scipio Cicala.

Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe.

Vier Bände.

8. 6½ Thlr.

Der große Beifall, den dieser ausgezeichnete Roman bei seinem ersten Erscheinen im Jahr 1832 erhielt, wird gewiß auch diese zweiten ganz umgearbeiteten und mit vielen erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe zu Theil werden.

Von demselben Verfasser erschien bei mir:

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Zwei Bände. 1834. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag drochirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badeszene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Serastier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Kataraften. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Saffe. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Baldek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Barberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landkutsche. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahrs 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher deurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getauscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[207] Im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Deutsches
eheliches Güterrecht,

von Dr. C. F. Runde,

Großherz. Oldenburg. Geheimenrathe und Oberappellations-Gerichts-Präsidenten ꝛc.

gr. 8. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

---

[202] Bei C. Anton in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eiselen, J. F. G., Geschichte des Lützow'schen Freicorps. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Keineswegs eine Kopie der 1827 in Berlin erschienenen Geschichte des L. F. C.! — Der Herr Verfasser wählte sich einen durchaus andern Standpunkt, von welchem aus er das Corps in seiner ganzen, auffallenden Eigenthümlichkeit zeichnete, und, getreu und wahr, Licht- und Schattenseite vor dem Blick des Lesers offen enthüllte, nicht ohne Hinzufügung charakteristischer und pikanter Anekdoten.

---

[106] In der liter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Allgemeine Zeichnenschule,

von G. Zipmann,

Lehrer am königl. Cadetten-Corps in München.

Drittes Heft.

Enthaltend die Anatomie des menschlichen Körpers.

20 Blätter mit Text. Royal-Folio.

Preis in Umschl. 4 fl. rhein. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Nach der ursprünglichen Anlage ist mit dieser dritten Abtheilung das Werk geschlossen, und wir machen nochmals auf das aufmerksam, was der Herr Herausgeber selbst über den Plan des Ganzen in der Vorrede sagt: „Ich bin in der vorliegenden Kunstschule folgenden

Digitized by Google

Weg gegangen, und wer diesem Weg folgt, wird unvermerkt und sicher auf dem Standpunkte ankommen, auf welchem der Künstler mit der Natur stehen muß. — Ich habe nämlich die Modelle, an welche der Anfänger gewiesen wird, bei anerkannten Meistern, bei alten italienischen, und vorzüglich bei Raphael, aufgesucht, denn diese Meister standen mit Würde und mit Anmuth vor der Natur, wie vor den vollendeten Werken der Griechen, und indem sie beide — die Natur und die Antike — erfaßten, erkannten und gleichsam vereinigten, erschufen sie diejenigen Werke, welche, so lange Bildung unter den Menschen seyn wird, die Welt entzücken werden. — Der Unterricht dieser Kunstschule beginnt gleichsam mit den geometrischen Figuren und Körpern, und schließt, allmählich von denselben zu den kleinern und größern Theilen des menschlichen Körpers fortschreitend, mit dem menschlichen Körper als ein Ganzes selbst. — Es ist anerkannt, und muß anerkannt werden, daß die Schönheit einer Zeichnung auf einem festen und geschmackvollen Umrisse ruht. Dieserwegen ist in der gegenwärtigen Kunstschule durchgehends die Absicht vorherrschend, auf den Umriß, als der Basis aller Schönheit einer Zeichnung, den Schüler zu führen; in Folge dessen ist auch — um einen Punkt dieser Richtung hervorzuheben — der Schatten nur da angegeben, wo derselbe zur Richtigstellung und Vollendung des Umrisses nothwendig ist; denn der Umriß in der Zeichnung ist die Schönheit in der wahren, nackten Form, und hier kann keine Lüge, kein falscher Schmuck, keine Effekthascherei sich geltend machen. Mit tiefem Bedauern sag' ich es, daß ich Kunstschüler gesehen habe, welche jahrelang copirten, schattirten und selbst in Farben ausführten, ohne im Stande zu seyn, einen erträglichen und reinen Umriß hervorzubringen, und welche somit Zeit, Mühe und Arbeit verschwendet haben."

Das ganze Werk wird drei Abtheilungen umfassen. Die ersten zwei werden die Anfangsübungen und die einzelnen Theile bis zur Vollendung des Kopfes enthalten, in der dritten Abtheilung aber wird die Anatomie, so weit dieselbe dem Künstler nothwendig ist, folgen, und den Schluß werden die Darstellungen der Proportionen des menschlichen Körpers, Hände und Füße, und endlich ganze Figuren bilden.

Die erste und zweite Abtheilung, jede zu dem nämlichen Preise wie die obige (4 fl. rhein. oder 2 Rthlr. 8 Gr.) sind ebenfalls durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Einzelne Blätter werden zu dem Preise von 16 kr. rhein. oder 4 Gr. abgegeben.

---

[187] **C. Herloßsohn's neuester Roman.**

Im Verlage von Aug. Taubert in Leipzig erschien so eben folgender höchst interessanter historischer Roman, welcher durch jede solide Buchhandlung zu beziehen ist:

Böhmen von 1414 bis 1424.

Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen

von

C. Herloßsohn.

Erste Abtheilung: **Johannes Huß**, 2 Bände.
Zweite Abtheilung: **Der blinde Held**, 2 Bande.
4 Bände, Velinpap. Preis 7 Rthlr. 21 Gr.

Hiermit übergebe ich dem Publikum das umfangreichste und entschieden gelungenste Werk des bekannten und mit Recht so beliebten Verfassers. Unterstützt durch die besten Quellen und ausgestattet mit glanzender Phantasie rollt er hier einen der großartigsten Abschnitte der Zeitgeschichte vor dem Leser auf! Die Gestalten eines Johannes Huß, Hieronymus von Prag, König Wenzel, Kaiser Sigismund, Papst Alexander, der blinde Feldherr Ziska, Procop der Große treten uns in historischer Wahrheit entgegen. Es ist das Concilium von Constanz und der Anbeginn des Hussitenkrieges, der zu lebhafter Anschauung geführt wird. An jene Figuren gruppiren sich die tragischen, wie heiteren Frauengestalten einer Bohumila Martiniz, Katharina, Agnes, Berta, Ludmilla; so wie die manulichen eines Jaroslaw von Duba, Sigmund von Schwanberg, Diwisch, Tuwora, Lischka. — Nach bereits vielfachem Dafürachten dürfte dieses Werk mit keinem ähnlichen der neueren Zeit den Vergleich zu scheuen haben. Es wird sich unbedingt die allgemeinste Theilnahme der Leser von selbst erwerben.

---

[206] Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Vollständiges

Handbuch der Blumengärtnerei,

oder

genaue Beschreibung fast aller in Deutschland bekannt gewordenen Zierpflanzen, mit Einschluß derjenigen Sträucher und vorzüglicheren Zierbäume, welche zu Lust-Anlagen dienen, nebst gründlicher Anleitung zu deren Cultur, und einer Einleitung über alle Zweige der Blumengärtnerei.

Mit besonderer Rücksicht auf Zimmer-Blumenzucht, theils nach eigenen vieljährigen Erfahrungen, theils nach den Angaben der ausgezeichnetsten Pflanzencultivateren bearbeitet

von

J. F. W. Bosse,

Großherzogl. Oldenburgischem Hofgärtner u. s. w.

Zweite, sehr vermehrte und verb. Auflage.

Zweiter Theil. Ebalium — Oxyura. gr. 8. geh. 1841. 2½ Thlr.

(Der erste Theil kostet 2⅔ Thlr.)

Von diesem in praktischer und wissenschaftlicher Hinsicht ausgezeichneten und auf eigener 30jährigen Erfahrung beruhenden Werke, welches sich als das neueste, gründlichste und vollständigste in diesem Zweige der Literatur der allgemeinsten Anerkennung erfreut, wird der noch rückständige dritte Theil zu Anfange des künftigen Jahrs nachfolgen.

---

[191] Bei Heinrich Franke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eugen Neuland

oder

So wird man Minister.

Roman

von

Julian Chownitz.

2 Bände. Preis 2 Rthlr. 16 Gr.

Das frühere in demselben Verlage erschienene Werk des Verfassers Maria Capelle hat sich von Kritik und Publikum die lebhafteste Anerkennung erworben. Wir wollen uns unter den vielen darüber erschienenen Rezensionen nur auf zwei beziehen. Gutzkow gesteht

Digitized by Google

dem Verfasser unter Anderm viele Phantasie zu und Lewald sagt: Chownitz habe ein bedeutendes Talent zur Auffassung moderner Zustände, wovon er in Maria Capelle einen glänzenden Beweis geliefert. Wir können mit Grund hoffen, daß der gegenwärtige Roman des geistreichen jungen Autors diese Lobspeüche in noch größerm Maße verdienen werde.

---

[197] Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Taschenausgabe

in 6 Bänden.

Mit Gellerts Bildniß

in Stahlstich von Karl Barth.

broch. Preis 2⅔ Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[196] In unserm Verlag sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Dr. Mises.

In 8. brochirt. Preis 1 Thlr.

Leipzig, am 20. April 1841.

Breitkopf & Härtel.

---

[198] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grundriß

der

Aufsatzlehre.

Ein

theoretisch-praktisches

Handbuch

zum

öffentlichen und zum Privatunterricht.

Von

Joh. Mich. Hurtel,

Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

Zweite, verbesserte Auflage.

gr. 8. Wien 1841. Preis 1 Rthlr. 16 Gr. sächs.

Der Herr Verfasser hatte bei Ausarbeitung dieses Grundrisses nicht bloß die Lehranstalt, der er seine Thätigkeit widmet, vor Augen, sondern wollte damit allen, durch gründliche Betreibung der Muttersprache und praktische Uebung in den verschiedenen Aufsatzgattungen nach höherer Bildung Strebenden nützlich seyn.

Das Ganze zerfällt in einen theoretischen und praktischen Theil. Der erstere enthält die nöthigen allgemeinen Vorkenntnisse aus der Seelen- und Denklehre, und die Anfangsgründe der Rhetorik, der praktische Theil verbreitet sich über die verschiedenen Gattungen der Aufsätze und der dazu geeigneten Darstellungsweisen, der prosaischen sowohl als der poetischen. Ein reichhaltiger Anhang bespricht die Mittel, sich in Aufsätzen zu vervollkommnen, und bietet in den Lesungen eine sehr zweckmäßig zusammengestellte deutsche Chrestomathie und Beispielsammlung, in den Uebungen trefflichen Stoff zur Verarbeitung und Anwendung der verschiedenen Paragraphe des Buches dar.

So liefert dieses Werk alles, was zu einem gründlichen und erschöpfenden Unterricht in schriftlichen Aufsätzen erforderlich ist, in wohlgeordnetem Zusammenhange und lichtvoller, gediegener Darstellung.

---

[204] Bei F. H. Nestler u. Melle in Hamburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Kurzgefaßte gründliche **Anweisung zur Erlernung der Reitkunst** für Reitliebhaber und angehende Reiter besonders zum **Selbstunterricht** anwendbar, von Heinrich Wolff, Königl. preuß. Stallmeister. Taschenformat, elegant cartonnirt. Preis 12 Gr.

Dieses Werkchen wird unter allen bisher erschienenen den angegebenen Zweck zunächst erreichen. Der Verfasser benutzte seine eigenen langjährigen Erfahrungen und die Ansichten der besten Meister, um dem Laien und dem angehenden Reiter eine Anweisung zu geben, wie er ohne fremde Anleitung in kurzer Zeit ein guter, praktischer Reiter werden kann.

---

[199] Bei J. H. C. Scheiner in Düsseldorf ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Junge Lieder

von

Wolfgang Müller.

8. 8 Bogen. Velinpapier. In Umschlag cartonirt.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 20 ggr.

---

[219] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der gegenwärtige Zustand

der

Vaccination

von

John Baron, M. D.

Aus dem Englischen

von

F. G. Gmelin,

Dr. und ordentl. Professor der Medizin.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Der Bericht über die Vaccination ist durch die Mittheilungen vieler der angesehensten Aerzte Englands entstanden, und setzt uns über den jetzigen Zustand der Vaccination in England auf eine authentische Art in Kenntniß. Besondern Werth erhält derselbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künstliche gelungene Versuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menschenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht gesetzt wird. Es dürfte daher dieser Bericht nicht bloß für Aerzte, sondern auch für das gebildete Publikum von Wichtigkeit seyn, das sich für den Gegenstand interessirt.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1841.

J. G. Cotta'sche Verlag.

Digitized by Google

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 20. Mai 1841.

Der Branntwein ist keines Menschen Freund.
Fielding.

Ethnographische Studien in der Ukraine.

(Schluß.)

Ist es noch hell genug, so treffen wir in dem einen oder andern Bauernhause die zurückgebliebene Hausfrau sicher mit dem Wirken und Weben von Decken und Teppichen beschäftigt. Sie verbrauchen nach orientalischer Weise eine außerordentliche Menge von Teppichen, und sind äußerst geschickt in der geschmackvollen Verfertigung derselben. Sie wissen der Wolle sehr lebhafte Farben zu geben und kennen sogar die Hautelissestickerei. Ihre Teppiche sind immer voll der glänzendsten und prächtigsten Blumen und erfreuen durch ihre Farben wie durch die Billigkeit ihres Preises. — Ganz Rußland bezieht seine Schlittendecken und Fußteppiche aus den von Kleinrussen bewohnten Gegenden des Südens.

Der Weg führt mehr und mehr in die Tiefe der Dorfschlucht hinab. Die Dorfwege trocknen sehr selten völlig aus; oft versinkt man im Miste, mit dem die Leute in diesem fetten Lande nichts anzufangen wissen und den sie aus ihren Gehöften auf die Straße hinausschaffen. Endlich gelangt man zu der tiefsten Stelle des Dorfs, wo sich immer ein großer Wasserteich befindet und wo sich alle Communikationswege kreuzen. Hier geht es hinauf zur Kirche, dort zum Wirthshause, links zu den Gebäuden der Dorfobrigkeit. Der Teich ist ein schmutziges Wasser, aus dem Millionen Unken, neben den Hunden und Wölfen die zahlreichsten Bewohner dieser Dörfer, melancholisch zum Himmel aufschreien. Zahllose halbwilde Enten und Gänse bevölkern seine Oberfläche; alles ist wild mit Schilf und Rohr verwachsen. — Ein Mensch, den wir fragen, wo es zum „Basar“ (Marktplatz) des Orts gehe, gibt uns eine grobe Antwort, weil er ein Kasak, d. h. ein freier und zur Grobheit privilegirter Mann ist. Und in der That hätten wir auch den Weg selber finden können; denn wir hatten den Basar schon ganz in der Nähe, und er kündigt sich durch seine eigenthümlichen kleinen Boutiken an, in denen die Kaufleute des Orts Talg, Harz, Kreide, Honig, Teppiche, Mohnkuchen, Sonnenblumensaamen, Gurken, Melonen, Stricke, Nägel, Beile und noch mehrere dergleichen von den Dorfbewohnern stark gesuchte Artikel feil bieten.

Wenn es Sonntag wäre, so würden wir hier auf dem Basar nach dem Gottesdienst die ganze Bevölkerung des Orts beisammen finden; vor allen die Häupter der Gesellschaft, die Familienväter, in Gruppen auf lange Stäbe gelehnt, schwatzend und berathend, wie eine Versammlung von Christophoris. — In dem obrigkeitlichen Hause des Dorfes finden wir Tag und Nacht zwei von diesen Christophoris mit ihren langen Stäben gegenwärtig, den Wuidornui und den Ataman. Noch jetzt heißt bei den

Digitized by Google

Kosacken jedes Oberhaupt Ataman (Hetmann). Sie bilden die stets wache Polizei des Orts und schlichten auf der Stelle, wie die römischen Prätoren, und wahrlich zuweilen nicht ohne prätorische Weisheit, die vorkommenden Streitigkeiten. In einem Zimmer des Hauses, das mit einem mächtigen Balken verrammelt ist, hören wir ein paar Menschen auf das Fürchterlichste toben. Wir hören, es seyen ein paar Betrunkene, die ihre Strafe empfangen sollen, wenn sie nüchtern geworden. Die Atamans sind zugleich auch die Postmeister. Sie selber können nicht schreiben; aber sie haben ihren „Pissar," der im Zimmer sizt und die Pässe und Papiere eines Reisenden studirt, der dabei wettert und flucht und nach Pferden verlangt. Man bedeutet ihm, daß bereits einer auf die Steppe hinausgeritten sey, um die Pferde einzufangen, und daß er sich nur ein wenig gedulden möchte. Bald kommt auch eine Heerde Rosse, von der langen Peitsche des Pferdehirten beflügelt, eindergetrampelt, und man spannt dem Reisenden die Halfte davon vor.

Gegenüber im Wirthshause wäre es ein Wunder, wenn wir nicht alle Bänke und Tische mit Gästen besezt fänden. Leider huldigen die Kleinrussen den feurigen Gaben des russischen Bacchus, die ihnen der Jude im Namen des Edelmanns bietet — in Kleinrußland hat, anders als im übrigen Rußland, der Adel das Privilegium des Branntweinverkaufs — in einer Weise, daß man glauben sollte, die Bacchanalien nehmen hier nie ein Ende. — Die Scenen, welche sich hier bieten, sind weit weniger erfreulich als die bisherigen. Der Branntwein fließt in Strömen; die Leute trinken ihn aus Biergläsern, oder am liebsten aus blechernen Maaßen. Streit und Prügelei sind allerdings selten; aber die Begeisterung und Liebesgiut, welche hier, vom Branntwein begossen, zur Blüthe kommen, sind äußerst widerlich. Ein paar trunkene, lachende und singende Weiber; ein paar schon überwaltigte Alte, die nur noch summend und lallend mit einstimmen; ein halb Dutzend Großrussen, die sich wie Brüder umarmen, sich herzen und küssen; vielleicht auch ein an dieses Weltende verschlagener Deutscher, der seit Napoleons Feldzug in Rußland geblieben und dessen rothe Nase und tiefliegende Augen deutlich genug verrathen, wessen Sklave er hier wurde. Merkwürdig ist es, nebenbei gesagt, daß die Russen, selbst wenn sie die ärgsten Zecher sind, doch nie eine Physiognomie bekommen, wie sie Shakespeares Bardolph gedacht haben muß, und auch, wenn gleich oft unleidlich und undrauchbar, doch nie durch den Trunk so demoralisirt werden, wie die Leute bei uns. — Unter all dem Getümmel hantirt der dieiche, hagere, ziegenbärtige, ewig nüchterne Jude.

Zum Schluß unseres Spaziergangs, um mit freundlichen Bildern nach Hause zu gehen, wenden wir uns noch zur Kirche, die entschieden das beste, schmuckste Gebäude im ganzen Orte ist. Sie ist im besten Zustande und sieht immer so wohlerhalten aus, als wäre sie eben gebaut. Allerdings sind auch fast alle kleinrussischen Kirchen in neuerer Zeit umgebaut worden. Früher hatte man fast durchweg hölzerne, jezt hat man fast lauter geräumige steinerne Tempel an ihre Stelle gesezt. Das vornehmste Heiligenbild der Kirche ist in einem Baumstamm in der Nähe des Dorfs durch ein Wunder von den Priestern entdeckt worden. Den Rumpf dieses Baums deckt noch jezt eine kleine Kapelle. Vor dem Bilde erscheinen aus- und einströmend alle Sonntage die 100 Edelleute und 1000 Kasaki und die 2000 Panskye Ljudi des Dorfes mit vielen Verbeugungen und Andachtsbezeugungen. Die Kirche liegt ganz isolirt auf einem der oben beschriebenen Vorgebirge, die in das Innere des Dorfs hineinragen, und alle sehen zu ihr auf wie zu ihrem Hort und Heil. Von der Kirche aus am Sonntag Gegend und Dorf, und das Thun und Treiben seiner Bewohner zu übersehen, gewährt viel Unterhaltung. Die Mädchen, die Frauen, ihre Kinder am Arm, die alten und jungen Manner strömen von allen Seiten herbei das Vorgebirge herauf, und es müßte ein schlechter Christ seyn, der nicht gern mit ihnen in das freundliche Gotteshaus einträte und mit ihnen seine Gebete zum Himmel sendete.

Zu schnell.

(Schluß.)

Schäumend riß Kapitän White die Pistolen aus der Tasche, schleuderte die eine zu Fitzpatricks Füßen, nahm die andere und spannte. „Hören Sie mich," rief Fitzpatrick; „nur eine Minute hören Sie mich!" — „Keine andere Spide, Elender, als Ja oder Nein: ist das Dokument ächt?" — „Ja, aber hören Sie —"

Ein Blitz, ein Knall, und nur zu richtig hatte die Kugel getroffen. Ein blutender Leichnam lag der durch's Herz Geschossene. Die Luft befriedigter Rache leuchtete aus Whites Augen; kein Mitleid war in seinem Herzen, keine Reue berührte ihn, mit teuflischem Wohlgefallen betrachtete er sein blutiges Werk. Der Schuß zog zwei Parkwärter herbei; einige Personen, die Augenzeugen gewesen, näherten sich; bald stand ein Kreis um den Kapitän. Plötzlich wechselten seine Mienen; die Gesichtszüge wurden schlaff, die Augen matt, das Bewußtseyn der That schien ihn zu verlassen. Einen Moment später wieder gesammelt, sagte er: „Ich hab's gethan, doch wage Keiner, mich anzurühren. Ich habe ihn getödtet,

Digitized by Google

wie der Vater den Mederder ſeines Kindes tödten muß. Nun geſchehe, was nicht zu ändern. Unrecht hab' ich nicht gethan."

Der Thorhüter erkannte in dem Getödteten den jungen Mann, der im Hotel gewohnt und ſeit einigen Tagen mit einer Dame den Park beſucht, und ein herbeigerufener Polizeidiener erklärte dem Kapitän, daß er ihn in Haft nehmen müſſe. Dieſe Erklärung durchzuckte den Kapitän, ohne ihn zu erſchrecken. Es war der Gedanke an Marien, an ihren Schmerz, an ihre Verlaſſenheit, was ihn erſchütterte, ihm Thränen über die Wangen brachte. Alle Umſtehenden fühlten mit ihm, für ihn.

Unerwartet änderte ſich die Scene. Miſtreß White, befremdet von der Meldung des Dieners und überraſcht, daß ihr Gemahl nach einer Unterredung mit einer unbekannten Dame in einem Zuſtande hoher Aufregung den Weg nach Richmond genommen, befahl ihren Wagen, eilte nach der Stadt, erhielt die Beſtätigung deſſen, was ſie geahnt, und folgte ihrem Gemahl mit aller Bangigkeit des liebenden Weibes im ſchnellſten Roſſeslauf. Fünf Minuten ſchneller, und das Gräßliche wäre vielleicht unterblieben. Athemlos brach ſie durch den Kreis, hing ſie an der Bruſt des Gatten. „Mein Weib, meine Fanny!" ſtammelte dieſer; „Gott der Allmächtige ſey gelobt, um unſerer armen Marie willen!"

Zwei Stunden nachher hatte der Friedensrichter entſchieden, daß Kapitän White nach Kingſton, wo eben die Aſſiſen gehalten wurden, in's Gefängniß abzuführen ſey, und bei der Todtenſchau gaben die Geſchworenen das Verdict: vorſätzlicher Mord. — Der Umſtand, daß Kapitän White ſofort vor die Aſſiſen kam, beiedte ſeine Hoffnung auf Freiſprechung. Das Verdict der Coroners-Jury achtete er für leere Form, ſah darin ein Urtheil, das in Ermanglung mildernden Nachweiſes und auf den Grund unleugbarer Thatſache nicht anders ſeyn könne. Gleich unerſchüttert, eine Folge der Ueberzeugung, daß er zu dem, was er gethan, gereizt worden, und daß jeder Geſchworene, der Gatte und Vater ſey, ſeine That entſchuldigen müſſe, hörte er das Erkenntniß der großen Jury auf Annahme der Klage. Auch dieſes Erkenntniß ruhte auf einſeitigen Angaben, war die geſetzliche Wirkung des außer Zweifel geſtellten Thatbeſtandes. Der Gang der Unterſuchung, die ſorgfältige Erörterung aller einſchlagenden Verhältniſſe, die durch ihren Ernſt tief ergreifende Rede des Vertheidigers hoben ſeine Hoffnung zur Gewißheit. Da überbrachte der Voemann der Geſchworenen nach kurzer Berathung das — Schuldig, bedeckte der Richter ſich mit der ſchwarzen Mütze, ſprach er die fürchterlichen Worte: „und ſollt Ihr am Halſe aufgehängt werden, bis Ihr todt ſeyd," und beſtimmte nächſten Montag zur Vollſtreckung. — Thränen waren in Aller Augen. Nur er, dem der Todesſpruch galt, ſtand unbewegt; keine Wimper, kein Muskel zuckte. Und als der Richter, im Innerſten ergriffen, mit ſchwankender Stimme die feierliche Rede beendigt, verbeugte ſich Kapitän White ehrerbietig und ſagte, zwar leiſe, aber männlich feſt: „Gottes Wille geſchehe!"

Stark wie er, nicht muthlos in ihren Schmerz verſinkend, ſtrebte Miſtreß White mit unermüdeter Thätigkeit, ihrem Gatten Begnadigung auszuwirken,

„— — Begnadigung, das Himmelsrecht,
Das den gekrönten Fürſten ſchöner ſchmückt
Als ſeine Krone."

Schwierigkeiten und Verzögerungen aller Art traten ihr entgegen. Formen mußten beobachtet werden, die Tage koſteten. Dann war der Staatsſekretär, zu deſſen Reſſort der Vortrag der Bittſchrift gehörte, von London abweſend und der König duldete keinen unmittelbaren Zutritt. Der Sonnabend war gekommen und keine Entſcheidung. Spät in der Nacht eilte Fanny zu ihrem Gemahl, ihn zu einem Vertrauen zu erheitern, das er nie gehegt und das auch in ihr zu ſchwanken anfing. Für Marien war nach Möglichkeit geſorgt, das über den Vater geſprochene Urtheil ihr ein Geheimniß und keine Ahnung in ihrer Seele, wir nahe er dem Schaffotte ſtand. Ruhig ſah White ſein Schickſal ſich erfüllen. Die Tröſtungen der Religion hatten ihn geſtärkt, über ſeine zeitliche Habe hatte er verfügt, mit ſeinem Gewiſſen war er im Frieden, mit ſeinem Gotte verſöhnt. — So kam der Sonntagabend und keine Entſcheidung für den Verurtheilten. Da betete er lang und heiß, und erhob ſich, feſt entſchloſſen, zu ſterben, wie er gelebt, ein Mann, der nie den Tod geſcheut.

Um zehn Uhr Nachts empfing Mißreß White in London den Begnadigungsbrief, kaum acht Stunden vor dem Moment, der ihrem Gatten das Leben nehmen ſollte. Die flüchtigſten Roſſe zogen ihren Wagen; vor Mitternacht hatte ſie Kingſton erreicht. Das amtliche Schreiben, das ſie dem Oberſt-Sheriff überbrachte, bewirkte ſogleich den Befehl an den Kerkermeiſter, ihr die Zelle des Gemahls zu öffnen. Zitternd trat ſie ein. Kapitän White ſchlummerte ſo ſanft, ſo feſt, daß das Klirren der Riegel ihn nicht weckte. Fanny winkte dem Schließer; er ſtellte die Leuchte auf den Tiſch und ging. Dann nahte ſie dem Lager und kniete zu deſſen Häupten. Das Bett warf einen Schatten über das Geſicht des Schlafenden, und mit klopfendem Herzen harrte das treue Weib ſeines Erwachens. Wie aber Minute auf Minute verlief, und Freude und Sehnſucht ihr die Bruſt zu ſprengen drohten, erhob ſie ſich, beugte ſich nieder auf den Geliebten, drückte ihr heißen Lippen auf ihr ſeinen. Sie waren kalt und ſtarr — kein Hauch in der Bruſt. Mit lautem Schrei brach die Unglückliche zuſammen. Der Schließer riß die Thür auf; bleich und

Digitized by Google

regungslos lag die fürchterlich Getäuschte am Boden. Ein Zettel von der Hand des Verurtheilten erklärte das Geschehene. Die Worte lauteten: „In der Schlacht hab' ich den Tod nicht gefürchtet, ich vermag's auch, ihn mir selbst zu geben; aber den Tod von Henkershand scheue ich und kann ihn nicht ertragen. Gott sey mit meinem Weibe, mit meinem Kindel Allen, die es wohl mit mir gemeint, danke ich und verzeihe denen, die mich in den Tod getrieben. Charles White."

W. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Spontini.

Das Losungswort der Konversation heißt diesmal Spontini. Nicht der wunderbar schöne Frühling, nicht unsere Stände, nicht die Eisenbahnen kommen dagegen auf. Spontini war immer eine öffentliche Person, jezt ist er zu einer politischen geworden. Man soll für oder gegen ihn seyn. Die Parteien mischen sich so seltsam widernatürlich als in Paris beim Fortifikationsprozesse. Die Ruhigen und Gesezten, die Optimaten sind die Bewegung, die Fortschrittsmänner der Widerstand. Jene haben gepocht, sie nehmen das Recht des Publikums in Anspruch, ihre Gefühle durch Opposition an den Tag zu legen; diese behaupten, es sey himmelschreiendes Unrecht, gegen eine anerkannte künstlerische Autorität, gegen einen Mann von unbestrittenem Verdienste so schonungslos, so unehrerbietig, als geschehen ist, zu verfahren. Die discordia civium hat zur Stunde noch keine Concordia des Urtheils hervorgebracht. Wer auf die lezten zwanzig Jahre zurückblickt, und die Intriguengeschichten hinter und vor den Coulissen verfolgt, sollte meinen, daß Spontini ein Mann der Autorität, ein Mann der Hofgunst, ein Conservativer in jedem Sinne sey. Ich meine damit nicht seine anerkannt loyalen Gesinnungen, die Ehren und Auszeichnungen, welche dem Ritter am vorigen Hofe widerfuhren, noch weniger, daß er, als ein entschiedener Gegner der Julirevolution, dem durchreisenden Karl X. in Spandau seine Aufwartung machte, um seinen Abscheu gegen die Prinzipien an den Tag zu legen, welche den unglücklichen Monarchen vom Throne stießen; ich meine nur die Art, wie er am Berliner Theater und in der Gesellschaft waltete und imponirte. Die Jüngern, welche jezt die Standarte für ihn erheben, was ich ihnen übrigens nicht zur Sünde anrechne, wissen vielleicht nicht, oder haben es vergessen, wie Spontini zu denen stand, welche damals jung waren und nach vorwärts wollten. Seine Verdienste unbestritten, so häuften sich damals gegen den allmächtigen Musikdirektor Klagen über Klagen, deren keine erledigt wurde, und zwar, weil es diesen Klagen nicht erlaubt war, sich Luft zu machen und vor die Oeffentlichkeit zu treten. Die damalige Censur erkannte Spontini für eine sacrosanete Person, und das leiseste Flüstern gegen ihn wurde mit unerbittlicher Strenge zurückgewiesen. Spontini hat zu jener Zeit wohl selbst nicht berechnet, wie dieser abnorme Schuz seinem Rufe im Publikum schadete; schon deshalb war er ihm nachtheilig, weil er keine Gelegenheit fand, gegen Anschuldigungen, welche nicht ausgesprochen werden durften, sich zu vertheidigen. Ich zweifle nicht, daß Manches, was ihm zur Last gelegt wurde, unbegründet war; aber er wenigstens darf darüber nicht klagen. Nun haben sich die Verhältnisse geändert. Sein mächtigster Schuz war ihm schon unter der vorigen Regierung durch den Tod des Kriegsministers v. Witzleben entrissen; schon in den lezten Jahren hatte er an Terrain verloren. Unser König ist dem Künstler, der unsterbliche Werke geschaffen, gewiß nicht abgünstig, und würde ihm aus Pietät gegen seinen königlichen Vater gewiß gern alle Ehren lassen, die sich mit seiner Stellung zum Theater vertragen; aber auf die Vorrechte, auf den dominirenden Einfluß, welchen er so lange geübt, konnte er selbst vernünftiger Weise keine Rechnung mehr machen. Daß aber jezt, wo der privilegirte Schuz wegfiel, der lange verhaltene Grimm von Jung und Alt losbrechen, daß er die erste Gelegenheit ergreifen würde, durfte er erwarten, insofern er die Beleidigten und Zurückgesezten nicht mit einer besondern christlichen oder heroischen Tugend ausgestattet glaubte.

Er selbst gab die Gelegenheit. Von jener Spontinischen Erklärung in den Zeitungen ist schon zum Ueberfluß gesprochen. Er bewies allerdings Muth, als er darauf, trotz mancher Winke, sich wieder öffentlich bei der Dirigirung des Don Juan zeigte. Möglich, daß er glaubte, man werde gerade hier, wo er nicht sein eigenes, sondern ein Werk des größten deutschen Meisters leitete, Respekt vor dieser Selbstverleugnung haben. Aber die andern Motive waren zu mächtig, und es gesellte sich ihnen ein neues zu, die gekränkte Loyalität. Spontinis Freunde suchen den Vorfall als eine gegen ihn angezettelte Intrigue seiner persönlichen Feinde darzustellen, welche von der rohen Menge, der jeder Tumult willkommen ist, mit brutaler Lust aufgegriffen worden. Dem ist nicht so. Daß die Intrigue nicht mitgespielt habe, sey damit nicht behauptet, aber sie hat höchstens zu intoniren brauchen, und ein voller Chorus von dem, was wir Respektabilitäten zu nennen gewohnt sind, fiel ein. Ein seltenes Ereigniß: im ersten Range war die Opposition am stärksten. Nicht junge Leute, sondern Männer in Jahren und Würden, mit grauen Haaren und bebänderter Brust, mit Titeln und allen Kennzeichen der Erfahrung und der Bonhomnie, welche gesättigter Lebensgenuß mit sich bringt, erschienen als die heftigsten und unermüdlichsten. Diese wollten die Ehre ihres Königs rächen, einen Ausländer zurechtweisen, — vielleicht auch einen Künstler (denn ich will eine philisterhafte Beimischung des patriotischen Enthusiasmus nicht in Abrede stellen), der sich so viel angemaßt gegen einheimische Ehrenmänner, Beamte und Behörden und, ungeheuer bezahlt, noch immer neue Ansprüche mache. Zu diesen Patrioten, welche nur die Idee anspornte, kamen wohl diejenigen, welche im Amts- und persönlichem Verkehr mit ihm sich wirklich zurückgesezt und gekränkt fühlten, und die jüngeren Talente und ihre Freunde und Bewunderer, welche um seinetwillen nicht aufgekommen zu seyn vermeinten. Die Liste seiner Feinde ist groß, und ließe sich wohl noch weiter fortsetzen. Ich weiß von Ehrenmännern, die nie einen Fuß ins Theater thun, die keinen Abend von ihrem Cassino, vom Lhombretisch sich trennen mögen, aber diesem Volksfeste mußten sie beiwohnen. Von Andern weiß ich, die zu spät davon erfuhren, und es einen verlornen Freudentag ihres Lebens nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Houff.

Digitized by Google

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. Mai 1841.

Du ſchiedeſt hin, die Welt ward öde.
Ich ſtieg hinab in meine Bruſt;
Der Lieder ſanfte Klagerede
Iſt all mein Troſt und meine Luſt.

Uhland.

Verſe von Juſtinus Kerner. *

1.

An einen Dichterfreund.

Trage ſtill die trüben Looſe
In der wunden Dichterbruſt!
Denke, daß das Hehre, Große
Mehr der Schmerz iſt denn die Luſt.

Nur der Druck erpreßt der Traube
Gluterfülltes, geiſt'ges Blut;
Nur dem Kreuz entſproßt der Glaube,
Nur dem Streit des Friedens Gut;

Regen nur erzeugt den Schimmer,
In dem Iris Bogen glüht,
Und dem Born der Thränen immer
Gern entquillt ein ächtes Lied.

Auf der Erde nur ſind Dichter,
Da wo Gram zerreißt die Bruſt;
In dem Himmel iſt kein Dichter,
Iſt im Himmel nur die Luſt.

2.

Todtenklage. *

O daß du wardſt hinweggenommen,
Zu kehren nimmermehr zurück!
Von einem Meere fortgeſchwommen
Iſt ſeitdem all mein, all mein Glück.

Vergebens blick' ich nach dem fernen,
Azurnen Himmel, rufend dir.
Antwortete von all den Sternen
Doch einer nur: „Er iſt bei mir!"

O ſprächs nur aus den regen Winden,
O ſprächs nur aus dem Baum, dem Kraut:
„Er iſt in uns!" wollt's überwinden —
Doch ach! von ihm kein Wort, kein Laut!

* Im Verlaufe dieſes Sommers wird die dritte ſehr vermehrte Auflage ſämmtlicher Dichtungen von Juſtinus Kerner in zwei Bänden in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinen.

* Dieſes Gedicht möge nicht als Bekenntniß des religiöſen Glaubens des Verfaſſers betrachtet werden, ſondern als augenblicklicher Erguß tiefen Menſchenſchmerzens.

D. V.

Digitized by Google

Die Vögel ſingen bunte Weiſen,
Die Quellen murmeln Luſt und Gram,
Sie ſprechen. O ich wollt' ſie preiſen,
Verriethen ſie, wohin er kam!

Die Stern' erklingen, Winde tragen
So manchen Laut durch Wald und Flur;
Doch will man nach den Todten fragen,
Gibt keine Antwort die Natur.

3.

Gram im Wiſſen.

Geh' ich hinaus in's Freie,
Wo ſtumm die Blume blüht,
Wo durch des Himmels Bläue
Der Vogel ſingend zieht,

Wo's Fiſchlein in dem Spiegel
Der Quelle wonnig thut,
Und auf deblümtem Hügel
Der Schäfer flötend ruht:

Dann möcht' ich aus mich weinen
Am Buſen der Natur,
Den Auen und den Hainen
Laut ſagen Alles nur.

Möcht ſagen: hab' Erbarmen,
Natur! o Mutter du!
Zum Fiſchlein mach mich Armen,
Zur Blume voller Ruh,

Zum Vogel, deſſen Schwingen
Durchwehen Luft und Lied,
Der Dank dir zuzuſingen,
Natur! wird nimmer müd.

Doch ſoll ein Menſch ich bleiben,
Nimm's Wiſſen mir zuvor,
Dann lehr' mich Schäflein treiben
Und flöten auf dem Rohr.

Will thun in jedem Stücke,
Natur! wie dir's gefällt;
Nur ſtoß mich nicht zurücke
In's Wiſſen dieſer Welt.

Briefe aus Syrien.

(Vom Verfaſſer der Landreiſe von Rutſchuk nach Conſtantinopel.)

I. Beirut.

Es war am 15ten December, als wir uns beim Erwachen auf der Rhede von Beirut ſahen. Unſer treffliches Dampfboot, der Creseent (Halbmond), hatte die Fahrt von Conſtantinopel hieher in ſieben Tagen gemacht, obgleich wir einen davon in Smyrna und einen in Rhodus zugebracht. Auch hatten wir noch Zeit verloren durch einen Beſuch in Marmaritza, jedoch dadurch das Vergnügen gewonnen, die engliſche Flotte, vereint mit der öſterreichiſchen Eseadre, in dem vortrefflichen, gegen alle Winde geſchützten Hafen ankern zu ſehen.

Es war ein beinahe fabelhafter Anblick, als wir, nachdem die ziemlich ſtürmiſche See und die ganz kahlen Geſtade der aſiatiſchen Küſte hinter uns lagen, plötzlich in jener Bucht, von friſchen grünen Bergen umgeben, auf einem Waſſer ſchwammen, das ſpiegelglatt und klar einem großen Landſee glich, und uns mitten zwiſchen dieſen Schiffscolooſſen ſahen, die, gleich furchtbaren Rieſen in ihrer Höhle, hier im Schlafe neben einander von einem eben beſtandenen Kampfe ausruhten. Dies waren die mächtigen Kanonen, welche Beirut beſchoſſen und Aere beinahe vernichtet hatten. — Jezt fuhren wir neben dem Powerful, auf dem der Commodore Napier befehligt, und ſenkten unter ſeinen Kanonen den Anker. Dort lag die Prinzeſſin Charlotte; auf ihrem Mittelmaſt flatterte die Flagge des Admirals Stopford; das herrliche Schiff ſchien uns Fremdlinge mit ſeinen 120 Kanonen wie aus eben ſo vielen Augen neugierig zu beſchauen. In ihrer Nähe ankerte die Fregatte Lipſia, auf der ſich der junge Erzherzog Johann von Oeſterreich befand. In Allem befanden ſich hier dreizehn Linienſchiffe, vier Fregatten, vier Briggs, drei Corvetten und vier Kriegsdampfſchiffe. Mehrere dieſer Fahrzeuge beſſerten ihre Maſten und Takelwerk aus; denn obgleich Admiral Stopford beim Beginn der ſtürmiſchen Witterung zu Ende Novembers die offene, ſehr unſichere Rhede Beiruts verlaſſen, ſo hatte doch der Sturm vom 1ten und 2ten December, der auch uns mit dem Dampfboot Seri-Peroas im Marmormeer ſcheitern machte, ſtark unter der Flotte gewüthet, mehrere Schiffe leicht beſchädigt, eine Corvette ihrer ſämmtlichen Maſten beraubt, und eine Brigg, vom Sohne des engliſchen Admirals befehligt, war gänzlich zu Grunde gegangen. Einige Seeoffiziere verſicherten uns, wenn das Unwetter noch einen Tag gedauert hätte, wäre die ganze herrliche Armada ſchwerlich dem Verderben entronnen. Wir blieben noch, bis das Licht des unterdeſſen aufgeſtiegenen Vollmonds unſerem Steuermann den Weg aus dem Hafen wies,

Digitized by Google

und verließen Marmaritza im Augenblick, wo auf sämmtlichen Schiffen von vollständigen Musikchören der Zapfenstreich ertönte. Es war für uns ein eigenes Gefühl, so viele hundert Stunden von der Heimath den Priesterchor aus Norma zu hören.

Doch ich komme auf Beirut zurück, das mit seiner zerschossenen Hafenseite deutlich vor unsern Augen lag. Welch ein Unterschied zwischen dieser syrischen Stadt und denen der Türkei, die wenigstens von Außen dem Auge mit ihren ragenden Minarets und prangenden Cypressen einen lieblichen Anblick gewähren. Man sieht, hier trägt der Mensch einen Steinhaufen zusammen, um unter ihm einen Schutz gegen die glühende Sonne zu haben, und darauf eine Terrasse, wo er der Abendkühle genießen kann. Die Gebäude mit platten Dächern sind alle von gleicher Höhe und haben fast gar kein Fenster; nur hie und da deuten in hohen und breiten Mauern zwei oder drei Löcher eine solche Idee an. Alles ist von gleicher Farbe, der ursprünglichen des Bausteines, einem verbrannten Braungelb, und das Haus ist vom Felsen, auf dem es steht, kaum zu unterscheiden. Die drei, vier Minarets der Stadt sind kaum ein Drittheil so hoch wie die gewöhnlichen in Constantinopel, aber eben so dick, was ihnen ein plumpes, gedrücktes Ansehen gibt. Es ist als wäre es den arabischen Maurern unter der Arbeit zu heiß geworden, und da haben sie, statt noch zweimal so hoch zu bauen und dann ein schlankes Spitzthürmchen aufzusetzen, der Sache ein Ende gemacht, indem sie mit einem massiven, beinahe flachen Dach schlossen. Gewiß, brachten nicht die die Stadt umgebenden unzähligen Hecken von Cactus und einzelne stolz emporragenden Palmen einiges Leben in die Seeseite, man müßte die Gegend für ausgestorben, und jene braune Häusermasse für eine von ihren Bewohnern verlassene Ruine halten. Doch mag an dem für uns ganz unerquicklichen Anblick auch die Jahreszeit einige Schuld haben; denn obgleich es drückend heiß war, herrschte hier auch Winter, und die zahlreichen Maulbeer- und Feigenbäume zeigten uns nur kahle Aeste.

Es ging mir hier wie den Kindern, die das Beste bis zuletzt versparen. Erst als sich mein Auge übersättigt hatte an den Maulwurfshaufen der Menschen, hob ich meinen Blick langsam empor zu jenem ewigen majestätischen Bau, den hier die Natur hingestellt, zum stolzen Libanon. Lange sah ich hin, und meine Gedanken jagten durch seine Schluchten, zogen seine Felsspitzen hinauf und hinunter, flatterten um das ganze Gebirge, und endlich kühlten sich die erhitzten im Schnee, der sein Haupt bedeckt. Nie hat etwas auf mich einen größern Eindruck gemacht, nicht der Balkan, den ich überstiegen, nicht das Meer, als ich es zum erstenmale gesehen, nicht Constantinopel, noch Smyrna.

Das große Boot, welches von der Stadt gekommen war, uns dorthin abzuholen, schwankte stark in den heftigen Wogen des Hafens; hier ist das Wasser stets bewegt und durch große Felsstücke, die in der See hie und da versprengt liegen, für größere Schiffe unfahrbar; selbst Nachen kommen beim ruhigsten Wetter nicht ganz an's Ufer, weßhalb Passagiere und Güter auf den Schultern der Lastträger nach dem Quai getragen werden. Je näher wir der Stadt kamen, desto deutlicher sahen wir die Verheerungen, welche die Kugeln der Flotte angerichtet; die Front fast sämmtlicher, an der See befindlichen Gebäude war mehr oder minder durchbohrt, Stücke der Mauern herabgestürzt, verschiedene Erker, die hie und da nach türkischer Sitte an den Häusern kleben, zertrümmert; sie erschienen wie muthwillig zerstörte Schwalbennester. Das Fort St. Georg am Eingang des Hafens ist fast gänzlich demolirt, seine dicken Mauern nach allen Seiten durchlöchert.

Ein Gang, den wir gleich bei unserer Ankunft durch die Stadt zum Hause des österreichischen Consuls Laurella machten, zeigte uns das Innere derselben mit der äußern Ansicht beinahe ganz übereinstimmend. Man sieht überall nur die äußerste Nothdurft befriedigt, keine Idee von Luxus oder Eleganz, keine bunte, helle, wenn auch für uns geschmacklose Verzierung an den Häusern, oder hie und da einen freien Platz wie in der europäischen Türkei. Die ganze Stadt kam mir wie ein großes, unregelmäßig zusammengemauertes Gebäude vor, alle Wände massiv, gleich hoch und schmutzig. Die Gänge oder vielmehr Straßen sind so schmal, damit der brennende Sonnenstrahl nicht eindringe. Hiezu kommt noch, daß die sehr hohen Häuser alle dreißig bis vierzig Schritte mit steinernen Bogen vereinigt sind, die sich über der Gasse wölben. Auf uns, die wir bei unsern Banken nichts so sehr lieben wie Geräumigkeit und frische Luft, wirkt eine solche gefängnißartige Stadt eigentlich drückend engend, und obendrein entsteigt den Straßen und Gewölben ein unerträglicher Geruch. Die Unannehmlichkeit wurde noch erhöht durch das Drängen und Stoßen der vielen Menschen in den Gassen; die Stadt war im Augenblick mit Fremden überfüllt, mit englischen und türkischen Soldaten, Beduinen, Arabern, Bergvölkern ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Spontini. — Mad. Leonhard Lyser.

Seltsam! die Theaterschlacht schien an dem Abende entschieden. Spontini wich dem Gewitter, ein vollkommen

geſchlagener Mann, unter dem Volksſturme, der über ſeinem Kopf zuſammen brach. Aber am nächſten Morgen konnte er ihn wieder erheben, und der Fremde, der bis auf wenige Enthuſiaſten und abhängige Anhänger allein ſtand, hatte ſchon in den nächſten Tagen eine nicht unbedeutende Partei. Die Preſſe (wenn man von einer ſolchen bei uns ſprechen kann), ſie, um die er es am wenigſten verdient hatte, erhob ſich nicht ſchüchtern, ſondern mit wenigen Ausnahmen entſchieden zu ſeinen Gunſten; Schriften, Adreſſen für ihn, Proteſtationen gegen den Volksſturm cirkulirten, er empfing Beſuche wie in konſtitutionellen Staaten ein geſtürzter Miniſter von den Maladoren ſeiner Partei, über deren Kutſchenſchlägen die ellenlange Inſchrift zu leſen iſt: Victrix causa diis placuit, sed victa nobis! Die auswärtigen Zeitungen und Blätter wimmeln von Artikeln der Entrüſtung über das unerhörte Vergehen unſeres Publikums. Glauben Sie nicht, daß dies, wie man nach andern Vorgängen argwöhnen könnte, beſtellte Artikel ſind. Für Spontini hat ſich wirklich ein Theil des Publikums, und zwar der jüngere, erhoben, und gerade der, welcher dem Publikum im weiteſten Sinne des Worts mehr Rechte einräumen will, als die Autorität billigt. Gerade dieſer will in wunderbarem Widerſpruch mit ſeinen Prinzipien die vox populi in dieſem Falle nicht als vox dei gelten laſſen. Man hat gewiß recht, wenn man meint, um die vermeintliche oder wirkliche Beleidigung, welche Spontini gegen unſern König ausgehen ließ, bedürfe es keines Volksſturms. Unſere unbeſtechlichen Gerichte, die Jedem ſein Recht angedeihen laſſen, werden auch das des Königs gegen den fremden Mann zu wahren wiſſen. Ein Monarch bedarf nicht ſolcher Anwaltſchaften, um zu ſeinem Rechte zu kommen. Und noch triſtiger iſt die Frage, die Spontinis jetzige Partei an das Publikum ſtellen könnte: Wenn ihr den Mann zwanzig Jahre verdammt habt, warum fällt es euch erſt jezt im einundzwanzigſten ein, es auszuſprechen? Wenn ihr ihn nicht ausgepocht habt, als die Polizei es noch nicht erlaubte, ſo könnt ihr wenigſtens jezt nicht auf euren Muth pochen, wenn ihr mit Erlaubniß pocht. — Das iſt alles ganz gut und recht; darum bleibt eben doch 1) Spontini Spontini, 2) ein Publikum, das ſeinen König liebt, zu entſchuldigen, inſofern es in ſeiner Irritation ſelbſt noch mehr gethan hätte, als den Beleidiger auspochen, und 3) geht man zu weit, indem man, um den einen Fall zu tadeln, ein ganzes uſuelles Herkommen angreift. Man will, und darunter ernſte Männer, den Satz aufſtellen, ein gebildetes Publikum dürfe gar nicht pochen, weder einen Schauſpieler noch ein Drama ſey es nach den Geſetzen der Schicklichkeit erlaubt auszupochen. Dies müßte ein ganz neues Geſetz ſeyn; im Herkommen iſt es nicht begründet. Das Theater iſt der einzige Reſt von Oeffentlichkeit, der uns geblieben, der einzige Ort, wo das Volk als ſolches zuſammenkommt und eine Stimme hat; wenigſtens glaubt es das. Raube man ihm nicht dieſen Wahn! So lange es im Theater erlaubt iſt, zu klatſchen und ſeinen Beifall auf die mannigfaltigſte Weiſe auszudrücken, muß es auch erlaubt bleiben, ſein Mißfallen zu äußern. Wolle man ſich da nicht ſelbſt die Hände binden! Neulich tadelte man, daß es dem Publikum nicht vergönnt ſeyn ſolle, an der dargeſtellten Athalie kein Gefallen zu finden, jezt will man ihm von derſelben Seite das Recht abſtreiten, an Spontini kein Gefallen zu finden.

Nichts deſto weniger hat Spontini, alles in Summa genommen, einen Sieg davon getragen; denn der Angriff war unzeitig, und der deutſche Gerechtigkeitsſinn fühlt ſich ſelbſt wieder gedrungen, des ſo Beleidigten ſich anzunehmen. Das will ich gern für dieſen Fall einräumen; nur ſoll man nicht aus dem einen Falle allgemeine Schlüſſe ziehen, die ſchädlich auf uns ſelbſt und unſere Freiheit zurückwirken. Der vorliegende erinnert ſehr an einen aus der frühern Berliner Theatergeſchichte. Saphir hatte durch die Art, wie er auftrat, lebte und die Kritik übte, den längern Aufenthalt hier vollkommen verwirkt. Als aber die unbeſonnene und raſchblütig ausgeführte Koalition der Bühnendichter gegen ihn auftrat, gewann er höchſt unerwartet wieder Freunde, und ſelbſt die Polizeibehörde, welche ihm vorher die Verlängerung des Aufenthaltes nicht geſtatten wollte, ſah ſich genöthigt, das ſchon conzipirte Ausweiſungsdekret zu den Akten zurück zu nehmen, damit es nicht den Anſchein habe, als handle auch ſie in Folge jener literariſchen Verbindung. Gegen Spontini iſt gegenwärtig die Unterſuchung wegen Majeſtätsbeleidigung vom Kammergericht wirklich eröffnet. Es war da der ungeeignetſte Augenblick, auch Seitens des Publikums gegen ihn loszuziehen, und wir zweifeln nicht, daß unſer König in ſeinem hohen Gerechtigkeitsſinn gerade jezt ſich gedrungen fühlen dürfte, nicht allein mild gegen den etwa Verurtheilten, ſondern auch gnädig gegen den um ſeinetwillen Angegriffenen zu verfahren. Dennoch zweifeln Unterrichtete, daß Spontini in ſeiner Stellung bleiben werde. Seine mannigfachen Civilanſprüche an das Theater dürften dem Buchſtaben des Geſetzes nach begründet ſeyn und endlich zu einem Abkommen durch Vergleich führen.

Die Improviſatrice Frau Caroline Leonhard Lyſer hat zweimal vor dem hieſigen Publikum ſich hören laſſen. Ein großes Theater mit Couliſſen, Verſenkungen und allem Apparat der Täuſchung iſt nicht der Ort, wo Improviſatoren auftreten dürfen. Der Verdacht des Vorbereiteten, Gemachten, der Einverſtändniſſe mit Einzelnen im Publikum iſt dort von ſelbſt gegeben und macht das Publikum mißtrauiſch; andrerſeits kann nur der zu wirken hoffen, der glänzende perſönliche Gaben des Auftretens, der Stimme, des Blickes mitbringt, oder durch Charlatanerie und Unverſchämtheit ſich Aufmerkſamkeit ertrotzt. Eine ſchüchterne Frau, die nur zarten Empfindungen in ihrer Dichtung Worte zu geben weiß, iſt dort aus Allem entrückt, was ihr Zauber verleiht. Um den nicht günſtigen Eindruck ihres erſten Auftretens auf dem großen Hoftheater zu verwiſchen, gab ſie vor Kurzem eine, vom gebildeten Publikum ziemlich beſuchte Privatabendunterhaltung, in welcher ihre anmuthige Gabe vielfache Anerkennung fand. Nur war es grauſam, auch der Dame einige von den Thematen zu geben, mit welchen der Muthwille wohl junge Improviſatoren neckt, die dergleichen Scherze vertragen können. Frau Lyſer hat ſich übrigens eines ausgezeichneten Beifalls im Privatzirkel des Königs zu erfreuen gehabt, und was man ſich von der huldreichen und geiſtvollen Anerkennung ihrer Verdienſte Seitens des Monarchen erzählt, gibt ihr die Anwartſchaft, auch an andern deutſchen Höfen mit Glück aufzutreten.

(Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Nachdem ich lang der Sonne Licht genoſſen,
Werd' ich in einen trüben Stall verſtoßen,
Von da befreit, um bis zum Tod zu glühen
Für dich, und todt noch — Lange dir zu brühen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. Mai 1841.

Der Herr, ſo mich im Dienſt erhelt,
Der iſt der Gröſt in der ganzen Welt.
Nicolaus Manuel.

Der heilige Chriſtophorus.

Legende von Eduard v. Bülow.

Der heilige Chriſtophorus, der in ſeinem früheren Lebensalter Reprobus hieß, war ein Heide aus dem Lande Canaan, von rieſenhaftem Körperbau und übermenſchlicher Stärke. — Er lebte geraume Zeit, nachdem er zu erwachſenen Jahren gekommen war, nach ſeinem eigenen Sinn und hatte bei ſeiner wilden, trotzigen Natur Streit und Kampf mit Jedermann. Jedoch ſiegte er auch ſo viele Male, als er dazu veranlaßt wurde, und gewöhnte ſich zuletzt ſo ſehr daran, unüberwindlich zu ſeyn und in Allem ſeinen Willen durchzuſetzen, daß er ganz und gar keine Freude mehr an ſolchem Leben fand. Als Alles entweder vor ihm floh, oder in ſeiner Nähe zitterte, wußte er nicht länger, was er mit der ſchrankenloſen Freiheit ſeines Thuns und Laſſens und ſeiner Ueberkraft beginnen ſolle, und ſagte eines Tages zu ſich ſelbſt: „Wie ſchaal und jämmerlich iſt doch das ganze menſchliche Daſeyn! Zu welchem Zwecke ward es hervorgerufen? Was ſollen wir darin? Ich kann vernichten wen und was ich will; es widerſteht mir nichts; warum ſollte ich mich aber dazu in Bewegung ſetzen? Es iſt Jedermann ſo gering und unbedeutend, daß er es nicht verdient, von mir beſiegt zu werden! Ich kann als mein eigener Herr und Gebieter Anderer nicht fortbeſtehen, denn ich habe den Gipfel deſſen erreicht, wohinauf mein ehrgeiziges Verlangen mich von jeher trug, und bin der Ueberzeugung geworden, daß es für nichts als einen eitlen Wahn gelten mag. Ich will mir ein anderes erſinnen und viel lieber dienen und gehorchen, als befehlen. Wenn ich nun recht fernhin wandere und immerdar dem allergrößten Herrn nachfrage, finde ich ihn vielleicht; ihm und keinem Andern mag ich angehören.“

Geſagt, gethan. Er machte ſich auf die Wanderſchaft, indem er unterwegs, um ſich zum Dienen vorzubereiten, an Jedermann ſeine Launen ausließ, und als er in der Fremde lange Zeit herumgezogen, ward er endlich zu einem großen Herrn und Könige gewieſen, der über Land und Leute gewaltig war; zu dem geſellte er ſich mit der Verpflichtung, ihm allezeit treu und gehorſam zu ſeyn, und der König nahm ihn gern bei ſich auf, ſchenkte ihm ſeine Huld und freute ſich ſeiner Dienſte, die ihm von großem Nutzen waren.

Dies dauerte eine ziemliche Weile fort. Danach aber, als ſolche Dienſtbarkeit ohne Noth und Abſehen den großen Chriſtoph nach und nach zu langweilen anhub, ward er aufmerkſamer auf ſeinen Herrn und deſſen Verhältniſſe und verſah ſich unter anderm auch, daß, wenn ſein Spielmann ihm bisweilen vorſang, derſelbe wohl den Namen des Teufels im Munde zu führen pflegte. —

Digitized by Google

Der König, der ein guter Christ war, machte dabei jedesmal das Zeichen des Kreuzes über sich, und da Christophorus von Christenthum und Kreuz noch nichts wußte, so verwunderte er sich sehr, was es damit auf sich habe, und fragte: „Zu welchem Ende machst du die zwei Striche vor dich hin?“ — Der König zögerte mit seiner Antwort; er wußte in dem Augenblicke selber nicht, weßwegen er sich schämte, es zu sagen; da Christophorus ihn jedoch unwillkürlich stutzen sah und deshalb etwas Geheimnißvolles darin suchte, wiederholte er seine Frage mit der Drohung, wenn er es nicht erfahre, halte er nicht länger bei ihm aus.

Nunmehr erwiderte der König: „Wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, mache ich das Zeichen des Kreuzes nur deshalb, so oft man den Teufel vor mir nennt, damit er keine Gewalt über mich gewinnen möge. Das Kreuz, als das Symbol des Todes, den der Heiland für uns erlitten hat, ist das beste Schutzmittel, das uns gegen die Uebermacht des Teufels gegeben wurde.“ — „Das euch gegen die Uebermacht des Teufels gegeben wurde?“ warf Christophorus fragend ein. „Ei, also bist du nicht im Stande, dir gegen den Teufel selbst den erforderlichen Schutz zu leihen, und fürchtest dich vor ihm? Ist das Letztere der Fall, so habe ich seither fälschlich gewähnt, es sey kein Größerer auf der Welt als du. Wenn der Teufel, wie du ihn nennst, mit Macht genug begabt ist, dir zu schaden, und sobald du erst von einer dritten Seite her der Unterstützung bedarfst, um ihm die Stirn zu bieten, diene ich lieber ihm als dir und suche den Gewaltigeren so lange auf, bis ich ihn finde.“ — „Der Teufel ist das Irdische insgesammt,“ sprach der König wieder, „und der Einzelne, so stark er ist, kann der Gesammtheit nicht ohne göttlichen Beistand widerstehen.“ — Indessen half es ihm nichts mehr und es verließ ihn Christophorus mit der Bemerkung, da der fremde Beistand bei seiner Furcht dessen ungeachtet zweifelhaft seyn müsse, diene er jedenfalls lieber der Gesammtheit als dem Einzelnen.

So war der starke Mann wiederum sein eigener, freier Herr, und forschte nun allenthalben der Person des bösen Feindes nach, ohne daß ihm irgend Jemand, den er nach ihr fragte, zu sagen gewußt hätte, wo sie eben zu finden sey. Er suchte Tag für Tag, von Morgen bis zu Abend, und konnte den Teufel nicht finden; wo nur immer das Licht der Sonne hinbrang, forschte er mit seinen Blicken nach und konnte ihn nicht sehen. Eines Tages aber hatte er sich in einer Wildniß so weit verirrt, daß er mit Sonnenuntergang noch keinen Ausweg oder Herberge erreichen konnte und sich die balde Nacht durch rathlos hin und wieder trieb. Da begegnete er mit einem Male einer gewaltigen Reiterschaar und sah über die Andern weg zumal einen greulichen schwarzen Mann ragen, der ritt mit trotzigem Ungestüm auf ihn zu und fragte ihn, wen er suche. Christophorus versetzte, er suche den Teufel und wäre gern sein Knecht, und da der Schwarze horchend entgegnete, er sey der Teufel selbst und wolle wohl, wenn dem einmal so sey, versuchen, ob er ihn gebrauchen könne, so machten sie im Finstern ihren Pakt und blieb Christophorus in seinem Dienste bei ihm. Er verrichtete dem Bösen fortan ohne Arg und Hehl, was er von ihm forderte, freute sich von Herzen der Allgewalt desselben, die er durch Wort und That in Ehren hielt, und war mit diesem neuen Herrn so ungleich zufriedener als mit dem vorigen, daß nach seiner festen Ueberzeugung kein Vornehmerer auf Erden leben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

Da der einzige Gasthof Beiruts, eine schmierige Locanda, die unter dem Befehl eines Italieners steht, von englischen Offizieren ganz in Beschlag genommen war, so standen wir auf der Gasse, ohne Aussicht auf ein auch nur ganz mittelmäßiges Unterkommen. Unsere angenehmen Reisegefährten, fünf österreichische Offiziere, die sich in dem Kriege gegen Mehemet Ali einige Lorbeeren pflücken wollten, brachte der Consul Laurella so gut wie möglich in seinem Hause unter und bot auch uns dasselbe an. Indessen hatte der arabische Dollmetscher, den der Baron von T. in Smyrna angenommen (er war hier zu Hause), mit einem Bekannten unterhandelt, der uns sein Haus, eine Viertelstunde westlich von der Stadt am Meere gelegen, um einen billigen Preis anbot, was wir mit Freuden annahmen. Die Villa hatte drei Zimmer, die um eine geräumige Terrasse lagen, hatte, was wir in der Stadt so sehr vermißten, reine, gesunde Luft, und welche Aussicht und Umgebung! — Nördlich, so weit das Auge reichte, die gewaltige Meerfluth, östlich die Rhede der Stadt, und hinter derselben der Libanon, dessen Zug wir von Tripolis bis beinahe Saida mit unsern Blicken verfolgen konnten. Den traurigen Anblick Beiruts verdeckte uns ein kleiner Hügel am Meer. Der türkische Friedhof mit seinen weißen Steinen und gewölbten Grabmälern, die Wohnung der Todten, war freundlicher als die Stadt der Lebenden. Zu unserer großen Unterhaltung war das Meer stets belebt wie eine große Landstraße; alle Schiffe, die von Alexandrien, Marmarika, Cypern ꝛc. kamen, mußten an unserer Terrasse vorbei; fast täglich kamen und gingen

Digitized by Google

engliſche Kriegsdampfboote, Mannſchaften oder Depeſchen bringend, eine zahlloſe Menge großer und kleiner Kauffahrteiſchiffe kreuzten ſich beſtändig auf dem Meer und der Rhede; auch hatten wir zweimal das Vergnügen, zu ſehen, wie ein engliſches Linienſchiff erſten Ranges in weiter Ferne mit den Maſtſpitzen auftauchte, langſam die Höhe der See erſtieg und nach einigen Stunden in ſeiner majeſtätiſchen Geſtalt an unſerm Hauſe vorbeiſchwamm. Ein ſolches Schiff, vom Verdeck bis in die Spitzen mit Leinwand bekleidet und die Seitenſegel ausgeſetzt, gleicht in der Ferne einem erzürnten Schwan, der mit geſenkten Flügeln und geſträubten Federn den großen Teich, ſein Königreich, durchzieht. — Südlich von unſerer Wohnung bildet das Terrain einige Hügel, die mit vielen kleinen und größern Häuſern bedeckt waren; ſie nahmen ſich mit ihrer Umgebung von grünen Oelbäumen und großen ſchlanken Palmen, alle von gewaltigen Cactushecken umzäunt, ſehr hübſch aus. Eines derſelben hatte für uns beſonderes Intereſſe; hier wohnte Lamartine einige Monate, und hier ſtarb ſeine einzige Tochter Julie.

Nachdem wir uns einigermaßen in der Villa eingerichtet, d. h. Teppiche auf dem Boden der Zimmer ausgebreitet, wozu die arabiſchen Hausleute, — es waren jedoch katholiſche Chriſten — mit großer Gutmüthigkeit die Decken ihrer eigenen Betten gaben, auch Küchengeſchirr, Gläſer, Teller, Pfannen ꝛc. gekauft, betrachteten wir unſere Umgebungen und die Stadt, die wir bis jezt nur ſehr flüchtig angeſehen, etwas genauer. Unſer Weg dahin führte uns längs der Küſte, an welcher wir in verſchiedenen Säulentrümmern, die hier herumlagen, ſo wie in Stücken alten Moſaikpflaſters und verwitterten Mauern, die das Meer beſpülte, Ueberbleibſel der Gebäude oder der Befeſtigungswerke der alten Stadt Berytus zu erkennen glaubten. Bei ſehr ruhiger See habe ich oft ſtundenlang am felſigen Geſtade geſeſſen und konnte deutlich unter den Wellen den Grundriß einzelner Häuſer verfolgen; kleine Fiſche ſchwammen ruhig in den Wohnungen der Menſchen umher.

Die Stadt, welche, wie geſagt, von der Seeſeite einen traurigen Anblick gewährt, macht ſich vom Lande her etwas beſſer und iſt hier mit ziemlich erhaltenen alterthümlichen Mauern und Thürmen umgeben, die wohl noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren, indem, wie bekannt, die Chriſten unter Balduin IV. die Befeſtigung von Beirut ſorgfältig wiederherſtellten; auch geben hier zahlreiche Olivenbäume und Palmen, ſo wie die immergrünen Cactushecken ihrem grauen Geſicht eine jugendliche Schminke. Ueberall ſahen wir jedoch die Verheerungen, welche das Bombardement der engliſchen Flotte kürzlich angerichtet. Hier war ein Stück von der Mauer herabgeſtürzt, dort fehlte einem Thurm eine Ecke, an dieſem Hauſe hatte eine Kugel zwei Fenſter in eines verwandelt, ſo daß man in die Zimmer ſehen konnte; einzelne Granaten und Kugeln waren bis zu unſerem Landhaus geflogen, und wir fanden in dem Garten mehrere von ſehr ſchwerem Caliber. Auch das Innere der Stadt hatte bedeutend gelitten. Es war mir immer ein eigenes Gefühl, wenn ich jene alten Zeiten, wo frommer Eifer Leben und Gut opferte, um jene Ringmauern zu errichten, mit den jetzigen Tagen zuſammenzureimen ſuchte, wo Chriſten die Gefälligkeit hatten, dieſelben Werke für Rechnung der Türken zuſammenzuſchießen. Der fünfte und lezte Akt dieſes grandioſen Trauerſpiels wäre da geweſen, wenn Ibrahim Paſcha ſich nach Jeruſalem geworfen und chriſtliche Kugeln die Kuppel der Grabeskirche zerſchmettert hätten.

Auf den Straßen fanden wir auch heute daſſelbe Gewühl, denſelben Schmuz und Geſtank wie am Tage unſerer Ankunft; ich habe nie ſo mancherlei Parfüme genoſſen, als auf meinen Spaziergängen durch Beirut.

Wie in allen orientaliſchen Städten ſind auch hier drei Viertheile der Straßen zu Bazars eingerichtet und bilden lange Reihen offener Gewölbe; denn außerdem, daß der Kaufmann ſeine Waaren ausſtellt, ſizen auch alle Handwerker in ihren verſchiedenen Straßen offen vor den Augen der Vorübergehenden. In einer Gaſſe ſieht man die Anfertigung des verſchiedenartigſten Fußzeugs vom kleinen Pantoffel bis zum größten Reitſtiefel; in einer andern bergen ſich hunderte von Webſtühlen, deren Einfachheit übrigens beneidenswürdig iſt; mit den Koſten und dem Holze eines der unſrigen macht man wenigſtens fünf türkiſche.

(Fortſezung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortſezung.)

Die pyrenäiſchen Sänger. — Der Talisman. — Bauten.

Aus den Pyrenäen ſind die vierzig Berg- und Naturſänger hier angekommen. Was Wunder, da wir ſchon Araber und Hindu's in Schaaren ihre Künſte und ſogar ihren Gottesdienſt zwiſchen unſern Conditoren dem Publicum zur Schau ſtellen ſahen. Daß die Natur ihrer Stimmen auf den Bergen von Leinewand und zwiſchen den gemalten Bäumen nicht ſolchen Zauber wirkte, als auf dem Maltengrün ihrer Hochebenen und unter dem ewigen Schnee ihrer Pics, iſt erklärlich; nicht ſo erklärlich aber, wie vierzig Menſchen es anſtellen, mit dem, was ſie durch ihre Geſangskunſt erwerben, durch Europa zu reiſen, in den Hôtels der großen Städte wochenlang zu leben, und doch noch ſo viel zu erübrigen, um den armen Thalbewohnern in den Pyrenäen, zu deren Beſtem ſie wandern und ſingen, etwas Erkleckliches

Digitized by Google

mitzubringen. Schon erklärlicher wäre es, wenn sie unter den armen Thalbewohnern nur sich selbst verstehen. Dann aber, wenn ihre Runde um ist, prophezeihe ich ihnen, daß ihr Thal ihnen noch ärmer vorkommen wird, als sie es verließen. — Aus Wien ist ein Talisman angekommen, der auch hier seine Zauberkraft übt; eine Zauberposse von Nestroy ohne Zauber. Ein wirklich gutes Stück, ein Lustspiel, aus dem besten Wiener Humor hervorgegangen, und eine so ursprüngliche Eingebung, als wir sie weder Nestroy zutrauten, der nur in forcirten Situationen und Gegensätzen Wirkung sucht, noch überhaupt der heutigen Wiener Komik, die nach den Proben der letzten zehn Jahre im Verscheiden lag. Beckmanns Humor trägt das seine zum außerordentlichen Glücke dieses anspruchlosen Stückes bei. Eine italienische Oper ist für das Königstädter Theater auf die Dauer der Sommermonate ungagirt.

Die Friedensaussichten erwecken wieder den Muth zu großen Unternehmungen; man erwartet, daß die Kunstliebe des Königs mit einem Male alle Plane, die er so lange genährt, ins Leben rufen wird. Es wäre wohl zu wünschen, daß gerade diese Hoffnung nicht in Erfüllung ginge; es wäre zu viel auf einmal. Die Pfaueninsel wird ihre Menagerie nach dem Thiergarten liefern, wo in der bisherigen Fasanerie der großartigste Thierzwinger errichtet werden soll; vortrefflich zum Studium der Naturgeschichte für das Berliner Publikum. Auf dem Köpeniker Felde soll wirklich eine neue Stadt aufwachsen, obwohl in der alten täglich mehr Raum wird und mehr Wohnungen leer stehen bleiben. Einige Straßen sollen durchbrochen und neue Kommunikationen angelegt, die Rinnsteine durch Dampfmaschinen oder Mühlen mit fließendem Wasser gespeist werden. Auf den neueren Theil des Schlosses soll die schon oft besprochene Kuppel aufgesetzt und eine Kapelle darunter erbaut werden. Es ist noch kein Endlich, nur ein Punkt, vor dem noch viele Kommata Platz haben, wenn ich zum Schluß sage, daß die Kiß'sche Amazone auf einen der Granitquader vor dem Museum kommen, und auf dem andern zur Gesellschaft einen Gladiatoren im Kampf mit einem Löwen erhalten soll, welch letztere Gruppe bei Rauch bestellt ist. Auch in Potsdam ist Vieles im Werke. Hinter Sanssouci erhebt sich der sogenannte Ruinenberg, einst eine künstliche, jetzt eine wirkliche Ruine. Friedrich der Große hatte hier eine Art römischen Amphitheaters erbauen lassen als äußere Decoration für die Wasserkunst, welche die Fontainen der königlichen Gärten speisen sollte. Diese Wasserkunst soll vermöge einer Dampfmaschine hergestellt werden, und man spricht von einer projektirten kolossalen Fontaine, die inmitten des Gartens von Sanssouci springen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

Die Taufe des Grafen von Paris. — Pferdefleisch.

Die Pariser haben zwei Feiertage nach einander gehabt, das Namensfest des Königs am ersten Mai, und die Taufe des Grafen von Paris am folgenden Tage. Das Schönste an diesen Festen war das den Armen gespendete Geld, obschon freilich der Armen so viele sind, daß von solchen reichlichen Spenden jeder nothdürftigen Familie doch nur Weniges zu gute kömmt. Die Volksbelustigungen in den Champs elysees und das darauf folgende Feuerwerk waren, wie immer, vortrefflich und hatten eine übergroße Menschenmenge herbeigezogen; sie wichen aber in nichts von den gewöhnlichen Lustbarkeiten dieser Art ab, und bei der Schwierigkeit, eine Million Menschen zu belustigen, läßt sich wohl auch nichts Besseres erfinden, als große Schauspiele oder Spektakelbühnen in freier Luft, Tanzorchester, Kletterstangen mit Preisen oben, und am Abend ein prächtiges Feuerwerk, welches über die Seine hoch aus der Luft seinen Feuerregen ausschüttet. Unter den grünen Bäumen der elysäischen Gefilde ist so etwas immer schön, und was das Volk noch hinzu thut, um das Fest zu beleben, die Buden, die Schenken und Kaffezelte, ist wenigstens eben so gut, als was die Regierung mit so großen Kosten veranstaltet. Die Taufe in der Notre-Dameskirche konnte nur von wenigen mit angesehen werden, ist aber in den Zeitungen umständlich beschrieben worden. Die Geistlichkeit steht nun wieder recht gut mit dem Hofe; der jetzige Erzbischof verdankt Ludwig Philipp seine Würde, und da alle Erzbischöfe von Paris Kardinäle werden wollen, so hat der jetzige einen wichtigen Grund, um auch fernerhin mit dem Hofe, der ihm zu dieser Würde verhelfen kann, in gutem Vernehmen zu bleiben. Könnte der Hof mit den Legitimisten so gut fertig werden wie mit der Geistlichkeit, so hätte er weniger Unruhe, obgleich im Grunde die Legitimisten mehr Lärm machen als Thaten verrichten. Sie sind in der letzten Zeit ausnehmend rührig geworden; doch werden sie es schwerlich weiter bringen als bisher. Paris sah in diesen Tagen drei Kardinäle, einen Erzbischof, einen Patriarchen, welcher wahrscheinlich, wie alle morgenländischen Patriarchen im Abendlande, Almosen sammelt, ferner einen Erzbischof, und ich weiß nicht wie viele Bischöfe beisammen, und hätte man nicht zu gleicher Zeit einige neue Jägerbataillone erblickt, welche in Algier gute Dienste leisten sollen, so hätte man fürchten können, man wolle das königliche Kind ganz der Geistlichkeit übergeben. Dagegen hat ihm die Stadtbehörde von Paris, welche kriegerische Gesinnungen vorgibt, die sie nicht hat, einen Degen überreicht, welcher größer ist als das Kind, und zu manchen ironischen Einfällen in den kleinen Tagesblättern Veranlassung gibt. In der That war es ein sonderbarer Gedanke, einem Kinde einen Degen von fünfunddreißigtausend Francs im Werth als Geschenk zu überreichen. — Die Pariser, welche die köstlichsten Gerichte sich im Palais royal verschaffen und täglich, wenn es ihnen nicht an Geld mangelt, Schildkrötensuppe, Rebhühner und Gänseleberpasteten speisen können, stehen auf dem Punkte, kein Rindfleisch mehr zu bekommen, und es werden deshalb jämmerliche Klagen in den Tagesblättern erhoben, und zwar mit um so mehr Recht, da sie Gefahr laufen, von dem berüchtigten Schindanger zu Montfaucon mit Pferdefleisch statt Rindfleisch versehen zu werden. Man hat es in den Zeitungen lesen können, wie noch in der vorigen Woche 4000 Pfund Pferdefleisch, welche in Paris als Rindfleisch eingeführt werden sollten, von der Polizei aufgegriffen worden sind, und wie sie sich genöthigt gesehen hat, eine Untersuchung in den geringen Restaurants und Garküchen anzustellen, wo leider diese Nahrung unter anderem Namen den Speisenden nicht selten vorgesetzt wird. Es ist schon lange her, daß in den Kneipen um Paris herum, in welchen das Volk sich am Sonntage gütlich thut, und zwar für wenig Geld, Beefsteaks von Pferdefleisch und Civets aus Katzenfleisch servire und ohne weitere Kritik gierig verschlungen werden. Auch ist es eine bekannte Thatsache, daß sich bei dem Schindanger zu Montfaucon, wo die alten Pariser Pferde abgethan werden, Anstalten befinden, in welchen das Fleisch dieser Thiere wie in einer Metzgerbude zum Verkaufe ausgestellt und von kleinen Spekulanten aufgekauft wird, die es hernach in den Kneipen der Umgegend feil bieten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. Mai 1841.

— Mille turbans aux brillantes couleurs,
Sous l'azur d'un beau ciel mosaïque animée.
Méry et Barthélemy.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Dort liegt die Gaſſe der Waffenſchmiede, welche in dieſen Tagen ſtets gedrängt voll iſt; beſonders die Bergbewohner wogen hier auf und ab und laſſen ihre neuen Gewehre, womit die türkiſche Regierung ſie gütigſt beſchenkt, ausbeſſern und putzen. Mir iſt bange, dieſe Gewehre, welche in dieſem Augenblick freilich alle auf Ibrahim Paſcha gerichtet ſind, möchten in Kurzem anfangen, den Türken ſelbſt furchtbar zu werden; denn ſchon jetzt gibt jeder, der eines erhalten, deutlich zu verſtehen, daß er es nicht gutwillig wieder hergeben werde. — Weiterhin ſieht man die Barbiere mit ungemeiner Geſchicklichkeit die Köpfe der Gläubigen bearbeiten; dieſe geben dabei recht eigentlich den leidenden Theil ab, denn der Barbier legt den Kopf auf ſein Knie und dreht und wendet ihn nach Gefallen und wie er glaubt, jedem Haare am beſten beizukommen.

Ich fand die Straßen hier bei weitem intereſſanter belebt als ſelbſt in Stambul. Während dort jeder ſeinem friedlichen Geſchäft nachgeht und ſo raſch als möglich fortzukommen ſucht, wandern hier die verſchiedenen Volksſtämme, die der Krieg zuſammengeführt, mit Waffen bedeckt, langſam und gravitätiſch vorüber. Die kräftigen Männer des Gebirges, von denen ich eben ſprach, in weiten farbigen Beinkleidern und meiſtens rothen geſtickten Jacken, den weißen Turban auf dem Kopfe, ſieht man gewöhnlich in großen Haufen; ſie ſind luſtig und guter Dinge, denn auf dem Rücken haben ſie ja wieder ein Gewehr, ihre Lieblingswaffe, die ihnen Ibrahims kräftige Hand abgenommen, der bei Todesſtrafe verbot, Waffen zu tragen. Zwiſchen ihnen durch ſchleicht ernſt und ſtill ein Beduine, der Sohn der Wüſte, mit bronzefarbenem Geſicht. Der lange weiße oder geſtreifte Burnus hängt von ſeiner Schulter bis auf den Boden, um den Kopf trägt er das nationelle gelb und roth geſtreifte wollene Tuch, das ein Kranz aus kleinen farbigen Stricken befeſtigt. Obgleich ihn nur zuweilen die Woge des Lebens aus ſeinem Sande zu dieſen Herrlichkeiten führt, ſo betrachtet er doch die Kaufläden, ohne eine Miene zu verziehen, mit den durchdringenden ſchwarzen Augen und raucht aus ſeiner kurzen Pfeife. Hinter ihm kommt ein Miralaja, ein großherrlicher Oberſt, auf ſchönem, wohlgenährtem Pferde, den Diamantſtern als Zeichen ſeiner Würde auf der Bruſt, gefolgt von mehreren Dienern, die ihm gewöhnlich Waffen und Pfeife nachtragen. Dort ſchreiten zwei Arnauten in ihrem maleriſch ſchönen Koſtüm; es iſt wie das griechiſche mit weißer Fuſtanella und runder Jacke; ſie gehen trotzig

Digitized by Google

umher, ohne einem Menſchen auszuweichen, eine Hand in den Gürtel geſteckt, der außer zwei Piſtolen, einem Yatagan, einem Dolche, einem Meſſer noch Feuerzeug und Pfeife beherbergt. Ich habe unter dieſen Menſchen faſt keinen geſehen, der eine angenehme, gute Geſichtsbildung gehabt, oder in deſſen Zügen nicht ein böſer, heimtückiſcher Ausdruck gelauert hätte. Sie bilden eine unregelmäßige Truppe Infanterie und Kavallerie. Man kann ſie faſt noch als Nachzügler der ehemaligen Janitſcharen und Mamelucken betrachten; ſie deſertiren ohne Weiteres hier und laſſen ſich dort wieder anwerben, je nachdem ſie mehr Beute und beſſern Sold zu erwarten haben; ſie fechten nur dann, wenn ſie Luſt haben, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, ihre Offiziere zu morden. Ibrahim Paſcha hat noch vor wenigen Wochen etliche und zwanzig dieſer Galgenſtricke erſchießen laſſen, die ſich eine Widerſetzlichkeit zu ſchulden kommen ließen, und man ſagt allgemein, die fünf- bis ſechstauſend bei ſeiner Armee ſeyen ſeine beſten Truppen. Von den Einwohnern Beiruts ſind dieſe vagabundirenden Kriegsknechte übrigens außerordentlich gefürchtet, und in einem Kaffeehauſe, wo ſich ein Arnaut niederläßt, rücken die andern ängſtlich zuſammen. — Die Mannigfaltigkeit der Koſtüme auf den Straßen vermehren noch die in ihrem Aufzug verſchiedenen Sekten der Chriſten, Griechen, Armenier, Maroniten. Die Weiber der letztern tragen einen eigenen Kopfputz, eine koniſche, zwei bis drei Fuß lange Röhre von Silber oder Meſſing; ſie ſteht in einem Winkel von 45 Graden bald nach den Seiten, bald nach vorne und iſt mit einem Stück Muſſelin bedeckt, das beinahe bis auf die Hüften fällt und zum Verſchleiern des Geſichtes dient. Dazu kommen die Schattirungen des mahamedaniſchen Glaubens, die ſich gleichfalls in der Tracht ausſprechen.

Gravitätiſch wandelt dort der Türke vom alten Regiment, und es gibt deren in Syrien noch ſehr viele, angethan mit dem langen Kaftan, im weißen oder grünen dauſchigen Turban; letztere Farbe bezeichnet einen Nachkommen des Propheten, und der ihn trägt, wird Emir genannt. Obgleich aber Emir ſo viel wie Herr oder gar Fürſt ſagen will, findet man doch gerade unter der geringſten Klaſſe, z. B. an Laſtträgern, Waſſerverkäufern ꝛc. die meiſten. Der ächte Muſelmann geht ruhig ſeines Wegs, die eine Hand ſtreicht den krauſen Bart, die andere faßt das Schreibzeug im Gürtel. Auch das unglückliche, überall zerſtreute Volk der Juden hat hier ſeine Repräſentanten. Stets auf den Erwerb bedacht, ſchlüpft der Jude behende im ſchmierigen Kaftan und dunklem Turban durch die Menge, rechts und links ſchauend, ob etwas zu gewinnen ſey; beſonders heften ſie ihr Auge auf den herumwandelnden Europäer und bieten ſich ihm gleich zu allen möglichen Dienſten an. Faſt alle europäiſchen Nationen ſind hier in zahlreichen Mitgliedern vertreten, und keine verleugnet auch hier ihren Charakter. Der Franzoſe ſchlendert in geiben Glacéhandſchuhen ſchwadronirend umher, und während alle öſterreichiſchen Matroſen vor einem gutgekleideten Franken, der ſie freundlich anſieht, den Hut ziehen, ſteuert der Engländer mit dem hölzernen Geſicht gerade aus, betrachtet Häuſer und Himmel und rennt jeden an, der ihm nicht ausweicht.

(Fortſetzung folgt.)

Der heilige Chriſtophorus.

(Fortſetzung.)

Nun zogen ſie dereinſt wie gewöhnlich ihre Straße und kamen mit einander an ein Kreuz, um deſſentwillen der Feind nicht in der Richtung weiter reiten konnte. — Der große Chriſtoph verſah ſich zur Stelle, wie verſtört er durch den Anblick worden war, und fragte: „Warum ſchlägſt du ſo unverſehens die krumme Richtung ein?“ Der Böſe jagte über Stock und Stein von dannen und zitterte, unfahig zu einem Worte der Erwiderung, an allen Gliedern, bis er ſich in weiter Ferne erſt bezwang und ſeinem Diener das Geſtändniß machte: er fürchte das Zeichen des Erlöſertodes über alle Maaßen und müſſe, wo er es betreffe, fliehen.

In Folge deſſen war nun auch das Verhältniß zwiſchen ihm und Chriſtoph aus und entfernte ſich derſelbe mit der Erklärung: „Flieheſt du das Zeichen Chriſti, Feind, ſo iſt er ohne Widerrede auch gewaltiger als du, und mag ich dir nicht länger dienen, ſondern ſuche Chriſtus auf.“

Er ging in alle Welt zurück und fragte ſo eifrig, wie vorher dem Teufel, Chriſtus nach, ohne ſich etwas anderes, weder Gutes noch Arges, dabei zu denken, als daß er dem ſtärkſten Herrn auf Erden dienen wollte.

Er fragte Klein und Groß, Arm und Reich, Vornehm und Gering, Prieſter, Schriftgelehrte wie Laien umſonſt nach Chriſti Aufenthalt. Jedermann glaubte es zu wiſſen und wies ihn die Kreuz und Quer, bald da, bald dort hinaus; wo er aber auch hinkam, in Kirchen, Tempeln und Paläſten, im Getreibe der Städte und Menſchen, in der Stille des Landes, auf der Oede der See, fand er den Chriſtus nicht, nach dem er ausgegangen war, und den er ſich als den größten Herrn und König dachte. Nur ermüdete es deswegen nicht in ſeinem Mühen und ſuchte vielmehr deſto eifriger und freudiger, je weniger er auf die rechte Spur zu kommen ſchien.

Digitized by Google

Eines Morgens traf er in der tiefen Einsamkeit eines Waldes, wo er kein ander Gefühl und keinen andern Gedanken haben konnte, als die der reinsten Wahrheit und Natur um ihn, einen fremmen Klausner vor seiner Hütte an. Er ließ sich in eine Unterredung mit ihm ein, und vertraute ihm unumwunden und rückhaltlos die Absicht seiner Pilgerfahrt. — Der Einsiedel sah ihn mit klarem Blicke an und sagte: „Gewiß ist der Herr Christus der allergrößte König auf der Welt, und du thust wohl daran, mein Sohn, seinem Dienste zu leben; er lohnet seinen Freunden überschwänglich; indessen meine ich nicht, daß es so gar schwer ist, als es die fallen will, ihn zu finden. Wer in seinem Herzen ein aufrichtiges Verlangen nach ihm trägt, dem bleibt er nicht verborgen."

Sodann unterwies er seinen Gast in den Lehren des Christenthums, über die der große Christoph Anfangs daß erstaunte. Jedoch gewann er bald ein Zutrauen zu dem alten Manne, und lieh ihm ein so aufmerksames Ohr, daß dadurch allmälig der Entschluß in seine Seele einging, Christus mit Leib und Seele und für immerdar zu dienen. Er äußerte sich darüber gegen den Waldbruder mit Einfalt und Treuherzigkeit, und dieser sprach zuletzt hinwieder: „Dieser geistliche König der Welt und Menschen ist allem sündlichen Leben feind und nur allein dem gnädig, der rein und tugendhaft. Es thut aus diesem Grunde noth, daß du um seinetwillen fernerweit wachest und betest, so wie es Gott von dir verlangt; nur also gefallst du ihm wohl und thust seinem heiligen Willen genüge."

Der Klausner hatte erwartet, Christoph werde auf diese Rede mit kindlicher Demuth und Willfährigkeit eingehen; allein wie erstaunte er, als derselbe mit barschem Zorne sprach: „Danach zu handeln, bin ich mit nichten gesonnen; ich bete, faste, wache nun und nimmermehr, und ist es dir nicht möglich, mir ein Anderes anzuweisen, wie ich Gott diene, so bin ich nicht im Stande, es zu thun." — Der alte Mann entsetzte sich und redete wieder zu; er mußte aber zu der Einsicht kommen, daß das nicht anschlug, und faßte sich deshalb, indem er nach ernstem Nachsinnen zu dem Riesen sagte: „Es stehet wo ein tiefes, wildes Wasser, über das weder Brücke noch Steg führet und das die Wanderer auf rechten Wegen hemmt. Willst du Gott zu gefallen die Menschen darüber tragen, so machst du dich dem Herrn allerdings noch angenehmer als mit einem andern Dienste. Du bist mit Kräften und Gestalt genug begabt und magst es wohl vollbringen."

Der gute Rath und Wille des Einsiedels war mit Weisheit angelegt und fand den großen Christoph alsobald bereit, ihn zu befolgen. Ein solcher Gottesdienst war ihm ganz recht, den gewöhnlichen der andern Menschen begriff er nicht, da er seine starke Natur dazu nicht unterordnen und verleugnen mochte. Der klug bedachte Greis wies ihn darum vollends zu dem Strome, bei dem Christophorus sich eine Hütte auferbaute, und hier lehrte er hinfort im Dienste Christi menschlich und bescheiden. Es kamen immer viele Menschen hülfsbedürftig zu ihm, die er, einen jungen Baum als Stab in Händen haltend, insgesammt um Gottes Lohn durch das wilde Wasser trug, ohne weder Tag noch Nacht von seiner Arbeit auszuruhen. Auch vertraute er dabei mit Zuversicht der Verheißung des Einsiedlers, über lang oder kurz Christus selbst zu sehen und zu finden.

Nachdem ihm nun eine geraume Zeit in diesem Amte vergangen war, hatte er sich eines Abends recht matt und müde auf sein Lager ausgestreckt und war entschlafen, als der Schall einer Kinderstimme ihn wiederum aus seiner Ruhe weckte. Er erhob sich, nahm seinen Stab und ging hinaus; wiewohl er aber allenthalben eifrig suchte, konnte er Niemand entdecken, der gerufen hatte. Er legte sich auf's Neue hin, der Ruhe zu pflegen, und hatte sein Auge nicht sobald wieder zugethan, als er eine Kinderstimme zum andernmale seinen Namen rufen hörte. Er eilte zum andernmale in die dunkle Nacht, um zu suchen, ohne zu finden, und erst als dies zum drittenmale auf den dritten Ruf geschah, gewahrte er an dem einsamen Uferrande ein Kind, das die Bitte an ihn richtete, er möge es über das wilde Wasser tragen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Fleischtaxe. — Oeffentliche Sitzungen des Instituts.

Paris schien jedoch zu vornehm, um sich zu einer solchen Kost herabzulassen. Die neulich von der Polizei an der Barrière weggenommenen vierzig Zentner Pferdefleisch beweisen aber, daß auch das Volk in Paris damit heimgesucht wird, wozu es übrigens selbst die Hand bietet, da es leckere Gerichte verlangt, und dieselben doch wohlfeil haben will. Der Vorfall hat jedoch zu ernsthaften Betrachtungen in den unabhängigen Tageblättern Anlaß gegeben. Das Rindfleisch, die gewöhnliche Nahrung der Franzosen, besonders der Pariser, steigt im Preise, und es steht zu fürchten, daß dieses Steigen nicht so bald aufhören wird. Statistische Berechnungen lassen keinen Zweifel, daß bei der immer wachsenden Bevölkerung Frankreichs, welche sich jezt beinahe auf vierunddreißig Millionen Seelen beläuft, die vorhandene Anzahl von Schlachtvieh zum Bedarf nicht mehr hinreicht, und da nun das so fruchtbare, aber im Ganzen trockene Frankreich nicht Weiden genug besizt, um viel mehr Zuchtvieh zu unterhalten, so folgt natürlich daraus, daß der Preis

des Schlachtviehs steigen und das Rindfleisch seltener werden muß. Es gibt nur ein einziges Mittel, diesem Uebel abzuhelfen: nämlich Aufhebung oder bedeutende Verminderung des Zolls auf fremdes Schlachtvieh. Dies wird auch dringend verlangt; aber die Landeigenthümer in den weidereichen Gegenden Frankreichs, und ihre Repräsentanten in der Deputirtenkammer widersetzen sich dieser Herabsetzung eben so heftig, als sie verlangt wird, und ihnen stimmt eine Menge unbetheiligter Personen aus übelverstandenem Patriotismus bei. Somit bleiben die Sachen einstweilen, wie sie sind; jedoch wird über kurz oder lang Rath geschafft werden müssen, und der Privatvortheil der Weidenbesitzer wird nicht immer über das gemeine Bedürfniß siegen. — Gestern war die jährliche öffentliche Sitzung der fünf Akademien, welche das Institut de France ausmachen, eine Mandarinenzunft, wie die kleinen Tagesblätter es nennen. Zwar sprach Cousin, welcher den Vorsitz führte, viel zum Lobe der Akademie überhaupt. Es ist aber eine Zeit gekommen, wo die Schranken der Akademie nicht mehr alle diejenigen zu fassen vermögen, welche einen Sitz in derselben verdienen. Wie viele Schriftsteller gibt es zum Beispiel, welche eben so gut schreiben und dichten wie dieses oder jenes Mitglied der Académie française? Wie viele Gelehrte haben nicht eben so gründliche, wo nicht noch bessere Werke geliefert, als dieses oder jenes Mitglied der Akademie der Inschriften? Zudem ist in den Akademien des Haders so viel, daß man den Zeitverlust bedauern muß, welcher durch die vielen Streitigkeiten entsteht. So hat die Académie des sciences mehrere Sitzungen mit dem langweiligen Streite zwischen Arago und Libri verloren, zwei etwas streitsüchtigen Gelehrten. Komisch war in diesem akademischen Streite der Angriff Libris, welcher dem Längenbureau einen gewaltigen Schnitzer in seinen Kalenderberechnungen nachwies, und die Vertheidigung oder Entschuldigung des Längenbureaus, welches den Schnitzer dadurch erklärte, daß der alte Bouvard bei seinen Berechnungen auf einer großen Tabelle mit dem Finger zufällig in die unrechte Spalte gerathen sey, in Folge dessen im Kalender der Aschermittwoch auf einen Freitag fiel. Schon die Engländer, Baron v. Zach, ja das ganze gelehrte Europa hat vor Jahren über den Schnitzer lächerlich gelacht, und das Längenbureau hat Zeit gehabt, die Verirrung des Fingers des Sternkundigen Bouvard herzlich zu bereuen. Trotz dem hatte Libri zum Behufe seiner Vertheidigung den Bock wieder aufgefrischt, um damit Arago recht zu ärgern. Die Zeitungen ergriffen Partei für oder wider Arago, je nach ihrer politischen Gesinnung. Arago gehört bekanntlich zur radikalen Partei; mithin sind seine Vertheidiger in den Oppositionsblättern und seine Gegner in den ministeriellen Zeitungen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Cornelius. Die Brüder Grimm. A. W. Schlegel. Tieck. Rückert.

Was für das Kunstleben durch Cornelius Herkunft entspringen wird, ruht noch im Ungewissen. Könnte der große Meister machen, daß unsere Kunstausstellungen wieder wie vor Jahren besucht würden, daß die Gemälde der jungen Künstler Käufer und diese würdige Bestellungen erhielten, um sich in ihrer ganzen Kraft zu zeigen, so wäre das zunächst die beste und wohlthätigste Schöpfung. Er ist mit allen Ehren und der Herzlichkeit empfangen worden, die ihm gebühren und die er verdient. Nach einem feierlichen Mittagsmahl, ihm von allen Kunstgenossen gegeben, wurde ihm von den Schülern der Akademie ein Fackelzug gebracht. Die herrlichste Nacht und die eben aufgrünenden hochwipfligen Bäume des Thiergartens (an dessen Rande Cornelius seine Wohnung aufgeschlagen hat) gewährten einen imposanten Anblick, wohl werth, von einem Genremaler aufgefaßt zu werden. Einige Häuser von Cornelius Wohnung entfernt sah man drei erhellte Bogenfenster, und auf den Balkon davor, traten als Zuschauer zwei Männer, welche gewiß mit ernster Theilnahme und eigener Bewegung dem Schauspiel zusahen. Auch sie hat die Huld des Königs aus der Fremde berufen und ihnen ein Asyl hier angewiesen; auch sie werden mitwirken, das geistige Leben in unserer Residenz zu fördern, und auch ihnen schlagen gewiß eben so viel Herzen entgegen, als dem berühmten Künstler, in Liebe und Bewunderung. Hätten die jungen Künstler gewußt, daß ihr Zug unter den Fenstern der Gebrüder Grimm vorübergeht, so ließ sich wohl von der Mehrzahl erwarten, daß sie aus freiem Impuls auch den edlen Männern ein Vivat gebracht haben würden. Am folgenden Tage fing Jakob Grimm seine Vorlesungen in der Universität an. Das gedrängt volle Kollegium — gegen vierhundert Köpfe wollte man zählen — brachte dem deutschen Manne ein dreimaliges Vivat. Das ist in Deutschland nicht gewöhnlich, auch nicht für die Folge anzuempfehlen, in diesem Falle hatte es aber wohl seine Bedeutung und seine Rechtfertigung. Gerührt und überrascht dankte Grimm und wollte diese unerwartete Zustimmung nur auf Rechnung seiner Prüfungen, nicht auf die seiner Verdienste als Gelehrter bringen. — In einigen Tagen beginnt auch sein Bruder Wilhelm seine Vorlesungen. — Schelling wird noch erwartet. Was das heißen soll: er werde auf ein Jahr kommen, läßt sich nicht wohl begreifen. — August Wilhelm v. Schlegel wird zum Besuch, unter der Firma einer Beihülfe zur Herausgabe der Friedericianä, erwartet. — Ludwig Tieck kommt gewiß, doch nur auf Wochen, nach Sanssouci. Was es mit der von mehreren Blättern deregten Darstellung antiker Tragödien unter seiner Leitung zu bedeuten hat, kann ich Ihnen nicht sagen. Wahrscheinlich ist irgend eine flüchtige Aeußerung, ein hingeworfener Gedanke als ein bestimmter Plan aufgegriffen worden. — Auch Friedrich Rückert, der schon mehrmals herbeigerufen werden sollte, kommt nun wirklich, obwohl ein jüngster, ans Lächerliche streifender Vorfall unter andern Verhältnissen der Sache beinahe hinderlich geworden wäre. Jemand nämlich hat Rückert bei dem hiesigen Polizeiministerium wegen Verbreitung revolutionärer Gedanken denuncirt, nicht um ihn einsperren zu lassen, sondern nur um eines seiner Gedichte, das ein Knabe im hiesigen Werderschen Gymnasium declamiren sollte, als staatsgefährlich zu beseitigen. Das Gedicht handelt von Niemand anders als dem Kalifen Harun Al Raschid und einem seiner Kadi's, und der Denunciant ist der Meinung gewesen, daß die Wahrheiten, welche ein begnadigter Verbrecher dem Kalifen sagt und der Kalif gnädig anhört, die Kriminalgrundpfeiler des preußischen Staats erschüttern könnten. Unser König hat wie Harun Al Raschid und nicht wie sein Kadi gedacht, Rückert ist herberufen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 25. Mai 1841.

Wie wunderbar beweist an dir
Die Liebe sich, dies Himmelskind!
Ihr holder Glanz verklärt dir
Nicht nur das Leben, auch den Tod.
v. Weissenberg.

Der heilige Christophorus.

(Schluß.)

Christophorus betrachtete das Kind, bog sich zu ihm nieder und nahm es, ohne ein Wort zu sagen, auf den Arm; den Stab in Händen, schritt er sodann zuversichtlich mit ihm in den Strom. Die Luft war still, der Himmel heiter, die sanften Wellen glänzten in dem Scheine der Sterne, die sich in ihnen spiegelten, indem der Kindesträger das Ufer hinter sich ließ. Er hatte indeß kaum zehn Schritte in dem Wasser gethan, so regte es sich darin geheimnißvoll und erhoben sich die Wellen, die immer lauter brausten und höher schwollen, je weiter er kam. Zugleich ward ihm das Kind so schwer, als wäre es von Blei, und immer schwerer im Verhältniß, als das Wasser stieg. Das Kind drückte den starken Riesen fast unter seiner Last zu Boden, und er hatte überdies nicht wenig Furcht, daß er in dem Kampfe mit der Fluth erliegen und ertrinken werde.

So kam er unter dem Toben der Elemente bis in die Mitte des Stromes und stand, um frische Kraft zu schöpfen, still. Er keuchte und stöhnte aus der tiefsten Brust und erhielt sich nur mit großer Anstrengung aufrecht, indem er zu dem Kinde sprach: „Wie so gar schwer wirst du mir, mein Kind! es dünkt mich schier, als trüge ich die ganze Welt auf meinen Schultern.“

Das wunderbare Kind sah ihm groß in das zurückgewandte Angesicht und erwiderte: „Du trägst nicht nur die ganze Welt, du trägst zugleich auch den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Siehe, ich bin Jesus Christus, dein König und dein Gott, für den du arbeitest und den zu finden du dich lange schon gesehnt hast. Ich bin mit dir zufrieden, du hast mir wohl gedient. Du bist nach deinem Lebenswandel der ächteste Christ im Lande und derTräger meiner Lehre weit und breit, was ich dir symbolisch jetzt bedeute.“ — Nun faßte das Kind den großen Christoph bei seinem Haupte an und tauchte ihn mit den Worten unter das Wasser: „Ich taufe dich im Namen Gottes, meines Vaters, des Sohnes, der ich selbst bin, und des heiligen Geistes, und will, daß du hinfort Christophorus, der Träger Christi, geheißen seyest. Zum Wahrzeichen dessen, daß ich wirklich Christus bin, magst du diesen dürren Stab, auf den du dich mit mir gestützt hast, in die Erde pflanzen, allwo er bereits morgendes Tages blühen und Früchte tragen soll.“ — Darauf verschwand das Kind vor Christophs Augen, und sobald die Last seinen Schultern entnommen, ja kaum daß die Rede in sein Ohr erklungen war, beruhigte sich die empörte Fluth auch wieder und sanken und senkten sich die Wellen wie beschämt über ihr Ungestüm, von

innerer Gewalt beſchwichtigt. Anſtatt daß zuvor wüthender Sturm geherrſcht und die Bäume am Ufer mit ihren hohen Gipfeln zur Erde gebogen hatte, murmelte jezt ein leiſer Weſtwind durch die Zweige und ſäuſelte über den ſpiegelglatten Strom, derweil der Tag im Oſten graute.

Der heilige Chriſtophorus war in ſich ein neuer Menſch geworden und fühlte, daß der Strom überſchwänglicher Freudigkeit durch ſein Inneres rann. Er war ſo ſtill und mild, daß er beinahe über ſich lächeln mußte, wenn er ſeiner vorigen trotzigen Kraft, oder gar ſeiner ehemaligen Wildheit eingedenk ward, die doch beide nicht aus ihm geſchieden, ſondern nur dem Geiſte unterthan geworden waren.

Sobald er an das Ufer kam, fiel er erſt auf ſeine Knie nieder und dankte dem Herrn der Welt inbrünſtig für die Gnade, die er ihm erwieſen hatte. Danach erhob er ſich und pflanzte, wie Chriſtus ihm geheißen, ſeinen langen Stab in die Erde. Eine unwiderſtehliche Müdigkeit ergriff ihn hinterdrein, und er ſank an der nämlichen Stelle, von tiefem Schlaf umfangen, zu Boden. — Er hatte einen Traum und ſah den Himmel offen, über deſſen Glorie und Herrlichkeit ihn das Bewußtſeyn ſeiner Sinne zu verlaſſen drohte. Er meinte, er ſey ſelbſt ſein Stab, und fühlte, wie die Lebenswonne, den Erlöſer der Welt getragen zu haben, mit der Kraft des Wachsthums ſeine Seele erweiterte. Sie trieb die Aeſte, Zweige und Blätter edler Gedanken, Gefühle und Thaten aus ihm heraus, und daran hingen ſich als Blüthen und Früchte die ſeligen Freuden des Paradieſes.

Als er wieder erwachte, war es heller Sonnenſchein und lag er unter einem weithinſchattenden grünen Baume, zu dem ſein Stab in der kurzen Friſt weniger Stunden erwachſen war; er trug die herrlichſten Blüthen und Früchte und in ſeiner gewaltigen Krone ſangen hunderte von Vögeln ihr Morgenlied.

Um dieſes großen Wunders willen, das Chriſtus an ihm gewirkt hatte, gewann der heilige Chriſtophorus fürderhin ſo innige Liebe und Treue zu Gott, daß er von ſeinem leibeigen Amte abließ und anſtatt deſſen als ein Prieſter und Apoſtel im Predigen und Verkünden der Lehre Chriſti etwas Beſſeres und Nützlicheres zu thun wußte. Er pilgerte wieder in die weite Welt hinaus und folgte am Ende auch der Leitung des göttlichen Geiſtes nach einer Stadt, in der die Chriſten um ihres Glaubens willen viel Drangſale und Verfolgungen erlitten. Daſelbſt ſtarb der heilige Mann mit Geduld und Freudigkeit den Tod als Märtyrer.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

Das weibliche Geſchlecht ſpazieret hier nicht ſo zahlreich herum wie in Conſtantinopel. Alle Weiber der Mohamedaner ſind mit einem dunkeln Stück Kattun, das gleich einer Maske ihr Geſicht bedeckt, ſo verſchleiert, daß man auch keinen Zug ihres Geſichts erkennen kann, auch werfen ſie beim Anblick eines Fremden noch ein Stück weißen Muſſelin, das ihnen den Rücken hinabhängt, über den Kopf, beſonders aber, was ſehr gut iſt, gerade die häßlichſten alten Weiber; die jungen heben nicht ſelten ihren Kattun und laſſen ein paar ſchwarze glühende Augen ſehen, ein Vergehen, das von den andern gleich mit harten Worten gerügt wird. Auch die Maronitinnen tragen über ihrem Horne einen weißen Schleier, den ſie gelegentlich fallen laſſen, um ihre hübſchen runden Geſichter dem Fremden zu verbergen; doch ſind ſie in der Kultur voran und haben uns nicht ſelten freundlich angelächelt. Die Frauen der katholiſchen Araber, deren es hier viele gibt, gehen unverſchleiert, und ich habe unter ihnen herrliche Figuren mit ſehr edlen Geſichtszügen gefunden. Da es doch ſtets ein Glück iſt, das Schönſte wenn auch nur zu ſehen, ſo war ich in dieſer Beziehung glücklich. Die Frau unſeres Hauswirths, eine wirklich gebietende, majeſtätiſche Figur, war ſo ſchön, daß ich mich um ein Haar in ſie verliebt hätte.

Ebenſo kriegeriſch wie das Innere der Stadt, ſah auch die Umgebung derſelben aus; ſie glich in dieſem Augenblicke einem großen Feldlager. Auf dem Quai hatten die hundert engliſchen Kanoniere, welche die bewaffnete Macht der vier Großmächte vorſtellten, ihr Hauptquartier aufgeſchlagen; dort ſtanden ihre ſechspfündigen Geſchütze aufgefahren, und ſie ſelbſt campirten theils in einem Gebäude, theils in weißen Zelten. Ich bin faſt zu keiner Zeit des Tages hier vorbeigekommen, wo nicht die Söhne Albions in ihrer Küche beſchäftigt geweſen wären, die ſie an einer Mauer aufgeſchlagen hatten. Weſtlich von der Stadt, auf einem Hügel, der dieſelbe beherrſcht, ſtand der Park der türkiſchen Artillerie. Die Leute wohnten unter hellgrünen Zelten, und ebenſo waren auch die Lafetten angeſtrichen; es befanden ſich hier ungefähr dreißig Kanonen von der Größe unſerer Sechspfünder; doch ſchießen die meiſten ein weit größeres Kaliber und haben eine ſo weite Mündung, daß ich ſie anfänglich für Haubitzen hielt; ſie ſind aber ohne Kammern, und ich hörte ſpäter, ſie ſeyen ebenfalls für Paßkugeln beſtimmt. Das Metall iſt ſo dünn, daß ſich das Rohr nach wenigen Schüſſen bis zum Zünden erhitzen muß; obendrein ſind mehrere Stücke, ſtatt von

wirklichem Stückgut, von Bronze. Doch glaube ich nicht, daß die Türken sobald in den Fall kommen werden, mit diesen Kanonen zu agiren: sie hatten weder Bespannung noch Munition, auch nicht ein einziger Wagen befand sich im Parke.

Unterhalb dieser Artillerie auf einem kleinen Platze, der an die Mauern der Stadt stößt, war für mich der interessanteste Punkt. Hier hatte ein Stamm der Beduinen aus dem Hauran sein Lager aufgeschlagen; es mochten ihrer fünfzig bis sechszig seyn, die in grauen Zelten wohnten, in denen sie aber weder Stroh noch Teppiche hatten; sie schliefen auf der bloßen Erde, und zogen Nachts ihren Burnus über den Kopf. Wir haben manche Stunde bei ihnen zugebracht; obgleich sie uns Fremde anfänglich finster und mißtrauisch beobachteten, wurden sie bald freundlicher und durch Kleinigkeiten an Geld, die wir ihnen spendeten, ganz zutraulich. Die meisten waren große, hagere Männer mit ausdrucksvollem, aber verschmitztem Gesichte, dem der schwarze herabhängende Bart etwas Düsteres gab. Ihre Waffen bestehen aus dem Säbel, der sehr langen und dünnen Flinte, die sie an einem Riemen über der Schulter tragen, und einer Lanze von wohl fünfzehn Schuh Länge mit fußlanger dreischneidiger Spitze, die mit einem Bouquet von dichten schwarzen Straußfedern umgeben ist. Die ausdauernden Gefährten dieser Wüstensöhne, die edlen, treuen Pferde, fast alle von schönen Formen, aber dabei mager wie ihre Herren, stehen an einem Fuße mit einer Kette gefesselt, stets vollständig gesattelt, vor den Zelten. Der Beduine und sein Roß sind nur vereinigt wahrhaft schön und poetisch; sobald der Reiter die Erde betritt, schleicht er faul und langsam umher, oder liegt mißmuthig unter seinem Zelte, aus der kurzen Pfeife rauchend, und das Pferd steht ruhig da, senkt den Schweif und sieht hungrig nach einigen Grashalmen, die zwischen den Steinen sprossen. Doch so wie sich der Beduine auf sein Roß schwingt, scheint beide ein gewaltiges Feuer zu durchströmen; sein Auge blizt, die ganze kräftige Gestalt richtet sich auf, und während er ein eigenes Geschrei ausstößt, greift das Pferd aus und verschwindet in sausendem Galopp, wobei es mit dem Schweif nicht selten den Rücken des Reiters schlägt. In wenigen Augenblicken sieht man in der Ferne nur noch eine Staubwolke und über ihr wehend die schwarze Feder der Lanze.

Wir vermochten sie durch reichliches Bakschis häufig, ihre Pferde zu besteigen und uns deren Schnelligkeit, so wie ihre eigene Gewandtheit im Führen der langen Lanze zu zeigen; und wenn sie dann so dahin flogen über die Fläche, daß der weite Mantel um sie flatterte, wenn sie die Lanze weit vor sich hinschleuderten und, den Säbel zwischen den Zähnen, Gewehr und Pistolen abschossen, dann dachte ich an Freiligrath:

Beduin, du selbst auf deinem Rosse,
Bist ein phantastisches Gedicht.

Nördlich von diesem Beduinenlager war der große Spaziergang der Stadt, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein ziemlich geräumiger Platz, wo es für den Fremden jeden Augenblick etwas zu sehen gab. Es war hier beständiger Jahrmarkt: in kleinen hölzernen Buden verkaufte man Schorbet, Früchte und Brod; auch ein Café war dort errichtet, wo die Gäste unter einer riesigen Sycomore auf kleinen Stühlchen aus Palmzweigen saßen, und der Wirth auf einem Haufen zusammengetragener Steine das Getränk bereitete. Pfeife und Narzileh fehlten natürlich nicht. Hier nahm ich meistens meinen Platz, um das bunte Gewühl um mich her zu beobachten, das Leben und Treiben, das sich hier dem Auge entfaltete und jeden Augenblick wechselte. Ich denke noch immer mit Vergnügen an die Tage, wo ich, mit dem Rücken an den Baum gelehnt, die arabische Wasserpfeife rauchte, ein Genuß, den unsere deutschen Tabakraucher nicht kennen. Dies Instrument ist übrigens sehr einfach: in eine Kokosnuß mit zwei Löchern gießt man Wasser; in die eine der Oeffnungen steckt man die Pfeife, welche ein gedrechseltes Rohr ist, oben mit einem kupfernen Behälter, in welchem der Tabak und obenauf die glühende Kohle liegt; in die andere Oeffnung paßt das dünne Rohr. So saß ich, und es brauchte nur eine Handbewegung, um eine neue Tasse Kaffee oder frischen Tabak zu erhalten; ich war ein mächtiger Pascha geworden, und selbst ein Gefolge fehlte mir nicht; denn wenn ich bei meinen Beduinen vorbeikam, um auf den Platz zu gehen, folgten mir fast immer einige in der Entfernung und kauerten an meiner Seite nieder, wenn ich mich am Café niederließ.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Schluß.)

Papencort. — Der Reiter der kleinen Prinzessin. — Die Landtage.

Wir bedauern den plötzlichen Verlust eines ausgezeichneten jungen Gelehrten, der zu den schönsten Erwartungen berechtigte. Der Dr. Papencort aus Westphalen, der mehrere Jahre in Rom die Geschichte seines Mittelalters studirt und vor kurzem einen Ruf als Professor extraordinarius nach Bonn erhalten hatte, starb auf der Hinreise plötzlich in der Blüthe seiner Kraft und Jugend am Nervenfieber. Sein Werk über Cola Rienzi ist eben erschienen, reiche Studien zu weiteren Geschichten aus Roms Mittelalter dürften mit ihm untergehen.

Die wunderbare Rettung der jüngsten Tochter des Prinzen von Preußen, welche aus dem Fenster fiel, aber von einem Knaben ziemlich unbeschädigt aufgefangen wurde, gibt nachträglich zu einem seltsamen Prozeß Anlaß. Der Knabe,

Digitized by Google

eines Schneiders Sohn, ward reichlich beschenkt von dem prinzlichen Vater und der Prinzessin Mutter, auch von den erlauchten Großeltern aus Weimar. Auch ward ihm versprochen, daß für sein Fortkommen Sorge getragen werden solle. Nun aber will die Schildwache, welche in der Stunde vor dem Palais Wache gestanden, behaupten, die kleine Prinzessin sey herunter gefallen und habe schon glücklicherweise unversehrt auf der Straße gelegen, als der Knabe erst zugesprungen sey. Dessen That sey nichts, als daß er sie aufgehoben habe. Die Wahrheit ist noch nicht ermittelt. Einige behaupten, der Knabe sey ein eitler Großsprecher, Andere, die Schildwache sey ein einfältiger Mensch, der nicht genaue Rechenschaft von dem, was er gesehen, zu geben wisse. Ja, nach seiner eigenen Angabe, soll der Soldat das Kind fallen gesehen haben, aber nicht zugesprungen seyn, weil er es für disciplinwidrig erachtet, um deswillen das Gewehr aus der Hand zu stellen. Wir Alle sind dem Wunderbaren hold; wenigstens ist es interessanter anzunehmen, daß ein Knabe ein aus dem Fenster fallendes Kind im rechten Augenblicke aufgriff, als daß es unversehrt auf das Straßenpflaster fiel. Man hat zur Zeit dem Knaben seine Geschenke und seine Hoffnungen gelassen.

Die Versammlungen unserer Provinzialstände gehen allgemach zu Ende, und die Landtagsabschiede mit den Protokollen der Verhandlungen, welche man der Oeffentlichkeit zu übergeben für angemessen erachtet, füllen die Spalten unserer Zeitungen. Es muß für fremde Zeitungen schwer seyn, Auszüge daraus zu liefern, da es uns schon schwer wird, aus dem langen Periodenbau des modernen Kanzleistyls den eigentlichen Sinn zusammenzufassen. Sehen wir uns nach einem Gesammtresultate der sechs Landtage um, so dürfen wir wohl der Hoffnung Nahrung geben, daß die für unsere Lohnfuhrleute so lästige Lösung der Postscheine in Zukunft wenn nicht ganz wegfallen, was vielleicht ein zu großes Postulat wäre, doch milderen Bestimmungen unterliegen dürfte.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die öffentliche Sitzung des Instituts.

Nachdem nun in obenerwähnter öffentlichen Sitzung Cousin als Vorstand die Akademien hinlänglich, ja mehr als nöthig gelobt, und über den Zweck dieser allgemeinen Versammlung gesprochen hatte, wurde über die Preisbewerbung in Betreff der Volneyschen linguistischen Aufgabe Bericht erstattet. Mehrere Jahre hinter einander waren deutsche Gelehrte die Hauptbewerber um diesen Preis und trugen ihn auch davon. Diesmal sind die deutschen Gelehrten so gut ausgeblieben wie die deutschen Künstler bei der Kunstausstellung. Vielleicht gilt es jetzt in Deutschland für unpatriotisch, Frankreich seine Talente zuzuwenden und sich um französische Preise und französische Lobsprüche zu bewerben. Der Volneysche Preis wurde daher unter zwei französische Gelehrte vertheilt. Noch immer bleibt aber die Aufgabe Volneys unbeantwortet, und obschon bereits seit zwölf Jahren in seinem Namen Preise ausgetheilt werden, so hat doch noch Niemand das beste Mittel gefunden, wie orientalische Sprachen mit europäischen Buchstaben geschrieben werden können; denn dies ist es, was Volney verlangte, und was einigen Gelehrten ganz unnütz erscheint; denn, sagen sie, wer orientalische Sprache lernt, mag auch orientalische Buchstaben kennen lernen, und wie soll man sich europäischer Buchstaben dazu bedienen, da jede europäische Nation ihre Buchstaben, oder doch viele derselben auf besondere Weise ausspricht? Der Preis ist aber nun einmal da, und das Institut de France ist ganz bereit, ihn demjenigen, der die Frage auf befriedigende Art lösen würde, zuzuerkennen. In Erwartung dieser Krönung muß das Volneysche Geld dazu dienen, gute linguistische Forschungen zu belohnen, was im Grunde auch eben so gut ist, wo nicht noch besser. Man schritt endlich zu den Vorlesungen, deren jede Akademie eine zu halten hat. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, welche am meisten von allen zu leisten im Falle wäre, und den nächsten Einfluß auf das Wohl des Staates haben könnte, wenn nicht viele Akademiker anderwärts stark beschäftigte Männer wären, welche den Sitzungen nur wenig beiwohnen können, hatte Blanqui zu ihrem Repräsentanten gewählt, und dieser las eine Abhandlung über die Würdigung Say's als Staatswirthschaftslehrers. Say wäre in dieser Akademie recht zu Hause gewesen; er starb zu früh und gehörte mithin keiner Akademie an. Dies thut aber seinem Ruhme keinen Abbruch; denn seine Schriften sind allgemein bekannt, und was er im Fache der Staatswirthschaftslehre geleistet hat, ist von allen Gelehrten gewürdigt worden, obschon es ihm nicht an Gegnern gefehlt hat. Blanquis Vorlesung dauerte beinahe eine Stunde; sie war nicht zu lang für Gelehrte, aber das Auditorium bei den öffentlichen Sitzungen des Institut de France besteht großentheils aus Damen, für welche die Staatswirthschaftslehre keinen besondern Reiz hat, und denen daher Blanquis scharfsinnige Erörterung des Sayschen Verdienstes eben so wenig frommte als gefiel. Sie hofften mehr von einer Vorlesung Raoul Rochettes, welcher zwar zur Akademie der Inschriften gehört, aber als Secrétaire perpétuel der Kunstakademie, welche an Rednern und guten Stylisten keineswegs reich ist, hier das Wort zu führen hatte. Er wollte die Versammlung mit einem Bruchstücke der Beschreibung seiner Reise in Griechenland unterhalten, und hatte dazu eine Wanderung von Athen nach Eleusis gewählt. Dies war etwas, was allgemein gefallen konnte. Zum Unglück verirrte er sich beigestalt in Details, daß die Wanderung den Zuhörern nicht sehr behagte, so interessante Bemerkungen auch mitunter vorkommen mochten. Anacharsis Reisen selbst würden vielleicht in einer solchen Versammlung, besonders nach einer langen Blanquischen Vorlesung, kein Glück machen. Die Zuhörer waren daher herzlich froh, als Viennet Namens der Académie française auftrat und politische Fabeln ankündigte. Viennet hat ganz die Zuversicht eines südländischen Dichters, er tritt ungenirt vor sein Auditorium, sagt den Leuten seine politischen Anspielungen vor, als ob er in seinem Zimmer säße, und da diese Anspielungen leicht zu fassen sind, so verfehlen sie nimmer ihre Wirkung bei den Pariser Zuhörern, denen kleine Malicen auf der Redner- und auf der Schaubühne höchlich gefallen. Die Fabeln wurden daher beklatscht, als ob es die schönsten Gedichte von der Welt wären, und als Viennet fertig war, wagte weder Mollevaut, im Namen der Akademie der Inschriften, die Zuhörer von der dramatischen Dichtkunst der Hebräer, noch Gasparin, im Namen der Akademie der Naturwissenschaften, von der Geschichte der Seidenzubereitung in Frankreich zu unterhalten; sie verzichteten auf den Vortrag ihrer Arbeiten und die Gesellschaft ging auseinander, mit der angenehmen Erinnerung an Viennets Fabeln. Dies war ein sonderbarer Beleg zu der anfänglich von Cousin aufgestellten Behauptung vom großen Nutzen der Akademien.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. Mai 1841.

Ich bin nicht ſo wohl als ich ſeyn ſollte; aber ich komme nicht daraus. — Bis du ausgeſchlafen haſt, gewiß nicht; ſo lange, fürcht' ich, bleibſt du darin.

Shakespeare.
Antonius und Cleopatra.

Romanzoff.

Eine Erzählung im Dunkeln.

Die Steinmaſſen des uralten Doms zu Unſerer lieben Frau von Paris zeichneten ſich ſcharf und grell, und dabei dennoch in mährchenhaftem Dämmerſchein an dem mondhellen Nachthimmel, und die Stille der ſchlummernden Altſtadt ward durch nichts unterbrochen, als hin und wieder etwa durch das Raſſeln ferner Wagen, deſſen gedämpften Schall der gelinde Luftzug aus jenen Vierteln herübertrug, welche keine Nacht und keine Ruhe zu kennen ſcheinen, weil dort, ſo ein Geſchlecht ſich zur Raſt begibt, ſtets ein anderes ſeine geräuſchvolle Thätigkeit beginnt. Darum lehnte auch, ſeit Stunden ungeſtört, der elegante Schläfer im Schatten auf dem Eckſtein, ohne daß ein Gauner ſeine Träume mißbraucht, eine Runde ihn daraus durch ihren Anruf geſchreckt hätte, bis endlich die Kälte und die Unbehaglichkeit des harten Ruheplatzes ihm den Schlummer nahmen, ſo daß er, zu einer Art dumpfen Bewußtſeyns gelangt, ſich erhob, mit verglaſten Augen umherſpähte und mit lallender Zunge zu ſich ſelber ſprach: „Geh heim!“ wobei ihm ward, als hätte eine fremde Stimme zu ihm geredet, der er folgen müſſe. So taumelte er wankenden Schrittes der Kirche zu, angezogen vom matten Schein der ewigen Lampe, ſuchte vergebens am Portal nach der Klingelſchnur und begann endlich mit ſtarker Fauſt gegen die Pforte zu hämmern, daß es, den Widerhall der mächtigen Wölbungen weckend, ſchauerlich dröhnte und klang und weithin die Stille der Nacht erſchreckte, während der Ruheſtörer Flüche lallte, deren fremdartigen Laute den Municipalgardiſten unverſtändlich blieben, welche der Lärm aus dem lateiniſchen Viertel herbeigelockt hatte.

„Wer da?“ rief der Sergeant mit rauher Stimme den lauten Nachtſchwärmer an; „was gibt's? was ſoll's?“ — Lachend verſezte der Angerufene: „Siehe da, mein Söhnlein, ſprichſt du auch franzöſiſch? das iſt doch ſpaßhaft.“ — Worauf der Sergeant: „Gehen Sie nach Hauſe, mein Herr.“ — „Das will ich auch. Sage dem Hund von Schließer, daß er mir öffne. Heh! hollah! Sergej Semenowitſch will ſchlafen gehen. Aufgemacht, oder ich laß dich knuten!“ — Der Sergeant unterbrach ihn: „Es thut mir leid, mein Herr, Sie beläſtigen zu müſſen, doch erfordert meine Pflicht, Sie zu fragen, wer Sie ſind und wo Sie wohnen?“ — „Sergej Semenowitſch nennt mich Seine Majeſtät, mein allergnädigſter Czar, ſo wird denn der Name dir auch gut genug ſeyn, und hier wohne ich.“ — Der Gardiſt ſchüttelte den Kopf, und weil nun ſeine ungelenke Zunge von dem langen Namen höchſtens die zwei lezten Sylben, und dieſe nicht einmal richtig hervorzubringen vermochte, ſagte er: „Um

Vergebung, Herr Noviz, das iſt nicht wohl möglich." — „Willſt du mich Lügen ſtrafen?" fragte der Trunkene; „begehrſt du etwa, daß ich dich mit Ruthen ſtreichen laſſe?"

Der Sergeant wollte in allem Ernſte ſich erzürnen; da ſtieß ein alter Schnurrbart ihn in die Seite und murmelte: „Merkſt du denn nicht, daß der Klotz ein Ruſſ iſt?" — „An was ſoll ich das merken, mein Alter?" — „Ei, an den unheimlichen Reden vom Czar, von der Knute und vom Peitſchen. Du warſt ja Anno zwölf auch mit dabei." — „Was weiter?" — „Daraus folgt weiter, daß er ſeine kleinen Gläſer aus großen Schoppen trinkt und ſich mit Erfriſchungen erbizt." — „Du haſt Recht, Alter, und ich muß andere Saiten aufziehen," lächelte der Unteroffizier, durch die Wortſpiele ſeines alten Kriegsgeſellen in gute Laune verſezt, und wandte ſich zu dem Fremden, der während des kurzen Geſprächs der zwei Soldaten den alten Lärm auf's Neue begonnen hatte. „Verzeihen Sie, Herr Noviz, daß ich Sie wieder unterbreche. Ich kenne den Schließer dieſes Hauſes, und kann Sie verſichern, daß er zur jetzigen Stunde ſelbſt dem Cezengel Michael nicht öffnen würde. Sehen Sie, mein Herr, wenn er des ſüßen Weines voll iſt, dürften ihn auch die Poſaunen des jüngſten Gerichts vergeblich locken." Sergej ließ ab. „In die Bergwerke mit ihm! Das Saufen iſt das häßlichſte Laſter," rief er und ſezte dann etwas leiſer hinzu: „für einen gemeinen Kerl." — „Da ich aber einſehe," fuhr jener fort, „daß Sie doch nicht wohl auf der Straße übernachten können, weil Sie dadurch zweifelsohne ſich einen häßlichen Schnupfen zuziehen würden, ſo wollen wir Sie in eine gute Herberge führen, wo Sie in Ruhe ausſchlafen mögen." Sergej ließ es ruhig geſchehen, daß ihn zwei Gardiſten unter den Armen faßten und mehr trugen oder zogen als führten. „Wie heißt die Herberge, zu der ihr mich bringt, Freundchen?" fragte er. — „Au violon!" lautete die von ſchallendem Gelächter begleitete Antwort. — „Gibt's auch Geſellſchaft dort?" — „Gewöhnlich, und ich vermuthe, daß ſie heute zahlreich und erleſen ſeyn wird." — „Schön, ſchön, Freund, da wollen wir Ein's trinken." — „Was das Haus irgend vermag, ſoll zu Ihren Dienſten ſtehen, mein Herr."

Bald gelangten ſie zum Wachthaus und traten in die von Tabaksqualm erfüllte Stube. „Das Hôtel iſt nicht groß," brummte der Ruſſe, dem trotz ſeines Zuſtandes die Förmlichkeiten des Empfanges, das Anrufen der Schildwache, die Uniformen und Waffen ſeiner Begleitung höchſt ſonderbar und befremdlich vorkamen. — „Thut nichts," verſezte der Unteroffizier, „wenn das Haus nicht groß iſt, ſo iſt es doch ſicher; auch werden Sie nicht hier im Rauchzimmer bleiben, ſondern ſich zur Geſellſchaft in den Salon verfügen," mit welchen Worten er ohne weitere Umſtände den Fremden durch eine enge Pforte ſchob und ihn in dem dunkeln, von Geſchrei und Gelächter belebten Raum ſeinem Schickſal überließ.

Sergej rieb ſich die Augen, doch blieb es ihm unmöglich, bei der unzureichenden Beleuchtung des von einer hohen Mauer abprallenden und durch das enge Gitterfenſter Einlaß ſuchenden Wiederſcheins vom Mondlicht mehr zu erkennen, als eben ein Gewimmel dunkler Geſtalten. — „Wer Ihr auch ſeyn mögt, tretet näher und nehmt Platz bei uns," tönte eine freundliche Männerſtimme. — „Wo bin ich aber nur?" fragte der Ankömmling, und eine weibliche Stimme entgegnete: „In der Obhut des Geſetzes, vor dem wir Alle gleich ſind. Nur näher; nehmen Sie Platz." — Sergej tappte nach der hölzernen Bank, ließ ſich nieder, und da er merkte, daß er ſich in guter Geſellſchaft befinden müſſe, weil alle Anweſenden Franzöſiſch ſprachen, ſo ſagte er äußerſt höflich: „Ich bin ſehr erfreut, Ihre allerſeitige Bekanntſchaft zu machen, meine Damen und Herrn; aber ich weiß wahrhaftig nicht, ob es die ſchlechte Beleuchtung oder ſonſt ein Umſtand iſt, was mich hindert, deutlich zu unterſcheiden, mit wem ich eigentlich die Ehre habe—" — „Laſſen wir das, mein Herr," fiel die weibliche Stimme ihm lebhaft in die nur ſtotternd und ſtammelnd hervorgebrachte Rede; „wir ſind deſto beſſer unter uns, denn im Dunkeln iſt gut munkeln, ſagt das Sprüchwort, und eine helle Beleuchtung würde dem geheimnißvollen Reiz unſerer räthſelhaften Lage nur Eintrag thun." — „Wohlgeſprochen, ſchöne Dame," fuhr jener fort; „aber wo bleibt der Kellner? Ich empfinde ſtarken Durſt. Leichtſinnigerweiſe, wie gewöhnlich, habe ich heute bei Tiſch zu wenig getrunken, auch haben die federleichten wäſſerigen Weine, der abgeſchmackte Bordeaux und der ſüßliche Champagner mir den Magen erkältet, ſo daß ich nach Punſch lechze. Hollah, Küper, eine Bowle Punſch!" — „Bemühen Sie ſich nicht," ſagte der nächſte Nachbar; „der Kellermeiſter hat ſich ſchlafen gelegt."

(Fortſeyung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſeyung.)

Beſonders Nachmittags war das Treiben auf dem Platze ſehr mannigfaltig; da ſtrömten die Beſucher aus der Umgegend, die ihre Geſchäfte in der Stadt abgemacht, hier zuſammen, um, in Gruppen gelagert, ihr Mahl zu halten. Dann wurden Pferde probirt und eingeritten, was bei den Orientalen eine leichte Procedur iſt; der Reiter ſezt ſich recht feſt in den Sattel, wobei das Thier, wenn es ſehr ungeſtüm iſt, von andern gehalten wird; dann läßt er die Zügel fahren, ſtößt ihm

Digitized by Google

die Ferſen in die Flanken, und das Thier jagt voll Ungeſtüm im vollen Lauf über den Platz, bis der Reiter es gewaltſam zuſammenreißt, umwendet und die eben durchflogene Strecke wieder im Galopp zurücklegt; dies wird ſo lange wiederholt, bis das Thier aus Angſt vor dem Zügel nur dann galoppirt, wenn ihm der Reiter mit dem Bügel in die Seiten arbeitet. Vom Traben und Zügeln des Pferdes haben ſie keinen Begriff; ſie können nur galoppiren, und wollen ſie halten, das arme Thier unbarmherzig zuſammenreißen. Um auf dieſe Art ihrer feurigen Pferde vollkommen Herr zu werden, haben ſie zwei Mittel, die der Europäer als unzweckmäßig verweiſt: erſtens beſteigen ſie ihre Thiere ſchon mit zwei Jahren, wo dieſelben noch nicht im Beſitz ihrer vollen Kraft ſind, und zweitens ſind ihre Stangen ſo ſcharf, daß das gepeinigte Roß ſich zahm und folgſam zeigen muß.

Eines Abends machten wir unſern gewöhnlichen Spaziergang, der uns über dieſen Platz zur Küſte des Meeres führte, und ſahen ihn ſchon von weitem mit Menſchen in nie geſehenen, mannigfaltigen Koſtümen, mit Zelten, Pferden und Maulthieren bedeckt. Es waren Druſen, unregelmäßige Reiterei im Dienſte des Großherrn. Wir traten auf den Platz, und es war mir nicht anders, als kämen wir zu einem großartigen Maskenfeſte, ſo bunt wogte und trieb ſich Alles durcheinander. Es mochten an 2000 Mann ſeyn, die zum Theil ſchon gelagert waren; d. h. ſie hatten ihre Pferde angebunden, Teppiche und Decken ausgebreitet, und kochten, auf der Erde liegend, an kleinen Feuern Kaffee. Andere ſtanden noch in Haufen beiſammen, luden die Packpferde ab und feſſelten ſie, indem ſie einen Vorder- und Hinterfuß an einem drei bis vier Schuh langen Strick, und dieſen an einem in die Erde gerammten Pfahl befeſtigten. Die Lezten der Schaar kamen erſt an und führten eine weiße und grüne Fahne und eine äußerſt einfache Muſik, nichts als kleine Pauken, auf die ſie im Takte ſchlugen.

Es war, als ſeyen von ſämmtlichen Volksſtämmen des Orients Repräſentanten hier zuſammengekommen, ſo mancherlei Trachten, Säbel, Lanzen, Wurfſpieße, Flinten und Piſtolen waren da zu ſehen. — Der Emir hatte ſein Zelt unter einer Sycomore aufſchlagen laſſen und empfing uns daſelbſt äußerſt freundlich. Ich habe nie einen ſchönern Mann geſehen. Das idealiſirte Bild eines Morgenländers, eines Fürſten der Berge trat lebendig vor uns. So habe ich mir den großen Kalifen, den tapfern Saladin gedacht; eine große, kräftige Figur, doch nichts weniger als fett, mit einem Kopfe, deſſen edle Schönheit und männlichen Ausdruck man ſelten findet. Er hatte in ſeinem ganzen Weſen, ſeinem Auge, ſeiner Sprache eine Sicherheit und Ruhe, die jedem unbedingtes Zutrauen einflößen mußten. Sein Kopf war mit einem gelb und roth ſeidenen Tuch turbanartig umwickelt, deſſen eines Ende in Franzen auslief und auf die rechte Schulter niederfiel. Der übrige Anzug beſtand aus einem rothſeidenen Kaftan, den ein koſtbarer Shawl um den Leib zuſammenhielt; ſein ſehr reicher Säbel hing an einer geflochtenen goldenen Schnur, und zwei Piſtolen, deren lange Hälfe mit Steinen beſezt waren, ſtacken in ſeinem Gürtel. Wir ließen uns bei ihm nieder, und man brachte uns Pfeifen, Scherbet und Kaffee. Nachdem wir uns einige Augenblicke mit ihm durch den Dollmetſcher unterhalten, erſchien in der Zeltthüre ein ganz junger Mann, beinahe noch ein Knabe, eben ſo reich gekleidet wie der Emir, machte jedoch, ſowie er uns erblickte, eine Bewegung zum Zurücktreten. Jener rief ihn aber und ſtellte ihn uns als ſeinen Neffen vor. Der junge Druſe legte die Hand an Bruſt und Stirne, unſern Gruß erwidernd, wobei er erröthend auf den Boden ſah. Es war etwas ſo Ungekünſteltes in dieſer Bewegung, und die ganze Figur ſo ſchlank und zart, daß man ihn für ein verkleidetes Mädchen hätte halten können. Zum erſtenmal aus ſeinen Bergen gekommen, hatte er noch wenige Europäer geſehen, und betrachtete uns Anfangs mit kindiſcher Neugier, doch bald wurde er zutraulich, und wir haben ihn in den paar Tagen, die er in Beirut war, recht lieb gewonnen.

Wo man, mit Ausnahme des oben erwähnten Platzes, aus der Stadt tritt, um ſich in ihrem Umkreis zu ergehen, nöthigt einen der tiefe Sand, der alle Wege bedeckt, bald wieder zum Umkehren. Da die niedrigen weſtlichen Ausläufer des Libanon bei Beirut zum Theil aus beweglichem Sand beſtehen, den der Wind in die Ebene und auf die Stadt führt, ſo wäre ſie in Gefahr, förmlich zu verſanden, hätte nicht der große Emir der Druſen, Tachreddin, der hier zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts reſidirte, einen lebendigen Wall gegen dieſes Sandmeer aufgeführt, indem er die Stadt öſtlich mit einer großen Anpflanzung von Pinien umgab, die jezt eine ziemliche Stärke erreicht haben und ihren Zweck erfüllen. Nach dieſem Walde richteten wir unſere meiſten Spazierritte; das friſche Grün der Bäume erfreute das Auge, das ſich an den grauen Formen der Stadt und dem gelben Sande müde geſehen:

> Es war die ſchönſte der Oaſen,
> Gleichwie inmitten von Topaſen
> Ein grüner funkelnder Smaragd.

Auf unſerem Schloß am Meer führten wir ein von der Stadt und ihren Bewohnern ganz abgeſondertes Leben. Es war wie eine kleine Feſtung, und wenn die Terraſſe auch nicht mit Kanonen beſezt war, ſo hätten wir uns doch bei einem etwaigen Ueberfall kräftig gewehrt. Man ſprach damals im Ernſt und Scherz viel davon, Ibrahim Paſcha werde plötzlich eines Tages von Damascus her einen Angriff auf die Stadt machen,

Digitized by Google

und ſie, entblößt von Truppen und Flotte, wie ſie war, ohne Gegenwehr einnehmen können. Ueber den Mauern flatterte unſer weißer Pavillon; doch führten wir unter dieſer Farbe der Unſchuld ein kleines Raubritterleben, und wenn wir auch keinen vorüberziehenden harmloſen Wanderer ausplünderten, hatte doch jeder ſeine Gegenſtände, auf die er lauerte und ausfiel. So hielt Baron v. T. alle Pferde aus der Stadt und Umgegend an, und nöthigte die Vorüberkommenden in unſern Hof, ſo daß derſelbe zuweilen einem kleinen Markt in dieſem Artikel glich. Dr. B., unſer Naturforſcher, attaquirte Schnecken und Eidechſen, und der Maler F. und ich foreirten die Natur ſtückweiſe in unſere Mappen und Schreibbücher.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Soumets neue Theaterſtücke. — Konzerte.

Fünf ſolcher gelehrten Vereine, welche ſicher manche der größten Gelehrten und beſten Schriftſteller Frankreichs in ihrem Schooße zählen, hatten ihre Talente zuſammengethan, und was war die Wirkung dieſer vereinten Bemühungen? Das Bettlatſchen einiger Fabeln! Das Inſtitut muß ſich im Geheimen darüber geſchämt haben. Beinahe in jedem Jahre mißlingt dieſe öffentliche Verſammlung. Iſt es denn eine ſo ſchwere Aufgabe für fünf Gelehrtenvereine, deren jeder für ſich beſteht, obſchon ſie unter dem allgemeinen Namen Institut de France begriffen werden, für eine auf zwei Stunden berechnete Sitzung eine Auswahl von gründlichen, und doch faßlichen und anziehenden Vorträgen zu treffen? In den Berichten der Tagesblätter wird ſtets darüber geklagt, daß das Institut de France nichts Intereſſantes vorzutragen habe; dies Inſtitut ſdunte ſich aber ſeinerſeits über das Auditorium beklagen, welches in großem Schmucke dahin kommt, und angenehm unterhalten, aber nicht belehrt werden will, als ob es zu einem Schauſpiele ſich niederſetzte. Dazu kommt, daß plötzlich eine wahre Sommerhitze eingetreten iſt, und daß es einem Pariſer Auditorium ſchwer fällt, bei ſolcher Temperatur zwei Stunden lang gelehrte Vorträge anzuhören. Deshalb werden den beiden Vorleſern, welche auf ihre Vorträge verzichtet haben, in den Tagesblättern ironiſche Lobſprüche ertheilt. Eines derſelben bemerkt, ſie ſeyen die beredteſten von allen, ſicher aber die klügſten geweſen. Einzeln arbeiten und leiſten die Akademiker, wenigſtens manche, ſehr viel. In meinem vorigen Berichte habe ich des allzu poſſenhaften „referirenden Raths“ erwähnt, welchen Caſ. Delavigne am Théâtre françois hat aufführen laſſen, und worüber man um ſo mehr erſtaunt, je ernſthafter dieſer Dichter bisher in ſeinen dramatiſchen Verſuchen geweſen war. Bald darauf hat einer ſeiner akademiſchen Kollegen, Sonmet, an demſelben Theater und an einem und demſelben Abende zwei neue Stücke gegeben, ein Trauerſpiel in fünf, und ein Luſtſpiel in drei Aufzügen, beide in Verſen. Wenn man nun bedenkt, daß eben dieſer Dichter vor kurzem ein Gedicht: La divine Epopée in zwei Bänden herausgegeben hat, welche zuſammen 10,000 Verſe enthalten ſollen, und daß im Franzöſiſchen alle Verſe ſich reimen müſſen, ſo hat man den Mann zu bewundern, welcher eine ſolche Menge gut gereimter Verſe hervorbringen kann. Ein Tagesblatt behauptet, er habe außerdem noch 2000 Verſe im Hinterhalte und werde bald damit hervorrücken. Zwar ſagt man auch, er habe dieſen ungeheuern Vorrath von Verſen und Reimen nicht allein geliefert, ein großer Theil derſelben ſey auf Rechnung ſeiner Tochter zu ſchreiben, welche eine Frau von Altruhrim iſt und mit ihrem Vater fleißig in die Wette dichtet. Der Vater oder die Tochter, oder beide zuſammen haben alſo erſtlich ein Trauerſpiel gedichtet: Le gladiateur, der Fechter. Es war ein höchſt poetiſcher Gedanke, einen zum Fechten verdammten Gallier mitten in dem verderbten Rom aufzuführen, und den glühenden Haß dieſes Unglücklichen gegen ſeine üppigen und übermüthigen Ueberwinder, welche aus den blutigen, tödtlichen Kämpfen der Ueberwundenen ein Schauſpiel machen, dramatiſch zu entwickeln. Nur iſt der Dichter hier in einen Fehler verfallen, welchen epiſche Dichter oft begehen; Soumet hat nicht genug an die Bühne gedacht und dem Charakter des Fechters einen allzu deklamatoriſchen Anſtrich gegeben. Es fehlt dem Stücke an dramatiſcher Bewegung; auch gleichen die meiſten Situationen denjenigen, welche in berühmten Trauerſpielen vorkommen. Dagegen iſt die Dichtung vortrefflich, und die Verſe ſind ſehr ſchön. Mit dem Luſtſpiele: Le chêne du Roi, die Königseiche, war man weniger zufrieden; es iſt lang und nicht komiſch genug. Den Stoff hat Walter Scotts Roman Woodſtock geliefert. Scribe, welcher die Bühne beſſer kennt als alle ſeine Zeitgenoſſen, würde aus demſelben Stoffe etwas ganz anderes gemacht haben. — Es werden noch immer Benefizvorſtellungen und Konzerte angekündigt. Das merkwürdigſte der bereits gegebenen Konzerte war wohl das von Liszt zum Behufe der Errichtung des Beethovenſchen Denkmals gegebene im Muſikkonſervatorium. Es war dabei eine vortreffliche Auswahl Beethovenſcher Stücke getroffen. Das Publikum wollte aber auch etwas von Liszt hören, und er mußte eine ſeiner beſten Phantaſien ſpielen, welche er auch mit einer ſolchen Virtuoſität ausführte, daß das Publikum entzückt war und der Flügel, worauf er ſpielte, mit Blumen bedeckt wurde, beinahe wie bei der letzten Vorſtellung der Dem. Mars die Bühne. Dupré, der erſte Opernſänger, hat ebenfalls ſeine Benefizvorſtellung gegeben und dabei mehr als zwanzigtauſend Francs eingenommen. Glücklich ſind die Virtuoſen an den Hauptbühnen von Paris; für ſie iſt Alles Gewinn, Ehre und Ruhm. Freilich haben auch ſie manche Dornen auf ihrem Wege gefunden, ehe ſie zu einem ſolchen Glanze gelangten, und ſolches Glück macht nur einer unter hunderten. Hätte die große Oper eine Sängerin, welche dieſelbe Virtuoſität beſäße und eben ſo beliebt wäre wie Dupré, ſo wäre dieſem Theater geholfen; ein ſolches Wunder hat ſich aber bisher nicht offenbart. Zwar haben Deutſchland und Frankreich zuſammen beigeſteuert, um die Oper mit vortrefflichen Sängerinnen zu verſehen; ſie hat Heinefetter und Stolz, Dorus-Gras und Nau; keine von dieſen Virtuoſinnen iſt aber eine weibliche Dupré. Die Wahrheit zu geſtehen, gefällt dieſer vorzüglich deswegen, weil er ſich die italieniſche Geſangweiſe angeeignet hat, welche jetzt allgemein beliebt iſt. — Von den andern Theatern läßt ſich jetzt wenig Merkwürdiges ſagen; nicht als ob keine Novitäten vorkämen; im Gegentheile erſcheinen deren wöchentlich mehrere, es ſind aber meiſtens Bluetten, welche zwar einem verwöhnten, blaſirten Publikum, wie das Pariſer, eine Weile gefallen können, aber auch dieſem ſelten lange behagen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 15.

Mittwoch, 26. Mai 1841.

[209] **Neue Musikalien,**
welche bei **B. Schott's** Söhnen in Mainz erschienen sind.

Auber, Walzer f. Pfte. nach Th. a. Zanetta. 36 kr.
— Polka f. Pfte. nach derselben. Nr. 530 u. 541, jede 8 kr.
Beriot, 2tes Concert f. Violine u. Orchester. Op. 32. 2 fl. 36 kr.
— Dasselbe mit Pfte. 4 fl. 12 kr.
Bertini, gr. Duo f. Pfte. zu 4 Hände üb. Th. aus Zanetta. Op. 132. 2 fl.
Beyer, Fantas. f. Pfte. über „Des Hauses letzte Stunde" von Almenräder. Op. 31. 1 fl. 30 kr.
Bergmüller, Carline. brlt. Galop. in Rondoform für Pfte. üb. Th. von Thomas. Op. 65. 34 kr.
— brlt. Fant. f. Pfte. üb. e. Rondo von Monpou. Op. 66. 1 fl. 12 kr.
— Notturno f. Violine u. Pfte. Lit. A. 1 fl. 30 kr.
— Dasselbe f. Violcell. mit Pianoforte. 1 fl. 30 kr.
— Dasselbe f. Violine u. Guit. 1 fl.
— Dasselbe f. Violcll. u. Guit. 1 fl.
Carpentier, 3 Balletstücke: Zapateado, Cracoviak, Cachucha f. Pfte. 4händig. 45 kr.
Cramolini, 4 Lieder in Oestr. Mundart f. e. Singst. m. Pfte. 1 fl. 21 kr.
Donizetti, Les Martyrs. Die einzelnen Gesänge daraus franz. und deutsch von 18 kr. bis 1 fl. 30 kr.
— Fav.-Stücke a. darselben Oper für das Clarinett arrg. von Küffner. 34 kr.
— Fav.-St. daraus f. Flöte mit Guit.-Begl. arr. 48 kr.
— Ebenso für eine Flöte. 24 kr.
— Ebenso 6 Fav.-St. f. e. Guit. arrg. v. Küffner. 36 kr.
— Potpourri a. Marino Falliero f. Pfte. arrg. von Beyer. 1 fl. 21 kr.
— Fav.-Stücke a. demselben f. Flöte m. Guit.-Begl. 48 kr.
— Desgl. für eine Flöte. 24 kr.
— Fav.-St. a. d. Regiments-Tochter für Flöte mit Guit.-Begl. 48 kr.
— Desgl. f. eine Flöte. 24 kr.
— Schottischer Walzer f. Pfte. üb. Th. a. derselben Opar. Nr. 539. 8 kr.
— Mélange für Pfte. üb. Th. a. Anna Bolena arrg. von Gregoir. 1 fl. 12 kr.
Duchambge, Le Bouquet de Bal. franz. u. deutsch f. eine Singst. m. Pfte. od. Guit. Nr. 497. 18 kr.
Evers, 3 Lieder f. Bassstimme mit Pfte. 34 kr.
Fiennes, Fant. f. Pfte. üb. eine grosse Arie a. Guido u. Ginevra. Op. 10. 1 fl. 48 kr.
Gabussi, Lyra, 2tes Heft. 4 Duettini u. 1 Terzettino, ital. u. deutsch. 2 fl. 42 kr.
Golimik, Die Liebeserklärung, Lied mit Pfte. oder Guit. Nr. 479. 27 kr.
Gregoir, Beatrix, Arie von Concone für Pfte. umschrieben. 45 kr.
Grisar, Das Wunderwasser, franz. u. deutsch, für Singst. m. Pfte. od. Guit. Nr. 482. 18 kr.
Herz, H., 2 Balladen ohne Worte f. Pfte. Op. 117. Nr. 1 u. 2, jedes 1 fl. 12 kr.
— Les 3 Soeurs, 3 Fantas. für Pfte. Op. 118. Nr. 1. La Grecieuse. Nr. 2. La sentimentale. Nr. 3. L'enjouée, jedes 1 fl. 21 kr.
Hoven, Liebesleiden. 3 Gedichte von Heine f. Singst. mit Pfte. Op. 21. 1 fl. 12 kr.
— Abendbilder. 3 Gedichte von demselben f. Singst. mit Pfte. Op. 22. 1 fl. 12 kr.
Küffner, Potpourri f. Pfte. u. Flöte oder Viol. üb. Th. e. Les Martyrs. Op. 300. Nr. 2. 2 fl. 24 kr.
Louis, Walzer-Rondo f. Pfte. u. Viol. üb. Th. von Rossini u. Meyerbeer. Op. 86. 1 fl. 30 kr.
— Mosaique f. d. Violine üb. Th. e. Les Martyrs. Nr. 1. 2, jedes 45 kr.
Morillo, Cachucha u. Gitana. 2 spanische Tänze für Pfte. 18 kr.
Musard, 3 Quadrillen f. Pfte. üb. Th. a. Zanetta. Nr. 1, 2, 3, jedes 36 kr.
Puget, Mein Vaterland, f. eine Singst. m. Pfte. oder Guit. Nr. 492. 18 kr.
Staab, Schottischer Tanz f. Pfte. nach Th. a. Puritani. Nr. 537. 8 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[208] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Portrait von Dr. Justinus Kerner,
gezeichnet und lithographirt von Emil Orth,
mit charakteristischen Randzeichnungen in der Neureuther'schen Manier.
gr. Royal. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Die Freunde und Verehrer dieses Mannes erlauben wir uns auf dieses höchst gelungene Bild besonders aufmerksam zu machen.

Stuttgart, im Mai 1841.

Verlagshandlung von Ebner u. Seubert.

---

[205] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Laycock, John, new dialogues, english and german. For the use of both nations. Preceded by a variety of initiatory lessons and a large collection of idiomatical phrases, well calculated to a celerate the progress of the respective learners. In two parts. I. Preliminary lessons and idiomatical phrases. II. Dialogues in the modern style of conversation. Third edition, newly revised and corrected. Hamburgh, 1841. Preis 1 Thlr.

Diese ausführliche Titelanzeige macht alle weitere Empfehlung überflüssig; die zweckmäßige innere Anordnung und die Reichhaltigkeit des Buches haben ihm in kurzer Zeit eine solche Verbreitung verschafft, daß zwei sehr starke Auflagen vergriffen wurden, und wir diese dritte Auflage veranstalten mußten, die wir Lehrern wie Lernenden, namentlich aber Denen, welche sich durch Selbstunterricht forthelfen wollen, mit dem Wunsche übergeben, sie möchten sich derselben auch ferner mit dem besten Erfolge bedienen.

Hamburg, April 1841.

F. H. Nestler & Melle.

Digitized by Google

[238] Bei F. Trautwein in Berlin ist so eben erschienen:

Die Metaphysik des Aristoteles

nach Composition, Inhalt und Methode dargestellt von Joh. C. Glaser. gr. 8. broch. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

---

[211] Landwirthschaftliche Schriften

von

J. G. Elsner,

welche, im Verlag der Unterzeichneten erschienen, durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Meine Erfahrungen

in der

höhern Schafzucht.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen, neuen Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert worden.

Handbuch

der

veredelten Schafzucht.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Hand- und Hülfsbuch

für den

kleinen Gutsbesitzer und Landmann.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Die deutsche

Landwirthschaft

nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.

2 Thle. gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses Werk ist die Frucht vieljähriger Beobachtungen und freundschaftlicher Mittheilungen der ersten Landwirthe unserer Zeit, eine reiche Fundgrube.

Die Politik

der

Landwirthschaft.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?

Auf Erfahrung begründete

Rathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

In dieser Schrift legt der Verfasser seinen Schatz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Von welchem Nutzen das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn muß, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen.

Guter Rath

beim

An- und Verkauf von Landgütern.

8. in Umschlag broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzuoft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergange ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Die

Bildung des Landwirthes

in der weitesten Bedeutung.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publikum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man seither sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Das

goldene Vließ

oder

die Erzeugung und der Verbrauch der Merinowolle,

in

ökonomischer, merkantilischer und statistischer Hinsicht.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Buch gibt eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Betrage der Wollerzeugung aller europäischen Länder und hat daher sowohl für den Kameralisten als für den Kaufmann fast eben so hohes Interesse, wie für den Landwirth.

Gründlicher

Elementar-Unterricht

in der

rationellen Schäferei.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In diesem neuesten Werkchen trägt der Verfasser die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, in der sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Besonders dürfte derselbe seiner Fassung, de

Digitized by Google

Preises und Formates wegen für den Unterricht der Schäfer empfohlen werden, von denen keiner dieses Büchlein in seiner Tasche entbehren sollte, wie der nachfolgende Inhalt beweisen mag:

Inhalt: I. Die Vorbereitung des Schäfers zu seinem Beruf. II. Berufstreue und Stellung eines Schafmeisters. III. Die Einrichtung im Schafstalle. IV. Die Fütterung und Verpflegung der Schafe. a) Die Verpflegung im Sommer. Art und Benützung der Hutweiden. Die Abrichtung des Hundes. Fernere Regeln für den Weidegang. Von der Sommerstallfütterung. Vom Hüten im Freien. Hülfsmittel bei plötzlichen Krankheitsfällen. b) Die Verpflegung der Schafe im Winter. Ordnung im Schafstalle. Ordnung beim Füttern. Verschiedene Futterarten. Das Tränken der Schafe. Das Salzgeleck. V. Vom Bocken (Stähren) der Schafe und von der Lämmung. Vom Bocken. Vom Lämmen. VI. Von der Erkennung der Schafe. Nach ihrem Aussehen. Nach ihrem Alter. VII. Von den Krankheiten der Schafe. 1) Die Drehkrankheit. 2) Die Traber- oder Gnubbertrankheit und das Kreuzdrehen. 3) Die Raude oder Krätze. 4) Die Klauenseuche oder Krämpe. 5) Der Blutschlag oder das laufende Feuer, auch Staupe genannt. 6) Die Pocken oder Blattern. 7) Die Lämmerlähme. 8) Die Ruhr. 9) Der Husten und die Kacherie. 10) Die Egelkrankheit und die Fäule. VIII. Von der Aufbewahrung des Futters. 1) Das Heu. 2) Das Stroh und die Spreu. 3) Die Wurzelgewächse. IX. Von der Wollkenntniß. X. Von der Schwemme und Schur der Schafe. 1) Die Schwemme oder die Wäsche. 2) Die Schur. XI. Vom Vertrage (Contracte) des Schäfers. XII. Einige Anweisungen auf besondere Fälle. 1) Bescheidenes, höfliches Betragen. 2) Benehmen bei vorkommenden plötzlichen Verlusten in der Heerde. 3) Verhalten bei eintretender Futternoth. 4) Der Schäfer soll ohne Erlaubniß keinen Fremden in den Schafstall lassen. 5) Wie er ein Schaf greifen und Wollmuster nehmen kann. 6) Er soll weder Schweine, Hühner, noch anderes Vieh im Schafstalle haben. 7) Wie er sich zu benehmen hat, wenn er Schafe von der Ferne her holen muß. 8) Was er thun soll, wenn den Schafen augenscheinliche Gefahr droht. 9) Erlernung und Anwendung des in diesem Buche Abgehandelten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[188] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.

Herausgegeben
von
Dr. Franck.

Fünfter Jahrgang.

Mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern.

8. Elegant cartonnirt. 3 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Irrgänge des Lebens. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Pannasch**. — Christine von Schweden. Drama in drei Aufzügen nach van der Velde von **W. Vogel**. — Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Karl Gutzkow**. — Worcester oder Geist und Narrheit. Lustspiel in zwei Akten von Dr. **Franck**. — Die dramatische Literatur und das Theater der Deutschen im 19ten Jahrhundert, nach ihren historischen Voraussetzungen betrachtet von **E. Reinhold**.

Der erste bis vierte Jahrgang enthalten Beiträge von **Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, F. Halm, Immermann, Lagusius, Liebenau, Maltitz, Pannasch, Weichselbaumer** und **Zahlhas**, mit den Bildnissen von **Bauernfeld, Immermann, Grabbe, Albini, Castelli**, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr., der vierte 3 Thlr.

Leipzig, im Dec. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[200] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Epistel
des
Quintus Horatius Flaccus
über
die Dichtkunst.
Für
Dichter und Dichterlinge
gedolmetscht
von
M. Enk.

gr. 8. Wien 1841. In Umschlag brochirt.
Preis 10 Gr. sächs.

---

[239] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1841.

Größere Aufsätze.

Russische Volkssagen: Akundin. — Prächtige Wasserleitung auf Madeira. — Six months with the Chinese Expedition. — Die Teingasprache. — Die Lage von Tifesad. — Londoner Skizzen: Vergehen und Correctionsstrafen. — Mandhu, die moslemitische Hauptstadt von Malwa. — Die Tyroler in Rußland. — Literarische Nachrichten aus Paris: Neues Missionsjournal; Sireys Beschlüsse des Cassationshofes; die Assisen von Jerusalem; Reisen. — Aus einem Reisetagebuch über Java: Einleitung. 2. Das Hospital zu Surabaya; die malayische Sprache. 3. Die Tigerjagd; Belustigungen der Javaner; Hazardspiele. 4. Rückkehr nach Simpang; der Liplapp. 5. Der rothe Hund. — Lage der Vereinigten Staaten bei dem Amtsantritt Harrisons. — Petersburgische Skizzen: Die Behörden. — Ueber die alte Geschichte Indiens. — Das alte Ecbatana. — Reformen des Medicinalwesens in England. — Ueber einige Städte Abdelkaders. — Die dänische Literatur im J. 1840. — Aslan Temirow. — Die Mainotten. — Das Werk von Madame Alexandra Fuchs über die Tscheremissen und Tschuwaschen im Gouvernement Kasan. — Das spanische Theater. Erster Artikel. — Linguistik in der Lombardie. — Der Vertrag Englands mit China. — Ausflug in die Umgegend von Paris: Versailles, das Schloß. — Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache. — Nachrichten über Gilan. — Die ungarischen Hirten. — Die Stellung der Russen in

Digitized by Google

Transkaukasien. — Die angloindische Armee: die eingebornen Officiere. — Die Kriege der Holländer auf Sumatra vom J. 1830 bis 1840. — Die Wahlreform in Frankreich. — Der neue Prophet in Arabien.

Chronik der Reisen.

Walters und Lieutenant Caddy's Reise nach den Ruinen von Palenque. — Ausflug von Curaçao nach der Insel Bonaire. — Reise von Palermo durch Sicilien.

Kleinere Mittheilungen.

Mittel zur Vermeidung von Schiffbrüchen. — Römischer Tempel an der Dordogne. — Umwallung von Bidah. — Runkelrübenzucker in Frankreich. — Das Wasser aus dem artesischen Brunnen in Grenelle. — Belgische Geschichte in flämischer Sprache. — Kunstausstellung in Paris. — Antarktische Expedition. — Englisches Urtheil über die französische Kunstausstellung. — Entdeckung in den ägyptischen Alterthümern. — Entdeckung von Goldminen bei Cartagena. — Titians Kaiserbilder. — Eisberge in der Nähe des Cap. — Geschichtliches Gemälde von Bonnar in England. — Die Maronitenpriester. — Wohnung eines Literaten zu Tinghai auf Tschusan. — Stahlerz. — Gemälde der königlich englischen Krönung en miniature. — Polnische Literaturnachrichten. — Die polnische Sprache in Posen. — Berichtigung über das Carbolin. — Bevölkerung von Madrid. — Aufbewahrung von Fleisch nach Gannals Methode. — Festsetzung der Zusammenkunft der englischen Naturforscher. — Englische Gemäldeausstellung. — Fortschritte der geschichtlichen Literatur in Spanien. — d'Urville's dritte Reise um die Welt. — Körners Leyer und Schwert ins Englische übersetzt. — Militärmacht Abdelkaders im J. 1840. — Bemerkungen gegen Agassiz's Gletschertheorie. — Die Alligators am untern Mississippi. — Merkwürdiger Meteorstein. — Werk über die Geschichte der Malerei. — Statistik der Pariser Spitäler. — Etwas über die armenischen Geschichtschreiber. — Ueber das Flimmern der Sterne in Schottland. — Eine bibliographische Merkwürdigkeit. — Indianerstämme an der Landenge von Panama. — Fluß in Neusüdwales. — Die Todtenfeier bei den Tschuwaschen. — Karte des Isthmus von Panama. — Die französische Colonie in Neuseeland. — Altägyptischer Siegelring. — Kosten der artesischen Brunnen. — Statue Wilhelms IV. — Die Ausrüstung der Nigerexpedition. — Mäßigkeitsgesellschaft in Indien. — Austheilung der Medaille der zoologischen Gesellschaft in England. — Tod des schwedischen Alterthumsforschers Ennes. — Medaille zu Ehren Mehemed Ali's in England gravirt. — Erdbeben auf Zante. — Die Olivengärten in Gilan. — In einem Kohlenblock eingeschlossener Frosch. — Zunehmen des Tabakrauchens in Frankreich. — Gefräßigkeit der Boa Constrictor. — Kolossale Statue Peter des Großen. — Heißer artesischer Brunnen. — Verminderter Kohlenverbrauch beim Eisenschmelzen. — Das Fest Surem bei den Tscheremissen. — Nachricht von der antarktischen Expedition. — Boote aus Tuch. — Einfluß des Schauspiels auf Wahnsinnige.

---

[184] In der liter. artist. Anstalt in München (Promenadenstraße) ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart

von Franz v. Kobell.

Zweites Heft

mit Erläuterungen über beide Hefte.

Preis geh. 1 fl. rhein. oder 16 Ge.

Der Verfasser dieser Gedichte, ein Freund jener „fröhlichen Kunst," wie wohl schon die Poesie genannt worden ist, bekennt und empfiehlt dieselben theils in seiner eigenen, theils und noch mehr in der Sprache des Volkes, dem vorzugsweise noch Sinn für lautere Natur und einfaches Leben innewohnt. Wie fern ihm dies gelungen, darüber hat schon die freundliche Aufnahme des ersten Heftes entschieden, dem sich nun dieses zweite auf würdige Weise anschließt.

---

[232] Bei Adolph Wienbrack in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen, woselbst auch eine ausführlichere Anzeige von diesem Werke zu bekommen ist:

Die deutschen

Auswanderungs-, Freizügigkeits- und Heimaths-Verhältnisse.

Eine vergleichende Darstellung der darüber in den Staaten des deutschen Bundes, besonders in Oesterreich, Preußen und Sachsen bestehenden Verträge, Gesetze und Verordnungen, mit literarischen Nachweisungen und Bemerkungen für die Gesetzgebungspolitik. Zur Orientirung für deutsche und ausländische Staatsbürger jeden Standes von Alexander Müller, großherzogl. Sachsen-Weimarischer Regierungsrath. gr. 8. br. 2¼ Rthlr.

---

[235] **Anzeige für Freunde deutscher Klassiker.**

So eben ist bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abr. Gotth. Kästner's

gesammelte

Poetische und Prosaische

Schönwissenschaftliche Werke.

1ster Theil, Velinpapier, brochirt, mit dem Bildniß des Verfassers. Subscriptionspreis (ohne Vorausbezahlung) für alle 4 Theile nebst der Biographie des Verfassers. 2 Rthlr.

Im Herbst des laufenden Jahres werden alle vier Theile in den Händen der Käufer seyn.

---

[218] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

des englischen Deismus

von

Gotthard Victor Lechler,

Dr. der Philosophie.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat eine in der Geschichte des Christenthums und der europäischen Kultur Epoche machende Erscheinung aus den Quellen neu bearbeitet. Er ging von der Ueberzeugung aus, der englische Deismus des 17ten und 18ten Jahrhunderts biete, zumal in unserer Zeit, für Deutschland eine Parallele dar, so daß eine möglichst umfassende, authentische und unparteiische Darstellung desselben in seiner Entstehung, Blüthe und Auflösung von mannichfaltigem Interesse seyn dürfte.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 27. Mai 1841.

Italien, o Italien, böſe Spende,
Ein tödtlich Brautgeſchenk haſt du empfangen:
Die Schönheit. Sie ſchuf Leid dir ohne Ende.
Schaam furcht und Sorge deine hohlen Wangen,
Und Flammenſchrift erzählt, wie dir's ergangen.

Byron.

Denkblätter für Freunde.

Von J. H. v. Weſſenberg.

Venedig

In camera obscura.

Im dunkeln Kahn durchgleitend die Kanäle,
Wenn Mondesſtrahlen ſich mit Dämmrung gatten,
Seh' ich vorüberziehn die Rieſenſchatten,
Venetia! von deiner großen Seele.

Paläſte, ſchwarz wie ihres Grundes Pfähle,
Die den Triumphzug ſchon geſehen hatten
Des blinden Dandolo, jetzt Sitz von Ratten;
Kein Lämpchen hellt die Pracht der öden Säle.

Oed, Seufzerdrück', auch du! kein Fackelſchimmer
Führt mehr die Todtenopfer ſtill hinüber
Zur Wogengruft, wo hinſtarb ihr Gewimmer.

Von Freiheitsliebe bebt nicht eine Fiber
In dieſem Volk; beim Anblick nur der Trümmer
Wird meinem Gondolier das Auge trüber.

Neapel, das Land der Sirenen.

Ja wohl, hier war der Wohnſitz der Sirenen! *
Wo hätt' ein ſchönerer ſie angezogen?
Hier tauchten ſie in immer heitre Wogen
Die Zauberreize von Geſtalt und Tönen.

Kein Wunder, daß erſchlafft ſind alle Sehnen,
Daß Tugend, Freiheit, Ruhm dem Volk entflogen,
Im Schatten von zerfallnen Siegesbogen
Nur noch gewöhnt, ſie müßig anzugähnen!

Was könnte dieſem Volk noch Kraft ertheilen,
Das der Sirenen Künſt' in Träume wiegen,
Entnervend ſeinen Geiſt, den knechtiſch-feilen?

Wann Todesengel, dem Veſuv entſtiegen,
Vom Schlaf aufdonnern zwiſchen Feuerſäulen,
Ruft es die Heil'gen an; doch bleibt es liegen.

Palermo.

1840.

Palermo! welch ein Anblick, welches Prangen!
Ich ſeh', umſpielt von ſonnenheitern Wellen,
Den Uferkreis in üpp'gem Glanz erſchwellen
Zur Zauberflur, von Felſenhöhn umfangen.

* Strabo's Geographie B. I. K. 2. §. 5. B. V. K. 10. §. 2.

An rauhee Klipp' ein Kiechlein ſeh' ich hangen,
Dem Hoffnungsſtröm' auf armes Volk entquellen. *
Roſalia! dir debt vom Aug', dem hellen,
Ich ſeh's, der Wehmuth Theán' auf dieiche Wangen.

Mir winkt ein Tempel jezt von duft'ger Höhe.
Ich eile hin. Die Säulen mit den Bildern **
Bezengen, daß dee Vorwelt Geiſt hier wehe.

Ich ſchau' in's Land hinab. Wie könnt' ich's ſchildern?
Doch werd' ich, während hier entzückt ich ſtehe,
Umringt von Bettlern, grauſen Elendsbildern.

Die Seelenverbindung.

Seele, nah der meinigen verwandt,
Weiche unter Tauſenden ich fand,
Mein biſt du, trennt uns gleich Meer und Land,
Ich noch dein, wenn die mein Seyn entſchwand.

Spiegein ſehen wie in klarer Fiuth
Stern' und Blumen ſich mit frohem Muth.
Doch ihe Bild nur auf der Fläche ruht;
Duech und durch dringt reine Seelenglut.

Mög' uns alternd weiken die Geſtait,
Für einanbee werden wie nicht ait;
Wird dee Himmel unſer Aufenthalt,
Meine Seele dir entgegenwallt.

Das rechte Opfer.

Gott kann Geringes nicht genügen;
Gott will dein ganzes Herz.
Gib es ihm hin, und du wirſt ſiegen
Od jedem Erbenſchmerz!

Sein Heez, ſein ganzes Herz zu geben,
Dies Opfer nue iſt groß.
Sein Prieſtee nur wird ewig leben;
Staud iſt dee Andern Loos.

---

* Neben der Höhle der h. Roſalia.
** Die herrliche Benedittiner-Domkirche auf Montreale.

Romanzoff.

(Fortſeyung.)

Die Geſellſchaft lachte und kicherte, und Sergej fühlte ſich verſucht, zu toben und zu ſchreien, unterließ es jedoch aus zwei einander ganz entgegengeſezten Gründen; einestheils fühlte er, daß er um der Geſellſchaft willen ſich bändigen müſſe, andeererſeits ſagte ihm eine dunkle Ahnung, daß er weder, wie ee ſich einbildete, zu Moskau, noch an dem Ort ſich befinde, wo er eigentlich hingehöee, und in dieſem, den vorübergehenden Wahnwitz der Trunkenheit ſo oft begleitenden Doppeldewußtſeyn gelang es ihm, ſeiner vorherrſchenden Neigung zum Toben Meiſtee zu werden. — Nach einer Weile hob die weibliche Stimme wieder an: „Da nun die höchſt angenehme Störung vorübergegangen, welche uns die Ehre der Bekanntſchaft dieſes Herrn verſchafft hat, ſo dürfte es vielleicht an dee Zeit ſeyn, meine Herrn und Damen, Ihnen die vordin verſprochene Geſchichte zu erzählen — obee," wandte ſie ſich zu Sergej, „wiſſen Sie vielleicht ein beſſere Unterhaltung vorzuſchlagen?" — „Ich?" fragte dieſer entgegen. — „Verſteht ſich, Sie. Als ich nämlich, nicht lange voe Ihnen, mein Herr, die Ehre hatte, hier einzntreten, fand ich die Geſellſchaft in einer etwas verwirrten und des Mittelpunktes entbehrenden Unteehaltung, und ſchlug deshaib vor, ſie durch den Vorteag einer abenteuerlichen Begebenheit auf irgend einen gewiſſen Punkt zu lenken, was ich nun auszuführeeir gedenke, wenn Sie nichts dagegen haben." — „Sie erweiſen mir zu viel Ehre," ſagte der Ruſſe, „während Sie auf der andern Seite mir ein Unrecht zufügen, da Sie mir einen Zweifel an Iheee Unterhaltungsgabe unterſtellen. Ich bitte, thun Sie, als wär' ich gar nicht da." — „Wohlan denn," verſezte die Erzählerin und begann.

Dee Selbſtheerſcher betrachtete mit ſeinen blitzenden Augen die Tafelrunde, muſterte die von Wein glühenden Geſichtee bee tapfern Kriegsleute, welche, von ihm zum Gelag geladen, nun ſchon ſeit Stunden mit ihm zechten, ergriff einen mächtigen Pokal voll goldenen Rheinweins, leerte ihn auf einen Zug, gab ihn weiter und rief dabei: „Gottes rollende Donner über euch Alle! Noch einmal leere jeglicher von euch dieſen Fingerhut voll kühler Ladung, und dann wollen wir zechen nach der Väter Weiſe. Braut mir den Nektar, den kaiſerlichen Punſch, auf daß die Zungen dieſes fiſchſtummen Gelichters lebendig werden und ſich rühren und ihre matten Augen ſich röthen wie Rubinen und Granaten." Während nun dee große Pokal von Mann zu Mann ging und von jedem nach des Czars Befehl geleert ward, trugen die Pagen jenes hölliſche Gebräu auf, das, Kaiſerpunſch geheißen, wie geſchmolzenes und von einer ganzen Legion böſer Geiſter wimmelndes Erz in die Kehle dringt und duech die Adern des Sterblichen, der das Unglück hat, davon zu koſten, wie ein Feuerſtrom ſich ergießt, um alle in der tiefſten Seele und in den geheimſten Falten des Herzens ruhenden böſen Gedanken, ſündigen Gelüſte und lichtſcheuen Erinnerungen zur Zunge emporzutreiben, wie der gährende

Digitized by Google

Wein der Champagne in leichten Blasen aufsprudelnd sein Gas ausstößt. —

Die Erwähnung des auch ihm wohlbekannten Glutgetränkes entlockte dem durstigen Sergej einen tiefen Seufzer; doch unterbrach er den Vortrag mit keiner Silbe, sondern hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und was ihm dabei etwa an der Klarheit des Bewußtseyns abging, ersetzte überreichlich die traumartige Erregung seiner Einbildungskraft, welche die Worte nicht als Begriffe, sondern als Bilder zu ihm gelangen ließ, und dabei, zum Vortheil der andern Zuhörer, seine Zunge in Fesseln schlug. Die Erzählerin fuhr fort:

Um seine Gäste zu berauschen, hätte Peter der Große eigentlich keines besondern Reizmittels mehr bedurft, denn sie hatten allesammt schon die rothen Augen der Helden Ossians. Ihm zur Rechten saß ein junger, stattlicher Mann in der Uniform eines Gardehauptmanns, aufrecht und straff, funkelnden Blickes, in den regelmäßig schönen Zügen des frischen und blühenden Antlitzes einen, sichtlich durch das starke Getränk bis zum Uebermaß gesteigerten Ausdruck des Trotzes; zur Linken des Czars war ein Offizier von mittleren Jahren zu sehen, eine ächt russische Figur mit breiten Schultern, in dem gelblichen, gedunsenen Kalmukengesicht die knollige Nase und die kleinen schwarzen Augen, denen eben häufige Thränen entrollten, in welche der gegenübersitzende Greis, ein mit Orden und Narben geschmückter General, einzustimmen die größte Lust zu hegen schien. Eben so offenbarten auch die andern Anwesenden, jeglicher nach seiner eigenen Art und Weise, den lauernden Blicken des Selbstherrschers einen höchst erregten Zustand, welchen jedoch die Furcht immer noch meisterte, weil keinem von ihnen unbekannt war, daß der Wein nie im Stande sey, Peters hellen Geist auch nur in den leichtesten Nebelschleier zu hüllen, wenn er auch die traurige Wirkung hervorbrachte, seinen ohnehin schon so leicht reizbaren Zorn bis zur Wuth zu steigern. Als aber der wildglühende Trank die Runde zu machen begann und Oel in die Flamme goß, da war es aus und zu Ende mit aller Besinnung, und glücklich der zu preisen, welchem Zunge und Lippen den Dienst versagten, statt zu plaudernden Verräthern an ihm zu werden, wie an dem alten Generallieutenant, der, als ihn sein Nachbar mit seinem Titel nannte, sich plötzlich einbilden mochte, er stehe noch auf des Dienstes unterster Stufe, indem er laut und barsch antwortete: „Was erinnerst du mich zur frohen Stunde an mein Unglück? Für meine weißen Haare, für meine ehrenvollen Wunden ist es keine Schmach, daß ich noch Lieutenant genannt werde, sondern für den Undankbaren ist es eine, der meine treuen und wichtigen Dienste so schlecht belohnt." — Der Kaiser hatte mit scharfem Ohr diese Worte aufgefangen, die unverstanden von dem abgeprallt waren, an den sie gerichtet gewesen, und indem der argwöhnische Herrscher sich selber sagte, der alte Krieger müsse zu den Unzufriedenen gehören, wenn auch die verirrte Einbildungskraft den geheimen Empfindungen die unpassendste Einkleidung leihe, wandte er sich also an ihn: „Wie, mein lieber Lieutenant Fedor Grigoritsch, ist es wahr, daß du nach einer Beförderung begehrst?" — „Ich hätte dergleichen wohl verdient," brummte jener.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Das Jubiläum des hessischen Regiments. — Bazar der Industrieerzeugnisse.

Auch in diesem Sommer haben wir ein großes Fest, das aber diesmal eine patriotisch-politische Bedeutung hat. Am zwölften Juli dieses Jahrs sind es fünfundzwanzig Jahre, daß Mainz und die Rheinprovinz dem Großherzogthum Hessen einverleibt wurden, ein Abschnitt, der für uns große Wichtigkeit hat. Welch ein Unterschied zwischen damals und heute! Den Anfang dieser Epoche bezeichnet noch die Kriegsfurie mit dem eben verlöschenden Brande, es rauchen noch die Blutströme der dahin geschlachteten, blühenden Generation, die traurigen Spuren der Fremdherrschaft sammt ihren Bedrückungen und Erpressungen werden noch schmerzlich empfunden, es ist der Zustand einer eben beginnenden Wiedergenesung, aber die Entkräftung ist noch furchtbar. Wie anders dagegen heute, nachdem wir ein Vierteljahrhundert hessisch sind! Wir begrüßen den Genius mit der Friedenspalme, die Segnungen der Ruhe, die Blüthe der Künste, des Handels, der Gewerbe. Wir dürfen diese fünfundzwanzigjährige Epoche nicht in dem Strom der Zeiten hingleiten lassen, ohne die Segnungen und Wohlthaten derselben unserem Gedächtnisse durch einen festlichen Akt dauernd einzuprägen, und dies soll durch das Jubiläum am zwölften Juli geschehen. — Dazu kommt, daß an demselben Tage zugleich auch das fünfundzwanzigjährige Dienstjubiläum des in der ganzen Provinz so hoch geachteten Freiherrn v. Lichtenberg, Regierungspräsidenten von Rheinhessen, gefeiert wird, ein Name, an den sich so vieles Schöne und Gute knüpft. Dieser Mann, dem die oberste Administration in Rheinhessen von dem Tage der Uebernahme an übertragen war, leitete mit Klugheit und Einsicht die Entwickelung der socialen, intellectuellen, sittlichen, gewerblichen und materiellen Zustände der Provinz, und war immer zugleich ein würdiger Repräsentant seines Fürsten und ein ehrenwerther Bürger. Diesem Manne ist unbedingt ein schöner Antheil am glücklichen Zustand, wie er heute in Rheinhessen besteht, zuzuerkennen. Die Idee zu diesem Feste ist zwar von der städtischen Behörde ausgegangen; allein sie hat alsbald tief Wurzel gefaßt in den Herzen der Bürger, und heute ist man schon sehr lebhaft mit den Vorkehrungen zu einem Feste beschäftigt, das jedem Maizer theuer seyn muß.

Der hiesige Lokalgewerbverein geht so eben mit der Realisirung einer großartigen Idee um, nämlich mit der Gründung eines beständigen Ausstellungsbazars für Erzeugnisse

Digitized by Google

der hiesigen Industrie. Ein solches Institut ist hier Bedürfniß. Es bestehen hier eine Menge Gewerbsunternehmungen von größerer und geringerer Bedeutung; jene werden von den Käufern aufgesucht, diese bleiben unbeachtet. Ist es nun gewiß, daß viele hiesige Meister wenig oder gar keine Gelegenheit zu gutem Absatz haben, daß sie also von den berühmtern Meistern und Fabrikanten in gewisser Abhängigkeit erhalten werden, so dürfte die Gründung einer Industriehalle diesem Uebelstand am besten abhelfen, da es sich hier weniger um den Verfertiger, als um die Güte und die Schönheit des Erzeugnisses handelt. Die städtische Behörde hat den Gewerbverein durch Schenkung eines passenden großartigen Lokals in diesem Unternehmen unterstützt, und es tritt nun dasselbe unverzüglich ins Leben. Allgemeine Bestimmungen für die Industriehalle sind folgende: Sämmtliche Gegenstände müssen in Mainz verfertigt seyn; sollte einer von auswärts bezogene Waaren ausstellen, so bleibt er für immer von der Industriehalle ausgeschlossen; die Gegenstände dürfen nicht offenbar schlecht seyn, d. h. das Material muß erwiesen gut und die Arbeit tüchtig seyn; über Alles dieses hat eine Commission, bestehend aus je drei Meistern von jedem Gewerbe, zu entscheiden; faßt die Industriehalle für den Augenblick nicht alle auszustellenden Waaren, so werden sie einstweilen in ein Anmeldungsbuch, und dann, sobald Raum da ist, der Reihe nach in die Industriehalle genommen; der Name des Ausstellers wird nicht direkt angegeben, damit beim Verkaufe nicht der Ruf des Verfertigers der Waare, sondern die Qualität und die Preiswürdigkeit entscheide. Die Aufseher und Geschäftsführer haben sich gegen den Käufer jeder Bevorzugung eines Meisters aufs sorgfältigste zu enthalten. Von den Prozenten des jährlichen Mietzinses der ausgestellten Gegenstände wird die Verwaltung bestritten. Der Miethzins soll, wenn das Unternehmen recht lebhafte Theilnahme findet, nicht höher als auf vier Prozent gestellt worden. Will sich ein Käufer mit dem Meister in dessen Wohnung über den Preis verständigen, so wird ihm der Meister genannt, welcher dann den Miethzins eben so gut bezahlen muß, als sey die Waare in der Industriehalle verkauft worden. Wenn die Anstalt im Allgemeinen dem hiesigen Gewerbsstand förderlich seyn wird, so muß sie es ganz besonders den vielen Meistern seyn, welche wegen Mangel an Absatz genöthigt sind, für andere und gleichsam in deren Dienst zu arbeiten, oder ihre Gegenstände an Zwischenhändler zu veräußern und so allen Gewinn einzubüßen. Ueberdies wird der Gewerbsmann jetzt mehr Zeit gewinnen, da er sich nicht mehr wie bisher mit dem Verkauf und dem Hin- und Herhandeln zu befassen hat. Die Industriehalle wird das übrige dazu beitragen, daß tüchtige, geschickte Meister bekannt werden, und jedem Gewerbsmanne Gelegenheit verschaffen, sich im In- und Auslande in dem Maße geltend zu machen, als ihn Fleiß und Geschicklichkeit dazu berechtigen.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Löwinnen. — Wettrennen. — Ein neues Modemagazin.

Die drei Löwinnen, ein Vaudeville, verdienen deshalb eine Erwähnung, weil sie auf eine herrschende Thorheit anspielen, welche die Franzosen aus England herübergeholt haben, oder welche ihnen von den Engländern zugeführt worden ist. Lions, Löwen, heißen bekanntlich in London diejenigen Personen, welche sich durch etwas sehr Merkwürdiges oder höchst Sonderbares auszeichnen, und welche daher jedermann angafft, weil sie zum Gegenstande des Tagesgesprächs geworden sind. Hier ist das Wort auf alle diejenigen übergegangen, welche die Modethorheiten mitmachen, besonders aber auf die zum Jockeyklub gehörenden. Dann hat man auch angefangen von Löwinnen zu sprechen, das heißt Damen, welche die Thorheiten der Männer mitmachen, schmauchen, wettrennen u. s. w. Die Zahl dieser Amazonen ist freilich nicht sehr beträchtlich, und sie bleiben glücklicherweise noch immer Ausnahmen. Eine Skizze solcher weiblichen Mitglieder des Jockeyklubs entwirft nun der Dichter im obenerwähnten Vaudeville, obwohl mit schwacher Hand und ohne viel Talent. Das Stück hat jedoch einigen Beifall erhalten. Die Pferderennen, welche den Jockeyklub so emsig beschäftigen, dauern diesen Monat hindurch fort; die müßigen Leute, welche zu diesem Klub gehören, geben sich viele Mühe, die hiesigen Pferderennen zu der Wichtigkeit der englischen zu erheben, oder vielmehr die Franzosen dahin zu bringen, daß sie den Wettrennen dieselbe Wichtigkeit beilegen wie die Engländer. Dies gelingt ihnen aber schlecht; es ist und bleibt ein exotisches Vergnügen, welches zwar den Vortheil hat, daß es gute Renner zieht, aber den Franzosen ein kaltes, seelenloses Schauspiel gewährt, da die Wuth, starke Wetten einzugehen, welche in England die Wettrennen belebt, hier fehlt und hoffentlich immer fehlen wird. Frankreich kann von England noch viel lernen; nur die Wettlust sollte man den Engländern lassen, denn sie ist nur eine versteckte Spielsucht, welche leicht in Wuth ausartet. — Eine Merkwürdigkeit der letzten Tage war die Eröffnung eines sogenannten Magasin de nouveautés in der Montmartrestraße, an der Stelle der eingegangenen großen Anstalt der Messageries françaises. Die beiden seit langer Zeit vorhandenen großen Fuhranstalten, Messageries royales und Caillard et Lafitte, haben durch ihr Zusammenhalten die Konkurrenz der Messageries françaises erstickt, und diese haben daher aufhören müssen, nach dem Verluste sehr bedeutender Kapitalien. An der Stelle derselben ist ein ungeheurer Kaufladen errichtet worden, welcher aus einer etwa 150 Schuh langen, von oben her erleuchteten Galerie besteht, in welcher Zeuge aller Art in so großen Massen vorräthig sind, daß ganz Paris damit bekleidet und meublirt werden könnte. Es muß ein ungeheures Kapital in diese Anstalt gesteckt worden seyn. Fünfzig Ladendiener stehen hinter den Comptoirs bereit, das Publikum zu bedienen; vor jedem ist ein Metre quer an einer messingenen Stange befestigt, so daß das Messen mit großer Schnelligkeit vor sich geht. Außer den fünfzig Ladendienern sind viele Aufpasser da, um das Stehlen zu verhüten, was hier leider in den glänzendsten Läden, und zuweilen von Seiten der am elegantesten gekleideten Leute getrieben wird. Vorn ist ein großes Comptoir angebracht, hinter dem vier Schreiber sitzen, welche alle verkauften Waaren einschreiben und das Geld dafür empfangen, so daß kein Unterschleif von Seiten der Ladendiener stattfinden kann. Abends wird die Gallerie mit hundert Gaslichtern erleuchtet und ist ein Strahlenmeer. Aber welcher Absatz wird erfordert, um die Kosten einer solchen Anstalt zu bestreiten, und wer bürgt für den fortwährenden Zuspruch des Publikums? Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 28. Mai 1841.

Bringſt du die Natur heran,
Daß ſie jeder nutzen kann,
Falſches haſt du nicht erſonnen,
Haſt der Menſchen Gunſt gewonnen.

Goethe.

Neues vom Daguerrotyp.

Ueber die Fortſchritte der Daguerrotypie hat man aus dem Vaterland der Entdeckung ſchon lange nichts mehr von Bedeutung vernommen. Daguerre ſelbſt zögert, die von ihm angekündigte Verbeſſerung bekannt zu machen. So eben jedoch gibt der Phyſiker Donné, welcher gewöhnlich über die Sitzungen der Pariſer Akademie im Journal des Débats berichtet, einige Notizen, die auch in Deutſchland, wo mit dem Daguerrotyp bereits ſtark experimentirt wird, mit Intereſſe werden aufgenommen werden. Wir überſetzen Donnés Angaben.

* * *

Seit man den Lichteindruck ſo raſch erhält und der Uebelſtand des langen, unverrückten Stillhaltens faſt ganz wegfallt, haben ſich manche Künſtler mit beſonderem Eifer auf das Porträtiren geworfen. Durch die vielfachen Verſuche in Deutſchland und zu Paris hat man es ſo weit gebracht, daß aus den fünf-und-zwanzig Minuten, die man bei den erſten Daguerreſchen Apparaten im Sonnenlicht ſitzen mußte, eine bis zwei Minuten geworden ſind, und zwar im Schatten, ſo daß das Sitzen gar nicht mehr beſchwerlich iſt, die Ungeduldigſten und Beweglichſten leicht dabei aushalten und die Augen offen und glänzend abgebildet werden, wie bei einem gewöhnlichen Porträt. — Damit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß das Daguerrotypiſche Bildniß etwas vollkommen Befriedigendes oder auch nur ſehr Annehmliches ſey. Im Gegentheil, das Kolorit iſt noch immer unangenehm, bleifarbig, das Geſicht iſt ſtarr, die Züge ſind wie gealtert, und nichts weiſt wohl deutlicher auf den Unterſchied zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft hin, als dieſe Bilder, die ſo unbeſtreitbar richtig, materiell ſo ganz treu und dennoch weit weniger ähnlich ſind, als Bilder von Menſchenhand, die im Einzelnen häufig verzeichnet ſeyn können, aber ein Leben athmen, wobei einem Seele und Charakter des Urbilds auf der Leinwand entgegentritt. — Wir haben indeſſen einige Bilder der Art geſehen, wo die Formen, die Umriſſe, das Skelet, ſo zu ſagen, und die Haltung mit überraſchender Wahrheit wiedergegeben waren. Jeder müßte ſich glücklich ſchätzen, von einer geliebten Perſon ein ſolches Abbild zu beſitzen, das zuweilen nichts weniger als angenehm iſt und von der Schönheit oder dem Reiz des Originals gar keinen Begriff gibt, aber durch eine gewiſſe Realität höchſt überraſchend anſpricht. Manche Porträts gelingen unter gewiſſen Umſtänden ſo gut, daß ſie in jeder Hinſicht befriedigen; aber die Kunſt iſt hier noch weit zurück; ſie weiß noch nicht, welche Tageszeit, welche Lichttemperatur ſich für eine gewiſſe Hautfarbe, einen gewiſſen Fleiſchton u. ſ. w. am beſten ſchicken, und

Digitized by Google

Alles hängt dabei noch vom Zufall ab. Will man daher ein gutes Porträt, so muß man oft mehrere Bilder nehmen, bei verſchiedener Witterung, ja wohl gar bei verſchiedenem Geſundheitszuſtand; denn die Phyſiologie ſpielt ohne Zweifel eine Rolle in dieſem Handel, und die Haut iſt nicht das einemal ſo geeignet wie das andere, das Licht in gehöriger Weiſe auf die empfindliche Platte zu werfen. Hier ſind mit Umſicht und Ausdauer noch viele Studien zu machen, bis man es dahin bringt, die phyſiſchen Bedingungen, welche zuſammenwirken müſſen, wenn die Operation vollſtändig gelingen ſoll, mit Sicherheit zu faſſen.

Ein junger Maler porträtirt gegenwärtig in einer und einer halben Minute, und im Schatten. Aber Daguerre hat uns vor fünf Monaten noch etwas ganz Anderes angekündigt; zwiſchen 1½ Minute und einer halben Sekunde, wie man uns verſprochen, liegt eine Ewigkeit, wenn es ſich von Darſtellung gewiſſer Gegenſtände mittelſt des Daguerrotyps handelt. Alles, was ſich bewegt, die Züge des Geſichts, das im Wind rauſchende Laub, die ziehenden Wolken, „das Schiff auf der Spitze der Wogen," wie Arago ſagt, entzieht ſich einer Wirkung, die länger als einen Augenblick braucht, und ſchon eine halbe Sekunde wird leicht zu lang; eine Minute aber iſt ein Jahrhundert für bewegliche Dinge der Art. — Durch Daguerres neues Verfahren muß alſo ſeine urſprüngliche Erfindung unendlich gewinnen, und die täglich auftauchenden Verbeſſerungen werden wohl ſeinem Verdienſte nichts benehmen. Wir ſehen daher ſeinen Eröffnungen mit großer Ungeduld entgegen, ohne die Stimmung des Publikums zu theilen, welches ſchon meint, Arago habe in der Akademie mehr verſprochen, als Daguerre halten könne. Es iſt aber nachgerade Zeit, daß man erfährt, woran man iſt.

Allermittelſt tragen E. Becquerels intereſſante Beobachtungen ihre Früchte. Ein gewandter Experimentator, Namens Gaudens, wendet die fortführenden Strahlen (rayons continuateurs), welche jener Phyſiker im Licht entdeckt hat, mit ſo vielem Glücke an, daß er in gewiſſer Beziehung Daguerres Verſprechen bereits zur Wirklichkeit gemacht hat. Becquerel hat nämlich, geraume Zeit vor Daguerres Ankündigung, in dem ſchon ſo zuſammengeſetzten Lichte Strahlen nachgewieſen, denen ganz beſondere Eigenſchaften zukommen. Zu den eigentlich ſogenannten Lichtſtrahlen und zu denjenigen, welche nicht leuchten, aber chemiſch eigenthümlich wirken, iſt nun durch Becquerels Unterſuchungen eine dritte Klaſſe von Strahlen gekommen, welche weder leuchten noch für ſich chemiſch wirken, dagegen aber einen eingeleiteten chemiſchen Prozeß fortführen; daher der Name rayons continuateurs. Setzt man ein mit Chlorſilber getränktes Papier, das am Licht ſich ſchwärzt, oder die mit Jod bezogene Platte des Daguerrotyps nur einen Augenblick dem Sonnenlicht aus, ſo beginnt zwar die chemiſche Wirkung ſogleich, läßt aber keine ſichtbaren Spuren zurück. Sie ſetzt ſich nun aber fort und tritt für das Auge hervor, wenn man daſſelbe Papier oder die Platte hinter einem rothen Glaſe, welches nur die fortführenden Strahlen durchläßt, der Sonne ausſetzt. Wer das Daguerrotyp kennt, für den iſt folgende Faſſung noch deutlicher. Nachdem man die zubereitete Platte in die Camera obſcura gebracht, öffnet man den Deckel des Objectivs und ſchließt ihn faſt ſogleich wieder, ſo daß das Licht nur einen Augenblick auf die Platte fällt. Nach ſo kurzer Zeit zeigt ſich auf derſelben noch gar kein Bild von dem zu kopirenden Gegenſtand; ſetzt man nun aber dieſe ſelbe Platte, und nicht einmal ſogleich, unter einem rothen Glaſe dem unmittelbaren Sonnenlicht aus, ſo kommt das Bild, wenn man die Platte ſofort mit Queckſilberdampf behandelt, gerade ſo heraus, wie wenn ſie die gehörige Zeit, etwa fünf Minuten, in der Camera obſcura geweſen wäre. — Der oben genannte Gaudens hat Becquerels wiſſenſchaftliche Entdeckung praktiſch auf das Daguerrotyp angewendet und am 17ten Mai der Akademie der Wiſſenſchaften Landſchaftsbilder und Porträts vorgelegt, die er nach dieſer Methode verfertigt, wobei die Platten höchſtens eine halbe Sekunde in der Camera obſcura dem Lichte ausgeſetzt worden. Das Merkwürdigſte bei dieſen Proben ſind die Wolken, die trotz ihrer Beweglichkeit erſtaunlich treu und ſcharf abgebildet erſcheinen. Beſonders angezogen hat uns ein Landhaus unter bewölktem Himmel; der Effekt des letztern iſt wirklich erſtaunlich, wenn man daran denkt, auf welchem Wege dieſes Bild hervorgebracht wurde. — Iſt dies vielleicht der Weg, auf dem das Daguerrotyp endlich praktiſch nützlich werden ſoll?

Romanzoff.

(Fortſetzung.)

„Alſo möchteſt du gern Hauptmann werden?" fragte der Czar weiter, befahl dem Bejahung nickenden Fedor, ſein Glas zu füllen und auszutrinken, und rief, während dieſer dem Gebot nachkam: „Ich ernenne dich, um deiner neueſten Verdienſte willen, zum Hauptmann im zweiten Jakutiſchen Regiment." Fedor Grigoriwitſch, ſo wenig als ſeine Nachbarn den furchtbaren Sinn dieſer Worte faſſend, wollte etwas erwidern, aber der letzte Becher hatte ſein Maß gefüllt, und von der Macht des Rauſches überwältigt, rollte er vom Seſſel unter den Tiſch, begleitet von dem ſchallenden Gelächter der Wenigen, die

Digitized by Google

seines Falles wahrgenommen, und der Vielen, die ihnen auf Treu und Glauben nachlachten.

Peter blickte eine Weile düster vor sich hin und sagte dann zum jungen Gardehauptmann: „Ich wäre seiner Dienste in meiner unmittelbaren Nähe eigentlich noch sehr benöthigt, und es thut mir wirklich leid, daß sein Herz nicht so gut sich bewährt, als sein Kopf; aber merke wohl, Alexander Iwanitsch: wer sterblich, ist entbehrlich — der Mann ist eben todt." — Alexander Iwanowitsch antwortete nichts auf diese Rede, aber der thränenvergießende Nachbar zur Linken, Graf Matwejeff, doch schluchzend an: „Ich wollte, ich wäre auch todt." — „Was fehlt dir, Andrej Andrejwitsch?" fragte der Czar mit lirbreicher Milde; „ich hielt dich bisher für den glücklichsten Sterblichen. Hast du vielleicht Schulden?" — „Ich weine nicht über mich," versetzte Andrej, mit vergeblicher Mühe die stets überströmenden Augen trocknend; „ich bin in der That ein glücklicher Sterblicher, reich, angesehen wie einer, dabei gesund wie ein Fisch, und ein glücklicher Familienvater; aber die muß ich bedauern, welche mir angehören." — „Weshalb? Hast du die Deinen nicht lieb? Hältst du dein Weibchen, die runde Offka Nikolajewna, etwa nicht in Ehren?" — „Ich liebe Weib und Kind, wie ein guter Hausvater soll, und darum eben bewein' ich ihr Loos; denn heute, sobald ich heimgekehrt bin, wird geschehen, was beinahe jeglichen Abend sich ereignet, trotz aller Morgens gefaßten guten Vorsatze: ich werde mein Weib schlagen und mein Kind mißhandeln." — „Der Frau kann ich nicht helfen," sagte Peter; „Weiber und Orgeln müssen eben getreten und geschlagen seyn, wenn sie zu etwas nützen sollen; für die kleine schwarzäugige Maria Andrejewna will ich jedoch Fürsorge treffen. Du hast die Braut im Hause, den Bräutigam werd' ich bringen." — „Das kann Ew. Majestät nur bleiben lassen," drummte Andrej; „in meinen vier Pfählen bin ich selber der Czar," nach welchen Worten er auf's Neue in Schluchzen und Weinen ausbrach, um das herbe Geschick der Seinen zu beklagen, während Peter, geflissentlich den Widerspruch überhörend, sich wieder zu dem Kapitän wandte: „Holländer, Deutsche, Franzosen und Engländer schlagen ihre Frauen gar nicht; aber meinen Russen in diesem Punkt gute Sitte zu predigen, wird so lang eine eitle Mühe bleiben, als die Weiber in ihrem Eigensinn sich nicht abgewöhnen wollen, das für einen Liebesbrief zu halten, was sich blau und braun auf ihre Achseln prägt. Wie denn überhaupt alle Civilisation bei den Weibern anfangen und von ihnen ausgehen muß, wenn sie Wurzeln schlagen und gedeihen soll."

Alexander nickte beifällig, seiner Mutter eingedenk, und der Gebieter fuhr fort: „Darum wünsche ich auch, daß du im Verkehr mit deiner zukünftigen Gemahlin den Kantschu ganz und gar aus dem Spiele lassest und ihr nur gütlich zuredest." — „Ich wollte schon ganz gut mit ihr fertig werden," sagte Iwans Sohn dagegen, „wenn ich sie nur hätte. Aber Ew. Majestät hat mich ja nicht heirathen lassen." — „Was du nicht sagst, Alexander Iwanitsch? Hat dir denn die Kunka Alexiewna so über alle Maßen wohlgefallen, daß du sie mit aller Gewalt haben willst?" — „Das wohl nicht, aber sie wär' mir doch eben recht gewesen, die kleine Person mit ihren rothen Backen und den tausend Bauern. Das paßte so gut zu meinen Träumen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Neueste Kunstwerke.

Neulich sprach ich von der Archäologie: diesmal soll die neuere Kunst an die Reihe kommen. Es ist eine Zeitlang her, seit ich darüber in diesen Blättern nichts gesagt. In Betracht der Zeit sollte also die Ausbeute bedeutend seyn; sie ist es dennoch nicht, wenn ich, wie billig, mich auf das wirklich Beachtenswerthe beschränke. Zuerst sey von der Malerei die Rede, auf welche die Kunstausstellung in dem Lokal auf Piazza del Popolo vorzugsweise hinlenkt. Wie gewöhnlich, ist die Zahl der Bilder nicht groß; mancher Wechsel ist dort schon eingetreten. Manches ist verschwunden, Anderes hinzugekommen. Die bessern italienischen Maler beginnen mehr denn früher ihre Werke zur Ausstellung zu senden, wenigstens die jüngern. Von Camuccini, Minardi, Agricola ist freilich nichts da, wohl aber von Podesti, Hayez, Consoni, Capaldi. Der Erstere hat ein um Almosen bittendes Mädchen, welches ein jüngeres Kind auf dem Schooße hält, geliefert. Es ist eine außerordentliche Wahrheit in dem rührenden Ausdruck der Köpfe, viel Naturgemäßes in der Gebärde, viel Tüchtiges in der Ausführung, obgleich die Zeichnung keineswegs fehlerfrei ist. Man hätte es diesem Maler, der bei allem seinem Talent gewöhnlich etwas Kokettes hat, und in seinen Bildern zu leicht einem berechneten Effekt nachstrebt, kaum zugetraut, daß er etwas so Natürliches, Einfaches, zum Herzen Redendes hervorbringen würde. Von N. Consoni ist ein Werk vorhanden, das jedenfalls Beachtung verdient, wenn man auch nicht mit allem einverstanden seyn kann: die Musen nach dem Wettstreit mit den Töchtern des Pierus, die in Elstern verwandelt worden sind. Ein tüchtiges Studium des Cinquecento zibt sich in der Composition und der Zeichnung kund, und einzelne der Gruppen und Figuren sind sehr zu loben; nicht so das Kolorit, das seltsamerweise in den Fleischpartien ins Gränliche fällt, und der Ausdruck verschiedener Köpfe. Die Ausführung ist sehr sorgfältig. Consoni, aus Rieti gebürtig und ein Schüler Minardi's, ist einer unserer tüchtigsten Zeichner; namentlich haben seine Zeichnungen nach Raffael bedeutenden Werth. So zeichnete er u. A. für L. Gruner die Mosive der Chigischen Kapelle, die Deckengemälde des Zimmers des Heliodor und die Fresken

Digitized by Google

der Villa Magliana, und es heißt, daß eine vollständige Sammlung der Darstellungen aus dem alten Testament in den oatikanischen Logen, mit der Feder auf den Stein gezeichnet, im gelben Tyondruck mit aufgesezten Lichtern, von ihm erscheinen werde, was bei dem Mangel an guten täuflichen Nachbildungen dieser reizenden Werke besonders wünschenswerth ist. Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unterlassen anzumerken, daß gegenwärtig auch die Logen des dritten Stockwerkes im Vatikan durch Glasfenstir geschüzt werden, gleich dem zweiten Geschosse. Schade, daß man das bei lezterem von Joachim Murat gegebene Beispiel nicht beim untern Geschosse nachahmte; denn jezt sind die anmuthigen Kompositionen des Giovanni da Udine sehr verdorben. Ob man die Absicht hat, Restaurationsversuche in den Logen vorzunehmen, ist mir nicht bekannt. Die, welche man in den Raffaelischen Stanzen, z. B. in dem Zimmer des Heliodor, gemacht hat, sind, so viel man sehen kann, mit Sorgsamkeit und Geschick ausgeführt worden, und man scheint sich auf bloße Reinigung von dem dicklegenden Staub und Schmuz beschränkt zu haben. Die Leitung dieser Arbeit war dem Prof. Agricola anvertraut. — Von Hayez aus Mailand und A. Capaldi aus Rom waren bloß zwei, übrigens gute Bildnisse vorhanden. Ein kleineres Werk des Erstern sah ich neulich hier im Privatbesiz: das abgeschlagene Haupt des Grafen von Carmagnola auf dem Richtstock liegend, der mit dem Wappen Venedigs bezeichnet ist. Es ist mit großer Meisterschaft gemalt, aber zu gräßlich: die gebrochenen Augen, die verzerrten Züge, der fleckte Teint haben etwas Schaudererregendes. Arrivabene hat ein ziemlich großes Bild aufgestellt: Catharine von Aragon niederknieend vor Heinrich VIII., welcher in der Ehescheidungsangelegenheit den Rath versammelt hat, in Gegenwart des Legaten Clemens VII. Manches an diesem Werke ist zu loben, besonders die Köpfe und Gestalten der beiden Cardinäle Campeggi und Wolsey, welche leben und charaktervoll sind. Das Kolorit ist nicht harmonisch genug. Sonst wüßte ich keine auf der Ausstellung befindlichen Werke bedeutenderer italienischer Künstler zu nennen. Auch sonst ist mir von Gemälden derselben wenig bekannt geworden. Agricola hat für den Großfürsten Thronfolger von Rußland die Gestalt des siegreichen Heilandes in seinem großen Altarbilde zu S. Johann im Lateran kopirt, mit einigen Veränderungen und auf Goldgrund, was zu dem Styl der Malerei weniger zu passen scheint. Gegenwärtig begibt er sich an die Ausführung des Cartons zu einem kolossalen Bilde, die Uebergabe der Schlüssel an Petrus. Es soll in der Peterskirche die Stelle eines Gemäldes von Francesco Vanni einnehmen, welches den Sturz des Simon Magus dargestellt, dessen Kopie man in Sta Maria degli Angeli in den Dioclezianischen Thermen sieht. Agricola ist ohne Zweifel ein guter Zeichner, und er weiß auch seine Werke gut zu komponiren; seine Färbung ist wenigstens zum Theil lobenswerth; dennoch lassen seine Bilder kalt, weil es seinen Köpfen, ungeachtet ihrer nicht selten schönen Bildung, an Ausdruck fehlt. In seinem Altarbilde in der Paulskirche, Mariä Himmelfahrt, ist in der Gruppe der Apostel sehr viel Gutes; der obere Theil dingegen ist verunglückt. — Soviel von den Italienern. — Eines Bildes des spanischen Malers Espalter, la Malinconia genannt, ursprünglich eine Scene aus Grossis Roman: Marco Visconti darstellend, erwähnte ich schon vor beinahe zwei Jahren bei Gelegenheit der Besprechung der vorlezten Florentiner Kunstausstellung. Der schwedische Oberst Södermark, der seit ein paar Jahren hier lebt und sich ganz der Kunst widmet, hat ein sprechendähnliches und lebenvolles Bildniß geliefert, welches den unter dem Namen Mr. de Stendhal durch seine Promenades dans Rome, Rouge et Noir, Chartreuse de Parme und andere Werke wohlbekannten Schriftsteller darstellt. Auch von dem Engländer Furse ist ein gutes Porträt vorhanden, das des verdienstvollen Celebrien Dr. Wiseman, normaligen Rektors des hiesigen englischen Collegiums, jezt Bischofs und apostolischen Vikars für den Mitteldistrikt Englands. Sonst haben die Engländer diesmal nichts Bemerkenswerthes beigesteuert. Von einer Französin, Mlle. Sarazin de Belmont, ist eine mit außerordentlichem Fleiße gemalte Ansicht Roms, vom Monte Mario gesehen, vorhanden. Die hübsche Gruppe im Vordergrunde ist eine Erinnerung an Nicolas Poussins berühmtes Gemälde Les bargers d'Arcadie. Das Duftige der Fernen ist in diesem Bilde vorzüglich gelungen, und in den Baumpartien ist viel Studium und Kunst, wovon die Künstlerin auch in einer Ansicht aus dem Walde von Fontainebleau, welche die vorjährige Ausstellung zierte, schöne Proben ablegte. Im Ganzen aber fehlt es dem Gemälde an Totaleffekt, in welcher Hinsicht ein früheres Werk, Florenz von San Miniato al monte gesehen, ihm bei weitem vorzuziehen ist. Der seit lange hier ansäßige niederländische Maler Teerlink hat Thierstücke, mit landschaftlichen Motiven aus der Campagna, ausgestellt, denen manchfaches Verdienst nicht abgesprochen werden kann. Die Reihe der fremden Künstler zu beschließen, muß ich noch von zwei russischen Malern reden. Von dem einen derselben, Aivasovski, sind vier Seestücke vorhanden, welche alle von einem außerordentlichen Talente zeugen. Von den beiden größern stellt das eine den Strand bei Neapel mit dem Vesuv im Mondlicht dar; das andere den Quai bei Sta Lucia (Neapel) mit dem Pizzofalcone bei hochstehender Sonne und ziemlich ruhigem Meer. Die zwei kleineren zeigen Fahrzeuge en plaine mer: das eine ruhige, duftige See bei dickem Seirocco, das andere windige Nacht bei halbbedecktem Himmel, der Mond zwischen Wolken hervordrechend. Alle diese verschiedenen Momente sind mit dem größten Glück und der vollkommensten Wahrheit dargestellt, und jedes kann in seiner Art völlig gelungen genannt werden; der Reflex des Mondes in der glatten See, und der Dunst, der die Berge umzieht; der häuserhoch aufsprühende Schaum, und das Durchsichtige des Wassers am Strande; das Rollen des Schiffes, und das Zerrissene der Wolken und Wellen nebst dem unstäten Wiederspiegeln des Mondes; das Dicke der Luft, welche selbst nahe Fahrzeuge wie Phantome mit unsichern Umrissen erscheinen läßt, und das Blendende des Sonnenscheins im Wasser. Aivasovski ist noch ein junger Mann, der erst jezt begonnen hat, sich bekannt zu machen. Einer seiner Landsleute, Sciamseine (sic), hat ein ziemlich großes und figurenreiches Bild ausgestellt, Czar Peter, welcher Gestrandete bei Lagia rettet. Die Komposition ist tüchtig, in ihrem Ensemble sowohl wie in einzelnen Gruppen. Eine Frau, die sich an seine Hand anklammert, machtvoll emporziehend, erreicht der Czar, in enganliegendem grünem Oberrock und hohen Reiterstiefeln, das Haupt unbedeckt, die Spitze des Felsens, an welchem die Brandung emporschlägt. Reiter und Gerettete scharen sich um ihn, zum Theil noch im Emporklimmen begriffen, andere noch mit den Wellen kämpfend. Die Färbung ist etwas kalt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. Mai 1841.

En quelque endroit que j'aille, il faut fendre la presse
D'un peuple d'importuns qui fourmillent sans cesse.
On n'entend que des cris poussés confusément;
Dieu pour s'y faire ouïr, tonnerait vainement.

Boileau.

Pariſer Stadtproſpekte.

I.

Von einer kleinen Inſel der Seine auf beide Flußufer überſpringend und hier ſich ausbreitend, iſt Paris nach und nach eine der Rieſenſtädte nicht bloß von Europa, ſondern der Erde geworden, ein ungeheures Weichbild voll herrlicher Palaſte, merkwürdiger Gebaude und prachtvoller Monumente, aber in den meiſten Theilen unregelmäßig gebaut und von willkürlicher, zufalliger Anlage, ein wahres Labyrinth enger, tiefer, ſchmutziger und lebensgefahrliche Straßen. Die ſchmale, trübe und langſam fortſchleichende Seine ſondert die faſt zwei Stunden lange und breite Stadt in zwei ungefähr gleich große Hälften; der Theil der rechten Seite hat jedoch größere Bedeutung, Ausdehnung und Seelenzahl; er enthält faſt alle Centralanſtalten, Hof und Börſe, Bank und Poſtamt, Muſeen und Bibliotheken, Diligencenbureaux und Magazine für den Großhandel, die wichtigſten Miniſterien, die Haupttheater, die ſchönſten Promenaden, die beſuchteſten Kauf- und Markthallen, die beſten Kaffee- und Speiſehauſer. Hier tummelt ſich die zahlloſe Menge von Kauf- und Geſchaftsleuten, Groß- und Kleinhandlern, Staats- und Comptoirdienern, Commis und Schreibern, Notaren und Sachwaltern, Stutzern und Pflaſtertretern, Stockjobbern und Börſenmaklern, Beutelſchneidern und Gewerbtreibenden aller Art; Eilpoſten, Diligencen, Omnibus, Fiaker, Waſchkarren, Gemüſe- und Güterwagen, Herrn- und Miethkutſchen kommen hier in den unglaublich belebten Gaſſen oft hinter und gegen einander, ſperren den eiligen Fußgangern den Weg, und hüllen ſie in einen erſtickenden Staub ein oder beſpritzen ſie mit einem Strahl des ölfarbähnlichen, ſchwarzblauen Kothes, welcher das permanente, charakteriſtiſche Zeichen der franzöſiſchen Hauptſtadt und ſelbſt mitten im hohen Sommer die graßliche Pein der Fußganger iſt.

Es iſt ein Treiben, Laufen, Jagen, Fahren, Drängen, Zupfen und Stoßen, ein Gewühl und Gewimmel, daß man kaum ſeines Bleibens weiß, wenn man auch nichts zu thun hat, als ſeine werthe Perſon, ſeine Arme und Schienbeine, ſeine Rockſchöße und Beinkleider in Acht zu nehmen; es iſt ein ſo hölliſcher Lärm und Wirrwarr, daß man beim ſtärkſten Gewitter den Donner kaum hört. Die Rader raſſeln, die Kutſcher ſchreien, die Karruer fluchen, die Marktweiber keifen, die Kinder kreiſchen, die Hunde heulen; die Kupferſchmiede, Reifſchlager und Keſſelflicker hämmern; Sagen, Feilen, Spitzhammer und unzablige andere Inſtrumente vermiſchen ihr Geſchnurre, Gekrille und Gepinker mit dem Raſſeln der Wagen, dem Heulen und Brüllen der

Digitized by Google

Thier- und Menſchenſtimmen, und erfüllen die Luft mit einem unausſtehlichen Getöſe, Geſumme und Geſauſe, mit einem wunderlich disharmoniſchen Konzert, welches die ſtarkſten Nerven angreift und nach zweiſtündigem Herumwandeln in den Straßen von Paris ganz duslich und betäubt macht.

Es iſt fürwahr unbegreiflich und nur durch ein Wunder erklärlich, wie bei dieſem ſchnellen Fahren, willkürlichen Rennen und beſtandigen Stoßen die Kinder und alten Leute, die Harthörigen und Kurzſichtigen, beſonders Abends und Nachts, der faſt unvermeidlichen Gefahr entgehen, an den Ecken der Quergaſſen gerädert zu werden. Die Schutzengel, welchen die Vorſehung befohlen, daß ſie über die gute Stadt Paris wachen und die Einwohner auf allen Wegen und Stegen behüten, haben wahrlich keine Sinekuren, ſondern vollauf und mehr als billig zu thun. Aus der verhältnißmaßig ſehr geringen Anzahl von Individuen, welche als Opfer des Straßenunfugs in Paris fallen, kann man mit Gewißheit abnehmen, daß dieſe dienenden und leitenden Lebenswächter nicht die Hände in den Schooß legen, und wenn die Lehre des griechiſchen Kirchenvaters Baſilius gegründet iſt, daß die Sünde den Schutzengel, den Gott zum Hüter unſeres Daſeyn beſtellt, entfernt, ſo muß Paris noch nicht ſo tief im Sündenpfuhl ſtecken, als man wohl anzunehmen pflegt, ſondern noch einen Schatz edler Tugenden und Werke in der Seele haben, die der engliſchen Hut würdig ſind. Es gibt hier nicht bloß eine Vorſehung für die Trunkenbolde, die aller Orten exiſtirt, ſondern auch noch beſondere Wachter für die Unvorſichtigen und Zerſtreuten, für dir Hinfälligen und Schwachen, ohne von den Vielen zu reden, die nicht ſäen und ernten, auch nicht arbeiten und ſpinnen, und doch, mit Hülfe des himmliſchen Vaters, ihre tägliche Nahrung finden und langes Leben genießen.

Ich gehe kein einziges Mal durch die Gaſſen von Paris, ohne Verwunderung und Schauder vor den Gefahren, denen arme Fußgänger, wie ich, jeden Augenblick in dieſem Getümmel entrinnen, wo man ſo zu ſagen mit lauter zermalmenden Elementen umſponnen und in einem beſtändigen Schwanken zwiſchen Tod und Leben iſt. Hinter uns her jagen drei, vier Kaleſchen, daß die Funken aus dem Pflaſter ſtieben; uns entgegen kommen zwei elephantenartige, ſchwerbepackte Güterwagen, mit ſechs oder acht Pferden beſpannt, und zur Seite ſind wir von einrm halben Dutzend Markt- und Wäſchkarren flankirt; reitende Poſtboten, Staffetten und Ordonnanzoifiziere wollen quer durch dieſes Wagengewirrr dnrch; nicht immer hindern Bürgerſteige die Fuhrwerke, bis an die Häuſer zu fahren, und die Fußgänger müſſen ſehen, wir ſie durch- und vorbeikommen. Dir fahrenden, reitenden und gehenden Maſſen ſchieben, drängen, ſtoßen ſich; auf den erſten Blick meint man, es müßten wenigſtens zehn Achſen gebrochen nnd zehn Menſchen überfahren nnd zerquetſcht werden; aber es geſchieht auch nicht das geringſte Unglück: der Menſchen- und Wagenknäuel entwirrt ſich wir auf ein Zaubergebot; Keiner läßt ſich in ſeinem Gange ſtören, Jeder weicht geſchickt aus; iſt auch der Raum, der ſich aufthut, nur eine Linie breiter als der Leib, den man durchzubringen hat, ſo ſchlüpft man augenblicklich ohne weiteres Beſinnen mit einer Behendigkeit und Seelenruhe hindurch, die wirklich in Erſtaunen ſezt. Man ſtreift die Radnabe, kriecht den Pferden unter den Köpfen weg, ſtellt ſich unter einen Thorweg, ſteigt über einen Eckſtein, drückt ſich in eine Ladenthür. In einem Nu iſt die verſtopfte Straße geſäubert, die Zirkulation frei nnd nicht der geringſte Schaden geſchehen. Erſt jezt faßt der bange Fremde ſich ein Herz, ſeinen Weg weiter fortzuſetzen; er war in dem ſchrecklichen Gedränge der Einzige, welchen Furcht und Angſt folterte; doch die Gefahr und der kritiſche Moment ſind glücklich überſtanden. Iſt man zwei-, dreimal in ſolche Klemmen geratben und mit heiler Haut davongekommen, ſo wird man ſo keck und flink, wie ein Pariſer, und eben ſo geſchickt zum Tanzmeiſter als zum Soldatenſtande.

(Fortſetzung folgt.)

Romanzoff.

(Fortſetzung.)

Peter demerkte mit heimlicher Schadenfreude, daß die Zunge ſeines ſonſt ſo ſchweigſamen Begünſtigten anfing, mit dem Verſtande durchzugehen wie ein wildes Koſackenpferd mit dem ungeübten Reiter, fragte lauernd, was das für Träume geweſen? und jener fuhr mit altklugem Ton bedächtig fort: „Mein Vater war verarmt und geſtorben, ſeinen geringen Nachlaß nahmen die Gläubiger, mich der Czar. Meiner langen Geſtalt zu lieb ſteckten ſie mich unter die Preobraſchenskiſche Garde, und da durfte ich oft genug vor des Kaiſers Haus Schildwacht ſtehen, zwölf Schritte rechts, zwölf Schritte links gehen, meinem Kameraden kein Wörtlein ſagen, aber dafür auch meinen Gedanken ungeſtört nachhängen, wenn nicht juſt der Satan irgendwen des Weges daher führte, vor dem ich, rins, zwei, drei! das Gewehr präſentiren mußte. Da dachte ich denn: Aler Iwanitſch, wenn es wahr iſt, was der Weiber lüſterne Blicke dir ſagen, ſo biſt du ein ganz netter Mutterſohn; und es wird wohl wahr ſeyn, denn was könnte ſie ſonſt wohl bewegen, dem armen Teufel von Soldaten ſolche Mucken in den Kopf zu ſetzen? Alſo kann es ſich leicht noch fügen, daß du durch die Weiber dein Glück machſt und etwa die Tochter eines Kaufmanns findeſt, dir den langen

Digitized by Google

Grenadier durch Gunſt und Geld vom Dienſt losmacht und ihn heirathet. Dieſer Gedanke ſezte ſich nach und nach ſo feſt bei mir, daß ich mich auf keine Stunde mehr ſo freute, als auf die, in welcher ich als Schildwache meinem Traum von der runden Dirne mit den goldenen Ketten, Ringen, Spangen und Ohrgehängen ungeſtört nachhängen konnte. Was geſchieht nun? An einem hellen Morgen ſchaut der Czar zum Fenſter heraus, ſieht mir zu, wie ich, das Gewehr im Arm, ſo auf und ab gehe, und ruft herunter: wie heißeſt du, mein Söhnchen? worauf ich praſentire und dem Väterchen geziemende Antwort gebe. Schon gut! ſagt Vater Peter, zieht ſich zurück, ich träume weiter von meiner unbekannten Schönen und denke ſonſt weiter an nichts, als die Ablöſung kommt und der Unteroffizier, ſtatt mich zur Hauptwache zurückzubringen, in den Vorſaal kommandirt. So ward ich ſeiner Majeſtät Ordonnanz, bald darauf Unteroffizier, endlich, Gott ſey es geklagt! Hauptmann bei der Garde und hochmüthig wie ein Pfau. Die Kaufmannstochter genügte mir nicht mehr, ich träumte jezt von dem lieben Kind eines adeligen Gutsbeſitzers, weil ich mich erinnerte, daß mein Vater ſelbſt ein Edelmann geweſen, und machte dabei Schulden, daß kein Prinz ſich ihrer hätte ſchämen dürfen. Der Czar beehrte mich mit ſeinem Vertrauen und mit wichtigen Aufträgen, gab mir aber kein Geld, und wenn ich ihm zu verſtehen gab, wie ſehr ich deſſen bedürfe, lachte er und hieß mich warten, was mich um ſo mehr kränkte, da der Mädchen Augen es eben ſo machten, wie des Väterleins Mund: ſie verhießen ſtets, ohne zu erfüllen. Meine ſchönen Träume wurden ſehr blaß. Da klopfte mir eines Tages Hauptmann Alexis Petrowitſch auf die Achſel, ſtreichelte mir die Wange und ſagte: „Willſt du mein Töchterlein heirathen, kleiner Hauptmann? Ich gebe ihr tauſend Bäuerlein mit, und nach meinem Tode ſollt ihr mein Häuschen hier erben, und noch viele, viele Bauern.“ — Das war mir eben recht, die Bauern wie der Palaſt, und was die Braut betraf, ſo hatte ich ſie zwar noch nicht geſehen, aber die Leute ſagten ihr alles Schöne nach. Gut alſo; die Sache kam ſo weit in Richtigkeit, daß Alexis Petrowitſch die Muſikanten beſtellte und die Gäſte zu dem Balle lud, auf dem ich mit Kunka Alexiewna verlobt werden ſollte, wenn der Czar es erlauben wollte, der verheißen hatte, auf dem Ball zu erſcheinen. Wer aber nicht kam, war Seine Majeſtät; die Muſikanten ſtanden längſt ſchon wie Bildſäulen, die Hörner am Mund, die Geigen im Arm; die Gäſte gähnten und murrten, und als es zehn Uhr ſchlug, ſagte der Hausherr: „Der Czar hat Abhaltung oder denkt nicht daran, wir aber wollen in Gottes Namen tanzen!“ Da heiterten ſich die mürriſchen Geſichter auf, ich nahm die Kleine bei der Hand, die andern Paare folgten, und wir hüpften luſtig darauf los. Die künftige Braut gefiel mir, die Wahrheit zu geſtehen, zwar nicht allzuwohl; ſie ſchien mir etwas plump und nicht wenig dumm, dennoch aber war ſie mir recht, und ich flüſterte ihr allerlei freundliche Reden zu, die ſie mit einem Lächeln ihrer dicken Lippen und einem Druck der weichen, fetten Hände aufnahm und beantwortete, als plötzlich, den fröhlichen Lärm des Feſtes gewaltig übertönend, eine wohlbekannte eherne Stimme ausrief: „Daraus wird nichts!“ Alle Blicke richteten ſich nach der Thüre, von woher der Ruf erklungen, und ſahen gerade noch den Vater Czar, der ſeinen Kindern den Rücken wandte. Ich aber ſagte meinen Träumen Lebewohl, und nahm mir von Stund an vor, nicht eher zu freyen, als bis wahre Liebe dazu mich treibt. Ich habe erkannt, daß es eines Mannes unwürdig iſt, für Geld und Gut ſeine Liebe zu verkaufen; danach werd' ich mich richten, und Ew. Majeſtät zeitlebens danken, daß Sie mich abgehalten, den ſchnöden Handel einzugehen.“

Peter hatte die lange Herzensergießung mit keiner Spitze, mit keinem Zucken der Brauen unterbrochen, und erſt, als der andere ſchwieg, hob er an: „Du ſpringſt wieder von einem Aeußerſten zum andern, als ob der Südpol nicht eben ſo unfruchtbar wäre, wie der Nordpol. Siehſt du, mein Kind, der Alexis Petrowitſch iſt ein ſchlauer Fuchs, der mehr Vertrauen in deine Zukunft ſezt, als du ſelber, und ich habe unmöglich zugeben können, daß du dich und deine Ausſichten ſo wohlfeilen Kaufes losſchlägſt. Aber ein Weibchen ſollſt du deshalb dennoch haben, und zwar ein recht hübſches, das magſt du mir aufs Wort glauben, obſchon du das Bräutchen ſchwerlich je geſehen. Ich gebe dir das Töchterlein dieſes weinenden Crocodills.“

„Oho, nur gemach!“ fiel Matwejeff trunkenen Muthes dem Herrn in die Rede. „In der lezten Ernte ſind die Bojarenkinder inſt auch nicht ſo im Ueberfluß gerathen, daß wir ſie an Grenadiere wegwerfen müßten.“ — „Was Bojaren?“ ſchrie der Czar; „was Grenadiere? Vor mir ſeyd ihr Alle nichts, und wozu ich euch mache, das werdet und bleibt ihr, heiße mein Wort nun: Fürſt oder Hund!“ — „Das iſt ein deutſcher Zank,“ ſagte der Hauptmann; „er ſoll ſeine Maruſchka nur behalten, ich will ſie nicht.“ — „Du willſt ſie nicht?“ rief Peter; „ich zwinge dich!“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Fortſetzung.)

Neue Bilder. — Skulptur.

Von deutſchen Künſtlern iſt manches vorhanden, aber man darf das von ihnen hier Ausgeſtellte keineswegs als

Maßstab ihrer Thätigkeit annehmen; denn viele derselben, Riedel, Lindau, Pollack, Cretius, Kaselowsky, Reinick u. A. haben gar nichts beigesteuert. Aus dem Fache der eigentlichen Historienmalerei ist nichts da, hingegen Genrebilder von Törmer, W. Hottenroth, ein Blumenstück von Senff, Landschaften an Catel (darunter eine sehr hübsche Ansicht des Craters des Vesuv mit Blick auf das Meer und Neapel), Bübimann, Corrodi (gelungene Aquarellbilder, namentlich eine Veduta der Arx von Tusculum mit dem Theater) und Elsasser. Die Arbeiten des letztern sind ohne Zweifel die bedeutendsten. Auf der Ausstellung sieht man nur ein Bild von ihm, einen Urwald in den Thälern bei Gerace in Kalabrien. Die Vegetation außerordentlich üppig, Schlingpflanzen, die sich an den Stämmen emporziehen und die Aeste umranken, der Boden mit vielfarbigem Moose und tausenden von Pflanzen und Kräutern bedeckt, darunter gestürzte Stämme, verwitterndes Laub und Rinde, neues Leben aufkeimend aus dem Verwesenden. Das Einzelne ist sehr fleißig studirt und mit Meisterschaft durchgeführt; Totaleffekt macht das Bild weniger, als andere von diesem Künstler, was zum Theil dem Gegenstande zuzuschreiben ist. Ueberdies ist etwas Fremdartiges darin, und man möchte im ersten Moment eher an eine tropische Natur denken, als an eine europäische, selbst aus dem Süden. Eine innere Ansicht der Rogerskapelle in Palermo, welche Elsasser kürzlich vollendet hat, ist ein Bild von dem größten Verdienst. Die Gesammtwirkung ist überraschend, dabei ist das Detail mit einer liebevollen Sorgfalt behandelt, welche nicht weiter gehen kann. Die vielen figurenreichen Musive, die Skulpturen des Osterleuchters und der Säulenkapitäle, die durchbrochene Marmorarbeit an dem das Presbyterium abscheidenden Geländer, der Fußboden, die von der Decke herabhangende Lampe, die Ornamente an der Decke selbst — kurz Alles und jedes ist aufs fleißigste studirt und meisterhaft wiedergegeben. Dabei ist die Wirkung des Lichtes aufs glücklichste berechnet, im Totaleffekt wie in den einzelnen Nüanzirungen, und der Weihrauchs- und Kerzendampf, der den hintern Theil der Kapelle füllt, täuschend nachgeahmt. Zwei andere größere Bilder, das alte Rom von den Ruinen der Kaiserpaläste aus gesehen, und das Theater von Taormina, sind schon weit vorgerückt und versprechen ausgezeichnet zu werden. Eines der vortrefflichsten Gemälde dieses Künstlers, eine Ansicht von Palermo, ging im vorigen Jahre nach den Niederlanden. — Zweier Bilder muß ich nachträglich erwähnen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und viele widersprechende Urtheile hervorriefen. Sie waren von dem Direktor der hiesigen französischen Akademie, Ingres, der uns vor einiger Zeit verließ, um nach seinem Vaterlande zurückzukehren, und dessen Nachfolger, Schnetz, bereits seit geraumer Zeit eingetroffen ist. Das eine dieser Gemälde, welches für den Großfürsten Thronfolger von Rußland bestimmt ist, stellt die Madonna dar, welche das Altarsakrament anbetet, während die heil. Alexander und Nikolaus (gleich der Jungfrau Halbfiguren) etwas nach dem Hintergrunde zu neben ihr stehen. Die Madonna hat ganz den Typus derjenigen, welche man in Ingres berühmtem Gemälde: Le vœu de Louis XIII. sieht; ja sie ist im Grunde nur eine Wiederholung dieser letztern. Ihre Augen sind niedergeschlagen, oder vielmehr auf den ganz im Vordergrunde des Bildes auf einer Art von Tafel stehenden Kelch gerichtet, die Hände gefaltet aufgehoben. Es sind die reinsten, schönsten Züge: die Stirne vorwärts blickend, der Ausdruck ernst, vielleicht zu stolz für die Situation; wenigstens ist dies der Eindruck, den die Miene macht, obgleich man sich die Intention des Künstlers nicht recht erklären kann. Der untere Theil des Antlitzes dürfte wohl etwas breit gehalten seyn. Sonst sind die einzelnen Theile wunderschön modellirt, Stirne, Brauen, Nase, Mund, sodann die vortrefflich gezeichneten Hände. Die beiden Heiligen sind in einer Art Halbdunkel gehalten und gewissermaßen als Beiwerk behandelt. Das Kolorit ist lebendig, dabei aber harmonisch. Das andere Bild ist ein Porträt Cherubini's. In einen Mantel gehüllt, sitzt er da, in sich versenkt, das Haupt auf die Hand gestützt. Neben ihm steht die Muse der Tonkunst, die Lyra haltend, die Rechte über sein Haupt ausstreckend. Der Kopf des greisen Künstlers ist ein Meisterwerk: der ernste Ausdruck, das Auge, welches die Schärfe des Blicks verloren, aber immer expressiv ist, die Attitüde, Alles ist vortrefflich. Dabei ist die Ausführung die sorgfältigste. Die Gestalt der Muse scheint nicht ganz dazu zu passen. Auch sie ist Porträt, und der Kopf hat einen Charakter, der von allem, was man bisher bei Darstellungen eines Gegenstandes dieser Art gesehen, aufs entschiedenste abweicht. Die Attitüde ist großartig und edel, wenn auch vielleicht von Suchen nach Effekt nicht ganz freizusprechen. Das Seltsamste ist das Kolorit: es hat etwas von der Wirkung des bengalischen Feuers. Man vermißt in diesem Bilde den innern Zusammenhang einer vollkommenen Komposition: das Porträt des Künstlers könnte herausgenommen werden, und ebenso vollständig seyn wie jetzt. Abgesehen hievon, findet man auch im Kopfe und der Gestalt der Polyhymnia große Schönheiten. Jeden freut es, Ingres wieder so thätig zu sehen; in Jahresfrist sind vier Bilder von ihm bekannt geworden: Antiochus und Stratonice, eine Odaliske, nun die beiden eben genannten. Ein gutes Omen für die großen Arbeiten, denen er in Paris entgegengeht.

Es ist nun Zeit, zu der Skulptur überzugehen, nicht etwa zu den auf der Ausstellung befindlichen Werken, denn es ist dort wenig vorhanden, sondern zu den in den Ateliers sichtbaren. Tenerani hat das Modell einer Statue des heil. Benedikt, für eine der Kapellen der Paulskirche, vollendet, und arbeitet jetzt an einer Bildsäule des regierenden Königs von Neapel, welche für Messina bestimmt ist. Das erstere Werk, von welchem man schon jetzt einen Gypsabguß an der Stelle sieht, welche demnächst der Marmor einnehmen soll, ist sehr gelungen. Der Gründer des Klosterwesens im Occident ist sitzend dargestellt, in völliger Ruhe; sein langer Bart fällt herunter auf das in einfache, breite Falten gelegte Gewand. Der schöne, würdevolle Kopf und die Haltung machen den Eindruck des innern Friedens, und die Statue erinnert, wenn gleich mit anderer Charakteristik, an den heil. Bruno von Houdon in Sta Maria degli Angeli. Bienaimé vollendete einen Telemach, im Begriffe sich zu bewaffnen, wie Homer ihn schildert. Es ist eine seiner besten Arbeiten; die Attitüde ist sehr natürlich und dabei graziös. Man sieht den jungen Helden, wie er sich das Schwert umhängt und den rechten Arm dabei erhoben hat. Finelli's majestätische Gruppe des Erzengels Michael mit dem zu Boden gestürzten Satan ist im Marmor weit vorgerückt; die Statue des Evangelisten ist bereits nach Neapel in die Kirche S. Francesco di Paola gewandert. Dieser Künstler hat so viel Eigenthümliches, daß seine Werke immer großer Aufmerksamkeit würdig sind, auch wenn sie auf den ersten Blick weniger ansprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 31. Mai 1841.

Künftig sollen vereint
Stehen alle die Hasse,
Als Grenzhut gegen den Feind,
Daß er davor erblasse;
Aber die Lieben all
Sollen in buntem Schwall
Auf heimischen Gefilden
Ein Volk von Brüdern bilden.

Rückert.

Rede am Schillersfeste zu Stuttgart den 22ten Mai 1841.

Verfaßt von A. Schott, gesprochen vom Hofschauspieler und Regisseur Moritz.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Worte, mit welchen unser Dichter einen sterbenden Geeis die Morgenröthe am Himmel seines Landes begrüßen läßt; Woete, mit denen er selbst, der Seher, den nahenden Tag Deutschlands bewillkommt hat.

Zwei Menschenalter sind verflossen, seitdem Schiller untee den Bäumen, auf den Straßen wandelte, die nun uns zum täglichen Verkehre dienen. Gedrückt von Veehältnissen, in denen sich sein Genius verblutet hätte, ist der wenig bekannte Regimentsarzt vor 60 Jahren aus Stuttgart geflohen, heimlich, verfolgt, in bitterer Armuth; jetzo steht sein Bild colossal in unserer Mitte und sein Lebensathem strömt durch tausend Herzen. — Wie viel Altes ist seither gestürzt! wie hat die Zeit sich geändert! wie viel neues Leben blüht aus den Ruinen!

Noch Viele aus dem lebenden Geschlecht haben ihre Jugend in den lezten Jahren des römischen Reiches deutscher Nation, unter den ehrwürdigen, morschen Hallen eines tausendjährigen Baues verlebt. Bis zu diesem Augenblick sind die Strüeme nicht vorüdee, durch welche dieser Bau in Schutt verwandelt woeben ist; noch steht maucher hemmende Rest, noch ist Vieles trüb in der Zukunft, Vieles bang in der Gegenwaet; aber wer diese mit den Augen der Liede betrachtet, der erkennt, daß aus den Ruinen neues Leben blüht.

Es gibt kein deutsches Reich mehr, aber an ein Deutschland glauben wieder Tausende; das Schattenbild dee äußern Einheit ist vor der Dämmerung eines neuen Welttages in Luft zerflossen; aber ein lebendiges Bild, eine Vereinigung der Gemüther, ist an seiner Statt emporgestiegen.

Nicht ein Ceobeeer hat die Stämme der Deutschen unter ein gemeinsames Banner gereiht; was uns zusammenführt, ist das täglich wachsende Bewußtseyn, daß wir ohne Einteacht aus der Reihe der Nationen verschwinden müßten, und wir leben des Glaubens, daß unser neuer Bund in dem Maße wahrer, glücklicher seyn werde, als er aus freier Uebeeelnkunft entsteht, als er jedem unserer edlen Stämme seine volle Entfaltung gestattet. — Die Glut gewaltiger Trübsal hat den Anfang gemacht, das Gold des deutschen Wesens wieder zu läutern. Wir hatten uns von den Feemden bethören und entzweien lassen, sie mußten uns für einen Augenblick sogar in Fesseln schlagen, damit wir erinneet würden,

Digitized by Google

daß Germania und ihre ſcandinaviſche Schweſter die einzigen Länder Europens ſind, die nie das Joch einer fremden Unterdrückung geduldet haben. — Und ſollten wir das zum zweitenmale vergeſſen! — Wir haben uns wieder gefunden, wir wollen wieder deutſch ſeyn, und wir werden's mit Ehren ſeyn.

Stolz und vertrauensvoll wenden wir uns der Vergangenheit unſeres Volkes zu, finden in den Bildern dieſer bewegten Geſchichte Troſt und Warnung für die Zukunft, gründen die Denkmale unſerer großen Männer, pflegen die Vermächtniſſe einer kunſtvollen Vorzeit, nehmen uns liebevoll der edlen Mutterſprache wieder an, welche die Reihe ihrer Ahnen von dieſem Tage an bis in die graueſte Ferne unverfälſcht zurückleitet und auf ſilberner Schale die ewig jungen goldenen Aepfel der vaterländiſchen Dichtung trägt. — Und wie der Geiſt der Kunſt und Wiſſenſchaft in den Kronen des deutſchen Baumes weht, ſo hat ein verwandter Geiſt andere Männer getrieben: ſie haben den Wurzeln des Baumes wohlthätige Quellen zugeleitet.

Damit die Geiſter ſich treffen können, damit der zündende Funken erwache, ſind Vereine jeder Art emporgeſchoſſen und greifen mit Jugendkraft über die Schranken der nächſten Heimath. Die Scheidemauern des Verkehrs, langſam aufgerichtet durch die Verblendung vieler Jahrhunderte, ſind vor dem Hauch eines großartig deutſchen Gedankens ſchnell zuſammengeſunken; die unverwüſtliche Lebenskraft der Nation hat ſich wieder aufgerichtet und ſchreitet ſiegbewußt, raſch bergan, den hochgebornen Geiſtern vergleichbar, denen der Flügel genialer Ideen die irdiſche Schwere und den ſteilen, rauhen Pfad überwinden hilft.

Auf unſern Gewäſſern, wo vor Kurzem noch einzelne Fahrzeuge den geringen Verkehr träg unterhielten, rauſchen jezt in großer Zahl und mit ſtolzer Eile jene Boote, die des Feuers wohlthätige Macht beflügelt; unſere Gefilde bedecken ſich mit jenen Bahnen, worauf gigantiſche Laſten hinſchießen, wie der gewandte Läufer über die Eisfläche; von Tag zu Tag mehr ſtürzen die Schranken, die dem Deutſchen noch den Deutſchen fremd gegenüber ſtellen; unaufhaltſam naht ein neuer Hanſabund bereits dem Meer, an deſſen Ufern die Nachkommen der alten Hanſa ungeduldig den Tag erwarten, die Flaggen des jungen Siegers aufzuziehen und mit den Erzeugniſſen unſeres Fleißes die Ehre unſeres Namens an ferne Küſten zu tragen, den alten Reichthum in unſer ſo lange zertretenes, beraubtes, verachtetes Vaterland zurückzubringen. — Zum erſtenmale wieder ſeit langer, langer Zeit reden die ſtolzen Völker im Weſten mit Verwunderung und einem tröſtlichen Anfinge der Eiferſucht von einer deutſchen Nation, von dem Auferſtehungstag dieſes Volkes, das man todt geglaubt und das nun ſeine zerſtreuten Glieder, ſeine Nationalität, ſein Leben wieder finde.

Edler Geiſt des deutſcheſten Dichters, als die irdiſche Hülle dich umſchloß, da ſandeſt du für die Wärme, die dich erfüllte, in deinem Vaterland, in deiner Zeit kein Genügen; du mußteſt es in ſchattenhafter Ferne ſuchen. Aus der Zeiten Drang floheſt du in deines Herzens heilig ſtille Räume und ledteſt dort mit den Geſtalten deiner Dichtkunſt, die noch lang unſere Luſt ſeyn werden. Dahingeſchwundenen Zeiten, geſtorbenen Völkern lieh deine reiche Seele ein Leben, ſchöner als ſie es je gehabt, ſchöner als es auf Erden je ſeyn wird. — Wenn du jezt unter uns weilteſt, du würdeſt uns im reinen Spiegel deiner Dichtung andere Bilder vorhalten, beſeelt von vaterländiſcher Furcht, von vaterländiſcher Hoffnung. Einer Liede, wie der deinen, würde der Glaube nicht fehlen; die unheimlichen Zeichen dieſer Zeit würden in deinem Innern nicht Meiſter werden über den Eindruck der fröhlichen; die Hoffnung, die jezt Vieler Herzen füllt, war für dich gemacht und du würdeſt an der heiligen Flamme freudig ſchüren!

Doch keine Klage, daß dem nicht ſo iſt! — Der Sänger lebt in den Wipfeln der Bäume, die er mit ahnender Hand gepflanzt hat, in der Wärme der Herzen, die ſich an ſeiner Glut entzündet haben; und ſehen wir, welchen Segen Gott ihm und uns geſchenkt, ſo fühlen wir die Wahrheit des Worts, daß die Helden der Menſchheit, die Prieſter eines heiligen Feuers, nicht ſterben, denn

— wir der Frühling wiederkehret
Mit neuer Kraft und Regſamkeit,
So wandelt jezt, verjüngt, verklaret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Und der Tag, der uns alljährlich um das Andenken des früh Geſchiedenen vereinigt, welches wäre ſein Sinn, wenn nicht der, daß wir in Schiller den gotterfüllten Seher verehren, den die nächtliche Tiefe des Thals nicht hoffnungslos machte, der muthig zu dem dämmernden Himmel, zu den ſchon gerötheten Bergſpitzen ſeine Hand ausſtreckte, der in ſeiner morgenfriſchen Seele die Zukunft trug und darum einſtrömte in alles Leben ſeiner Zeit! — Was die edelſten Weſen ſeiner Dichtung ſprechen, das hat Er für Uns geſprochen, und in dieſem Sinn ſchallt, wo immer deutſche Männer in guten oder böſen Tagen beiſammen ſind, das Wort ſeines ſterbenden Attinghauſen:

Haltet feſt zuſammen — feſt und ewig —
Kein Ort der Freiheit ſey dem andern fremd,
Hochwachten ſtellet aus auf euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle;
Seyd einig — einig — einig!

Digitized by Google

Pariſer Stadtproſpekte.

(Fortſetzung.)

Jede von den beiden großen Hälften der Hauptſtadt hat ihre eigenthümliche Phyſiognomie. Auf dem linken Seineufer lagern ſich die Vorſtädte Saint-Germain und Saint-Jacques, jede mit ſtark ausgeprägtem Charakter; auf dem rechten Ufer bildet die unabſehbare Straße Saint-Denis in ihrer ganzen Länge, von der Seine bis an die Barrière, eine Grenzſcheide zwiſchen ganz verſchiedenen Stadttheilen und Bevölkerungen.

Die Vorſtadt Saint-Germain hat reinliche, breite, doch ſchlecht durchſchnittene und wenig bevölkerte Straßen; ſie enthält viele Hôtels, die mehr bequem als ſchön, und mehr landhausartig iſolirt, als ſtädtiſch zur Zier der Straße hingeſtellt ſind; denn die Façade iſt durchweg oberlehnsherrlich ſtolz, aber architektoniſch einfältig von der Straße abgekehrt oder durch einen hohen Thorweg verdeckt. Hieher flüchteten ſich nach der unglücklichen Regierung Ludwigs XVI. die Trümmer der franzöſiſchen Ariſtokratie, welche ſeitdem alle Dynaſtien überlebt hat und ſich mit der zufrieden gibt, welche eine löwenartige Theilung der Staatsgewalt und des öffentlichen Schatzes mit ihr eingeht. Man lebt daſelbſt ſehr fromm und gottesfürchtig, gewiß eben ſo ſehr aus äußern Rückſichten, als aus innerer, religiöſer Ueberzeugung. Es geht im geſellſchaftlichen Leben ſehr ernſt, ruhig, geſetzt, faſt gravitätiſch her, wiewohl das Feuer der politiſchen Leidenſchaften auf dem Veſtaherde der legitimen Herzen ſorgfältig genährt und geſchürt wird, und bisweilen mit eben ſo wüthender Gewalt in hellen Flammen praſſelnd auf zum Himmel ſchlägt, als anderswo; denn dieſer Stadttheil wird ſeit 1830 vorzüglich vom alten Hofadel der Reſtauration und den treuen Anhängern der Legitimität bewohnt, welche die Julirevolution der Sorge für Thron und Altar überhoben hat, und zu denen die naben Invaliden und die Zurückgezogenen allerlei Art, welche Ruhe und Bequemlichkeit lieben, ſehr gut paſſen.

Die Vorſtadt Saint-Jacques enthält die Lokale der mediziniſchen und juriſtiſchen Fakultäten, die Sorbonne und das Collège de France, die polytechniſche Schule, das Blinden- und Taubſtummeninſtitut, die Sternwarte, den botaniſchen Garten, die weitläufigſten Spitäler und die größte Maſſe von kleinem Volk. Sie umfaßt das ſogenannte Lateinerland, pays latin, und die Vorſtadt Saint Victor, leztere faſt ausſchließlich von Gerbern, Färbern, Altflickern, Chiffonniers und Lumpengeſindel bewohnt, und iſt als das Hauptquartier der franzöſiſchen Gelehrſamkeit und des Pariſer Elends zu betrachten. Die Häuſer ſind meiſt von altfränkiſchem Zuſchnitt, zum Theil halb moderniſirt, die Straßen ſchmal, krumm, mitunter ſogar ſteil und ziemlich abſchüſſig. Die Schönheit, Wohlanſtändigkeit und Urbanität der feinen Welt darf man hier eben ſo wenig ſuchen, als die ausgeſuchten Schüſſeln der kokettirenden franzöſiſchen Kochkunſt und die glänzenden Erzeugniſſe des ſinnreichen Pariſer Kunſtfleißes. Die Buden in dieſem Stadtviertel ſind dürftig ausgeſtattet, mit einer an's Aermliche grenzenden Oekonomie eingerichtet und gewöhnlich ſchlecht, oft mit abgelegenen, verſchoſſenen Waaren verſehen. Der Verkäufer wagt es nicht, ſeinen Laden glänzend auszuſchmücken und an ſeinem Fenſter das Neueſte und Eleganteſte auszulegen, weil er fürchten muß, die Käufer, meiſt Leute, die nur wenig aufwenden können oder wollen, durch dieſen ungewöhnlichen Luxus abzuſchrecken. In den Bouriken trifft man daher auch nicht den Schwarm von ſchöngekleideten und friſirten Ladendienern, welche durch Nachäffung ſeiner Manieren die Waaren ihres Patrons abzuſetzen ſuchen, noch die Schaar zierlich gepuzter Comptoirfräulein, welche mit der gleißneriſchſten Suada ſo theuer als möglich verkaufen. Dieſer ganze Stadttheil befindet ſich nicht auf der Höhe der Pariſer Bildung, und iſt wenigſtens um ein halbes Jahrhundert hinter den modiſchen Quartieren zurück; die Armuth tritt den Leuten unverſchämt mit ihrer Blöße und ihren Lumpen vor die Augen; das Laſter iſt ohne Reiz und Kulturfirniß, der ſchlechte Geſchmack überwiegend. Als ein Anhängſel an dieſes Quartier erſcheint der öſtliche, dem Juſtizpalaſt gegenüberliegende Theil der Cité; daran ſchließt ſich die Inſel Saint-Louis, ein abgeſchiedenes, ſtilles Land, ein kleiner, harmloſer Flecken, zwiſchen zwei Seinearmen gebaut, und wie zum Studium des antediluvianiſchen Franzöſiſchen eingerichtet.

Das regſte Leben, die ununterbrochenſte Thätigkeit herrſcht auf dem rechten Ufer. Auf der einen Seite abwärts von der Straße Saint-Denis nehmen die Vorſtadt Saint-Antoine, das Quartier du Temple und der Fauxbourg Saint-Martin nebſt An- und Zubehör eine weite Strecke ein, wo der Pariſer Kunſt- und Gewerbfleiß ſein erfindungsreiches Genie in tauſend Formen walten läßt. Nur der ſogenannte Marais im engſten Sinne, d. h. auf die Umgebung der place royale beſchränkt, welche hauptſächlich von penſionirten Leuten bewohnt wird, macht davon eine Ausnahme. In dieſem ſtillen Winkel, wo der berühmte Dichter V. Hugo ſein Zelt aufgeſchlagen, iſt Alles einförmig, abgeſtorben und herrſcht eine wahre Katakombenruhe, während ganz dicht dabei und rund herum die lärmendſte Betriebſamkeit ihre tauſend und aber tauſend raſtlos geſchäftigen Arme regt und einen Höllenſpektakel vollführt. Das unruhige Gewerbleben herrſcht hier mit unumſchränkteſter Gewalt,

im größten Maßstabe und in achtbarster, liebenswürdigster Gestalt, wenn man ihm nicht zu nahe auf die Finger sieht. Dieser Stadttheil empfängt vorzüglich den Tribut, welcher von der Welt, selbst von England, für Gegenstände der Mode und Phantasie, für tausendfältigen Tand aller Art dem Pariser Kunstfleiß gezollt wird. Die herrlichen Spiegel, die Marmor-, Bronze-, Porzellan-, Krystall-, Gold-, Silber-, und platirte Waaren, die kostbaren Stoffe, Luxusmöbel und Kunsttischlerarbeiten, die Teppiche, die künstlichen Blumen, die prächtigen Stickereien und Tapeten, kurz Alles, was aus Metall, Glas, Holz, Seide, Zwirn und Wolle verfertigt wird, kommt aus diesem Quartier, welches gleichsam das Hauptmagazin der Welt für Luxusartikel ist, die Centralniederlage aller Kostbarkeiten und phantastischen Ausgeburten des Modegeschmacks, der ungeheure Kasten, der die zahllosen Spezies des höheren Gewerbfleißes, die der Schöpfungsgeist des Menschen ersinnt, in sich schließt. Unglaublich ist die Ausfuhr von hier nicht nur nach ganz Europa, sondern selbst nach fremden Erdtheilen. Wenn ein Erdbeben dieses Quartier zerstörte, würde man die Wirkung davon bis nach Japan und Island, bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung und die magellanische Meerenge, kurz überall spüren, wo es einen Groschen Münze und einen Schatten von Kultur gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Skulptur.

Unter den Engländern nimmt Gibson unsere Beachtung vor Allen in Anspruch. Er ist mit dem Modell eines Jägers beschäftigt, der vorgebeugt im Begriffe steht, seinen Hund auf die Beute loszuschießen zu lassen. Die überwiegende körperliche Gewandtheit und Kraft, die keineswegs ins Massive fällt, ist in dieser Statue sehr gut ausgedrückt; die Formen sind schön und die Attitude ungezwungen. Die für Liverpool bestimmte kolossale Statue Huskissons (verschieden von der andern, gleichfalls von Gibson gearbeiteten, welche auf dem Grabe dieses berühmten Staatsmannes aufgestellt ist) wird jetzt in Marmor ausgeführt, und ist ein Werk voll Ernst und Würde. Die freiere Haltung der erstern scheint mir indeß vorgezogen werden zu dürfen. Die neue soll im Zollamt in Liverpool ihren Platz erhalten. Unter Gibsons kleinen Arbeiten ist eine sehr schöne Büste der Helena, so wie die so ähnliche wie ausdrucksvolle einer jungen Griechin in ihrem Nationalkostüme zu bemerken. Wyatt hat eine andere seiner Nymphen vollendet; es ist etwas Reines und Keusches in diesen Statuen, welches außerordentlich anziehend ist. Seine Juno mit dem kleinen Bacchus ist ein allerliebstes Werk. Magdonald hat eine an den Felsen gekettete Andromeda gearbeitet, so wie Odysseus mit seinem Hunde, letztere einer seiner bessern Arbeiten. Meist ist dieser Künstler jedoch mit Porträtbüsten beschäftigt und hat viel Glück im Treffen, wenn auch nicht alle seine Büsten interessante Kunstwerke sind. Zum Theil sind es freilich eben so wenig interessante Sujets. Eine Statue des Orpheus, im Moment wo er, Eurydicen suchend, in die Tiefen der Unterwelt hinabeilt, von einem jungen Amerikaner, Namens Crawford, hat namentlich das Verdienst einer großen Leichtigkeit in der Bewegung: der Sänger ist in Hast, seine Rechte überschattet das Auge, gleichsam als wollte er dessen Sehkraft concentriren, um das Dunkel zu durchdringen; er hält die Leier, und sein Gewand löst sich fliegend von der Schulter ab. — Von deutschen Landsleuten zu reden, so hat E. Wolff das Modell eines Prometheus vollendet, welcher das Feuer vom Himmel geraubt hat und in seinem Rohrstocke verbirgt. Er schreitet vorwärts, den Kopf kühn und stolz zurückgeworfen, und den Blick aufwärts gerichtet; die Linke hält den Stab, die Rechte ist halb erhoben. Das Gewand fällt in breiten Falten herunter, so jedoch, daß der größte Theil der Figur nackt erscheint. In der ganzen Attitüde ist etwas Trotzendes, aber zugleich Edles; der Kopf ist voll Leben und Individualität. Wolffs Amazonengruppe, von der ich verschiedene Male sprach, kommt nach England in den Besitz des Lord Grosvenor. Kümmel, dessen Ballschläger so großen und verdienten Beifall fand, hat in einem Fischerknaben, der angelehnt steht und auf das Ergebniß seines Fanges wartet, ein sehr ansprechendes Werk geliefert. Zwei vorzüglich gelungene Statuen sind von Troschel. Die eine stellt ein schlafendes Mädchen dar, dem die Spindel entfallen ist; die andere ein junges Mädchen, welches sich entkleidet, um ins Bad zu steigen. Wenn an dem ersten Werke besonders die sehr verständige und kunstgemäße Anordnung, sowohl was die Lage als die Gewänder betrifft, gefällt, so spricht bei dem zweiten die äußerst glückliche Nachahmung der Natur an, die graziöse Haltung und die Anmuth der Formen. Zwei lobenswerthe Arbeiten von W. v. Hoyer sind schon vor längerer Zeit nach seiner Heimath Sachsen abgegangen: eine Psyche und die Porträtstatue eines betenden Mädchens, im Ausdruck eben so gelungen, wie in der sorgsam und geschickten Ausführung der Gewandpartien. Seitdem arbeitete dieser Künstler an einer Statue, die Unschuld darstellend, welche ein ansprechendes Werk zu werden verheißt. — Dies sind die bedeutenderen Skulpturen, welche mir in letzterer Zeit zu Gesichte gekommen sind. Ich will damit nicht sagen, daß nicht sonst noch manches Gute vorhanden seyn mag. Ein hier lebender Engländer Hawks Le Grice, hat kürzlich das erste Heft eines Werkes herausgegeben, welches den Titel führt: Walks through the studii of the sculptors at Rome with a brief historical and critical sketch of sculpture. Mehrere Werke Thorwaldsens, Teneranis, Bienaimés und anderer italienischen und fremden Künstler, ältere und neuere werden in dieser Schrift besprochen und zum Theil ausführlich beschrieben. Der Verfasser ist ein gebildeter und belesener Mann, und man kann nicht umhin, seinem Urtheil in vielen Fällen beizupflichten, wenn er auch bisweilen des Lobes zu viel geben dürfte und in seinen Erläuterungen, die freilich für ein großes Publikum geschrieben zu seyn scheinen, zu weit ausholt. Jedenfalls aber ist dieser Wegweiser durch die römischen Ateliers, in welchem man überdies Verzeichnisse der Hauptwerke der einzelnen Künstler findet, für Fremde ein nützliches Büchlein.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 55 u. Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 22.

Sonnabend, 31. Juli 1841.

[279] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 3te Heft der deutschen
Vierteljahrs-Schrift
für 1841.
Juli—September.

Inhalt:

Intoleranz und Toleranz. — Das Verhältniß der drei christlichen Confessionen zu einander und zu Deutschland. — Eine Periode der Geschichte unseres Erdballs. — Die dänische Elementarschuleinrichtung. — Deutschland in bewaffnetem Frieden. — Die Geschichte des Bildeestreits. — Eisenbahnen auf Staatskosten mit besonderer Beziehung auf Würtemberg. — Der Schutz des Verlagrechts gegen auswärtigen Nachdruck. — Zur Beurtheilung des Handelsvertrags zwischen den Staaten des großen Zollvereins und den Niederlanden. — Tüchtige Fortbildung des Bauernstandes, mit besonderer Rücksicht auf die Errichtung von Ackerbauschulen. — Kurze Notizen.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[304] **An Aeltern, Lehrer und Erzieher!**

Rousseau's unübertroffenes Meisterwerk:

Emil oder über die Erziehung

erschien so eben in einer ebenso musterhaften deutschen Uebersetzung als höchst eleganten, beispiellos billigen Ausgabe in dem beliebten Schillerformat (4 Bände, 57 Bogen, Pränumerationspreis nur 1⅓ Thlr. für das ganze Werk)!

Der Pränumerationspreis hört Michaelis auf, wo alsdann der Ladenpreis von 2 Thlr. eintritt. Exemplare zum Pränumerationspreis sind jetzt in allen Buchhandlungen zu haben und bitte ich um gefällige Beschleunigung der resp. Bestellungen.

Es sollte dieses Werk in keiner Familie fehlen!

Ludwig Schreck in Leipzig.

---

[303] Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin ist so eben erschienen:

Denkschriften und Briefe

zur Charakteristik der Welt und Literatur.

V. Band oder neue Folge I.

gr. 8. geh. 1¾ Thlr.

Die unlängst erschienenen Bände dieser Sammlung haben das Interesse des Publikums in so hohem Grade auf sich gezogen, daß es bei Erscheinen dieses neuen Bandes nur einer Hinweisung auf den überaus reichen Inhalt dieser Fortsetzung bedarf und nicht zu zweifeln ist, daß Namen wie **Altenstein, Börne, Gans, Göthe, Hardenberg, E. Th. A. Hoffmann, Iffland, Immermann, Kant, König Ludwig von Bayern, Jean Paul Friedrich Richter, Stägemann, Stein, Varnhagen** ꝛc. ꝛc., und unter den Denkschriften **die wichtigsten officiellen Verhandlungen im Rhein- und Mosel-Departement vom Jahre 1801 über die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche**, so wie der Aufsatz **über die Nationalbewaffnung und erste Idee zu einer Landwehr in Preußen**, im Stande sind, die beste Bürgschaft für interessanten und gediegenen Inhalt zu liefern.

Das kürzlich in demselben Verlage erschienene so stark begehrte Werk der

Gräfin Hahn-Hahn,

Gräfin Faustine.

8. geh. 2 Thlr.

ist nun wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

[212] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Aristokratie in Amerika,

aus dem

Tagebuch eines deutschen Edelmanns

herausgegeben von

Francis J. Grund,

Verfasser der Amerikaner in ihren socialen, moralischen und politischen Beziehungen.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 48 kr. oder 3 Rthlr.

Mit den Bildnissen des Generals Jackson und Präsidenten van Buren.

Diese Skizzen aus dem höhern socialen Leben der

Digitized by Google

Amerikaner entwarf der Verfasser auf einer vor mehreren Jahren unternommenen Reise von Boston nach Washington; nachdem er bereits lange Zeit im Lande selbst zugebracht hatte. Ueber amerikanische Gesellschaft gibt es zwar bereits Werke die Menge; aber die aristokratische Tendenz derselben, ihre Talente, Mittel und Aussichten haben selbst die besten Schriftsteller nur oberflächlich und im Allgemeinen berührt. Gerade hierin aber liegt der größre Fehler ihrer Werke. Die Amerikaner, wie sie den Europäern oft und gerne zu verstehen geben, besitzen „ein schönes Stück Aristokratie" und im Allgemeinen einen sehr feinen Geschmack für gesellschaftliche Distinktionen, obgleich dieser Umstand dem größern Theil des europäischen Publikums fremd zu seyn scheint, der da noch immer glaubt, die Amerikaner seyen Wilde.

Der Verfasser dieser Skizzen hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese verborgenen Schönheiten ans Licht zu ziehen, und sein Adoptiv-Vaterland von dem Vorwurf der Gleichheit und der Barbarei zu reinigen, den die Tories aller Länder, besonders aber die Hochtories in England, ihm aufgebürdet haben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[302] Bei George Westermann in Braunschweig ist so eben erschienen:

Römische Geschichte

vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin.

Mit vorzüglicher Rücksicht

auf Verfassung und Verwaltung des Reichs

von

Dr. Karl Hoeck,

Professor der Universität Göttingen.

I. Bd. 1. Abthl. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 kr. rhein.

Die 2te Abthl. des I. Bandes erscheint im Herbste d. J.

---

[226] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cartons

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Carl v. Hailbronner.

Drei Bände.

gr. 8. In Umschlag brochirt. Preis 6 fl. 36 kr. oder 4 Rthlr. 4 Gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Seraing, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg.

Der zweite Band enthält:

Kopenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Göthaeanal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee.

Der dritte Band enthält:

Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjektivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als ein fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als eleganter Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die allgemeine Zeitung schon langer bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit Kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiseliebhaber, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[306] **Nicht zu übersehen!**

Das in Leipzig erscheinende Journal für Leihbibliothekare, Buchbinder und Antiquare, wovon monatlich 2 Nummern in 4. erscheinen und welches per Quartal nur 6 Gr. kostet, verdient dringend empfohlen zu werden. Probeblätter sind gratis zu haben in allen Buchhandlungen und Postanstalten.

---

[216] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Betrachtungen über Diplomatie

von

Friedrich Kölle.

8. in Umschlag geheftet. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publikum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte

Digitized by Google

Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Literatur.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[296] Interessante historische Schrift so eben erschienen:

Der Niederländische Freiheitskrieg

nach den besten Quellen bearbeitet von

Otto von Corvin-Wiersbitzki.

Erster Band mit 2 Portraits.

18 Bogen. Preis geheftet ⅔ Thlr.

Das ganze Werk wird aus 8 Bänden von gleicher Stärke, jeder mit 2 Portraits, bestehen, von welchen alle 2—3 Monat einer erscheint.

Als Einleitung zu diesem größeren Werke erschien so eben von demselben Verfasser:

Kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande

bis auf Philipp II.

nebst Beschreibung des Landes im Jahre 1560.

24 Bogen. geh. 1½ Thaler.

Leipzig 1841, bei Friedrich Fleischer.

---

[284] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts,

von

Dr. Karl Heinrich von Gros,

K. Würt. Geheimen Rathe (vormal. Prof. des Rechts zu Erlangen.)

Sechste, unveränderte, nach dem Tode des Verfassers erschienene Ausgabe.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[244] **Schriften von Ernst Schulze.**

Neu erscheint so eben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vermischte Gedichte von Ernst Schulze. Zweite Auflage. gr. 12. geh. 1⅓ Thlr.

Von Ernst Schulze sind ferner bei mir erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. 4 Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2½ Thlr.

Psyche. Ein griechisches Mährchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem sind erschienen:

Der gegenwärtige Zustand der Vaccination

von

John Baron, M. D.

Aus dem Englischen

von

F. G. Gmelin,

Dr. und ordentl. Professor der Medizin.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Der Bericht über die Vaccination ist durch die Mittheilungen vieler der angesehensten Aerzte Englands entstanden, und setzt uns über den jetzigen Zustand der Vaccination in England auf eine authentische Art in Kenntniß. Besondern Werth erhält derselbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künstliche gelungene Versuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menschenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht gesetzt wird. Es dürfte daher dieser Bericht nicht bloß für Aerzte, sondern auch für das größere Publikum von Wichtigkeit seyn, das sich für den Gegenstand interessiert.

Die Modepflanzen unserer Zeit

Camellia und Cactus.

Anleitung

zur

Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch,

mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,

herausgegeben

von

W. Neubert.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (Ueber Camellien). Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befruchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.
Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.
Von
Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Verlag von J. Scheible in Stutt

Das kleine

für Erd-, Lände

In Stahlstichen. Mit blühendem Texte

Zwölf Stahlstich-Blätter, el

(Ein Preis, der nur bei Berechnu

Beilage zum Morgenblatt.

D

ziehun
wie it

(Fran
Einsid
zu be
die ge
sie vo

Die S
Die L

und d
der N
der N
die ve
kräfte.
das A
Seem
und d
— Di
herrsch

Schul
werthf
Schul

Frank
Natio

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfunddreissigster Jahrgang.

1841.

Juni.

Stuttgart und Tübingen

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewahrt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weltgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Litdographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Waldstimmen. Von W. Limberg. 152.
Dichterbann. Von F. Pfeiffer. 140.
Erinnerungen. Von F. W. Hackländer. 141.
Nachruf an Eduard von Schenk. Von Al. Büssel. 144.
Am Sarge eines Schwermüthigen. Von Lenau. 147.
Die Friedensmarseillaise. Von F. Freiligrath. 151. 152.
Conradins Klage auf dem Schlosse von Astura. Von C. Bleffig. 154. 155.

Räthsel.

Das Theater. 150. — Der Wein. 159.

Erzählungen.

Romanzoff. 150—157.
Auch ein Sommernachtstraum. 145—147.

Reisen.

Briefe aus Syrien. 142—146.

Naturwissenschaftliches.

Von der Luft. 148. 149.
Der thierische Magnetismus in Frankreich. 153. 154.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Pariser Stadtprospekte. 150. 151. 152. 153. 154. — 158. 159. 140.
Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität. Von G. Zimmermann. 155. 156. 157. 158. 159. — 147. 148. 149. 150.
Victor Hugos Einführung in die französische Akademie. 140—142.
Skizzen aus Irland. 150—155.

Korrespondenz.

Rom. 150. — Schleswig. 151. 152. — London. 135. 134. 135. — 145. 146. 147. 148. 149. — Dresden. 135. 136. 157. — Genf. 157. 158. 159. — Lausanne. 140. 141. — Stuttgart. 142. 145. — Paris. 145. 144. 145. 146. 147. — Cöln. 149. 150. 151. — Berlin. 150. 151. 152. 153. 154. 155. — Florenz. 152. 153. 154. 155.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Die belgische Nationalrevue. (Fortsetzung.)

Nro. 57.

Theater. Ueber Theaterschule. Eine Mittheilung an das Theaterpublikum von Eduard Devrient. — Geschichte. Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern. — Die belgische Nationalrevue. (Schluß.) — Dichtkunst. Napoleons Rückkehr. Ballade von W. Gerhard.

Nro. 58.

Politische Oekonomie. Das natürliche System der politischen Oekonomie von Dr. Friedrich List. Erster Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der nationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein.

Nro. 59.

Politische Oekonomie. Das natürliche System der politischen Oekonomie. (Fortsetzung.) — Biographien. Neuer Nekrolog der Deutschen. Siebzehnter Jahrgang.

Digitized by Google

Nro. 60.

Politische Oekonomie. Das natürliche System der politischen Oekonomie ꝛc. (Fortsetzung.)

Nro. 61.

Politische Oekonomie. Das natürliche System der politischen Oekonomie ꝛc. (Schluß.) — Geschichte. Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Kriegs und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Aus den Papieren eines Staatsmannes. — Lyrische Dichtkunst. Cypressen von Ludwig Foglár.

Nro. 62.

Humoristische Literatur. Dymokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Vom Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. — Heilkunde. Wien und Paris. Ein Beitrag zur Geschichte und Beurtheilung der gegenwärtigen Heilkunde in Deutschland und Frankreich. Von Dr. C. A. Wunderlich. — Memoiren. Neue Fahrten des alten Musikanten. Herausgegeben von Dr. Elsner.

Nro. 63.

Lyrische Sammlungen. 1) Wächterlieder am Rheine. — 2) Deutsche Kriegslieder. Gesammelt von Adolf Böttiger. — 3) Poetische Geschichte der Deutschen. Vorzüglich für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte. Von Dr. K. Wagner. — 4) Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit. Vollständige Sammlung von Musteranstalten aus allen Dichtern und Dichtungsformen ꝛc. von Dr. H. Kurz. — 5) Deutsche Sagen und Legenden. Herausgegeben von August Nothnagel. — 6) Échos lyriques, poésies traduites de l'allemand en français par Eugène Borel. — 7) Das Buch deutscher Parodien und Travestien. Herausgegeben von H. Juul.

Nro. 64.

Kirchengeschichte. Geschichte des englischen Deismus. Von Dr. G. V. Lechler. — Aeltere Literatur. Frühlingsgabe älterer Literatur. Von Th. G. von Karajan.

Nro. 65.

Kunst. Beschreibung der königlichen Museen und Privatgalerien zu Paris. Zum Gebrauch für Künstler und Kunstfreunde von Eduard Kolloff. — Kirchengeschichte. Geschichte des englischen Deismus. (Schluß.)

Nro. 66.

Altspanische Literatur. Der Graf Lucanor von Don Juan Manuel. Uebersetzt von Jos. Freih. v. Eichendorff. — Roman. Die Eroberung von Constantine. Historischer Roman von August Jäger.

Kunst-Blatt.

Nro. 44.

Emil Wolf's Amazonengruppe. — Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Malerei.

Nro. 45.

Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Ueber Architektur und Architekten in England. (Fortsetzung.) — Malerei.

Nro. 46.

Ueber Architektur und Architekten in England. (Schluß.) — Die Pariser Kunstausstellung im Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Photographie. — Galvanoplastik. — Technisches.

Nro. 47.

Archäologie. Das Erechtheion zu Athen nebst mehreren noch nicht bekannt gemachten Bruchstücken der Baukunst dieser Stadt und des übrigen Griechenlands. Nach dem Werke des H. Inwood mit Verbesserungen und vielen Zusätzen herausgegeben, durch eine genaue Beschreibung dieses Tempels und eine vollständige Geschichte der Baukunst in Athen vermehrt durch Alexander Ferdinand von Quast. — Die Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1841. (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr.

Nro. 48.

Ueber ein merkwürdiges heidnisches Grabmal in Irland. — Artistischer Verkehr. — Neue Kupferwerke. — Lithographische Werke. — Literatur. — Persönliches. — Kunstausstellungen.

Nro. 49.

Kunstgeschichte. Geschichte der Glasmalerei in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit. Von M. A. Geffert. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 50.

Allerlei aus London. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 51.

Zur Denkmälerkunde. — Stahlstich. Die Ufer und Inseln des mittelländischen Meeres. In Ansichten von Sizilien, den Küsten der Barbarei, Calabrien, Malta, Gibraltar und den jonischen Inseln. Nach der Natur gezeichnet von Leith, Grenville, Irton und Allen. Text von G. N. Wright. Nach dem Englischen von Dr. Ed. Brinckmeier. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler.

Digitized by Google

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 1. Juni 1841.

— Gravior non
Poena est, quam tanto displicuisse viro.
Ovid.

Romanzoff.

(Fortſetzung.)

Ein ſchwerer Fall hart an Peters Seite unterbrach ihn; Andrej hatte im Eifer nochmals den Becher geleert und rollte zu den andern Gefallenen auf den Teppich. „Die Leute können auch gar nichts mehr vertragen," fuhr der Selbſtherrſcher nach einer Weile fort; „und auch du biſt deiner Sinne nicht Meiſter. Da, trink! Doch entſchuldigt der Rauſch nicht deinen Widerſpruch, und ich werde dich ſchon zwingen." — „Nein, ſag' ich! den Willen des Mannes beugt keine Macht der Erde." — „Willſt du etwa den Römer ſpielen, Knabe?" — „Ich bin ein Chriſt." — „Wetten wir, daß ich den Trotz bändige? Ich ſetze hundert Bowlen Kaiſerpunſch gegen zehn, daß Maria Andrejewna dein Weib wird, bevor drei Jahre vergehen." — „Topp!" rief Alexander und leerte ſein Glas.

Der Czar überblickte noch einmal die Verſammlung. Die meiſten Seſſel waren leer, und wo ein Gaſt ſich noch aufrecht zu halten vermochte, ſtarrte er aus verglaſten Augen blödſinnig vor ſich hin. Da ſprach Peter: „Erbärmliche Geſellen, ſchwach im Guten wie im Böſen, wie ſoll ich Vertrauen in euch ſetzen, da ein Tropfen Branntwein hinreicht, euch zu Verräthern an euch ſelbſt zu machen? Schmach und Schande über das ſchwachſinnige Geſchlecht!" Somit erhob er ſich und ſchritt durch den Saal aufrecht und ſtramm, obſchon er ehrlich mitgetrunken hatte. Am nächſten Tag aber fehlten auf der Parade zwei Generale und ein Hauptmann, und den vorfahrenden Beſuchern ſagte Abends der Thürhüter der Gräfin Matwejeff, die Herrſchaft ſey am frühen Morgen ſchon verreist, worüber dieſe ſich nicht wenig verwunderten, da ſie zum Balle geladen waren.

„Ja, ja!" ſagte Sergej, ſich dehnend, „ſeine höchſtſelige Majeſtät, Peter der Große, waren oft ſehr ſcherzhafter Laune. Aber wie iſt mir denn? Die Gräfin Maria Andrejewna Matwejeff war ja meiner ſeligen Mutter Urgroßmutter väterlicher Seits. Ich bin neugierig, wie die Wette ausgegangen, von der in unſern Familienüberlieferungen bisher nie die Rede geweſen iſt —" — „Bſt! bſt! keine Unterbrechungen, wenn ich bitten darf, mein Herr," fielen mehrere Stimmen ein und baten die Erzählerin, fortzufahren, während der Ruſſe mit ſehnſüchtigem Durſte die Gäſte des Czaes beneidete, die ſich ſo ſatt getrunken, wie Fedor, Andrej und Alexander, und dem verſchlafenen Kellermeiſter fluchte, der ihn ſelbſt hier verſchmachten ließ, während von dem köſtlichſten aller Getränke die Rede war. Die Erzählung ging weiter:

Seit einem verhängnißvollen Gelage waren drei Sommer und zwei Winter vergangen, und die Verschwundenen in der großen Welt vergessen. Wie hätten auch Freunde und Bekannte ihrer gedenken sollen, da Niemand wagen durfte, von ihnen zu reden? — Und während in der glänzenden Czarenstadt die rauschenden Vergnügungen des Winters schon in gewohnter rascher Reihenfolge einander drängten und trieben, durchschritt einer, dem im hellen Ballsaal dir knappe Uniform einst so gut angestanden, Sibiriens Birken- und Kieferwaldungen, eingehüllt in des Bären braunes Fell, gefolgt von zwei wunderlichen Begleitern, einem Bären und einem zottigen Hund, und einen mit Rauchwerk und Jagdgeräthen beladenen Handschlitten ziehend. Der kurze Wintertag ging zur Neige, schimmerte nur noch matt durch die Stämme und Wipfel des Nadelholzes von Westen her, und der Jäger stand an eines Hügels steilem Abhang still, um da, vor dem Nordwind geschirmt, den Schnee vom Moos zu scharren und die Nacht zuzubringen. Mit den Augen nach einem jungen Baum umherspähend, den er fälle, nahm er wahr, wie in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten Medor, der Hund, still stand und wedelnd die buschige Ruthe hin und her bewegte, so daß er sich bewogen fand, näher hinzuzugehen, um zu sehen, was das kluge Thier etwa entdeckt habe. Die Fährte zweier Männer war es, die Medor zeichnete. „Vielleicht ist eine Wohnung in der Nähe," dachte der Jäger, „und ich kann mir die Mühe sparen, Holz zum Feuer aufzumachen." Somit ging er der Spur nach, die auch ohne des Hundes Beistand auf dem Schner leicht zu finden gewesen wäre, und entdeckte alsbald eine jener Hütten, die nach Art der Jakutenwohnungen zeltartig und aus rohen Stämmen gefügt, mit Reisig und Moos überdeckt, den Zobelfänger zu nächtlicher Rast zu beherbergen pflegen, ihn vor des Windes eisigem Athem wie vor den Flocken drs fallenden Schnees beschirmend.

Aus der Oeffnung gegen Süden qualmte wirbelnd der Rauch; die Hütte war also bewohnt. Der Jäger trat hinzu und sah drei Männer am flackernden Feuer sitzen, die seinen Gruß kurz und barsch erwiderten und einen Blick der Verwunderung auf die vierfüßigen Begleiter und auf den beladenen Handschlitten des Ankömmlings warfen, der nun ohne Umstände sich's bequem machte, indem er vom Schlitten das Wolfsfell nahm, um darauf sich zu lagern, die Nachtkost zu verzehren, die in einem Stück gedörrten Rehwildprets bestand, und nachdem er die Thiere gefüttert, eine Pfeife Tabak zu rauchen, deren Wolken behaglich aus Mund und Nase blasend, er seine Wirthe genauer in Augenschein nahm. Zwei von ihnen hatten bereits die Augen geschlossen, und auf ihren stumpfen, ausdruckslosen Gesichtern ruhte der Frieden des gesundesten Schlafs; der dritte aber, der, dem Beispiel des Gastes folgend, seine Pfeife in Brand gesetzt, betrachtete aufmerksam den Ankömmling, dessen Haupt, der entstellenden Hülle bar, ein männlich edles, von reichen Locken und krausem Barte umwalltes Antlitz zeigte und dunkle Erinnerungen in ihm erweckte, denen ähnlich, zu welchen sein eigenes, gedunsenes und geldliches Kalmukengesicht mit den kleinen schwarzen Augen jenem die Veranlassung gab.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Stadtprospekte.

(Fortsetzung.)

Die letzte Hauptmasse von Paris begreift die Vorstadt des Roule, die Chaussée d'Antin, die Faubourgs Montmartre und Poissonnière, nebst einem Theile der Vorstadt Saint-Denis, das Quartier der Hallen, des Palais Royal und des Vendomeplatzes. Die Notabilitäten der Bank, der Börse und Halle, die meisten Diplomaten und Staatsmänner, Hof- und Ministerialbeamten, die Courtisanen und Nymphen erster und zweiter Klasse, die Putzmacherinnen und Modistinnen ersten Rangs, die Journalisten, Vaudevillisten und Litteraten aller Gattung haben sich in diesem Bezirk angesiedelt. Die Räume sind zu kostbar, die Wohnungen zu theuer, die Straßen zu geräuschvoll, als daß dieser Stadttheil von Leuten bewohnt würde, welche ein stilles, beschauliches und wohlfeiles Leben führen wollen, und nichts Glänzendes, Bestechendes und Anlockendes mitzubringen haben, wie Reichthum, hohen Stand, Jugend, Schönheit, oder andere Dinge, die entzückend in die Augen fallen. Da alle Hauptverbindungen dieses Quartier durchkreuzen und berühren, so ist es vorzüglich von denen gesucht, welche vieler Menschen bedürfen, die vorbeigehen, lustwandeln, schöne Dinge begaffen, irdische Gelüste und zugleich die Mittel haben, dieselben zu befriedigen. Bei jedem Schritt und Tritt stößt man daher auf glänzende Buden, wo ungeheure Spiegelfenster, strahlende Vergoldungen und Verzierungen die Blicke auf sich ziehen, und reiche, kunstvoll ausgelegte Waarenvorräthe den Vorübergehenden zum Stillstehen, ja fast unwillkürlich zum Drücken der Klinke veranlassen.

Das ist im Allgemeinen der Totalhabitus von Paris und der Spezialcharakter jeder der großen Hauptmassen, welche die riesenhafte Stadt bilden. Unter zwei der erwähnten Stadtgegenden wird einem, wenn man lange in Paris wohnt, die Wahl schwer. Die eine ist die

Digitized by Google

Chaussée d'Antin, welche von der Rivolistraße bis an die elysäischen Felder und jenseits der Boulevards bis an die Höhen des Montmartre geht; die zweite die Vorstadt Saint-Germain, welche abwärts von der Abtei dieses Namens und dem Luxemburg liegt und sich bis zu den Invaliden hinzieht. Jede hat ihr eigenthümlich Schönes und Anziehendes. In der Chaussée d'Antin ist's die offene Lage der größtentheils neuen, im italienischen Geschmack erbauten und nach englischem Muster eingerichteten Häuser, mit kleinen Gärten, ohne Buden im Erdgeschoß, je für eine wohlhabende, aber bürgerlich wohnende Familie berechnet. Die zwar bevölkerten, aber doch nicht gedrängt vollen Gassen hinter der neuen Magdalenenkirche bis zu den elysäischen Feldern und der Vorstadt Saint-Honoré sind vom Napoleonischen Militäradel, dem neuen Geldadel und vielen Fremden, namentlich Engländern, bewohnt, gerade, unregelmäßig, indeß nicht unmalerisch gebaut, da manche Straßen dieses Quartiers den Eindruck eines architektonischen Albums machen, worin ein Baukünstler die verschiedensten, ihm gerade zusagenden Motive ganz zufällig zusammengestellt hat.

In der Vorstadt Saint-Germain hat man zuerst die herrliche, weite Aussicht des Kais an der Seine, die an Großartigkeit nicht ihres Gleichen in europäischen Städten hat; dann die hinter dem Kai liegenden breiten Straßen Bourdon, de l'Université, Saint-Dominique, Grenelle, Sèvres, Varennes u. a., von dem Lärm der innern Stadt frei, fast einsam und gewöhnlich von einer, in dem geräuschvollen Paris besonders angenehmen, beschaulichen Stille, die nur in einzelnen Fällen, wie bei Ministerialkrisen, stürmischen Kammersitzungen und legitimistischen Festen durch Wagengerassel gestört wird. Viele alte Herrenhöfe stehen leer, und manche große Bürgerhäuser sind kaum halb bewohnt. Hôtel à vendre, Maison à louer — dies ist an ganzen Reihen von Häusern der Thüranschlag, und redend genug beweist dieses Zeichen den herabgekommenen Zustand des nobeln Faubourg, welches allerdings, mit Ausnahme einiger Straßen, wie die rue du Bac, rue de Tournon u. a., fast eben so tief gesunken ist, als das ehemalige reiche Quartier des Marais, wo keiner, als der Handwerker, der nicht vom täglichen Verkaufe lebt, etwas unternehmen kann. Auch die Miethpreise stehen hier außer allem Verhältnisse mit denen in der innern Stadtgegend der Tuilerien, des Palais Royal und der Chaussée d'Antin. Für eine Wohnung, die dort monatlich fünfzehn bis zwanzig Karolins gilt, bezahlt man hier kaum die Hälfte. Für drei Karolins findet man im ersten Stock schon ein Paar elegant möblirte Zimmer.

Die vielen Sehenswürdigkeiten in dieser Vorstadt, Besuche, Geschäfte und Bekannte führen mich oft dahin. Es ist zwar eine kleine Reise von da, wo ich jetzt wohne; aber zum Fahren können mich in Paris nur zwei Dinge bringen: Regenströme, die sich hier freilich nur zu oft ergießen, oder die große Hitze, die wegen des feinen Staubs und der üblen Gerüche, die sie in den Straßen erzeugt, das Pflastertreten verleidet. Um Paris kennen zu lernen, um es zu beobachten, zu studiren, um seine Schönheiten, wie seine Eigenheiten zu mustern und zu genießen, muß man gehen oder, wie die Franzosen sagen, flaniren, d. h. zwecklos, aber nicht gedankenlos umherschlendern, mit prüfendem Auge nach allen Seiten hin um sich schauen, Alles angaffen und nichts bewundern, und unterwegs verschiedene Pausen machen. Man kann diesem unterhaltenden Geschäft der Flanerie mit Nutzen obliegen, wie z. B. der bekannte Modeschriftsteller Balzac, der nur bei Nacht arbeitet und den ganzen Tag über sich in den Gassen und auf den Promenaden herumtreibt, wo er an Häusern und Menschen die kleinsten mikroskopischen Einzelnheiten ausspäht, die er uns in seinen Romanen und Sittengemälden auftischt. Auf meinen Fußreisen durch Paris habe ich mir besonders zwei Ruheplatze erwählt, den Pont des Arts, zum Genuß einer schönen Aussicht, und die Tuilerienbäder, zur Stärkung und Erfrischung von einem langen Marsche. Diese Stationen verdienen nähere Bekanntschaft; ich empfehle sie jedem Fremden, der, wie ich, in Paris wandert; er wird es mir danken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Schluß.)

Neue Bauten.

Die Reihe voll zu machen, will ich nun noch der Architektur gedenken. Leider aber bleibt mir hier sehr wenig zu sagen, weil wenig gebaut wird, und dies Wenige meist uninteressant ist. Mit Restaurationen antiker Monumente wird fortgeschritten, so am Colosseum, wo des Ausbesserns doch beinahe zu viel wird, und man jetzt besser daran thäte, sich auf das durchaus Nöthige zu beschränken; an den Resten der Wasserleitung zwischen Cölius und Palatin, deren hohe Bogen über die langweilige neue Grenzmauer der Straße hinwegragen, u. s. w. Am schlimmsten ist es der Porta Maggiore ergangen; nachdem man den größten Theil der neueren Bauten heruntergeworfen und das prächtige alte Thor in seinen Hauptheilen frei hingestellt, hat man häßliche Ziegelwände in die kolossalen Travertinbogen hineingebaut und das Monument beinahe ärger verunstaltet, als es ehedem war. An der Straße Ripetta, wo vormals eine Niederlage von Brennholz auf einem offenen Platze am Flusse war, führt man ein riesiges Gebäude auf, vor welchem

jeder stehen bleibt und fragt, was es werden soll — eine Frage, auf welche die hoch oben angebrachte Inschrift, welche besagt, daß Gregor XVI. dem schmucklosen Orte eine neue Zierde verliehen, keine Antwort gibt. Nach der Straße zu bildet das Gebäude einen großen zurücktretenden Halbkreis mit zwei Flügeln; von der Form, die es auf der Flußseite erhalten soll, kann man sich noch keinen rechten Begriff machen. Der Styl ist der allerrohste: Fensterreihen über Fensterreihen, alle nahe gedrängt und winzig, so daß das Haus für Sonne und Winde gebaut erscheint. Ueber den eigentlichen Zweck soll man — so unglaublich es klingt — wirklich noch nicht einig seyn; man hat davon wollen und damit basta. Selbst die schlimmste Zeit des Perückenstyls war in ihren öffentlichen Bauten besser daran, als die jüngsten Jahre; man sehe das neue Postgebäude an, welches über alle Begriffe schlecht und kleinlich ist. Eine Ausnahme macht die Paulskirche: hier zeigt sich noch einmal die alte Pracht und Tüchtigkeit. Das Querschiff ist längst vollendet, und wurde bereits Anfang Octobers v. J. eingeweiht; eine Unzahl von Besuchern (Andächtige kann ich sie mit gutem Gewissen nicht nennen) strömt täglich hin, und zahlreiche Omnibus fahren anhaltend, namentlich Nachmittags, von Porta del Popolo nach Piazza di Venezia, und von dort nach der Kirche, an heitern Tagen Schaaren von Menschen hinführend. Vor der Einweihung wurde das Querschiff durch eine provisorische Wand, welche die Form der ihr gegenüberbefindlichen Tribüne hat, und an welcher die Bekleidungen mit cubbischem Marmor und Mosaikschmuck durch Malerei nachgeahmt sind, von dem Langschiff geschieden, so daß es nun einer vollendeten Kirche gleicht, in der freilich die gewöhnliche Ordnung der Dinge umgekehrt erscheint. Die kolossalen Dimensionen kommen nun recht zum Vorschein. Die vier großen Kapellen, zwei auf jeder Seite der Tribüne, sind fertig; zwei derselben sind neu, zwei gehören dem frühern Bau und sind blos wiederhergestellt worden. An der Ausschmückung derselben fehlt indeß noch Manches. Die schönste ist die dem heil. Benedict (das Kloster gehört den Benedictinern) gewidmete, für welche Tenerani schon erwähnte Statue bestimmt ist; der Styl, in welchem sie gebaut ist, dürfte aber dennoch zu gegründeten Ausstellungen Veranlassungen geben. Eine herumlaufende Reihe kleiner Säulen auf einem hohen fortlaufenden Postament bildet eine Art von Galerie, deren Zweck man nicht einsieht, wenn es nicht etwa darauf ankam, das vorhandene Material auf irgend eine Weise zu benutzen. Die beiden ältern Kapellen sind höchst barock. Die Ausführung des Einzelnen ist sorgsam und tüchtig, wenn man auch dies oder jenes anders wünschen möchte. Die Decke, mit viereckigen Compartimenten von vergoldetem Schnitzwerk auf weißem Grunde, ist reich und glänzend; aber man hätte besser gethan, sie einfacher und gleichförmiger zu halten, da gegenwärtig die sehr großen Cassettoni in der Mitte, mit Verzierungen und Wappen, sie schwerfällig erscheinen machen. Die Decke in Sta Maria Maggiore, die zum Muster gedient, ist weit besser. Die Wände sind mit Marmor bekleidet; zu der Absis der Tribüne hat man den cubbischen und phrygischen der alten Säulen verwandt, wovon ich schon bei einer andern Gelegenheit sprach. Der Bischofsstuhl, von weißem Marmor mit Vergoldung, ist geschmackvoll, aber man hätte besser daran gethan, ihn mit den Musiven und dem Styl des gothischen Tabernakels über der Konfession (von Arnolfo und Pietro) in Uebereinstimmung zu bringen. Ein Gleiches läßt sich von dem die Konfession umschließenden maemornen Geländer sagen. Für Alles, was ans Mittelalterliche streift, hat man aber hier keinen Sinn, und hätte es an dem Architekten gelegen, so würde das eben erwähnte interessante Tabernakel gar nicht wieder aufgestellt worden seyn, sondern einem modernen, im Geschmack desjenigen von Sta Maria Maggiore, den Platz haben einräumen müssen. Die beiden großen Bilder der an beiden Enden des Querschiffs befindlichen Altäre (von Camuccini und Agricola) und die vier sehr mittelmäßigen Statuen in den Nischen neben denselben vollenden den sehr modernen Eindruck, den dieser Theil der Kirche macht. Der Fußboden ist sehr schön und besteht aus Marmorplatten verschiedener, zum Theil kostbarer Gattungen, welche nach einer einfachen passenden Zeichnung zusammengefügt sind. Auf Opus Alexandrinum läßt man sich jezt schwerlich mehr ein, namentlich wenn es sich um so riesige Räume handelt. Soviel über den jezt fertigen Theil der Kirche, in welchem mir nur noch das provisorisch aufgestellte große Altarbild zu erwähnen bleibt, welches der Engländer Severn für den verstorbenen Kardinal Weld malte. Es stellt die Scene aus der Apocalypse XII, 1—9 dar, das Gesicht des mit der Sonne bekleideten Weibes, das vor dem Drachen in die Wüste entflieht. Der Gegenstand ist seltsam gewählt und bleibt den meisten unverständlich. Im Vordergrunde, links vom Beschauer, sizt der Evangelist, von Felsenmassen beschattet, neben welchen der Drache sich windet; in den Lüften erscheint die Vision des in Gloele schreitenden Weibes. Es ist einzelnes Schöne in diesem Bilde, in der Komposition wie in der Farbe; aber das Ganze macht keine Wirkung, und die in den Schatten gestellte wenig edle Gestalt des Evangelisten, so wie die Lichtvertheilung im Allgemeinen, ist nicht glücklich zu nennen. Ueberdies scheint es, daß Severn, ein höchst talentvoller und geübter Künstler, wenn es um kleinere historische und Genrebilder sich handelt, der Bewältigung der großen Massen eines solchen Kirchenbildes nicht ganz gewachsen war. — An dem Langschiffe fährt man zu bauen fort, wenn es auch bei der Eile, womit man das Querschiff vollendet hat, etwas zurückgeblieben ist. Im rechten Seitenschiff ist nun die kleinere Säulenreihe aufgestellt, und an den Bogen über der Hauptreihe wird immer gearbeitet. Das linke Seitenschiff ist noch zurück. Der nach der Stadt hingewandte Porticus am linken Ende des Querschiffs ist weit vorgerückt; man benuzt dazu die alten Säulen der Seitenschiffe. So arbeitet man ausserst mit Eifer; schreitet man in derselben Weise fort, so kann man darauf rechnen, daß das nächste Jubeljahr (1850) die Basilika wieder vollendet sehen wird, nachdem sie gerade anderthalb Jahre vor dem Beginn des lezten ein Raub der Flammen geworden.

Räthsel.

Nach dem Französischen.

Von allen Gräueln, die die Welt geseh'n,
Sah ich den größern Theil lebendig vor sich gehen;
Auch dich und deine Kinder nehm' ich wahr,
Und alt bin ich — nur selten hundert Jahr.
Ein Phönix geh' ich meistens auf in Flammen;
Doch sezt man mich in Bälde neu zusammen.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. Juni 1841.

Wie sah ich so Hand in Hand die Geister der Vergangenheit und die Genien der Gegenwart.

G. Forster.

Pariser Stadtprospekte.

(Fortsetzung.)

In keiner andern großen Stadt, welche an einem Flusse liegt, ist dieser Umstand so glücklich zur Verschönerung benuzt, als in Paris. Die Ufer der Seine sind durchgängig mit aufgemauerten Kais versehen, und eine beträchtliche Anzahl der vornehmsten und stattlichsten Gebäude, welche diese Kais schmücken, gewähren die mannigfaltigsten und imposantesten Ansichten. Hier gibt es wirklich einzige Standpunkte. Wendet man, auf dem Pont-des-Arts stehend, seine Blicke stromaufwärts gegen den Pont-neuf, wo sich der in zwei Arme getheilte Fluß, nachdem er die Insel gebildet, worauf die Kathedrale und die ehemals berühmte Heiligenkapelle liegen, wieder vereinigt, so thürmen sich höchst malerisch in dem zufälligsten Durcheinander gewaltige Massen von Häusern und Gebäuden vor dem Auge auf, welche durch die ungewöhnliche Höhe und eine hellgraue Farbe unwillkürlich an verwitterte Felsgebirge erinnern. Aus diesem Häusergewimmel ragen in der Ferne die beiden Thürme der ehrwürdigen Notre-Dame und die kleinern des alten Justizpalastes, der Heiligenkapelle, der Kirchen Saint-Germain-l'Auxerrois und Saint-Paul, so wie der isolirte, zierlich durchbrochene Thurm von Saint-Jacques-la-Boucherie hervor. Es ist die großartigste Anschauung von uraltem Bürgerthum und ächt städtischem Wesen, welche man haben kann. Als Gegenstück liegt rechts das Viertel der Schulen, der Sitz stiller Geistesthätigkeit, der Gelehrten und Künstler, am Kai, da wo sonst der famöse Thurm von Nesle stand, durch das Palais Mazarin repräsentirt, in welchem gegenwärtig die Klassen des berühmten, über alle Künste und Wissenschaften sich erstreckenden Institut de France ihre Sitzungen halten. Dreht man sich um und blickt stromabwärts, so stellen sich auf dem rechten Ufer der Seine die Paläste des Louvre und der Tuilerien dar, welche durch die regelmäßigsten, imposantesten Massen den Gedanken vom Daseyn eines mächtigen Herrschers erwecken und das alte Königthum würdig vertreten. Längs der Seine, weiter abwärts, schließen sich daran der Tuileriengarten und die elysäischen Gefilde mit ihren grünen Massen, aus denen in der Ferne der in der Form eines kolossalen Vierecks aufsteigende Triumphbogen der Sterndarrière hervorragt, der Ausdruck, der Widerschein und das Riesendenkmal einer merkwürdigen Epoche der neuesten Weltgeschichte, welche ihre Aufgabe in der Verwirklichung kolossaler Gedanken fand, die verkörperte Lieblingsidee Napoleons und der französischen Nation, woran die Mit- und Nachwelt die Stärke und Schwäche des

Digitized by Google

napoleonischen und französischen Geistes ermessen kann. Auf dem gegenüberliegenden Ufer zur Linken erblickt man die Vorstadt Saint-Germain, den Sitz des alten Adels, des Kriegs- und Kultusministeriums, des Staatsraths und der Deputirtenkammer, wooon diese in dem ehemaligen Palais Bourbon, der Eintrachtsbrücke gegenüber, jener in dem neuen, noch nicht ganz beendigten Prachtbau, der sich auf dem Kai d'Orsay erhebt, Platz gefunden.

Zu unsern Füßen, vor und hinter uns, wälzt die Seine ihre trüben Gewässer, von Schiffen aller Form, von Flößen und Nachen befahren und mit einer Menge stehender und festgebundener Anstalten, wie Waschschiffe, Schwimmschulen, Flußbäder ꝛc. bedeckt. Rund um uns her ein weiter Gesichtskreis, von Thürmen, Kuppeln, Baum- und Häusermassen unterbrochen, deren Vereinigung eine Fülle malerischer Ansichten hervorbringt und in einem hohen Grade jenes gemischt melancholische und heitere Gefühl erzeugt, welches der Gegensatz von Denkmälern der Kunst längst vergangener Zeit und der frischesten Gegenwart der Natur hervorruft. Der Pont-des-Arts gewährt unstreitig eine der schönsten Städteansichten in Europa, und selbst wer den Berliner Schloßplatz, den Lido von Venedig, den Meerbusen von Genua, die Bai von Neapel, das römische Campo Vaccino oder die Petersburger Kais gesehen und bewundert, wird dieses prachtvolle Schauspiel, welches die Pariser gleichgültigen Auges betrachten, vom erheblichsten Interesse finden.

Höchst eigenthümlich nimmt sich die Stadt von diesem Standpunkte um Mitternacht oder ein Uhr Morgens aus, wenn der Pariser Straßenlärm in der Ferne verhallt und man nur noch das dumpfe Gerolle einzelner verspäteter Equipagen der vornehmen Welt und das monotone Geplätscher der Wellen vernimmt, wenn der Mond sein mildes Licht auf die Häuser, Paläste und die Wasserfläche streut, oder wenn die zwei Reihen Gaslichter, die auf beiden Seiten des Kais wie eine lange feurige Diamantenschnur hinlaufen, sich in der Wassertiefe wie lange Feuerkolonaden abspiegeln, mit so frappant poetischer Wirkung, daß man einen Traum aus der Feenwelt verwirklicht und lauter bezauberte Paläste auf dem Grunde der Gewässer wahrzunehmen glaubt. In dieser feierlichen mitternächtlichen Stille hat der Anblick etwas sehr Bedeutendes und Fesselndes. Ist nun das Malerische dieses Prospekts schon an sich geeignet, die Einbildungskraft auf das Lebhafteste in Anspruch zu nehmen, so wird die Stimmung durch die schauerlichen Erinnerungen, welche, sich an einzelne benachbarte Punkte knüpfend, dem mit der Geschichte Vertrauten sich an dieser Stelle aufdrängen, noch unendlich gesteigert. Dort ganz in der Nähe des lezten Brückenpfeilers erhob sich einst der berüchtigte Thurm von Nesle; von dem Balkon des gegenüberliegenden Louvrefensters gab Karl IX. das Signal zur Bluthochzeit und das Stirnfeld des Instituts, so wie die Kolonnade des Louvre tragen noch die Kugelnarben von dem lezten Bürgerkriege im Jahr 1830. Ich muß gestehen, wenn ich bisweilen spät in der Nacht diesen einsamen Standpunkt aufsuchte und mir, nach den ersten genußreichen Augenblicken des malerischen Eindrucks, die Blut- und Mordscenen dieses Schauplatzes lebhaft einfielen und vor Augen traten, konnte ich mich eines geheimen Grauens nicht erwehren und machte mich eilig davon. Daß glücklich organisirte Naturen sich hier in unheimlicher Geisterstunde zu dichterischen Gebilden angeregt fühlen können, ist mir sehr wohl begreiflich; auch glaube ich gern, was ich hier habe sagen hören, daß verschiedene Meisterwerke der neuen romantischen Dichterschule an dieser Stelle empfangen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Romanzoff.

(Fortsetzung.)

Endlich brach der Gast das Schweigen und hob an: „Der Jäger des wilden Forstes gewährt gern dem einsamen Wanderer das Obdach und den Ruheplatz am warmen Feuer, und ich danke dir deshalb so wenig, als ich in gleichem Fall deinen Dank ansprechen würde. Doch ist uns deshalb nicht verwehrt, uns freundlich zuzureden und ein trauliches Gespräch zu führen, besonders da wir ja alte Bekannte sind, die sich schon irgendwo getroffen haben mögen, obschon ich mich in der That nicht recht entsinne, wo und wann?“ — Finster entgegnete der Wirth: „Das Vergessen ist die heilsamste aller Künste. Ich bin kein Lehrling mehr darin und hab's schon ziemlich weit gebracht. Du aber störe mich nicht, sondern folge lieber meinem Beispiel, dann wird dir in deinem Unglück leichter um's Herz seyn.“ — „Dessen bedarf ich nicht,“ meinte der Gast; „ich befinde mich ohnehin ganz wohl, ohne daß ich etwas zu vergessen brauchte.“ — Worauf der andere: „Vergiß Alles, sag' ich dir, bis auf das Eine: daß wir allesammt Sklaven der Krone sind, du wie ich. Und wenn wir elenden Knechte nicht ehrlos wären, einer wie der andere, so wollt' ich dir mein Ehrenwort geben, daß wir gar keinen vernünftigen Anlaß haben, von früherher mit einander bekannt zu seyn. Still, still! ich ahne, was du sagen willst und mag's nicht hören. Und wenn du bei der dampfenden Pfeife durchaus nicht schweigen kannst, so wollen wir reden, was Jäger untereinander zu reden haben. Ich sehe, daß du viele Beute führst und also gute Jagd gehabt hast.“

Digitized by Google

„Ich habe Alles beisammen, dessen ich für diesen Winter bedarf," sagte der Gast; „aber dafür jag' ich auch stets allein und habe die Beute mit Niemand zu theilen. Sobald ihrer Mehrere beisammen sind, verlaßt Einer sich immer auf den Andern, und ich wette darauf, ihr habt noch nicht eure Zahl von Fellen." — „Wette nur zu, du gewinnst," versezte mit einem tiefen Seufzer der Wirth, „und es kann leicht geschehen, daß Sanct Thomas, die lange Nacht ohne Tag, uns noch im Walde trifft. Aber wie stellst du es nur an, so ganz allein fertig zu werden? Wir sind unserer drei, wie du siehst, einer von uns bleibt stets in der Hütte, während die andern zum Jagen ausgehen, und hat den ganzen Tag über immer vollauf zu thun. Wer aber baut deine Hütte, wer fällt dein Holz, wer unterhält dein Feuer, wer bereitet dir Kost und Lager, wer bewacht dir Geräth und Beute?" — „Der Hütte bedarf ich nicht. Ich liege neben meinem Feuer auf der Wolfsschur, mein Kissen ist Sapka, wie seiner Mutter Fell meine Decke, und über meine Füße lagert sich Medor. Den Bären habe ich mit leichter Mühe gezähmt; er folgte mir von selbst, da ich der erlegten Alten Pelz von dannen trug. Gelehrig scharrt er von der erlesenen Lagerstelle den Schnee, trägt das von mir gefällte Holz hinzu, zieht, wenn ich's begehre, den Handschlitten über Thal und Hügel, ohne ihn umzuwerfen, und bewacht ihn sorglich, wo ich ihn damit stehen bleiben heiße. Seit zwei Jahren sind die beiden Thiere meine treuen Gefährten."

„Zwei Jahre!" murmelte der ältere Jäger vor sich hin. — „Zwei Jahre, und etwa noch drei Monate drüber," bekräftigte der Jüngere. „So lange ist es her, daß ich in diesen Waldungen beim kaiserlichen Zobelfang angestellt bin." — „Eine schöne Anstellung!" dennmte der andere; „ich gäbe sie wohlfeil her." — „Du vielleicht, nicht ich. Mein Herz ist frisch und frei, mein Gewissen rein, mein Leib stark und gesund. Meine liebste Beschäftigung war von Kindheit auf das Waidwerk, und jezt stört mich weder ein Hofmeister noch der Dienst in dessen Ausübung. Ich iede zwar nicht in Peacht und Ueberfluß, aber meine rauhe Kost sättigt mich, mein Pelzwerk hält mich warm, und vor meinen vielen Gläubigern hab' ich gute Ruhe; denn hieher kommt keiner, mich zu mahnen, wie es stündlich geschah zur Zeit meines glänzenden Elends. Ich war dazumal ein Sklav, so gut wie jezt, aber minder zufrieden. Es lebe die Zufriedenheit!" — „Was sprichst du von Lebenlassen?" fiel ihm der Wirth mit einem Ausdruck, in welchem Geoll und Sehnsucht sonderbar sich kreuzten, in die Rede. „Du bringst eine Gesundheit aus, und doch ist kein Tröpflein da, um Bescheid zu thun." — „Du warst sicherlich gewohnt, alle Tage edeln Ungarwein in deinem Becher blinken zu sehen?" — „Was Ungarwein! Schnapps, sag' ich dir, Schnapps!" — „Wie? trinkst du vielleicht gern Beanntwein?" — „Ich trinke nicht öfter, als ich welchen habe."

Der Jüngling zog aus dem Handschlitten eine längliche flache Feldflasche, streckte die Hand aus und sagte: „Trink, Kamerad." — Der andere ließ sich das nicht zweimal heißen, that einen herzhaften Zug, leckte vergnüglich die Lippen und wollte die Flasche zurückgeben. „Trink nur zu, ohne Umstände, wenn dir's Vergnügen gewähet," speach gutmüthig der Gast; „ich führe dergleichen blos für den Nothfall bei mir, als Medicin, um etwa ein Tröpfchen zu nehmen, und für diesmal brauch' ich nichts mehr davon, da ich kaum drei Tage mehr bedarf, um heimzukommen. Nimm den Inhalt und gib mir nur das Gefaß wieder." — Der Durstige zögerte, als wie wenn ein Rest ehemaliger besserer Gewohnheiten ihn zu augenblicklicher Höflichkeit nöthigte; aber seine Blicke hafteten auf der Flasche, wie die Augen des gefraßigen Wolfes auf der Beute, und schielten nur hie und da seitwärts, wie um in neidischer Angst zu erforschen, ob die schnarchenden Gefährten auch wirklich schliefen und nicht etwa sich erhöben, um ihren Antheil an der Gunst des Augenblicks zu heischen. „Und du trinkst wirklich nicht?" fragte er, worauf die Antwort lautete: „Ich hab's hoch und theuer verschworen. Du weißt schon waeum." Diese Worte vernahm der Andere kaum mehr, denn er vertiefte sich in den Indalt der Flasche, indem er mit der Zunge schnalzend denselben in langsamen Zügen sich aneignete, während sein Gast sich ausstreckte und die Augen zur Ruhe schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schleswig, Mai.

Deutschthum und Dänenthum.

Unsere Stadt mit ihren 11,000 Einwohnern hat zwar als Hauptstadt einer Provinz von 3—400,000 Seelen, und als Residenz eines Fürsten, des Landgrafen und Statthalters Friedrich von Hessen, ein gegenwärtiges, so wie durch ihr Alter und mannigfache historische Erinnerungen ein geschichtliches Interesse, beides begreiflicher Weise jedoch nur für die nähern Kreise. Eine besondere Beachtung des Auslandes kann sie daher aus diesen Gründen nicht mehr in Anspruch nehmen als zahllose andere Städte innerhalb und außerhalb Deutschlands, die sich mit ihr in gleichen Verhältnissen befinden. Was ihr jedoch in der Gegenwart auch für entferntere Kreise, namentlich für Deutschland, eine höhere Bedeutung verleiht, ist der diesseits der Eider mit großer Lebhaftigkeit geführte Kampf des Deutschthums mit dem Dänenthum, worin Schleswig gewissermaßen als die Grenzfestung des Deutschthums erscheint. Hier findet sich eine Menge höherer und niederer Staatsbeamten zusammen, welche, auf deutschen Universitäten gebildet, an den Fortschritten deutscher Wissenschaft und Kunst stets einen regen Antheil beweisen. Dieser Antheil zeigt sich freilich mehr

nur in der Empfänglichkeit für neue Erscheinungen in Wissenschaft und Kunst als in eigentlicher geistiger Produktivität. Denn obgleich es uns nicht an Männern fehlt, welche unter andern Verhältnissen für literarische Celebritäten gelten würden, so wird doch durch ihre amtliche Stellung ihre Zeit zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie noch außerdem eine bedeutende schriftstellerische Wirksamkeit entwickeln könnten. Daher treten sie auch in dem Kampfe zwischen dem Germanismus und dem Danismus nicht so sehr handelnd auf, als vielmehr die durch sie vertretene deutsche Sprache und Bildung unwillkürlich den vom Norden kommenden dänischen Einflüssen durch eigene siegreiche Gewalt entgegenwirkt. — Einige Mittheilungen über den Ursprung und den Fortgang dieses Kampfes dürften auch für auswärtige Leser nicht ohne Interesse seyn. Denn wenn der Deutsche an der Bewahrung deutscher Sprache und Sitte jenseits der westlichen Grenze, im Elsaß, fortwährend Antheil nimmt, so wird er hoffentlich auch seinen Stammgenossen jenseits der nördlichen Grenze, der Eider, einige Beachtung schenken.

Obgleich in allen geographischen Handbüchern die Eider und der damit in Verbindung stehende Schleswig-Holsteinsche Kanal als die nördliche Grenze Deutschlands bezeichnet wird, obgleich zur Zeit des deutschen Reichs zu Rendsburg am Eidertor die bekannte Inschrift: „Eidora romani termi-nus imperii" gelesen wurde, so können wir doch mit viel größerem Recht als den freien deutschen Rhein die Eider (als politische Grenzen wird man mir erlauben beide Flüsse nebeneinander zu stellen) einen deutschen Strom nennen. Wir brauchen deshalb keineswegs auf die älteste historische Zeit zurückzugehen, als noch die ganze cimbrische Halbinsel von deutschen Völkerschaften bewohnt wurde, vielmehr können wir uns darauf berufen, daß Völker sächsischen und friesischen Stammes fast bis in die Mitte des Herzogthums mit ihren Wohnsitzen auch deutsche Sprache und Sitte bewahrt haben. Die Macht der politischen Verhältnisse schloß zwar die diesseitigen Deutschen von den Segnungen des heiligen römischen Reichs, und später des deutschen Bundes aus. Diese Macht konnte aber die zwischen ihnen und den holsteinischen Deutschen bestehende Stammverwandtschaft nicht aufheben, und sie in volksthümlicher Beziehung nicht einmal einander entfremden, obgleich andererseits die benachbarten Dänen die nördliche Hälfte des Herzogthums Schleswig eingenommen hatten, als von den hier wohnenden Angelsachsen das stolze Britannien erobert und nach dem Heimathlande benannt war. Durch dieses Nebeneinanderwohnen zweier, zwar verwandter, aber durch Sprache und Sitte getrennter Volksstämme war die Veranlassung zu einem innern Kampfe gegeben, der, weil er nicht durch Waffen geführt wurde, dem Auslande größtentheils unbekannt blieb, nichts desto weniger aber durch Jahrhunderte hindurch geführt worden ist, und noch in der jüngsten Zeit, als der Sieg des Deutschthums vollendet zu seyn schien, neue Bedeutung gewonnen hat.

„Wo das meiste Leben, da ist der Sieg!" Dieser Ausspruch eines berühmten Historikers, den die Weltgeschichte bestätigt, hat sich auch in dem Kampfe des Dänenthums mit dem Deutschthum bewährt. Die übersiedelten Dänen, welche außer einer armseligen Sprache nur geringe Kultur aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatten, vermochten dem vom Süden kommenden Strome der Kultur nicht zu widerstehen. Bereits mit dem Christenthum, das ihnen durch deutsche Missionäre gebracht wurde, verbreitete sich unter ihnen deutsche Sprache und Bildung, und dasselbe fand später in einem höheren Grade und nachwirkender statt, als hier die Reformation durch Deutsche eingeführt wurde. Auch durch die vielfachen gemeinsamen politischen Verhältnisse, die sich im Laufe der Zeit zwischen Schleswig und dem benachbarten Holstein bildeten, mußte in der erstern Provinz das Deutschthum immer kräftiger sich ausbilden, und nach Errichtung der Universitäten hatte die deutsche Bildung in dem nördlichen Schleswig bereits so festen Boden gewonnen, daß die künftigen Prediger und Beamten nicht auf der dänischen Universität zu Kopenhagen, sondern auf deutschen Universitäten die zu ihrem Beruf erforderlichen Kenntnisse erwerben konnten. Dagegen standen die nordschleswigschen Dänen mit ihrem Stammlande Dänemark nur in geringer Berührung; die eigenthümliche Ausbildung der dänischen Nationalität theilte sich ihnen nicht mit, und es läßt sich unter diesen Umständen erklären, daß ihre Sprache zu einem rohen Jargon des niedrigen Volks herabsank, und selbst ihre dänischen Stammgenossen, wie es häufig das Schicksal der Grenzbewohner ist, sie als zu ihnen gehörig verläugnen mochten.

Erst in neuerer Zeit, als das Königreich Dänemark seine Nationalität gegen die eindringende deutsche Bildung, namentlich durch Begründung einer reichern inländischen Literatur nur mit Mühe gesichert hatte, mochte man dort mit Schrecken bemerkt haben, wie sehr dänische Sprache und Kultur im Herzogthum Schleswig zurückgedrängt worden, und der auf den dänischen Inseln bekämpfte Feind von einer andern Seite wiederum eingedrungen sey. Es galt hier nicht allein, das verlorene Gebiet wieder zu gewinnen, sondern wo möglich auch durch Eroberung des südlichen Theils des Herzogthums Schleswig den deutschen Nachbar in seine politischen Grenzen zurückzuweisen. Begeisterte Dänen hatten sogar die Eider als künftige Grenze der dänischen Sprache bestimmt. Wenn auch bei dem entschiedenen Uebergewicht, welches der Germanismus bereits gewonnen hatte, ein ungünstiger Ausgang des Kampfes um so weniger zu befürchten war, da der angegriffenen halben Million Deutschen ein Heer von dreißig Millionen Stammgenossen zur Seite stand, so kam doch andererseits in Betracht, daß die dänische Partei in der Politik der Regierung eine wichtige Unterstützung fand. Seit dreißig bis vierzig Jahren sind viele Verfügungen getroffen worden, durch welche die Dänen auf Kosten der Schleswig-Holsteiner begünstigt zu seyn scheinen. So ist namentlich dänisches Kommando in der ganzen Armee, sogar für die zum Bundescontingent gehörenden holsteinischen Regimenter, eingeführt; ferner wurde für Juristen und Theologen die wirkliche Anstellung im Staatsdienst von der Beibringung eines Zeugnisses über die Kunde der dänischen Sprache abhängig gemacht; den Herzogthümern wurde sowohl das früher schon bestandene Cadettenmusikut als die mit der Universität verbundene Forstakademie entzogen, weshalb diejenigen, welche sich hier für das Militär oder das Forstwesen ausbilden wollen, genöthigt sind, sich nach Kopenhagen zu wenden; eine polytechnische Schule, so wie früher eine Veterinärschule wurde nur in Kopenhagen, nicht aber in den deutschen Provinzen errichtet; eine Menge von Dänen fand in allen Zweigen der Verwaltung Anstellung in den Herzogthümern. Was aber der ganzen hiesigen Bevölkerung besonders fühlbar wurde, war die Einführung eines gleichen Münzfußes mit dem dänischen, der sich freilich nur in gerichtlichen Ausfertigungen und bei Zahlungen an die königlichen Kassen erhalten hat, aber hier sowohl den Beamten als den Kontribuenten zur großen Belästigung gereicht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 16.

Mittwoch, 2. Juni 1841.

[247] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen antieipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Digitized by Google

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, 27. Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag brochirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badescene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Seraskler. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäateninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Kataraften. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sclavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Safie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damascus. 30. Christenmord in Damascus. 31. Der Antilibanon. 32. Balbek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landstraße. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phönicier. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahrs 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getauscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[237] In unserm Verlag erschienen mit Eigenthumsrecht die berühmten

Pianofortecompositionen von Ad. Heuselt:

Op. 13. Air russe, dito à 4 mains.
Op. 6. Deux Nocturnes (der Kaiserin von Russland gewidmet), dito à 4 mains.
Op. 3. Poëme d'amour, dito à 4 mains.

Preis: à 18 Gr. = 1 fl. 18 kr. rhein. La Gondola, Etude de perfectionnement ist im einzelnen Abdruck unter der Presse.

Durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[194] Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Echo
de la littérature française.
Journal des gens du monde.

Janvier — Mars.

Preis des Jahrgangs von 24 halbmonatlichen Heften (2—3 Bogen) 5⅓ Thlr.

Die günstige Aufnahme, welche den bereits erschienenen ersten sechs Nummern dieses Journals zu

Digitized by Google

Theil geworden, veranlaßt uns, diese nun in ein Heft vereinigt als erstes Quartal auszugeben, um Denjenigen, die nähere Kenntniß von dem Inhalt nehmen und als Abonnenten neu eintreten wollen, die Gelegenheit dazu zu bieten. Freunde französischer Literatur werden, wenn sie den Inhalt überblicken, finden, daß die Redaktion sich bestrebt hat, nur Gediegenes zu geben, wofür die Namen St.-Marc Girardin, A. Dumas, V. Hugo, G. Sand, E. Sue ꝛc. bürgen.

Leipzig, im April 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche u. ausl. Literatur.

---

[240] **Interessante neue Romane,**
im Verlage von C. Leidrock in Braunschweig so eben erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu finden:

Pickwick in der Fremde

oder

die Reise in Frankreich.

Fortsetzung des Romans: „die Pickwickier" von Boz (Dickens). Nach dem Englischen bearbeitet von Dr. L. Herrig.

Ausgabe in 8 Heften (4 Bänden) mit Federzeichnungen, à Heft 8 gGr.

Die einzige Tochter. Roman. Aus dem Engl. übers. von Dr. Fr. Steger. 3 Bde. 4 Rthlr.

Die Gouvernante. Von Lady Blessington. Uebers. von Dr. Fr. Steger. 4 Bde. 3 Rthlr.

Der Herzog. Roman aus der Gesellschaft. 3 Bde. Von Mistreß Grey, übers. von W. Schulze. 4 Rthlr.

Claudie oder die Stiefmutter. Von J. Selten. 1 Rthlr. 9 gGr.

---

[234] Bei A. Wiendrack in Leipzig erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Phantasien nach Tiedge's Urania.

8. broch. 1/3 Rthlr.

Dieser gemüthlichen Phantasien, in welchen Gott, Tugend und Unsterblichkeit besungen werden, sind den Besitzern der Urania insbesondere zu empfehlen; Niemand möchte sie wohl unbefriedigt und ohne Achtung und Theilnahme für den Verfasser, der viel erduldete, aus der Hand legen. —

---

[220] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen
eines
nachgebornen Prinzen
aus der
nachgelassenen französischen Handschrift
übersetzt von
G. G. v. R.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Gränzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaltracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[199] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Zur

Diätetik der Seele.

Von

Ernst Freih. v. Feuchtersleben,

Doctor der Medicin, Mitglied der Facultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Wien 1841. 12. In Umschl. cart. Preis 16 Gr. sächs.

Wir freuen uns, dies Buch, welches keiner weitern Empfehlung mehr bedarf, indem es gleich bei seinem ersten Erscheinen die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme fand, welches so vielen Leidenden Rath und Trost brachte und bringen wird, dem Publikum in einer vermehrten und verbesserten Auflage bieten zu können. Der Herr Verfasser war bemüht, den Inhalt reicher, manchen dunkeln Punkt verständlicher, und so das Ganze gemeinnütziger zu machen.

Das Büchlein dürfte sich auch besonders zu einem Weihgeschenke der Freundschaft und Erinnerung eignen.

---

[233] Von bekannten und beliebten Verfassern sind so eben wieder zwei höchst interessante Romane bei A. Wiendrack in Leipzig erschienen, die man durch alle Buchhandlungen beziehen kann:

Die Verwandten in Kopenhagen. Novelle von Penserose. 8. 3 Thle. 4 Rthlr.

Schloß Cornitz. Romantisches Gemälde aus dem 17ten Jahrhundert von Wilhelmine Lorenz. 8. 2 Thle. 2½ Rthlr.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 2te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1841.

April — Juni.

Inhalt:

Frankreichs Nord- und Ostseite militärisch betrachtet. — Das südwestliche Deutschland als Kriegsschauplatz betrachtet. — Die westliche Grenzfrage. — Der Kunsthandel in Deutschland. — Eine deutsche Vereinsakademie der Wissenschaften. — Das evangelische Missionswesen, welthistorisch und in seinem Verhältniß zur deutschen Nationalität. — Zur Orientirung in den religiösen Kämpfen des gegenwärtigen Deutschlands. — Die Studenten-Verbindungen auf deutschen Universitäten. — Unmaßgebliche Ansichten und Vorschläge über den Betrieb und den Geschäftsgang der jährlichen Versammlung deutscher Landwirthe. — Das deutsche Postwesen und die Idee eines großen deutschen Postvereins. — Berücksichtigung der Individualität bei Unterricht und Erziehung. — Kurze Notizen.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[213] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Échos lyriques,

Poésies

traduites de l'allemand en français

par

Eugène Borel.

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[231] In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und in alle Buchhandlungen vorräthig:

Die Heilquellen

des

Großherzogthums Baden, des Elsaß und des Wasgaus

von

Dr. Heyfelder,

Leibarzt und Medicinalrath in Sigmaringen.

Mit den Ansichten von Rippoldsau und Peterosthal.

gr. 8. engl. cart. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

Waren auch einzelne Bäder Badens dem Publikum durch Schriften bekannt, so fehlte es doch an zuverlässigen Nachrichten über die Heilquellen des Elsaß und des Wasgaus. Eine Monographie über diese Mineralquellen war eine Lücke in der medicinischen Literatur, die lange und allgemein gefühlt, durch obige Schrift ausgefüllt wird, in welcher nicht allein die naturhistorischen und pharmakodynamischen Seiten, sondern auch die ökonomischen Verhältnisse der einzelnen Kurorte auf unpartheiische Weise von einem Manne gewürdigt werden, der seit einer Reihe von Jahren dem Studium der Mineralwasser seine besondere Aufmerksamkeit widmete und die Heilquellen der genannten Gegenden durch Selbst-Anschauung kennen lernte. Es ist somit diese Schrift nicht allein Aerzten und Naturforschern, sondern auch Kranken, die von einer Heilquelle Hülfe erwarten, so wie Reisenden und Badinhabern zu empfehlen.

Von demselben Herrn Verfasser erschienen im Laufe des vorigen Jahres in ähnlicher Bearbeitung:

Die Heilquellen und Molkenkur-Anstalten

des

Königreichs Württemberg

und der

Hohenzollerschen Fürstenthümer,

mit vier Ansichten.

gr. 8. engl. cart. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

Welche Schrift ebenfalls in allen Buchhandlungen vorräthig ist.

Stuttgart, im Mai 1841.

Verlagshandlung von Ebner u. Seubert.

Digitized by Google

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. Juni 1841.

Wo Föhren rauschen, Buchen flüstern,
Da fühlst du dich, nicht dich allein —
Es ist ein ungetheiltes Seyn:
Natur in dir, dich in Natur,
Bist du auf wundersamer Spur.

v. Feuchtersleben.

Waldstimmen.

I.

Es dunkelt leise schon im Wald,
Die Vögel schlafen ein,
Und drüben aus der Ferne schallt
Die Abendglocke herein.

Dort aus den alten Mauern krächzt
Hervor ein schriller Ton.
Die Eule, die nach Blute lechzt,
Fliegt aus mit ihrem Sohn.

Hoch in den Lüften rast Orkan,
Es zittert das reife Korn.
Der wilde Jäger zieht heran
Und bläst sein schaurig Horn.

II.

Es zieht ein Rauschen und Flüstern
Lebendig durch den Wald.
Es sind die Tannen, die düstern:
„Ach, Sommer, was fliehst du so bald?"

Es sind die Birken, die lichten,
Glänzend auf sonnigen Höhn.
Sie lächeln und träumen und dichten:
„Ach, Sommer, wie bist so schön!"

So bebt in rastlosem Schwanken
Mein Herz in dieser Zeit.
Es sind gar düstre Gedanken:
„O Liebe, wie bist du voll Leid!"
Es sind begeisterte Weisen,
Ein lustiges, buntes Gewühl;
Und Alle jauchzen und preisen:
„O Liebe! selig Gefühl!"

III.

Fliegt ein Vogel, zierlich spitzend
Schnäbelchen, das liederreiche,
Mit den schwarzen Aeuglein blitzend,
Hell und lustig durch's Gesträuche.

Und er singt ein höhnisch Liedchen
Auf die Vögel, die, gefangen
Mit dem leimbestrichnen Rüthchen,
Nun im goldnen Kafig prangen;

Digitized by Google

Weilen müſſen alle Tage
In dem Zimmer, ach! dem öden,
Und, dies ſey die größte Plage,
Hören, was die Menſchen reden:

„Wie das Wetter heerlich wäre,
Wie gefährlich jezt die Zeiten,
Und die traurige Miſère
Von den Tagesneuigkeiten.“

Aber draußen in dem Grünen
Blüh' allein das wahre Leben,
Wo des Waldes Beduinen
Luſtig durch die Zweige ſchweben.

Alſo plaudert er noch Manches,
Kühlend recht ſein Uebermüthchen.
Jetzo ſingt er wohl am Ganges
Schon ein indiſch Liedesliedchen.

W. Limberg.

Romanzoff.

(Fortſetzung.)

Sibiriens öde Steppen und troſtloſe Wälder kennen ſo wenig, als den verheißenden Lenz, den Herbſt, wie er in glücklichern Erdſtrichen mit reichen Gaben und in bunten Farben in freundlicher Wehmuth Abſchied nimmt, um einem kuezen Winter Raum zu laſſen. Wie in jenen Wüſtungen im Feühjahr unter der Schneehülle Gras und Buchwaizen wachſen, bis ſie urplötzlich eines Morgens den erſtaunten Blick überraſchen, ſchon voll und hoch, ſchier der Sichel reif, ſo deckt auch das unendliche Leichentuch mit einemmale wieder die kaum ergrünte Flur, beoor nur die Blätter der ſpärlichen Blumen Zeit zum Welken fanden. Doch der lange Winter zählt viele ſchöne Tage, des Jägers Luſt, wenn er ausging, mit ſtumpfen Bolzen den Zobel zu erlegen, in der Falle den blauen Fuchs zu fangen. Da glitzert der feſtgefrorene Schnee hell im Sonnenſtrahl, und die klare, ſcharfe Luft erquickt die ſtarken Lungen und die ſtählernen Nerven des eingeborenen Jakuten, des rauhen Koſacken und des abgehärteten Verdaunten. Aber nur allzuoft folgt unoerſehens der herben Schönheit ſolchen Tages das unerbittlichſte Zürnen des Winters; da bedecken dichte Nebel das Schneegefild, der eiſige Sturm braust heulend von den verſteinerten Wogen des Polarmeeres einher, daß der Athem ſelbſt in des Menſchen Beuſt erſtarrt, und die ſchwarzen, ſchnell einhergepeitſchten Wolken ſenden ſtatt der weichen Flocken ſcharfe und doch ſchmiegſame Kryſtalle, die des Wanderers Geſtalt mit einem ſtareen Glaspanzer überziehen.

Ein ſolches Unwetter drauste vom Eismeer einher, ſo daß die armſelige Cabane in ihren Grundfeſten wankte, wäheend ihr Inneres ſich mit Rauch erfüllte, den der Wirbelwind nur ſparlich durch die Fugen hinausließ. An den ſchwarzen Wänden hingen Netze und Jagdgeräthe, auf dem Brett mit der Querleiſte ruhte das Küchen- und Eßgeſchirr, in der Ecke faßten undehauene Birkenſtämme eine Lagerſtelle ein, die mit Binſen beſtreut, mit Fellen überdeckt war, und eine rauhe Bank am Herd, einige dicke Holzblöcke ſtatt der Stühie vollendeten die Einrichtung, in welcher, troß ihrer Armſeligkeit, eine Art von Ordnung zu walten ſchien. An dem niedern Herd ſaßen zwei Weiber, gehüllt in des unwirthlichen Landes entſtellende Tracht, und hielten die Schürzen von rauhem Wollenzeug vor die Augen, um die Zahren zu trockneu, welche vielleicht, mehr als der beißende Rauch, Angſt und Elend ihnen entlockten. Sie fürchteten den Sturm, deſſen Toſen ihr Gehör peinigte und verwirrte, und in ihrer teaurigen Verlaſſenheit belebte die erſchreckte Einbildung den Aufruhr der Elemente mit böswilligen, Unheil verkündenden und drohenden Geſpenſtern und Kobolden, die nicht weichen wollten vor den Gebeten, welche die bebenden Lippen herplapperten.

Da klopfte es plötzlich an die Thüre und rüttelte mit harter Fauſt, daß die Pfoſten keachten. Erſchrocken ſahen die Weiber einander an. „Heilige Jungfrau!“ rief die ältere, ſich bekreuzend; „war' es der Vater?“ die jüngere. Und da es wiederum rüttelte, ſagte die Mutter: „Geh, Maruſchka, mein Kind, und öffne in der Heiligen Namen. Wenn wir deinen Vater ungeduldig machen, ſchlägt er uns, und iſt's ein Fremder, ſo können wie ihm den Eingang weder wehren, noch verſagen.“ — Die Tochter eehob ſich, ſchob, ohne ſich lange zu beſinnen, den hölzernen Riegel zurück, und aus den wirbelnden Wolken des Schneegeſtöbees tauchte eine hohe, tiefvermummte Geſtalt auf, gefolgt von einem Bären und einem Hunde, die, vor dem Unwetter flüchtend, ſchnell und nicht ohne Ungeſtüm ſich unter das Dach beängten.

Der Eintretende begrüßte zuerſt das Heiligenbild, oder vielmehr in gläubiger Zuverſicht die Stelle, wo er ein ſolches auf dem ſchwarzgerauchten Papier an der Wand vermuthen mochte, dann ſagte er mit ſanfter, wohlklingender Stimme zu den ängſtlich zurückweichenden Weibern: „Fürchtet euch nicht vor den Thieren, noch weniger aber oor mir.“ Und da ſie nun wieder Muth faßteu, durch die freundlichen Worte ermuntert, fuhr er fort: „Vergönnt mir ein Plätzchen an enrem Herd, damit ich meine ſtareen Glieder wärme; ich will nur

das ärgste Toben vorüberlassen und dann weiter gehen." — „Sey willkommen, Fremdling," erwiderte die Frau und hieß ihn sich setzen, worauf er seinen Spieß in den Eisteich stieß, sich aus der von Eis starrenden Hülle wickelte, um sie zum Trocknen aufzuhängen, seine Waffen ablegte und, wie er nun dastand in seiner stattlichen Größe und rüstigen Jugendfrische, der überraschten Weiber bewundernde Blicke auf sich zog.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Stadtprospekte.

(Fortsetzung.)

Aufs Geländer des Pont-des-Arts gelehnt, und im Anschauen der in der Ferne hervorragenden, ehrwürdigen Metropolitankirche versunken, faßte Victor Hugo den ersten Gedanken zu seinem bekannten Roman „Notre Dame de Paris;" den Blick nach der entgegengesetzten Seite gerichtet, ersann Frederic Gallardet das grausige Drama des „Thurms von Nesle," und Prosper Merimée machte manchen nächtlichen Gang in die Gegend des Pont-des-Arts, als er die dramatischen Scenen seiner Chronik aus der Zeit Karls IX. ausarbeitete. Somit kann diese Brücke, die keine dreißig Schritte weit vom Institut, dem Bollwerk des Klassicismus liegt, und welche die vierzig Unsterblichen passiren, wenn sie sich in die Sitzungen der Akademie begeben, beinahe als die Wiege des französischen Romanticismus betrachtet werden. Man weiß endlich, daß auch die neuere deutsche Literatur ihr eine anziehende Novelle verdankt.

Als zweite Station auf meinen Kreuz- und Querzügen durch Paris dienen mir Vigier's auf der Seine am Pontroyal schwimmende Flußbäder, oder, wie sie jetzt heißen, Tuileriendäder. Seitdem nämlich der frühere Eigenthümer, Herr Vigier, aus einem armen Badeaufwarter zum reichen Gutsbesitzer und Grafen geworden, hat er seine sämmtlichen schwimmenden Flußbäder auf der Seine mit der ausdrücklichen Bedingung verkauft, daß sie umgetauft werden müßten. Der junge Graf Vigier, Inhaber von 500,000 Franken Rente, hat Livrée und Wappen auf dem Wagenschlag, hält Reit- und Parforcepferde, bewohnt ein schönes Hôtel in der Chaussée d'Antin, und ladet die gute Gesellschaft zu glänzenden Festen. Das ist so der Gang der Dinge im neuern Frankreich. Die meisten jetzigen Geldjunker, welche die Hofbälle besuchen und ihre Logen in den Bouffes aufs Jahr gemiethet haben, würden in großer Verlegenheit seyn, wenn sie ausweisen sollten, daß ihre Großväter lesen und schreiben konnten. Viele Gewerbetreibende machen schnell ihren Weg und bringen es in kurzer Zeit zu bedeutenden Reichthümern, die von den nächsten Erben gewöhnlich wieder verschleudert und durchgebracht werden, indem diese, nach Art der Parvenus, durch sinn- und geschmacklosen Aufwand zu imponiren und ihre plebejische Herkunft zu verdecken suchen. So geräth das Vermögen wieder in andere Hände, die keinen bessern Gebrauch davon zu machen, und es keine zwei Generationen in derselben Familie zu erhalten wissen. Bei diesem beständigen Umdrehen des Glücksrads, das alle Klassen aus ihren Fugen reißt und durcheinanderwürfelt, ist keine feste Gliederung der Gesellschaft, kein Ansatz zu konkreten Zuständen möglich, und es wird noch lange dauern, bis an die Stelle des alten Adels in Frankreich ein neuer Besitzstand getreten, der, mitten in der allzuraschen und materiellen Bewegung des Tags, einen sichern Anhaltspunkt für den Fortbestand des Bürgerkönigthums, und einen festen Kern für Erhaltung guter Traditionen und würdigen politischen und geselligen Benehmens zu bilden im Stande ist.

Doch um wieder auf Vigier's Flußbäder zu kommen, so sind diese das Muster aller andern eleganten Anstalten ähnlicher Art geworden. Wie stark die Vigier'schen Bäder am Pontroyal besucht waren, erhellt unter andern aus dem Umstande, daß der Eigenthümer nach der Julirevolution bei der neuen Regierung mit der Bitte einkam, man möge den Damen in Morgentoilette und Haarwickeln gestatten, sich des Tuileriengartens zum Durchgang zu bedienen, was unter den alten Herrschern verboten, unter dem neuen Bürgerkönige aber erlaubt wurde, aus Rücksicht auf Vigier's Flußbäder. Die äußere Ansicht dieses schwimmenden Badegartens ist höchst einladend und reizend. Ein großes Floß mit blühenden Gebüschen, Bäumen und Blumenbeeten, aus welchen in der Mitte das Badehaus hervorragt; der überstehende breite Rand des Floßes trägt einen rings umherlaufenden, mit Erde gefüllten Kasten, aus welchem Orangenbäume, Syringen-, Jasmin- und Rosengebüsche, junge Platanen, hochschwankende Pappeln, tiefhängende Thränenweiden hervorwachsen und mit den schönsten Blumen abwechseln. Diese blühende Landwand birgt die niedlich geordneten und dekorirten Badekammern an der Flußseite gegen die Neugier und gegen die Sonne und weht durch die Fenster Wohlgerüche herein, zu denen sich leider mitunter unangenehme Düfte von vorbeischwimmenden Aasern gesellen. An der Eingangsseite ist ein Zelt zwischen dem Baum- und Blumengang und den Zimmerfenstern ausgespannt, mit Tischen und Stühlen zum Frühstück. Längs dem Ufer stehen Orangenbäume in einer Allee geordnet, die zu einem kleinen Pavillon führt. Die innern Einrichtungen sind köstlich; für ein warmes oder

Digitized by Google

kaltes Bad, mit erwärmten Handtüchern und Schlafröcken werden nur 25 bis 30 Sous bezahlt, ein geringer Preis für diesen Genuß des Nützlichen und Angenehmen. Einige Sous gibt man für die schnelle und aufmerksame Bedienung freiwillig und gern; sechs Sous kostet eine Schale mit gutem Bouillon und geröstetem Brod; jedes andere Frühstück hat seinen bestimmten Preis, wird reinlich bereitet und unter dem Blumenzelt genossen, von wo man sich an der anmuthigen Aussicht auf die Seine und an ihren herrlichen Kais hinab erfreut, oder in einem eleganten Salon der sich gegen ein Gärtchen öffnet, in welchem auserlesene Blumen und Gewächse sorgsamst gezogen werden.

Es folge mir nun, wer von euch sich rühmt, ein rüstiger Fußgänger zu seyn, in das Labyrinth der innern Stadt, mit engen Gassen voll drängenden Lebens und treibender Bewegung. Ueberall findet ihr Aufenthalt, die Wege sind aller Orten gesperrt; der Gang wird euch ein wenig ermüden, aber nicht gereuen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schleswig, Mai.

(Schluß.)

Deutschthum und Dänenthum.

Mehr als alle diese Anordnungen hat aber in der neuesten Zeit die Einführung der dänischen Gerichtssprache für das nördliche Schleswig die Bewohner der Herzogthümer in Bewegung gebracht. Zwar mag es auf den ersten Blick als eine nur gerechte Forderung erscheinen, daß die Beamten in den dänisch redenden Distrikten sich keiner andern als der dortigen Sprache bedienen, wie es denn auch von der Regierung als eine durch das natürliche Recht gebotene Anordnung verkündet wurde, und selbst die Ständeversammlung sich durch diesen Anschein der Gerechtigkeit täuschen ließ, als sie die gedachte Maßregel, freilich nur mit einer Majorität von drei Stimmen, beantragte. Erwägt man aber, daß, abgesehen vor einigen altdänischen Statuten, die überdies auch nur in deutschen Uebersetzungen rechtliche Gültigkeit haben, in dem dänisch redenden Theile Schleswigs hauptsächlich das gemeine Recht zur Anwendung gebracht wird, daß unsere Juristen dasselbe nur auf deutschen Universitäten erlernen können, daß die rechtlichen Verhältnisse in Dänemark von den unsrigen völlig verschieden sind, und die dortige Sprache durchaus unzureichend ist, um die deutsche Terminologie zu ersetzen; erwägt man ferner, daß der nordschleswigsche Dialekt ein gänzlich unausgebildeter Jargon ist, in dem man die Verwandschaft mit der dänischen Sprache kaum erkennen kann; daß ein großer Theil des Volks bereits der deutschen Sprache mächtig, und daß diejenigen, die keine Kunde derselben besitzen, nicht viel besser die dänische Schriftsprache verstehen, und die Beamten daher ungeachtet der dänischen Sprache genöthigt sind, ihre Erkenntnisse und Protokolle in die rohe Volkssprache, die sie nicht aus Büchern, sondern nur durch den täglichen Verkehr erlernen können, zu übersetzen: erwägt man dieses Alles, so möchte die Aufrechthaltung der bisherigen Verfassung vielmehr durch die Billigkeit und gesunde Vernunft geboten gewesen seyn. Die lezte, vorjährige Ständeversammlung hat sich daher auch durch diese und ähnliche Gründe veranlaßt gesehen, mit einer bedeutenden Majorität auf die Wiederaufforderung der getroffenen Verfügung anzutragen. Namentlich aber findet in dieser Versammlung und außer derselben die deutsche Sprache an dem Herzog von Augustenburg und seinem Bruder, dem Prinzen Friedrich, eben so energische als kenntnißreiche Vertheidiger. — Ueberdies war der Wunsch nach Einführung der dänischen Gerichtssprache keineswegs ursprünglich von den betheiligten Distrikten ausgegangen, sondern vielmehr nur von außen angeregt worden, wie denn jene die neue Einrichtung theils mit Gleichgültigkeit, theils sogar mit Widerwillen aufgenommen haben, weil sie fürchten, daß der dänischen Sprache auch die dänische Accise, die hier bisher unbekannt ist, folgen werde.

Durch diese und ähnliche Anordnungen in ihrem Bestreben unterstüzt, trat in neuerer Zeit die dänische Presse kräftiger gegen die Deutschheit der Herzogthümer in die Schranken. Während das nördliche Schleswig von der dänischen Literatur bisher fast gänzlich ausgeschlossen war, wurde hier jezt eine Zeitschrift in dänischer Sprache gegründet, welche sie Dannewerke nannten, nach einem alten Befestigungswall gegen die eindringenden Deutschen (dem Dannewerk zwischen Schleswig und der Eider) und deren Titelvignette auf eine lächerliche Weise die Beschränktheit der dänischen Partei aussprach. (Hinter Norwegens Felsen erhebt sich nämlich die Sonne (der Aufklärung), die durch ihr siegreiches Licht die finstern Wolken (der Unwissenheit) über das Dannewerk nach Deutschland treibt!) Außerdem wurden die in Kopenhagen erscheinenden liberalen Zeitungen in den Städten und auf dem Lande verbreitet, um im Interesse einer bedeutenden dänischen Partei zugleich liberale Grundsätze einzupflanzen. Es wurden auf dem Lande dänische Lesezirkel errichtet, die man von Kopenhagen aus sehr freigebig mit Büchern versah. Selbst eine dänische Schauspielergesellschaft fand sich ein, nachdem sie die Erlaubniß erlangt hatte, in den nördlichen Städten des Herzogthums Vorstellungen zu geben.

Obgleich zur Erhaltung der Deutschheit keine Vereine oder Verbindungen irgend einer Art gegründet sind, hat, jener eifrigen Entgegenwirkung ungeachtet, die deutsche Sprache und Bildung nicht allein keine Rückschritte gemacht, sondern ist beständig siegreich nach Norden vorgedrungen. So ist es jezt fast als veraltet anzusehen, wenn J. H. Voß vor fünfzig bis sechszig Jahren in der seiner Uebersetzung der Ilias vorgedruckten Dedikation an Stolberg von dem Lande Angeln sagt:

— — — — wo der dänische Pflüger den deutschen,
Dieser den Dänen versteht, dem grenzenden Erbe der Angeln;

denn hier hört man nur noch von einzelnen alten Leuten, die zu jener Zeit jung gewesen sind, ein dänisches Wort. — Namentlich aber kann sich in den Städten die dänische Sprache nicht lange erhalten, da deren Bewohner im beständigen Verkehr mit Deutschland stehen, und dagegen mit dem Norden weniger in Berührung kommen; von diesen theilt sich die deutsche Sprache zwar langsamer, aber dennoch sicher, dem Landvolke mit, wie sich nach der obigen Bemerkung bereits im Lande Angeln gezeigt hat. Es ist das unmittelbare Bedürfniß, das sie deutsch sprechen lehrt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 4. Juni 1841.

This is the prettiest low-born lass, that ever
Ran on the green-sward: nothing she does, or seems,
But smacks of something greater than herself.

Shakespeare.
Winter's tale.

Romanzoff.

(Fortſetzung.)

Offka, die Muttee, eilte, den Gaſt zu bewirthen, ſo gut ſie es vermochte, wädeend Maruſchka die Begleiter des Jägers verſorgte und ſich gar bald mit dem kaum noch gefürchteten Bären befreundete, da ee ihr ſo zieelich die daegedotenen Karauſchen aus der Hand nahm. Der Ankömmiing, unterdeſſen aufthauend und den dampfenden Thee ſchlürfend, machte im Stillen ſeine Betrachtungen über die feinen Züge und weißen Geſichter dee zwei Jakutinnen, ſo wie ihm dee leidende Ausdruck iheee Mienen auffiel, obſchon er geneigt war, einzig und allein dem Rauch die rothgeweinten Augen zuzuſchreiben. — „Ihr leidet viel vom Rauch," ſprach er endlich. — „Das iſt eine unſerer vielen Prüfungen," verſetzte Offka. — „Ei, es wäee juſt keine Sünde, dieſee Schickung ſich zu entzieden, gute Frau. Haſt du keinen Mann, Bruder oder Freund, dee die Herdmauteł und Rauchfang bauen könnte?" — Offka ſeufzte und die Tochter antwortete füe ſie: „Dee Vater iſt träge und zu ſolchen Arbeiten ungeſchickt; Verwandte und Freunde haben wir nicht." — „Schade um deine ſchönen ſchwarzen Augen, du Kleine."

Maruſchka lächelte und wandte ſich eeröthend ab; Offka fügte erläuternd hinzu, ihre Nachbarn ſeyen um nichts beſſee daran, als ſie ſelbſt, ſonſt würden ſie zweifelsohne ſchon längſt mit Rath und That geholfen haben. — „Nun denn," ſagte der Jäger mit herzgewinnender Freundlichkeit, „da ihe doch von euern Nachbarn deegleichen Dienſtleiſtungen zu eewarten euch beeechtigt glaubt, ſo werdet ihe mir wohl vergönnen, euch zu helfen." — „Biſt du denn unſee Nachbae? wie haben dich noch nie geſehen." — „So wenig als ich euch. Meine Hütte liegt kaum deei Werſte weit von hier, am Ufer des Sym, unſern ſeinee Mündung; doch habe ich die Wohnung erſt im lezten Sommer nach meiner Rückkehr von Mangaſej erhalten, wo ich früher wohnte, und hatte bis zur Jagdzeit genug zu thun, ſie für den Winter einzurichten, ſo daß ich keine Muße fand, hier zu Biagowieszczinskoi meine Dorfnachbarn kennen zu lernen." — „Haſt du in deinem Haus Vater und Mutter?" — fragte Offka, „Brüder und Schweſtern, oder Weib und Kind?" — Der Jägee ſchüttelte das Haupt. „Ich bin ganz allein," ſagte er, „und mein Dach bedeckt außer mie und meinen zwei Thieren nue noch einen alten Koſacken, dem ich gern das Plätzchen gönne, weil er während meiner Abweſenheit das Haus hütet."

Es klopfte wiederum an die Pforte, aber diesmal eeſchracken die Weiber nicht davor, und Maruſchka öffnete

Digitized by Google

ohne Zögern; doch erbebte ſie unwillkürlich, als ein Offizier, von zwei Koſacken gefolgt, daſtig eintrat, über das Wetter fluchte, während er das Heiligenbild begrüßte, und dann ſagte: „Ich werd' euch nicht lange zur Laſt fallen. Will nur eine Schaale Thee trinken. Da, kleine Tochter.“ — Er reichte dem Mädchen die blecherne Theebüchſe, und Offka antwortete für ſich und ſie: „Unſer geringes Haus ſteht gänzlich zu Ihren Dienſten, Herr Hauptmann.“ — „Schon gut,“ ſagte dieſer und warf die Pelzhülle ab, während der Jäger die ſeinige wieder anlegte. „Du willſt ſchon von dannen?“ fragte Maruſchka ſchüchtern und leiſe. „Mit dem beſten Dank für die freundliche Bewirthung,“ verſetzte er; „der Sturm hat nachgelaſſen und an Gäſten fehlt es euch auch nicht. Es iſt Zeit, daß ich Platz mache.“ Maruſchka ſchien etwas darauf ſagen zu wollen, doch ſchwieg ſie und ſenkte die Augen vor des Jünglings forſchendem Blick. — „Wo iſt dein Mann?“ fragte indeſſen der Hauptmann. — „Ich erwarte ihn jeden Tag,“ entgegnete Offka; „ſeit dem Beginn der Jagdzeit iſt er fort.“ — „Und wer iſt der Burſche da?“ — „Ich kenn' ihn nicht.“

Der Jäger, welcher die Frage vernommen, hob die rechte Hand zur Regenkappe, wie der Soldat zum Czako, und antwortete: „Ich bin Alexander Iwaniſch, der Krondauer Numero zweitauſend fünfhundert ſechzehn, zum Zobelfang kommandirt, und bringe eben meine Jagdbeute heim, um ſie an den Sammler abzuliefern, ſobald er in's Dorf kommt. Uebrigens,“ fügte er halblaut hinzu, „ſollten Ew. Excellenz mich kennen.“ — „Still, mein Söhnchen! der Hauptmann Fedor Grigoriewitſch verbittet ſich jeden Spott,“ drummte der greiſe Soldat, an ſeinem langen, weißen Bart zerrend. „Geh' heim mit Gott und überlebe einen zufriedenen Winter.“

Alexander nahm dankbar Abſchied von ſeinen Wirthinnen, verſprach, an einem hellen Tag ſie heimzuſuchen, und ſetzte ſeinen Weg fort, aber nicht mit ſo leichtem Herzen, als er gekommen war; denn die ſchönen Augen der Jakutendirne hatten in ſeiner Seele eine vorher nie gekannte Unruhe erregt. Der Hauptmann hatte bald nach des Jägers Scheiden den Thee getrunken, und indem er ſich bereitete, auf's Neue den Schlitten zu beſteigen, ſagte er zu Offka: „Vergiß' es nicht, Mütterlein. Der Kommandant hat geboten, daß dein Mann zu Weihnachten nach Jeniſeisk komme und euch Beide mitbringe. Ich glaube, er will der Kleinen ein Kiſtchen Thee ſchenken. Gott befohlen.“ Somit grüßte er, und im nächſten Augenblick eilten die Roſſe mit dem Schlitten von dannen auf der glatten Bahn, welche der feſte Schnee über des Jeniſei Eisdecke als eine von der Natur ſelbſt geebnete Landſtraße darbot.

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Stadtproſpekte.

(Fortſetzung.)

Was zuerſt dem Fremden auffällt, der durch die Straßen der Hauptſtadt langſam und betrachtend wandelt, ſich vom Sehenswürdigen feſthalten und die immer wechſelnden Gegenſtände auf ſich einwirken läßt, das iſt das viele Bauen von neuen und Repariren von alten Häuſern. In jeder Gaſſe regnet es Kalkſtaub, Steinſplitter, Späne, Schieferſtücke ꝛc. Man wird wohl thun, ſich möglichſt vorzuſehen und Gott zu danken, wenn einem kein Ziegelſtein oder kein Brett das Hirn einſchlägt; denn die Baugerüſte an den Häuſern ſind ſo loſe und locker zuſammengezimmert, daß ſie beſtändig ſowohl die Exiſtenz derjenigen, welche darauf arbeiten, als die der unten Durchpaſſirenden gefährden, und die Bauten auf den Dächern werden durch kleine Schindelkreuze, welche an Bindfäden herabhängen, ſo unkenntlich angezeigt, daß man ſie nicht eher ſieht, als bis man mit der Naſe dawider rennt. Es iſt ein wahres Wunder, daß bei dieſem Unfug des Pariſer Bauweſens nicht mehr Unglück geſchieht, als man in öffentlichen Blättern lieſt; denn es wird faſt das ganze Jahr hindurch, Winter und Sommer, unausgeſetzt gebaut. Paris iſt ſo kokett und veränderlich, als ſeine Weiber, ſo eitel und neuerungſüchtig als alle ſeine Bewohner; es wechſelt jeden Augenblick ſeinen Anzug, und läßt ſich immer neu ſchmücken und friſch anſtreichen. Wie Vieles hat ſich nicht ſeit meinem Hierſeyn geändert! Wer vor fünfzehn Jahren die franzöſiſche Hauptſtadt ſah und jetzt zurückkehrte, würde in der äußern Geſtaltung eine nicht geringe Veränderung finden, in dem ſittlichen Charakter der Stadt, in dem herrſchenden Geiſt der Bewohner jedoch keine Verwandlung ſpüren. Paris iſt heute, was es immer war, was es unter allen Revolutionsſtürmen blieb, und was es ſtets bleiben wird, welche äußere Form, welchen Namen die Verfaſſung Frankreichs auch haben oder noch erhalten mag: der Tummelplatz unendlicher Zerſtreuungen und Vergnügungen, der Markt des Luxus und der Sinnlichkeit, der Selbſtſucht und des Ehrgeizes, und die Menſchen, die ſich dort bewegen, ſind immer die alten, nach ſtets erneuertem Genuß des Augenblicks jagenden Pariſer. Nur die äußern Farben und Formen der Hauptſtadt ändern ſich, und zwar mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Bauſucht iſt in Paris eine endemiſche Krankheit, wovon der größte, wie der kleinſte Hausbeſitzer angeſteckt iſt. Müßte ich in Paris zu einem Handwerk greifen, ſo würde ich unbedenklich Maurer-, Zimmer- oder Malergeſelle. Dieſe Leute verdienen ſchweres Geld und könnten bald nicht unbeträchtliche

Digitized by Google

Kapitalien in der Sparkaſſe anlegen, wenn ſie nicht, was ſie die Woche über mit ſaurem Schweiße verdienen, gewöhnlich am Sonntage vor den Barrièren auf einmal vergeudeten, ohne an die Zukunft ihrer Familie und an die Gedeechen ihres eigenen Alters zu denken.

Zu der großen Menge von Privatbauten kommen noch die zahlreichen öffentlichen Unternehmungen, welche in den lezten zehn Jahren mit außerordentlicher Thätigkeit gefördeet worden ſind. Die wichtigſten, ſchönſten und koloſſalſten darunter, der Triumphbogen an der Sternbarrière, die Magdalenenkirche, das Hôtel am Quai d'Orſay, die Schule dee ſchönen Künſte, die neuen Treibhäuſer und das mineralogiſche Gebäude des botaniſchen Gartens u. ſ. w. ſind entweder beendigt oder gehen mit raſchen Schritten ihrer Vollendung entgegen. Sehr bedeutend iſt das, was außer dieſen Neubauten auch für die Wiederherſtellung früherer Denkmale geſchieht. Mit der größten Allgemeinheit des hiſtoriſchen Standpunkts ſind der Dom von Saint-Denis, die Kirche Saint-Germain-l'Auxeerois, wie die Schlöſſer von Verſailles und Fontainedleau ihrem urſprünglichen Zuſtande bis zu den Geräthen angenähert, und die Wunden, welche dier die Revolution geſchlagen, ſo weit immer möglich geheilt worden. Auch die Stadt Paris hat ſeit der Julirevolution bedeutende Bauten und Verbeſſerungen ausführen laſſen und läßt deren fortwährend betreiben. Die wichtigſten Werke, welche von der Munizipalität beſchafft worden, ſind verſchiedene Abzugsgräben und Kloaken, viele Trottoirs und Fußpfade, die Verbeſſerung des Pflaſters in einer gewiſſen Anzahl von Straßen, wo die Bürgerſteige ſo profilirt ſind, daß der Rinnſtein unter ihnen angebracht iſt, die Ergänzung der Kais auf dem rechten und linken Seinenfer, an welch lezteeer Seite durch die Wegſchaffung eines ganzen Flügels vom Hôtel Dieu eine der preiswürdigſten Enthäßlichungen von Paris vorgenommen worden. Die Hauptbauten, welche jezt die Stadt beſorgen läßt, ſind die am Ende der Straße Hauteville gelegene Kirche Saint-Vincent-de-Paul und die drei Seitenflügel, welche an's Stadthaus angefügt werden; die Hauptverſchönerung, welche die ſtädtiſche Behörde noch beabſichtigt, iſt das Durchſtechen einer Straße von der Spitze der Kirche Saint-Euſtache auf den Baſtilleplatz zu; alle Vorkehrungen dazu ſind getroffen. Kurz, wohin man gegenwärtig in Paris blickt, baut die Regierung, die Stadt oder die Büegerſchaft.

Daß das Urtheil über die Regierungsbauten ſehr veeſchieden, die Stimmung im Ganzen aber gegen dieſen Baugeiſt Ludwig Philipps iſt, verſteht ſich von ſelbſt; denn es ſind Pariſer, die allem, was der König tdnt, einen andern, und wo möglich einen ſchlechtern, oder doch ſchwachen Geund beimeſſen, allen ſeinen Abſichten, auch den beſten, einen falſchen Schein leihen, von öffentlichen Dingen nur ſprechen, um ſie ſarkaſtiſch durchzuhecheln. Die Pariſer alſo — und ihre Wortführer, die Oppoſitionsjournale aller Farben — ſehen im Niederreißen und Ankauf der Häuſer am Caroufſelplatze, in der neuen Gartenanlage unter den Schloßfenſtern des Palaſtes, in der Errichtung des Obelisken und der zwei Springdrunnen auf dem Concordeplatz, ſo wie in den an den meiſten öffentlichen Gebäuden vorgenommenen Bauten und Beſſerungen, an dem projektirten Querdan, den Tuilerien gegenüber, eine unverzeihliche, zweckloſe Verſchwendung. Um den jetzigen Bewohner der Tuilerien vor einem zweiten 10ten Auguſt und 28ſten Juli zu ſichern, ſagen ſie, werden Graben um das Schloß gezogen, die Kais ergänzt, die Straßen umgepflaſtert, die Bouleoards nivellirt u. dergl. Die von den vielen Banauſtalten in allen Theilen von Paris etwas milder Urtheilenden ſagen, Ludwig Philipp habe dabei bloß die Verſchönerung der Hauptſtadt zum ehegeizigen Zweck. Ich möchte nun eben nicht behaupten, daß bei vielen Bauten die vernünftige Abſicht, den Regierungspalaſt, das Stadthaus ꝛc. in Zukunft vor Erſtürmung und Ueberrumpeluug ſicher zu ſtellen, nicht mit zum Grunde gelegen habe; aber ich finde noch zwei weiſere Haupturſachen in dieſen Unternehmungen, die, wenn ſie anders richtig geſehen ſind, den Pariſern beweiſen ſollten, daß der Bürgerkönig nicht allein an ihr Wohl denkt, ſondern auch Mittel dazu zu finden den Kopf hat.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Masteraden. — Deutſche, italieniſche und engliſche Oper.

Es war ein ſtarker Irrthum, daß die Concerts d'hiver den Stolz des Drurylane-Theaters in den Staub gedeugt haben ſollten. Das haben erſt die zwei öffentlichen Redouten gethan, mit welchen der Unternehmer ſeine Pachtzeit würdig beſchloß. Anfangs wußten viele Londoner nicht, was grand bal masqué et travesti, wie die Maueranſchläge ſich ausdrückten, für ein Ding ſey, und ſelbſt der Zuſay: à la Parisienne, klärte ihnen das Dunkel nicht auf. Nach und nach wurde jedoch bekannt, daß es das Franzöſiſche für das Engliſche Masquerade ſeyn ſollte, und das Weitere der Luſtbarkeit erſah das leſende Publikum ein paar Tage ſpäter wenigſtens ſtellenweiſe aus der von einem hohen kirchlichen Würdenträger im Parlamente gegebenen Beſchreibung, deren Lebendigkeit ihn in den Verdacht brachte, als Augenzeuge geſprochen zu haben. Nun wollte eine Menge Menſchen ſelbſt ſehen, ob grand bal masqué et travesti à la Parisienne ein in der That ſo enormes moraliſches Verderbniß ſey, wozu der ehrwürdige Herr es gemacht, und theilten daher die Furcht des

Pächters, daß die Wiederholung ihm von Polizei wegen untersagt werden würde. Glücklicherweise gebt dergleichen hier nicht sehr hastig. Ellason kündigte einen zweiten Masseradenabend an, und wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu. Schon die späte, zur Eröffnung angesetzte Stunde — zehn Uhr — mußte die Vermuthung begründen, daß es auf eine wirkliche Nachtlust abgesehen sey, und dies hat sich denn auch bestätigt. Die Lokalität ließ nichts zu wünschen. Drurylane hat eine mächtige Bühne und ein großes Parterre. Beide wurden in gleiche Fläche gelegt, und so bildete das Ganze einen ungeheuern, aufs Glänzendste erleuchteten Saal. Es war Raum für Hunderte von Paaren zu Quadrillen und Galoppaden, und dabei keine Beschränkung der Promenirenden. Zwei treffliche Musikchöre forderten unwiderstehlich zum Tanzen auf, und gegen ein Uhr wogte in der That die Mehrzahl der im Saale Befindlichen in Knäueln und Wirbeln bunt durch einander. Dem Programme zufolge sollten nur Charaktermasken und Dominos Einlaß erhalten. Dies wurde jedoch so streng nicht genommen, und es fehlte sogar nicht an Kleidungen, welche gewiß zu keiner Zeit und nirgends Ballanzüge geheißen haben. Zwischendurch drängten sich in hellen Haufen Türken und Türkinnen, Griechen und Griechinnen, Indianer, Chinesen, Schottländer, Blumenmädchen und Fischerinnen, von den Unerklärlichen zu schweigen, die vermuthlich selbst nicht wußten, wozu sie in den berüchtigten Trödelbuden von Holywellstreet sich umgeschaffen. Im Saale mochte das Gedränge häufig seine großen Unbequemlichkeiten haben; dagegen sah es sich aus den Logen der Wirthschaft unten ganz gemächlich zu. Bis zu der Zeit, wo ich mich bewogen fand, meinen Logenplatz zu räumen, ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht, fiel, soweit das Auge reichte, nichts vor, was einen Schritt über die lezte Linie der Maskenfreiheit gegangen wäre. Selbst der Versuch, den Cancan einzuschwärzen, wurde im Keim erstickt. Später jedoch und namentlich nach dem Souper, zu welchem das Couvert eine Guinee kostete, soll sich die Scene sehr zum Nachtheil der Sittlichkeit verändert haben. Wenigstens bemerkte ein in dergleichen ziemlich liberales Wochenblatt: As the night advanced, the orgies became more fast and furious. The reign of noise, confusion, vulgarity, indecency, and drunkenness succeeded, and it was not until day-light that pure wearinness compelled their worn-out votaries to give in. The whole neighbourhood of the theatre exhibited a saturnalia of debauchery and dissipation. Sollte dies auch einigermaßen übergefärbt seyn, so bleibt demungeachtet wahr, daß die Würde von Drurylane tiefer nicht fallen, Ellason einen schmutzigern Abschied füglich nicht nehmen konnte, und es der äußersten Anstrengungen der Schumannschen Operngesellschaft bedurfte, das Haus wieder zu Ehren zu bringen. So lange diese Gesellschaft sich an den deutschen Freischüz und Oberon hielt, ist es ihr gelungen; der Glanz des Adels und der Reichthum des Bürgerstandes füllten die Logen. Seit aber „Herr" Schumann — denn es ist eine eigene Grille der deutschen Künstler und Literaten, in ihren übrigens englischen Ankündigungen ihren Namen das deutsche Herr vorzusetzen — mit seinem Gefolge sich in die italienische Region verirrt hat, macht der Mangel der italienischen Sterne sich zu fühlbar, als daß solches in erster Instanz für die Kasse, in zweiter für die Respektabilität ohne nachtheiligen Einfluß hätte bleiben können. Manche sagen, es sey Ueberschäzung, Andere behaupten, es sey Garderobeintrigue, was den achtbaren Direktor zu einem Wettstreite veranlaßt, in welchem das Unterliegen keine gewagte Prophezeihung und jedenfalls eine war, die vollkommen eingetroffen. Es steht daher um so eher zu erwarten, daß Schumann sich aus der Arena zurückziehen wird, als Kassenseufzer besonders in London für einen Theaterdirektor unabweisbare argumenta ad hominem sind. Was die veritable italienische Oper betrifft, diese „Favorite der Königin," wie die Torypresse stereotyp sich ausdrückt, so ist kaum zu läugnen, daß sie gleich am ersten Abende durch die Persönlichkeit der Garcia Viardot in ungewohnter Güte und imposant genug auftrat. Glänzende Versprechungen haben sich seitdem bestätigt, und dies hat die aristokratische Welt zum größern Theile der deutschen Oper untreu gemacht. Madame Garcia Viardot, bekanntlich die Schwester der gefeierten Malibran, ist zum zweitenmale hier, hat sich aber in der Zwischenzeit ein Recht auf die Auszeichnung erworben, an welcher damals die Pietät gegen das Andenken der Verstorbenen sichtbar Theil hatte. Ihre umfangreiche Stimme hat bedeutend an Weichheit gewonnen, und ihre Mitteltöne sind glatter, als die ihrer Schwester es waren. Dabei singt sie mit ergreifendem Gefühle, und hat sich auch eine Bühnengewandtheit angeeignet, die den Sangskünstlern nicht länger für ein hors d'oeuvre gilt. Die gleichzeitige Eröffnung des allem Anscheine nach unter einem unglücklichen Sterne errichteten English Opera-house hat wiederholt bewiesen, daß es seinen Zweck, durch einheimische Opern die fremden zu verdrängen, schwerlich erreichen wird. Es war auch ein schweres Unternehmen; England hat nun einmal nicht den Boden, wo gute Opern wachsen. Balfe, immer noch der beste englische Tonsezer, obgleich kaum mehr als ein gewandter Schüler aus der neuern italienischen Schule, hatte sich offenbar Mühe gegeben, etwas aus einem Libretto zu machen, worin unter dem Titel: Heolanthe, or the unearthly Bride, ein gewisser Fitzball die egyptische Mythologie ausgebeutet hat. Er hat aber seinen Gegenstand donizettirt: ganz hübsche Musik, aber keine Kraft, Ohrengeklingel, aber kein Ausdruck; das Ganze ein Melodrama mit Musik, aber keine Opee. Jedes Wort über den Inhalt wäre Raumvergeudung. Fitzball hat eine romantische Oper dichten wollen, und vermuthlich auch geglaubt, sie gedichtet zu haben, denn mit diesem Worte hat er sie verdffentlicht. Unter der Hand ist ihm aber das Romantische entschlüpft und etwas Unklares daraus geworden. Glücklicher in dieser Beziehung ist der junge Dramatiker Mark Lemon, dessen ich, wenn ich nicht irre, schon früher erwähnt. Aus einer Novelle von Picken hat er ein romantisches schottisches Drama zusammengestellt, betitelt: The Deer Stalkers, or the Reiver's daughter (Reivar ist das schottische Wort für Pferde- oder Viehdieb), und ein noch wenig bekannter Komponist, Namens Leder, hat dazu die Musik geliefert, die jedoch eigentlich nur aus an einander gereihten schottischen Melodien besteht.

(Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 150:

Das Theater.

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. Juni 1841.

— Summa pericu rerum
Excipit, et solus trepidantem protegit Urbem.
Juvenal:

Pariſer Stadtproſpekte.

(Fortſetzung.)

Ein Theil von Paris iſt unverhältnißmäßig gewerbreich, ein anderer dagegen faſt unbewohnt. Alles drängt ſich um das Palais-royal, die Börſe, den Vendômeplatz, die Tuilerien u. ſ. w. zuſammen. Die Wohnungen ſind hier koſtbar und übermäßig theuer. Es grenzt an's Unglaubliche, welche Summen für einen nichts weniger als geräumigen, aber in dieſer Stadtgegend gelegenen Laden mit einer winzigen Wohnung darüber im Zwiſchengeſchoß als Miethe bezahlt werden. Eine ſchmale Bude im Palais-royal, von der Breite einer Arkade, koſtet mit Entreſol und Keller 3000 Franken Miethe; die Buden der Viviennestraße und des an die Boulevards ſtoßenden Theils der Rue-Richelieu ſtehen neuerdings noch höher im Preiſe, und wer in dieſen Bezirken eine beſitzt, glaubt durch die Lage ſchon ſein Glück gemacht zu haben. Die ſchöne Vorſtadt Saint-Germain, die Gegend des Pantheons, das Quartier des Marais ſind hingegen dermaßen herabgeſunken, daß alle Gewerbetreibenden, die vom täglichen Verkaufe leben, von dort auswandern. Sobald alſo neue Verbindungen mit den volkreichen Stadttheilen eröffnet werden, ſehen die Einwohner ſich ſchon veranlaßt, jene öden Quartiere neu zu beleben, und ſo werden die Ladenkrämer, die Kaffeehäuſer, die Speiſewirthe u. ſ. w. hier wie dort Zuſpruch finden.

Die Bevölkerung der Hauptſtadt iſt ſeit der Revolution um das Dreifache angewachſen. Paris kann nicht allen Einwohnerklaſſen Beſchäftigung geben, da es keine Handelsſtadt im eigentlichen Sinne des Worts iſt; es iſt zwar die Hauptfabrikſtadt von ganz Frankreich, aber das Gewerbeleben von Paris hat einen ganz eigenthümlichen Charakter und den Luxus und die Launen der Reichſten der ganzen Welt zur Baſis. Daher iſt allgemeiner Frieden, innere und äußere Ruhe ſein erſtes Bedürfniß. Große und kleine Umwälzungen im Staatsleben, Miniſterwechſel, Emeuten u. dergl. bringen den Pariſer Fabrikanten oft in die kritiſchſten Lagen, daß er Hunderte von Arbeitern entlaſſen und auf's Pflaſter werfen muß; das geringſte Gewitter, welches ſich am politiſchen Horizont zuſammenzieht, ſtiftet in der hieſigen Handelswelt unberechenbaren Schaden. Die verhältnißmäßig viel geringere Menſchenmaſſe, welche Paris vor der Revolution in ſich ſchloß, lebte ehedem allein vom Luxus der Großen in Frankreich und im Auslande. Man denke an die zahlreichen Höflinge, an den reichen und üppigen Adel, an die hohe Geiſtlichkeit des Landes, die hieher kam, um den größten Theil des Schweißes

ihrer Unterthanen zu verſchwelgen und ſich zu „deſennuyiren“; man denke an die Maſſe von Fremden, die aus allen Ländern zum Vergnügen nnd Verſchwenden hier zu leben pflegten, welchen Menſchenhaufen hat man da beiſammen! und zwar gerade denjenigen, der Künſte und Gewerbe befördert und alle Hände in Bewegung ſezt. Jene Großen exiſtiren nun aber wenigſtens in Frankreich nicht mehr; die jetzigen neuen Reichen verſtehen keinen Aufwand zu machen und vergeuden ihr Vermögen in ungeſegnetem Luxus. Fremde ſind zwar immer noch ſehr viele in Paris, aber nicht ſo viele von denen, welche nach Paris kommen, um das Mark der Knochen und der Güter zu verdünnen, und auf das Steigen oder Fallen der Aktien Einfluß haben, ſondern meiſt kleine, unbedeutende Menſchen, die etwas verdienen, oder ſehen und lernen wollen; und die Hülfsquellen des Gewinnſtes, welche das Gewerbeleben darbietet, wurden ſeit der Julirevolution durch zahlreiche Kriſen verſtopft. Die Regierung muß alſo darauf bedacht ſeyn, den müßigen Händen Arbeit zu verſchaffen und Geld in Umlauf zu bringen; nicht bloß, weil der Arbeiter eſſen will, ſondern weil ein geſchäftsloſer Menſch in keinem Staate, am wenigſten in einem ſo prekären Staate, wie Frankreich iſt, etwas taugt. Dies iſt die zweite Urſache, warum Ludwig Philipp in den lezten zehn Jahren ſo viel hat niederreißen, ausbeſſern und aufbauen laſſen. Die Regierungskaſſe mag freilich dadurch ein wenig erſchöpft worden ſeyn; gleichviel! der Fonds des öffentlichen Vermögens iſt dadurch nicht verſchwendet, das Wohl des Ganzen hingegen bedeutend gefördert nnd die allgemeine Ruhe aufrecht erhalten worden.

(Schluß des erſten Artikels.)

Romanzoff.

(Fortſezung.)

Iwan, der greiſe Koſack, lag zuſammengerollt wie ein Murmelthier neben dem Herd, auf dem die Flamme luſtig loderte und praſſelte, während ihr Rauch durch den Schornſtein hinauszog, welchen Alexanders kunſtreiche Hand gezimmert und gefügt. Und gleichwie dem Rauch verwehrt war, den Augen der Bewohner der Hütte Thränen zu entlocken, ſo zeugten auch die ganze Bauart nnd die Ausſtattung von Geſchicklichkeit und ungewöhnlichem Fleiß. Das Dach nnd die Wände waren ſorgſam gefügt, mit wohlverſtopften Fugen nnd Ritzen, der feſtgeſtampfte Lehmboden des Eſtrichs gleichmäßig geebnet, das Brennholz zierlich aufgeſtapelt, die von Baſt geſtrickten Fiſchernetze breit, und wahrlich nicht eitle Zierrathen, wie der überaus reiche Vorrath von getrockneten Fiſchen auf dem Gebälk bewies. Eben ſo ließ aus dem Ueberfluß an Rauchwerk auf der Lagerſtätte und auf den Sitzen am Herd ſich erſehen, daß der Bewohner nicht nur ein kluger Fiſcher, ſondern auch ein ſtarker und glücklicher Jäger war, der mehr zu fangen und zu erlegen verſtand, als was er haben mußte, um der Krone den Tribut zu entrichten und Vorräthe einzutauſchen von den Kaufleuten, die alljährlich im Sommer auf Flößen mit Thee, Tabak, Branntwein, Schießbedarf, Wollenzeug und allerlei andern Waaren von Jeniſeisk den Strom hinab Handel treibend bis zum Meerbuſen ſchiffen. Darum war es auch dem Koſacken ſo wohl in der wohnlichen Hütte, wie in ſeinem ganzen langen Leben ihm noch nicht geweſen, und wenn er ſo die müßigen Stunden des Tages am Herd mit offenen Augen verträumte, ſprach er oftmals zu ſich ſelbſt: „Geſegnet ſey Alexander Iwanitſch, der für geringe Arbeit mir das üppigſte Leben gewährt, wie es kaum ſo gut im Palaſt des Vaters zu finden ſeyn mag. Dort können ſie's am Ende auch nicht beſſer bekommen als ich: geräuchertes nnd gedörrtes Fleiſch nach Herzensluſt, alle Tage genug Tabak und ein warmes Lager. Vielleicht, daß ſie ein Bischen mehr Schnapps haben als wir, und das wird Alles ſeyn.“

Solche Gedanken beſchäftigten ihn eben wieder, als es an die Thüre pochte nnd Alexanders wohlbekannte Stimme ſich vernehmen ließ. Freudig ſprang der Alte auf, öffnete und ließ die längſt erwarteten Hausgenoſſen ein, von denen zwei ihn mit ungeſtümen Liebkoſungen begrüßten, Medor, indem er hoch an ihm emporſprang nnd vor Luſt bellte, Sapka, indem er mit behaglichem Brummen ſich an ihm rieb, während Alexander ganz kurz und barſch das Wort des Willkomms erwiderte. Iwan fragte ſorglich, ob das Söhnlein etwa krank ſey; denn daß er nicht wegen mißlungener Jagd unluſtig geworden, bewieſen die frühe Heimkehr und der überladene Handſchlitten, an deſſen nähere Unterſuchung der Koſack alsbald ging, weil doch der Ankömmling nicht Red und Antwort zu geben geneigt ſchien.

Iwan jauchzte hoch auf, da er das Rauchwerk Stück für Stück gemuſtert nnd geordnet hatte. „O du lieber heiliger Georg,“ ſagte er, „was haſt du uns für einen reichlichen Fang beſchert! Das gibt Tabak und Schnapps für zwei Jahre. Aber,“ ſezte er bedächtig hinzu, „Iwan wird viel Arbeit haben, bis die Felle alle zurecht gemacht ſind. Doch bis jezt iſt Iwan auch nicht faul geweſen, nnd du brauchſt ihm kein ſo verdrießliches Geſicht zu machen. Betrachte das Brennholz; iſt es nicht trocken und im Ueberfluß vorhanden? Sieh in den Rauchfang; hängen die Bärenſchinken und fetten Rippenſtücke nicht recht ſchön da? Schau in das Pökelfaß; iſt Fleiſch und

Digitized by Google

Fiſch nicht trefflich verſorgt? Was hilft aber all der köſtliche Ueberfluß, wenn du zürnſt? Dann zög' ich es wahrlich vor, wieder in einer raucherfüllten Jurte zu liegen, einzig und allein von gedörrten Karauſchen zu leben, wie ehedem, und ſonſt alles Elend des Winters zu tragen." Alexander reichte dem Koſacken die Hand und entgegnete: „Du biſt eine ehrliche alte Haut, Iwan Alexejitſch, und ich bin mit dir zufrieden. Das Holz iſt gut getrocknet und genug da, ſo daß wir nicht erfrieren werden; alles andere iſt eben ſo trefflich beſorgt. Ich aber bin müde und matt und bedarf der Ruhe; darum überlaß' mich heute mir ſelbſt, ſtopfe dir deine Pfeife, bereite dir einen Topf voll Thee mit Branntwein und feire ſo in aller Stille meine Rückkehr. Morgen will ich mit dir plaudern, lachen und rauchen." — „Schon recht," verſetzte Iwan, „ſo will ich ſchweigen und den Grog morgen trinken." Worauf er ſich damit beſchäftigte, die Thiere abzufüttern und mit ihnen zu ſcherzen, während Alexander ſeinen Gedanken nachhing, die ganz eigener Art waren.

Die freundliche Jakutin Maruſchka hatte, wie ihm unterwegs ganz klar geworden, mit dem Blick ihrer ſchwarzen Augen ſein Herz in Liebe entzündet, und er dachte daran, ſie ſich zu eigen zu machen. Aber der Leidenſchaft ſtellte kluge Bedenklichkeit ſich entgegen. Ihm war es in Sibirien nicht halb ſo wohl, als er dem Jodelſänger in der Jurte vorgeſabelt hatte, und wenn es ihm auch ganz gut gefiel, während der Jagdzeit frank und frei den Wald zu durchſtreifen, ſo erfüllte ihn der Gedanke an den bevorſtehenden Winter in der einſamen Hütte mit Grauſen. Die erſten beiden Winter ſeiner Verbannung hatte er zu Mangaſej zugebracht, wo in zwar elenden, aber doch nahe beiſammen ſtehenden Baraken der Kommandant, einige Koſackenoffiziere, ein Chirurg und diejenigen Verbannten wohnten, welche als Gefangene in ſteter Haft gehalten wurden, ſo daß der Umgang mit menſchlichen Weſen nicht ganz und gar verſagt war. Hier aber in der einſamen Hütte, unter welcher der von Waldhügeln umgebene Sym in den breiten Jeniſej ſich ergoß, war jeglicher Verkehr abgeſchnitten; denn die Nachbarn in den weit von einander entlegenen Wohnungen, welche das Dorf Blagowieszczinskoi bildeten, waren nach Iwans Ausſage eben nur eingeborene Jakuten, oder Verbannte der niedrigſten Klaſſe, kenntlich an den vom Meſſer der ſtrafenden Gerechtigkeit aufgeſchlitzten Naſenflügeln. Nun war wohl zu erwägen, ob durch die Vermählung mit der leibeigenen Magd Alexander für immerdar ſich an die Scholle feſſeln, im voraus ſo der Begnadigung entſagen ſollte, welche früher oder ſpäter der Czar ausſprechen konnte. Hatte er doch kein anderes Verbrechen begangen, als im Taumel der Trunkenheit irgend ein mißfälliges Wort geſprochen, er wußte ſelbſt nicht recht mehr welches. Denn nur ganz dunkel ſchwebte ihm eine Erinnerung vor, als habe er ſich geweigert, um die Braut zu werben, welche Peter ihm zum Erſatz für die verſagte Kunka Alexiewna beſtimmt. Wie er ſich nun die Hoffnung auf des Kaiſers Gnade ſo recht als möglich dachte, war es ihm, als müſſe er unbedingt die thörichte Neigung aufgeben; doch ſobald Maruſchka's Bild wieder lebendig und deutlich vor ſeine Erinnerung trat, ſagte er ſich, die Liebe eines holdſeligen Weibes müſſe doch etwas Herrlicheres und Höheres ſeyn, als des Fürſtendienſtes und des kriegeriſchen Ruhmes glänzende Knechtſchaft, und an Maruſchka's Seite würde das einſame Blockhaus am Waldbach zum ſtillen Paradieſe werden.

So ſchwankte er von Betrachtung zu Betrachtung, von Entſchluß zu Entſchluß, athmete hoch auf, wenn er einen ſolchen unwiderruflich, wie er meinte, gefaßt hatte, um in der nächſten Viertelſtunde darauf wieder in die alten Zweifel zu verfallen. Dennoch behielt der Ehrgeiz endlich die Oberhand; Alexander ſah im Morgentraum ſich als Doppelbild: rechts als General im glänzenden Kriegskleid, geſchmückt mit Stern und Orden, — links als Krondauer in rauhen Fellen, zur Seite eines ſchnell verblühten Weibes in Lumpen, und umgeben von ſchmutzigen, ſchreienden Kindern. Da ſprang er vom Lager auf, ſagte feſt zu ſich ſelbſt: „Ich will ſie nimmer wieder ſehen!" und hielt mannhaft aus bis zum Abend, die kleinen häuslichen Geſchäfte mit Eifer verrichtend, mit Iwan und den Thieren plaudernd und ſcherzend, und den Verſucher von ſich weiſend, der da ſprach: „Das Wetter iſt ſo hell, die Schneebahn feſtgefroren, und du haſt verheißen, einen Herdmantel für ſie zu bauen." Am Abend aber und während der Nacht begannen Kampf und Schwanken auf's Neue, bis zum Morgen, und ſo ging es fort von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Der böſe Feind aber iſt ſchlauer, als wir denken, und kennt unſer Herz beſſer wie wir ſelber, die wir da wähnen, unſere guten Entſchlüſſe ſeyen nicht auszuhöhlen durch das leiſe, aber immer und immer auf's Neue wiederholte Mahnen der Verlockung, wann es Tropfen für Tropfen eintönig niederfällt. Als die Weihnachtszeit herbeigekommen war, ſprach Alexander zu ſich ſelbſt: „Ich will ſie dennoch wieder ſehen. Es iſt ja damit nicht geſagt, daß ich es verſchwöre, je wieder aus Mehl gebackenes Brod zu eſſen. Ich muß Verkehr mit Menſchen haben, die Langeweile hier bringt mich um." So nannte er denn in des Himmels Namen ſeine heiße Liebesſehnſucht Langeweile, und machte ſich auf den Weg, die ſchöne Nachbarin mit den rothgeweinten Augen heimzuſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Exzesse in Canterbury. — Windsor und Brighton.

Bekanntlich hat der berüchtigte Lord Cardigan dadurch, daß er einen vom Kriegsgericht verurtheilten Soldaten am Sonntag peitschen ließ, sich den Volksunwillen von Neuem zugezogen. Man weiß noch nicht, ob er in Folge davon wird seine Entlassung nehmen, oder, wie es hier heißt, seine Stelle verkaufen müssen. Jedenfalls ist es für Lord Cardigan ein unglücklicher Zufall, daß, während er das religiöse Nationalgefühl wider sich empörte, vier Kapitäns in Canterbury es sich beikommen ließen, das im englischen Volke nicht minder starke Rechtsgefühl zu insultiren, und durch ein Benehmen, noch häßlicher und strafbarer als das des Lord Waldgrave und Genossen, sich über das bürgerliche Gesetz zu stellen, wenn nicht gar ein Vorspiel militärischer Despotie zu liefern. Die Sache war kürzlich die, daß vier Hauptleute der Canterburyer Garnison, nachdem sie bis spät in die Nacht getrunken, schreiend und lärmend durch die Straßen zogen, die Ermahnungen der Polizei mit Schimpfworten und Thätlichkeiten erwiderten und endlich übermannt zwei unter den Zuschauern wahrgenommene Soldaten aufforderten, mit Hülfe ihrer Kameraden sie aus den Händen der Polizei zu befreien. Die Soldaten ließen sich das nicht zweimal sagen; bald waren dreißig bis vierzig Rothröcke versammelt. Mit Steinen und Brecheisen rückten sie im Sturmschritt unter Hurrahgeschrei gegen das Wachthaus, in welchem die Herren Offiziere inzwischen untergebracht worden. Da achtete der Polizeiinspektor mit seiner geringen Mannschaft es gerathen, die Gefangenen frei zu geben. Diese nahmen dies zwar an, verhüteten aber nicht, daß der Inspektor auf das Gröbste mißhandelt wurde, thaten hierauf an der Spitze ihrer Getreuen der erwachten Stadt durch Siegsgesänge die Heldenthat kund, und legten sich dann unangefochten zu Bette. Die Zeitungen sind voll des bittersten Ingrimms, und die Nachtumultuanten werden wahrscheinlich schlecht wegkommen. So seltsam es klinge, so wahr ist es, daß der Engländer viel häufiger und mit größerem Stolze von seinen Land- als von seinen Seesiegen spricht, daß Wellington allein mehr Monumente errichtet worden sind als allen englischen Seehelden zusammen, und daß die Nationalbelohnungen, mit welchen Marlborough und Wellington überschüttet worden, das zur Armseligkeit machen, was ein Nelson und andere Admirale erhalten. Trotz dem glüht der Engländer im Lande von Haß gegen das geringste Anzeichen eines Militärdespotismus, und wenn ein Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung vor Kurzem äußerte, daß England sich der Konscription nähere, so dürfte dies der Annäherung an eine Fata Morgana gleichen; sie tritt in dem Grade zurück, in welchem man sich ihr zu nähern glaubt.

Ob die Angriffe, welche Prinz Albert fast ununterbrochen erfahren, einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit gehabt, steht dahin; es drückt sich aber selbst bei seinem öffentlichen Erscheinen aus, daß er seinen krankhaften Zustand nicht immer zu bewältigen vermag. Man spricht von einer Erholungsreise nach Deutschland. Da ihm inzwischen Windsor besser zusagt als London, so wird der Hof sich nur ausnahmsweise hier aufhalten, und die Königin bei ihrer ohnes dies entschiedenen Vorliebe für Windsor dieses Schloß zur ordentlichen Residenz wählen. — Ein daselbst kurz vor Ostern entdeckter Diebstahl versorgte London eine ganze Woche lang mit erlesenen Neuigkeiten. Nicht weniger als sämmtliches goldenes und silbernes Tafelgeschirr, eine Menge Bijouterie der Königin, alle kostbaren Geräthe ihres Boudoirs u. s. w. sollten sammt einem hochgestellten Beamten verschwunden, und unter der königlichen Dienerschaft eine regelmäßig organisirte Diebsbande entdeckt worden seyn. Die ausschweifendsten Nachrichten fanden Glauben, weil leider im innern Haushalte der Königin die Ehrlichkeit ihren Sitz nicht aufgeschlagen zu haben scheint, und es eine Thatsache ist, daß während der letzten zwölf Monate im Buckinghampalaste mehr abhanden gekommen, als früher in fast eben so vielen Jahren. Aber statt eines hochgestellten Beamten war diesmal nur ein untergeordneter Diener entwichen, und der Werth der veruntreuten Gegenstände beläuft sich auf ungefähr 500 Pfund. Der Dieb hat sich aber unglücklicherweise an zwei Dingen vergriffen, die, wenn sie nicht wieder erlangt werden, unersetzlich sind. Das eine ist die reich mit Silber ausgelegte und köstlich gearbeitete Hauptstragstange an Tippo Saib's Zelte, das bei der Einnahme von Seringapatnam den Engländern in die Hände fiel und vom Marquis von Cornwallis seinem Monarchen verehrt wurde; das andere eine kleine silberne Krone, die Karl der Zweite sich hatte fertigen lassen, um sie, ich glaube, als Briefsiegel zu gebrauchen, und die für ein Meisterwerk des damaligen Kunstgeschicks galt. Vom Diener ist bis jetzt keine Spur gefunden worden, was wieder zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, daß es mit der Verfolgung und Entdeckung nicht ernstlich gemeint sey. Dergleichen Vorfälle und Klatschereien bleiben natürlich von der Königin eben so unbeachtet, als die verschiedenen wahnsinnigen Zudringlichkeiten, mit denen sie in Windsor heimgesucht worden, ihre Vorliebe für dieses herrliche, in der schönsten Landschaft gelegene Schloß nicht zu mindern vermocht, sondern nur für das Publikum den Nachtheil gehabt haben, daß jetzt mehrere Wege gesperrt sind, die sonst zugänglich waren, und die Königin es vorzieht, statt wie früher auf der öffentlichen Terrasse, allein am Arme ihres Gemahls in den abgelegenen Theilen des Parks zu lustwandeln. Jene Vorliebe muß jedem begreiflich seyn, der Windsor kennt und es mit Brighton vergleicht, dem dürren, baumlosen Orte, den Georg IV. wenigstens in dieser Hinsicht verdorbener Geschmack zur Residenz wählte und dadurch aus einem elenden Dorfe zu einer wohlgebauten Stadt machte. Wilhelm IV. theilte diesen Geschmack nur zur Hälfte. Königin Victoria besuchte Brighton im ersten Jahre ihrer Regierung, fand es aber so abscheulich, daß sie es seitdem unbesucht gelassen hat. Die Brightoner klagen daher laut, und haben vom wichtigen Standpunkte der pekuniairen Interessen aus vollkommen recht. Ihre Häuser haben den bisherigen Werth verloren, die Stadt ist gegen früher verödet, und sollte die Regierung der Königin lang seyn und ihre Abneigung fortdauern, so wird Brighton mindestens auf den Ruhm eines fashionabeln Vereinigungsortes verzichten müssen. Einigen Ersatz erwartet man von der, ihrer Beendigung nahen Eisenbahn zwischen dort und London. Bis auf ungefähr zwanzig englische Meilen von Brighton ist sie bereits fertig, und die Eröffnung der ganzen Bahn auf Anfang Augusts bestimmt. Dann werden allerdings die Londoner Cockneys in Schaaren nach Brighton dampfen; aber fashionable Gäste sind die Londoner Cockneys nicht. Auch wird dann unstreitig viel Handels- und Passagierverkehr mit Frankreich seinen Weg über Brighton nehmen; aber selbst dies kann höchstens für ein Surrogat gelten im seltsamen England, das seine Größe, seinen Reichthum und seine Freiheit lediglich dem Handel zu danken, jedoch in seinem Kirchengebete für den Handel keine Sylbe hat.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. Juni 1841.

— Allein des Menschen Spur
Belebt das starre Antlitz der Natur.
Cowley.

Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität.

I.

Volkssagen sind ein Haupteiement des sogenannten historischen Geistes, der ein Land, eine Gegend bezeichnet, und welchen ich in den eigentlich historischen und den romantischen eintheilen möchte. Manche Gegend wäre uns gleichgültig ohne geschichtliche oder mythische Beziehung. Vorfälle, Begebenheiten, Personen — erdichtete wie wirkliche, oder beides in seltsamer Mischung — verklären und heiligen eine Gegend. Noch ist uns eine Gegend, die wir das erstemal betreten, ziemlich gleichgültig, oder sie ist uns nur als solche, mit der Mischung und Folge ihrer Hügel, Thäler, Waldungen, Aecker und Wiesen, einigermaßen interessant. Nun kommen wir aber auf eine Ebene oder einen waldigen Platz; einer der Landleute oder kundigen Wanderer, oder ein einfaches Denkmal, das dort aufgerichtet steht, sagt uns: hier sey vor Jahren ein Treffen geliefert worden, oder eine einzeine schwere That geschehen. Auf einmal betrachten wir die Gegend mit ganz andern Augen: wir wandeln, gleichsam umgeben oder umschauert von den Geistern der Begebenheit, in derselben umher.

Dieser historische Reiz ist es, der uns besonders fremde Länder so interessant macht; und dies um so mehr, je mehr der doppelte Zauber der Entfernung von Zeit und Raum darüber schwebt, und je mehr wir selber durch Denkweise, Erziehung und frühe Ueberlieferung befähigt sind, diesen Reiz zu empfinden. Wir nehmen Beispiele von zwei Ländern, die in Anbetracht ihrer religiösen und geistigen Kultur von der höchsten Bedeutung sind. Der Jordan in Palästina ist, wie uns Reisende melden, kein breiter und kein klarer Fluß, aber in unserm Geiste erweitert und verklärt ihn die historische Erinnerung, wie fast alle Orte und Gegenden des übrigens auch in physischer Hinsicht gelobten Landes, in welchem man, wie Pabst Urban II. in der Clermonter Versammlung gesagt hat, keinen Schritt weit geht, den nicht verklärt und geheiligt hätte der Leib oder Schatten des Erlösers, oder die Gegenwart der Mutter Gottes, oder die Wanderungen der Apostel, oder das vergossene Blut der Märtyrer, wozu wir noch, wie billig, die vielen historischen Erinnerungen aus dem alten Testamente hinzufügen. — Der Ilyssus, welcher an Athen vorbeifließt, ist für uns, die wir von Jugend auf mit der Geschichte der Altgriechen vertraut sind, ein interessanterer Fluß als jeder andere, der in unserer Gegend fließt; während freilich der deutsche Krieger, der dort weilen muß, in jenem Flüßchen, das zuweilen im Sommer versiegt, gerade nichts Besonderes

Digitized by Google

sieht und sich überhaupt aus der klassischen Gegend, die uns in dem Lichte der historischen und der räumlichen Entfernung so interessant erscheint, nach den Fleischtöpfen und dem kräftigen Tranke seiner Heimath zurücksehnt.

Darum ist uns Nordamerika, Mexiko ausgenommen, auch abgerechnet den durchaus industriellen Geist seiner Bewohner, im Ganzen schon ein unpoetisches Land, weil seine Geschichte so neu ist und nicht über Jahrhunderte hinüberreicht. Zwar der Naturfreund und Naturforscher findet dort Befriedigung die Fülle: ungeheure Seen und Ströme und Wasserfälle, wie keine sonst in der Welt, Urwaldungen mit mannigfaltigen und kolossalen Bäumen, Grasfluren, die wie ein unermeßliches Meer sich hindreiten, und noch immer Wilde, die den Anthropologen interessiren. Aber der eigentlich historische Reiz fehlt: Alles was die Menschen angeht, welche dort die Staaten gebildet haben und noch bilden oder vermehren, ist von Außen der gekommen und noch in ewigem Wachsen und Bilden begriffen. Darum ist das Land mit Recht ein Eldorado, ein Land der Verheißung, eine neue Welt für die Bewohner des alten Europa, die dorthin wandern, um ihr Glück zu verbessern. Anders ist's mit Mexiko und Südamerika, z. B. Peru; dort hat schon die Vergangenheit einen Reiz; die frühern einheimischen Bewohner haben ihre Geschichte, ihre Inka's, ihre Montezuma's gehabt, wozu die zwar grausamen, aber in mancher Hinsicht romantischen Kämpfe der Spanier kommen; selbst stumme Zeugen der Vorgeschichte, ungeheure Baudenkmale, reden zu dem Wanderer.

Was unser Deutschland anbelangt, so haben viele seiner Gegenden einen historischen, ja romantischen Reiz; weniger durch seine eigene Urgeschichte, denn nur einige Gegenden an der Elbe, Weser und am Rhein sind als Thatenschauplatz Armins und anderer altgermanischer Helden verherrlicht; mehr noch durch das Daseyn und Walten der Römer, und vor Allem durch seine mittelalterliche Geschichte. Namentlich sind uns die Gegenden dies- und jenseits des Rheins, an der Donau und am Lech durch die Römer klassisch geworden; jedes kleine Denkmal, jedes Ueberbleibsel von Wall und Graben, das uns an sie erinnert, suchen wir mit freudigem Schauer auf.

Gewissermaßen könnte man sagen, sobald man *historisch* im weitern Sinne nimmt, gibt es ein doppeltes historisches Interesse, nämlich in Beziehung auf das, was durch Menschen, und auf das, was durch die Natur *geschehen* ist. So geben Spuren urweltlicher Erdumwalzungen, Denkmale davon in Thier- und Pflanzenversteinerungen gewissen Gegenden schon ein historisches, oder vielmehr archäologisches Interesse, das aber natürlich noch erhöht wird, wenn das eigentlich historische sich damit verbindet. Dies ist z. B. mit unserm *Muggendorf* und seinen Umgebungen der Fall. Diese merkwürdigen Gegenden gehören von Natur schon zu den schönsten Landstrichen Deutschlands, und müssen jeden Naturfreund, der gerade keine Alpen und Seen dort sucht, befriedigen. Aber nun sind sie noch durch die Formation ihrer Kalkgebirge, insbesondere durch die berühmten Tropfsteinhöhlen mit Versteinerungen von Thieren der Urwelt, für den Forscher besonders interessant geworden. Und wenn überdies bei einzelnen Orten die Erinnerung an die alten slavischen Bewohner der Gegend, von welchen noch Gräber, Urnen und Waffen Zeugniß geben, und an Begebenheiten des uns nähern Mittelalters beim Anblick romantischer Burgruinen, die keck hereinschauen in die liebliche grüne Gegenwart, so wie von alten Kirchen und Kapellen hinzukommt, und man noch an neue Ereignisse, vornehmlich an den Hin- und Rückzug der republikanischen Franzosen unter Jourdan, durch den Mund noch lebender Zeugen erinnert wird, so muß die ganze Gegend durch dies Alles ein dreifaches Interesse erhalten. Ja dieses wird für Manche noch dadurch vermehrt, daß die dortigen Berge und Thäler, den Versicherungen neuerer Reisenden zufolge, überraschende Aehnlichkeit haben mit Gebirgsgegenden in Palästina. Auch mit solchen in den Apenninen sind sie schon verglichen worden; wie denn der Reisende und der Leser geschichtlich-geographischer Schriften, der ja selbst eine Art von Mitreisenden ist, gerne vergleicht, und durch die Anwendung des Heimischen auf die Fremde sich diese heimisch, und durch die Vergleichung der Fremde mit der Heimath sich diese noch interessanter macht.

(Fortsetzung folgt.)

Romanzoff.

(Fortsetzung.)

Als er des Hauses ansichtig ward, ging ihm der Athem aus und sein Herz schlug ängstlich, so daß er sich sagte, es wäre wohl besser, wenn er umkehrte; das aber that er nicht, sondern schritt vorwärts, obschon langsam. Nun flüchtete das Gewissen sich hinter den Wunsch, Maruschka möge nicht zu Hause seyn, und kaum hatte Alexander dies gedacht, als er mit Schrecken wahrnahm, daß auch nicht das kleinste Rauchwölkchen in die klare blaue Luft emporstieg. Hastig förderte er seine Schritte und schalt mit sich selbst, als hätte erst sein übereilter Wunsch die Bewohner der Hütte von dannen getrieben, da er sie verlassen und die Thüre von außen mit starken Weiden zugebunden fand. Lange stand er sinnend und überlegend, ob er nicht öffnen und eintreten sollte, und war beinahe schon dazu entschlossen, drinnen Feuer

Digitized by Google

anzumachen und am Herd die Heimkehr der Jakutinnen abzuwarten, als er von weitem mehrere Leute auf dem Strombett herbeikommen sah und sich dadurch erschreckt fühlte, als habe er Böses im Schilde geführt, weshalb er zum Ufer hinabstieg und den Ankömmlingen entgegen ging, in denen er alsbald einen Zug von Gefangenen erkannte, die, von Kosacken begleitet, die traurige Reise machten, deren Ziel wahrscheinlich Mangasej war, dazumal, und vielleicht auch jetzt noch, der entfernteste gen Norden gelegene Militärposten am Jenisej. Der Offizier ließ seinen Schlitten halten, rief Alexander an und sagte, da er Auskunft erhalten: „Gut, daß ich dich hier treffe, so kann ich dir noch selbst sagen, was ich dem alten Kosacken bei dir hinterlassen habe. Der Kommandant hat befohlen, daß Alexander Iwanitsch, zweitausend fünfhundert sechzehn, sich Angesichts meiner aufmache und nach Jenisejsk eile. Darum geh' nach Haus, mein Sohn, versorge dich mit Mundvorrath und brauche wacker deine Füße, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Vor dem neuen Jahr mußt du eintreffen. Verstanden? Gut, Gott befohlen!"

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, wie ein Träumender sah Alexander die armen Verdammten an sich vorübergehen, wie sie, gesenkten Hauptes, starr vor Frost und Hunger, fürbas schritten; dann eilte er stromaufwärts und fluchte dem Geschick, das ihn von Maruschka trennte, statt sich, wie er wohl gesollt hätte, Glück zu wünschen, daß eine höhere Macht, seinen wankenden Entschlüssen zu Hülfe kommend, ihn auf eine Entfernung von mehr als hundert-und-fünfzig Werften von dannen rief. Zu Hause angelangt, traf er in aller Eile die Vorbereitungen zur Reise, belud mit Schießbedarf, Pelzhüllen und Lebensmitteln den Handschlitten, welchen diesmal zu ziehen Sapka bestimmt war, steckte die getreue Axt in den Gürtel, nahm den Spieß zur Hand, sagte dem Hausgenossen ein kurzes „Lebewohl auf Wiedersehen," und erreichte an demselben Abend noch die Lagerstätte, welche der Zug der Verdammten und ihrer Wächter am Morgen verlassen hatte, und die, weil unterdessen kein frischer Schnee gefallen war, noch alle Bequemlichkeiten darbot, die ein Wanderer in der winterlichen Wüsteneі irgend nur hoffen und erreichen kann: ein trockenes Nachtlager auf weichem Moos, vor dem Hauch des Nordwinds geschirmt, der hier gerade nur so viel Gewalt übte, als nöthig war, den Rauch des qualmenden Feuers von dem Schläfer und seinen vierfüßigen Reisegefährten wegzuwehen.

Jenisejsk ist für Sibirien eine ganz artige Stadt, wenn ich diese Bezeichnung bei uns wagen darf, die wir Paris eine Stadt nennen und Meaux schon ein Dorf. Sie liegt von Tobolsk nicht allzuentfernt, kaum tausend Werste, oder wenigstens nicht viel mehr, und so zu sagen noch im Mittelpunkt des sibirischen Verkehrs; denn viel weiter gegen Osten kommt erst das eigentliche Jakutenland, hinter welchem Kamtschatka sich an das todte Meer lehnt. Schon zu den Zeiten Peters des Großen erhob sich zu Jenisejsk, neben der sogenannten Kirche, das steinerne Haus, also geheißen, weil seine Grundvesten aus wirklichen Steinen bestanden, wie die Stockmauern des Erdgeschosses aus Riegelwänden von gebrannten Ziegeln. Das obere Stockwerk war freilich ganz von Holz, ließ aber das Gebäude dennoch gar stattlich erscheinen unter all den niedern Baraken, deren Dachsparren dem Boden bis auf eine Klafter nahe kamen und so den Wohnungen ein zeltartiges Ansehen verliehen. Doch auch diese Baraken, von Krämern und Handwerkern bewohnt, boten schon manche städtische Bequemlichkeit; fast alle waren mit Rauchfängen versehen, so wie ihre schmalen, Schießscharten gleichen Luftlöcher mit Scheiben von mehr oder minder durchsichtigem Marienglas, und nicht selten fand sich der Estrich mit eingerammten Holzpflöcken gepflastert, eine Nachahmung der Dielen im steinernen Haus, dem seine eine Elle breiten und eben so hohen Fenster mit den runden Scheiben von wirklichem Glas zur höchsten Zierde gereichten.

Vor diesem Palast, der Wohnung des Kommandanten, schilderten, die Pike im Arm, zwei Soldaten vom zweiten Jakutischen Regiment. Die eine Hälfte des Erdgeschosses nahm die Hauptwache ein, vor der Musketen und Piken an der Wand hingen und lehnten und auf rohen Lafseten aus Blöcken zwei Feldgeschütze ruhten; die andere Hälfte war ein geräumiges Gemach, eine Art Saal, in welchem alle möglichen öffentlichen Verhandlungen gepflogen wurden, und dessen Ausstattung in nichts anderem bestand, als einem riesigen Ofen, langen an den Wänden hinziehenden Bänken und einigen Tischen. Das obere Stockwerk bewohnten in kameradschaftlicher Eintracht der Befehlshaber und sein erster Untergebener, der Major Grigory Wasiljewitsch mit dem Hauptmann Fedor Grigorjewitsch, der seine Beförderung nach Sibirien jenem verhängnißvollen Zechgelage in des Kaisers Gesellschaft verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Musik am Palmsonntag. — Das neue Schauspielhaus.

Erfreulicher, als jetzt in unserer Stadt, haben Natur und Kunst sich lange nicht die schönen Hände gereicht. Während nach einem an Krankheiten nur zu reichen, harten Winter der Frühling mit seinem Blüthenglanz und Duft uns umlagert, und sogar mitten in der Stadt aus den zum anmuthigen Garten umgeschaffenen vormaligen Festungswerken

im grünen Golde der neubelaubten Bäume freundlich aufblitzt, bieten Tonkunst, Architektur und Malerei uns die edelsten und erwünschtesten Genüsse. — Die imposante Aufführung des Mozartischen Requiem und des Beethovenschen Christus am Oelberge am Palmsonntage im Saale des großen Opernhauses war ein Fest, das durch die Anstrengung, mit welcher Gesangs- und Instrumentalkunst zusammenwirkten, die zahlreichen Besucher in Entzücken versetzte.

Von der Eröffnung des, wie man sagt, siebzehnhundert Zuschauer fassenden, neuen Schauspielhauses und dem allgemeinen Jubel innerhalb seiner so prachtvoll als sinnreich ausgeschmückten Mauern ist der Wiederhall in den öffentlichen Blättern kaum verklungen. Hört aber auch nun der Reiz der Ueberraschung durch die neue Schöpfung allmählig auf, so muß doch die ruhige Betrachtung, wie Zweckmäßigkeit und Schönheit im neuen Theater vereinigt sind, noch höhere und dauerndere Freude erzeugen. Noch immer ist der Zudrang zu den neueröffneten Kunsthallen bedeutend. Nach der peinlichen Pressung auf den Sitzen im alten, nirgends ausreichenden Schauspielhause, befindet man sich zu behaglich im neuen weiten Raume, auf den breiten, bequemen Sitzplätzen, als daß man nicht wissen wollte, wie sogar die ältesten Stücke in diesen Hallen sich ausnehmen. Wird der Zuschauer doch schon vor der beraubelassenen Gardine durch den frischen Schmelz der bunten Farben des Plafonds, durch das in dessen Mitte funkelnde Gasflammenmeer und das Leuchten des Goldes und Silbers an den Wänden ringsum in süße Trunkenheit versetzt. Wenn man auch später, bei Betrachtung mancher farbigen Einzelheit, die Frage kaum zurückweisen kann, warum mitunter dem Geschmacke des kraft- und saftlosen Zeitalters der Alongeperrücke zuviel nachgegeben, und nicht hin und wieder dafür eigene, phantastischere Schöpfungen (vielleicht nach Anleitung der geistvollen Arabesken aus der Zeit der Raphael und Albrecht Dürer) substituirt worden, so darf doch nur der Vorhang auf und das dramatische Leben auf der Bühne angehen, und die Frage beseitigt sich durch den Gedanken, daß die einsichtsvollen Urheber des Ganzen dazu doch wohl überwiegende Gründe gehabt haben mögen. — Allgemeines Bedauern erregte es, daß Tieck, dessen köstlichem, seinen Kaiser Octavian einleitenden Vorspiele Professor Hübner die Gestalten auf dem von ihm gemalten Vorhange entlehnte, der Feier der Einweihung nicht beiwohnen konnte, und vielleicht noch immer keine Darstellung auf der neuen Bühne gesehen hat. Die große Gemüthserschütterung durch den unersetzlichen Verlust seiner Tochter Dorothea hatte ihn lange Zeit der Empfänglichkeit für alle äußern Eindrücke völlig beraubt. Seine zahlreichen Verehrer hoffen vom Gebrauch der Bäder in Baden und der Reise dahin, die er in der Mitte dieses Monats anzutreten beabsichtigt, recht wohlthätigen Einfluß auf den tief Gebeugten. — In dem zu Eröffnung des neuen Theaters gedichteten Prolog hatte Theodor Hell (Hofrath Winkler) recht angemessen einer Erläuterung des außerdem vielleicht Vielen nicht verständlichen Hübnerschen Vorhangs sich unterzogen.

(Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Schluß.)

Gebühren der Aerzte und Advokaten. — Der abgesetzte Dechant.

Zu den wohl kaum voraus berechneten Einflüssen der Eisenbahnen auf gewerbliches Treiben gehört eine Veränderung, die in den sogenannten Meilengebühren der Aerzte eingetreten ist, und denen der Juristen wahrscheinlich bevorsteht. Seither war es gebräuchlich, daß, wenn ein gesuchter Arzt wie Clarke, Halford, Brodie außerhalb seines Wohnortes zu einem Patienten, oder ein gleich gesuchter Rechtsmann über Land zu einem Geschäfte berufen wurde, beide für die englische Meile eine Guinee ansetzten. So haben es die Herren bis jetzt auch bei ihren Eisenbahnfahrten gehalten. Weil nun aber jenes Honorar eine Vergütung des Zeitverlustes ist, und die Dampfwagen im Durchschnitt um zwei Drittel schneller fahren als die Postillons, so kam es häufig vor, daß die Patienten und Klienten den alten Satz unbillig fanden und sich nur zu einer verhältnißmäßigen Zahlung erboten, was dann entweder von der andern Seite ganz abgelehnt wurde, oder in Ermangelung gesetzlicher Bestimmung zu unangenehmen Mäkeleien oder zu Zwisten führte. Zur Schande der Rechtsgelehrten hat die Unbilligkeit der Forderungen den Aerzten zuerst eingeleuchtet, und vor Kurzem ist in einer unter Sir Benjamin Brodie's Vorsitze gehaltenen Versammlung der Beschluß gefaßt worden, von nun an bei Eisenbahnfahrten nicht die zurückgelegten Meilen, sondern die aufgewendeten Stunden, und zwar für jede Stunde fünf Guineen zu berechnen. Daß die Aerzte hiebei nicht übermäßig generös gewesen sind, geht daraus hervor, daß in der Regel ein Postillon zehn und ein Dampfwagen dreißig Meilen in der Stunde fährt, folglich der Arzt fünf Guineen in einer Stunde statt deren zehn in drei Stunden verdient. Indessen auch die Patienten können mit einer Ersparniß zufrieden seyn, die ihnen umsonst auf der kostbaren Erfindung erwächst, und ein Nebenvortheil des Hauptvortheils ist, den berufenen Arzt in einer um zwei Drittel kürzern Zeit ankommen zu sehen. Von Seiten der Juristen ist zwar noch nichts Aehnliches geschehen; sie werden aber kaum umhin können, nachzufolgen, so sehr sie sich scheuen mögen, ein nachtheiliges Präcedens zu konstituiren. Ein solches hat der Erzbischof von York zum großen Schrecken der höhern englischen Geistlichkeit durch die Entsetzung seines Dechanten begründet, der für das verhältnißmäßig geringe Aufsehen, das seine Verurtheilung erregt hat, sich bei den parlamentarischen Umtrieben und ministeriellen Verlegenheiten bedanken muß, die im Augenblicke alle öffentliche Aufmerksamkeit absorbiren. Dieser Dechant und Doktor der Theologie heißt William Cockburn, und ist der dritte Sohn des verstorbenen Baronets Sir James Cockburn, auf und zu Langton in Berwickshire, und Bruder sowohl des gegenwärtigen Baronets Cockburn als des Viceadmirals und Parlamentsmitglieds Sir George Cockburn. Seine im Jahr 1828 verstorbene Gemahlin, Elisabeth, war eine Schwester Sir Robert Peels, und daß nun ein Schwager dieses Mannes, der übrigen nobeln Verwandtschaft zu geschweigen, von seinem Erzbischofe wegen Simonie, d. h. wegen wucherischen Verkaufs geistlicher Aemter abgesetzt worden ist, mußte wie ein Blitz auf die Häupter eines Clerus niederzucken, der gewiß mit seltenen Ausnahmen sich desselben Vergehens schuldig fühlt. Selbst wenn pekuniäre Bedrängniß zur Entschuldigung dienen könnte, würde der Dechant bei einem jährlichen Amtseinkommen von fast fünfzehnhundert Pfund damit nicht gehört werden dürfen. Außerdem aber hat er auch durch sein Benehmen im Laufe der Untersuchung jeden Anspruch auf Mitleid verwirkt und aus dem York observer ist zu ersehen, wie tief ein edel gedoreuer, vornehmer Geistlicher in England seit Jahren gesunken seyn kann, ehe die Gerechtigkeit ihn ereilt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 8. Juni 1841.

Peace, ho! I bar confusion;
'Tis I must make conclusion
Of these most strange events.
Shakespeare.
As you like it.

Romanzoff.

(Fortſetzung.)

Der Major hatte eben einen kaiſerlichen Brief empfangen, den ein Koſack von Tobolsk mitgebracht, und las noch mit großem Eifer, aber geringem Erfolg darin, weil ihm gar viele Dinge viel geläufiger waren, wie eben die Kunſt des Leſens, als der alte Hauptmann mit dem ſchneeweißen Bart zu ihm eintrat. Grigorij lächelte ihm entgegen, reichte ihm das Schreiben dar und ſagte: „Du weißt mit den Krähenfüßen beſſer zurecht zu kommen, als ich, Fedor Grigoritſch; darum ſage mir, ob ich recht geleſen und ob der Vater nicht ſchilt, daß ich die Angelegenheit des Alexander Iwanitſch noch nicht in Ordnung gebracht habe?" — „So ſteht es drin, in deutlichem Ruſſiſch, Grigorij Waſilitſch." — „Nun, da ſteh mir der heilige Andreas bei! Die dort drüben müſſen meinen, bei uns laſſe ſich Alles ſo über's Knie brechen, wie etwa zu Moskau, wo die Häuſer neben einander in den Straßen ſtehen, heh?" — „Sie wiſſen eben nicht, wie es eigentlich hier ausſieht, Grigorij Waſilitſch, ſonſt würden ſie ſchwerlich irgend einen getauften Chriſten herſchicken, wenn er nicht ein ausgemachter Mörder oder Dieb iſt." — „Je nun, Fedor Grigoritſch, wir müſſen zuſehen, daß wir fertig werden. Der Vater ſchreibt, dem Ding müſſe ein Ende gemacht werden, ſo oder ſo, unter jeder Bedingung. Was ſagt der Brautvater?" — „Ihm ſey Alles recht, ſagt er, und überhaupt verlange er nichts weiter als Branntwein." — „Bis Alles fertig iſt, bekommt er keinen, hernach, ſo viel er mag." — „Das hab' ich ihm juſt geſagt, und nun meint er, wir ſollten alſo zum Schluß eilen, denn er fühle heißen Durſt. Auch ſeh' ich kein Hinderniß weiter. Unſer Mann iſt angekommen." — „Wann?" — „Eben, er ſizt unten im Saal und frühſtückt." — „Gut, ſo wollen wir den Czako aufſetzen, die Achſeldänder anlegen und hinabgehen, um dem Herrn Vater ſeinen Willen zu thun. Laß du indeſſen die andern herbeiſchleppen und den Popen beſtellen."

Die beiden Offiziere ſchmückten ſich mit den Zeichen ihres Ranges und Amtes und traten dann in das große Sprachzimmer, wo der harrende Alexander ſie mit ſoldatiſchem Gruß empfing. „Ein ſtattlicher Burſch," ſagte der Major zum Hauptmann; „den hält' ich an des Kaiſers Stelle für mein Theil lieber aus Kamtſchatka geholt, um ihn unter die Grenadiere zu ſtecken, als ihn zum Zobelfang geſendet. Doch was geht's uns an?" — Zu Alexander gewendet, fuhr er fort: „Du biſt Numero zweitauſend fünfhundert ſechzehn?" — „So heiß' ich und habe den Befehl empfangen, mich nach Jenifeisk zu

Digitized by Google

verfügen, woſelbſt ich mich als angekommen melde.“ — „Ganz und gar ein Soldat,“ ſchmunzelte Grigorij wohlgefällig und ſprach weiter: „Der Czar, unſer aller Herr und Vater, hat befohlen, daß du dich hier zu Jeniſeisk verheirathest.“

Alexander ward roth und blaß und vermochte kein Wort hervorzubringen, während der Major das eben Geſagte wiederholte, in der Meinung, jener habe ihn nicht recht verſtanden, bis er endlich, mehr zu ſich ſelber als zum Kommandanten redend, heftig losbrach: „Das iſt alſo der Lohn für geleiſtete treue Dienſte? So alſo krönt der Czar die Gunſt, die ich nicht geſucht, ſondern die er mir aufgedrungen? Wohlan denn, ſo entſage ich für immerdar den eiteln Träumen der Größe, des Ruhmes und des Glanzes, um im Schooße eines ſtillen, unbeneideten Glücks ein thatenloſes Leben hinzudämmern. Ich danke dir, Peter Alexiewitſch, du machſt mich erſt jezt frei, da du mich unwiderruflich zu ewiger Sklaverei verdammſt; denn du ſprengſt die Kette, die ich mir mehr um deinetwillen als für mich ſelbſt angelegt. Hurrah!“ — „Oho,“ ſagte der Major, „iſt der Burſch toll geworden? Der Satan mag aus den hochtrabenden Redensarten und aus all der Phantaſterei von Knechtſchaft und Freiheit klug werden. Was meinſt du denn eigentlich damit, mein Sohn? Willſt du gutwillig heirathen?“ — „Verſteht ſich, will ich das,“ rief Alexander, „und mich reut dabei weiter gar nichts, als die unnütze Mühe, die ich mir gegeben, mir die Liebe aus dem Sinn zu ſchlagen.“ — „Gut denn, kleiner Sohn, die Braut wird gleich da ſeyn.“ — „Welche Braut?“ — „Deine dir beſtimmte Braut.“

Kaum hatte Alexander dieſen Ausſpruch vernommen, als ſein Antlitz mit der Röthe des Zornes ſich überzog und ſeine wie gelähmte Zunge vergeblich nach Worten ſuchte, um trotzig zu widerſprechen und doch und theuer zu ſchwören, er werde keine Andere zum Altar führen, als das Mädchen ſeiner Wahl. Halb erſchreckt, halb ergrimmt ſah ihn der Major mit fragenden Blicken an, und eben löste ſich ein ſchwerer Fluch von ſeinen Lippen, als im Rücken der Offiziere die Thüre aufging und Alexander die beiden Jakutinnen Oſſka und Maruſchka eintreten ſah, gefolgt von dem Gaſtfreund aus der Jägerhütte. Die Weiber waren bleich und verſtört anzuſchauen, und wie es ſchien, hatte ihr Begleiter mit Gewalt ſie durch die Pforte in das Gemach genöthigt. Sie erblickend, rief Alexander: „Ich nehme keine andere als die Maruſchka, ſo mir Gott helfe!“ Als die Kleine ihren Namen nennen hörte, ſchlug ſie die geſenkten Wimpern empor und aus ihren Blicken leuchtete etwas wie freudige Ueberraſchung. „Maruſchka heißt ſie, du haſt ganz recht,“ meinte der Major, und da Alexander, den Arm ausſtreckend, betheuerte, er habe von dieſer geſprochen, die vor ihm ſtehe, blickte jener um und fuhr gleichmüthig fort: „Ganz richtig, mein Sohn, die hab' ich auch gemeint, und keine andere.“

(Schluß folgt.)

Ueber Mythen und Volksſagen und ihre Lokalität.

(Fortſetzung.)

Der hiſtoriſche Geiſt einer Gegend geht oft in den romantiſchen über, oder beide vermiſchen und durchdringen ſich. Romantiſch iſt wohl ein vieldeutiges und gar oft falſch gebrauchtes Wort; aber ich meine es recht zu gebrauchen, wenn ich unter romantiſchem Geiſt einer Gegend den durch lokale Volksſagen begründeten, eigenthümlich anziehenden Charakter derſelben verſtehe.

Ueber dieſe Volksſagen, vornehmlich in Bezug auf die Lokalität ſelbſt, wollen wir uns nun weiter verbreiten, nachdem wir auf einem ſcheinbaren Umweg dahin gelangt ſind.

Die Wechſelwirkung, in welcher eine Landſchaft, klimatiſch und phyſiſch, mit dem inwohnenden Volke und ſeinem Charakter ſteht, iſt beſonders ſeit Ritters Erdkunde ſchon oft beſprochen worden. Dieſer Einfluß äußert ſich nun vorzüglich auch bei der Bildung und Farbung von Sagen, die im Volke von Mund zu Munde gehen, und die wir deshalb Volksſagen nennen. Wenn auch den meiſten derſelben oft nur Eine, aus der Natur des Menſchengeiſtes überhaupt hervorgehende Idee zu Grunde liegt, ſo bildet ſie ſich, abgeſehen von der verſchiedenen Geiſtesindividualität der verſchiedenen Völker, doch im Norden immer anders als im Süden, auf den Gebirgen anders als auf dem flachen Lande, anders wieder an großen Strömen und am Meere, als in Waldungen u. ſ. w.

Selbſt auf die Mythen, die wir natürlich von den Volksſagen unterſcheiden müſſen, wenn ſie auch mit ihnen verwandt ſind, erſtreckt ſich dieſer Einfluß des Oertlichen. Die Mythologie eines Volkes nimmt entweder ſogleich von Geburt an ihre Nahrung und Farbe, gleich dem Chamäleon, von der Lokalität, in welcher ſie wurzelt, oder, wenn ihre Grundſtoffe von außen her gekommen ſind, werden ſie derſelben angepaßt und von ihr modificirt. Wie überall, ſo mögen auch hier Beiſpiele am beſten erläutern. Wenn in der ſkandinaviſchen Edda die Rede iſt von mythiſchen Strömen, die gefrieren, wenn durch den kalten Hauch von Nebelheim (Niſtheim) die unendliche Eismaſſe des Abgrunds noch erhalten wird,

Digitized by Google

bis Funken und Blitze von Muspellsheim, d. i. der Welt des Feuers, sie erwärmen und zerschmelzen; wenn Odin, der Vergötterte, im Nordscheinnimbus erscheint, auf bläulichem Kugelsitz, vor ihm die gefüllte Methschale, auf den Seiten seine beiden Wölfe über Wolkenlagern in Eifer schnaubend, so spiegelt sich in diesen mythischen Dichtungen die Natur und die Sitte des alten Skandinaviers wieder.

Die Mythen und Sagen der Hindus dagegen verrathen die Lokalität des heißen, mit der kräftigsten und schönsten Vegetation begabten Südlandes. Der Ganges erscheint hier als göttlich verehrtes Wesen; der Lotus und andere Pflanzen und Bäume kommen als Attribute und Symbole vor, so wie Elephanten, Papageien, Pfauen, und selbst wunderbare Affen, wie der Honuman und Sugrivo, spielen in den mythischen Geschichten eine bedeutende Rolle. Das sonnenhelle, trockene, an Amphibien arme Persien mit seinem ewigklaren Himmel und den reinen Sternennächten hatte eine Religion des Lichts, des Feuers und der Sterne. Die bösen, gegen Ormuhzd und seine Lichtwelt ankämpfenden Dämonen oder Div's hausen jenseits der Grenze von Iran in den mehr wolkigen, von häufigen Wettern und Regen heimgesuchten Tiefländern.

Diese Oertlichkeit tritt besonders auch in den griechischen Mythen hervor. Kreta ist als Geburtsstätte des Zeus verherrlicht; er und die obersten Götter — gleichsam die Fürsten der neuen Götterdynastie — sind an gewisse griechische Berge, vor allen den thessalischen Olymp gebunden, von welchem erst später ihr Sitz mit dem Namen auf den Himmel überging. Das vulkanische, oft von Erdbeben erschütterte Lemnos ist dem Hephästos, dem Feuergotte, heilig und, so wie der flammende Aetna, eine Werkstätte der schmiedenden Cyklopen. Die Musen können wir uns nicht leicht ohne den Parnaß, den Helikon und Pindus vorstellen, so wie die Ackergöttin nicht ohne das fruchtbare Sicilien; und denken wir an Arkadien, das Hirtenland, so schwebt gleich Pan und seine ziegenfüßige Gesellschaft vor unserm Geiste. Ein ganz anderer Gott ist ferner der römische Jupiter, der auf dem Kapitole weithin waltet, als der olympische Zeus, zu dem die Griechen beteten.

So ist denn allenthalben die Mythologie durch bestimmte Lokalität modificirt und gefärbt. Nur die reine Vernunfteeligion — man zittere nicht vor dem Wort! — die Geistreligion, die uns Christus offenbart, die uns den ewig Einen, Allgegenwärtigen und Allmächtigen lehrt, dessen Anbetung an keinen Berg, an keine Stadt gebunden, erhebt sich als solche über Zeit und Ort, während das nach und nach durch örtliche und zeitliche Einflüsse veränderte Christenthum mehr oder minder zum Heidenthum zurückstrebt oder zurücksinkt.

Freilich gibt es neue Philosophen, welche behaupten, daß Heidenthum und Christenthum von jeher beisammen gewesen; das Christenthum sey aus jenem nur dadurch entstanden, daß es die Mysterien öffentlich machte. Dies lasse sich historisch durch die meisten Gebräuche des Christenthums, die symbolischen Abstufungen und Einweihungen, als offenbare Nachbildungen der Mysterien, durchführen. Es sind das dieselben Philosophen, welche in den pantheistischen Mythen der Hindus tiefere Weisheit gefunden haben, als in der einfachen Lehre des Evangeliums.

Man nimmt Natur- und historische Mythen an, wozu auch noch philosophische gefügt werden. Unter letztern versteht man solche, welche einen bloßen Gedanken oder eine Zeitidee in das Gewand des Geschichtlichen einkleiden. Allein dieser Ausdruck ist unrichtig. Alle Mythen setzen ein allmähliches und unabsichtliches Bilden und Umbilden von nothwendigen, in der Natur des Menschen gegründeten, und von äußeren, zufälligen Elementen im Geist und Gemüthe eines Volkes voraus. Philosophie aber kann nicht gedacht werden ohne geistige Anstrengung und Reflexion; und wenn auch in den Mythen recht tiefe und schöne Ideen symbolisch verkleidet sind, so zeugt dieses zwar von dem schönen und kräftigen Geiste eines Volkes, das unbewußt in Symbolen und Bildern denkt; aber alle Absicht und momentane Willensbestimmung liegt ihm fern, wenn auch angenommen werden muß, daß spätere Dichter die vorgefundenen mythischen Stoffe noch mehr ausgebildet, erweitert und ausgeschmückt haben. — Philosophisch lassen sich wohl Mythen erklären, aber sie selber sind es nicht. — Natur- und historische Mythen sind gewöhnlich in einander verflossen. — Es ist merkwürdig, wie man in unserer, auch in dem Gebiete des Wissens chemisch auflösenden Zeit, in welcher besonders der Dampf ein mächtiger Hebel und Beweger ist, sich Mühe gibt, die ganze schöne griechische Mythologie selbst in einen Dampf aufzulösen. Es gibt Gelehrte, denen die griechischen Götter und Halbgötter nichts anderes sind, als Luft, Nebel, Wolke, Dunst; in den Mythen von denselben erkennen sie blos die wechselnden Erscheinungen der Jahreszeiten und der Witterung, wie sie in Griechenland sich ereignen.

Zwar auch in dieser Uebertreibung ist Wahrheit. Es ist nicht zu läugnen, und wir haben es schon oben bemerkt, daß sich in jeder Mythologie die Natur des Landes geltend macht; namentlich in der egyptischen und indischen, wo nicht nur Weltkörper und die Kräfte und Erscheinungen der schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Natur als vergötterte Symbole erscheinen, sondern auch das klimatisch Lokale, wie der Ganges und der Nilstrom, nebst der Thierwelt, als mächtiges Wesen hervortritt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Das neue Schauspielhaus. — Gemäldeausstellungen. — Cornelius.

Außer dem Generaldirektor des Theaters, von Lüttichau, und Professor Semper, dem genialen Schöpfer des neuen Gebäudes, von denen der erstere das große Band, der andere das Ritterkreuz des Civilverdienstordens empfing, wurde dem Hofrath Winkler ein werthvoller Brillantring zu Theil. Der mit spezieller Leitung des Baues und der Einrichtung des Schauspielhauses beauftragt gewesene Hofbaumeister von Wolframsdorf erfreute sich ebenfalls des Geschenks eines geschmackvollen Brillantrings. Auch erhielt der als ein höchst seltenes mechanisches Genie schon durch manche wichtige und nützliche Erfindung und Einrichtung so vielfach um Stadt und Land verdiente Inspektor Blochmann (dem besonders auch die Städte Dresden und Leipzig ihre sehr vorzügliche nächtliche Gaserleuchtung zu verdanken haben), wegen der von ihm auf die einfachste und zweckmäßigste Weise eingerichteten und hergestellten Beleuchtung des ganzen Schauspielhauses durch Gas, eine goldene, mit dreihundert Stück Dukaten gefüllte Dose. — Uebrigens ist zum Glück keine der mancherlei düstern Weissagungen von unverantwortlichen und unverbesserlichen Mängeln des neuen Theaters in Erfüllung gegangen. Besonders wirkt auch die unlängbare Vollkommenheit in Hinsicht der Akustik überzeugend auf alle, gerade hierin so Kleingläubigen. Ohne die mindeste besondere Anstrengung erfüllen Sänger und Schauspieler mit ihrer Stimme das Haus bis in die entferntesten Räume; und sollte je einmal eine Unreinheit oder ein Mißklang vernommen werden, so liegt es gewiß am Tone selbst, nicht am Gebäude, welches alle Töne gerade so lauter wiedergibt, wie es sie empfing. Sogar der ganz geringfügigen, leicht zu beseitigenden Mängel gibt es, im Verhältniß zum Umfang des Hauses, so wenige, daß die ungemeine Umsicht des Baumeisters auch hieraus hervorgeht. — Noch ist zu erwähnen, daß die Zöglinge der Kunstakademie sich gedrungen fühlten, dem Professor Semper Abends bei Fackelscheine vor seiner Wohnung ein feierliches Vivat zu bringen.

Ein vom Professor Hübner für die Marktkirche zu Halle gemaltes Altarblatt war mehrere Wochen auf der Brühlschen Terrasse im Saale der Kunstausstellungen zu sehen. Es zeigt Christus, wie er (nach Luc. Kap. 12, V. 27) sagt: „Nehmet wahr der Lilien auf dem Felde ꝛc." Das vor mehreren Jahren auf der hiesigen jährlichen Ausstellung allgemein bewunderte Gemälde desselben Künstlers: Hiob, war noch in zu lebendigem Andenken, als daß es auch diesem neuen Zeugnisse seiner künstlerischen Thätigkeit an recht zahlreichem Besuche hätte fehlen können. Die Zufriedenheit, welche, zufolge öffentlicher Blätter, Cornelius während seiner hiesigen Anwesenheit, über dieses Gemälde sowohl, als über den, wie erwähnt, ebenfalls von Hübner gemalten Theatervorhang ausgesprochen hat, ist vielleicht der beste Panzer für den Künstler gegen alle möglichen minder günstigen Urtheile. — Im nämlichen Lokal sind nunmehr die aus dem königlichen Gobelinatelier zu Paris stammenden, von Wolle und Seide gewebten großen Tableaux, biblische Geschichten darstellend, welche der unglückliche Ludwig XVI. einst dem Papste Pius VI. verehrte, nebst einigen andern aufgestellt. Die Kunst, womit hier die Weberei dem geschicktesten Malerpinsel den Rang streitig macht, nimmt die allgemeine Bewunderung in Anspruch. Eines dieser Bilder, nach Lebrün, Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen gibt, scheint durch das Charakteristische und die treffliche Gruppirung der Gestalten, so wie durch die glücklichste Abstufung und Verschiedenheit des Eindrucks von der Erscheinung Josephs auf die Brüder, und durch den Reichthum und die Frische der Farben bei den meisten Beschauern den Preis über die andern, ebenfalls ächten Kunstwerke davonzutragen. Den Rang unmittelbar nach diesem köstlichen Tableau verdient vielleicht das nach Coypel, die Heilung des alten Tobias durch seinen heimgekehrten Sohn. Der Ausdruck der Freude in den sich eben wieder erschließenden Augen des Alten sowohl, als besonders auch in dem Antlitz seiner um ihn beschäftigten Hausfrau ist so ergreifend, daß beim Anblick des Bildes sich schwerlich Jemand der wohlthuendsten Rührung erwehren kann.

Dabei sind unter der etwas seltsamen Benennung: Kosmorama, in einem dunkeln Nebengemache vier perspektivische Ansichten aus der Schweiz bei Mondlicht zu sehen. Die Beleuchtung übertrifft an Naturwahrheit die meisten Mondscheingemälde. Ueber der Stadt Bern erblickt man die volle Mondscheibe selbst. Dabei ist der zwischen Licht und Dunkel schwankende Ton der Mondnacht fast zu sehr der Natur nachgebildet, weil er die Umrisse der Stadt mehr, als man wünschen kann, verdirgt. Am anziehendsten ist die Darstellung von Tells Kapelle am Vierwaldstädtersee. Von einer Fackel geht die Beleuchtung der Kapelle sowohl, als der so eben sie Besuchenden aus, und macht unter anderm auch durch ihren Schimmer auf die Farben der Gesichter und Kleidungsstücke einen recht malerischen Effekt.

Die dem großen Meister Cornelius vorausgeeilte Nachricht von seinem mehrtägigen hiesigen Aufenthalte, bei seiner Durchreise nach Berlin, elektrisirte, außer den Verehrern der Kunst im Allgemeinen, vorzüglich auch die Mitglieder der Kunstakademie, Lehrer und Schüler. Ein am Abende seiner Ankunft veranstalteter Fackelzug von mehreren hundert Personen hielt vor dem Hôtel, das er bewohnte, an und rief dem aus der Hausthüre Tretenden, nachdem ein zu seinem Preise gedichtetes Lied abgesungen worden, ein gewaltiges Lebehoch zu. Zum Schmuck des am folgenden Tage im Saale des Kaufmannsvereins ihm zu Ehren veranstalteten Festmahls waren unter anderm recht sinnvoll die nach Raphaels Zeichnung gewebten berühmten Tapeten und ein Gypsabdruck der Victoria des Berliner Museums, auch die kolossalen Häupter des Jupiters und der Minerva verwendet. Poesie und Musik verherrlichten den Festabend, den ein allgemeiner Enthusiasmus bis tief in die Nacht verlängerte.

Auch musikalische Genüsse, wenn nicht von der höchsten, doch von einer durch ihr Eigenthümliches merkwürdigen Gattung, hatten manches Ergötzliche. Nachdem die Europa mit ihren heimathlichen Melodien durchstreifenden vierzig französischen Bergsänger auch hier nicht unwillkommen gewesen waren, stellte sich eine Partie Stevermärker und Tyroler mit ihren Nationalliedern ein. Obschon das nicht jedem gebildeten Ohre besonders zusagende Jodeln mehr Widersacher als Freunde findet, so wurden sie doch mit Milde und Nachsicht aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. Juni 1841.

Aller Sage Grund ist Mythus, das heißt Göttersglaube, wie er von Volk zu Volk in unendlicher Abstufung wuchert: ein viel allgemeineres, unstäteres Element als das historische, aber an Umfang gewinnend, was ihm an Festigkeit abgeht. Ohne solche mythische Unterlage läßt sich die Sage nicht fassen, so wenig als ohne geschehene Dinge die Geschichte.

Jacob Grimm.

Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität.

(Fortsetzung.)

Auch die Griechen fanden in der sichtbaren Natur, in der Pflanzen- und Thierwelt, in den meteorologischen und kosmischen Erscheinungen Symbole des unsichtbar Schaffenden und Geistigen in der Natur; aber nach ihrer eigenthümlichen Denkweise, welche aus Rohem, Ungemessenem, Unförmlichem oder Thierischem immer nach rein menschlicher Form und Gestaltung strebte, haben sie ihre mythischen Ideen bald zu schönen und erhabenen menschenähnlichen Individuen herausgebildet, oder wirkliche Persönlichkeiten, die aus der dunkeln Geschichte hervorgehen, mit ihnen in überraschend schöne Verbindung gebracht. Wie hier nun Geschichtliches mit Physischem durch die Kraft der bildenden Phantasie verschmolzen wurde, wie selbst verschlebene und fremdartige, aus andern Ländern und Völkern herübergegangene Elemente zur harmonischen Einheit verarbeitet wurden, wer vermag es auch mit dem größten kritischen Scharfsinn auseinanderzusetzen? Es ist eben so unstatthaft und vergeblich, alle diese mythologischen Dichtungen auf Geschichte zu rebueiren, als sie, nach der Weise der oben erwähnten Gelehrten, bloß als Hülle und Personificirung kosmischer und meteorologischer Naturgegenstände und Erscheinungen zu betrachten. Genug, wir haben einmal diese reiche, bunte Welt von Phantasiegestalten, wo selbst Kleinliches und scheinbar Unbedeutendes, z. B. Attribute, sinnvolle Bedeutung hat. — Die griechische Mythologie hat das mit der wahren Dichtung gemein, daß sie, gleich einer herrlichen Pflanze, als aus Nothwendigem und Zufälligem zugleich hervorgegangen, als ein in sich Vollendetes erscheint, was wir schon um seiner selbst willen lieb gewinnen. Daher der große Reiz dieser Mythologie; daher bleibt sie eine ewige und unerschöpfliche Fundgrube für Dichter, Maler und Bildhauer.

Volkssagen, bei welchen immer Wunderbares und Dämonisches als Element oder als Zugabe vorauszusetzen ist, können als die unvergänglichen Nachklänge einer früher im Volke bestehenden, vom Monotheismus abolirten Mythologie, oder auch als die Bestrebungen betrachtet werden, mit welchen der Aftergiaube, der Stiefbruder des Heidenthums, zu diesem, dem sinnlichen Menschen so homogenen geistigen Zustande immer zurückstreben möchte. An Götter darf er und will er nicht glauben, aber er glaubt an solche dämonische Mittelwesen, wie sie in den heidnischen Religionen selbst schon auftreten; ja es sind häufig bloß diese, nur in tieferer Potenz und anderer Bekleidung. Und wie dort Physisches und

Geschichtliches den Wesen zu Grunde liegt und häufig combiniet eescheint, so ist es auch hier der Fall. Am gewöhnlichsten und fast unverwüstlich sind die Volkssagen, die sich auf die ewig wiederkehrenden Eescheinungen und Keäfte der Natur gründen; ein Abeeglaube, der eben deswegen dem Volke niemals ganz enteissen wied. Es sey uns erlaubt, hierüber etwas in's Einzelne zu gehen.

Der Mensch, umfangen vom allgemeinen Natneleben und mit der äußern Natur in enger Wechselwiekung, teägt so gern sein animallisches und selbst geistiges Wesen auf diese über, je reinee und kindlicher er das allgemeine Leben auffaßt und empfindet. Ee belebt nicht bloß das sogenannte Lebloſe, er beseelt auch das Unbeseelte, besonders wenn dieses in ewiger Bewegung ist. So lebt ihm dee Wind, diese bewegte Luft; er leiht ihm Flügel, auf welchen ee dahinfliegt, um Wolken zu jagen oder Bäume und Wellen zu bewegen; ee leiht ihm mithin Veestand und Willen. Ee sieht den Bach mit seeudiger Eile dahinwallen, und sein augenehmes Rauschen eehöht er zu freundlichem Geschwätz. Auch die Bäume, wenn sie säusein, reden ihm unter einander. Das erhabene Meer züent und empört sich; die donnernde und blitzende Wetteewolke wied ihm ein suechtbaee Wolkenwagen, der am Himmel einherrollt. An diesem geht ihm die Alles beiebende Sonne auf und ab; sie taucht sich in das Meer, sie erhebt sich wieder aus demselben. — Das sind Metapheen, wied man sagen, die zu allen Zeiten gebräuchlich, und besonders den Dichtern eigen sind; aber eben in diesen Metaphern, in diesem Anfang aller Poesie, sind auch die eesten Keime der Naturreiigion enthalten. Der Wind wied bald ein selbstständiges, göttliches Wesen; er bekommt Gestalt und Verehenung; dee Fluß, die Quelle werden zu Genien, odee von Genien nnd Göttern erfüllt; selbst das Feuer bekommt dämonische Bedeutung. Ein Gott ist die Sonne, der auf- und niederfährt; ein Gott ist's, dee aus der Donnerwolke die feurigen Blitze schleudeet. Und diese Wesen läßt sich der Volksglaube, wie ich schon früher bemeekt, auch dann nicht geene nehmen, wenn eine monotheistische Reiigion das Heidenthum gestüezt hat; freilich erscheinen sie dann dem neuen Glauben angepaßt, und in oft seltsamee Veeänderung nnd Veeküezung. An die Stelle des wolkenversammeinden Zens, der seine Blitze schleudeet, sezt der christliche Neugrieche den bibliſchen Elias, der im Wetter auf feurigem Wagen gen Himmel gefahren ist. Bei den alten Seandinavieen und Geemanen waren es die Halbgöttinnen Thorgeede und Irpa, welche Hagel nnd Ungewitter erregten; in spätern cheistlichen Zeiten wird dies Heren nnd andern dämonischen Wesen zugeschrieben. Noch im siebzehnten Jahehundert, und wohi noch jezt, glaubte man an Heren, die sich hausenweise an Wasserbächen und Seen versammeln und mit Gerten so lange hineinschiagen', bis Nebel emporsteigen, die sich allmähiig zu schwaezen Woiken verdichten; auf diesen Wolken fahren sie dann in die Höhe. Ich erinneee seener an die deei Heren in Shakespeares „Macbeth," welche auf der Heide ein plötzliches Unwetter erregen, wodei ich demerke, daß hier das Diaboiische deeselben dadurch gemildeet oder veredelt wied, daß sie nicht als gemeine Zauderinnen und Heren, sondern mehe als drei Schicksalsschwestern, mithin mehr als heidnische Wesen erscheinen. — An der Garonne heerscht noch jezt dee Glaube, daß Ueberschwemmungen derselben durch böse Geister dewiekt werden, die in seinen Quellen baden, und wenn ein furchtbares Hagelwetter den Segen dee Ernte veenichtet, so sieht man „den schwarzen Mann," einen bösen Geist, auf dem Gipfel eines benachbarten Beeges, wie ee aus seinen ungeheuern Flügeln die Hagelkörnee schüttelt. — So sind an die Stelle der antiken Nymphen und andeeer Elementargöttee vielfacher und vielnamiger Aet die noedischen und celtischen Elfen, Niren, Feen und Gnomen, und selbst diabolische Wesen getreten, die meistentheils mehr odee minder mit einer bestimmten Lokalität in Verbindung gedacht weeden. — Das „scherzende Bild der Stimme," der Wiederhall, ward bekanntiich von den Geiechen zu einer Nymphe, Namens Echo, d. h. Stimme, personifieirt; den Seandinaviern ist es Dweegmal, d. h. Stimme der Zwerge, und in manchen Gegenden Englands ein neckenbee Kobold oder Doddie.

(Fortsezung folgt.)

Romanzoff.

(Schluß.)

Nun teat der entzückte Jüngling zu der Diene, ergriff ihee Hand und sagte, ohne ihre Begleitung zu beachten, ihr freundliche Liebesworte, welche sie mit holdseligem Lächeln vergalt, indem sie endlich hinzusezte: „Der kaum beweinte Zwang wied zur Wohlthat, und ich füge mich gern; denn seit ich dich erblickt, lieb' ich dich." — Da sagte der Major: „Sieh da, wie sich Alles so schön fügt und eeimt! Dee ungestüme Gesell ist sanft wie ein Lamm, und die gestern noch so unglückselige Beaut preist ihr Geschick. So laßt uns denn zum Week scheeiten."

Bevor eine Stunde vergangen, stand das Paae vor dem Altar, voller Ergebung in sein Loos, dessen glückliche Wendung der Beäutigam pries, ohne dabei zu veekennen, welch glänzende Hoffnungen in dieser Seligkeit unteegingen. Als abee der Pope feagte: „Willst du, Aierander Iwanitsch Romanzoff, gegenwärtige —"

Digitized by Google

unterbrach er die heilige Handlung mit dem Ausruf: „Halt, Prieſter! ſobald du mich Romanzoff nennſt und nicht zweitauſend fünfhundert ſechzehn, ſo gewinnt die Angelegenheit ein ganz anderes Anſehen; denn, mein Freund —“ Er hielt plötzlich inne, betroffen von dem verklärten Ausdruck, den das Antlitz der Braut annahm, wie von dem faſt überirdiſchen Glanz, mit dem die ſchwarzen Augen ihn anblickten, und der Pope benuzte die Pauſe, um fortzufahren: „Willſt du gegenwärtige Maria Andrejewna Matwejeff zu deinem ehelichen Weib? Und du, Gräfin Maria Andrejewna, willſt du gegenwärtigen Obriſten Alexander Iwanitſch zu deinem Gatten?“

Alſo wandelte ſich in ungetrübte Freude, was kaum nur ein troſtreicher Erſatz im Mißgeſchick geſchienen. Die Morgengabe des jungen Paares war Begnadigung und Beförderung, und – der Czar hatte ſeine Wette gewonnen. Andrej Andrejewitſch ſchüttelte dem Eidam die Hand und ſagte: „Eigentlich hätten wir all das Vergnügen viel wohlfeiler haben können,“ worauf aber Alexander entgegnete: „Die Prüfung war hart, doch da ſie überſtanden, möcht' ich ſie um Vieles nicht ungeſchehen machen.“ — Am nächſten Tage traten die Begnadigten den Heimweg an, und an den Stufen des Thrones vergaß Alexander nicht, was er beim Abſchied verheißen: ein gutes Wort für Fedor Gregoriewitſch einzulegen, was auch nicht unerhört verhallte. Ihm ſelbſt aber blieb von Stund an das Glück unwandelbar getreu bis zu ſeines Daſeyns Ende; ſein Name ward berühmt in Rußland, unſterblich aber durch ſeinen und Marias heldenmüthigen Sohn, den großen Peter Alexandrowitſch Romanzoff.

Somit endete die Erzählung, während welcher Sergej wieder ganz nüchtern geworden war, ſo daß er, ſeiner Beſinnung und Gedanken vollkommen Meiſter, keinen Zweifel mehr über den Ort hegte, an dem er ſich befand, noch über die Geſellſchaft, die ihn umgab, und eben deshalb zu allen ſich durchkreuzenden Anmerkungen des, durch lautes Durcheinanderſprechen für den langen Zwang des Zuhörens ſich entſchädigenden Kreiſes nichts ſagte, als: „Alexander Iwanowitſch Romanzoff iſt nie in Sibirien geweſen, das iſt einmal ganz gewiß.“ — „Was thut's?“ verſezte die Erzählerin. „Ueber den Namen will ich nicht ſtreiten, und wenn der Held dieſer Abenteuer nicht Romanzoff heißen ſoll, ſo nennen Sie ihn, wie's Ihnen gefällig iſt.“ Mit dieſer Erklärung mußte Sergej ſich begnügen; doch hätte er gern gewußt, wer die Frau war, welche die Geſchichte erzählt, und durch ihren reizenden Vortrag wirklich anziehend und ſpannend hatte erſcheinen laſſen, ſo ſehr vielleicht auch unter der Feder dieſe Eigenſchaften ſich mögen verwiſcht haben. Bevor er aber Gelegenheit zu einer Frage fand, übermannte ihn die Ermüdung, und er entſchlief. Als er erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch, und er fand ſich allein. Auf ſein Rufen erſchien der Sergeant, um ihm anzukündigen, er könne ſich hinverfügen, wo es ihm beliebe, da der Grund der aufgedrungenen Gaſtfreundſchaft ſich von ſelbſt gehoben habe. Da reichte Sergej dem Kriegsmann ein Goldſtück und fragte zugleich, wer die Dame geweſen, welche die lange Geſchichte erzählt, und zwar wahrſcheinlich aus keinem andern Grunde, als um die loſen Zungen der bunten Verſammlung im Zaum zu halten. Der Sergeant lächelte ſchlau, ſchob das Geſchenk in die Taſche, den Frager durch die Thüre und ſagte: „Heute Nacht war keine Dame in der Geſellſchaft, wohl aber ein junger Herr mit einer Weiberſtimme und weibiſchen ſchwarzen Locken, den auch ich für ein Frauenzimmer gehalten, hätte der Herr Lieutenant nicht geſagt: „Was kümmert's Euch, wenn dieſe Dame ein Herr ſeyn will?“ — Mit dieſen Worten ſchlug der Soldat die Pforte zu und Sergej beſtieg das erſte beſte Lohnfuhrwerk, mit unbefriedigter Neugier zwar über den franzöſiſchen Erzähler, der bekannte Namen ſo leichtfertig mit ſeiner Erfindung verwebt, aber glücklich genug, daß er wenigſtens jezt dem Kutſcher Straße und Nummer anzugeben wußte, nach denen die Scharwache in der Nacht ihn vergeblich gefragt hatte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Balcatres Theater.

Man hat meinen Genfer Mittheilungen den Vorwurf gemacht, daß ſie bisher über einen Kunſtzweig geſchwiegen, nämlich über das franzöſiſche Theater. Dies Schweigen hat aber ſeinen guten Grund in der traurigen Beſchaffenheit eines hier bloß nach Brod gehenden Gewerbs, das nur in den Händen mittelmäßiger oder ſchlechter Bühnengeſellſchaften iſt. Dergleichen dürften nicht einmal in den bedeutendern Provinzialſtädten Frankreichs auftreten, ſondern kommen aus denen zweiten und dritten Rangs hierher. Bei ihnen taucht kein bedeutendes Talent auf, wenn nicht von Paris her für einige Wochen dort veraltete und verbrauchte Reputationen gaſtiren, die dann freilich hier bewundert werden, neben denen aber das gewöhnliche Theaterperſonal noch tiefer ſinkt. Rechnen Sie dazu das armſelige Repertorium, voll des Staubes und Schmutzes der heutigen franzöſiſchen Theaterliteratur, und Sie begreifen, daß wir die deutſchen Leſerinnen zu ſehr achten, um ihnen von ſolchen Dingen zu ſprechen. Gehen doch auch viele unſerer guten Familien ſeit Jahren nicht mehr ins Theater. — Indeſſen wäre es wohl nicht ohne Intereſſe, das zuſammenzuſtellen, was hier zu Lande das Theater vor achtzig Jahren war, und was es in *deutſchen* Händen im April und Mai dieſes Jahres geworden iſt. — In jener fernen Zeit war nur Ein Theaterunternehmer, Direktor und Theaterrichter in unſerer Gegend

vorhanden, nämlich — Voltaire, und es iſt der Mühe werth, zu betrachten, was er in dieſer dreifachen Eigenſchaft bei uns geleiſtet hat.

Voltaire fühlte 1755 das Bedürfniß, ſich ſeinem Arzte, dem berühmten Tronchin in Genf, zu nähern; er kaufte daher ein reizend gelegenes Landhaus, auf der Höhe von Saint-Jean, ganz in der Nähe der Stadt. Früher war es von dem jungen Prinzen von Sachſen-Gotha bewohnt worden, dann aber ziemlich in Verfall gekommen. Voltaire ließ es wieder herſtellen, einen Seitenflügel anbauen, und nannte es Délices. Die Paſſion, ein Theater zu haben und darauf mit guten Schauſpielern und Schauſpielerinnen ſeine eigenen Tragödien aufzuführen und aufführen zu ſehen, war bei dieſen neuen Einrichtungen vorherrſchend. Bald erhob ſich hier ein hübſches Theater mit allem Zubehör, und ehe ſich die Genfer Regierung hindernd drein legte, wurden hier die Voltaireſchen Trauerſpiele häufig von In- und Ausländern geſpielt, jedoch nicht in den Délices allein, ſondern auch in Lauſanne, Tournay und Ferney, wo Voltaire gleichfalls Beſitzungen hatte. Deshalb ſchrieb er 1758 an einen Freund: „Sie irren ſich; ich habe vier Pfoten, nicht bloß zwei. Ein Fuß ſteht in Lauſanne, wo ich ein ſchönes Haus für den Winter beſitze; der andere in Délices, wo mich ausgezeichnete Geſellſchaft beſucht; die Hinterfüße ſtehen in Ferney und in der Grafſchaft Tournay, die ich vor Kurzem gekauft habe.“ — Unter den Genfern, die auf Voltaire's Theater ſpielten, waren beſonders Gabriel Cramer, der den Caſſandre in Olympie und Alvarès in Alzire ſpielte, wo denn der Theaterdirektor fand, daß er ſelbſt den berühmten Schauſpieler Baron in Paris übertreffe. So wurde auch Billet ſehr für ſein Spiel als Opferprieſter in Olympie gelobt. Mad. Billet war eine Palmira, „jeune, naïve, charmante, voix de Syrène, coeur sensible, avec deux yeux qui fondaient en larmes;“ neben dieſer Dame war die berühmte Schauſpielerin Gauſſin nur eine Statue. Dann fährt Voltaire fort: „Nota bene que moi-même j'arrache l'ame au quatrième acte.“ An einer andern Stelle ſagt er: „Quiconque lit Cassandre frémit et pleure; mais quand je la lis, je transporte, je fais foudre.“ Der beſcheidene Voltaire vergißt aber, daß ſeine Zuhörer oft gar nicht dieſer Meinung waren. — Der von Paris kommenden Liebhaber waren ſehr viele. Man kam zu dieſen Vorſtellungen von Dijon und Turin her. Im März 1762 waren einmal nach dem Theater dreihundert Perſonen zum Souper im Schloß Ferney, und hernach Ball bis an den folgenden Tag. Der Herzog von Villars, ein Sohn des Marſchalls, ein mittelmäßiger Schauſpieler, aber leidenſchaftlicher Theaterfreund, nahm mit ſeinem bedeutenden Gefolge mehrmals die ganzen Délices ein, wenn Voltaire in Ferney war.

(Fortſetzung folgt.)

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Raumann. — Hundeverfolgung.

Bei Gelegenheit der in der letzten Zeit vielfach beſprochenen Errichtung von Denkmalen für die verewigten Karl Maria von Weber und Tiedge, erinnerte man ſich auch des am 17. April 1741 in dem, drei Viertelſtunden von Dresden entfernten Dorfe Blaſewitz geborenen vormaligen Kapellmeiſters Naumann, deſſen zu ſeiner Zeit hochgefeierter Name den Kennern der Tonkunſt noch nicht verklungen iſt. Seine Verehrer berathſchlagten ſich, über die dieſem Verſtorbenen zu erzeigende Ehre mit der Gemeinde Blaſewitz, und ſo wurde daſelbſt an Naumanns Geburtstag, unter Muſikbegleitung, feierlich der Grundſtein zu einem, nach dem Riſſe des Profeſſors Semper aufzuführenden Schulhauſe gelegt, welches ſchon lange am Orte ſchmerzlich vermißt worden. Man beſchloß auch jährlich an dieſem Tage ein Schulfeſt zu feiern. Ferner denkt man auf die Acquiſition des in fremden Händen ſich befindenden Hauſes, wo einſt Naumanns Wiege geſtanden, um aus ſolchem ein Armen-, Kranken- und Leichengebäude herzuſtellen. — Bekanntlich hat Schiller Naumanns Geburtsdorfe durch die in Wallenſteins Lager erwähnte „Guſtel von Blaſewitz“ einen literariſchen Ruf gegeben. Bei der Gourmandiſe hatte das Dorf vielleicht ſchon früher einen großen Stein im Brette durch die Vorzüge ſeiner „Stangenkuchen,“ eines Backwerks, wie eine ungeheuer hohe Krone geſtaltet, von außen mit vielen Zacken verſehen. Und zwar ſollte Naumanns Mutter, eine dortige Häuslerin, das beſondere Arcanum zu Fertigung ächter Stangenkuchen allein beſitzen. Nach ihrem Tode ging das Geheimniß auf den damaligen Blaſewitzer Gaſtwirth über. Neuerlich iſt die Kunſt, Stangenkuchen zu backen, vielleicht dem Dorfe Blaſewitz ganz untreu geworden. Dagegen gebühren ihre Erzeugniſſe in Dresden nunmehr zu den beliebteſten Artikeln einiger hieſigen Zuckerbäcker. Die noch übrigen alten Gourmands laſſen ſich's jedoch nicht ausreden, daß die Stangenkuchen der ſeligen Naumann weit beſſer gemundet hätten, ein Urtheil, welches die Zuckerbäcker, unter mitleidsvollem Achſelzucken, dem ſeitdem durch das Alter verdorbenen Geſchmack der unbefugten Kritiker zuſchreiben wollen.

Unter der Aufſchrift: Oeffentliches, bildet der Dresdener Anzeiger eine unentgeldlich zu benutzende Freiſtätte für alle die Stadt betreffenden Vorſchläge und Rügen, wenn letztere nur einigermaßen ohne grobe Verletzung des Anſtandes ausgeſprochen werden. Schon ſeit vielen Wochen füllen unſere vierfüßigen Mitbürger, die Hunde, oder vielmehr die Fragen über ihr Seyn oder Nichtſeyn, beinahe den ganzen Raum dieſer Freiſtätte aus. Der allerdings im Feuer des Zorns etwas barbariſch ausgefallene Wunſch der Ausrottung des ganzen hieſigen Hundevorraths hatte die Freiſtätte plötzlich zu einer förmlichen Arena umgeſtaltet. Die zahlreichen Hundefreunde erhoben ſich in Maſſe dagegen. Die Widerſacher der Hunde traten ebenfalls bewaffnet auf, und ſo gab es beinahe Tag für Tag Kämpfe im Anzeiger, die vermuthlich noch weit verletzender ſich geſtaltet hätten, wären nicht vielleicht die vielverwünſchten Scheeren der Redaktion und der Cenſur bedacht geweſen, die giftigſten Auswüchſe herunterzuſchneiden. Auch die Poeſie iſt bei den Haaren in dieſen Streit gezogen worden. Sie nimmt ſich daher freilich nicht ſonderlich aus, mag ſie als Gegnerin, oder als Beſchützerin der Hunde agiren. Vom allgemeinen, wirklichen Hundetodtſchlage ſind jetzt die Hundefeinde ſelbſt zurückgekommen. Deſto halsſtarriger ſcheinen ſie auf einem, allerdings nicht unkräftigen Surrogate zu beſtehen. Sie wollen nämlich, daß die Hundeſteuer von dem ſeitherigen zweidrittel Thaler auf vier Thaler jährlich erhöht werden ſolle. Es zeugt offenbar von der größten Seelenſtärke unſerer zahlreichen Hunde, daß ſie die ihnen drohenden blutigen Machinationen ganz ruhig mit anſehen und anhören, und ihre gewohnten inſtinktmäßigen Lebenszwecke nach wie vor in beſter Ordnung verfolgen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. Juni 1841.

Wie in der äußern Erscheinung die Leute sich heute minder unterscheiden als vordem, so ist es auch der Fall mit ihrem Geräthe. So geht Paris einer Art architektonischer Gleichheit und zugleich einer höchst prosaischen Einförmigkeit entgegen.

F. Kölle.
Paris im Jahr 1836.

Pariser Stadtprospekte.

II.

Bürgerliche Bauten. — Portier und Concierge.

Zu den während der lezten Jahre vollendeten Privatbauten, die das Publikum interessiren, gehören die glänzenden Galerien der Passagengruppe der Panoramas, der neue Magdalenenmarkt, der St. Lorenzmarkt, der neue Cirkus und das Panoramengebäude in den elysäischen Feldern, das Theater Saint-Antoine, der Musardsche Konzertsaal in der Rue-neuve-Vivienne, das Clubhaus des Cercle-des-Arts am Ende der Straße Richelieu, das Schauspiel-Kaffeehaus auf dem Boulevard Bonne-nouvelle, der Bazar in der Vorstadt Poissonnière, das „goldene Haus" auf dem Boulevard des Italiens u. A. Außerdem arbeitet man noch an wenigstens fünfhundert Privatgebäuden, die fast lediglich industriellen Zwecken gewidmet sind. An eigentlichen Privathäusern rechnet man über dreihundert von Grund aus neu erbaute Häuser größeren oder kleineren Umfangs; die Zahl der restaurirten oder reparirten Häuser ist Legion.

Die neue bürgerliche Architektur der Franzosen zeigt ein entschiedenes Bestreben, sich des demüthigen, schmuck- oder geschmacklosen Styls zu entledigen, in den sie seit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Regierung verfallen war. Wie in der äußern gesellschaftlichen Gliederung die Klassenunterschiede sich immer mehr und mehr verwischen, so ist es auch mit dem Bauwesen der Fall. Paris geht im Aeußern einer Art architektonischer Gleichheit entgegen, und die bürgerliche Baute unterscheidet sich nicht mehr, wie vordem, streng von der adeligen. Die großen Privatgebäude, welche man gegenwärtig aufführt, bieten indeß nicht die imponirenden architektonischen Massen der früheren Herrenhöfe, und haben den Uebelstand, daß die einzelnen, zwar zierlichen, aber ökonomischen, auf Ersparung des hier so wichtigen und kostbaren Raums berechneten Eintheilungen, die Stockwerke, die Fenster, die Thüren nicht im Verhältniß zur Masse des Ganzen, sondern zum Umfang der einzelnen Wohnungen genommen werden, wodurch sie kleinlich, bürgerlich prosaisch werden und dem Ganzen leicht ein kasernen- oder fabrikartiges Ansehen geben. Diese Gebäude tragen gleichsam ihren Geburtsschein an der Stirn und entsprechen ganz dem Charakter unserer merkantilen und industriellen Zeit; und die Wohnlichkeit mancher Häuser, welche gewinnsüchtige Unternehmer bauen, geht jezt in der engen Eintheilung eines Paketboots auf, wo der reiche Kapitalist jedem armen Miethsmann in dem großen Kasten seine Portion Licht und Luft zumißt.

Alle neueren Pariser Häuser sind aus fein gehauenen Werkstücken des schönen, in der Nähe von Paris brechenden

Kalksteins gebaut. Nur in den ersten Jahren kann man sehen, daß dieses Baumaterial von hellgelblicher Farbe ist; denn bald ziehen Nebel, Kalkstaub, Feuchtigkeit einen Schleier darüber und sie tauchen in das allgemeine Element des trüben Grau, wodurch Paris ein so verwittertes, felsgebirgartiges Ansehen erhält. Das Aeußere dieser gewöhnlichen Häuser ist meist zierlich und gewährt außer der netten und scharfen Fügung der Werkstücke mannigfachen architektonischen Reiz. Die Vorderseite mahnt an italienische Formen und den Geschmack der französischen Renaissance (Zeit von Franz I. bis Heinrich IV.). Einige Gebäude neuester Zeit sind mit architektonischem Schmuck überladen; am ärgsten dabei ist der seit der Verschönerung des Concordeplatzes eingerissene Unfug, welcher mit vergoldeten Balkons, Dachfirsten und ähnlichem Firlefanz getrieben wird und der gegen die Grundgesetze der ächten Baukunst verstößt, die keine unnützen Zierereien und Schnörkeleien leidet, sondern unerläßlich fordert, daß selbst der reichste Schmuck, die schönste Zier den Hauptmassen und Hauptlinien strenge untergeordnet sey. Einzelne neue Pariser Häuser zeichnen sich jedoch durch reiche, angemessene Façaden aus. Fenster, Thüren, Transen, Dachgeschoße, Galerien, kurz Alles ist mit schönen Bildereien verziert und macht eine erfreuliche Gesammtwirkung.

Das Innere der neuen Privathôtels ist meist nach dem altfranzösischen Styl des sechzehnten Jahrhunderts eingerichtet; in dem Innern der Bürgerhäuser gewinnt indeß die englische Lebensweise und Wohnlichkeit immer mehr Raum. Man findet darin mit Erdharz gepflasterte Hausfluren mit Statuen aus Paste, kleine Höfe mit Springbrünnchen, Oleandergebüschen und allerlei Zierpflanzen, Galerien um die Dachgeschoße und im Erdgeschoße möglichst helle und glanzende Buden. Sie enthalten eine mehr oder minder große Anzahl von bürgerlichen Wohnungen für einzelne Familien. Jede derselben hat hinter einem kleinen Ein- und Durchgange ein Vorzimmer, welches zugleich als Speisesaal dient, einen Salon und mehrere daranstoßende Schlafgemache, Kabinette, Boudoirs ꝛc. Die gedielten Fußboden, in den alten Häusern völlig unbekannt, nehmen in den neueren Bauten von Jahr zu Jahr zu. Die Wände sind mit Papiertapeten geziert und nie ohne Wandschränke; Spiegel über dem Kamin dürfen nicht fehlen, weßhalb in den neuen Quartieren auf allen zur Vermiethung aushängenden Tafeln „Appartemens fraichement décorés, ornés de glaces“ eine stehende Formel des Ausbietens ist, während in den alten Stadtvierteln die ehemalige, schmucklose Redensart „Appartemens à louer“ gebräuchlich bleibt, die allerdings nicht an den Fortschritt der Zeit, aber auch nicht an die Winddeutelei und Aufschneiderei des modernen Money making erinnert.

Die älteren Pariser Häuser zeichnen sich, der Mehrzahl nach, nicht sowohl durch architektonische Schönheit, als durch thurmartige Höhe aus; sie haben meist fünf, sechs, mitunter acht, neun Stockwerke, so daß die Sonne in viele Gassen sogar im hohen Sommer nicht dringt. So ein großes sechsstockiges Haus in einer belebten Gegend ist eine ganze Welt im Kleinen, oder vielmehr ein Schwarm kleiner Welten, eine getreue Abspiegelung des großen Makrokosmos, d. h. ein Verein von Gegensätzen, wo Glanz und Elend, Lachen und Weinen, Geazlen und Mißgestalten bei einander wohnen: im ersten Stock der höchste Ueberfluß und Luxus, im Speicher die bitterste Noth und Armuth, in der Mitte bescheidene Wohlhabenheit und kleinliche Oekonomie. Edelleute, Advokaten, Notare, Kaufleute, Gelehrte, Fabrikanten, Künstler, Staatsmänner, Nymphen erster und lezter Klasse wohnen darin über- und nebeneinander. Ueber der Eingangsthüre klappert der Wind mit dem blechernen Schilde des Ladenkrämers, welcher das Erdgeschoß inne hat; im Zwischengeschoß sitzen zwei Handlungscommis an ihren Schreibpulten, in Addiren, Dividiren und Copiren vertieft; neben drau steht der Cassirer hinter einem vergitterten Verschlage und klimpert mit Fünffrankenthalern oder hält Bankbillette gegen das Licht. In der nächsten Etage ist die Schreibstube eines Notars, mit Menschen, Heirathskontrakten und Aktenstößen angefüllt. Ueber ihm wohnt ein Glücklicher, der in einem Gewühl von Ueppigkeiten sich zu zerstreuen und mit einem Gepränge von Kleinigkeiten seines Gleichen nachzuäffen oder zu überbieten sucht. Höher hinauf beginnt das Reich kleinbürgerlicher Wirthschaften, wo Raum und Luft knapp zugemessen und die äußerste Grenze des häuslichen Behagens ist. Einen Stock höher findet man nur noch einen schmalen, finstern Gang mit lauter verschlossenen Thüren und kleinen Gemächern, deren Bewohner in aller Frühe ausgehen und erst am Abend wieder heimkehren. Unterm Dache endlich haust ein betriebsames, lustiges Völkchen, welches in Holz, Stein, Eisen, Journalen, Pappe, Papier u. s. w. arbeitet und dazu Bérangers Lieder singt. Gibt es noch höher einen bewohnten Raum, so ist es höchstens eine finstere Bodenkammer mit einem Strohsack, worauf das Elend winselt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität.

(Fortsetzung.)

Keine Religion dringt so sehr auf die Einheit Gottes, als der Islam; aber kein anderer Monotheismus enthält

so viele heidnische Elemente und läßt für den Aberglauben so großen Spielraum, als eben dieser. Groß und mannigfaltig ist das Reich der mohamedanischen Genien oder Dschinnen, welche theils in unbestimmten Räumen herumschwärmen, theils mehr an bestimmte Orte gebunden sind. Der Hauptsitz dieser, vor Adam aus Feuer erschaffenen Wesen ist die Bergkette Kaf, welche, nach der geographischen Ansicht der Mahomedaner, die ganze Erdfläche wie ein ungeheurer Wall umgürtet. Sie nehmen Speise und Trank zu sich, sie vermählen sich untereinander, und selbst mit Menschen. Einige sind Bekenner des Islam, andere Ungläubige, was an gewisse Berggeister auf dem Fichtelgebirg und anderwärts erinnert, welche, nach der Meinung des Volks, christgläubig sind und von Zeit zu Zeit ihre Kirchenandacht halten. Unaufhörlich durchstreifen jene Geister Erde und Luft, schnell wie der Blitz auf Wirbelwinden reitend; sie bewohnen gern verfallene Häuser, Bader und Oefen; besonders hausen sie als Effrieds oder Gespenster in den dunkeln Gemächern der Pyramiden und in Grabern. Sie erscheinen oft als Menschen, namentlich als Wasserträger, verwandeln sich aber auch in Thiere, z. B. in Katzen und Maulesel. Die Gläubigen unter ihnen sind großentheils wohlthätige Geister, wenn auch etwas reizbar; ihre Giaurs dagegen sind für die Menschen feindselige und schädliche Wesen, vor deren Einfluß der Mahomedaner sich durch Zaubersprüche u. s. w. zu verwahren sucht.

Wie bei uns im Norden gewisse Geister besonders in den sogenannten zwölf heiligen Nachten herumspucken, so erscheinen die Dschinnen, hier aber mehr die gutthätigen, am meisten in den ersten zehn Tagen des Moharrems, welcher der erste Monat des mahomedanischen Kalenders ist. Manche von den ungläubigen Dschinnen werden wegen ihrer Vergehungen durch die Wächter des Himmels herabgestürzt, wo sie dann in Gestalt von Sternschnuppen herniederfahren; eine Ansicht, die wenigstens poetischer ist, als die bei uns im Volke gewöhnliche, nach welcher diese meteorologischen, oder vielmehr kosmischen Erscheinungen, diese Weltspäne oder Weltanfänge, der Auswurf von Sternen seyn sollen.

Das schauerlich schöne Schauspiel des Nordlichts mag vielleicht eine, sonst für dunkel gehaltene Stelle in Tacitus Germania am besten beleuchten. Er sagt nämlich: „Ueber die Suionen (Schweden) hinaus ist ein anderes Meer, träg und fast unbewegt. Wie von ihm der Erdkreis umgürtet und eingeschlossen werde, bestätigt sich dadurch, daß der letzte Schimmer der eben untergehenden Sonne hier bis zum Aufgange so hell fortdauert, daß er das Sternenlicht schwacht; daß man außerdem von ihr, wenn sie aus dem Ocean wieder hervortaucht, ein Gebrause vernehme, Göttergestalten sehe und ein umstrahltes Haupt erblicke, fügt der Glaube hinzu.“ (Nach Bredows Uebersetzung): Hier sehen wir deutlich das Nordlicht. Neuere haben bei Erscheinung desselben in den Polargegenden bemerkt, daß sich öfters die von allen Seiten kommenden verschiedenartigen Feuergarben im Scheitel des Beobachters zur Spitze einer Krone vereinigen; dann sey das Phänomen am prächtigsten. So sah Maupertuis im Dezember 1736 gegen Mittag ein so rothes, lebhaftes Nordlicht, daß das Sternbild des Orion wie in Blut getaucht erschien; seine Farbe wurde bald violett, bald blau, und bildete eine Krone. Bei manchen Nordlichtern ist ein eigenthümliches Geräusch. Gmelin (in seiner „Reise durch Sibirien“) sagt, daß man das Schauspiel anfangs nicht ohne Furcht erblicken könne; denn ein so großes Getöse begleitet dasselbe, ein Zischen und Brausen, wie bei dem größten Feuerwerk. Das umstrahlte Haupt bei Tacitus ist wohl die Krone, welche Neuere beobachtet; als Göttergestalten erblickte man vielleicht vormals, was Neuern als Feuergarben, Lichtgürtel u. s. w. erschien.

Auf hügelreichen und waldigen Bergen gibt es Naturerscheinungen, die man auf Ebenen entweder nicht, oder nicht in dieser Art findet, und so mag daraus manche eigenthümliche Volkssage entstanden seyn, wie z. B. die Sage von der Hulda auf den Gebirgen Norwegens. Ihr Andenken lebt noch immer bei den dortigen Bauern. Sie halten Hulda für die unterirdische Königin, oder auch für eine Frau des Vatterkönigs, der in einigen Gegenden Thusselin heißt und klein von Gestalt seyn soll. Dagegen glaubt man überall, daß die Hulda eine große alte Frau sey, dunkel von Farbe und, von hinten angesehen, einem Troge gleich, und daß sie zuweilen bei rauhem Wetter ganze Heerden schwarzgrauer Kühe und Schafe in die Wälder treibe; vielleicht graue Regenwolken, die von dem Sturmwind in die Wälder gejagt werden, und die, wie wir wissen, besonders in Berggegenden gar mancherlei phantastische Bildungen annehmen. Bekanntlich hat schon Aristophanes in den „Wolken“ diese Gestaltung derselben nach seiner Weise, d. h. komisch, besprochen. — Man sagt auch bei Schneegestöber: Frau Hulda macht ihr Bett, daß die Federn davon stieben; dasselbe sollen die Westphalen sagen, nur daß sie Frau Holla dafür setzen. Zu Zeiten glaubte man sogar, in Norwegen die Wohnung der Frau Hulda zu sehen: mehrere norwegische Bauern versichern, sie haben zu Zeiten Höfe mit wohlangebauten Feldern erblickt, wo doch nichts als Busch und Wald war; vielleicht eine Art Fata Morgana. Sie ist am meisten bekannt von ihrem Gesang, einem hohlen, klagenden Ton, den man oft in den Bergen hört, und der wohl auch anderwärts zur Sage von Geisterstimmen Veranlassung gegeben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

(Fortsetzung.)

Voltaires Theater.

Das Theater des Délices, auch Théâtre des Bastions genannt, weil es ganz nahe an den Bastionen von St. Jean liegt, wurde der Genfer Regierung immer verhaßter, weniger als dramatische Bühne denn als ein Ort, wo es mit der Sittlichkeit eben nicht genau genommen wurde. Dazu trug auch J. J. Rousseau durch sein Eifern gegen das Theater wesentlich bei, und es gelang Voltaire nicht, ihn durch das Anerbieten der Ermitage als Geschenk für sich zu gewinnen. Als daher 1768 das Theater des Délices in Flammen stand, liefen viele Genfer herbei, nicht um zu löschen, sondern um es wie ein Freudenfeuer anzuschauen. — Von da zogen sich die Zuschauer nach Châtelaine, wo bereits einige herumziehende Theatertruppen Vorstellungen gegeben hatten. Man baute einen neuen Saal, wo unter Voltaire's Oberleitung Aufresne und Lekain spielten. Es leben noch mehrere Genfer, die als Knaben diesen Vorstellungen beigewohnt haben, und Genaues davon erzählen können. Dabei saß Voltaire in einem Lehnstuhl auf dem Theater und sprach bei manchen Stellen steigend seinen Beifall aus, indem er immer stärker mit dem Stocke auf den Boden pochte und dabei rief: „C'est bien, oh, que c'est bien! C'est ça, c'est bien ça! Mit dergleichen Exklamationen begnügte er sich aber nicht, sondern gerieth gleich in heftige Wuth, wenn Etwas nicht ganz nach seinem Sinn war; dann wurde in der Tragödie Komödie gespielt. Damals trat Lekain in Alzire und Aufresne im Père de famille auf. Das erste Theater in Châtelaine war nur von Holz, es wurde aber abgebrochen und von Stein wieder aufgebaut, mitten im Dorf. Dies Gebäude ist auch jetzt noch vorhanden, dient aber nur zur Aufbewahrung von Heu und Rüben, was eben nicht sehr zu den Masken, Flöten und Tamburinen paßt, die sich hie und da noch gemalt auf den verfaulenden Mauern zeigen. Ein Augenzeuge aus jener Zeit sagte mir: „Voltaire hat mich oft eben nicht sanft auf die Backen geklopft und an den Ohren gezupft. Meine gute Kindsmagd Claudine war eine Nichte der alten Barbara, seiner Haushälterin, und führte mich fast alle Sonntage auf das Schloß. Der alte Voltaire war krittelig und steckte die Nase in Alles. So kam er auch oft in die Küche, sah das Gemüse zurecht machen, deckte die Töpfe auf u. s. w. In der Küche war ich dann auch mit Claudinen, und da erschreckte mich Voltaire mit seiner Donnerstimme und seinen Liedkosungen, die Püffen so ähnlich sahen, daß ich ihnen gern aus dem Weg ging."

Zwei Jahre vor seinem Tod schrieb Voltaire (1776) an den Grafen d'Argental: „Sie wissen vielleicht, daß ein herumziehender Troubadour, Namens St. Gérand, den Frau von St. Julien protegirt, bemerkt hat, daß in meiner artigen, kaum gebauten Stadt (Ferney) ein großes Magazin stehe, aus dem man einen Komödiensaal machen könne, zu dem ganz Genf und die ganze Schweiz herbeikommen würden. Schnell hat er auf meine Kosten ein Theater aufgeschlagen und sich mit Lekain verstanden, um die dreizehn Schweizerkantone anzulocken. Lekain ist auch gekommen und hat Ferney berühmt gemacht. Er hat ganz vortrefflich gespielt, bald in Ferney, bald zwei Stunden davon (in Châtelaine) auf einem andern Theater, das auch dem Troubadour St. Gérand gehört. Die dreizehn Kantone sind herbeigekommen und entzückt gewesen." Hier ist, wie in allem Voltaireschen, viel Uebertreibung, denn die dreizehn Schweizerkantone bestanden aus französischen Theaterliebhabern von Lausanne, das damals dermisch war, von Bern, Neufchatel und den umliegenden Orten, wo französisch gesprochen wird. Gleich übertrieben ist Voltaires Lob der Schauspieler und Schauspielerinnen unter seiner Direktion, eigentlich nur Ausfluß seiner unbändigen Eitelkeit. Als Entschuldigung für seine Manie führt er seinen Gesundheitszustand und — den erschrecklichen Schnee an, der ihn umgibt. Auf ähnliche Weise könnte er vielleicht seine Vorliebe für das Trauerspiel Olympia erklären, das zwanzig Jahre lang immer wieder aufgeführt wurde, wiewohl dies Stück schwach an Interesse und nichts weniger als korrekt ist.

Kurz nach der Erwerbung und Einrichtung der Délices, nämlich 1758, kaufte Voltaire das Schloß Tournay, zwischen Ferney und den Délices gelegen, nicht weit von Genf. Kaum war es in seinen Händen, so wurde auch schon ein Theater daselbst eingerichtet, so wenig dergleichen Nachbarschaft von der Genfer Regierung gern gesehen ward. Da Manche über diese Theaterpassion des „Ferneyer Patriarchen" spotteten, der sich nicht genug selbst hören konnte, so schob er Alles auf den Geschmack der Frau Denis, seiner Nichte, Haushälterin und Freundin, die ihm hier als Sündenziege dienen mußte. Hier trat er als Alvarès in Alzire, als Narbas in Mérope, und als Argire in Tancred auf und ließ sich bewundern. Indessen täuschte er sich doch nicht über das Räumliche dieses Theaters und nannte es selbst in einem Brief (1759) ein Polichinelltheater. „Mein Polichinelltheater in Tournay ist sehr klein, aber doch standen wir gestern neun Mann hoch im Halbzirkel ziemlich bequem darauf, noch dazu mit Lanzen und Schildern... Eine Bande schlechter Musikanten aus Sachsen, die Lue (Friedrich II.) aus ihrem Lande gejagt hatte, bildete unser Orchester." Besonders war er auf seinen Tancred versessen; dies Stück konnte er nicht genug bewundern. Einige vornehme Theaterliebhaber versuchten sich auf dem Tournayer Theater, unter andern der Herzog von Villars. Als er einmal den Gingistan im Orphelin de la Chine gespielt hatte, trat er voll fröhlichem Genügen zu Voltaire und fragte ihn: „Nun, wie finden Sie mein Spiel? Habe ich es gut gemacht?" Darauf erwiderte der immer kaustische Voltaire: „A merveille, Monseigneur, à merveille, parbleu! comme un duc et pair!"

Voltaire gab sich alle Mühe, Zuschauer für sein Theater herbeizuziehen, mit Genf gelang ihm dies aber nicht, wie er wünschte, denn die Genfer getrauten sich nicht hinzugehen. Die Klügsten nahmen gar keinen Theil daran, denn Voltaires Theater zu besuchen oder nicht zu besuchen, war eine politische Parteisache geworden. Dies ging so weit, daß sich der Generalprokurator Tronchin zu Voltaire verfügte und ihm erklärte, wenn er das Theater nicht einstelle, so werde sich die Regierung gezwungen sehen, unangenehme Maßregeln zu ergreifen. Voltaire war über diese Aeußerung unwillig und widersetzte sich hartnäckig. Es war daher im Genfer Staatsrath drauf und dran, daß ein Gesetz gegen alle theatralischen Vorstellungen erlassen wurde. Man beschränkte sich aber am Ende darauf, jeden Dilettanten des Tournayer Theaters zu bitten, aus Patriotismus auf diese Belustigung Verzicht zu leisten. Die meisten versprachen dies auch förmlich dem ersten Syndikus Michel Lullin, dem damaligen Haupt der Republik.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 11. Juni 1841.

In jeglicher Stufe menschlicher Bildung, wie unter jedem Himmel, gerathen eigene Besonderheiten der Poesie.

Jacob Grimm.

Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität.

(Fortsetzung.)

Vielleicht gehört auch hierher und läßt sich auf ähnliche Weise erklären, was man wenigstens früher von dem Untersberg im Salzburgischen erzählt hat, und was ich aus des Lazarus Gitschners, schon im Jahre 1745 erschienenen Beschreibung des Berges hier mittheile. Der große Gebirgsstock, der zwischen Salzburg, Reichenhall und Berchtesgaden in einem Umfang von fünf Meilen sich ausdehnt, wurde von jeher auch der Geister- und Wunderberg genannt, weil nach der Volkssage ein unterirdisches Geistervolk ihn bewohnt, das auf mancherlei Weise Kunde von sich gibt. Noch in neuern Zeiten vernahm man aus den Bergen Waffengeräusch und den Lärm von Trommeln bis nach Salzburg hin. Ganz besonders bekannt und verrufen machte sich das Geistervolk durch seine nächtlichen Besuche in den Kirchen um den Wunderberg. Noch immer beschwört es ein großer Theil der Bergbewohner, daß diese Kirchen, Marlon, Gmain, Marezoll, St. Peter, St. Paul u. s. w. um Mitternacht manchmal in heller Prachtbeleuchtung glänzen, und daß man den Tumult der Unterirdischen daraus vernehme, die hier zu ihren Metten sich versammeln. — Auch hier mögen eigenthümliche physische Ursachen zu Grunde liegen.

An diese Nachricht knüpfe ich eine andere, die ich Bartholdys „Krieg in Tyrol" verdanke und der ich folgende Bemerkung vorausschicke. Die ohnedies lebhaftere Einbildungskraft der Bergbewohner, erhizt durch frühere tragische Begebenheiten, die in ihrer Gegend geschehen, braucht nur einiges Feuer und Licht und nur einige Naturlaute, um sie als Geistererscheinungen und Geistertöne mit jenen Begebenheiten in romantische Verbindung zu bringen. Noch im Jahr 1811, also zwei Jahre nach dem Krieg in Tyrol, habe man dort, wird versichert, auf unzugänglichen Felsen Gewehre knallen gehört. Aus Moosen und Heiden streckten zerfleischte Arme und krallenartige Finger sich dem schaudernden Wanderer entgegen. Mehr als einmal sahen die bayerischen Wachen den alten Kaiserthurm von Kufstein zur Nachtzeit in hellen Flammen stehen. Zu Meran und im Pusterthal erblickten Bauern, die um die Geisterstunde nach den Wiesen gegangen waren, um sie zu bewässern, auf den Bergjochen lange Züge österreichischer Soldaten mit Kanonen und anderem Zeug, und sie vernahmen, wenn sie das Ohr an den Boden hielten, das Getöse eines Heeres, den Hufschlag von Pferden, das Lachen unbändiger Krieger; jedoch Alles zerfloß in Dunst, sobald sie auf Nebenpfaden hinzuschlichen. Auf dem blutgetränkten

Friedhof bei Wilten aber schwärmen, gleich Irrwischen, in der Dämmerung blaue Flämmchen auf den Gräbern der erschlagenen Tyroler.

Welchen Einfluß, außer dem Stammes- und Volkscharakter, besonders die Oertlichkeit, die ja immer mit jenem in Wechselwirkung begriffen ist, auf die Bildung und Färbung der Sagen und des Volksglaubens ausübe, beweist uns auch die ossianische Geisterwelt, die wir uns ohne die wolkigen Berge, die nebligen Seen und die öden, von stürmischen Winden durchsausten Heiden Kaledoniens nicht wohl denken können, so wie die Heldenlieder der neueren Bergschotten. Sehr schön sagt Walter Scott: „Ein wahrhaft altes schottisches Lied ist ein Edelstein aus unsern eigenen Gebirgen, oder vielmehr eine kostbare Reliquie alter Zeiten, die das Gepräge des Volkscharakters an sich trägt, ein Urbild, welches zeugt, wie das Nationalantlitz aussah, bevor das Geschlecht ein gemischtes geworden war.“ Die sagenhaften Wesen, womit die Schotten die wilden Ströme und Seen der erhabenen und einsamen Landschaften ihrer Berge so gern bevölkern, lassen sich mit ähnlichem Aberglauben bei andern nordischen Völkern Europas vergleichen. Aber Schottland übertrifft in dieser wüsten und unheimlichen Fruchtbarkeit der Phantasie alle andern Länder, vermöge der Natur seiner Landschaft, der nebelhaften Pracht und Unstetigkeit des Klimas, der wilden und düstern Begebenheiten seiner Geschichte, der Eintheilung seiner Bewohner in Clans, der an bestimmten Orten haftenden Gefühle, Begriffe und Vorurtheile derselben, der Besonderheit seines Dialekts, in welchem alle Arten von seltsamen und eigenthümlichen Vorstellungen enthalten sind; dazu das abgesonderte Leben der Bergbewohner, die einsiedlerischen Gewohnheiten der Hirten, die einen großen Theil ihres Lebens einsam auf ihren Bergen zubringen; ihre überlieferten Gesänge, welche jeden Felsen und jeden Fluß mit urweltlichen Erzählungen schmücken, die von einem Zeitalter auf das andere, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden.

Ich komme auf unsere heimischen Gebirge und Wälder zurück. Der Odenwald ist bekanntlich durch manche Sage verherrlicht. Hier war's, wo, nach dem Nibelungenlied, der tapfere Sifrit, auf jener verhängnißvollen Jagd, als er seinen Durst an der frischen Quelle löschen wollte, durch den tückischen Hagen getödtet ward. Hier lebt noch immer die weitverbreitete Sage von der Erscheinung des Lindenschmidts oder des Landgeistes, jenes Rodensteiner Ritters, der bei jedem Ausbruch eines deutschen Krieges von seiner verfallenen Burg mit brausendem Zug durch die Luft nach der Burg Schnellerts zieht: eine von vielen Zeugen, wie man sagt, verbürgte Erscheinung, die man aus der Beschaffenheit der Gegend zu erklären sucht.

Auch das Fichtelgebirg, namentlich die Gegend um den Ochsenkopf und Schneeberg, hat Volkssagen, von denen manche aus der Lokalität hervorgegangen oder durch sie umgebildet worden sind. Die dortigen Sagen von unterirdischen Gewölben, die sich nur zu gewissen Zeiten öffnen und ihre Herrlichkeit an Gold, Silber und Kleinodien sehen lassen, sollen nach der Meinung Mancher aus einer gewissen Lichtstrahlenbrechung entstanden seyn. Namentlich soll die Hauptquelle der mythischen Grottenbeleuchtung das trügerische Moos seyn, das sich vorzüglich schön auf der merkwürdigen, nach Preußens unvergeßlicher Königin benannten Luisenburg in einer Höhle links am Eingange in die dortigen Anlagen findet, wo es durch seinen, von der Refraktion der Lichtstrahlen entstehenden Schimmer die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich ziehe. Es ist eine Art Laubmoos, das dort unter dem Namen des leuchtenden Mooses bekannt ist. — Gewiß ist es, daß manche wundersam mit farbigem Gestein oder mit Stalaktiten versehene Grotte Veranlassung gab zu Sagen vom Sitz der Zwerge und Gnomen, wiewohl die Bergstollen und Schachten und die Köpfe der Bergmänner die frühsten Geburtsstätten derselben gewesen sind. — Gebirge mit ihren, sich ineinander verlierenden Hügeln, Schluchten, dunkeln Thälern, Waldpartien und Ruinen sind die rechte Heimath von Dämonen und Geistern. Am hellen Tag und wo viele Menschen sind, auf fruchtbaren, offenen Ebenen, da spucken keine Geister. Sie lieben, gleich den Romantikern, das Verfallene, was schon eine Vergangenheit in sich trägt, das Verborgene, Einsame, Nächtliche. Die frühere Sage auf dem Fichtelgebirg, daß die dortigen Waldmännchen und Berggeister vor dem Geräusch der Hammerwerke, überhaupt vor dem Treiben der Menschen sich in tiefere Einsamkeit zurückgezogen, finden wir auch anderwärts, nur verändert wieder. Was sie vertrieb, war die Fackel der sogenannten Aufklärung.

(Schluß des ersten Artikels.)

Pariser Stadtprospekte.

(Fortsetzung.)

Diese Welt im Kleinen ist dem Thürsteher unterthan, welcher seine Unterthanen gewöhnlich in so despotischer Weise regiert, daß sie einem absoluten Herrn Ehre machen würde. Diese Thürsteher sind eine nicht unmerkwürdige, eigenthümlich pariſiſche Klasse von Menschen, welche man beim Herumtreiben auf dem Flur des eigenen Hauses oder vor den Häusern seiner Bekannten und Halbbekannten bald als die wichtigsten Personen und Hausgenossen

Digitized by Google

kennen lernt. Es iſt rathſam und nicht genug anzuempfehlen, daß man ihnen mit Höflichkeit begegnet und mit Freigebigkeit ihren guten Willen lohnt und ihre heimtückiſchen Abſichten hindert; denn daß dieſe Leute, wie ich hier oft gehört, häufig von der Polizei als Spione beſoldet werden, möchte ich nicht mit Gewißheit verſichern, iſt aber ſehr wahrſcheinlich. Jedes Haus in Paris hat ſeinen Thürſteher, weil alle Hausthüren verſchloſſen ſind. Man klopft oder ſchellt, und in demſelben Augenblick ſpringt der innere Riegel vermittelſt eines in das Kabinet des Thürſtehers geleiteten Zuges auf.

Wie in allen Klaſſen der Geſellſchaft, ſo haben auch in dieſer die letzten fünfzig Jahre eine auffallende Veränderung bewirkt. Früher gab es nur zwei Species von Thürſtehern: die ſogenannten Schweizer in den vornehmen, reichen Hôtels, und die Portiers in den Bürgerhäuſern. In neuerer Zeit iſt eine dritte Art von Thürſteher hinzugekommen, der Concierge, ein Mittelding zwiſchen Schweizer und Portier, und der dritte im Cerberusbunde. Der oberflächliche Beobachter bemerkt weiter keinen ſonderlichen Unterſchied zwiſchen einem Concierge und einem Portier; denn auf den erſten Blick, und ihrer Funktion nach betrachtet, erſcheinen ſie identiſch. Beide ſind gewöhnlich verheirathete Leute und bewohnen ein paar kleine Kabinette neben der Thür, wo ſie Tag und Nacht Wache halten; beide ziehen auf höfliches Begehren oder Melden den Thürriegel auf und nehmen Alles an, was den Tag über an Beſuchkarten, Billetten, Briefen, mündlichen oder ſchriftlichen Beſtellungen an die Hausbewohner abgeliefert wird; beide ſagen uns die Etage und Zimmernummer, wo der Herr oder die Dame wohnt, die wir beſuchen wollen. Aber damit hat die Aehnlichkeit der beiden in Rede ſtehenden Perſonen ein Ende; in allem übrigen, in Sprache, Sitten, Kleidung ꝛc. ſcheiden ſie ſich weſentlich von einander.

Der Portier iſt zugleich der Gewerbbeſteller des Hauſes (commissionnaire), der Zimmerputzer (frotteur), und außerdem entweder Flickſchneider oder Flickſchuſter. Die Pelzmütze auf's Ohr gedrückt und eine Leinwand- oder Lederſchürze um den Leib gebunden, rückt er nicht aus ſeiner „Loge" und verruſcht unverdroſſen die Offenherzigkeit alter Hoſen und Stiefeln. Der Concierge treibt kein Handwerk und ſpielt den Herrn, indem er den ganzen lieben Tag entweder gar nichts thut oder ſich mit Romanleſen die Zeit vertreibt. Der Portier lieſt auch — wer lieſt nicht in Paris? — aber bloß Abends, wenn ſein Tagewerk geendigt iſt, und an Sonn- und Feiertagen. Der Concierge hat auch bereits eine ausgewähltere Lektüre als der Portier: dieſer ſteht noch bei Pigault-Lebrun und wagt ſich höchſtens an Paul de Kock, welchen er jedoch zu ausgelaſſen dübiſch und ſchweiniſch findet; jener verſteigt ſich dagegen bis zu den Romanen von Balzac, ja ſogar bis zu denen von George Sand, und glaubt ſie zu verſtehen. Dieſe verſchiedene Lektüre erklärt, warum beide ſich ſo verſchieden ausdrücken. Der Portier macht entſetzliche Böcke und verfehlt nie, am Ende der Wörter ein z anzufügen, wo keines hingehört, und z. B. ſein J-aiz' été recht nachdrücklich zu betonen. Der Concierge hat ein feineres Ohr, verabſcheut grobe Sprachfehler und näſelt mit aller möglichen Anmuth: Je suis été.

Parlez ou portier! Dieſe höfliche Einladung ſteht mit großen Buchſtaben über dem kleinen Kabinet jedes Portiers, und que désire Monsieur? ruft's euch mit manierlichem Ton nach, wenn ihr dieſer Weiſung nicht achtet. Unordentlich und ſchmutzig, im altpariſer Geſchmack, ſieht's in dieſen Portierslogen freilich aus. Die Möblirung iſt mehr als beſcheiden; zwei geſchliffene Waſſerflaſchen und ein hölzerner Uhrkaſten ſind die einzigen Luxusgegenſtände dieſes kleinen, von Pechdrath, Juchten, Stiefelwichſe, Fett- und andern Gerüchen duftenden Kabinets, welches dem Portier zugleich Wohnung, Werkſtatt, Schlafſtelle, Küche, Vorrathskammer und im Nothfall Kinderſtube iſt. Aber der wackere Mann hat durch die rohen Zeiten der Revolution, als Erbſtück aus dem ancien régime jene Höflichkeit gegen Jedermann ohne ſelbſtiſche Abſichten gerettet, die den Franzoſen früher faſt durchgängig eben ſo angeboren oder anerzogen war, als die bornirteſte Eitelkeit und unbedingteſte Selbſtvergötterung. Er öffnet die Thür ſeines Kabinets, bittet euch näher zu treten, gefälligſt Platz zu nehmen u. ſ. w. Verſchließt Augen und Naſe, thut dem braven Mann den Gefallen, den dargebotenen Seſſel anzunehmen, und ſagt ihm, was ihr ſucht. Die beſtimmteſte Nachweiſung, der höflichſte Beſcheid, das ſicherſte Verſprechen der Beſtellung des Auftrags, wenn euer Freund oder eure Freundin nicht zu Hauſe iſt, erfolgt. Bedenkt euch nicht, ſelbſt Briefe oder Geld zu überliefern; Alles wird ſorgſam auf dem Tiſch hingerichtet, genau, mit dem Namen dabei, aufgezeichnet und richtig beſorgt. Dieſe Portiers vom alten Schlage beſitzen meiſt das volle Vertrauen des Hauseigenthümers, und entſprechen demſelben durch Pünktlichkeit, Treue und Aufmerkſamkeit. In guten, ſoliden Häuſern findet ein patriarchaliſches Verhältniß zwiſchen Hausherrn und Portier ſtatt, und dieſer verwächſt nach und nach mit der Familie, welche ihn unbedingt über das Haus ſchalten, die Hausmiethe einkaſſiren, kurz das ganze Hausweſen führen läßt. Es gibt hier Portiers, welche ſchon vierzig Jahre in derſelben Loge ſitzen, und nie wegbegehren von den Herren, in deren Dienſt ſie ſind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

(Schluß.)

Die deutsche Oper.

Nahe beim Schloß Tournay, in anmuthiger Lage war eine Meierei, die Voltaire kaufte und Ermitage nannte; sie ist gleichfalls in theatralischer Beziehung merkwürdig, weil Voltaire sie J. J. Rousseau zum Geschenk anbot, um ihm damit den heftig gegen sein Theater sprechenden Mund zu stopfen. Darüber schrieb er (1767) an den Herrn v. Pezay: „Die Verfolgungen, welche mir Rousseau vier Jahre lang zugezogen hat, waren der Dank für mein Anerbieten, ihm das Landhaus Ermitage zu schenken, das Sie zwischen Tournay und Ferney gesehen haben. Sie kennen der Madame Denis Geschmack für's Theater; sie gab Vorstellungen in den Schlössern Tournay und Ferney, wo denn die Genfer dankenweise herbeiströmten. Herr Rousseau nahm dies zum Vorwand, um die Partei der Repräsentanten und einige Prädikanten, Minister genannt, gegen mich aufzuregen." Rousseau, der in seiner Eigenthümlichkeit großen Genuß darin fand, Geschenke von Reichen auszuschlagen, hatte natürlich auch die Ermitage nicht von Voltaire angenommen, und ihm dagegen geschrieben: „Ich liebe Sie nicht, denn Sie verderben mir meine Republik durch Ihr Theater in Tournay."

Nach Rousseaus und Voltaires Tod wurde die Genfer Regierung nicht nur nachsichtiger gegen das Schauspiel, sondern erbaute auch an der Porte Neuve das hübsche Theater, worin seitdem alle Jahre sechs Monate lang von französischen Mimen mehr oder weniger mittelmäßig gespielt wurde. — Seit es steht, ist ihm keine solche Glanzzeit geworden, als seit einigen Wochen, wo Herr Edele aus Würtemberg mit seiner deutschen Operngesellschaft eingezogen ist. Wie vor einigen Jahren die deutsche Oper in Paris großen Beifall fand, wie dies in diesem Augenblick noch in London der Fall ist, so hat auch hier für das Theater und den Tonsinn eine neue Zeit begonnen, welche ich die deutsche nennen möchte. Dazu mußte freilich viel Günstiges und selbst Ausgezeichnetes zusammenwirken. Edele selbst, in Lindpaintner's Schule gebildet, ist ein tüchtiger Musiker und Musikdirektor. Er brachte mit seinem eben nicht zahlreichen Orchester, durch dessen zartes und doch kräftiges Zusammenspiel eine früher nicht gekannte Wirkung hervor, die durch einige vorzügliche Musiker im Einzelnen noch erhöht wurde. Das eigentliche Opernpersonal war noch zahlreicher und gewählter, was sich in den trefflichen, vollen Chören zeigte, besonders aber in den Solopartien, die unser sonst so kaltes Publikum trotz der fremden, unverstandenen Sprache zu unbändigem Beifall hinrissen, der sich bei Frau Eichfeld (Sopran) nicht auf fröhliches Toben und Herausrufen beschränkte, sondern sich ich unzähligen Kränzen, Blumensträußen, deutschen und französischen Gedichten aussprach. Allerdings ist Frau Eichfeld durch großen Umfang und jugendliche Festigkeit ihrer Stimme, durch Wohlklang, Intonation und perlende Leichtigkeit eine seltene Erscheinung. Von einem Verein von Freunden deutscher Kunst ward ihr bei ihrem ersten Erscheinen, als Rezia in Webers Oberon, neben vielen Blumensträußen auch ein Kranz mit folgendem Gedicht zugeworfen:

Nimm diesen Kranz, du liebe deutsche Frau,
Du freundlich Glanzbild aus des Maines Fluten,
Daß zu uns kam auf Sees tiefem Blau,
Auf klarer Wellen vielduechzog'nen Spuren.
Vom Vaterland trugst du den Zauberton,
Des Ganges süße Luft auf fremde Erde. —
Nimm diesen Kranz als duft'gen Blumenlohn,
Und denk' an uns am fernen, trauten Herde.

Wir sahen nach einander Opern von Mozart, Weber, Kreuzer, Meyerbeer, Beethoven, Rossini, Bellini, Donizetti und Auber, wobei auch gutes Spiel und sehr anständige Garderobe angenehm auffielen. Die deutsche Oper in Genf ist nicht bloß eine Theatersache, wovon diese Blätter mit Recht so wenig als möglich mittheilen, sondern eine nationale Kunsterscheinung auf fremdem Gebiet, eine Art von Eroberung der deutschen Muse. Günstig hat auch noch manches Andere mitgewirkt, besonders das anständige Betragen der ganzen Gesellschaft, die sich dadurch vortheilhaft von dem unterschied, was wir hier zu sehen gewohnt sind. Eine ähnliche, gleich verdienstliche deutsche Operngesellschaft wird immer in Genf so günstige Aufnahme finden und so gute Geschäfte machen als die gegenwärtige, zumal sie entschieden von der Regierung begünstigt wird, die Alles thut, um den Genfern das Erlernen der deutschen Sprache und deutscher Kunst zu erleichtern. Zum Schluß noch eine Bemerkung. Während zu Voltaires Zeiten die Regierung sich große Mühe gab, die Genfer vom Theaterbesuch in Délices, Châtelaine, Tournay und Ferney abzuhalten, während sich in den letzten zehn Jahren die Männer, Frauen und Mädchen unserer ausgezeichnetsten Familien ganz fern vom unsittlich gewordenen französischen Theater hielten, sah man dieselben Familien die deutsche Oper anhaltend besuchen und herzlichen Antheil daran nehmen. So erblickten unsere Logen wieder einen Schmuck an Frauen und Mädchen, wie man ihn längst nicht mehr gesehen hatte; das Theater ward wieder, was es immer seyn sollte, der Vereinigungspunkt gewählter und schöner Gesellschaft. Ja, sogar auf unsere Gamins, auf das Publikum des Paradieses wirkte die germanische Kunst; denn diese sonst höchst unartigen und tobenden Leute erlagen dem orphischen Zauber und wurden zahm.

Räthsel.

Gegenstück zum Proteus in Nr. 94.

Ein andrer ächter Proteus
Wird hinter mancher Mauer
Süß, geistreich, bitter, sauer,
Ja beissend, — zart und mild.

Mit steinernem Gewande
Weiß er sich selbst zu zieren,
Mit ihm zu tapezieren
Sein unterirdisch Haus.

An seinen guten Freunden
Kann ihn kein Mensch erkennen,
Sie sind wie Frost und Brennen,
Wie Tag und Nacht verschieden.

Er kann gleich edeln Britten
Im Unterhaus rumoren;
Doch, weil er hochgeboren,
Steigt er ins Oberhaus.

Zu fürchten ist der Proteus
Und kann euch schwer verletzen,
Wenn er an den Gesetzen
Der Fortbewegung rüttelt.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. Juni 1841.

En France on fait, par un plaisant moyen,
Taire un auteur, quand d'écrits il assomme:
Dans un fauteuil d'académicien,
Lui quarantième on fait asseoir cet homme.
Piron.

Victor Hugos Einführung in die französische Akademie.

Am 3ten d. M. fand vor einer glänzenden Versammlung die feierliche Aufnahme Victor Hugos in die französische Akademie statt. Er hatte nach dem Gebrauche eine Lobrede auf den Akademiker zu halten, dessen Platz er eingenommen, auf Nepomuk Lemercier. Den Haupttext zu seiner Rede bot ihm der bekannte Umstand, daß Lemercier, der Jugendfreund Bonapartes, mit Napoleon nichts zu schaffen haben mochte. So konnte er sich über sein Lieblingsthema, Revolution und Kaiserreich, in seiner Weise verbreiten; und er täuschte die Erwartung in so fern, als er es absichtlich vermied, von den literarischen Parteien geradezu zu sprechen. Sichtbar war sein Bestreben, den Zug seiner romantischen Einbildungskraft zu zügeln; dennoch ist sein, wohl viel zu langer Vortrag voll jener ungeheuern Bilder und kecken Sprünge, welche auf die Anhänger des alten Styls so widrig wirken wie elektrische Schläge, und, was schlimmer ist, oft genug den Menschenverstand empören. Was Lamartines Aufnahme in die Akademie angekündigt, das ist durch V. Hugos Eindringen entschieden: die Akademie kann nicht mehr seyn, was sie bisher gewesen, die Wahrerin der poetischen und literarischen Sprache in ihrer überlieferten Form. Einige Bruchstücke der Rede werden den Lesern willkommen seyn. Wir geben in sorgfältiger Uebersetzung den Eingang und das auf das Geschick Frankreichs und seiner Literatur im Allgemeinen sich Beziehende.

* * *

Zu Anfang dieses Jahrhunderts bot Frankreich den Nationen ein prachtvolles Schauspiel. Ein Mann erfüllte Frankreich und machte es so groß, daß es Europa erfüllte. Dieser Mann, dunkler Herkunft, der Sohn eines armen korsischen Edelmanns, das Geschöpf zweier Republiken, der florentinischen von Seiten seines Hauses, der französischen von Seiten seiner selbst, hatte sich in wenigen Jahren zu einem Königthum erhoben, wie die Geschichte kaum ein erstaunlicheres gesehen. Er war ein Fürst durch Genius, Geschick und That. Alles in ihm verkündete den rechtmäßigen Inhaber einer providentiellen Herrschergewalt. Die drei obersten Bedingungen hatten sich an ihm erfüllt: die geschichtliche That, des Volkes Ruf und die Weihe. Eine Umwälzung hatte ihn geboren, ein Volk hatte ihn gewählt, ein Papst hatte ihn gekrönt. Könige und Feldherrn, selbst von der Hand des Schicksals gezeichnet, hatten, im Vorgefühl ihrer eigenen finstern, geheimnißvollen Zukunft, in ihm den Auserwählten des Geschicks erkannt. Das war der

Digitized by Google

Mann, zu dem Alexander von Rußland, der zu Taganrog sterben sollte, die Worte sprach: „vous êtes prédestiné du ciel;“ zu dem Kleber, der in Egypten sterben sollte, sprach: „vous êtes grand comme le monde;“ zu dem Desair, der bei Marengo gefallene, sprach: „je suis le soldat, et vous êtes le général;“ zu dem Valhubert im Todeskampfe bei Austerlitz sprach: „je vais mourir, mais vous allez régner.“

Sein Kriegsruhm war unermeßlich, seine Eroberungen riesenhaft. Jahr für Jahr schob er die Grenzen seines Reiches vor, weit hinaus über die majestätischen und nothwendigen Marken, welche Gott Frankreich angewiesen. Vor ihm verschwanden die Alpen, wie vor Karl dem Großen, die Pyrenäen, wie vor Ludwig XIV.; er sezte über den Rhein, wie Cäsar, er hätte um ein Kleines über den Kanal gesezt, wie Wilhelm der Eroberer. Unter diesem Manne hatte Frankreich hundert dreißig Departements; einerseits reichte es zur Mündung der Elbe, andrerseits stieß es an den Tiber. Er war das Oberhaupt von vier-und-vierzig Millionen Franzosen und der Schutzherr von hundert Millionen Europäern. Zum kecken Ausbau seiner Grenzen verwendete er zwei souveräne Herzogthümer, Savoyen und Toskana, und fünf alte Republiken, Genua, die römischen Staaten, Venedig, Wallis und die vereinigten Provinzen. Er legte seinen Staat in Mitten Europas an, gleich einer Citadelle, und zu Bastionen und Vorwerken nahm er zehn Monarchien, die er zumal mit seinem Reiche und mit seinem Hause verschmolzen. Aus all den Kindern, seinen Brüdern und Vettern, welche mit ihm zu Ajaccio im kleinen Hofe des Vaterhauses gespielt, machte er gekrönte Häupter; er verheirathete seinen Adoptivsohn an eine Prinzessin von Bayern, seinen jüngsten Bruder an eine Prinzessin von Würtemberg. Und er, nachdem er das deutsche Reich Oesterreich entrissen und es unter dem Namen des Rheinbunds gewissermaßen sich selbst angeeignet, nachdem er ihm Tyrol genommen, um es Bayern zu geben, Illyrien, um es mit Frankreich zu vereinigen, er geruhte, eine Erzherzogin zur Gemahlin zu nehmen. An diesem Manne war Alles Glanz und übermenschliche Größe. Er war über Europa wie ein wunderbares Gesicht. Eines Tags sah man ihn umgeben von vierzehn gesalbten und gekrönten Häuptern, zwischen Cäsar und Czar, auf einem Stuhl, höher als die übrigen. Einmal gab er Talma das Schauspiel eines Parterre voll Königen. Schon am frühen Morgen seiner Macht kam ihm die Laune, in einem Winkel Italiens den Namen Bourbon aufzugreifen und denselben groß zu machen in seiner Weise: aus Ludwig, Herzog von Parma, machte er einen König von Etrurien. Durch ein kaiserliches Dekret theilte er Preußen in vier Departements, blokirte England, erklärte Amsterdam für die dritte Stadt des Reichs — Rom war nur die zweite — oder versicherte der Welt, das Haus Braganza habe zu regieren aufgehört. Als er über den Rhein ging, kamen die deutschen Kurfürsten, Leute, die Kaiser gemacht, ihm auf ihren Grenzen entgegen, hoffend, er könnte sie zu Königen machen. Der Nachfolger Karls des Großen, der Urenkel Ludwigs XIV., der Herr von Spanien und Indien, bat sich eine seiner Schwestern zur Gemahlin aus. Seine Soldaten, die alten Grenadiere, gleich vertraut mit ihrem Kaiser und mit dem Tod, verstanden ihn, schalten ihn und beteten ihn an. Nach den Schlachten entspannen sich zwischen ihm und ihnen jene großartigen Zwiegespräche, welche die großen Thaten so prächtig commentiren und die Geschichte zur Epopee machen. Seine Macht wie seine Majestät hatte einen Anstrich von Einfalt, Rauhheit und Entsetzen. Er hatte nicht, wie die Kaiser des Orients, zum Schenken den Dogen von Venedig, oder wie die deutschen Kaiser zum Stallmeister den Herzog von Bayern; aber es konnte ihm einfallen, daß er den König, der seine Reiterei befehligte, in Arrest schickte.

Zwischen zwei Feldzügen grub er Kanäle, eröffnete Straßen, stattete Theater aus, beschenkte Akademien, rief Entdeckungen hervor, gründete großartige Denkmale, oder er entwarf Gesetzbücher in einem Gemach der Tuilerien und zankte sich mit seinen Staatsräthen, bis er in einem Gesetzesartikel den Schlendrian des Verfahrens durch die erhabene, ursprüngliche Anschauung des Genies verdrängt hatte. Endlich, und mit diesem Zug vervollständigt sich, nach meinem Gefühl, das sonderbare Bild eines riesenhaften Ruhms, er war durch seine Thaten so tief mit der Geschichte verschmolzen, daß er sagen konnte: „mein Vorgänger, Karl der Große,“ und es wirklich sagte; und er hatte sich durch seine Heirath dergestalt mit der Monarchie verwoben, daß er „von seinem Oheim, dem König Ludwig XVI.“ sprechen konnte und wirklich sprach.

Dieser Mann war ein Wunder. Sein Glück hatte Alles unter ihn gebracht. Wie ich Ihnen eben in's Gedächtniß gerufen, die größten Fürsten buhlten um seine Freundschaft, die ältesten Königshäuser suchten seine Verwandtschaft, die ältesten Edelleute drängten sich zu seinem Dienst. Da war kein Haupt, es mochte noch so hoch gestellt, noch so stolz seyn, das sich nicht vor der Stirne beugte, auf die Gottes fast sichtbare Hand zwei Kronen niedergelegt, die eine von Gold, und diese heißt Herrschaft, die andere von Licht, und diese heißt Genius. Alles auf dem Festlande neigte sich vor Napoleon, Alles — nur sechs Poeten nicht, meine Herrn; erlauben Sie, daß ich es in diesen Räumen ausspreche und stolz darauf bin: nur sechs Denker nicht, die in einer knieenden Welt aufrecht geblieben, und diese glorreichen Namen

Digitized by Google

heißen: Ducis, Delille, Frau v. Staël, Benjamin Constant, Chateaubriand, Lemercier.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Stadtprospekte.

(Schluß.)

Ganz anders der Concierge. Ueber seinem Kabinet steht kurzweg: Concierge, zu lesen, was so viel sagen will, als: ich bin der Mann, an den ihr euch wenden müßt, wenn ihr die Erlaubniß haben wollt, über eine Stiege zu steigen. Wenn ihr den vieldedeutenden Sinn des Worts Concierge nicht errathet und ohne Weiteres vorbeigeht, so ruft euch aus einem kleinen Guckfenster eine barsche Stimme nach, welche gewöhnlich mürrischen Bescheid ertheilt, wenn ihr keinen großen Miethsmann erfragt. Er hütet sich wohl, die Thüre seines Kabinets zu öffnen: ihr lehnt euch an das kleine Wandfenster und nehmt nicht ohne Verwunderung wahr, daß auf dem Kamine des Conciergezimmers eine aladasterne Stutzuhr und zu jeder Seite derselben die Büste irgend eines berühmten Mannes (die gewöhnlichsten Pendants sind Voltaire und Rousseau) prangt. Das übrige Ameublement stimmt ganz mit diesem kleinbürgerlichen Kaminschmuck überein. Das ganze Wesen des Concierge spielt in's Spießbürgerliche und Neufranzösische. An die Stelle der alten, rücksichtslosen Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen ganz fremde Personen ist eher das Gegentheil getreten; statt daß er mit altfranzösischer Urbanität und Botmäßigkeit, wie es einem Thürsteher ziemt, die Fragen der Besuchenden beantwortete und mit unverdrossener Gesprächigkeit über Alles Auskunft ertheilte, hört man, außer der Angabe: in dem und dem Stock, das und das Zimmer, und dem lakonischen Montez! nichts von ihm. Aufträge und Bestellungen an Miethsleute werden zwar ausgerichtet, jedoch mit unfreundlichem Gesichte und wie mit Widerwillen angenommen. Die Concierges sind in der Regel ebenso zuverläßig und genießen in gleichem Grade des Vertrauens des Hausherrn, bezeigen aber diesem nicht so große Anhänglichkeit und Dienstdotentreue, und wechseln viel häufiger als die Portiers. Sie betrachten sich, im Verhältniß zu ihrem Hausherrn, nicht als Bediente, sondern als besoldete Verwalter oder Inspektoren, und sehen sich daher nach andern Stellen um, so oft die Lust nach Veränderung, besonders aber die Hoffnung auf Verbesserung bei ihnen wach wird. Gebt einem Portier beim Einzuge drei und zu Neujahr fünf Franken, so macht er tausend Kratzfüße und begleitet euch aus seiner Loge bis an die Schwelle der Hausthür, während der Concierge für das doppelte und dreifache Trinkgeld sich höchst trocken bedankt, kaum vom Stuhle aufsteht und beim Weggehen euch über die Achsel ansieht. Der Portier ist bei seiner Arbeit ganz Auge und Ohr, er hört und sieht Alles, was im Hause aus- und eingeht, wogegen der Concierge in seinem Farniente Vieles unbeachtet läßt, mit und ohne Absicht. Der Portier ist gleich höflich gegen alle Miethsleute und gleich bereitwillig zum Anziehen der Schnur, mag ihn der Arbeiter aus dem sechsten, oder der Fabrikherr aus dem ersten Stock darum ersuchen. Der Conrierge dagegen mißt seine Dienstfertigkeit nach den Treppen ab, die ihr über ebener Erde wohnt: die größte Zuvorkommenheit und Geschwindigkeit für die erste, viele Bücklinge und glatte Worte für die zweite, Artigkeit und Anständigkeit für die dritte, ein unverschämtes Gönnerlächeln für die vierte, ein gleichgültiges Gesicht und kein Wort für alle höhern Etagen, ausgenommen wenn ein ausgelegtes Briefporto einzufordern ist.

Der Portier ißt nach der alten Sitte um zwei Uhr zu Mittag; seine gewöhnliche Mahlzeit besteht aus Fleischbrühsuppe, einem Stückchen Braten oder Rindfleisch, Salat oder Gemüse, was er mit Brod und gewässertem Wein an einem ungedeckten, wackligen Tische verzehrt. Bisweilen ladet er Abends einen guten Freund zu Gast und regalirt ihn mit Aepfelwein und gebratenen Kastanien. Der Concierge speist, nach der neuen Eintheilung des Pariser Tags, um fünf Uhr auf einem weißen Tischtuch mit silbernem Besteck, und hat stets zwei, drei Gerichte und zwei Schüssein zum Nachtisch, nebst dem Gläschen Cognac. Er gibt Soiréen, wo der Dameuflor der Nachbarschaft eingeladen und Punsch oder Thee mit Backwerk oder Sandwichs gereicht wird. Kurz, zwischen beiden Gattungen von Thürstehern liegt eine gesellschaftliche Umwälzung, deren Einwirkungen sich in Frankreich bis in die tiefsten Kreise und in die kleinsten Alltäglichkeiten des Lebens verfolgen lassen. Die Familie der Concierges florirt und mehrt sich zusehends, während die Sippschaft der Portiers allmählig ausstirbt und verkümmert. Nur die alten soliden Bürgerhäuser halten noch Portiers; bei jeder Reparatur, welche der neue Hauseigenthümer vornehmen läßt, tritt der Portier vom Schauplatz ab, um dem Concierge das Feld zu räumen; und da die Reparaturen und Neubauten von Jahr zu Jahr zunehmen, kann man mit Gewißheit voraussagen, daß diese Menschengattung bald nur noch bei einigen alten Leuten im Andenken seyn wird. Noch fünfzig Jahre, und der Pariser Portier ist so unsichtbar, wie Sankt Peter, der himmlische Thürsteher. C. C.

Digitized by Google

Dichterbaum.

Wein ſpenden Palmenbäume,
Und Milch und ſüßes Brod;
Wo Palmen hochauf ſteigen,
Da hat kein Dichter Noth.

Es ſtreut die edle Palme
Die Blätter lang und grün
Zu einer Schreibetafel
Den Dichtern gnädig hin.

Die Palme ſelbſt iſt Dichter,
Ihr Säuſeln iſt Beſcheid
In wunderbaren Zungen
Aus älteſter Menſchenzeit.

In Palmenwäldern lebte
Die reine Väterwelt,
Der Herr hat unter Palmen
Sich Adam dargeſtellt.

Ein Bild des ewgen Ruhmes
Unalternd ſteht ſie da,
Der Fuß in Felſen wurzelnd,
Das Haupt den Sternen nah.

Palmbaum, im Reich der Dichter
Dein iſt das Königthum!
Dorr dir, du dunkler Lorbeer,
Der Palme gilt mein Ruhm!

Freimann Pfeiffer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Mai.

Die Quäckerin am Genferſee.

Nicht um die reizenden Savoyerberge, die tiefblaue Fluth, die fernen Gletſcher und das ganze anmuthige, glückliche Land zu ſehen, kam Eliſabeth Fey an den Leman, wie ſo viele tauſend ihrer Landsleute; ihr war es um Ernſteres zu thun, denn ihr ganzes Leben und Trachten gehört nicht der Freude und dem Genuß an, ſondern nur der Erleichterung der ſchwerſten Leiden der Menſchheit. Ein weiblicher Howard, lebt dieſe Engländerin nur für Uebelthäter und Verbrecher. Ihre Arbeiten zu Gunſten der weiblichen Gefangenen begannen bekanntlich im Gefängniß von Newgate; ſie wurden immer bedeutender, und dürfen nirgends überſehen werden, wo man an die Verbeſſerung der Gefängniſſe, ſo wie an ſittliche und religiöſe Beſſerung der Gefangenen denkt. Seit langen Jahren arbeitet ſie unabläſſig daran, die Vereine für entlaſſene Gefangene zu ermuntern und zu unterweiſen. Sie iſt ſo zu ſagen der Mittelpunkt alles Bemühens, Milde und Mitleid an denen zu üben, welche die Geſellſchaft ausgeſtoßen hat. Im Herbſt vorigen Jahrs kam ſie von dem humanen, menſchenfreundlichen Genf, wo ſie die treffliche Pönitenzanſtalt genau geprüft hatte, zu gleichem Zweck nach Lauſanne. Auch hier zeigte ſie wenig Luſt am See und an den Bergen, ſondern ging gerade auf das Pönitenzhaus zu. Frau Fry dachte nirgends daran, Veränderungen oder Verbeſſerungen vorzuſchlagen; ſie kam bloß, um zu ſehen und eine Anſtalt zu beobachten, die nach kompetenter Richter Urtheil bereits eines vorzüglichen Rufs in Europa genießt, die ſchon von vielen Reiſenden, desgleichen von eigens abgeſandten Regierungskommiſſarien beſucht worden iſt. Leiſtet doch die Schweiz auch im Erziehungsſyſtem der Pönitenz Außerordentliches. Frau Fry kam und verſprach ſich ein wahres Vergnügen, wie nur ſie ſolches kennt. Sie ſcheint es auch gefunden zu haben. War es doch, als ſehe ſie in unſerem großen Pönitenzhaus einen lang bekannten lieben Ort, an dem ſie Alles fand, was ſie wünſchte. Die ſeltene Frau iſt gleich merkwürdig durch die edle Einfalt ihres Betragens und ihrer Worte wie durch ihren ſich immer gleichbleibenden Feuereifer, den die Jahre in ihrem Gemüth nicht vermindern konnten. Sie ſpricht nur von entſchieden nützlichen und praktiſchen Dingen, die noch intereſſanter werden durch ihre heitern, wohlwollenden, edeln Züge. Ihr Ausdruck iſt anmuthig, geiſtvoll und freundlich. Mit Nebendingen beſchäftigt ſie ſich nicht, denn die Zeit iſt ihr ſehr koſtbar. Es iſt als wollte ſie Jedermann ſagen: „Sie wiſſen, warum ich eile; arbeiten wir vereint, um die Unglücklichen, die Gottes Wort nicht folgen, zu ihm zurückzuführen.“ Mit großer Aufmerkſamkeit hört ſie auf die Beantwortung ihrer Fragen, und dabei läßt ſie ſich nie auf Diskuſſionen ein. Man ſieht, es liegt ihr Alles daran, ſo viel als möglich zu hören und zu lernen, den Kreis ihrer Erfahrungen zu erweitern, weil ſie Andern wieder damit nützen will. Sie ſpricht nicht von dem, was ſie anderwärts geſehen oder gehört hat, noch weniger von dem unſäglich Vielen und Heilbringenden, was ſie bisher verſucht und begründet. Nur mit den Comités läßt ſie ſich in weitere Geſpräche und Entwickelungen ein, wenn ſie glaubt, daß es nützen kann. In der Regel fragt ſie nur und billigt oder ſchweigt. Tadel ſpricht ſie nie aus, man ſieht ihn aber auf ihrem Geſicht. — Im Augenblick, wo ſie in die große Werkſtätte der Frauen im Lauſanner Pönitenzhaus trat, ſprach ſie das im Engliſchen bedeutende Wort: capitol — ganz vortrefflich — mit aller Lebhaftigkeit aus. Dies weite Lokal war eben ganz von der Sonne erhellt, und alle Sträflinge arbeiteten in tiefem Schweigen. Bald nahm ſie die Stelle der erſten Aufſeherin ein, und nach ihrer Gewohnheit ſprach ſie herzlich mit den Sträflingen über ihre Verirrungen. Sie läßt ſich dabei nicht durch die Schwierigkeit abhalten, daß ſie nur wenig franzöſiſch ſpricht und einen Dolmetſcher braucht, um ſich verſtändlich zu machen. Ihre Sprache iſt liebreich und doch von Ausdruck. Durch ihre ernſten Quäkerkleider und die beſondere Würde ihrer Haltung wurde erſetzt, was durch Ueberſetzung ihrer Reden verloren ging. Immer waren ſie durch Form und Inhalt anziehend und ganz neu.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 17.

Sonnabend, 12. Juni 1841.

Mozin's grosses Wörterbuch.

Fünfte Lieferung.

[254] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 1ste Abtheilung der 3ten Lieferung von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Frapper — Jeudi

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klassen angehören. Bereichert ist dieselbe außerdem durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze, wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt; wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[248] Bei uns ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brunnendiätetik.

Anweisungen

zum

zweckmässigen Gebrauche

der

Gesundbrunnen und Mineralbäder Deutschlands

von

Dr. Fr. Aug. von Ammon.

4te Aufl. 12. In engl. Einband. 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1841.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[253] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Maiheft 1841.

Inhalt: Bericht der HH. Arago und Séguier über den Wasserstandszeiger des Hrn. Daillet. — Bericht der HH. Coriolis, Gambay und Savary über die Pumpe des Hrn. Milch. — Beschreibung der verbesserten doppeltwirkenden Saug- und Druckpumpe der HH. v. Ertel und Sohn in München; von L. Seelinger. Mit Abbild. — Arth. Walkers Verbesserungen im Graviren mittelst Maschinen. Mit Abb. — Theod. Walkers verbesserter Zuführmechanismus für Kardätschmaschinen. Mit Abb. — Carsons verbesserte Apparate zur Erzeugung eines Luftzuges in Schornsteinen, Schachten und zur Ventilation mittelst Dampf. Mit Abb. — Youngs Verbesserungen an Lampen. Mit Abb. — Penots Bemerkungen über die Fabrikation des Leuchtgases. — Fortgesetzte Versuche über Dauerhaftmachung des Holzes; von Hrn. A. Boucherie. — Bemerkungen Biots über Boucherie's Methode, das Holz zu conserviren. — Bemerkungen Payens über denselben Gegenstand. — Verhalten der Fette gegen Metalloxyde; Theorie der Seifenfabrikation. — Ueber die Bereitung der Schlichte aus Kartoffelstärke; Bericht des Hrn. Emil Dollfuß über eine von Hrn. Fries aus Guebwiller der Société industrielle in Mülhausen gemachte Mittheilung. — Jones' Verfahren, Stärke insbesondere aus Reis zu fabriciren. — Ueber neuneuchatel-kohlensaures Kali und Natron. Von R. Hermann. — Ueber Salpeterbildung und insbesondere über Mauerauswitterungen; von Hrn. Kuhlmann. — Ueber hydraulischen Kalk; von Vicat, Hericart de Thury und Poncelet. — Bells Verfahren, das Kupfer aus den Kupferschlacken zu gewinnen. Mit Abbild. — Ueber die neuere Verbesserung des Daguerreotyps, und die Anwendung desselben zum Portraitiren lebender Personen. — Miscellen. Verzeichniß der im März 1841 in England ertheilten Patente. — Ueber Stöhrers elektromagnetische Maschine. — Der wahre Erfinder der mechanischen Flachsspinnerei. — Ueber den Betrieb der Gas-, Weiß-, Puddlings- und Schweißöfen zu Wasserabfingen. — Ueber Stanhope's Loupe. — Fontainemoreau's Verfahren, Kupfer, Messing ꝛc. zu vergolden und zu versilbern. — Vorschrift zur Bereitung einer lebhaften grünen Farbe. — Troubats Verfahren, Essig aus Kartoffeln oder Reis zu fabriciren. — Lamberts wohlfeile Seife. — Die Leistungen der kaiserlich Moskau'schen Ackerbaugesellschaft.

Zweites Maiheft.

Beschreibung der am Bord der Dampffregatten Gorgon und Cyclops befindlichen Maschinen. Mit Abbild. — Beschreibung mehrerer Leitrollen, welche von Hrn. Eugen Saladin der Société industrielle in Mülhausen vorgelegt wurden. Mit Abbild. — Horions und Smiths Verbesserungen in der Verfertigung und Construction der Ketten für Bergwerke und andere Zwecke. Mit Abbild. — Huckvale's Verbesserungen an Pflügen. Mit Abbild. — Warne's Sieh- oder Sitzapparat für Schuhmacher. Mit Abb. — Spencers verbesserter Flieger zum mechanischen Zwirnen der Baumwolle, Wolle, Seide, des Flachses und anderer Faserstoffe. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Fracoeur über einen Gasmesser, welcher von Hrn. Cude erfunden wurde. Mit Abbild. — Ueber die verbesserte Einrichtung der Gasleitungshähne in der Gasfabrik zu Frankfurt a. M. Mitgetheilt von Dr. Adolph Poppe jun. Mit Abbild. — Weitere Bemerkungen über einige Umstände, unter welchen der Dampf Elektricität entwickelt; von Dr. Karl Schafhäutl. — Ueber die Ursache der Erzeugung der Daguerre'schen Lichtbilder; von M. J. Roberts, Esq. — Die Gewinnung der Boraxsäure aus den heißen Gasströmen in Toscana; von Hrn. Payen. Mit Abbild. — Verfahren, um Aechtschwarz, Krapproth, Hellroth und Krapppviolett, Catechu, Gelb, Grün und Blau auf einmal aufdrucken und ausfärben zu können; von F. R. Tscheppe. — Galvanisches Verfahren zum Probiren der Kupfererze; von Hrn. Byrs. — Ueber die Anwendung des fetten und des hydraulischen Kalks zu den Festungsmauern; von Hrn. Vicat. — Ueber die Gährungsfähigkeit der Zuckerarten; von Heinrich Rose. — Das neueste Macerationsverfahren von Mathieu de Dombasle, wonach man aus Runkelrüben, deren Saft $7\frac{1}{2}$ Grade nach Reaumé wiegt, $10\frac{5}{10}$ Proc. krystallisirten Zucker gewinnt. — Beschreibung der Fabrikation der Stearinsäure-Kerzen; von Prof. Jähtel. — Ueber Dextrinfabrikation in Frankreich; von Hrn. Chevalier. — Ueber die Conservation des zur Nahrung bestimmten Fleisches; von M. Gannal. — Ueber die Ventilation der Gegenminen; vom Ingenieur-Hauptmann Troncart. — Miscellen. Ueber Dampfkessel-Explosionen. — Joh. Opelts Woll-Kämm-Maschinen-System. — Gartenspritze von Risler und Heilmann in Paris. — Ueber das in Rußland erfundene, Carbolin genannte Brennmaterial. — Ueber den Verbrauch von Brennmaterial im Verhältnisse zur Höhe der Zimmer. — Verzinken des Eisens nach Sorel. — Verbesserung in der Bereitung des Eisens; von J. J. Guest und T. Evans zu Dowlar in Glamorganshire. — Ueber eine bei der Prüfung des Chlorkalis zu beachtende Erscheinung. — Befestigung der Beizen auf den Kattunen ohne Trocknen. — Rübenzuckerfabrikation in Frankreich. — Ueber die Fortschritte in der Fabrikation des chinesischen Papiers in Frankreich. — Bitumenpapier, um Bibliotheken und Bücher vor aller Feuchtigkeit zu schützen. — Ueber Reinigung und Aufbewahrung des zum Mahlen bestimmten Getreides; von C. Delranchant. — Fortschritte der Industrie in Rußland.

* * *

Von diesem gemeinnützigsten und wohlfeilsten Journale Deutschlands erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

[256]

Steudel Nomenclator botanicus.

Editio secunda.

Elfte Lieferung.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Elfte Lieferung: Ranunculus — Senecio. Subscriptionspreis 1 fl. oder 16 Gr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erscheinen und zum Subscriptionspreis von 12 fl. oder 8 Rthlr. bis zur Vollendung des Drucks zu haben seyn. Sollte das Werk, wie zu erwarten ist, mehr als 12 Lieferungen umfassen, so wird der Preis dadurch für die Subscribenten nicht erhöht, sondern die nachfolgenden Bogen denselben gratis nachgeliefert.

Der Druck wird möglichst beschleunigt, so daß jeden Monat eine Lieferung die Presse verlassen und das vollständige Werk in kürzester Frist fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[189] So eben ist erschienen:

Richard Savage

oder der Sohn einer Mutter.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von **K. Gutzkow.**

Im Taschenbuch dramatischer Originalien, herausgegeben von Dr. Franck, fünfter Jahrgang. (Preis dieses Jahrgangs, mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern, elegant cartonnirt, 3 Thlr. 16 Gr.)

Leipzig, im Dec. 1840.

F. A. Brockhaus.

---

[250] Im Verlage der C. F. Nast'schen Buchhandlung in Ludwigsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrathig zu finden:

Telemach,

ins Deutsche übersetzt nach Fenelon. Fünfte Auflage. X und 307 Seiten. 8. Preis 1 fl. 12 kr.

Contesà ma fille par Bouilly,

mit erläuternden Noten und einem Wortregister, für die weibliche Jugend bearbeitet von G. Kißling, Professor. Zweite verbesserte Auflage. XVI und 290 Seiten. 8. Preis 1 fl. 12 kr.

Der deutsche Horaz.

Uebersetzung sämmtlicher lyrischen Dichtungen des Quintus Horatius Flaccus, in den Versmaßen der Urschrift von Dr. W. Binder, Professor. VIII und 278 Seiten. gr. 16. elegante Ausgabe. broch. 1 fl. 12 kr.

☞ Die nöthig gewordenen neuen Auflagen, correcter und guter Druck, verbunden mit sehr billigen Preisen, sind wohl die beste Empfehlung für diese Ausgaben.

---

[252] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Mai 1841.

Größere Aufsätze.

Kurdistan. 1) Das Land und seine Bewohner. 2) Neuere Verhältnisse. — Die Waldungen in Surinam und die Benutzung derselben. — Etwas über die Götter der alten Russen. — Die nördlichen Gestade der cimbrischen Halb-

Digitized by Google

insel. 1) Das Vorgebirg Bowbjerg; 2) Agger; 3) Westervigs Kloster; 4) der Meereseinbruch; 5) die Räuberburg Färgeborg; 6) Klimöllee; Franzosenerinnerungen; 7) der Hjertebjerg in der Nordwestecke der Halbinsel; 8) die Kalksteinküste Bolbjerg; 9) das Wildmoos; 10) Rubjerg und Lönstrup; das Volk von Wendsyssel; 11) der Strandweg; 12) die Miler, oder die bewegliche Landschaft; 13) Skagen. — Steeisjüge durch Oberschlesien. — Das Waisenhaus zu Samarang auf Java. — Die Einsiedler in der französischen Armee. — Die flämische Sprache. — Notizen über Musik, Gesänge und Tänze der Japaner. — Bilder aus Griechenland: die ehemalige Residenz Nauplia und die dasigen Deutschen. — Die Erscheinung. Eine Legende aus den schottischen Hochlanden. — Der Tarif in England. — Die Sklaverei auf den molukkischen und Sunda-Inseln. — Ueber die zu Autun aufgefundene griechisch-christliche Steininschrift. — Ein Blick auf die Alterthümer Armeniens. — Die Stämme Oberalbaniens. — Briefe aus dem Innern von Frankreich. Erster Brief. — Das Opiumrauchen im ostindischen Archipel. — Der Fang des Seiude- und Dögling-Wallfisches durch die Färinger. — Die Stellung der Engländer jenseits des Indus. — Notizen aus dem Innern Rußlands. — Oesterbottnien. — Das deutsche Künstlerfest des Cervaro bei Rom. — Spanisches Theater. Zweiter Artikel. — Parlamentsdebatten über Zucker- und Getreidezoll. — Ein chinesisches Gastmahl. — Petersburger Skizzen: Landleben der Petersburger. — Die Fischerei an den Lofoden. — Persische Bauern. — Die Insel Pitcairn. — Englische Truppen in Indien.

Chronik der Reisen.

Reisen in Norwegen von Hammerich: Reise in der Gegend um den Mjösen. — Reisen durch Armenien und Kurdistan. Von Southgate. — Ausflug ins Sabinergebirge vom 3. bis 5. Mai 1840. — Güylaffs Reise in Korea, nach den Lieou-kieou-Inseln und nach Japan.

Kleinere Mittheilungen.

Neuere Götter der Hindus in Deccan. — Doctor und Scharfrichter zugleich. — Ueber die Gattung Eucalyptus in den australischen Wäldern. — Der Sumpi oder Giftbaum in Abel. — Sonderungen auf dem Meere. — Schecige und geschwänzte Menschen im javanischen Hochlande. — Vermehrung der k. Bibliothek in Paris. — Bewahrung von Holz, Leinwand und Seilwerk. — Beabsichtigter artesischer Brunnen im Jardin des Plantes zu Paris. — Ausfuhr von Porter und Ale aus England. — Mastodontenzahn in England. — Signale für Dampfschiffe bei Nacht. — Die Kreuzabnahme von Carew. — Die malayische Sprache. — Anwendung der Myrthen statt der Sumach. — Die belgischen Schnitter als Arbeiter an den Festungswerken von Paris. — Die russische Industrie. — Blutrache unter den Albanesen. — Abfahrt der Nigererpedition. — Indische Nachrichten: Aufstand unter den Duranis um Candahar. — Versoegung der indischen Truppen mit Perenssionsgewehren. — Sammlung etruskischer Alterthümer in London. — Vermehrung der englischen Seeleute. — Maurerei in der englischen Armee. — Ueber die englische Miliz. — Die englischen Regimenter in Indien. — Ruinen von Silva in Nordafrika. — Zahl der Häuser in den russischen Städten. — Etwas über die bulgarische Sprache. — Geschichtliche Notiz über Alemsan. — Fleischconsumtion in Paris. — Theaterstücke in Spanien. — Volksunterricht in Frankreich. — Llaguno's Werk über die spanischen Architekten. — Literarisches Verbot gegen die Juden in Rußland. — Der Waralis im nördlichen Concan. — Die Zigeuner bei Granada und in Sevilla. — Gold im Talkschiefer. — Geschichtliche Preisfrage in Flandern. — Cursus der malayischen Sprache in Paris. — Notiz über Yucatan. — Art die Kinder zu züchtigen bei den Malayen. — Gemälde von Francisco Francia in England angekauft. — Amerikanischer Schuldner. — Seltsame Schenke in London. — Geldsendung von Haiti nach Frankreich. — Ackerbauschule für Findelkinder in Frankreich. — Freierer Zutritt ins Oberhaus für Fremde. — Chinesische Bibliothek zu Petersburg. — Ueber den Färbestoff des Pagurus bernhardus. — Sammlung von Abgüssen der Kopfformen oceanischer Völker. — Neue Säemaschine. — Kirchenmusik in Paris. — Mineralreichthum in Südrußland. — Unentgeldliche Zulassung der Schweizer in die polytechnische Schule in Paris. — Die Colibertz in Poitou. — Thätigkeit der British and foreign Bible Society. — Reise des Hrn. Eyre durch den australischen Continent. — Ertrag der Fischerei an den Lofoden. — Schiffbarmachung der Narenta.

---

[249] Bei J. Schiefedecker in Zeitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Der Geist
der Gräfenberger Wasserkur
von **J. H. Rausse.**
3te Auflage. 8. broch. 12 Gr. (15 Sgr.)

Wasser thuts freilich!
Miszellen
zur Gräfenberger Wasserkur
von **J. H. Rausse.**
2te Aufl. 8. broch. 1 Rthlr. 12 Gr. (1 Rthlr. 15 Sgr.)

Rausse war der erste wahre Apostel der Heilwahrheit des kalten Wassers. Mit ungemeiner Geistesschärfe, die Fackel der Wahrheit stets in der Hand, verfolgt er in diesen beiden Werken negativ und positiv sein erhabenes Ziel, indem er alle pathologischen Richtungen, ihr Verhältniß zur Wasserkur und dabei zugleich diese selbst ihrem Wesen nach beleuchtet. Man erstaunt über die hier gebotene seltene Vereinigung von Popularität und Geistesreichthum.

---

[223] Die Modepflanzen unserer Zeit

Camellia und Cactus.

Anleitung
zur
Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch,
mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,
herausgegeben
von
W. Neubert.
8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (Ueber Camellien). Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befruchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.
J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. Juni 1841.

— Darum, daß ſie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehſt du, Heimath! die Deinen auch,
Und mahnſt in Träumen, wenn ſie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Hölderlin.

Erinnerungen.

Auf dem Balkan.

Es war ein Abend wunderſchön,
Der Himmel voll goldener Streifen,
Wir ließen von des Berges Höhn
Den Blick in die Ferne ſchweifen.

Im Thale ſtieg der Nebel auf,
Die hellen Farben erbleichen,
Es ſucht das Wild im raſchen Lauf
Den dunkeln Wald zu erreichen.

Wir ſtanden ſtumm und ſahn entzückt
Den Abend am Himmel thronen,
Wir ſahn die Felſen rings geſchmückt
Mit goldenen Sonnenkronen.

Und nur das Herz fühlt nicht die Pracht —
Es muß in die Ferne ſtürmen,
Wo dort ſich in der dunkeln Nacht
Die blauen Gebirge thürmen.

Es fliegt als Traum der Heimath zu,
Und flüſtert mit leiſem Wehen
Der ſüßen Liebe in heimlicher Ruh,
Wie ſchön es ſey auf den Höhen.

Adrianopel.

Ruhend auf dem weichen Kiſſen
Unter einer Rebenlaube,
Naſcht' ich ſaftige Melonen
Und das Blut der ſüßen Traube.

Duft'gen Kaffee in den Händen
Sizt der Mohr am Kohlendecken,
Nach der friſchgeſtopften Pfeife
Brauch' ich nur die Hand zu ſtrecken.

Schon war ich ein ganzer Türke,
Saß gedankenlos und lauſchte,
Wie durch der Cypreſſen Spitzen
Ueber mir der Nachtwind rauſchte;

Sah die blauen Abendnebel
Rings aus Thal und Klüften ſteigen,
Und die Blumen leiſe ſchlafen
Bei der Mücken luſt'gem Reigen.

Auf dem Minaret den Iman
Hört' ich hell und deutlich ſingen,
Und mein Herz es war ſo ruhig,
Kaum begann es mitzuklingen.

Digitized by Google

Wae geheilt und dachte nimmer,
Was es einſt ſo ſchwrr empfunden,
Nicht der Heißgeliebten Härte,
Keiner Schmrrzen, keiner Wunden.

Doch allmählig auf den Bergen
Glüht es ſildrrn, wird es heller;
Weiß doch nicht, warum ſo plötzlich
Schlagen meine Pulſe ſchneller.

Weiß doch nicht, warum ſo plötzlich
Fühl' ich jezt ein tiefes Wehe,
Fühl' es, wie ich in des Mondes
Volle blaſſe Scheide ſehe.

Fühle, daß aus meinem Herzen
Alle Ruhe iſt verſchwundrn,
Daß im hellen Mondenſcheine
Friſcher bluten ſeine Wunden.

Und es fließen meine Thränen
Bei dem bleichen Mondenſcheine;
Denn er iſt ſo bleich wie damals,
Als ſie ſprach: ſie ſey die meine.

Am Strande.

In heller, wundervoller Abendſtunde
Saß ich im deutſchrn Land mit den Genoſſen
Beim Wein, und treue deutſche Lieder floſſen
Aus unſern Herzen und aus unſerm Munde.
Dann waren Wald und Thal mit uns im Bunde
Und wiederholten freudig unſre Lrdrr,
Und heller ſchien der Mond auf uns dernieder,
Wenn ſo wir jubelten aus Herzensgrunde.
Das deutſche Lied hat nimmer uns verlaſſen,
'S war unſer Lieb und ging auf allen Wegen
Mit uns, durch Sonnenſchein, durch Schnee und Regen,
Durch weite Thäler und durch enge Gaſſen;
So weit der Fuß betrat die deutſche Erde
Stets aufgeräumt mit fröhlicher Geberde.

Als ich am Meeresſtrande jüngſt geſtanden
Und niederſchaute in die blauen Wogen,
Sind plötzlich Töne meiner Bruſt entzogen
Und Worte, die mich wunderbar umwandrn:
Es war ein Lied aus meinen Heimathlanden,
Ein einfach deutſches Lied nach ſchlichtee Weiſe,
Das hundertmal ich ſang in eurem Kreiſe,
Wenn wir beim Weine uns vereinigt fanden.

Doch jezt! mich trafen ſeltſam fremd die Klänge,
Nicht freudig tönten Berg und Thal ſie wieder,
Dumpf grollt' das Meer, fremd ſah die Palme nieder,
Die Möve ſchrie — kein Freund, der mit mir ſänge.
Ich ſtand allein und ſah das Meer ſich dehnen
Unendlich weit — und trockuete zwei Thränen.

F. W. Hackländer.

Victor Hugos Einführung in die franzöſiſche Akademie.

(Fortſetzung.)

Was wollte dieſer Widerſtand ſagen? Mitten in Frankreich, drr dem der Sieg, die Gewalt, der Glanz, das Imperium war, mitten im erſtaunten und beſiegten Europa, das, ſelbſt faſt franzöſiſch grworden, Frankreichs ſtrahlenden Ruhm zum ſeinigen machte, ſechs Geiſter in Empörung gegen einen Genius, ſechs Berühmte in Erbitterung wider den Ruhm, ſechs Poeten entrüſtet gegen einen Helden — was bedeutete dies? Meine Herrn, ſie vertraten in Europa das Einzige, was Europa damals nicht hatte, die Unabhängigkeit; ſie vertraten in Frankreich das Einzige, was Frankreich damals nicht hatte, die Freiheit.

Und dieſer Widerſtand war nicht nur gerecht, er war ruhmwürdig. Er kränkte den Kaiſer. Der Mann, der, wie er ſpäter auf St. Helena geſagt, „Pascal zum Senator und Corneille zum Miniſter gemacht hätte," dieſer Mann, meine Herrn, war ſelbſt zu groß, um nicht zu fühlen, was in Andern groß war. Ein gemeiner Kopf, geſtützt auf ſeine Allmacht, hätte über die Empörung des Talents verächtlich weggeſehen: Napoleon ging ſie nahe. — Man muß es laut ſagen, er war ein ächter Fürſt, dieſer Artillerielieutenant, der gegen die junge franzöſiſche Republik die Schlacht vom 18ten Brumaire, gegen die alten Machthaber in Europa die Schlacht von Auſterlitz gewonnen. Er war ein Sieger, und wie alle Sieger ein Freund der Werke des Geiſtes. — Es war ihm nicht genug, daß er die Leidenſchaften der Menge gebändigt, er hätte ſich gerne Benjamin Conſtant unterworfen; es war ihm nicht genug, daß er dreißig Heere geſchlagen, er hätte gerne Lemereier beſiegt; es war ihm nicht genug, daß er zehn Königseiche erobert, ee hätte gern Chateaubriand erobert. — — —

Unſere ältere Königslinie war die Trägerin der hiſtoriſchrn Ueberlieferung, der Convent war der Träger der revolutionären Ausbreitung, Napoleon war der

Träger der nationalen Einheit. Aus der Ueberlieferung fließt der Bestand, aus der Ausbreitung die Freiheit, aus der Einheit die Macht. Aber Ueberlieferung, Einheit und Ausbreitung, oder, mit andern Worten, Bestand, Macht und Freiheit, das ist ja die Kultur selbst. Wurzel, Stamm und Laub, das ist ja der ganze Baum. Die Ueberlieferung ist von großer Bedeutung für unser Land. Frankreich ist keine Colonie, die mit Gewalt zur Nation gemacht worden, Frankreich ist kein Amerika. Frankreich ist ein lebendiges Glied Europas; es kann so wenig mit der Vergangenheit brechen als sich von Grund und Boden losreißen. Und so hat, meiner Meinung nach, unsere lezte Revolution in ihrem Ernst, ihrer Kraft und Klugheit mit überraschend richtigem Gefühl es ausgefunden, daß, da einmal die gekrönten Häuser um der souverainen Völker willen da sind, auf gewissen Altersstufen der Königsgeschlechter die Erblichkeit von Fürst zu Fürst mit der von Zweig zu Zweig vertauscht werden muß; mit tiefem Verstande hat sie zum constitutionellen Oberhaupt einen alten Adjutanten von Dumouriez gewählt, der ein Urenkel Heinrichs IV., ein Großneffe Ludwigs XIV. war; mit hoher Weisheit hat sie ein altes Haus in eine junge Dynastie umgeschaffen, die zumal monarchisch ist und volksthümlich, in der Vergangenheit wurzelnd durch ihre Geschichte, hinausgreifend in die Zukunft vermöge ihrer Sendung.

Aber wie die geschichtliche Ueberlieferung, so, und nicht minder, ist auch die liberale Ausbreitung für Frankreich von großer Bedeutung. Verbreitung von Ideen, darin beruht seine eigenste Thätigkeit; durch die Ueberlieferung besteht es, durch die Ausbreitung lebt es. Wenn ich Ihnen vorhin ins Gedächtniß rief, wie stolz und mächtig Frankreich vor dreißig Jahren war, so lag meiner Seele der frevelhafte Gedanke fern, zwischen Damals und Jezt einen Gegensatz zu erblicken und so das heutige Frankreich herabzusetzen und zu entmuthigen. Wir können es mit aller Ruhe sagen, es ist so einfach und wahr, daß wir den Mund dazu gar nicht voll zu nehmen brauchen: Frankreich ist heute so groß wie je. In den fünfzig Jahren, seit Frankreich neben seiner eigenen Umwandlung an der Verjüngung des veralteten Gesellschaftslebens in der ganzen Welt arbeitet, hat es seine Aufgabe und seine Zeit in zwei gleiche Theile geschieden. Fünf-und-zwanzig Jahre lang hat es Europa mit seinen Waffen durchdrungen, seit fünf-und-zwanzig Jahren durchdringt es dasselbe mit seinen Ideen. Durch seine Presse beherrscht es die Völker, durch seine Bücher beherrscht es die Geister. Es erobert nicht mehr, gebietet nicht mehr im Krieg; dafür dicht es geistig die Bahn und gebietet so im Frieden. Frankreich bestimmt die Tagesordnung des allgemeinen Gedankens. Was es in Vorschlag bringt, wird alsbald von der ganzen Menschheit berathen, was es beschließt, wird sofort Gesetz. * Mit Heilkraft durchdringt allgemach sein Geist die Regierungen. Alle edeln Regungen der übrigen Völker, all die langsamen Uebergänge vom Schlimmen zum Guten, wie sie sich heute in der Menschheit bemerklich machen, und den Staaten heftige Erschütterungen ersparen — sie sind Ausflüsse Frankreichs. Die Völker, die mit klugem und besorgtem Blicke in die Zukunft schauen, sehen zu, wie sie in ihr verstocktes Blut das heilsame Fieber französischer Ideen bringen, nicht als Krankheit, nein, wenn ich mich so ausdrücken darf, als Kuhpockenstoff, der den Fortschritt einimpft und vor Revolutionen schüzt. Frankreichs materielle Grenzen sind vielleicht im Augenblick etwas beschränkt, keineswegs auf der ewigen Karte, deren Abtheilungen Gott mit Flüssen, Meeren und Gebirgen gezeichnet, sondern nur auf dem blau und roth bemalten Menschenwerk, das durch Eroberung und Staatskunst alle zwanzig Jahre wieder anders wird. Was liegt daran? Nach bestimmter Frist bringt die Zukunft immer Alles in Gottes Model zurück (l'avenir remet toujours tout dans le moule de Dieu). Frankreichs Umriß ist verhängt. Und dann, haben Congresse, Coalitionen, Reactionen ein Frankreich gemacht, so besteht ein anderes, das Dichter und Schriftsteller geschaffen. Weit hinaus über ihre sichtbaren Grenzen hat die große Nation unsichtbare Grenzen, und diese sind erst da zu suchen, wo das Menschengeschlecht auch der Marksteln der civilisirten Welt.

Sie sehen, meine Herrn, ich bin keiner von den Hoffnungslosen. Vergebung für meine Schwachheit, aber ich bewundere mein Vaterland und liebe mein Zeitalter. Was man auch sage, an Frankreichs allmähliche Abnahme glaube ich so wenig als an das fortschreitende Verderben des Menschengeschlechts. Ich denke, solches kann nicht der Rathschluß des Herrn seyn, der nacheinander für den Menschen der alten Welt Rom, für den der neuen Welt Paris geschaffen hat. Gottes, wie mir dünkt, in Allem sichtbarer Finger führt fortwährend die Welt weiter durch den Vorgang auserwählter Völker, und diese auserwählten Völker durch die Schöpfungen bevorzugter Geister. Ja, meine Herrn, trotz dem Geiste des Hohns und der Verkleinerung, diesem schauenden Blinden, glaube ich an die Menschheit und vertraue auf

---

* Dies ist leider sehr wahr, nur in Beziehungen, an welche der Redner zunächst gar nicht denkt. Noch heute gelten die Worte Montesquieu's: Rien ne leur paraît si beau que de voir le goût de leurs cuisiniers régner du septentrion au midi, et les ordonnances de leurs coëffeuses portées dans toutes les toilettes de l'Europe.

A. d. Uebers.

mein Jahrhundert; trotz dem Geiste des Zweifels und der Untersuchung, diesem horchenden Tauben, glaube ich an Gott und vertraue auf seine Vorsicht.

Nichts also, ja nichts ist im Verfall bei uns. Noch immer trägt Frankreich den Völkern die Fackel vor. Unser Zeitalter ist ein großes, dünkt mir — ich, der ich nichts bin,* darf es ja wohl sagen; — es ist groß durch Wissenschaft, groß durch Gewerdfleiß, groß durch Beredtsamkeit, groß durch Poesie und Kunst. Die Menschen der jungen Geschlechter, — möge wenigstens vom Geringsten, Untersten derselben ihnen diese Anerkennung zu Theil werden! ** — die Menschen der jungen Geschlechter haben mit Pietät und Muth das Werk ihrer Väter fortgeführt. Seit des großen Goethes Tod ist der deutsche Gedanke in den Schatten zurückgesunken; seit dem Tode Byrons und Walter Scotts ist die englische Poesie verglommen: zu dieser Stunde lodert und lebt in der Welt nur eine einzige Literatur, die französische. Von Petersburg bis Cadix, von Calcutta bis New-York liest man nur noch französische Bücher. Die Welt begeistert sich daran, Belgien lebt davon. Ueberall, wo auf den drei Continenten eine Idee keimt, hat ein französisches Buch den Samen gelegt. Also Ehre und Preis den Bestrebungen des jungen Geschlechts! Die einflußreichen Schriftsteller, die edlen Dichter, die Großmeister unter Ihnen sehen mild und freudig zu, wie überall auf dem ewigen Gebiete des Gedankens Namen [illegible] sich vertrauensvoll diesem Kreise zuwenden. Es ist so, wie vor eilf Jahren, als er in Ihrer Mitte Platz nahm, mein berühmter Freund Lamartine sagte: „Sie werden keinen auf der Schwelle stehen lassen."

(Schluß folgt.)

---

* Moi qui ne suis rien. Wir wünschen V. Hugo Glück, daß er nicht mehr mit Piron reimen kann: pas même Académicien. A. d. Uebers.

** Es wäre sicher schwer, mit weniger Worten in übertriebenerer Demuth übertriebeneren Hochmuth auszusprechen. A. d. Uebers.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Mai.

(Schluß.)

Die Quäkerin am Genfersee.

Der Kaplan des Pönitenzhauses trat mit Frau Fry ein und erklärte den Sträflingen mit wenigen Worten die Ursache und Bedeutung ihres Besuchs. Alle waren darüber bewegt und ergriffen. Hierauf sprach sie selbst, und der Pfarrer Scholl übertrug ihre köstlichen Worte ins Französische. Drauf wurde der zweite Theil des vierten Kapitels der Epistel an die Epheser vom 17ten Vers an gelesen, worin so treffliche Ermahnungen enthalten sind, die auf arme Gefangene sehr passende Anwendung finden. Mehrere Sträflinge weinten, tief gerührt von dem herzergreifenden Rath der fremden Freundin, die so freundlich zu ihnen sprach; alle aber zeigten ihr besondere Achtung und ernste Aufmerksamkeit. Frau Fry hätte gewünscht, daß die weiblichen Sträflinge in der strengen Abtheilung, force genannt, mit den viel zahlreichern in der bloßen Correktion für den Augenblick vereinigt würden. Dies konnte aber nicht geschehen, da es dem Reglement des Hauses gerade zuwider gewesen wäre. Da sie aber die zu langen und harten Strafen Verurtheilten nicht ohne ihren tröstenden und aufrichtenden Besuch lassen wollte, so ging sie, wiewohl schon sehr ermüdet, in ihre Abtheilung, sprach eben so lang mit ihnen als mit den Sträflingen der Correktion, nur noch aufrichtender, milder und ermuthigender. Sie erzählte ihnen die Geschichte von der gänzlichen Besserung eines jungen Mädchens, die jetzt wieder geachtet in der Gesellschaft lebe, wiewohl sie dasselbe Verbrechen begangen habe, wegen dessen mehrere hier im Gefängniß waren. Diese ganz einfach erzählte Geschichte brachte besonders auf die Jüngern eine größere Wirkung hervor als die strengsten Worte. — Frau Fry legt viel mehr Gewicht auf das Lesen des Evangeliums, als auf Alles, was sie selbst darüber sagt. Unstreitig kennt sie ihre eigene Werksamkeit und Bedeutung recht gut, demungeachtet tritt sie immer zurück und mischt sich unter die, welche gleiches Geschäft, gleiches Streben haben. Ihre Züge drücken heiligen, innern Frieden, man könnte sagen Freude aus. Dem war nicht immer so, denn in ihrer blühenden Jugend, ehe sie Quäkerin wurde, sollen diese schönen Züge ihr edles Gesicht nicht geadelt [illegible] haben. Sie hat noch die Jugend eines frommen Gemüths, die uns unser verstorbener Manuel in einer seiner trefflichsten Predigten so schön beschrieben hat. — Von der weiblichen Abtheilung des Pönitenzhauses ging sie in die Werkstätte der männlichen Sträflinge. Ihre Erscheinung war ein wirkliches Ereigniß an dem Ort, wo bisher kein Fremder hatte eintreten dürfen. Die Sträflinge benahmen sich aber sehr würdig, der so einfach gekleideten Frau gegenüber, welche alle höhern Beamten des Hauses ehrfurchtsvoll umgaben. Sie konnten sich denken, daß sie eine sehr ausgezeichnete Person sey, und so verhielten sie sich auch gegen sie. Bei einem schweren Verbrecher blieb sie stehen und hob seine Kette auf, um zu sehen, wie schwer sie sey. Darauf that sie freundlich einige Fragen an ihn, und der Mann antwortete traurig, aber mit allem Anstand. Man bedauerte in Lausanne sehr, daß ihr Aufenthalt so kurz war, und daß durch ihre geringe Uebung im Französischen der Genuß, sich mit ihr zu unterhalten, sehr geschmälert wurde. Wer aber nur einiges Gefühl hat, versteht die Sprache ihres Lebens und Wirkens, so wie ihre ganze eigenthümliche Art zu seyn. Wenn man sie nur einmal, wenn auch in unverstandener Sprache gehört hat, so ist sie Einem nicht mehr fremd; aus ihrem ganzen Wesen spricht das Herz, das alle Leidenden mit unendlicher Liebe umfaßt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 15. Juni 1841.

— La foule résignée,
Elle suit du désert la route désignée.
Méry et Barthélemy.

Briefe aus Syrien.

II.

Gaza. — Aufbruch mit Ibrahims Heer.

Bevor ich Ihnen unſern Zug durch die Wüſte mit einem Theil der Armee Ibrahim Paſchas vor Augen führe, muß ich ein paar Worte über den Rückzug dieſer Armee von Damaskus voranſchicken.

Ibrahim hielt ſich, wie bekannt, bis Ende Decembers in Damaskus. Seine Armee beſtand hier aus 40,000 Mann, nebſt 211 Stücken Geſchütz, vollſtändig beſpannt und mit Munition verſehen, und aus einem gewaltigen, unnützen Troß von 16 bis 17,000 Weibern und Kindern. Zum Rückzug theilte er das Heer in vier Kolonnen. Die erſte, unter Selim-Bey und Hamadaſchari, beſtand aus zwei Infanterieregimentern und führte die Weiber und Kinder der Vornehmen, das Adminiſtrationsperſonal, die Kinder des Paſcha, und ſollte über Maan und Acaba nach Suez. — Die zweite, unter Soliman Paſcha, beinahe aus ſämmtlicher Artillerie gebildet, ſchleppte die Weiber und Kinder der Gemeinen, an 12,000 Köpfe, und gegen 2500 Kranke mit ſich, und machte denſelben Weg. — Die dritte, Achmed Paſcha Menikli, mit der ſämmtlichen Reiterei und etlichen Geſchützen, ſollte ſich ſüdweſtlich von Mezerit durch die Päſſe des Djeddei-Adjelun auf der großen Straße nach Jeruſalem ziehen und ſo Gaza gewinnen. Endlich die vierte führte Ibrahim ſelbſt; ſie ſollte längs dem Jordan und dem todten Meer nach Gaza, und beſtand aus der Infanterie, der Gardekavalerie und der Leibwache Ibrahims.

Die erſte und zweite Kolonne hatten in der Wüſte Unſägliches zu erdulden, und verloren durch Hitze bei Tag und Kälte während der Nacht, ſo wie durch die ſchlechte Nahrung, ſehr viel Menſchen und beinahe zwei Drittheile ihrer Laſtthiere. Aber Achmed Paſcha Menikli mit der wirklich ſchönen und guten Reiterei erging es noch ungleich ſchlimmer, wahrhaft entſetzlich. Er zog von Mezeril ſüdweſtlich durch die Engpäſſe des Adjelun, durch Schluchten, die man nicht Wege nennen kann, wo die ſteilen Seitenwände kaum einem Pferde den Durchgang geſtatten und der Boden aus lockerem Geröll beſteht, das bei jedem Tritt der Thiere ausweicht und das Stürzen faſt unvermeidlich macht; wo die Berge auf treppenartigen Felsſtufen erſtiegen werden und ein Fehltritt des Pferdes den Reiter hundert Fuß tief zwiſchen zackige Felſen ſchleudert. Wir haben dergleichen Wege im Libanon und Antilibanon gemacht, wo unſere ausgeruhten und gutgefütterten Pferde das beſtändige Springen und Klettern kaum aushalten konnten, und ich kann mir

Digitized by Google

sehr zu das Elend dieser ermatteten Reiter vorstellen, die, mit Weg und Hunger kämpfend, noch die beständigen Angriffe der Bergvölker und Beduinen abzuwehren hatten, die sie wie böse Geister begleiteten, unversehens in den Schluchten erschienen und in den dichtgedrängten Reihen der Egypter keinen Schuß verloren.

So kam Achmed Pascha in die Nähe des Djebbel Kannift, wo er sich von seinem Führer irregeleitet glaubte, und die Armee einem Rittmeister, aus Mezeril gebürtig, der schon mehrere Jahre in der Reiterei diente und sich zum Führer anbot, anvertraute. Aber dieses ächt türkische Gemüth führte jezt die Truppen wirklich vom Wege ab und brachte sie bei einbrechender Nacht auf Wegen, wo eine Menge Reiter mit ihren Pferden in die Felsen stürzten, auf eine Spitze des Djebbel Kannift, entwischte hier in der Dunkelheit und wußte, als des Weges kundig, seine Landsleute bald zu finden, mit denen er sofort die Truppen von allen Seiten angriff. Diese, da an Vertheidigung nicht zu denken war, suchten ihren Weg fortzusetzen, geriethen aber, ohne Führer, wie sie waren, immer tiefer in die ungangbarsten Felsen und stürzten zu Hunderten in Schluchten und Abgründe. Man saß ab und suchte die Pferde hinunterzuführen, doch auch so glitten in der Finsterniß die Pferde plötzlich aus, zogen den Reiter nach sich, stürzten auf den Vordermann, und so wurden ganze Reihen in die Tiefe gerissen. Ein Augenzeuge versicherte mich, daß damals in wenigen Stunden bei 2000 Menschen und Thiere, worunter sehr viele edle Pferde der Großen, und der größte Theil des Gepäcks Ibrahims selbst, zu Grunde gegangen. Nachdem diese Kolonne noch viele Verluste aller Art und unglaubliches Elend erlitten, kam der Rest gegen Anfang Februars in Gaza an. Dort kaufte Baron v. T. später einen Schimmel, der mit dem Leben davon gekommen war, und von dem sein Herr versicherte, er habe auf jenem Marsche einmal sieben Tage lang weder Gerste noch Stroh gehabt, sondern nur die wenigen Grasspitzen, die er Abends und während der Nacht auf seinem Lagerplatz gefunden, ja während dieser Zeit in vier Tagen keinen Tropfen Wasser.

Ibrahim selbst zog westlich von Mezeril an den Jordan und wollte ihn bei Jericho überschreiten, um vielleicht den bessern Weg über Jerusalem und Ramleh nach Gaza nehmen zu können; da ihm aber General Jochmus mit der türkischen Armee von Jerusalem entgegen ging, sezte er auf dem linken Ufer seinen Weg fort, und die großmüthigen Türken, ohne ihn weiter zu belästigen, zogen sich, wie die egyptische Kolonne näher rückte, schleunigst zurück. Ibrahim ging darauf über Karah und südlich vom todten Meere nach Gaza; die Türken hatten es freilich besezt, machten aber als artige Leute dem Pascha Platz und gingen nach Jaffa zurück.

Zu Anfang unserer Reise war es halb und halb unsere Absicht gewesen, den Weg nach Egypten durch die Wüste zu nehmen; wir hatten uns von diesem Zug viel Interessantes versprochen und sehr oft deshalb Erkundigungen eingezogen. Doch je näher wir dem Sandmeer selbst rückten, je mehr stellte man uns von allen Seiten die großen Schwierigkeiten einer solchen Reise vor, und versicherte, bei der jezt herrschenden vollkommenen Anarchie in Syrien sey es ohne sehr zahlreiche Bedeckung nicht möglich, durch die Wüste zu kommen, und wir sahen wohl ein, daß dem nicht anders seyn konnte. Wie sehr hatten sich sogar die besuchten Straßen Syriens in der kurzen Zeit geändert, seit Ibrahim gestürzt und die Furcht, die sein Name und Regiment rings verbreitet, verschwunden war! — Wie ungefährdet, mit welcher Sicherheit reisten Schubert und Andere vor einigen Jahren durch die große Wüste von Suez nach dem Sinai, zwischen den räuberischen Horden der streifenden Araber, und durchzogen ganz Syrien. — Wie erging es dagegen uns! Schon auf dem Wege nach Damaskus waren wir nahe daran, von Gesindel ausgeplündert zu werden; den Jordan besuchten wir mit einer Bedeckung von acht Reitern und zwölf Beduinen zu Fuß, und trotz dem, daß wir gegen zwanzig Pilger waren, von denen freilich mehrere, die sich unserem Zuge angeschlossen, keine Waffen führten, mußten wir das Wasser, das wir zum Andenken an den heiligen Ort in unsere Feldflaschen füllten, mit dem Säbel in der Faust vertheidigen und einigen vierzig halbnackten Arabern, die uns auf unserem Lagerplatz überfielen, ein förmliches Gefecht liefern. — Auf dem Wege von Jerusalem über Ramleh nach Jaffa, welche drei Orte in jenen Tagen von der türkischen Armee besezt waren, und wo also auf einer Strecke von zwölf Stunden wohl 20,000 Soldaten lagen, kamen wir an zwei Stellen vorüber, die mit noch flüssigem Blut überschwemmt waren. Wir hörten von herbeigekommenen Reitern, vor wenigen Augenblicken habe man hier einem Reisenden den Hals abgeschnitten und dort einen andern erschossen. Es war in der Nähe des Dorfes Abu Gesch und man hatte eben die Leichen dorthin geschafft. Zur Zeit Ibrahims konnte ein einzelner Mann an den Jordan gehen, ohne Gefahr, geplündert zu werden, und wer jezt am Abend den Oelberg bei Jerusalem besteigen wollte, mußte eine Bedeckung mitnehmen, und doch lagen in der Stadt 5 bis 6000 Mann. Doch hievon ein andermal.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugos Einführung in die franzöſiſche Akademie.

(Schluß.)

Saloandy, als Kanzler der Akademie, hatte V. Hugo zu antworten. Er folgt ihm Punkt für Punkt, ſeine Sätze bald billigend, bald mit Urbanität beſtreitend, vor Allem aber bemüht, die wilden Schößlinge des Hugoſchen Gedankens in den klaſſiſchen Rahmen hereinzubiegen, und ſeine ſtolz-demüthigen Anſprüche als Repräſentant der literariſchen Neuerer zurückzuweiſen. Wir ſetzen nur die Stellen her, welche ſich auf V. Hugos „Avénement" und auf die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache beziehen. Der Kontraſt zwiſchen Hugo und Salvandy, zwiſchen romantiſcher und klaſſiſcher, zwiſchen reformatoriſcher und konſervativer Denkungsart tritt hier ſo ſcharf als möglich hervor, während in der nationalen Eitelkeit und Selbſtſucht, wie in höherer Potenz, alle Widerſprüche ſich verſöhnen.

* * *

Lemercier's Atlantiade, worin die Natur der Held iſt und die Wiſſenſchaft das Wunder, wo der Poet Alles erfunden hat, die Handlung, den Schauplatz und die Götter — was war dieſe ſeltſame Epopee? Ein Geſtändniß unſerer Verlaſſenheit, wenn wir den Himmel ausgeleert, unſeres Entſetzens, wenn wir es gewahr werden, unſerer Unmacht, wenn wir ihn wieder erfüllen wollen. In der griechiſchen Mythe nimmt Deucalion Steine auf und macht Menſchen; Lemercier that desgleichen, um Götter zu machen, und es mißlang. Wünſchen Sie ſich Glück, mein Herr, daß Sie zu einer Zeit aufgetreten, wo das Problem, mit dem dieſer edle Geiſt ſich quälte, gelöst war. Die bangen Zweifel der Vernunft und des Gewiſſens waren beſchwichtigt: der Menſchengeiſt, gleich dem verlornen Sohn, hatte wieder Platz genommen am väterlichen Tiſche. Frankreich war durch die Reſtaurationen des Kaiſerthums allgemach zum alten Glauben und zum alten Königshauſe zumal zurückgeführt worden, und hoffte mit all ſeinen Eroberungen auszuruhen im Schatten junger, königlicher Freiheiten. Sie (Hugo) trafen reichlich fließend die drei Quellen aller Poeſie, Freiheit, Glauben, Ueberlieferung. Am Morgen dieſer neuen Ordnung der Dinge traten drei junge Männer auf, wie ſie ſelten Ein Menſchenalter beiſammen ſieht, der Sänger der „Meſſeniennes," der Sänger der „Meditations," und Sie, mein Herr: der eine ſang den Schmerz des beſiegten Vaterlands, der andere das tiefe Seelenweh, wenn Gedanke und Gewiſſen ſich ſelbſt überlaſſen ſind, der dritte, Sie, die Erinnerungen und die Sehnſucht des monarchiſchen und chriſtlichen Frankreichs: eine herrliche Literatur, zugleich antik von Seiten des Geſchmacks, franzöſiſch durch die Geſinnung, chriſtlich nach Gefühl und Gedanken. Der Reſtauration bleibt der Ruhm, dieſe drei hervorgebracht, unſern Inſtitutionen bleibt der Ruhm, alle drei für ſich gewonnen zu haben.

— — — — — — — — —

Sie haben mit Recht darauf hingewieſen, daß unſere Sprache, unſer Styl für Frankreich ſehr poſitive Intereſſen ſind. Das Schwert der Eroberer hat ihm nur Güter gebracht, welche die Laune des Schickſals wieder genommen. Durch ſeine Sprache, durch ſeine Literatur beſitzt es das Imperium; aber keineswegs, weil große Männer, die es hoch achtet, deren Verluſt es beklagt, weil Byron, Walter Scott, Goethe todt ſind, ſondern weil Corneille, Pascal, Boſſuet gelebt haben. Immerhin Ehre dem lebenden Geſchlecht, zumal wenn es allen Ihren (Hugos) oberſten Grundſätzen huldigt, und dieſer Kreis ſtehe Allen offen, welche zur Würde des Talents vollends die Würde des Lebens mitbringen. Vor Allem aber Ehre und Dank den dahingegangenen Geſchlechtern! Wenn unſere junge Literatur bis an die Grenzen der civiliſirten Welt geleſen wird, wem anders verdankt ſie es als ihren Vorgängern? Nicht ſie hat dieſen ungeheuern Leſerkreis ſich erobert, ſie hat ihn vorgefunden, und die Welt hat noch kein ſchwierigeres Werk, keine ſchönere Eroberung geſehen. Rom, der gewappneten Herrin der Welt, war der Anſpruch fern, die Sprache des Forums zum gemeinſamen Verkehrsmittel der Völker zu erheben; dazu bedurfte es jenes andern Roms, machtvoll durch Glauben und Geiſt. Seitdem bedurfte es der vollen Kraft des franzöſiſchen Geiſtes, ſollte, unter der Leitung des großen Kardinals und des großen Königs, der Sprache Latiums und der Kirche in einer Laienſchweſter eine Nebenbuhlerin erwachſen, die ſich unabhängig daran machte, die Univerſalmonarchie des franzöſiſchen Geiſtes zu gründen. Dieſe auf Styl und Sprache gegründete Herrſchaft hat das achtzehnte Jahrhundert durch Ideen ausgebreitet. Es geht uns heute wie Söhnen eines guten Hauſes: wir haben das väterliche Erbgut nur zu erhalten. Möchten wir es ernſtlich wollen, möchten mir einſehen, daß wir es nur ſo erhalten, wie unſere Väter es erworben, durch Correktheit, durch die Regel, durch den Geiſt der Ordnung in Sachen der Kunſt und des Geſchmacks! Und — wollte Gott, wir vergäßen dies nie! — Alles hängt zuſammen im Leben der Nationen: alle Momente der Größe, alle des Verfalls bedingen einander. Wenn der Geſchmack verdirbt, ſo kommt es daher, daß der Saft verſiegt, der die großen Reiche wachſen macht. Den Staaten ergeht es wie den alten Eichen, von denen Sie geſprochen: wenn ſich der Tod in den Zweigen meldet, ſo ſitzt er im Herzen.

Digitized by Google

Gottlob, in unſerem Frankreich iſt das Leben überall. Ein neues Blut kreist mit jüngern, freiern Inſtitutionen, und der Nationalgeiſt einigt Maaß und Stärke. Wir haben es erlebt, daß er in den lezten Jahren, ſich ſelbſt überlaſſen, ſeiner Literatur den Weg vertrat und ſie regelte, wie er aller Uebertreibungen Herr geworden. Darum glaube ich auch, mit Ihnen, aus vollem Herzen an die Zukunft. Blickt man auf die Straße zu ſeinen Füßen, ſo erſcheint Alles rauh und uneben; blickt man gerade aus, ſieht man ſie glatt und ſicher hinziehen. Wir haben alle Hebel zur Hand: in der Nation die Gleichheit, in den Geſetzen die freie Verhandlung, in den Staatsgewalten das unbeſchränkte Zuſammenwirken aller Talente, auf dem Thron die Liebe der Künſte, auf ſeinen Stufen die Achtung vor der Literatur, in der Geſellſchaft mehr Glauben bei mehr Aufklärung; endlich ein Frieden voll ſegensreichen Fleißes, nicht geſtört, nur belebt, als ſollte dadurch dem franzöſiſchen Geiſt ſein Genüge geſchehen, durch das Waffengeräuſch des afrikaniſchen Kriegs, das uns die Thaten unſerer Fürſten und Krieger verkündet. Wir brauchen nichts als gute Grundſätze und gute Beiſpiele. Sie werden uns ſolche geben helfen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(S. Nr. 62—66.)

Muſikaliſche Zuſtände.

Nachdem in kurzem Zeitverlaufe die berühmten Pianiſten Kalkbrenner, Lacomb, Thalberg, Clara Wieck und Miß Laidlow uns beſucht, Krüger und unſere eigenen Virtuoſinnen dieſen Celebritäten ſich angereiht, ſollte man, ſcheint es, bei einem eilfjährigen Kinde, wie Sophie Bohrer, ſich mit einer kurzen Bezeichnung, z. B. „Anlage, durch Dreſſur zur Fingerfertigkeit ausgebildet.“ abfinden können. Dieſe kalten Benennungen riefen aber ihre vor einer glänzenden Verſammlung gegebenen Konzerte in uns keineswegs hervor, wohl eher, und obwohl wir an ein Vorrücken der Unmündigkeit in große Virtuoſität gewöhnt ſind, ein liebevolles Erſtaunen über eine ſo frühzeitige Kunſthöhe, über ihre jugendliche Kraft, ihren feurigen, gefühlten Vortrag, ihre nicht zu überbietende Fertigkeit bei höchſter Präziſion und einer Vollendung, deren Unfehlbarkeit dem Inſtinkt, der Naturnothwendigkeit gleicht. — Dieſe Eigenſchaften der jugendlichen Spielerin, in Anbetracht welcher ſie erſt recht begonnen zu haben ſcheint, wo Andere aufhören, ja, wohin die meiſten nie gelangen, ſie ſind es, die uns die Himmelskraft und Gunſt des Angebornen würdigen heißen. Das iſt nur einer geiſtig körperlichen Vorderbeſtimmung möglich. Ohne ſie, einen Ausfluß der wundervollen Natur, wäre es ein wirkliches myſtiſches Wunder. Wie hundertmal ſehen wir unzulängliche Gaben ſich abquälen! Rührend iſt es, zu denken, wie dieſe kindliche Seele ſich der höchſten Kunſt entgegendrängte, ſie mit unglaublicher Gedächtnißkraft ſich aneignete, ſie wie ſelbſtgeſchaffen wiedergeben lernte; wie die zarte Bruſt noch ohne Schickſal und Erfahrung Gefühle in ſich erzeugte, wie neben der Uebertragung der Schule ein Gemüthsfonds den Tondichtungen entſprach, ein Sinn und Geſchmack, der ihre Vorträge belebt. — Sophie Bohrer erſcheint nicht als Treibhauspflanze. Sie iſt, wie ihr Spiel, geſund, wenn auch nicht vollblühend, und vom Fortepiano weg ein fröhliches, harmloſes Mädchen. Am Inſtrument erglüht ihr Feuer. In der Phantaſie von Thalberg rivaliſirt ſie mit dem Meiſter ſelbſt. Man möchte fragen: wie hoch wird dieſes frühe, wachſende Talent im dreißigſten Jahre ſtehen? — In der Muſik blühen die Siegeskränze am früheſten, ſpäter in der dramatiſchen Kunſt und in der bildenden, am ſpäteſten wohl in der Poeſie. Eine ängſtliche Frage an die Parzen unterdrücken wir. Die Erfüllung der Beſtimmung zählt nicht nach Lebensjahren.

Die lezten Abonnementkonzerte brachten noch manches Erfreuende, drei Symphonien von Beethoven, eine von Haydn, je eine Ouvertüre von Mozart und Fekta, ein Finale aus Mozarts „Cosi fan tutte.“ Warum muß doch der Text dieſer Oper ſo unverbeſſerlich albern ſeyn? Und am Ende würde ein guter Kopf für eine erträgliche Einrichtung der Intrigue bei den kühlen Direktionen erſt noch um ſeinen Lohn vergeblich bitten. — Herr Molique und Herr Bohrer ſpielten Phantaſien, von ihnen ſelbſt compouirt. Unſere Hofkapelle zählt verhältnißmäßig viele Soloſpieler. Außer den früher ſchon Genannten traten noch auf die Herren Levi und Keller (Violine), Schunke Vater und Sohn (Waldhorn), Hartmann (Poſaune), und dieſer mit einer Fertigkeit, als handhabte er eine Klappentrompete. Mlle. Ries ſpielte ein Klavierkonzert von M. v. Weber. Herr Keller, Zögling von Molique, bewährt die Beobachtung, daß entſchiedene Talente, wie in Wiſſenſchaft, Technik und Kunſt überhaupt, ſo auch in der muſikaliſchen, in geometriſcher Progreſſion fortſchreiten. Er iſt bei jedem neuen Auftreten ein Gereiftrer. Sein Vortrag, Anfangs rauh, dann derb, dann jugendlich keck, rundete und klärte ſich mehr ab, Geiſt und Gemüth wurden frei. Er hat eine ſeltene Kraft und Fertigkeit und weiß ſeine Tongemälde tüchtig zu ſchattiren. Daſſelbe gilt von dem ſchon gereiſten Klarinettiſten Berhalter, und Beide würden unfehlbar, wenn ſie unter günſtigen Conſtellationen, wie ſie auch über muſikaliſchen Expeditionen walten müſſen, reiſten, überall in der Muſikwelt Anerkennung finden. — Unſern Molique muß man auch in nächſter Brennweite ſeiner Kunſt hören, wie es mir kürzlich in Quartetten von ihm ſelbſt zu Theil wurde, um ſeine Force recht am Herzen fühlbar zu empfinden. — Ein Konzert, im Saale der Bürgergeſellſchaft zum Beſten des Fonds für mittelloſe unverheirathete ältere Frauenzimmer gegeben, hatte einen für den Fonds ſehr erfreulichen Erfolg, da ihm, bei dem zahlreichſten Beſuch, mit großem Zuvorkommen alle Auslagen erſpart wurden. Sämmtliche Mitwirkende hätten ſich für eine der friſcheſten Blüthe des ſchönen Geſchlechts darzubringende Huldigung nicht mehr erwärmen können, und die Wohlthätigkeit der Beſucher wurde durch einen ausgeſuchten Genuß kompenſirt. — Am Palmtag hörten wir Haydns „Schöpfung“ mit einem durch Mitglieder des Liederkranzes verſtärkten Chor. Der Saal war zum Erdrücken und Erſticken voll. Die Gewalt dieſer Chöre wird wohl nur von den Händelſchen überboten. Sollten die Tempi derſelben nicht ihrem Geiſt zu Lieb und dem Alles und ſich ſelbſt beſchleunigenden Geiſt der Zeit zum Trotz langſamer gehalten werden?

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Juni 1841.

Bless thee, Bottom! bless thee! thou art translated!
Shakespeare.
Midsummer-night's dream.

Auch ein Sommernachtstraum.

Können nicht auch Andere als Shakespeare Sommernachtsträume haben? — Warum nicht? nur nicht so poetische und erhabene. — Hier ist ein Sommernachtstraum niederer Gattung.

Wer je eine Fußreise durch die Schweiz gemacht hat, weiß, was es heißt, ermüdet seyn. Keine Beschreibungen, meine Freunde; ich will euch nichts als meinen Traum erzählen. Aber mit welchem Recht nenne ich es einen Traum? hab' ich eigentlich geträumt? Nein, es war vielmehr ein somnambüler Zustand, also etwas viel Vornehmeres als ein simpler Traum.

Als ich den Rigi bestieg, sah ich den Pfad vor mir einen Mann herabkommen, der ein sehr auffallendes Aeußeres hatte. Er war sehr lang und bestand gleichsam nur aus Kopf, Hals und ein paar fadenhaft dünnen Beinen. Die Arme hatte er in die Rocktaschen gesteckt, und er sah von Ferne wirklich wie eine ungeheure Cravatte aus, die auf Insektenbeinen daherhüpfte. Ich weiß nicht, warum dieses merkwürdige Individuum sich die Mühe gab, den Berg zu besteigen; er hätte nur nöthig gehabt, irgend einen günstigen Wind abzuwarten und sich von ihm hinaufblasen zu lassen. Dieser Mann, oder diese wandelnde Cravatte, berührte mich, ob aus Zufall oder mit Willen, kann ich nicht entscheiden, als er an mir vorbeiging, ganz leicht mit der äußersten Spitze seines Zeigefingers, und von der Zeit an fühlte ich einen wunderlichen Schmerz in meinem Arm. Dieser Schmerz stieg immer höher herauf, und je höher er gelangte, desto mehr verwandelte er sich in ein bloß unbehagliches Besinnen, und endlich, als die Empfindung im Gehirn anlangte, war sie nur noch ein angenehmes — ja gewiß ein angenehmes — wirbelndes Gefühl. Im Augenblick der Berührung wandte ich mich schnell um, in der Meinung, der Fremde werde eine entschuldigende Geberde machen; allein er stand, wo möglich noch dünner und gerader als früher da, und sah mich mit seinen braunen, runden, weit voneinanderstehenden Augen wie verwundert an. Unwillig wandte ich ihm den Rücken, und der Mensch, der mehr ein Strich als ein Mensch war, verschwand am Abhang des Berges. Oben im Fremdenbuche fand ich noch mit nasser Tinte den Namen eines Professors der Chemie eingetragen. Als ich die Schriftzüge des völlig unleserlichen Namens beobachtete, sagte mir der dabeistehende Custos: „Bemerken Sie wohl, die Tinte ist noch naß, obgleich der Herr, der dies schrieb, wohl schon unten am Fuße des Berges angekommen ist." — „Das ist auffallend," sagte ich. — „Sehr auffallend," entgegnete der Mann. „Die Tinte dieses Menschen," setzte er in verächtlichem Tone hinzu,

Digitized by Google

„trocknet nie; sie bleibt immer naß. Schon vor einem Jahre war er auf dem Berge, und jene Schrift ist auch noch nicht trocken. Ich verschweige es gewöhnlich, zumal Damen, die sich sonst nicht in dies Buch würden einzeichnen wollen.“ — „Sie haben ganz Recht,“ entgegnete ich und fühlte unwillkürlich an meinen Arm. „Das ist ein seltsamer Mensch!“

Ich trat jezt auf die Platte und besah mir die Reiche der Welt. Der Nebel zertheilte sich und wir hatten einen schönen Abend. Ich sage wir, denn mit mir war ein hübsches Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, die ihre Großmutter in die Welt einführte. Das verkehrte Verhältniß; aber hier wurde wirklich die Alte von der Jungen geleitet. Ferner war da ein Herr mit einem safrangelben Regenschirm und ein anderer mit einer sehr seltsam gestalteten Reisekappe, die wie ein Helm aussah. Die alte Großmutter trank Thee, die Kleine lachte und spielte mit einem Bologneser, der Herr mit der merkwürdigen Kappe bewunderte die Natur, und der mit dem safrangelben Regenschirme nahm sehr langsam und mit sehr graziös emporgehaltenem kleinen Finger eine Prise Tabak aus einer Dose, die das Bildniß einer Dame in einem gelben Kopfputz und mit einem gelben Shawl zierte. Dieser Herr mußte in seinem Leben in irgend eine Collision mit der gelben Farbe gerathen seyn.

„Wenn ich sagen wollte, daß diese Aussicht schön sey, so würde ich, glaube ich, keine Unwahrheit sagen,“ bemerkte der mit dem Helm. — „Ich habe nichts dagegen, mein Herr, daß Sie Ihr Gefühl aussprechen,“ erwiderte mit einer sehr gütigen Miene der Gelbe. „Sie können noch weiter gehen und diese Aussicht entzückend nennen.“ — „Ich wüßte nicht, wer mich daran hindern wollte,“ bemerkte der Behelmte mit einem kleinen Anflug von gereizter Stimmung, die durch die Anmaßung des gelben Heren hervorgerufen wurde. — „Ich durchaus nicht,“ sagte dieser und schlug den Deckel seiner Dose mit Geräusch zu.

Der Hund machte jezt einen raschen Sprung und gerieth dicht an den Abhang; das hübsche Mädchen schrie, wollte ihren Liebling haschen und kam selbst in Gefahr, indem eines ihrer zierlichen Füßchen ausglitt und das Gleichgewicht des niedlichen Körpers in Gefahr brachte. Ich sprang hinzu und rettete sie und den kleinen muthwilligen Beauty. — „Soyez donc raisonnable, ma chère!“ rief die Alte und hielt ihre Theetasse drohend über den Abgrund, gleichsam als wollte sie anzeigen, daß dies die Stellung der Enkelin vor wenig Augenblicken gewesen sey. — „Es hat keine Gefahr, Grand-maman,“ lachte die Kleine. „Der Abhang ist nicht steil, und ich wollte mich anheischig machen, ihn hinabzuklettern.“ — „Erinnere dich der guten Lady Bluminers,“ sagte die Alte, „die hier hinabstürzte, gezogen vom Gewicht ihres ungeheuern Albums, das von der Brüstung herabglitt und das sie nicht loslassen wollte.“ — „Darum schaffe ich mir auch kein Album an,“ rief die Kleine; „überhaupt nichts, wo ich mein Herz daran hange, und das mich, weil ich's nicht lassen kann, in die Tiefe zieht. Leicht und sorglos, wie ich bin, habe ich das Schicksal der Lady Blummers nicht zu fürchten.“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortsetzung.)

So zwangen uns die Umstände, die Idee aufzugeben, über El Arisch durch die einsame gewaltige Sandwüste nach Kairo zu ziehen, und wir faßten schon in Jerusalem den Entschluß, in Jaffa ein Schiff zu nehmen und durch die minder öde und gefährliche Wasserwüste nach Alexandrien zu schiffen. Unsere Caravane bestand aus dem Centrum, ich möchte mit einiger Eitelkeit sagen, dem Kern, den wir vier Deutsche bildeten, und um denselben schlang sich als flatternde Arabeske ein georgischer Fürst und seine Dienerschaft. Er hatte die Pilgerfahrt nach Jerusalem mitgemacht und wollte nun ebenfalls Egypten sehen. Er war ein liebenswürdiger junger Mann, sprach geläufig französisch und gaukelte als guter Reiter auf seinem leichten Pferde manche Stunde vor uns her, seine Gewandtheit und Schnelligkeit zeigend, weshalb ich obigen Vergleich wagte. Der Nachtrab bestand aus zwei Bedienten des Barons v. T., welche zwei kostbare arabische Pferde führten, einem arabischen Dollmetscher, der zugleich unser Küchenkünstler war, aus einigen Packpferden mit ihren Führern und zwei Janitscharen, die uns der russische Konsul in Jaffa und der Patriarch von Jerusalem mitgegeben. An Joppes Strande angelangt, fanden wir, weil Alles mit englischen Offizieren besezt war, nur in einem lateinischen Kloster Quartier, und zwar herzlich schlecht; so mußten zwei unserer Gesellschaft von der Todtenkammer Besitz nehmen. Wir sahen uns sogleich im Hafen um, ob ein Schiff von passender Größe für uns und die Pferde da sey; aber es war nichts vorhanden, und wir sahen uns schon im Geist in die Nothwendigkeit versezt, in dieser, von Truppen strotzenden Stadt verschiedene langweilige Tage hinzubringen, als der Prior des Klosters, ein lebhafter, robuster Spanier — es hieß, er habe früher als Kapitän in den spanischen Kriegen gedient — unter dem Siegel der Verschwiegenheit uns anvertraute, so eben finde im Refectorium eine Versammlung von Aerzten statt, weil in den Spitälern die Pest ausgebrochen. Dabei

gab er uns den Rath, die Stadt so schleunig als möglich zu verlassen, indem dieselbe wahrscheinlich schon morgen mit einem Cordon umzogen würde und uns so leicht mehrere Monate festhalten könnte.

Bei diesen Aussichten besannen wir uns keine Minute, unsere Effekten schleunigst zusammenzupacken, und machten uns fertig, morgen in aller Frühe aufzubrechen. Aber wohin? Wir hatten zwei Wege vor uns, entweder zurück, vielleicht bis Acre oder gar bis Beirut, um dort ein Segelschiff zu suchen, das uns nach Alexandrien brachte, oder zum Feind überzugehen, d. h. zu Ibrahim Pascha nach Gaza; dort erhielten wir vielleicht die Erlaubniß, auf den egyptischen Dampf- oder Kriegsschiffen überzusetzen, und im schlimmsten Fall konnten wir uns der Armee anschließen und mit ihr den Zug durch die Wüste machen. Wir besannen uns nicht lange; Alle stimmten für Gaza und Ibrahim, wo sich neben viel Mühseligkeiten doch die Aussicht auf manches Abenteuer zeigte. — Unsere schon abgegangenen drei Pferde wurden mit vieler Mühe durch zwei Maulthiere und einen kleinen Esel ersezt, den ich mir zum Reitpferd erkor, und am folgenden Morgen brachen wir gen Süden auf.

Wir hatten nach Gaza zwölf Stunden, und hofften heute noch nach Metschdel, das auf der Mitte des Weges liegt, zu gelangen. Die Straße lief immer zur Seite des Meeres, ohne daß wir dasselbe sahen, indem der Strand aus hohen Sanddünen bestand, die sich stellenweise bis über unsere Straße zogen und den Thieren das Gehen sehr erschwerten; besonders sank mein kleiner Esel sehr tief in den beweglichen Sand. Mir dagegen behagte die neue Reitart sehr, denn das Thier trabte ganz angenehm, es hatte einen sehr dicken Packsattel ohne Bügel, auf den man sich nach allen Richtungen setzen, sogar legen konnte; nur machte das Aufsteigen einige Beschwerlichkeit, indem man mit einem Sprung sich ganz im Sitz befinden mußte, sonst verlor der Sattel das Gleichgewicht und fiel von der Seite herunter. Der Weg war nicht sehr lebhaft und, wie uns der Janitschar merken ließ, gar nicht sicher; er bat uns, mit den Jagdgewehren nicht, wie wir gewohnt waren, nach Vögeln und kleinem Wild zu schießen, um die Waffen im Nothfall geladen zu haben. Dann und wann begegneten uns auch wirklich Banden von zerlumptem Gesindel, deren Aussehen wohl vermuthen ließ, daß, wo sie die Stärkeren wären, sie nicht so ruhig vorbeigehen würden, wie sie thaten. In Jaffa hatte man uns gesagt, Ibrahim werde heute oder morgen Gaza verlassen, und unsere größte Besorgniß war daher, ihn nicht mehr dort anzutreffen, wodurch sich unsere Lage wirklich sehr bedenklich gestaltet hätte. Die Auskunft, die wir von den uns Begegnenden erhielten, war auch nicht gemacht, uns zu beruhigen. Die Einen sagten, er sey gestern aufgebrochen, andere heute Morgen, ein Dritter, er werde morgen bei Zeiten absegeln, bis uns gegen Mittag einige egyptische Reiter entgegenkamen, die uns bestimmt versicherten, Ibrahim ley noch in Gaza, er sey unwohl und sie deshalb nach Jaffa gesandt, um für ihn Arzneien zu holen.

Der tiefe Sand und die sehr schwer beladenen Packpferde ließen uns nur sehr langsam vorwärts kommen, weshalb wir erst um drei Uhr Nachmittags in Esdud, nur fünf Stunden von Jaffa, ankamen und uns durch die Führer, hauptsächlich aber durch die drohenden Wetterwolken am Himmel, überreden ließen, hier die Nacht zuzubringen. Wir suchten lange unter den Lehmhütten umher, um eine zu finden, die etwas weniger schmuzig und erbärmlich wäre als die übrigen. So wenig uns aber die Reise von Beirut nach Damaskus und Jerusalem hinsichtlich der Nachtlager verwöhnt hatte, so fanden wir es doch rein unmöglich, in eines dieser Löcher zu kriechen. Wir wandten uns deshalb zur Moschee, die zur Seite des Dorfes auf einem kleinen Hügel stand. Sie bestand aus einer offenen Halle, ungefähr wie unsere Scheunen, in der einige Lampen an Schnüren hingen und zwei weiße Stäbe die Richtung nach Mekka bezeichneten. Wie gewöhnlich stand ihr gegenüber der Chan der Fremden, hier eine etwas größere Lehmhütte, als die übrigen Häuser, und im Hofe war neben einem vertrockneten Brunnen das Grab irgend eines türkischen Heiligen. Obgleich der Himmel mit Regen drohte, wollten wir doch lieber unser Zelt benützen, als in jenen Chan zu kriechen, aus dem der Janitschar erst ein Dutzend zerlumpter, halbnackter Gestalten, Lahme, Wunde und Blinde jagen mußte, ehe für uns und die Bedienten mit den Sachen Platz wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Eisenbahn. — Dampfschifffahrt auf der Seine.

Die lezte Hälfte des schönen Mai, in welchem dieses Jahr die Natur alle ihre Reize entfaltet und zur Schau gestellt hat, wollte ich zu einem Ausfluge nach der Normandie benuzen, und zwar mittelst der Eisenbahn nach St. Germain und des mit derselben in Verbindung stehenden Dampfschiffes, welches nach Rouen fährt und dort von einem nach Hâvre fahrenden abgelöst wird. Um sieben Uhr Morgens beginnen die Fahrten auf der Eisenbahn nach St. Germain, St. Cloud und Versailles, und stündlich wird damit fortgefahren bis zum zehn Uhr Abends; an den Sonntagen ist der Zufluß der Fahrlustigen so stark, daß die Unternehmer sogar halbstündige Fahrten veranstalten. An diesen Tagen werden viele tausend Menschen aus Paris nach den umliegenden Dörfern und Städten, und am Abend von

dort wieder in die Stadt zurückgebracht. Die Bahn nach St. Germain geht zweimal über die geschlängelte Seine, und hört zuletzt am Ufer dieses Flusses auf, über welchen man zum drittenmale schreiten muß, um in die Bergstadt St. Germain zu gelangen. Das Dorf unten am Ufer heißt le Pec. Es hat durch die Eisenbahn sehr gewonnen; denn außer dem Gebäude der Eisenbahnanstalt sind da Kaffeehäuser und Restaurants von ziemlich elegantem Ansehen. Einige solche Restaurants jenseits der Brücke, am Abhange der Anhöhe, scheinen jedoch keinen guten Fortgang gehabt zu haben; denn sie sind bereits geschlossen, und wahrscheinlich haben die Unternehmer sich dabei zu Grunde gerichtet. Aber so sind die Pariser; ihre lebhafte Einbildungskraft erweckt in ihnen bei jeder Erfindung oder neuen Anlage die höchsten Erwartungen, und eine Menge Konkurrenten hoffen sich schnell zu bereichern. Allmählig setzen sich die Dinge ins Gleichgewicht und zwingen die vielen Bau- oder Unternehmungslustigen, sich nach dem Stande des allgemeinen Bedürfnisses zu fügen. Als die Eisenbahn nach St. Germain angelegt wurde, glaubte man, aus le Pec werde eine Stadt werden; Restaurants, Kaffeeschenken sollten in Menge daselbst errichtet werden; sogar von der Erbauung eines Theaters war die Rede. Nach und nach hat die Erfahrung gelehrt, daß nur einige wenige Kaffeehäuser und Restaurants dort gedeihen können, und daß le Pec kein Ort ist, wo das Pariser Publikum lange verweilen mag: lieber steigt es nach St. Germain hinauf und vergnügt sich in dem großen Lustwalde oder Park. Die dritthalb Meilen nach St. Germain werden auf der Eisenbahn in fünfunddreißig Minuten zurückgelegt; es bleibt noch Zeit übrig, um das an der Brücke von le Pec liegende Dampfschiff mit den vom Dampfwagen mitgebrachten Gütern zu befrachten, da es um acht Uhr nach Rouen abzufahren pflegt. Anfangs sollte das Dampfschiff von Paris selbst abfahren, allein zwischen der Hauptstadt und St. Germain hat die Seine so große Krümmungen und so wenig Tiefe, daß man diesen Plan bald aufgegeben hat, und somit fährt man jetzt auf der Eisenbahn und schifft sich zu le Pec nach der Normandie ein. Einige Meilen weit ist die Seine auch unterhalb le Pec im Sommer zuweilen so seicht, daß das Schiff häufig auf den Boden stößt. Die Dampfschiffe sind sehr groß und können bequem hundert Passagiere fassen; so viel mochten ungefähr am Tage meiner Fahrt auf dem Schiffe seyn. Die meisten waren Franzosen, die andern Italiäner, Engländer und Amerikaner; unter letztern bemerkte man zwei junge Leute, welche durch ihre großen herabhängenden Strohhüte, kurzen Wamser und dicken Knotenstöcke auffielen. — Man fährt nun schnell an einigen schöngelegenen Dörfern und Städten des linken Seineufers vorbei, namentlich an Maisons, welches man jetzt auch Maisons-Lafitte nennt, da der berühmte Bankier und Staatsmann Lafitte das dortige Schloß besitzt, das sich mit seinem Parke sehr schön ausnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Juni.

(Schluß.)

Musikalische Zustände.

Eine schon früher ausgesprochenen Bemerkung kam mir wieder. Wie hätte ein modernster Tondichter das „Chaos" componirt? Wahrscheinlich im materiellen Volkssinn oder im oberflächlich mythologischen. Haydn in seiner natürlich hellen Heiterkeit traf das Wahre: er dichtete die rohen formlosen Elemente, von Bildungstrieben durchwoben und sich allmählich scheidend, fester formend. Der Geist Gottes schwebte auch in seinen Tönen auf der Tiefe der Wasser. — Wenn mir nun aber das Fortissimo: „und es ward Licht!" im Gegensatze gegen jene naturhistorische Mäßigung zu materialistisch derb klang, und ich das Crescendo schon bei „und es ward" eintretend wünschte, so habe ich, wie ich zufällig fand, Madame Staël auf meiner Seite. „Ich habe — sagt sie — zu Wien die Schöpfung von Haydn gehört: vierhundert Musiker führten sie zusammen auf; ein würdiges Fest zur Ehre des Werks, welches dadurch gefeiert wurde. Aber auch Haydn schadete bisweilen seinem Talent durch seinen Verstand. Bei den Worten des Textes: Gott sprach: „„Es werde Licht! und es ward Licht,"" spielten die Instrumente anfangs leise, so daß sie kaum vernehmbar waren; dann aber brachen sie plötzlich mit einem fürchterlichen Lärmen los, welcher den Glanz des Tages anzeigen sollte. Auch sagte ein Mann von Geist: bei der Erscheinung des Lichts müsse man sich die Ohren zuhalten." — Am grünen Donnerstag und Charfreitag wurden in der katholischen Kirche die Lamentationen mit deutschem Texte gesungen. v. K.... Mutter und Tochter sangen sie mit Silberstimmen herrlich bis auf ein falsches Theaterpathos. Wie oft muß man dies doch tadeln und jährlich wiederhören! Herr B... erlaube sich lobenswerth seinen Vorschlag. Ein Theil des Publikums fand vielleicht jenen patzerischen Vortrag schön. Bei der Menge muß man keine feinere Unterscheidung suchen. Bei den Meisten gehen überhaupt Vergleichung, Urtheil und Geschmack gerade da aus, wo sie recht anfangen sollten. — In der Spitalkirche hielt der Verein für Kirchengesang am Charfreitag eine Feier mit Figuralchoralgesang und geistlicher Rede. Man muß es den Residenzbewohnern nachsagen, daß sie gern und zahlreich den Gottesdienst besuchen. Jede Fraktion unseres Bekenntnisses hat aber auch ihre Redner. Neulich „Ostermorgen" sangen Liebhaber in der Osterfrühe in derselben Kirche. — In der katholischen wurde eine neue Messe von unserm Kapellmeister Lindpaintner aufgeführt. — In den Künsten allen ist kein Stillstand, ist die Fortentwicklung unaufhaltsam, das Uebergreifen in entgegengesetzte Sphären unabwendbar, und keine geistige Gewalt, wenn nicht die eigene, vermag dem Künstler zu wehren, von allen Mitteln der Ausbildung seiner Kunst, wie die Zeit sie gibt, Gebrauch zu machen. So ist nun auch die Kirchenmusik im Verlauf der Jahrhunderte eine ganz andere geworden. Wie viel Freiheit nahmen sich schon Mozart und Haydn im strengen Kirchenstyl gegen Händel im freiern Oratorium! Es scheint sich jetzt nicht mehr zu fragen, was absolut geistlich, heilig töne, was nicht, sondern was wir im Tempel gewohnt worden seyen. Manches, was zur Zeit eines Allegri weltlich, theatralisch geklungen haben würde, mag jetzt nicht stark daran erinnern. Dennoch wäre sehr zu wünschen, daß die Tonfeyer sich in strengern Schranken hielten. Zu Palestrinas Zeit mag dieselbe Verweltlichung der Kirchenmusik stattgefunden haben, da er sie mit Ernst zur feierlichen Würde zurückzuführen strebte. — Unseres Lindpaintners neue Messe wird im Allgemeinen als ein gediegenes Werk anerkannt werden. Sie hat viele recht ernste Sätze mit zusammengehaltener Struktur, manche melodisch anmuthige, und eine sinnige Instrumentirung. Das „Benedictus" hatte wohl der verstorbene Verehrer alter Tonkunst, Thibaut, mit noch mehr Fug als ein Mozartisches: verliebt genannt, und wahrscheinlich auch dem „Dona nobis pacem!" ein weniger weltliches Motiv gewünscht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 17. Juni 1841.

— Deine Sendung war vollendet,
Da trat aus der Geſtalten Chor
Der ſanfte Jüngling, abgewendet,
Mit der geſenkten Fackel vor.

G. Schwab.

Nachruf an Eduard v. Schenk.

In des Oenus Felſenthale
Schloß der Mime ſein Auge zu;
Von des Ruhmes ieztem Strahle
Angeblickt, ging er zur Ruh.
Mächtig, wie die Berge ragen,
Stand er einſt in Jugendkraft;
Königs Purpur galt's zu tragen,
In der Bruſt die Leidenſchaft.

Wechſelnd alle Lebenstöne
Sprach er aus, was die Bruſt bewegt,
Er, der Prieſter der Camöne,
Wie das Schickſal hebt und ſchlägt.
Schmerz und Wehmuth, kühne Flüge
Nach der Geiſter ew'gem Land —
Des Triumphs, des Jammers Züge
Schuf er wie mit Künſtlerhand.

Wo des Helden erſte Schritte
Auf den Brettern er gethan,
Sank er in die ſtille Hütte,
Müde ruhmbekränzter Bahn.
Seiner Stimme Klang verſtürmet,
Und gebrochen der Feldherrnſtab.
Berge über ihm gethürmet
Sind ſein ſtolzes Reckengrab.

Ach, er iſt zu dir gedrungen,
Sänger, ferner Klage Laut,
Daß der Meiſter ausgerungen,
Nimmer ihn dein Auge ſchaut.
Sieh verſunken die Geſtalten,
Die ſein kühner Geiſt belebt;
Aus iſt dieſes Künſtlerwalten,
Und von Keinem wird's erſtrebt.

Theſens nimmer, Otto nimmer,
Wallenſtein, Tell, Beliſar —
Es erblich des Sternes Schimmer,
Der dir ſelbſt ein Zielpunkt war. —
Und da griffſt du in die Saiten,
Sangſt ihm nach den tiefen Schmerz,
Ihm ein Denkmal zu bereiten
Drängt es mächtig dein Dichterherz.

Und an uns vorüber zogen *
Die Geſtalten, Bild um Bild,
Vom Verklärungsglanz umflogen,
Winkten ſie uns ernſt und mild.

* ſ. Morgenblatt Nr. 78.

Deines Liedes Trauerklänge
Füllten uns mit Schauerkuſt. —
Ach, die eignen Schwanenſänge
Quollen aus des Dichters Bruſt!

Kraftumblüht, den Blick gewendet
Nach des Ruhmes goldner Bahn,
Drang der Pfeil auf dich entſendet,
Trat dich das Verhängniß an. —
Und es brach der Stamm, voll Leben,
Seine Krone liederreich!
Ach, Geſang ſein leztes Beben,
Stürzt er in das Schattenreich!

Nicht „ein Hauch nur", Großes kündend
Lebſt du deutſchem Vaterland;
Eine Geiſterflamme, zündend,
Schlingt ſich dein ew'ges Lebensband!
Und ſo wirſt du fortan walten
Mit des Liedes Flügelſchlag.
Nichts mehr kann ihn niederhalten —
Und dir blüht des Ruhmes Tag!

Al. Büſſel.

Briefe aus Syrien.

(Fortſezung.)

Wir ſchlugen unſer Zelt unter einem majeſtätiſchen Palmbaume auf, der im Hof ſtand, ſtolz und ſchön neben der Erbärmlichkeit der Menſchen. Vor uns hatten wir ein Thal, mit Dattelpalmen und Bananen bepflanzt, unter welchen einiges türkiſche Militär ſeine grünen Zelte aufgeſchlagen hatte; ſüdlich ſahen wir die große Ebene Sephela, durch die der Askalon fließt, und öſtlich das Gebirge bei Jeruſalem, von den lezten Strahlen der Sonne beſchienen, die von dunkeln Wolken umſäumt in's Mittelmeer ſank. So umgab uns die Natur erhaben und ſchön, wie immer in dieſen Ländern; wer kann ſie aber vollkommen genießen unter ſolchen Umgebungen! Der Regen, der während der Nacht in Strömen fiel, trieb uns ſchon um drei Uhr Morgens aus unſerm durchnäßten Zelt und nöthigte uns in den Chan, wo die Leute ein großes Feuer angezündet hatten und den für die Reiſenden in dieſen Landern ſo nothwendigen Kaffee bereiteten.

Gegen ſieben Uhr, als der Regen etwas nachgelaſſen, ſaßen wir auf und zogen weiter, erreichten um eilf Uhr Metſchdel und wurden gleich hinter dieſem Dorfe von einem fürchterlichen Regenwetter überfallen, wogegen ſich jeder ſo gut zu ſchüzen ſuchte als er konnte. Ich war auf meinem Eſel einige Schritte voraus, hatte einen himmelblauen Schlafrock angezogen und einen Regenſchirm aufgeſpannt. Meine Figur auf dem kleinen Thier war ſo komiſch, daß die ganze Geſellſchaft, troz dem Unwetter, in lautes Gelächter ausbrach. Es halfen übrigens keine Vorkehrungen, Alle waren in einer Viertelſtunde völlig durchnäßt, und dabei blies der Wind ſo heftig, daß mein Eſel förmlich laviren mußte, um vorwärts zu kommen. Endlich gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir in die Nähe von Gaza.

Wir waren begierig, die egyptiſchen Truppen kennen zu lernen, nachdem wir bis jezt nur einzelne Ausreißer geſehen, vor Allem die uns als ſehr gut geſchilderte Reiterei. Wir meinten, ſchon eine Stunde vor der Stadt müßte man gewahr werden, daß dort ein Lager ſey, wie es in Beirut, Jaffa, überall, wo Türken lagen, der Fall war. Dieſe trieben ſich beſtändig auf Straßen und Plätzen herum, jagten ihre Pferde ab und beläſtigten die Vorübergehenden durch ihr pöbelhaftes Betragen, oder ſie ritten in die Bazars, um für einen Piaſter Reis zu kaufen, und hemmten da mit ihren Mähren die ganze Paſſage. In ihren Freiſtunden, deren ſie faſt vier-und-zwanzig am Tage hatten, lungerten ſie überall herum und rannten die Spaziergänger an, und die Ermüdung, die ſie ſich hiedurch geholt, verſchliefen ſie meiſtens auf ihren Poſten unter den Thoren oder an den Gebäuden, wo ſie Wache ſtehen ſollten. Wie geſagt, wir glaubten, die Egypter werden ſeyn wie unſere lieben türkiſchen Verbündeten, und irrten uns ſehr. Kein Lärm vor der Stadt, wohl hie und da Soldaten, die ihren Geſchäften nachgingen, aber ruhig und ernſt. Der Egypter in ſeinem einfachen weißen Leinwandkleid ſieht aus wie ein Soldat, der Türke in ſeiner nachgeäfften europäiſchen Uniform wie ein ungezogener Schuljunge. In Gaza gab uns jeder Soldat freundlich Antwort auf unſere Fragen, und einer begleitete uns ſogar zur Wohnung des Muzzelin, des Gouverneurs, durch deſſen Hülfe wir in der kleinen überfüllten Stadt eine, wenn auch ſehr ſchlechte, Wohnung erhielten. Das Quartier beſtand aus zwei Räumen, in denen Gerſte lag, die uns erſt Platz machen mußte, und war umgeben mit einer großen Miſtpfüze, hier Hof genannt, deren Ausdünſtung uns zwang, die Fenſterläden beſtändig geſchloſſen zu halten, wodurch unſere Naſen gewannen, wir jedoch im Finſtern ſißen mußten.

Ibrahim Paſcha, auf den wir jezt unſer ganzes Vertrauen ſezten, war wirklich noch hier, empfing den

Digitized by Google

Baeon von T., der ſich ihm am folgenden Moegen vorſtellen ließ, auf's Freundlichſte, wollte auch die Erlaubniß, auf ſeinem Dampfboot die Ueberfahrt zu machen, gerne ertheilen, nur unſere Pferde könne ee auf keinen Fall mitnehmen, da er fogar ſeine eigenen mit der Armee ziehen laſſe. So wurde alſo unſer Projekt, zu Waſſer nach Alerandrien zu gehen, vollkommen zu Waſſer. Unſern nunmehrigen Entſchluß, untee dem Schutze ſeiner Reiterei duech die Wüſte zu ziehen, nadm er dagegen ſehr gut auf, und gad ſpätee in unſerer Gegenwaet dem Kommandanten dieſer Tenppen, Walli-Bey, den gemeſſenen Befehl, uns allen möglichen Schutz angedeihen zu laſſen.

(Fortſeyung folgt.)

Auch ein Sommernachtstraum.

(Fortſeyung.)

Ein Aufwäeter drachte mehrere Gläſer Punſch und kleine Schalen, in denen eine deſondere, namenloſe Miſchung dampfte. Dieſe Miſchung war für den Herrn mit dem gelden Regenſchirm. Er hatte ſie ſelbſt vor einer Viertelſtunde in der Küche bereitet. Er ſezte die fünf Schalen voe ſich hin auf die Bank und ſah auf ſie mit einem andächtigen Schweigen, wie ein Prieſter auf die Altäee ſeiner Göttin. Der Herr mit dem Helm fand es ſehe anmaßend von ſeinem Nachbar, daß er ein deſonderes, noch nicht erklärtes und dekanntes Getränk ſchlürfte. Ee entfernte ſich von der Bank, als fürchtete er, aus dieſen Taſſen möchte ein ſchädliches Miasma ausdampfen; zugleich lüftete ee etwas ſeinen Helm und ſchaute jezt wieder duech das Teleſkop mit raſtloſer Leidenſchaftlichkeit und dewundeenswüediger Ausbauer. Endlich ſchod ſich die Dämmerung wie ein Riegel vor die Herrlichkeiten des Teleſkops. Die Alte hatte idren Tdee getrunken, der Mann hatte eben ſeine fünfte Schale geleert, der Behelmte packte das Inſtrument eln, und wir alle degaden uns in das Haus, indem das hübſche Mädchen uns, wie der Adendſtern den Gedilden der Nacht, voranflatterte.

Der Leſer, dee vor fünfzehn Jaheen zurück den Rigi beſtiegen, kennt noch das alte Haus, dieſe wunderliche, phantaſtiſche, hundertwinklige Herberge dee neckiſchen Berggeiſter. Heutzutage ſieht man nichts mehr davon. Der Luxus hat die Berge erſtiegen und ſeine ſeidenen Vorhänge und ſeine geſtickten Tapeten in das alte Haus des Aeolus getragen. Wo ſind die gemüthlichen Reiſenden hin, die beſtandt ankamen, beſtandt foetgingen, und ſchon längſt in Deutſchlanb angelangt, noch immer beſtandt umherwandelten? dieſe alten, dicken, friſchblütigen Geſellen, immer ſchwitzend, immer erzählend, und hinter ihnen eine Frau und eine Anzahl Töchter mit unheilbaeee Röthe auf den ſchwitzenden Geſichtern und Hälſen, mit Hüten, die wie invalide Regenſchirme auf ihren Häuptern ſchwankten, und deren Strohfarbe allmählig in ein finſteres, menſchenſcheues Geaubraun übergegangen war. Wo ſind dieſe harmloſen Familien hin, die ſo viel zu eezählen wußten, wenn ſie in ihr kleines Landſtädtchen zurückkeheten? denn endlich einmal kehrten ſie zurück, obgleich ſie ſo lange ausblieben, daß muthwillige Erden ſchon Voekehrungen teafen und von Verſchollenſeyn ſprachen, und der Prediger des Städtchens, ein Verwandter der leichtſinnig Verreisten, ſie heimlich in ſein Kirchengebet einſchloß. — Alles das iſt nicht mehr. Wir leben auf dem Rigi, wie wir in unſerer Scheeidſtube leben, und wir werden auf dem Gipfel des Chimboraſſo einſt Thee teinken und Whiſt ſpielen, ſo ungeſtört, ſo bequem wie in unſeeem Salon.

Aber jezt zu meinem ſomnamdülen Haldtraum. Ich hatte alſo eines jenee Parterreſtübchen iune, wie ſie jezt verſchwunden ſind, die in dem möglichſt engſten Raume Alles enthielten, was ein genügſamer Rigibeſteiger in den Jahren zwanzig dis fünf-und-zwanzig bedurfte. Es wae wenig, und, wie es in dem alten Spruche ſteht, dies Weuige nicht lang; denn der erſte graue Schimmer des Tages nnd die Läemtrompete des Wächters, der über die Schönheiten der Natur geſezt iſt, wie ein Krämer über ſeinen Waaeentiſch, tried Einen bald aus Bett unb Kammee. Es war mir, als ſtehe ich wiederum auf dem Gipfei des Berges, und neben mir ſtand der Strichmenſch, die geometeiſche Linie, die wandelnde Keavatte, kurz ber Doktor, der mich in dieſen teaumwachen Zuſtand verſezt hatte. Ee hielt wieder die Hände in den Taſchen, und ſeine Inſektenaugen waren wieder unausgeſezt auf mich gerichtet. Ich wollte ihn nicht ſehen, wandte mich ab, keeuzte die Hände auf dee Bruſt nnd rief, indem ich ſo viel Herelichkeit gleichſam mit dem Athemzug in mich ſchlüeſte: „Wie ſchön iſt das!“ — „Keine Schönheit,“ rief mein Nebenmann, „hält Stand gegen eine Säure.“ — „Gegen eine Säuee?“ — „Ja, wir Chemiker wiſſen alle auflöſenden und zerſtöeenden Mittei, und unter dieſen ſteht die Säure obenan.“ — „Ausgenommen die Poeſie,“ rief ich heftig; „dieſe kann nicht zerſezt und zerſtört weeden.“ — „O ja,“ ſagte er kalt, „durch die Wiſſenſchaft, die auch eine Säure iſt.“

Ich dachte an die vielen goldenen Träume meiner Kindheit, an die ſchönen Sagen nnd Mährchen veeſchwundener Tage, und ſenfzte tief. „Nicht die Wiſſenſchaft,“ demerkte ich, wie vor mich hinſpeechend, „ſondern das Leben zerſtöet dieſe holden Gebilde.“ — „Wir haben kein Leben mehr, wir haben nue Wiſſenſchaft,“ tönte es

aus dem lippenlosen Munde des Doktors. „Das Leben hat Thaten, wir aber haben nur Ideen; das Leben hat warmes Blut, wir aber haben kalte Tinte; das Leben zeugt Leben, wir aber zeugen Bücher.“ — „Darum sind wir elend.“ — „Darum sind wir vollkommen!“ entgegnete der Doktor. „Nur mit Wissenschaft, durch Wissenschaft sind wir vollkommen. Wenn wir eben so den Gott wie den Wurm in seine Bestandtheile chemisch auflösen, herrschen wir über beide.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Seinefahrt. — Vernon.

Spekulanten haben in Maisons seit zehn Jahren eine Reihe von kleinen Landhäusern für Pariser erbaut, welche gern die Sommermonate auf dem Lande zubringen; ich weiß nicht, ob dies nicht eine der vielen verunglückten Spekulationen ist; wenigstens hört man wenig vom Unternehmen; ferner Rolboise, neben welchem auf der Anhöhe liegenden Dorfe stark an der Eisenbahn von St. Germain nach Rouen gearbeitet wurde, einer Unternehmung, wozu wohl noch mehrere Jahre werden erfordert werden, und welche, wenn sie einmal vollendet ist, der Dampfschifffahrt ein Ende machen wird, wie diese den Untergang der sonst üblichen sogenannten Galioten herbeigeführt hat; dann die Stadt Mantes, deren gothische Kirche mit ihren zwei lustigen Thürmen über die andern Gebäude weit hervorragt; Rosny, der ehemalige Landsitz der Herzogin von Berry, welcher aber jetzt in andern Händen ist. Das Schloß gehört dem Sohne des ehemaligen Generals Lemarrois, welcher die beiden Flügel desselben abbrechen läßt, da ihm das Gebäude zu groß ist; andere Theile des Landgutes sind in die Hände anderer Eigenthümer gerathen; der zum Schlosse gehörige Lustgarten ist erhalten worden, und noch immer sehr schön. Man weiß, wie viel Aufhebens die legitimistische Partei von dem Verkaufe des Landsitzes und der darin befindlichen Sachen gemacht hat. Zum Ankaufe des Schlosses scheint zwar keiner von ihnen Lust gehabt zu haben; desto eifriger haben sie sich bemüht, etwas von den Effekten der Herzogin zu bekommen, und dieselben so hoch hinaufgetrieben, als nur möglich war, so daß ein Trinkglas mit einem Louisdor, eine Wasserflasche mit sechsunddreißig Francs bezahlt wurde, bloß weil der Namenszug der Besitzerin darauf gegraben war. Die Spekulation hatte sich diese legitimische Liebhaberei schlau zu Nutze gemacht, und es waren in Paris kurz vor der Versteigerung allerlei Glaswaaren mit dem Namenszuge der Herzogin von Berry verfertigt und nach Rosny gesandt worden, um unter ihrem Hausgeräthe versteigert zu werden. Unterhalb des Zusammenflusses der Seine und der Oise bei Conflans hat ersterer Fluß wieder eine große Krümmung, und auf dem rechten Ufer fängt eine Reihe felsiger Hügel an, auf denen das alte Bergschloß Roche-Guyon liegt, dessen ehemalige Herren von den vorüberziehenden Schiffen einen Zoll erpreßten. Es ist Schade für sie, daß sie die Dampfschifffahrt nicht erlebt haben; welch herrliche Zölle hätten sie da erpressen können! Sie hatten ihr Schloß in den Felsen hineingebaut, und wenn benachbarte Herren und Fürsten oder Bischöfe mit ihnen in Streit geriethen und ihr Schloß belagern wollten, verkrochen sich die Herren von Roche-Guyon in den Hügel hinein und waren unantastbar. Jetzt gehört Roche-Guyon einem Mitgliede der vielgliedrigen Familie la Rochefoucault, welches glücklicherweise nichts mehr auf der Seine zu erheben hat. Bei Vernon ließ ich mich ans Land setzen, um einen Freund in diesem Städtchen zu besuchen. Es liegt am linken Seineufer und hat eine lange Brücke, welche das Städtchen mit dem Dorfe Vernonet am rechten Ufer in Verbindung setzt. Wahrscheinlich ist dies ein uralter Uebergang über die Seine, welche von dort an nur wenige Brücken hat. Sonst waren fast alle Häuser aus Holz errichtet, obschon die gegenüberliegenden Hügel die besten Bausteine wohlfeil liefern; wahrscheinlich waren damals die Hügel auch alle mit Holz bedeckt. Die alten und schlechten hölzernen Häuser verschwinden allmählig, und hinter der alten Stadt entsteht eine neue, welche aus niedlichen Landhäusern mit schönen Gärten besteht. Die Krämer und alle Professionisten wohnen in der langen Hauptstraße und in den anstoßenden Nebengassen; diejenigen Familien aber, welche von ihren Renten leben, bewohnen die niedlichen Landhäuser längs der neu angelegten Straßen und längs der Spaziergänge. Was den Aufenthalt hier noch angenehmer macht, ist die Nähe eines königlichen Landgutes, Namens Bisy, dessen schöner Lustgarten und Lustwald stets zugänglich sind. Sonst hatte Bisy ein altes und großes Schloß, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts von dem wohlthätigen Herzog v. Penthièvre, Vater der vorigen Herzogin von Orleans, bewohnt wurde. Durch die Heirath seiner Tochter mit dem Herzoge von Orleans kam dieses Gut in die Hände der jetzigen königlichen Familie; zwar wurde es während der Revolution als Nationalgut verkauft und das alte Schloß vom Käufer abgebrochen; die verwittwete Herzogin von Orleans kaufte aber das Gut in der Folge wieder, und die zum ehemaligen Schlosse gehörigen Gebäude, welche man verschont hatte, wurden zu einer fürstlichen Wohnung eingerichtet. Ludwig Philipp hat die Absicht, dieselben zu erweitern und zu verschönern; allein er baut und verschönert an so vielen königlichen Domainen, daß Bisy, wo er fast niemals hinkommt, darüber wird vergessen werden. Die Einwohner Vernons genießen die Annehmlichkeiten des Lustgartens mehr als die Besitzer. Die alten Wasserkünste sind zum Theil verfallen; aber die Blumenbeete, welche sorgfältig unterhalten werden, prangten im Mai in der herrlichsten Farbenpracht. Auch trifft man in diesem Lustgarten eine Menge fremder Gewächse an. In dem neben dem Parke liegenden Lustwalde hat die verwittwete Herzogin von Orleans zu Ehren eines Eremiten, welcher im fünften Jahrhundert hier gelebt hat, Bischof geworden ist und unter dem Namen Saint Maure verehrt wird, ein kleines Denkmal in Gestalt eines Grabmals errichten lassen. Ich sah brennende Kerzen daneben, und Bäuerinnen, welche vermuthlich die Wirkung ihrer Andachtsübung erwarteten. Der heilige Maure soll nämlich das Fieber vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 18. Juni 1841.

— All trouble, wonder, and amazement
Inhabits here. Some heavenly power guide us
Out of this fearful country!

Shakespeare.

Auch ein Sommernachtstraum.

(Fortſetzung.)

Ich wandte mich ab und ſah an meiner Rechten ein Weſen ſtehen, das ich früher nicht bemerkt hatte. Es war eine blühende Geſtalt und ſah dem hübſchen ſechzehnjährigen Mädchen ähnlich, das ich am Abend verlaſſen und deſſen Lieblingshund ich gerettet hatte. „Komm!“ ſagte dieſes Weſen zu mir, „laß uns die hübſchen Länder der Erde, die wir ſo von Ferne ſehen, näher betrachten.“ — „Eine unnütze Reiſe!“ ſagte der Profeſſor. — Wir hörten nicht auf ihn. Wie in Dantes göttlicher Komödie der Schatten Virgils dem Dichter die Hand reicht, ſo mir die liebliche Geſtalt, die bald Engel, bald Mädchen war. — „Ihr verlaßt mich,“ rief der Profeſſor; „aber gebt Acht, auf jedes Land, das ihr betretet, werde ich aus dieſer Phiole einen Tropfen meiner Säure fallen laſſen, und ihr werdet die Poeſie nicht finden, die ihr ſucht.“

„Sey ohne Furcht,“ ſagte der Engel. „Ich habe nicht die Macht, gegen dieſe Säure zu ſchützen, aber ſie ſoll auch nicht völlig meine Gebilde vernichten. Die Wirkung jener zerſtörenden und meiner bildenden Kraft wird ſeyn, daß du abenteuerliche Geſtalten ſehen wirſt, deren Bedeutung du dir ſelbſt klar machen mußt.“ — „Alſo etwas wie Ironie?“ — „Faſt ſo.“

Wir ſchwebten jezt über der Erde. — „Siehſt du dort den Nordpol?“ fragte mich meine Begleiterin, die ich Sanne nennen will, der abgekürzte Name von Suſanne, wie ich das hübſche Mädchen geſtern Abend von ihrer Großmutter hatte rufen hören. — „Ich ſehe,“ erwiderte ich, „einen wunderlichen Kegel von grünlicher, durchſichtiger Maſſe.“ — „Dieſer Kegel,“ ſprach Sanne, „iſt tauſendmal größer als die mächtigſte Pyramide Egyptens. Er ſteht ſeit Jahrtauſenden, und das Schiff keines Entdeckers hat ſich jemals in ſeine Nähe gewagt; denn Alles, was die entfernteſte Grenze dieſes furchtbaren Eispalaſtes betritt, erſtarrt augenblicklich.“ — „Und wir?“ rief ich fröſtelnd. — „Sey ohne Sorge; an meiner Hand ſoll dir nichts geſchehen. Ich will dich ſogar dem Eismonarchen vorſtellen.“

Wir ſchwebten jezt näher und meine Augen wurden geblendet durch die grandioſe Pyramide, die wie ein einziger Beryll oder Chryſopras im Strahl einer mitternächtlichen Sonne glänzte. Aber furchtbar war das Schweigen, das rings umher herrſchte. Kein lebendiger Laut auf der weiten Fläche; ein unabſehbares ſchwarzes Meer, und daraus hervor dieſer unermeßliche Kryſtallberg ragend.

„Himmel,“ rief ich, „wie traurig muß das Leben dieſes Eismonarchen ſeyn, er ſieht nie einen Frühling, er hört nie das Rauſchen eines Baumes, ihm duftet

Digitized by Google

nie eine frühe Blüthe." — „Er verachtet dergleichen weichlichen, vergänglichen Schmuck," erwiderte Sanne. „Dafür ruht ſeine Macht auf granitnen Säulen und Alles, was da lebt, muß ſich ihm beugen."

Wir langten jezt am Fuß der Pyramide an, und eine verſteckte Galerie öffnete ſich uns; wir gelangten durch ſie auf einen tempelartigen Vorſprung, einen Portikus, den achtzig Rieſenſäulen von dem reinſten, kryſtallhellen Eiſe bildeten. Noch nie hatte meine Auge eine ſo erhabene, aber auch nie eine ſo kalte Pracht geſehen. In einem ungeheuern Saale angelangt, fanden wir dieſen Raum von einer Menge Höflinge beſezt, von denen die meiſten ein ſtolzes und gebieteriſches Anſehen hatten und Kronen trugen. — „Das ſind die Fürſten der benachbarten Inſeln," erklärte meine Begleiterin, „die gekommen ſind, ihre Huldigung dem mächtigen Beherrſcher zu bringen. Laß uns mit ihnen eintreten." — Ich ſah mit Erſtaunen, daß die Gäſte, ehe ſie zur Audienz gingen, ſich von Kopf bis zu Fuß in einen ſchwerfälligen Panzer von Holz ſteckten, ſo daß ſie ſich gleichſam wie das Meſſer in der Scheide befanden. „Das iſt nöthig," erklärte meine Begleiterin, „weil die unmittelbare Nähe des Fürſten auch ihnen den Tod der Erſtarrung bringen würde, obgleich ſie alle ebenfalls über Eisfelder herrſchen."

Der Audienzſaal öffnete ſich vor uns; noch ſchwebt vor meinen Augen dieſe überirdiſch phantaſtiſche Pracht. Der weite Saal mit ſeiner himmelhohen Kuppel, aus Kryſtall geformt, zeigte an den Wänden die reichſten Gruppen der üppigſten Vegetation, ſchlanke Palmen, hohe Cypreſſen, breite Aloeſtauden, Platanen, Cedern, prächtiges rankendes Geflechte aller Art, aber alle dieſe herrlichen Geſträuche aus Eis gebildet, mit flimmernden Kronen und Blättern. Die ſchönſten Eisblumen entſproßten dem Bogen und eine glühende Abendſonne warf ihr brennendes Roth durch die durchſichtigen Wände in dieſen zauberhaften, in Millionen Diamanten ſchimmernden Garten.

Auf einem Throne ſtand der Eismonarch, aber indem ich den Blick zu ihm aufrichten wollte, fühlte ich einen ſtechenden Schmerz in den Augen. Meine Begleiterin ſchlug eilig ihren Schleier über mich; aber ſchon war es zu ſpät, Naſe, Ohren und Hände waren erfroren und die Augen konnte ich nicht wieder öffnen, denn die Wimpern waren von Eis zuſammengeklebt. Blind verließ ich den Saal und hörte nur ein wildes, tumultuariſches Gemurmel ſeine weite Wölbung erfüllen. — „Was gibt's?" fragte ich. — „Ein Aufruhr iſt ausgebrochen," entgegnete Sanne eilig, indem ſie mich fortzog. „Wir müſſen den Palaſt verlaſſen. Schon fühle ich den Boden unter mir ſchwanken. Der Fürſt der warmen Inſel hat eine Kriegserklärung ergehen laſſen und rückt nun ſelbſt mit ſeinem Heere vor. Schon fühle ich warme Lüfte wehen."

Wir traten auf den Portikus, und hier erhielt ich mein Geſicht wieder. Wir ſahen, wie die Dienerſchaft und die Vaſallen wild durcheinander liefen. Ein paar der äußern Säulen waren ſchon bis auf die Hälfte ihrer ungeheuern Dimenſionen geſchmolzen. — „Da iſt der feindliche General!" riefen viele Stimmen, und tauſend Hände zeigten in die Luft. Dort ſchwebte in langſamen Kreiſen ein ſchöner purpurfarbner Vogel, der aus ſeinem Schnabel einzelne kleine Sternblumen niederfallen ließ. Ueberall, wo eine ſolche Blüthe niederfiel, ſprang das Eis und der mächtige Palaſt bekam gefährliche Brüche. — „Zu Hülfe!" riefen die zitternden Vaſallen; „zu Hülfe!" Und in dem Augenblick durchſchwirrte ein Eispfeil die Luft und der ſchöne Vogel ſtürzte todt in das dunkle, ſchäumende Meer. — „Das war ein trefflicher Schuß!" riefen mehrere Stimmen. „Der Fürſt der warmen Inſel iſt zurückgeſchreckt. Die Macht des Eismonarchen iſt jezt wieder auf Jahrhunderte geſichert." — Dieſe Aeußerungen wurden durch Lobhymnen unterbrochen, die aus dem Innern des Palaſtes erklangen.

(Fortſezung folgt.)

Briefe aus Syrien.

(Fortſezung.)

So merkwürdig und lohnend auch unter dieſen Umſtänden der Zug durch die Wüſte zu werden verſprach, ſo waren andererſeits doch auch die Bedenklichkeiten ſehr groß. Neben den regelmäßigen Truppen zogen Arnauten mit, und ein gewaltiger Troß von Volk, Menſchen aller Art, Weiber und Kinder des Fußvolks und der Artillerie, die Ibrahim zu Schiffe mit ſich nach Egypten nahm. Was wurde aus uns, unter dieſem rohen Haufen, wenn vielleicht Mangel an allen Lebensbedürfniſſen eintrat, wenn man ſich, wie es bei den andern Kolonnen geſchehen war, um einen Biſſen Brod, einen Trunk Waſſer todtſchlug, wenn Hitze, Hunger und Durſt alle Bande der Subordination löſten? Dergleichen Betrachtungen drängten ſich uns während der ſechs ewiglangen Tage, die wir in Gaza zubringen mußten, nur zu oft auf. Da wir in unſerm finſtern, ſchmuzigen Gemach nicht ſchreiben, nicht einmal leſen konnten, ſo wäre die Langeweile noch ſchwerer auf uns gelegen, wenn wir nicht dadurch Zerſtreuung gehabt hätten, daß wir für unſern Proviant zur Wüſtenreiſe ſorgen mußten. Und dies war in dieſem Augenblick keine Kleinigkeit. Wir konnten dazu weder den arabiſchen Dollmetſcher, noch einen Einwohner der Stadt brauchen, weil die Bazars von Allem entblößt

waren, und man, um die nothwendigsten Artikel, wie Hühner, Brod, Eier zu bekommen, die Bauern in der Umgegend aufsuchen und selbst mit ihnen handeln mußte; denn den Arabern, ihren Landsleuten, trauten sie nicht, und gaben einem solchen, aus Furcht, nichts zu bekommen, nicht das Geringste.

Uebrigens machte uns diese Fouragirung viel Spaß. Schon am frühen Morgen wurden zu diesem Zwecke Jagdpartien gemacht, d. h. wir zogen, unsern Maler, einen gewaltigen Nimrod, an der Spitze, unter die Palmen und Olivenbäume im Umkreis der Stadt und schossen taglich viele wilde Tauben, die sich hier besonders in der Nähe einiger zerfallenen Moscheen und Gräber in Menge aufhalten. Schon bei den ersten Excursionen der Art hatte das Knallen unserer Flinten eine Masse arabischer Knaben herbeigelockt, die sofort, durch ein geringes Bakschis (Trinkgeld) bestochen, vollständig die Rolle der uns mangelnden Jagdhunde übernahmen. Mit ihren Falkenaugen überall umherspähend, zeigten uns die kleinen Bengel die Tauben an und apportirten die geschossenen, mit einer Gewandtheit über Mauern und Gräben setzend, die unglaublich ist. Fiel ein Thier zufällig in einen umschlossenen Hof, so drangen sie hinein, und nicht selten gab es laute Zänkereien und hätte vielleicht Prügel gegeben, wenn wir nicht vermittelnd eingeschritten wären. Nachmittags kauften wir in der Umgegend und den Vorstädten, oder vielmehr Vordörfern Gaza's Hühner und Eier, so viel wir bekommen konnten, wofür wir freilich hohe Preise zahlen mußten; wir hätten aber im Nothfall für jedes Ei einen Gulden gegeben. Das Geschäft des Verkaufs besorgen meist die arabischen Weiber. Am ersten Tage waren sie sehr mißtrauisch und brachten uns nur wenig auf die Straße; als sie aber sahen, daß wir gut zahlten, wurden sie zutraulicher; auch jagten unsere kleinen Jungen stets vor uns her und brachten mit ihrem Geschrei: „die Franken wollen Eier und Hühner und zahlen gut," die Dörfer in vollkommenen Aufruhr. Am lezten Tage, wo Dr. B. und ich die Einkäufe besorgten, hatten wir in weniger als einer halben Stunde an vierhundert Eier gekauft, und noch standen gegen zwanzig Mädchen und junge Weiber um uns her, mit verschiedenen Artikeln beladen; sie überhäuften uns mit Schmeicheleien, und zum Glück kamen wir bald auf den Grund unseres Beutels, sonst hätten wir einen ungeheuern Vorrath angekauft, denn es wurde uns sehr schwer, diesen reizenden Wesen zu widerstehen. Die Araberin hat etwas ungemein Graziöses in allen ihren Bewegungen, ein angenehmes Gesicht mit den feurigsten Augen von der Welt, und die schönsten kleinen Hände und Füße. Dazu kommt ihr Anzug, ein einfaches blaues Hemd, vorn bis unter die Brust offen, welches die schlanken und doch vollen Formen ihres Körpers nur bezeichnet, nicht verdeckt. Selbst die Zudringlichkeit, mit der sie dem Fremden, von dem sie wissen, daß er sie gut behandelt, ihre Waaren anpreisen, hat nichts Plumpes und Unanständiges.

Zwischen diesen häuslichen Geschäften besahen wir die Umgebungen der Stadt und ritten zuweilen an's Meer, das eine halbe Stunde entfernt ist, um der Einschiffung der Truppen zuzusehen. Bereits dauerte dieselbe zehn Tage und war noch nicht beendigt; ein beständiger starker Westwind machte die Brandung so heftig, daß man täglich nur sehr wenige Menschen an Bord bringen konnte. Das sämmtliche Fußvolk und die Kranken der Reiterei wurden eingeschifft, so wie einige Artillerie, etwa zwanzig Kanonen ohne Bespannung, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß trotz der hohen See die Soldaten diese Geschütze mit Leichtigkeit an Bord brachten. Zum Transport lagen da zwei Linienschiffe und drei Fregatten der egyptischen Marine, so wie ein Dampfboot, der „Nil;" ein anderes, der „Hadschi-Baba," zum Gebrauch Ibrahims bestimmt, kam am 17ten Februar Abends. Ibrahim Pascha saß selbst oft viele Stunden des Tags auf einem Teppich am Strande und sah dem Einschiffen zu. Er bildete so mit den ihn umgebenden Offizieren immer eine sehr interessante Gruppe. Der Pascha ist ein kleiner dicker Mann; sein rothes, blatternarbiges Gesicht, von einem weißen Bart umgeben, hat wenig Ausdruck; die Augen aber, ohne gerade viel Geist zu verrathen, sind lebhaft, stechend. Er trug einen grünen Kaftan, mit Pelz besetzt, auf dem Kopfe ein Fez und um dasselbe das gelbe und rothe Tuch der Beduinen bis auf die Schulter herabhängend. Er sah mißmuthig auf's Meer, und zuweilen, während er einige Worte mit seiner Umgebung sprach, nahm er kleine Steine auf und warf sie in die Wellen. Um ihn standen Hassan Pascha, der Admiral, ein Georgier, Mahmud Bey, Oberstlieutenant der Marine und besonders wohl von ihm gelitten, und Hussein Pascha, ein Türke und auffallend schöner junger Mann.

Oestlich von der Stadt hatte Achmed Pascha Menikli mit der sämmtlichen Reiterei sein Lager gehabt, war jedoch schon vor zwölf Tagen über El Arisch nach Cairo gezogen; nur die Gardereiterei unter Wally Bey stand noch hier, den Augenblick erwartend, wo sich Ibrahim einschiffen würde, um gleich darauf aufzubrechen und Achmed Pascha zu folgen. Diese Garde (Lanzenreiter und eine Schwadron Cuiraſſiere) bestand aus drei Regimentern, deren jedes tausend Mann stark Damaskus verlassen hatte; hier waren ihrer noch siebenhundert Mann in Allem. Wir suchten gleich in den ersten Tagen unsere neue Reisegesellschaft auf, kamen aber zum traurigen Schauspiel einer Execution. Man erschoß vor unsern Augen vier eingebrachte Deserteurs. Nördlich von

dieſem Lager erhob ſich ein kleiner Berg mit einem alten Gebäude, angeblich Simſons Haus, von dem man eine ſehr ſchöne Ausſicht über Stadt und Meer hat.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Vernon. — Verkehr und Ackerbau in der Normandie.

Ein angenehmer Spaziergang führt von Vernon nach dem Luſtwalde von Biſy; dagegen wird das Ufer der Seine ganz vernachläßigt, und nach dieſer Seite hat die Stadt ein ſo ſchlechtes Anſehen, daß man ſie für ein elendes Dorf halten ſollte. Hier iſt kein Kay, kein Hafen, kein Gaſthof; nur ein Kaffeehaus iſt entſtanden, ſeitdem man die Paſſagiere zum vorüberziehenden Dampfboote, oder von demſelben zurückbringt. Die Stadt hat übrigens lebhaften Verkehr mit der Hauptſtadt. Außer dem Dampfboote fahren täglich zwei große Diligeneen durch, von Paris nach Rouen und umgekehrt. Die Dampfſchifffahrt thut aber denſelben großen Abbruch, beſonders von Paris nach Rouen; auf der Rückfahrt ziehen manche Reiſende die Diligeneen vor, da ſie mit dem Dampfboote nicht geſchwinder ankommen. Kommt einmal die Eiſenbahn nach Rouen zu Stande, ſo iſt es vollends um den Gewinn der ſonſt ſo blühenden Diligeneenunternehmungen geſchehen. Was außerdem der Stadt Leben gibt, iſt der Aufenthalt des Traindepots der Armee, welches hier in einer großen Kaſerne liegt und aus zwei Abtheilungen beſteht, den Handwerkern und den Trainknechten, die aber alle wie Soldaten montirt ſind. Da ſo eben der Oberſt des Traindepots geſtorben war, ſo wurde ein ſtattliches Leichenbegängniß veranſtaltet, an welchem das ganze Traindepot mit ſeinem Generalſtabe und ſeiner Feldmuſik Theil nahm, ſo wie auch der Generalſtab der Nationalgarde Vernons. Ich bemerkte bei dieſer Feierlichkeit Leute in einem ſchwarzen und grünen ſonderbaren Koſtüm, welche den Sarg trugen, und erfuhr, ſie gehören zu einer Brüderſchaft, welche hier wie in mehrern Städten der Normandie die Begräbniſſe beſorgt und confrérie de la charité heißt. Die Armen beerdigen dieſe Charitébrüder unentgeldlich; Begüterte müſſen nach einer beſtimmten Taxe bezahlen; das Geld wird in die Kaſſe der Brüderſchaft gelegt, den Brüdern kommt jedoch nichts davon zu gute. Früher, da die Andacht größer war, als jetzt, ließen ſich Reiche und Adelige in die Brüderſchaft aufnehmen; jetzt beſteht ſie meiſtentheils aus Profeſſioniſten der Stadt. Dieſe beſitzt auch ein gutes Hoſpiz, in welchem zwanzig Knaben und eben ſo viel Mädchen von barmherzigen Schweſtern erzogen werden. Die Kinder ſahen alle blühend aus und waren ſehr reinlich gekleidet. Die gothiſche Kirche Vernons würde ſchön und groß geworden ſeyn, wenn ſie vollendet worden wäre. Als man aber das Schiff der Kirche vollendet hatte und ans Chor gekommen war, ſcheint es an Geld, Geduld oder Eifer gefehlt zu haben. Man hat in der Eile ein kleines unpaſſendes und dunkles Chor ans Schiff gefügt und dadurch die Kirche verdorben. Von der ehemaligen Burg iſt nur noch ein dicker Thurm vorhanden. Eine andere Feſte ſteht am rechten Seineufer, und diente wahrſcheinlich ehemals dem Gutsherrn, auch ſeinen Antheil vom Zolle der vorüberziehenden Schiffe zu erheben. Dieſe alte Feſte, welche ſeit der Revolution Privateigenthum geworden war, hat die Regierung vor einiger Zeit angekauft, um einen Kriegspoſten zum Schutz der Seine daraus zu machen, und dadurch das Anrücken eines feindlichen Heeres auf oder längs der Seine zu verhindern oder doch zu erſchweren. In dieſer Gegend, wie in andern Strichen Frankreichs, klagt man, daß die Erleichterung der Transportmittel die Landfrüchte und Gemüſe vertheuert, indem die Bauern jetzt lieber die Erzeugniſſe ihres Bodens nach Paris bringen, wo ſie gut bezahlt werden, als daß ſie dieſelben in den Landſtädten verkaufen. Die Bürger in den letztern müſſen ſie daher gleichfalls theuer bezahlen. Paris zehrt eine ungeheure Maſſe von Lebensmitteln auf, aber dagegen verbreitet es auch ſein Geld in die Provinzen; denn es muß alles baar und theuer bezahlen. Der Bauer, welcher in der Nacht mit ſeinem Karren voll Lebensmitteln auf dem großen Markt, der ſogenannten Halle anlangt, kann am folgenden Nachmittage mit einer Taſche voll Geld wieder heimkehren. In Paris richten ſich die Verkäufe nach dem Marktpreiſe des Tages, und der Abſatz geht ſchnell und im Großen von ſtatten. Nicht ſo in den kleinen Landſtädten, und daher begreift es ſich, daß die Pächter, wenn ſie einen etwas bedeutenden Vorrath abzuſetzen haben, lieber zehn Meilen weiter nach Paris fahren. Ich habe mit Provinzbewohnern geſprochen, welche die Vollendung der Eiſenbahnen ernſtlich fürchten, weil alsdann vollends alle Produkte nach der Hauptſtadt gebracht werden würden. Indeſſen hat man bis jetzt die Eiſenbahnen in Frankreich ſehr wenig zum Transporte von Gütern benützt. Wahrſcheinlich findet man den Transport vermittelſt Karren wohlfeiler oder bequemer. So ſah ich auf meiner Rückkehr, welche ich zu Lande über Mantes antrat, eine Menge von Karren, welche mit nordamerikaniſcher, zu Hävre gelandeter Baumwolle befrachtet waren. Man ſollte glauben, ſeit Einführung der Dampfſchifffahrt müſſe der Transport dieſer Waare zu Waſſer nicht nur ſchneller, ſondern auch wohlfeiler ſeyn; dies ſcheint aber nicht der Fall. Die Baumwolle für die Pariſer Fabriken wird nach wie vor von Hävre nach Paris auf der Achſe geführt, und bisher hat die Dampfſahrt nichts am alten Transportſyſtem geändert. — Der Landweg zwiſchen Mantes und St. Germain iſt ſehr ſchön und geht durch eine fruchtbare, herrliche Landſchaft mit wohlbebauten Hügeln und Thälern, die zuſammen einen einzigen großen Garten auszumachen ſcheinen, und mit ſtark bevölkerten Dörfern, welche alle ſchön liegende Landſitze haben. Die große Theilung des Bodens bringt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit in der Anpflanzung hervor; jeder Bauer pflanzt auf dem ihm angehörigen Feldſtücke, was ihm am zuträglichſten iſt, namentlich Gemüſe oder Weinſtöcke. Wer größere Landſtücke beſitzt, baut Korn, Rübſamen, oder hat einen Weinberg. Auffallend war mir die Menge von Kirſchbäumen, welche mit einer großen Menge von Früchten prangten. Dies muß ein wahres Kirſchenland ſeyn, und einen bedeutenden Beitrag zu den ungeheuern Vorräthen der Pariſer Halle liefern. — Mehrmals am Tage kommen die kleinen Diligeneen der ein bis fünf Meilen von St. Germain entfernten Landſtädte am ſogenannten Débarcadère der Eiſenbahn an; die Reiſenden verſammeln ſich in den geräumigen Sälen der Anſtalt, und zur beſtimmten Zeit werden ſie alle in fünfundbreißig Minuten wieder nach Paris gebracht. Ich bemerkte unter ihnen manche Landleute; dieſe können jetzt am Morgen von Haus und Hof reiſen, in Paris anlangen, an demſelben Tage ihre Angelegenheiten beſorgen, und am andern Tage frühzeitig wieder zu Hauſe ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 19. Juni 1841.

— Sur les rangs pressés des groupes circulaires,
S'allonge pesamment le cou des dromadaires.
Méry et Barthélemy.

Briefe aus Syrien.

(Fortſetzung.)

In gleichem Falle mit uns, d. h. die Einſchiffung Ibrahims erwartend, befand ſich ein engliſcher Oberſt, ein Linienſchiffslieutenant und ein engliſcher Arzt; lezterm hatte der Paſcha einer Unpäßlichkeit halber von Beirut kommen laſſen; ferner Reſchid Achmed Ferik Paſcha, auch der Brillenpaſcha genannt, weil er beſtändig ein ſolches Inſtrument trug. Dieſe Herren waren von ihren Regierungen hieher geſchickt worden, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Ibrahim Syrien verlaſſe, daß das Land von ſeiner Plage befreit ſey und reingewaſchen in den Schooß des allein glücklich machenden türkiſchen Reiches zurückkehren könne.

Endlich am 18ten Februar Mittags um zwölf Uhr verließ Ibrahim Paſcha das Land, und ſogleich wurde der Aufbruch der Reiterei auf den folgenden Morgen feſtgeſezt. Nachdem die vielen Schwierigkeiten, die uns die Fortſchaffung unſerer Effekten verurſachte, beſeitigt waren, wozu noch der Umſtand kam, daß eine trächtige Stute des Barons v. T. den 18ten Abends ein allerliebſtes Fohlen warf, das man um keinen Preis zurücklaſſen wollte, zogen wir am 19ten in aller Frühe zum Lager der Reiterei, das zum Sammelplatz der Karavane beſtimmt war. Unſer Zug nahm ſich auch hier wieder, wie auf der ganzen Reiſe, wenn auch nicht ſehr maleriſch, doch höchſt eigenthümlich aus. Syrien und Paläſtina hatten wir auf flüchtigen Pferden durchzogen, ein kriegeriſcher Reitertrupp, der in den verſchiedenartigſten Koſtümen und Waffen den Orient und das Abendland vereinigte; jezt waren wir allein. Fürſt Muranoff, der Georgier, hatte uns verlaſſen und war zu Schiff nach Alexandrien gegangen; wir reisten unter dem Schuze vieler bewaffneter Reiter, friedlichen Kaufleuten gleich, nicht mehr ſelbſtſtändig jeden ſchönen Pfad wählend, ſondern ein Glied der Karavane, an dieſe durch die ſchauerlich öden Wege der Wüſte gekettet und auf hohen Kameelen ein ganz anderes Bild gebend.

Wir hatten ſieben dieſer nüzlichen und guten Thiere, von denen drei durch den Maler, den Dr. B. und mich nebſt unſern Sachen beſezt wurden; ein weiteres ritt der Reitknecht des Barons v. T., welcher ſelbſt einen prächtigen arabiſchen Hengſt beſtieg, ein wahres Wüſtenpferd; das fünfte trug unſere in der Eile zuſammengekauften Vorräthe, die in Hühnern, einem Hammel, Eiern, Brod und Kohlen beſtanden. Wein oder Rum war zu keinem Preis in Gaza zu bekommen; nur einmal brachte uns ein Araber eine Flaſche Champagner zum Verkauf, wahrſcheinlich aus dem Keller Ibrahims geſtohlen,

Digitized by Google

der, obgleich ein guter Muſelmann, den Champagner ſehr liebt. Das ſechste Kameel war mit Fourage und Waſſer für die Pferde beladen, und auf dem ſiebten thronte das kleine Fohlen, in einen alten perſiſchen Teppich gewickelt. Der Schimmel, von dem ich oben geſprochen, trug die Sachen des Barons v. T. und den Dollmetſcher, der eine arabiſche Stute, die Mutter des Kleinen, an der Hand führte. Auch hatten wir drei Kameeltreiber, Mahmud, Achmed und Akrabud, auf welche Herrn ich ſpäter zurückkommen werde. Zu uns hatte ſich noch von Gaza ein engliſcher Offizier, Kapitän C., geſellt, der nebſt drei Bedienten, einem Perſer, einem Griechen und einem Araber, ebenfalls nach Kairo ging.

Das Lager der Reiterei bildete indeſſen ein wahres Chaos von Menſchen und Pferden, Eſeln und Kameelen, aus dem ſich allmählig geordnete Züge ſonderten und auf dem Wege nach El Ariſch ſich fortbewegten. Hier ſchlug man die Zelte ab und lud ſie nebſt Kiſten und Säcken auf die geduldigen Kameele, die gruppenweiſe niedergekauert im Kreiſe lagen und zuweilen ein unwilliges Geſchrei ausſtießen, wenn man einen neuen Pack auf ihren Rücken legte. Dort ſtand ein gutmüthiger Eſel und ergab ſich in ſein Schickſal, eine ganze Familie nebſt Hausrath zu ſchleppen; außer der Dame des Hauſes, die ſeinen Rücken eingenommen, hatte das Thier an jeder Seite einen Korb hängen, aus denen die ſchmutzigen Geſichter ihrer Sprößlinge herausſahen. Da waren ganze Harems auf ein einziges Kameel geladen, indem man daſſelbe rechts und links mit zwei großen Kiſten behängte, in denen drei, vier Weiber und verſchiedene Kinder auf Bettwerk und Teppichen lagen; ein ſchwarzer Eunuch trieb mit ſeinem Stock die Familie vorwärts. Man ſah mitunter die lächerlichſten Auftritte, und konnte tiefe Blicke in das innere Familienleben der Araber thun. Da wurde geſungen und gelacht, erzählt und gezankt, und wer das wüthende Geſchrei dieſes Volks bei der friedlichſten Veranlaſſung kennt, kann ſich einen Begriff von dieſem wüſten Lärmen machen. Das ganze Lager war ein großer Ameiſenhaufen, wo jeder ſich mit gleicher Geſchäftigkeit herumtrieb, vom Kameeltreiber im grauen Hemde, der nur ein ungegerbtes Schaffell beſitzt, womit er nach Bedürfniß dieſen oder jenen Theil ſeines Körpers bedeckt, bis zum egyptiſchen Offizier im betreßten Kleide, deſſen gold- und ſilbergeſticktes Kopftuch hie und da hervorblizte. Die Gaedereiter ſtanden ruhig bei ihren Pferden und warteten des Befehls zum Aufſitzen, der jedoch für unſere Ungeduld zu lange ausblieb, und da die Leibſchwadron Ibrahims, unter dem Kommando eines ſehr liebenswürdigen Polen, der geläufig franzöſiſch, auch einiges Deutſch ſprach, ſich in Bewegung ſezte, ſo machten auch wir Anſtalten, unſere Reiſe anzutreten. Ich darf wohl ſagen Anſtalten, denn gegen die Leichtigkeit, mit der man ſich auf's Pferd ſchwingt, iſt das Beſteigen eines Kameels eine wahre Arbeit und erfordert Anſtalten. Das Thier liegt, von ſeinem Treiber feſtgehalten, indem ihm dieſer ſeinen Fuß auf ein Vorderbein ſezt, auf den Knieen. Zu beiden Seiten hängen die Effekten des Reiters und oben zwiſchen denſelben dilden Matratzen, Teppiche, Pelze einen weichen Sitz. Auf dieſen ſchwingt ſich der Reiter und hält ſich ſogleich vorn und hinten feſt; denn das Kameel, von ſeinem Treiber losgelaſſen, richtet ſich plözlich ruckweiſe auf, erſt vorne, und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten, und man würde ohne Halt unfehlbar auf den Hals des Thieres ſtürzen. Wir kamen alle ziemlich glücklich hinauf; nur der Reitknecht des Barons v. T., der ſich nie durch Gewandtheit in ſeinen Bewegungen auszeichnete, fiel mit gewaltigem Purzelbaum in den Sand.

Endlich kam auch unſer Zug in Bewegung und die Kameele gingen mit langem, ruhigem Schritt dahin, den Reiter eben nicht angenehm ſchaukelnd. Es braucht einige Zeit, ehe man ſich an dieſe Art zu reiten gewöhnt. Abgeſehen davon, daß das Gefühl, das Thier nicht in ſeiner Gewalt zu haben, ſondern ſeinem Willen folgen zu müſſen, ſehr unbehaglich iſt, ſo iſt der Gang der Kameele, die nicht, wie Pferde und Eſel, ihre Beine kreuzweis heben, ſondern den vordern und hintern Fuß jeder Seite zugleich, im höchſten Grad unangenehm. Er bewegt den Oberleib des Reiters unaufhörlich ſtark von hinten nach vorne, gleich dem Schaukeln eines Nachens, und wirkt auch beinahe eben ſo; denn es gibt Leute, die auf dem Kameele, dieſem „Schiff der Wüſte," vollkommen von der Seekrankheit befallen werden. Indeſſen empfanden wir von dieſer Unbequemlichkeit nicht viel, wozu wohl am meiſten der erfreuliche Gedanke beitrug, das traurige Gaza hinter uns zu haben und endlich auf dem Wege zu ſeyn, auf dem einzigen, der uns aus Syrien offen ſtand.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Auch ein Sommernachtstraum.

(Fortſezung.)

„Das iſt Alles höchſt wunderbar," ſagte ich zu meiner Begleiterin, „aber dennoch wünſchte ich dieſen Palaſt zu verlaſſen." — „Weshalb? Gewöhne dich nur etwas an dieſes Klima und du kannſt dein Glück machen. Wen der Eismonarch in ſeinen Schutz nimmt, dem wagt kein Lebender etwas zu Leide zu thun." — „O ich glaub's. Allein was hülfe es mir, wenn ich immer blind ſeyn

muß, oder, wenn ich den Gebrauch meiner Sinne behalten will, ſtets in einem hölzernen Käfigt mich eingeſchloſſen halten ſoll?“ — „Ich dachte, du liebeſt das Erhabene, das Wunderbare. Ich möchte dir gerne ein ſeltenes Glück zuführen. So laß uns denn ein anderes Land aufſuchen.“

Indem ſie noch ſo ſprach, waren wir ſchon weit von dem Eiskoloß entfernt und zu unſern Füßen zeigte ſich eine Inſel, von der ein grauer, übelriechender Nebel aufſtieg. Dem Himmel ſey Dank, hier war ein etwas beſſeres Klima, obgleich noch lange kein gutes. Als wir näher kamen, ſah ich die Inſel mit einem häßlichen Gewürm bedeckt, und dieſes Gewürm zeigte ſich bei noch genauerer Betrachtung als eine unabſehbare Menge kleiner Spinnen. — „Sind hier keine Menſchen?“ fragte ich. — „Nein,“ entgegnete Sanne; „aber dieſe Spinnen ſind noch viel klüger als Menſchen. Sie verſorgen die ganze Welt mit ihren kunſtfertigen Arbeiten. Laß uns in den Palaſt der vereinigten Spinnen treten.“

Dieſer Palaſt war ein ziemlich ſchmuckloſes Haus, und eine große, übermäßig fette Spinne mit einer Cravatte von blendend weißer Mouſſeline und einer Perrücke auf dem Kopf, kam uns entgegen. Mit großer Ungenirtheit behandelte dieſe Spinne mich und meine Begleiterin. Es lag ſo viel Anmaßung und Uebermuth in ihren Zügen, als nur irgend Leidenſchaften der Art in dem Geſichte einer Spinne Platz haben. — „Wir Spinnen,“ ſagte ſie, „bekümmern uns ſehr wenig um eitle und nutzloſe Pracht. Zufrieden mit dem Bewußtſeyn, das erſte und ausgezeichnetſte Geſchlecht der Erde zu ſeyn und die beſten und dauerndſten Einrichtungen in unſerm Staate zu beſitzen, iſt uns ein bunter Schimmer mehr oder weniger ziemlich gleichgültig. Unſer Stolz beruht auf unſerm Reichthum, und dieſer Reichthum iſt die Frucht unſeres arbeitſamen Genies. Wenn wir nicht wären, was würde aus der Welt?“ — Indem die Spinne ſo ſprach, zupfte ſie an ihrer Cravatte und gab Zeichen von Ungeduld von ſich. „Vergebt,“ ſagte ſie endlich; „es kommen ſo viele Neugierige und Müſſiggänger auf unſere Inſel, und wir haben ſo wenig Zeit, daß wir mit Plaudern keine Stunde verlieren können. Beſeht euch die Inſel, und dann — verlaßt uns wieder. Ihr werdet ſehen, Alles iſt bei uns vortrefflich.“

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich gravitätiſch. Ich folgte meiner Begleiterin und wir wanderten in großer Schnelle, denn die Luft war ſo dick, daß ich kaum athmen konnte, durch eine Menge Städte, die alle mit arbeitſamen Spinnen angefüllt waren. Sie ſaßen an ungeheuern Webeſtühlen, und ich muß geſtehen, daß viele dieſer unglücklichen Geſchöpfe ein ſehr verkrüppeltes Anſehen hatten. Noch andere verfertigten rieſenhafte Maſchinen, und dieſe wurden dann durch eine bewunderswürdige, geheimnißvolle Kraft in Bewegung geſetzt. Alle Spinnen, die dicken wie die dünnen, waren unhöflich und wortkarg. Alle ſchützten vor, ſie ſeyen viel zu beſchäftigt, um die Pflichten der Gaſtfreundſchaft und Artigkeit gegen Fremde zu üben, ausgenommen dieſe Fremden wären unermeßlich reich. Da ich das nun nicht war, ſo bat ich meine Begleiterin, wieder weiter zu reiſen. Sie that es und ich war froh, als wir die ſauſenden Webeſtühle und die nebelichte Luft hinter uns hatten.

Das Land, das wir jetzt betraten, ſchien keine Inſel zu ſeyn, wenigſtens ſah ich nirgends Meer. Aber dieſer Boden trug noch viel mehr Wunderbares zur Schau. Ermüdet, wie ich war, wollte ich mich unter den erſten beſten Baum niederlaſſen, als ich durch das ſeltſame Rauſchen und Klatſchen ſeiner Blätter veranlaßt wurde, ihn näher zu betrachten. Was erblickte ich? der Baum hatte zwar Blätter, aber Zeitungsblätter. Er hing voll Annoncen, und dieſe theils friſchen, theils ſchon vergeldten Papiere rauſchten im Winde. Ich wollte mich, erſchreckt über dieſes Wunder, auf eine nahe Bank ſetzen, als ich bemerkte, daß dieſe aus großen, feſt zuſammengeſchobenen Folianten beſtand; ein kleines Fußbänkchen beſtand aus einem halben Dutzend Taſchenbücher, deren Goldſchnitt ſich ſehr zierlich ausnahm. Nicht genug, das Haus, vor deſſen Thüre die Bank ſich befand, war ebenfalls aus Büchern erbaut. — „Was bedeutet das?“ fragte ich Sannen. — „Laß es dir vom Beſitzer des Hauſes erklären, der eben jetzt heraustritt, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen.“

Ich ſah ein kleines Männchen erſcheinen, das eine lange Schreibfeder hinter jedem Ohre hatte und mit der dritten in ein kleines Büchelchen Bemerkungen eintrug. Er war ſo kurzſichtig, daß er mich nicht eher ſah, als bis er gegen mich anrannte. — Er blieb auf ſeinen dünnen Beinen ſtehen und ſah mich mit glotzenden Augen an. „Wer ſind Sie?“ — „Ein Fremder.“ — „Ah, alſo ein Leſer. Gut, ich werde Sie melden und Sie ſollen die geſetzmäßige Summe erhalten.“ — „Ich?“ rief ich erſtaunt. „Wofür will man mir Geld geben?“ — „Nun dafür, daß Sie ſich anheiſchig machen, die Bücher, die wir ſchreiben, zu leſen. Das Honorar für einen Leſer iſt zehn Dukaten den Tag.“ — „Wie viel Bücher muß ich denn täglich leſen?“ — „So viel Sie irgend können. Man wird Sie Ihnen von allen Seiten zutragen. Ich hoffe jedoch, daß Sie mit den meinigen den Anfang machen werden.“ — „Haben Sie viel geſchrieben?“ — „Ob ich? Sie ſehen, dieſes Haus habe ich ganz aus eigenen Mitteln erbaut.“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Darmès. — Gelehrte Vereine. — V. Hugos Aufnahme in die Akademie.

Bei meiner Zurückkunft nach Paris hatte ſo eben der Kriminalprozeß wider Darmès begonnen, welcher vor einigen Monaten auf den König geſchoſſen, und deſſen Prozeß man blos deswegen verzögert hat, weil man hoffte, Mitverſchworne zu entdecken, oder doch zu erfahren, ob ihn nicht irgend Jemand oder ein geheimer Verein zu ſeinem Verbrechen verführt habe. Dies iſt jedoch dem Pairshofe nicht gelungen. Darmès war ein ſtämmiger, ſchwarzer, finſter ausſehender Kerl, welcher dann und wann einen erträglichen Gedanken äußerte, aber im Ganzen ſtumpfſinnig war. Seine Hinrichtung erregte wenig Theilnahme in Paris, und außer dem Pöbel, dem dergleichen Auftritte zum Schauſpiele dienen, haben wenige Leute ſich zum Richtplatze begeben; einen oder zwei Tage ſprach man vom Vorfall, und dann dachte man nicht weiter daran. — Einige gelehrte Vereine hielten im Mai öffentliche Verſammlungen, unter andern ein Vaccinverein, deſſen Vorſtand ein Herr v. Larocheſoucault iſt. Dr. James erſtattete darin Bericht über die Arbeiten des Vereins, welche darin zu beſtehen ſcheinen, daß er die ächten Schuppocken verbreiten will. Dr. James hat es viel mit einem ſogenannten vaccin régénéré zu thun, und will den gewöhnlichen Kuhpockeneiter nicht für ächt anerkennen. So viel iſt gewiß, daß viele mit Kuhpockenſtoff geimpfte Perſonen in Paris in den letzten Jahren die Blattern dennoch bekommen haben. Dr. James meint, der Eiter habe ſeine Wirkſamkeit verloren, und man müſſe deshalb zum ächten, urſprünglichen Eiter ſeine Zuflucht nehmen. Um dieſen nun zu bekommen, hat er ſchon lange eine Subſcription eröffnet; welchen Fortgang dieſelbe gehabt hat, weiß ich nicht. Im Artikel Jenner des neulich erſchienenen 68ſten Bandes der Biographie univerſelle wird dem engliſchen Doktor Jenner die Erfindung der Einimpfung der Schutzblattern beſtritten und einem Franzoſen (dem proteſtantiſchen Paſtor Rabaut-Pomier zu Montpellier) zugeſchrieben, welcher vor fünfzig Jahren Engländern ſeine Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der Kuhpocken mitgetheilt haben ſoll. Nach dem Berichte des Dr. James und einer kurzen Anrede des Vorſtandes ans Publikum, hatte der Vaccinverein dem Auditorium nichts weiter zu ſagen. Dagegen hatte Dr. James eine Art von Konzert veranſtaltet, womit der übrige Theil der Sitzung zugebracht wurde. Ich muß geſtehen, Muſik hatte ich am wenigſten in einem Vereine zur Beförderung der Kuhpockenimpfung erwartet. Verfährt der Doktor mit ſeinen Patienten, wie er hier mit ſeinen Zuhörern verfuhr, ſo muß er ihnen gefallen. — Ferner hielten die philotechniſche Geſellſchaft, das athénée des arts, die société libre des beaux arts, und die société des enfans d'Apollon ihre Sitzungen. Die letztgenannte dieſer Geſellſchaften hielt eine Säkularfeier, weshalb auch im Berichte des Sekretärs eine Ueberſicht der hundertjährigen Geſchichte der Geſellſchaft gegeben wurde. Die société libre des beaux arts veranſtaltet jetzt eine Loterie zu Gunſten derjenigen Familien, welche im vorigen Winter durch die Ueberſchwemmungen der Rhone und der Saone ihr Hab und Gut verloren haben. Viele Künſtler haben zu dieſem Behufe Gemälde, Skizzen und Zeichnungen geliefert. Gelehrte haben Bücher eingeſchickt. Damen haben Handarbeiten geliefert. Kurz, der Kunſtverein iſt im Stande, ſieben bis achthundert Gewinnſte den drei oder viertauſend Loosabnehmern anzubieten. Die Preiſe waren einige Wochen lang in einem Bazar auf den Boulevards öffentlich ausgeſtellt. Aber keine literariſche oder Künſtlerverſammlung der letzten Zeit hat in Paris ſo viel Theilnahme gefunden, als die Sitzung der académie française zur feierlichen Aufnahme des Dichters Victor Hugo. Wie lange dieſer Dichter ſchon die Aufmerkſamkeit des Publikums durch ſeine lyriſchen und dramatiſchen Dichtungen in Anſpruch nimmt, und wie ſehr die Meinungen über ſein Verdienſt geſpalten ſind, iſt bekannt. Jahre lang wollte ihn die Akademie nicht aufnehmen, weil ſie ſich für die Hüterin der Sprachreinheit, und Victor Hugo für einen Verderber des guten franzöſiſchen Styls hielt. Die jungen Dichter betrachteten ihn als ihren Anführer und als den Repräſentanten der neuen Dichterſchule; die ältern Dichter und Proſaiker blieben ihm abhold und glaubten eine Sünde wider den guten Geſchmack zu begehen, wenn ſie einen ſolchen Mann in die Akademie aufnähmen, in welcher Racine, Boileau und Voltaire geſeſſen. Die romantiſche Partei drang ungeſtüm auf die Anerkennung des dichteriſchen Genies Victor Hugos, und ſchalt die klaſſiſche Partei, welche ihn einen Barbaren nannte, eine Verſammlung von Perrücken. Die Zeit hat den Widerſtand der letztern allmählig gemildert, Victor Hugos Verdienſt hat mehr Anerkennung gefunden, und zuletzt hat die romantiſche Partei es doch durchgeſetzt, daß derſelbe in die Akademie aufgenommen werden mußte. Dies war ein großer Triumph der neuern Dichterſchule. Es blieb nur noch übrig, den Sieg der ſogenannten Romantik durch die feierliche Anſtandsrede des Aufgenommenen zu beſiegeln. Die Vorbereitungen dauerten einige Monate; man hoffte, Victor Hugo werde die gerechten Anſprüche der neuern Dichterſchule auf die Achtung der literariſchen Richter ins klarſte Licht ſetzen, und den Leuten ihr Unrecht beweiſen, daß ſie ſo lange die Thüren der Akademie dem Repräſentanten der romantiſchen Schule verſchloſſen. Bald trat dies, bald jenes Hinderniß ein, welches ſich der feierlichen Aufnahme Victor Hugos widerſetzte. Der Hauptgrund war, daß mehreren Mitgliedern der Akademie, welche Staatsmänner geworden ſind, während der Seſſion der Kammern keine Zeit zu literariſchen Arbeiten übrig blieb. Am vorigen Donnerſtage, dem gewöhnlichen Verſammlungstage der Akademie, fand endlich die Feierlichkeit ſtatt. Der ſehr große Hörſaal der Akademie, eine ehemalige Kapelle, war gedrängt voll, und ſogar der jüngere Theil des königlichen Hauſes war zugegen. Die Herzogin von Orleans hatte, wie es heißt, ihre Bewunderung für Victor Hugo mit aus Deutſchland gebracht und dadurch bewieſen, daß ſein Ruhm auch im Auslande bereits feſt gegründet ſey. Deshalb wird Victor Hugo am Hofe des Kronprinzen hoch geachtet. Im Grunde iſt die Aufnahme eines Akademikers in einer feierlichen Sitzung ein nichtsſagender Gebrauch, den man füglich abſchaffen könnte; denn was bedeutet es, daß der Aufzunehmende die Akademie lobpreißt, welche ihn aufgenommen hat, dabei ſich ſehr demüthig anſtellt, als ob er einer ſo hohen Ehre nicht würdig wäre, und ſeinen Vorgänger herausſtreicht, obſchon dieſer zuweilen wenig Lob verdient, daß dann der Vorſtand der Akademie den Neuaufgenommenen lobt, und ſeinen Vorgänger obendrein! Ehemals war es noch ſchlimmer; denn alle Reden wurden in eine und dieſelbe Form gegoſſen, und das Lob Ludwigs XIV. und des Kardinals Richelieu mußte zu allem dieſem Lob noch hinzugefügt werden. In dieſem Jahrhunderte haben ſich die Redner freiere Bahn gebrochen; aber immerhin bleibt das Lob des Vorgängers und ein Kompliment an die Akademie ein obligates Thema.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 21. Juni 1841.

In thy blood reigns a melancholy damp
To weigh thy spirits down, and last consume
The balm of life.

Milton.

Am Sarge eines Schwermüthigen. *

Naturgeiſter ſingen.

Er iſt von uns gewichen,
Er iſt ſo früh verblichen;
Laßt uns in kühlſte Schatten
Dies heiße Herz beſtatten!

Wir ſingen manche Weiſen,
Wenn wir die Erd' umkreiſen;
Die bängſte aller bangen
Hat lauſchend er empfangen:

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blüthe flechten
In ſchwülen Sommernächten.

Es tönt im Ruf der Unken
Von dunkler Wehmuth trunken,
Und in den Widerhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahrwohl," nachruft es leiſe
Dem Frühling auf die Reiſe;
Wir hauchen es gelinde
Durch's Haar dem todten Kinde.

Die Röslein all' zerpflücken,
Und zu die Aeuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen,
Und Niemand ſieht uns weinen.

Wenn Wölf' im Eiſe ſuchen
Ihr Leben und verfluchen,
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufſtöhnt in ſeiner Zelle,

Wenn ſich die Meereswellen
Aufthürmen und zerſchellen,
Im Sturm die Möven zagen:
Erhebt es laut ſein Klagen.

O Mövenſchrei und Schwanken! —
O menſchliche Gedanken
Vom Leben ew'ger Dauer! —
Hört ihr des Liedes Trauer? —

* Des unglücklichen Dichters Mayrhofer.

Digitized by Google

Dort ſind die Stimmen alle
Nur abgebrochne Halle,
Ein ahnendes Beſinnen
Kaum auf des Lieds Beginnen.

Bei ſeinem vollen Klange,
Ach! würde uns zu bange,
Wir ſtünden ſchmerzlich träumend,
Das Erdenwerk verſäumend.

Dies Herz hat es vernommen,
Und ſang es fort beklommen;
Dies Herz hat ausgeſungen
Das Lied und iſt zerſprungen.

Lenau.

Ueber Mythen und Volksſagen und ihre Lokalität.

II.

Wir fahren fort, den Zuſammenhang zwiſchen den Mythen und der Natur des Bodens, dem ſie entwachſen, durch Beiſpiele anſchaulich zu machen.

Auf den Bergen beſonders erfreut ſich die gute Mutter Natur an jenen Spielen, die man Naturſpiele nennt. — Ein hervorragender Fels, der einem Löwen- oder Katzenkopf, oder einem Mönche ähnlich iſt, veranlaßt nicht nur den vergleichenden Beobachter, ihn ſo zu benennen, ſondern auch Sagen, die ſich an dieſe Bildung knüpfen. Viele Verwandlungen der alten Geſchichte laſſen ſich ſo erklären. Irgend eine intereſſante Begebenheit, die in der Gegend geſchehen, ja eine fremde Geſchichte ſelbſt — denn der Volksglaube weiß, wie der Witz, das Diſparateſte zuſammen zu werfen — wird damit in Beziehung gebracht. Ein Beiſpiel aus der griechiſchen Vorzeit mag für viele andere dienen. Die Odyſſee berichtet uns, daß das heimkehrende Schiff, welches den Odyſſeus nach Ithaka gebracht hatte, vom Poſeidon verſteinert worden ſey. Vielleicht hat ein ſchiffähnlicher Fels, der dort aus dem Meer hervorragt, zu dieſer Sage Veranlaſſung gegeben. Wirklich melden neuere Reiſende, daß bei der Inſel Korfu, in welcher ſchon die Alten Scheria, die Inſel der Phäaken, wiederfanden, ein weißer Steinfels aus dem Meer hervorrage, der von Ferne die Geſtalt eines Schiffes mit ausgeſpannten Segeln vorſtelle.

Bei dieſer Gelegenheit mache ich aufmerkſam auf die weiſen Bemerkungen des Strabo, welche dieſer große Verehrer des Homeros über deſſen Fabeln im erſten Buche ſeiner „Erdbeſchreibung" niedergelegt hat. Er erkennt ihnen, übereinſtimmend mit dem Geſchichtſchreiber Polybius, eine hiſtoriſche Grundlage zu; er ſieht in ihnen eine Miſchung von Dichtung und Wahrheit, und ſagt unter andern in Bezug auf die Sagen von der Scylla, Charybdis und dem Aeolos, daß man alles das weder zu genau durchgrübeln, noch auch, als wären es wurzel- und herdloſe Fabeln, verwerfen dürfe.

Nahe bei Tancarville in der Normandie iſt ein Fels, welchen die Landleute la pierre géant oder du géant nennen. Man genießt auf demſelben, zweihundert Fuß über der Seine, eine prachtvolle Ausſicht. Er ſieht einem großen Dache ähnlich und ſcheint, überhängend, jeden Augenblick herabſtürzen zu wollen. Während nun einheimiſche und reiſende Gelehrte, die ſo gern Alles auf hiſtoriſche Vergangenheit zurückbeziehen, in dem Felſen eine Opferſtätte der alten Druiden finden — was übrigens ſelbſt ſchon einen gewiſſen hiſtoriſchen Reiz hätte, wenn man an den geheimnißvollen, mit Menſchenopfern verbundenen Kultus derſelben denkt — ſieht das gläubige Landvolk darin den Sitz eines Rieſen, der vor Alters da gehaust und ſich jeden Abend auf den Stein geſezt, um ein Fußbad in der Seine zu nehmen, und der, wenn Gewitterwolken ſein Haupt umbrausten, immer noch toller als der Sturm ſelbſt geheult habe. Franzöſiſche Gelehrte gehen dabei bis auf die Normannen zurück und finden ein nordiſches Phantaſiebild in der Sage. Ueberhaupt ſind die Franzoſen, wie die Deutſchen ſelbſt, immer geneigt, alles Rieſenhafte und Groteske ihrer Volksſagen auf die ſcandinaviſch-germaniſche Mythenwelt zu beziehen, nicht bedenkend, daß auch in den Mythen der ſüdlichen und der orientaliſchen Völker Rieſen und Rieſinnen und andere Ungeheuer eine bedeutende Rolle ſpielen. Dies finden wir in der griechiſchen, in der egyptiſchen und indiſchen Mythologie. In Bezug auf leztere bemerke ich, daß die mythiſchen Gedichte der Hindus voll ſind von den Kämpfen der Rieſen mit den Göttern und tapfern, heiligen Menſchen, und daß überdies der Volksglaube dort noch immer übermenſchliche Weſen kennt und fürchtet, wie jene, welche Rakſas genannt werden und deren Wohnſitz bald über's Meer, bald in die luftigen Höhen der Berge verlegt wird; ungeheuer ſtarke Kreaturen, oft in menſchlicher Geſtalt, oft als grauſenhafte Monſtra vorgeſtellt, denen Menſchenblut und Menſchenfleiſch ein Labetrank und Lieblingsſpeiſe iſt und die gerne auf Verbrennungsſtätten, unter Schädeln und Leichnamen hauſen. Ihre Freude iſt es, beſonders des Nachts herumzuſchwärmen, wie denn überhaupt die Nacht nicht nur eine Mutter der Götter — nach der Meinung der alten Griechen — ſondern auch eine Mutter und Amme, ſo wie die Freundin von unheimlichen Dämonen und Geſpenſtern iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Auch ein Sommernachtstraum.

(Schluß.)

„Hat man denn in dieſem Lande kein Holz und keine Steine?“ — „Holz und Steine ſind viel zu theuer. Da wir ſeit Jahrhunderten fortwährend ſchreiben und fortwährend drucken laſſen, da zugleich unſere Werke nie in's Ausland gehen, was ſollten wir denn mit dieſer Maſſe Literatur anfangen? Die Bibliotheken faſſen es nicht mehr. Wir bauen uns alſo Häuſer davon.“ — „Da ſollten Sie lieber keine Bücher ſchreiben.“ — „Das können wir nicht laſſen. Aber allerdings hat die Seuche ſehr ſtark um ſich gegriffen. Mein Großvater konnte ſich noch beſinnen, daß es in der volkreichen Stadt, die Sie dort ſehen, mehrere Männer, wirkliche lebende Menſchen gab, die kein Buch geſchrieben hatten. Aber dieſe Wunder ſterben aus, und jezt ſchreibt dort Alles, und wir müſſen uns unſere Leſer mit ſchweren Koſten aus dem Auslande kommen laſſen.“ — „Auch die Bäume tragen Zeitungsblätter?“ — „Was können ſie Nützlicheres thun? An den Mauern in der Stadt iſt kein Platz mehr frei, und ſo hab' ich hier in meinem Garten dieſes kleine Leſekabinet errichtet.“

Ich erklärte mich willig zu leſen, und alsbald ſtürzten eine Menge Bewohner dieſes ſeltſamen Landes auf mich zu und brachten mir ihre neueſten Werke. Ich las, daß mir der Kopf rauchte. Gewiß, nie wurden zehn Dukaten mühſamer verdient. Schon war die Hälfte des Tages vorüber, als ich zufällig den Blick auf einen im Graſe verſteckten Stein warf. Wie erſchrack ich, als ich darauf die Worte las: „Fremdling, wer du auch ſeyſt, ſieh dich vor. Einmal in dies Land eingedrungen, läßt man dich nicht wieder los. Nimm ein Beiſpiel an mir. Ich habe mich zu Tode leſen müſſen.“

Ein Schauder erfaßte mich. Schnell warf ich die Bücher hin und entfloh. — „Alſo auch hier weilſt du nicht?“ ſagte meine Begleiterin. — „Nein, nimmermehr!“ rief ich und zeigte auf den Leichenſtein. — Meine Begleiterin lächelte: „Es ſind dennoch harmloſe, ehrliche, gutmüthige Weſen.“ — „Ja, ja,“ entgegnete ich; „allein ſie haben einen großen, einen fürchterlichen Fehler. Wenn ich beim Eismonarchen nicht erſtarrte, bei den Spinnen nicht im Nebel und im Dampf der Maſchinen erſtickte, ſo würde ich hier an Abhandlungen, Leitfäden und kurzen Abriſſen ſterben. Nein, nein! fort, fort!“

Der ſchöne weibliche Genius wollte mich noch in andere Länder führen, und ſchon hatten wir den Flug genommen, als eine helle Glocke in mein Ohr tönte. — „Himmell wie kann man ſo lang ſchlafen!“ rief eine muntere Stimme, und ich ſah den blonden Lockenkopf des hübſchen Mädchens an meinem Parterrefenſter vorbeigehen. — Mein Sommernachtstraum war vorüber.

Als ich heraustrat, wen ſah ich auf der Plattform? den Profeſſor. „Wie ſind Sie mit Ihrer Reiſe zufrieden?“ fragte er mich. — „Mit meiner Reiſe?“ Ich wußte nicht, ob ich nicht noch träumte. — „Nun, ich meinte Ihre Schweizertour.“ — „O ganz wohl!“ entgegnete ich und wandte mich fröſtelnd ab. Das hübſche Mädchen ſah mich ſchalkhaft an. „Wir werden noch manche Reiſe zuſammen machen, mein Herr? Nicht wahr?“ — „Ich hoffe es, Mademoiſelle.“

In dieſem Augenblick traten der Mann mit der ſeltſam geformten Reiſemütze und der mit dem gelben Regenſchirm aus dem Hauſe. Sie waren in einem heftigen Zanke begriffen; der Behelmte warf dem Gelben vor, er und ſeine fünf Schalen mit dem myſteriöſen Trank ſeyen Schuld, daß er die Nacht über kein Auge zugethan.

Ich beſtellte ein Glas Waſſer. Es kam, und der Aufwärter hatte, um es friſch zu erhalten, ein Stück Eis hineingethan. Ich konnte das Waſſer nicht trinken; es erinnerte mich zu lebhaft an den Palaſt des Eismonarchen. Eine Spinne kroch über meinen Kragen; ich ſchnellte ſie erſchreckt hinweg. Mechaniſch griff ich in die Taſche und brachte den „Wegweiſer zum Rigi“ heraus. Ich warf das Buch hin, und lange Zeit konnte ich kein Eis eſſen, keine Spinne ſehen, kein Buch anrühren. — Den langen Profeſſor und ſeine mit Säure gefüllte Phiole, und das Mädchen mit dem hübſchen lachenden Mund und den freundlichen Augen habe ich nicht wieder geſehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Politik und Handel und Wandel.

Wenn ich im April die Verhandlungen in beiden Häuſern des Parlaments in hohem Grade „duli,“ d. h. langweilig nannte, ſo hat ſich dies, wie Jedermann weiß, ſeitdem ganz anders geſtaltet. Die Korn- und Zuckerfrage, gleichviel ob dem Miniſterium von der Sorge für ſeine Erhaltung oder von der Rückſicht auf des Landes Wohlfahrt ans Herz und in den Mund gelegt, hat aus den ſchleppenden Verhandlungen mitunter ſehr bewegte und ſchläfrige Deputirte ganz mobil gemacht. So wichtig indeſſen die ſchwebenden Fragen ſind, ſo glaube man deshalb nicht, daß ſie alles Intereſſe an andern Dingen in London abſorbiren. Die Zeitungen wollen dies freilich glauben machen; doch darf man in den Tagen politiſcher Gährung weniger als je ihre Worte wörtlich nehmen. Mit den härteſten Farben ſchildern ſie die den gewerbtreibenden Klaſſen aus dem Schwanken der Zuſtände erwachſenden Nachtheile; ſie ſprechen in den ſtärkſten Ausdrücken von der um ſich greifenden Nahrungsloſigkeit, und ſchleudern, je nach der Partei, welcher ſie angehören, Blitze auf die Miniſter, die ihrem Eigennutze das Land, oder auf die Tories, die das Land ihrer Herrſchſucht opfern. London ſoll nie eine flauere Season gehabt, der Gewerbſtand nie lautere Klagen geführt haben. Nun trete man hinaus in das Londoner Leben. Die Straßen wogen von

Menſchen wie ſonſt; die Menſchen gehen ſo langſam oder ſchnell wie gewöhnlich, ſehen ſo geſchäftig oder unthätig aus wie immer. In Regents- und Bondſtreet drängen ſich Caroſſen und Reiter, verſperren unverſchämte galonnirte Bediente die Fußſteige, füllen einkaufende Ladys alle Gewölbe. Woher die Niedergeſchlagenheit in den Blicken der zwei blühenden Töchter und der Unmuth im Geſichte der Mutter, während alle drei aus dem Gewölbe der Putzmacherin in den Wagen ſteigen? Die Putzmacherin iſt für den nächſten Ball im Buckinghampalaſte ſo mit Arbeit überhäuft, daß ſie jede neue Beſtellung ablehnen muß. Wie gewöhnlich jagen die Fleiſcherburſchen mit Roß und Karren wild durch die Straßen, empfindet man die Wärme der Bäckerladen, ehe man das Gebackene riecht, darf man keine Minute ſtehen bleiben, ohne umgerannt zu werden. Die Ausſtellungen der Maler in Waſſerfarben, der königlichen Akademie, des britiſchen Vereins ſind nie beſuchter, die Künſtler mit dem Verkaufe nie zufriedener geweſen. Konzerte reihen ſich an Konzerte, und die Wagenburgen auf Hannover-ſquare und in Haymarket bezeugen, daß die Säle voll ſind. Es iſt der Glanz und der Reichthum, die Schönheit und die Eitelkeit von ſonſt. Stehen die Theater leer? Nichts weniger; ſelbſt bei fünfundzwanzig Grad Wärme muß Tags zuvor ſein Billet beſtellen, wer die Zauberin Rachel in Racine's Andromache oder als Camilla in Corneille's Horaziern ſehen will, und Tauſende beweiſen durch ihr Geld, daß ſie die italieniſche Oper dem franzöſiſchen Schauſpiel, die deutſche Oper der italieniſchen, die engliſche der deutſchen, der engliſchen Oper das neue Luſtſpiel in Coventgarden, jenem die kleine Zigeunerin im Olympic vorziehen. In der City kreiſt der Handel, wie er es vom erſten Januar bis zum letzten Dezember zu thun pflegt; die Dampfſchiffe kommen und gehen, die Miethwagen rollen, die Omnibus donnern, die Kohlenkarren knarren und die Porters, dieſes ternige Laſtträgergeſchlecht, erwarten wie immer, daß man ihr: aufgeſchaut! höre, ehe ſie's gerufen. Wo ſind die Zeichen unbeſchäftigten Gewerbes, verzweifelnder Nahrungsloſigkeit, flauer Season? Ich kann ſie nur in den Verſicherungen der Zeitungsſchreiber finden. Aber die Mittelklaſſe hält Verſammlungen, um Adreſſen und Petitionen meiſt zu Gunſten der Miniſter zu votiren; welcher Zeitverluſt! Eine Engländerin, die gehört, daß manche deutſche Frauen ihren eigenen, ihrer Männer und ihrer Kinder Bedarf an Strümpfen ſelbſt ſtricken, fragte mich, wann ſie das thäten. Ich ſagte ihr, zu der Zeit, wo die engliſchen Frauen nichts thäten. So iſts mit den Verſammlungen der Mittelklaſſe: man geht in das Meeting zur Zeit, wo man in Geſellſchaft oder ſpazieren gegangen ſeyn würde.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Schluß.)

Victor Hugos Aufnahme in der Akademie.

Von Victor Hugo erwartete man, er werde den poetiſchen Charakter unſerer Zeit ſchildern, und dieſelbe gegen die an alte Formen und Regeln ſich blind anklammernden Kunſtrichter in Schutz nehmen. Dieſe Erwartung hat er getäuſcht. Von Literatur ſprach er in ſeiner Rede wenig, dagegen erhob er ſich zu politiſchen Betrachtungen und deutete eine Weltanſchauung an, in welcher er freilich dem Dichter eine erhabene Rolle zutheilte, ſich jedoch wenig auf die Verſchiedenheit der Zeiten einließ. Er hatte ſeinen Vorgänger Lemercier zu loben, der zwar kein außerordentliches Genie war, aber doch einige gute Dichtungen, beſonders das Trauerſpiel Agamemnon geliefert hat. Sonderbarerweiſe wollte ihm ſeit dieſem Trauerſpiel kein Theaterſtück mehr gelingen, und einige folgende waren eher ſchlecht als gut. Victor Hugo mochte denken, das Lob eines ſo ungleichen Dichters werde ihm wenig Ehre machen; er faßte daher die politiſche Seite ſeines Vorgängers auf, und dieſe konnte er füglich loben; denn Lemercier war einer der wenigen Literaten, welche den Muth gehabt haben, vor Napoleon nicht das Knie zu beugen und die ihm angebotenen Ehren und Titel auszuſchlagen. Daher die politiſche Wendung, welche Victor Hugo ſeiner Rede gegeben. Der Vorſtand, Salvandy, vormaliger Miniſter des öffentlichen Unterrichts, welcher ihm zu antworten hatte, lenkte weislich in die Literatur ein, welche das Einzige iſt, womit die Akademie ſich abzugeben hat, und gab die und da dem neuen Kollegen in der Akademie einen feinen Wink hinſichtlich der argen Auswüchſe, welche ſich der Dichter in ſeinen Dichtungen, beſonders in ſeinen Theaterſtücken zu Schulden kommen laſſen. Das leichtſinnige Publikum gab bei dieſer Gelegenheit wieder einen ſtarken Beweis ſeiner unverbeſſerlichen Frivolität. Der Vorſtand lobte den Kandidaten, daß er die Geheimniſſe der ſceniſchen Kunſt (art scénique) eifrig ſtudirt habe. Da nun die Worte art scénique gerade lauten wie arsénique, und Victor Hugo die Vergiftungen in ſeinen Trauerſpielen nicht geſpart hat, ſo griff das Publikum ſogleich den Calembour auf, lachte, klatſchte und unterbrach dadurch die Rede einige Minuten lang. Der Redner begriff anfangs nicht, weshalb man ſeinen ernſthaften Vortrag ſo unterbreche; ein Nachbar erklärte es ihm, worauf er ſagte, er habe die art théatral gemeint. Beide Reden ſind ſogleich in den Tagesblättern erſchienen, werden von den Journaliſten lebhaft beſprochen und ſind der Gegenſtand geſellſchaftlicher Unterhaltung geworden. Einige muthmaßen, die akademiſchen Ehren genügen bereits dem aufgenommenen Dichter nicht mehr; er habe nur deshalb ſeiner Rede einen politiſchen Anſtrich gegeben, um ſich zur Pairswürde zu recommandiren, welche jetzt das Ziel der Wünſche aller berühmten Dichter, Gelehrten und Künſtler iſt. Haben ſie einmal eine feſte und erhabene Stellung auf dem Parnaſſe, ſo ſehnen ſie ſich nach Einfluß in den Staatsgeſchäften, und wollen Pairs, Staatsräthe oder ſogar Miniſter werden. Und in der That ſtellt ſich ihrem Ehrgeize kein ernſtliches Hinderniß in den Weg. In keinem Lande vielleicht ſteht dem berühmt gewordenen Schriftſteller, beſonders wenn er ein geſchickter Redner iſt, eine glänzendere Laufbahn offen, als in Frankreich. Chateaubriand, Guizot, Thiers, Couſin, Villemain, Salvandy, Lamartine haben ihre hohe politiſche Stellung dem großen Rufe zu verdanken, den ſie ſich als Schriftſteller erworben; ſie ſtanden oder ſie ſtehen noch am Staatsruder, und übten oder üben einen bedeutenden Einfluß auf das Wohl oder das Wehe ihrer Nation aus. Aber nicht alle haben ſich gleich gewandt auf ihren erhabenen politiſchen Poſten gezeigt. Die Dichter beſonders laſſen ſich von ihrer Phantaſie zuweilen hinreißen, anſtatt der nüchternen Vernunft Gehör zu geben. Chateaubriand war kein guter Miniſter, und Lamartine zeigt ſich zuweilen nicht zum vortheilhafteſten in der Deputirtenkammer. Ich glaube, die Miniſter werden wohl thun, es reiflich zu überlegen, ob es gerathen iſt, Dichter wie Caſ. Delavigne und Victor Hugo, oder Maler wie Horace Vernet zur Pairswürde zu erheben, und ſie dem Parnaſſe zu entreißen, auf dem ſie mit Glanz und Würde ſtehen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 22. Juni 1841.

Aër, omne quod, inani simile, vitalem spiritum fundit.
Plinius.

Von der Luft.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vereinigten ſich eine Menge wichtiger Entdeckungen und umfaſſender Ideen, um ſämmtliche Naturwiſſenſchaften zumal in den raſchen Fluß zu bringen, in dem ſie ſich gegenwärtig befinden. Es gehört zu den einflußreichſten jener Aufſchlüſſe, daß man die chemiſchen Beſtandtheile der atmoſphäriſchen Luft kennen lernte, ſo daß man ſie ſofort künſtlich zerlegen und wieder zuſammenſetzen konnte. Jedermann weiß, wie dies, wie namentlich die Lehre vom Sauerſtoff für die Ausbildung der Chemie von der größten Bedeutung wurde. Aber, wie es ſo häufig in der menſchlichen Entwicklung geht, in der erſten Zeit nach der Entdeckung flogen dabei die wiſſenſchaftlichen Hoffnungen in ganz andrer Richtung voraus, als in welcher der Einfluß wirklich erfolgt iſt. Man glaubte mit der Analyſe der Luft den unmittelbaren Schlüſſel zu den bisher ſo räthſelhaften Vorgängen in der Atmoſphäre, zu allen meteorologiſchen Erſcheinungen in der Hand zu haben. Aber gerade auf dieſem Gebiet wollte ſich vor der reformirten Chemie auch nicht Eine Hauptpforte erſchließen, und es wurde bald klar, daß es der Wiſſenſchaft nur auf weiten Umwegen möglich ſeyn werde, die geheimnißvollen Prozeſſe zu faſſen, durch welche die Luft ſich plötzlich klärt und trübt, die Wolken ſich ſo oder anders ballen, der emporgezogene Waſſerdunſt jezt unſichtbar aufgelöſt bleibt, jezt ſich niederſchlägt, bald in flüſſiger Geſtalt, bald als zarter Eiskryſtall, ein andermal als derbes Eis. Alle raſchen und langſamen Veränderungen im Luftkreiſe, Alles, was das Wetter macht, es beſſert und verderbt, alle lokalen Einflüſſe, die man einer beſtimmten Beſchaffenheit der Luft in gewiſſen Strichen zuſchreiben muß, ſind unſerem Begriffe heute faſt ſo fern als je. Und wenn denn doch auch die Meteorologie nicht ganz ſtehen geblieben iſt, ſo war wenigſtens auf dem Wege der chemiſchen Zergliederung der Luft kein bedeutender Fortſchritt zu erzwingen, und zwar deshalb, weil ſich die Luft als ein Proteus ganz eigener Art erwies. Sonſt hat die Wiſſenſchaft damit zu kämpfen, daß ſich die Erſcheinungen unter der Hand des Beobachters verwandeln und ſich unter wechſelnden Masken dem haſchenden Begriffe neckiſch entziehen; hier aber fühlte ſich die Wiſſenſchaft dadurch gehemmt, daß ſich die Luft, wenn man dieſelbe in all ihren mannigfachen Metamorphoſen chemiſch faßte, ſich chemiſch immer als eine und dieſelbe erwies.

Die nächſten Beſtandtheile der atmoſphäriſchen Luft ſind zwei Gasarten, der Sauerſtoff und der Stickſtoff, und eine ſehr geringe Menge von Kohlenſäure. Sind jene beiden Luftarten nur mechaniſch gemengt oder

eigentlich chemiſch verbunden? Man weiß es nicht; aber entſcheidende Umſtände ſcheinen ſüe Erſteees zu ſpeechen. Ein künſtliches Gemenge aus Saueeſtoff und Stickſtoff im richtigen Veedältniß deidee Gaſe hat ganz dieſelben phyſiſchen und chemiſchen Eigenſchaften wie die natüeliche Luſt. Dies wäee abee dee einzige Fall, wo eine mechaniſche Miſchung in allen Momenten mit einer chemiſchen Verdindung übeeinkäme. Zudem geht bei iezteeee immer im Volumen dee zuſammenteetenden Köpee und in dee Tempeeatur eine Veeändeeung vor, und von beidem iſt bei dee künſtlichen Luſtdidung nichts zu bemeeken.

Dee Saueeſtoff in der atmoſphäeiſchen Luſt iſt das eigentliche Lebenselement der oeganiſchen Geſchöpfe, namentlich iſt er es, der den Atdmungsprozeß aller Thieee, und damit die Erneuerung und Reinigung des Blutes unterdält. Als man ihn und ſeine Verdindung mit dem unathemdaren Stickſtoff kennen lernte, dachte man nicht anders, als der Gehalt von Sauerſtoff in dee Luſt ſey veränderlich, und daeauf beruhe hauptſächlich die geſunde oder ungeſunde Beſchaffenheit deſtimmtee Landſtreiche und Lokalitäten, kurz alle Veeänderungen in dem, was man die Güte der Luſt nannte und teaditionell noch nennt. Dadee eehielten auch die Weekzeuge, mit denen man die Saueeſtoffmenge in einer gegebenen Luſt maß, den Namen Eudiometee, d. h. Luſtgütemeſſer. Es zeigte ſich adee dald, daß dem nicht ſo iſt, daß zwae die Mengen von Waſſerdunſt und von Kohlenſäuee in der Luſt veränderlich ſiud, daß adee ihe eigentlichee Köpee aller Oeten dem Volumen nach aus etwa 79 Theilen Stickſtoff und 21 Theilen Saueeſtoff deſteht. Und dieſes Veehaltniß zeigte ſich untee allen Umſtänden an dee Eedodeefläche nnd iu allen Höhen üder dem Meee als ein duechaus unveränderliches. Wo man auch die Luſt znm Behuf dee chemiſchen Zeelegung auffangen mag, etliche und zwanzig tauſend Fuß hoch in den Wolken, wie Gay-Luſſae that, oder üdee dem gäheenden Waſſee tropiſcher Sümpfe, auf hohee See oder in der Steppe, um Keankenbetten und faulende Leichen odee im duftenden Wald — üdeeall deſteht ſie aus jenen 79 Theilen Stickſtoff und 21 Sauerſtoff; von keinem nie merklich wedee wenigee, noch mehe.

So weit es demnach auf die Menge des athemdaeen Mittels, des Saueeſtoffs, ankommt, iſt die Luſt untee allen Umſtänden, weun ſie nicht geſpeeet wied, gleich gut; daß ſie abee teotz dem an veeſchiebenen Oeten auf den Oeganismus ſehe veeſchieden, oft höchſt verdeedlich wirkt, das hat dee Menſch von jeher nue zu gut eefaheen. Duech die Luſt weeden mannigfache Mlasmen foetgeteagen, welche voezüglich an das in der Atmoſphäre aufgenommene Waſſee gebunden ſcheinen, durch die Luſt veebeeiten ſich Auſteckungsſtoffe, räthſelhafte Weſen mit eigenem thieriſchen Leben und deſtimmter Entwicklung, bei denen man unwillkürlich an die geiſteebaften Thieee denkt, in welchen dee frühere Volksglaube manche Krankheiten peeſonifieirte. Wie all dies in der Luſt lebt, wie es bald, mit dem Wind und gegen denſelben, übee weite Steecken hinfährt, bald eigenſinnig an gewiſſen Oertlichkeiten hängen bleibt — dies iſt uns ſo gut als völlig unbekannt, und zwae voezüglich daeum, weil jene Einflüſſe größtentheils oeganiſcher Herkunft ſind und als ſoiche dem Chemikee entſchlüpfen. Die Analyſe entdeckt immer nue die genannten deiden Gaſe in den angegebenen Proportionen und etwas Kohlenſäuee, daneben eine gewiſſe Menge von Waſſer; abee auch dieſes, mag daean gedunden geweſen ſeyn, was da will, iſt in den allermeiſten Fällen füe unſeee Beobachtung nichts medr nnd nichts weniger als eden Waſſee. Bekanntlich hat die neueee Chemie kräftige Mittel gefunden, die Luſt von ſchadlichen Belmiſchungen zu eeinigen, und ſo können wie jene Dämonen deeſelben oft wohl vernichten, aber nie ergreifen.

Hat nun aber die Wiſſenſchaft die chemiſche Zuſammenſetzung dee Luſt eemittelt, ſo hat ſie gleich wieder keine Antwoet auf die Frage, ob dee Sauerſtoff, der foetwährend an dee Erdobeefläche veezehet wied, ſich von ſelbſt eeneuert odee nicht? Beſteht keine inneee Quelle des Eeſatzes, ſo iſt klae, daß duech das Athmen ſo vieler, vom Sauerſtoff iedendee Weſen, duech die mannigfachen Veedrennungspeozeſſe, duech die Ausdrüche dee Vulkane u. ſ. w. die Conſtitution dee Luſt, wenn auch noch ſo langſam, ſich veeändeen müßte. Oder entſpeechen vielleicht jenen Voezängen, woduech Sauerſtoff gedunden wird, in dee Natue andere, duech welche ſich wieder ungefähr gleich viel entwickelt? Man weiß, daß auch den Gewächſen eine Aet von Aus- und Einathmen zukommt, und daß ihre Blättee unter dem Einfluß des Sonnenlichts Sauerſtoff ausſtoßen, untee audeen Umſtänden dagegen kohlenſaure Luſt. Geben ſo vielleicht die Gewächſe dee Atmoſphäre wiedee, was die Thiere deeſelben entzogen? Beſteht wirklich eine ſolche Wechſelwiekung zwiſchen deiden oeganiſchen Reichen, zwiſchen Thiee und Pflanze, ſo daß das eine auf Koſten des andeen, oder vielmehe von den Peodukten ſeines Lebensprozeſſes lebt? Beruht am Ende hieeauf die unoeeänderliche Zuſammenſetzung dee Luſt? Odee aber, iſt dieſe Unveränderlichkeit nue eine ſcheindaee? ändert ſich vielleicht ihre Miſchnng periodiſch, abee ſo unmerklich, daß der Unteeſchied durch unſeee Analyſen und Weekzeuge nicht zu ermitteln iſt? odee ändeet ſie ſich ſtetig im Lauf dee Zeit, aber ſo langſam, daß das halde Jahehundeet, ſeitdem man deobachtet und analyſiet, keinen meekbaeen Ausſchlag gibt?

(Schluß folgt.)

Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität.

(Fortsetzung.)

Die deutschen Volkssagen sind, wie wir wissen, an Riesen und ähnlichen ungeheuern Wesen nicht arm; ihre Spuren sucht und findet man allenthalben. So steht bei Goslar ein haushoher Fels, welchen vormals ein Riese als Sandkorn aus seinem Schuh geschüttelt; so findet man im Selkethal auf einem Felsen die Fußstapfen einer Riesin, die dort gewandelt habe. Zur Vergleichung bemerke ich hier: auch bei den Alten finden wir erzählt, daß die Scythen am Fluß Tyras, den Manche für den Dniester halten, einen in den Fels getretenen Fußstapfen gezeigt haben, der zwei Ellen lang gewesen sey und vom Herkules herrühren solle. Ferner erzählen sie, daß bei den Pforten des Temenos in Lybien man den Fremden den Riesenstuhl zeigte, worauf der ungeheure Geryon in der Ecke eines Felsen gesessen; auch wollten die Ackerleute beim Pflügen noch die Hörner seiner Rinder gefunden haben. Und im fernen Orient, insbesondere auf Ceylon, kennt man die gigantischen Fußstapfen, welche der indische Herkules, wie Manche den Buddha zu benennen belieben, auf seinen Wanderungen zurückgelassen habe.

An die Pyrenäen knüpft sich das Andenken an eine geschichtliche Person, die durch Volkssage und Rittergesang romantisch vergrößert und verklärt ist, an Roland, den berühmten Paladin Karl des Großen. Dort war's, wo er mit einem Hieb den Marbore gespalten und durch einen gewaltigen Felsen eine Bresche geöffnet hat, die noch heutiges Tags die Rolandsbresche heißt; in Roncesval rettete er allein das fränkische Heer, fiel aber selbst als Opfer. Dort in der Bedrillachöhle liegen auch seine Gebeine begraben. Sein Grab steht mitten in einem weiten Saal, ganz im Verhältniß mit der Riesengestalt des Helden, vier-und-zwanzig Ellen lang, zwölf breit, achtzehn hoch.

Andere Länder haben wieder andere Helden oder Halbgötter, durch deren Thaten und Werke, und auch Leiden sie verherrlicht sind; aber in allen diesen Sagen des Orients wie des Occidents finden wir bei so vielen äußern und zufälligen Verschiedenheiten den Einen Geist wieder, der solche Sagen schafft und bildet. — Der ungeheure Orion der Griechen war nicht nur ein gewaltiger Jäger, sondern richtete auch kolossale Hafendämme auf; auch Herkules, bald mehr den andern Menschen genähert, bald in's Kolossale gesteigert, wußte in's Große zu bauen. Im Orient ist noch jezt der durch Ferdusi gefeierte Rustan, für dessen Heimath das persische Sejestan gilt, als gewaltiger Baumeister berühmt. Neuperser und Afghanen legen jeder Trümmer, welche sie nicht kennen, seinen Namen bei; Paläste, Brücken, Dämme, Schleußen sind durch ihn erbaut. Im Orient wird aber auch dem Iskander, oder Alexander dem Großen, Salomon dem Weisen und Nurschiwan dem Gerechten meistentheils die Erbauung kolossaler Mauern zugeschrieben, etwa wie bei den Alten manche Bauwerke oder ihre Trümmer auf den fabelhaften Sesostris und die Semiramis als ihre Urheber zurückgeführt worden sind. — Aber auch Dämonen und Geister haben große Bauwerke errichtet. So sind die Pyramiden um Kairo und anderwärts, nach dem Glauben der Mahomedaner, welche dieses der beglaubigten Geschichte zum Trotz annehmen, durch den Geisterkönig Gan Ibn Gan erbaut, den man als den lezten König von dem Geistervolke jener Dschinnen, von welchen schon oben die Rede war, betrachtet. Die christlichen Völker dagegen kennen einen andern, noch größern und furchtbarern Baumeister, der deshalb in vielen Sagen und Mährchen bald eine grausenhafte, bald auch wieder eine lächerliche Rolle spielt. Dies ist der Satan. Ueberbleibsel von alten Verschanzungen, Gräbern und Mauern, künstliche, wie natürliche Brücken, Naturspiele an Felsen, Höhlen u. s. w. tragen in Deutschland, in England und Frankreich häufig seinen Namen. — Ich ergreife die Gelegenheit, über den Glauben an dieses böse Wesen überhaupt einige Bemerkungen vorzubringen. — So lange das böse Prinzip in der Welt, mag es so oder so benannt werden, mehr als ein mystisches, den innern, sittlichen Menschen berührendes Wesen, etwa wie das Schicksal oder die Nemesis der Alten gedacht wird, vor dessen Einwirkungen wir uns hüten, dem wir mit aller Anstrengung widerstreben sollen; so lange hat der Glaube daran nichts Bedenkliches oder Gefährliches, ja er kann auf ästhetisch edle Weise dargestellt werden. Aber so bald dieses Wesen aus der geheimnißvollen Stille zu grell hervortritt, personificirt, oder gar in mittelalterigem Costüme erscheint; ja wenn es selbst als eine zweite Macht, als Arihman, dem allmächtigen Gotte gegenübersteht: dann wird hier der Glaube zur Blasphemie, und dort in der Regel entweder widerlich, oder doch lächerlich.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

The Cambridge and Oxford match. — Theater.

Neulich war ein ansehnlicher und angesehener Theil der hiesigen Bevölkerung auf der Themse, über der Themse, an

der Themse versammelt. Die Parlamentshäuser kamen dabei nur insofern in Betracht, als die Gerüste der am Fuße der Westminsterbrücke im Bau begriffenen völlig besetzt waren. Das Schauspiel, das die Tausende gelockt, heißt in hiesiger Kunstsprache tha Cambridge and Oxford match, d. h. ein Wettrudern zwischen Cambridger und Oxforder Studenten, letztere Oxonians, erstere Cantabs genannt. Wie alt der Gebrauch ist, daß die beiden ehrwürdigen Universitäten von Zeit zu Zeit — im Durchschnitt einmal des Jahrs — sich nach London auf Wettrudern fordern, weiß ich nicht; doch ist mir zufällig eine Beschreibung der Match vor Augen gekommen, wie solche anno 1710 „zur hohen Ergötzlichkeit aller Anwesenden" Statt gefunden, und die „Kurzweil" war damals sicher nicht neu. Wie die deutschen Universitäten Burschenschaften und Landmannsschaften haben — oder hatten? — so haben die Universitäten Cambridge und Oxford ihre Ruderer- und Ringerklubs, rowing und wrestling clubs. Lord Brougham hat seiner Zeit zu den Ringern, Sir Robert Peel zu den Ruderern gehört, und die gedruckten Listen deuten an, daß nur durch Geburt oder Reichthum bevorrechtete Studenten sich mit Erfolg um den Eintritt bewerben; sie enthalten die edelsten Namen Englands. Dieses Jahr ging das Ruderercartell von Cambridge aus, das dreimal nach einander Oxford besiegt hat. Die Oxonians nahmen die Ausforderung an und wählten neun ihrer kräftigsten und gewandtesten Mitglieder, die dreimal gefallene Ehre Oxfords wieder aufzurichten. Gleiche Wahl trafen die Cantabs, und schon zwei oder drei Wochen vor dem anberaumten Kampftage fanden sich die Klubsrepräsentanten hier ein, theils um das Nöthige zu besprechen und anzuordnen, theils um unter Leitung eines erprobten „Waterman" ihrer Kunstfertigkeit die letzte Schärfe zu geben. Der zu durchschiffende Raum sollte diesmal die bedeutende Strecke seyn von der Westminster- bis zur Putneybrücke, zwischen welchen die Vauxhall- und Batterseabrücken liegen. Sechs Uhr Abends war die zur Abfahrt bestimmte Stunde; allein schon Stunden vorher fand man keinen Platz mehr auf den genannten vier Brücken, und es erforderte die Stämmigkeit der Londoner Polizei, um dem Verkehr eine Gasse offen zu halten. Ebenso voll besetzt waren beide Ufer. Die vornehme Welt hatte vorzugsweise die schöne Vauxhallbrücke sammt deren breiten Zugängen sich zum Rendezvous ausersehen; wenigstens machten hier die meisten zurückgelegten Landaus und die meisten hoch zu Roß sitzenden Dandys sich bemerkbar. Längs der Ufer lag kein Floß, kein Kahn, kein Boot, kein noch so schwarzes Kohlenschiff, das nicht nach Kräften Schaulustige trug, und von den Brücken aus gesehen, reihte sich, soweit das Auge reichte, Kopf an Kopf. Der Fluß selbst war mit Fahrzeugen aller Art gesprenkelt, meist Gondeln, von Vieren oder Achten gerudert, und die beliebten pleasure-boats, das Eigenthum der wohlhabenden Mittelklasse, in denen täglich, wenn Wetter und Wind es erlauben, kleine und größere Gesellschaften sich den Fluß hinauf bis nach Richmond schaukeln und unter Musik und Gesang oft spät in der Nacht zurückkehren. — Schlag sechs Uhr zeigten sich die Helden des Tags, die Oxonians kenntlich an den dunkelblauen, die Cantabs an den hellblauen Streifen auf dem weißen Grunde ihrer Schiffertracht. Ihre Boote, jedes zweiundfünfzig Fuß lang, in der Mitte sieben breit und von gleicher Schwere, erwarteten sie an entgegenstehenden Uferplätzen, und ein tausendfältiges Hurrah mit dem üblichen Accompagnement des Hüte- und Tücherschwenkens begrüßte die Theilnahme des Publikums. Wie bei Wettrennen die Reiter, waren auch die Herren Ruderer, jedoch nicht, gleich jenen, Mann für Mann, sondern in Masse gewogen und das Uebergewicht an die leichteren in Biel vertheilt worden. Sonderbar genug hatte dies kaum zwei Pfund betragen. Jede Partei bestand aus neun Köpfen, dem Steuermann und acht Ruderern. Es war eine Freude, die achtzehn jungen, kräftigen Gestalten zu sehen, die allerdings im Studiren sich wahrscheinlich nicht besonders übernehmen, vielleicht aber demungeachtet eines Tags im Ober- und Unterhause beweisen werden, daß sie die Führung eines Ruders nicht auf dem Wasser allein verstehen. Die günstigere Meinung war für die Cambridger; es wurde bis zu sieben gegen vier auf sie gewettet. Gleichzeitig mit den Ruderern bestieg der Schiedsrichter sein von acht Schiffern geführtes Boot. Der Platz desselben ist zwischen den beiden kämpfenden Booten; die Wahl hatte einen Oxforder getroffen. Zehn oder zwölf Minuten nach sechs gab ein Pistolenschuß das Zeichen zur Abfahrt, und die Spannung der zuschauenden Tausende läßt sich kürzer und treuer nicht beschreiben als durch die malerische englische Phrase: sie stand auf den Fußspitzen. Mit Pfeilesschnelle flogen die Boote gegen die Strömung. Was von Fahrzeugen noch auf dem Strome schwamm, gab rüstig Raum, und je weiter die kämpfenden Boote sich entfernten, desto lebendiger wurde es hinter ihnen. Cambridge gewann um eine Minute und fünf Sekunden. Das ganze Wettrudern hatte dreiunddreißig Minuten und zwanzig Sekunden gewährt. Ein heiteres Mahl in Putney schloß die Kurzweil.

Ich sprach oben vom neuen Lustspiel in Coventgarden und von der kleinen Zigeunerin im Olympic; ich nannte damit die zwei letztverflossenen dramatischen Neuigkeiten der jüngsten Zeit. Das neue Lustspiel: „London Assurance" ist von Morton „und Andern." Letzterer Zusatz fängt an bei den Ankündigungen gewöhnlich zu werden, ohne daß die von N. N. und Kompagnie gefertigten Waaren an Güte zunehmen, meines Erachtens ein bedenkliches Symptom für die Produktivität der Dramatiker wie für die Regeneration der Bühne. Das Mortonsche Stück hat fünf Akte und eben so viele Intriguen, die ich ihrer Verschlungenheit wegen unerzählt lasse. In der Hauptsache handelt es sich um einen sechzigjährigen Baron und ein neunzehnjähriges Mädchen, das nach dem letzten Willen ihres Vaters entweder jenem sich vermählen oder eine Jahresrente von 15,000 Pfund Sterling verlieren soll, sehr begreiflich weder das Eine, noch das Andere will, in ihren Befreiungsversuchen von des Barons eigenem Sohne unterstützt wird, den dieser auf der Universität Cambridge tief im Studium der Rechte versunken glaubt, während er verkleidet im väterlichen Hause wohnt, und mit Hülfe des Verbündeten es dahin bringt, daß Papa zu Gunsten seines Sohnes auf die schöne Grace Harkaway und ihre in seinen Augen noch schönern jährlichen 15,000 Pfund verzichtet. Dieses Lustspiel-Picknick hat seine Fehler, aber auch seine Verdienste. Letztere bestehen namentlich in einem lebhaften Dialoge, in allerliebsten Witzen und schneller Handlung; zu ersterm sind zu zählen manche breite und manches indecente Wort, der Mangel an neuen Ideen und virtfache Diebstähle. Die geschickte Anwendung der Scheere könnte das Stück für die deutsche Bühne zuschneiden, und sollte das geschehen, so wünsche ich, daß die Besetzung so gut ausfallen möge wie hier, wo der größere Theil des geernteten Beifalls der Darstellung gebührt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. Juni 1841.

Als die Parcä in der Einbildung des Volks verschwunden waren, bildete die romanische Sprache aus dem sächlichen Wort ein neues persönliches, aus fatum fée. Ich weiß nicht, ob vom celtischen Glauben nachhallende weibliche Wesen, oder Einwirkung germanischer Nornen dazu nöthigten.

Jakob Grimm.

Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität.

(Fortsetzung.)

Wie anders ist's, wenn ich in den Winden, dem Gewitter und andern Erscheinungen und Kräften der Natur die Boten des Allmächtigen wahrnehme, wenn ich vermittelnde, freundliche Schutzgeister verehre, die seinen Befehl ausrichten auf der Erde; und wenn ich das Spiel und Treiben eines bösen und dabei mächtigen Wesens darin erblicke, dem es Freude macht, die Geschöpfe Gottes zu plagen, sie geistig wie körperlich zu verderben! Zu welchen Abscheulichkeiten der dumpfe Glaube schon geführt hat, sehen wir ja an den Hexenprozessen, diesen schändlichen Ausgeburten dösartiger Dummheit, die das sittliche Gefühl eben so empören, als den Geschmack. Der Beweis ist, daß ein solcher Prozeß, trotz den scheindar romantischen Elementen, niemals ästhetisch würdig behandelt werden kann. Auch fällt die Blüthe dieser Prozesse in ein neueres Jahrhundert, das, bei anderweitigen wichtigen Weltbegebnissen, ein eben so unpoetisches als verdorbenes gewesen ist. Etwas anderes ist es schon, wenn der Kakodämon zwar den Willen hat zu schaden, aber es nicht vermag, oder wenn er wider Willen das Gute fördern muß. Hier tritt er wieder in einem milderen Lichte auf, er wird sogar komisch. Dies war er besonders in frühern Jahrhunderten, wo er mehr als lustige Person und Schalksnarr sich gerirte und eben so oft betrogen wurde, als er selbst betrog.

Schöner, wie natürlich, und edler sind die Sagen von Elementargeistern, von Gnomen, Niren, Elfen und Feen, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß ihnen fast immer etwas Unheimliches, ja bisweilen selbst Diabolisches anhaftet, gleichsam als die dunkle Folie, um ihr Daseyn noch interessanter zu machen. — Wenn die Elfen und Niren mehr in Scandinavien, in Schottland und Irland zu Hause sind, so finden wir die Feen mehr in Frankreich und in Wales angesiedelt. Man führt diese in die Zeit zurück, wo die christliche Lehre auf den alten celtischen und germanischen Glauben, so wie auf die griechisch-römische Mythologie gepflanzt wurde. Daß sie wenigstens nicht ausschließlich aus dem Celtenthum hervorgingen, sieht man daraus, weil wir schon die Fata, woraus das französische Fée entstand, bei den Römern auf Münzen der Kaiser Diokletian und Mariminus als drei Schicksalsschwestern abgebildet finden, von denen jede ein Füllhorn und zwei Steuerruder trägt. Hiemit stimmt überein der spätere Procopius, wenn er, bei Erwähnung eines römischen Hauses, das die drei

Digitized by Google

Fata geheißen, demerkt, daß die Römer die Mören oder Parcen so denannt haben. Die Feen sind mithin, in ihrer ersten Bedeutung aufgefaßt, nichts anderes als durch allmählige Zusätze veränderte Schicksalsgöttinnen, wie schon der lateinische Name anzeigt; etwa wie die Nornen der Germanen. Als solche werden sie noch heute namentlich in dem Thale von Barousse in den Pyrenäen verehrt. Dort erscheinen sie in der Sylvesternacht ihren Verehrern und bringen in ihrer rechten Hand das Glück in Gestalt eines blumenbekranzten Kindes, das Unglück dagegen als ein weinendes Kind. — Die wundersamen Sagen von ihnen, namentlich von der Esterelle, Melusine, Meluine, sind an bestimmte Oertlichkeiten, an verzauberte Brunnen, Haine, Burgen und dergleichen geknüpft, und wurden bekanntlich von altfranzösischen Romanciers und andern Dichtern oft auf anziehende und ergötzliche Weise in Mährchen behandelt. Noch jezt bieten sie uns reizenden Stoff. Daß mancherlei Persisches oder Arabisch-Persisches auf dem Wege der Kreuzzüge u. s. w. in diese und verwandte Wundersagen und Geschichten übergegangen, ist nicht zu leugnen; vergleichen können wir die Feen mit den Peris, so wie die Riesen mit den Divs; aber wir dürfen sie nicht, wie früherhin oft geschah, als bloß modificirte Wesen der persischen Einbildungskraft betrachten.

Noch jezt benennen die Franzosen manche Felsen und Grotten nach den Feen, wenn sie etwas Eigenthümliches, Interessantes haben. Ich erinnere an die Beaume des Demoiselles, eine berühmte Stalaktitenhöhle in Languedor. So haben sie bei den druidischen Denkmalen in der Nähe von Cherbourg eine Quelle der Feen, und jene merkwürdigen, vielleicht vormals auch zum Druidenkultus benuzten, wankenden Steine oder Logans werden gleichfalls ähnlichen Wesen zugetheilt.

(Schluß folgt.)

Von der Luft.

(Schluß.)

Um diese Fragen zu beantworten, wären vielleicht die jezt üblichen Methoden der Analyse an sich nicht fein genug. Es blieb aber bisher auch auf dem jetzigen Stande des Wissens noch Manches zu thun, um möglichst den Irrthum auszuschließen und ein möglichst genaues Resultat zu gewinnen, mittelst dessen man etwa nach einem Jahrhundert entscheiden könnte, ob die Mischung der Luft sich völlig gleich geblieben oder nicht. Dieses Ziel haben sich nun zwei Franzosen, Bouffingault und Dumas vorgesezt. Ersterer ist durch seine Reisen in der neuen Welt bekannt, wo er unter allen Breiten und in allen Höhen zahlreiche Analysen der Luft vorgenommen hat. Wir suchen es deutlich zu machen, worauf es bei den neuesten Versuchen dieser Physiker eigentlich abgesehen ist.

Wenn die bisherigen Ergebnisse der Luftanalysen nicht zuverlässig genug waren, um der Folgezeit als Anhalts- und Vergleichungspunkte zu dienen, so kommt dies vorzüglich daher, daß man mit gar zu kleinen Massen von Luft operirte, und daß man immer das Verhältniß der Gase nur nach dem Volumen bestimmte. Bouffingault und Dumas bemühen sich nun, die Frage nach der Zusammensetzung der Luft für den Stand unserer gegenwärtigen Kenntnisse definitiv abzuschließen, indem sie nicht geringe, nach dem Volumen gemessene Luftquantitäten, sondern viel bedeutendere, nach dem Gewicht bestimmte Massen der Untersuchung unterwerfen und ihren Bestimmungen mittelst der in neuester Zeit so bedeutend verbesserten Wage einen Grad von Genauigkeit geben, wovon man vor Kurzem noch keinen Begriff hatte. Ihr Verfahren ist übrigens sehr einfach und leicht zu beschreiben.

Läßt man Luft über glühende Metalle streichen, so zersezt sie sich, indem sich ihr Sauerstoff mit dem Metall verbindet und der Stickstoff frei wird; erfahrungsmäßig erfolgt dieser Prozeß am leichtesten und vollständigsten, wenn man Kupfer dazu wählt. Dies gibt eine einfache Methode an die Hand, die Luft zu zerlegen: man darf sie nur über erhizte Stücke metallischen Kupfers gehen lassen; dieses reißt den ganzen Sauerstoff an sich, der Stickstoff erhält sich als Gas und wird in zweckmäßig angeordneten Gefäßen aufgefangen. Den Antheil an Sauerstoff gibt die Gewichtszunahme des Kupfers zu erkennen, der abgeleennte Stickstoff kann gemessen und gewogen werden, und so ergibt sich, in welchem Verhältnisse die beiden Gase in der dem Experiment unterworfenen Luftmasse gemischt waren. — Aber jede Luft ist mehr oder minder feucht, es schwimmen darin fremde Körper aller Art, und zudem enthält sie immer etwas Kohlensäure. Alles dies muß vorher aus der zu untersuchenden Luft entfernt werden. Man läßt sie daher zum Behuf der Reinigung, bevor sie zum Kupfer tritt, durch verschiedene Stoffe streichen, durch Schwefelsäure, welche alle organischen Theile zerstört, durch Materien, welche das Wasser mit Begierde an sich ziehen, durch Potasche, welche die Kohlensäure entfernt u. s. w. So besteht der Apparat aus einer Reihe durch Röhren verbundener Gefäße mit den eben genannten Stoffen; die Röhre geht durch einen Ofen und mündet in einen großen Glasballon, in welchem das Stickgas aufgefangen wird. Die Luft zieht durch die Röhren und Gefäße und gelangt zum geglühten Kupfer; diesem gibt sie ihren Sauerstoff ab und der frei gewordene Stickstoff tritt in den Glasballon, aus welchem die Luft

Digitized by Google

vorher ausgepumpt worden. Hier muß nun der Stickstoff gewogen werden, und dies iſt der kitzlichſte und umſtändlichſte Theil der Operation, weil man dabei ſo mancherlei in Rechnung zu nehmen hat, den Stand des Thermometers, den Grad des Luftdrucks und die Ausdehnung des Gaſes u. ſ. w. Wir halten uns hiebei nicht weiter auf. Bei manchen dieſer Verſuche wurden nicht weniger als 25 Gramme (ein Gramm iſt ungefähr gleich 19 Granen) Luft zerſezt; immer aber wich das Reſultat vom bisher bekannten nicht merkbar ab: auch jezt fand man beſtändig dem Volumen nach in hundert Theilen Luft etwa 21 Sauerſtoff, 79 Stickſtoff, dem Gewicht nach etwas über 22 Sauerſtoff, etwas weniger als 77 Stickſtoff.

Es fragt ſich nun, ändert ſich dieſe Zuſammenſetzung der Luft merkbar durch die zufälligen Umſtände, welche am meiſten Einfluß auf den Zuſtand der Atmoſphäre äußern können, nach der Jahreszeit, nach dem Standort des Beobachters, durch den Regen, der mehr Sauerſtoff als Stickſtoff auflöst, durch die verſchiedenen Emanationen auf der Erdoberfläche u. ſ. w.? Dieſe Fragen können natürlich weder zur ſelben Zeit, noch am ſelben Orte beantwortet werden. Was aber die Feuchtigkeit betrifft, ſo haben Bouſſingault und Dumas am verfloſſenen 29. Mai bei Regenwetter 25 Gramme Luft zerlegt und dieſelben Verhältniſſe erhalten wie früher bei trockener Luft. Und vergleicht man andererſeits die frühern Analyſen von Bouſſingault, Humboldt, Brunner, Gay-Luſſac u. A., zu welchen die Luft von den Ebenen und den höchſten Bergen Mexikos, von den Firnen des Berner Oberlandes und hoch herab aus dem freien Luftmeer geholt worden, ſo kommt man zum vorläufigen Schluß, daß der Zuſtand der Atmoſphäre auf ihre weſentliche chemiſche Zuſammenſetzung keinen Einfluß hat, und daß ſich dieſe ſeit vierzig Jahren nicht verändert zu haben ſcheint. Eine ſolche Veränderung könnte ſich aber erſt nach längern Perioden bemerklich machen. In dieſer Beziehung ſtellen nun die franzöſiſchen Phyſiker eine ungefähre Berechnung an, mit der Vorausſetzung, daß ſich der Sauerſtoff nicht von ſelbſt wieder erſetze. Sie nehmen an, tauſend Millionen athmender Geſchöpfe verzehren täglich eben ſo viel Litres Sauerſtoff, ſie rechnen die übrigen Urſachen der Verminderung deſſelben ein, alle Verbrennungsprozeſſe, die vulkaniſchen Ausbrüche u. ſ. w., und zeigen, daß nach einem Jahrhundert der Ausfall an Sauerſtoff mit den empfindlichſten Werkzeugen, welche uns gegenwärtig zu Gebot ſtehen, nicht zu ermitteln wäre. Es brauchte 800,000 Jahre, um die ganze Maſſe des gegenwärtig in der Luft enthaltenen Sauerſtoffs aufzuzehren. Wir kennen allerdings keinen Umſtand in der Geſchichte, der darauf hinwieſe, daß die Luft einmal reicher an Sauerſtoff geweſen wäre als heute; aber nach dem eben Geſagten iſt auch hierauf gar kein Gewicht zu legen.

Soll man ſo kleine Unterſchiede, wie ſie im Lauf eines Jahrhunderts ſich ergeben können, meſſen lernen, ſo muß man einmal noch viel weiter gehen als Bouſſingault und Dumas, und nicht nur mit fünf-und-zwanzig Grammen, ſondern mit mehreren Pfunden Luft operiren, was mir keinen weſentlichen Schwierigkeiten verknüpft wäre. Und zweitens, will man durch dieſe Verſuche wirklich die Wiſſenſchaft fördern, ſo müßten ſie auf vielen Punkten der Erde zumal, am ſelben Tage, zur ſelben Stunde, nach derſelben Methode angeſtellt werden. Bouſſingault und Dumas haben der Pariſer Akademie am 7ten d. M. den Plan zu einer großartigen Unternehmung der Art vorgelegt, und die Akademie hat zur Prüfung deſſelben eine Kommiſſion ernannt.

Die Franzoſen werden, trotz unſerer Verwahrungen, nicht müde, uns zu Bewunderern ihres Geiſtes in allen ſeinen Aeußerungen zu machen. Der Verdruß hierüber macht uns nicht blind gegen ihr Talent der Beobachtung und ihre großen Verdienſte um die Erfahrungswiſſenſchaften. In dieſem Fache ſind wir gar gerne bereit, etwas von ihnen anzunehmen. Hebt ſich doch die Grundverſchiedenheit der beiderſeitigen Natur- und Weltanſchauung auf keinem Gebiete mehr auf als auf dieſem. Die Bilder und Gedanken, welche die Luft in poetiſcher und philoſophiſcher Beziehung, als Element der Lyrik wie als Organ des großen Naturganzen, im Deutſchen und im Franzoſen weckt, decken einander nur ſelten; aber im Recipienten läßt ſie ſich nur auf einerlei Weiſe anſchauen. Mit Vergnügen, wenn anders die Regierungen das Material dazu ſchaffen und die Truppen auf die Beine ſtellen, wollen wir im Bunde mit den Franzoſen den Feldzug gegen die Luft eröffnen, chemiſche Forts anlegen, Röhren und Retorten laden und die Windöfen anzünden. Auch ſoll uns die Betrachtung nicht abſchrecken, daß die Luft wohl noch ſchwerer zur Raiſon zu bringen iſt, als Mehemet Ali und die Franzoſen ſelbſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Cöln, Juni.

Das Niederrheiniſche Muſikfeſt.

Eine impoſante Anzahl (695) tonbegabter Männer und Frauen hatte ſich zur Verherrlichung der lieblichſten aller Künſte an den Pfingſttagen verſammelt, und ihr begeiſtertes Streben wurde von ſchönem Erfolge gekrönt, wenn auch zufällig ſich das Haupt dieſem großartigen Körper ziemlich fremdartig und loſe anfügte. Wir glauben nämlich in mehreren dem Konzerte vorangehenden Proben bemerkt zu haben, daß zwiſchen dem Dirigenten und einem großen Theil des Orcheſters ein geſpanntes Verhältniß herrſchte, und daß

letzterer offenbar dem erstern mit Mißtrauen folgte. Wie betrübend diese Stellung für beide Theile war, und zu welchen Mißgriffen sie veranlaßte, könnte leicht mit Beweisen erläutert werden; da wir aber nicht geneigt sind, unsere Leser ins Dunkel dieser cabalistisch-musikalischen Wirren zu führen, so wollen wir nur kurz die Ursachen dieser Erscheinung berühren. Herr Conradin Kreutzer kam aus Wien nach Cöln als Operndirektor; sein Ruf blendete, seine Persönlichkeit mißfiel nicht, man war gespannt, man war glücklich, man erwartete vielleicht zu viel. Was kann nun gewöhnlicher seyn, als daß die heimischen jungen Künstler bei dieser ungewöhnlichen Gelegenheit eine starke Opposition bildeten und mit dem Auge des Mißbehagens jedem Taktschlage des renommirten Meisters folgten? Diese unschuldigen Taktschläge selbst schienen ihnen zu heftig, lautönend und unruhig, bald schnell aufeinanderfolgend wie Hagelschlossen, bald schleichend und matt wie letzte Schneeflocken; auch versicherten einige der Stolzesten, sich nur mit Mühe an die Manegeausdrücke des eifrigen Dirigenten: „Allen! — Holla! — Vorwärts! ꝛc." gewöhnen zu können. — Genug, die Proben waren in der Regel sehr ungenügend, und man fürchtete für die Aufführung mehr, als glücklicherweise sich bewährte. Geben wir über einige Momente der letztern ein bescheidenes Referat, so bitten wir die Leser zu bemerken, daß wir vom Standpunkte neutraler Zuhörer, und nicht von dem der Neider oder Lobhudler berichten.

Der erste Festabend wurde mit Gluck's Ouvertüre zur Iphigenia eröffnet. Dieses bekannte, bei solchen Kräften in der Ausführung wenig Schwierigkeiten darbietende Tonstück wurde klar und elegant vorgetragen. — Darauf folgte das Oratorium: „David" von Bernhard Klein, einem geborenen Cölner. Daß diese Tonschöpfung im Ganzen, abgesehen von der bewunderungswürdigen innern Struktur und den ergreifendsten Wirkungen einzelner Momente, nicht den bleibenden Eindruck hinterläßt, wie man ihn nach Anhörung eines vollkommen plastisch abgerundeten Ganzen in der Seele fühlt, dazu trägt gewiß der von Anfang bis zu Ende höchst nüchterne Text wesentlich bei. Der Dichter (C. G. Körner) hat es wenig verstanden, die Scenen auf kunstreiche Weise zu verknüpfen, das Interesse allmählig zu steigern und die Hauptcharaktere bestimmt durchzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Schluß.)

Theater. — C. M. v. Webers Asche.

Mit unbeschränkterem Lobe muß ich von dem zweiaktigen Stücke, der „kleinen Zigeunerin," sprechen. Es hat Mark Lemon zum Verfasser, dessen dramatisches Talent ich früher erwähnt, und der durch jedes neue Produkt die gute Erwartung steigert, welche die Theaterfreunde von seinem nächsten hegen. Die Verwickelung ist im Ganzen sehr einfach. Die einzige Tochter eines alten Commodore hat sich von einem armen Schullehrer entführen lassen und ist deshalb von ihrem Vater verstoßen worden. Jahre sind vergangen, haben aber den Sinn des Seemanns nicht zu ändern vermocht. Bitten und Briefe sind vergeblich gewesen; er will der Tochter nicht verzeihen, will sie nie wieder sehen. In seinem Vorsatze sich zu bestärken, hält er jedesmal, wenn das Herz rebellisch zu werden droht, bei einem Glase Grog über die Entlaufene Kriegsgericht, läßt sie von einem Portrait vertreten, auf welchem sie als Kind in Zigeunerkleidung gemalt ist, und verurtheilt sie in Form Rechtens zum Tode, worauf er sie in effigie aufhängt. Nach einer dieser Proceduren entschließt er sich, das erste Kind, das an seinem bevorstehenden Geburtstage ihm begegnen werde, zu adoptiren und zum Erben seines Vermögens zu machen. Eine alte Dienerin hat das erlauscht und gibt der Tochter Nachricht. Die erkaufte Vermittelung eines kesselflickenden Zigeuners und die Mitwirkung der treuen Magd bringen am Morgen des Geburtstags die Enkelin unter die Augen des Commodore. Nach einigem Bedenken tritt der Zigeuner ihm das Mädchen ab. Nicht sowohl die Stimme des Bluts, „jene dichterische Erfindung," als die Unschuld und Zutraulichkeit des Kindes gewinnen schnell das Herz des Großvaters und führen die Versöhnung herbei. — Alles das ist, wie gesagt, sehr einfach, aber hübsch und natürlich zusammengestellt, ohne Pathos, ohne Sentimentalität, und doch zum Herzen redend; das ganze Stück macht sich von selbst. Ich habe es zweimal gesehen und würde es mit Vergnügen ein drittesmal sehen. Dies begegnet mir und Anderen bei keinem Bulwerschen und überhaupt selten bei einem neuen Stücke.

Mit Vergnügen haben mehrere mir hier befreundete Deutsche den in Dresden aufgetauchten Plan vernommen, Webers „Asche" ein heimathliches Grab zu öffnen. Es kann das Verdienst des Plans nicht schmälern, daß er zufällig um die Zeit entstanden, wo Napoleons Asche nach Paris geschifft wurde. Es ist freilich nicht Weber, den die Versetzung ehren soll; durch sie will der Dresdener Patriotismus sich ehren. Wenn daher wir hiesige Deutsche es ganz begreiflich finden, daß keine Aufforderung an uns ergangen ist, ein Scherflein zu dem städtischen Unternehmen beizutragen, so dünkt es uns dagegen inkonsequent, daß man eine solche Aufforderung an die Engländer erlassen hat. Auch dürfte sie schwerlich von klingendem Erfolge seyn. Ist es denn seit meiner Abreise aus Deutschland dort Sitte geworden, daß man freiwillige Gaben gewaltsam einsammelt und die Anzusprechenden im voraus benachrichtigt, daß sie durch ihre Beisteuer weiter nichts thun als ihre Schuldigkeit? Hier ist dies zur Zeit nicht Gebrauch. Es war deshalb ein unglücklicher Einfall, die Engländer zum Geben zwingen zu wollen — ich würde englisch sagen: to bully them out of their money, für das bully kenne ich aber kein erschöpfendes deutsches Wort. Man rief den Engländern zu: wir kommen nicht als Bittende, sondern als Fordernde; ihr habt euch schäbig gegen unsern Weber benommen, habt ihm ein Lumpengeld für seinen Oberon bezahlt, habt dem Todten nicht einmal ein Monument errichtet. Alles das habt ihr gut zu machen; dazu wollen wir euch Gelegenheit bieten; wir wollen Weber bei uns begraben; so thut die Börsen auf und zahlt zu den Kosten. Der Engländer schüttelt den Kopf und meint: „Ein curioses Ansinnen! Wenn Weber für seinen Oberon in Dresden oder anderswo mehr bekommen konnte, so war es seine Schuld, daß er ihn in London für weniger vertauschte; das haben wir nicht zu vertreten, und hätte nicht ein Engländer für sein Geld eine Platte mit Webers Namen an dessen Sarg befestigen lassen, — kein Durchreisender, ja keiner von all den 70.000 in London lebenden Deutschen hätte ihn aufzufinden vermocht. Der eine Engländer hat für ganz England und für alle hiesigen Deutschen obendrein bezahlt." — Ob der so Redende wohl recht hat?

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 24. Juni 1841.

First flower of the earth, and first gem of the sea.
Th. Moore.

Skizzen aus Irland.

Aus dem Tagebuche einer jungen deutſchen Dame.

I.

Die Smaragdinſel.

Es iſt unmöglich, auch nur eine kurze Zeit in Irland zuzubringen, ohne ſich für die Inſel und ihre Bewohner lebhaft zu intereſſiren. Wie anziehend und romantiſch klingen ſchon die verſchiedenen Namen des Eilands: Erin — Isle of the saints — Gem of the Ocean — Flower of the Ocean — the green Isle — the emerald Isle etc. Und dann, welch noch wenig ausgebeutetes Feld für den Ethnographen, Naturzeichner, den Geologen, den Botaniker! Und welche Aufgabe für den Menſchenbeobachter dieſes gutmüthige und leicht aufgebrachte, arme und zufriedene, poetiſche und bettelhafte, höfliche und uncivilisirbar ſcheinende, faule und ſchnell arbeitende, geſcheute und abergläubiſche, an ſchönen Tugenden ſo reiche und ſo mörderiſche Gedanken hegende, tanzende, prügelnde, lachende, weinende — kurz dieſes capriciöſe Volk! Vor allem aber, welch ein Feld für ein wohlthätiges Herz, d. h. wenn eine volle Hand dabei iſt! Dieſer müßten freilich „the treasures of the deep“ zu Gebot ſtehen.

Den Namen „Smaragdinſel“ führt Irland mit Recht. Felder und Wieſen tragen ein noch viel grüneres Gewand, als im Schweſterlande England. Und ſelbſt der Winter kann dem ſtets grünenden Erin ſeine Hoffnungsfarbe nicht rauben. Sobald die Blätter von den Bäumen wehen, tritt der glänzende Epheu, jeden Stamm umſchlingend und die Felſen und „Banks“ in vielfachen Schattirungen umſtrickend, deſto deutlicher hervor. Dazu kommen die vielen immergrünen Geſträuche, wie laurus linus, Hülſenbaum ꝛc., die hier alle eine ungemeine Höhe und Dicke erreichen. Auch die Myrthe habe ich nie und nirgends in ſo großer Ueppigkeit geſehen. Noch zu Anfang Oktobers vorigen Jahres ſtanden ſie in ſchönſter Blüthe, und ich war damals nie ohne einen vollen Myrthenzweig im Gürtel. Die Luft iſt faſt den ganzen Winter hindurch mild, der Schnee ſo dünn wie Flor, kein Baartuch der Natur, wie in unſerem Deutſchland, und ſchnell verſchwunden wie ein Geiſt. Dies Alles macht den Winter beinahe zur bloßen Täuſchung.

Mit Recht, Erin, trägſt du dein grünes Gewand! Deine großen Tugenden und deine gegenwärtigen Leiden berechtigen dich zu großen Hoffnungen. Möchten ſie einſt erfüllt werden, unglückliches Eiland! Wie der Himmel

in täglichen Regengüssen über dich weint, so schenk' auch ich dir eine Zähre des Mitleidens.

II.

Paddy und John Bull.

„The Irish peasantry," sagt O'Connel, „is the finest peasantry of the world," und wahrlich, nach dem, was ich bis jezt von Paddy (bei den Engländern wie bei den Irländern selbst der gewöhnliche Name für den gemeinen Irländer) gesehen habe, möchte ich jenem Urtheile, wenn auch nicht ganz, unbedingt beistimmen. — Die Irländer haben so viele vortreffliche Eigenschaften, ihrem ganzen Charakter scheint namentlich ein so unerschöpflicher Fonds von Gutmüthigkeit zu Grunde zu liegen, daß ich zum Theil auch das glauben will, was man ebenfalls von ihnen sagt: ihre Tugenden seyen ihr ursprüngliches Eigenthum, ihre Laster seyen ihnen von ihren Feinden und Unterdrückern eingeimpft.

Die Farbe des Landes ist hoffnungsgrün, und dazu stimmen die ersten Gefühle des Fremden, dem hier überall ein so freundlicher Empfang zu Theil wird. Man wird unendlich leichter mit dem Irländer bekannt, als mit dem Engländer. Der Erstere ist zuvorkommend, gesprächig, dem Ausländer von vornherein gewogen; der Nachbar John Bull ist schwerfällig und mißtrauisch. Er tastet vorsichtig, weß Geistes Kind man sey, ob tadellos in Manieren, ob fleckenlos im Charakter, ob es kein falsches Licht auf ihn selbst werfe, wenn er sich mit dir einläßt. Erst wenn er darüber ganz im Reinen ist, schickt er sich zur Conversation an, und dann erst sehen auch wir ihn, wie er ist. Ob aber die Freundschaft des Irländers eine munter leuchtende, schnell auflodernde, bald wieder verlöschende Flamme ist, die des Engländers ein stilles, treues Vestafeuer, das will ich noch dahin gestellt seyn lassen; Lezteres habe ich oft erfahren.

Zärtlichkeit und liebevolle Freundlichkeit sind Haupt- und Grundeigenschaften des Irländers. Daher wohl auch der allgemeine Trieb zum Heirathen. Gewöhnlich ist in jedem irischen Hause das ganze Gesinde, oft bis zum Küchenjungen herab, verheirathet, oder doch Wittwer und Wittwe. Es ist, als ob Heirathen der einzige Lebenszweck wäre. Im „Lent," der großen Fastenzeit, werden die meisten Ehen geschlossen. Jeder und jede einigermaßen Erwachsene ist in großer Sorge und Eile, noch vor Shrovetuesday (Fastendienstag) in die Ehe zu kommen; denn von diesem Tage bis nach Ostern dürfen keine Hochzeiten gefeiert werden.

Die Anhänglichkeit zwischen Verwandten, namentlich zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern ist sehr groß, und Mistreß Hall, die so viel für Irland gethan hat und noch jezt durch ihre periodische Schrift über Irland * thut, erzählt manchen reizenden Zug von dieser Treue in ihren „Stories of the Irish peasantry."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ireland, its scenery, character etc. by Mr. and Mrs. S. A. Hall, kommt seit dem Herbst vorigen Jahres heraus.

Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität.

(Schluß.)

Es war früher einmal fast zur Mode geworden, zu meinen und zu behaupten, daß in dem Vaterlande Voltaires und der Encyklopädisten bei dem Volke von so gesundem, hellem Menschenverstand, im Vergleich mit andern Völkern, besonders germanischer Abstammung, nur wenig Aberglaube zu finden sey. Allein man ließ sich durch den Anschein betrügen. Alle genauern Beobachter stimmen darin überein, daß in den Provinzen, namentlich auf dem Lande, an der Garonne, Loire und in den Pyrenäen, so gut wie in der Bretagne und der Normandie, viel und mancherlei Aberglaube herrsche, ja verhältnißmäßig weit mehr als in Britannien und den germanischen Ländern selbst, auch hie und da recht schauerlicher, welchen man alsdann aus dem Druidenwesen der alten Gallier herleiten will. So glaubt man noch in manchen Gegenden an Vampyre oder Blutsauger, an den loup de garou oder Währwolf, an einen von Geistern gezogenen Todeswagen, der zu Morlaix und Quimper in der Bretagne sich nächtlicherweise zeige. Aber nicht bloß auf dem Lande, wo alles Alte, mithin auch der alte Aberglaube, gewöhnlich fester wurzelt, auch in den Städten, selbst in den größten, wie Paris, Lyon und Marseille, findet sich mehr Aberglaube, als man erwarten sollte. Er geht dort mit der Freigeisterei, die gerade nicht immer freie Geister voraussezt, und mit dem Sittenverderb brüderlich Hand in Hand.

Auch an Berggeister glauben die Franzosen, auf den Pyrenäen wie in der französischen Schweiz. Es ist das ein mächtiger Geist, der alles irdische Gut nach Willkür vertheilt, die Quellen erhält, bald in Höhlen zu Hause ist, bald mit furchtbarem Lärm auf die Jagd zieht, bald allein durch die Luft braust. Besonders ungehalten und wild ist er auf diejenigen, die auf die Felsen klettern, wo er seinen lustigen Sitz hat, oder die ein Thier, z. B. Gemsen, beschädigen, das ihm zugehört. Man wird

Digitized by Google

dabei an unſern Rübezahl erinnert, der große Familienähnlichkeit mit ihm hat, und den wir uns ohne die Sudeten in Böhmen und Schleſien nicht füglich vorſtellen können, während die dortigen Gegenden, wo der ſeltſam launiſche, aber gutmüthige Berggeiſt beſonders haust, eine eigenthümliche, romantiſch-poetiſche Weihe auch für denjenigen Reiſenden erhalten haben, der an ſein Daſeyn nicht im Ernſte glaubt.

Merkwürdig iſt es, wie manche Volksſage, die in einer gewiſſen Gegend herrſcht, aus der Lebens- und Beſchäftigungsweiſe der dortigen Bewohner ſich gebildet hat. So auf dem Schwarzwald die Sage vom Glasmännlein und dem Holländer Michel. Jener iſt ein gutmüthiger Geiſt von 3½ Fuß Länge und erſcheint in einem ſpitzigen Hütlein mit großem Rand, in Wamms und Pluderhoſen und rothen Strümpfen. Dieſer, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, iſt ein rieſenhafter, breitſchultriger Geſell, in der Kleidung der Flößer und in ungeheuern Stiefeln. Im badiſchen Schwarzwalde beſchäftigen ſich nämlich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen, außerdem verfertigen ſie Uhren und tragen ſie weit umher. Die auf der andern Seite des Waldes nähren ſich beſonders vom Holzfällen; ſie ſind Flößer, die bis nach Holland hinunter kommen, und ſollen die größten Stiefeln tragen, die je ein Menſchenkind getragen hat.

Hier finden wir in den Geiſtern, die wir, ſo wie andere, die gleichfalls an eine beſtimmte Oertlichkeit gebunden ſind, Lokalgeiſter nennen könnten, eine beſtimmte Art von Menſchen wieder; aber ſelbſt weſenloſe Namen, an welche ſich gewiſſe Erinnerungen und Gebräuche knüpfen, werden vom Volke oft zu Weſen perſonificirt, bei welchen dann in ihren Eigenſchaften und Attributen jenes Geſchichtliche und jene Sitte gleichſam verkörpert erſcheint. Wie die alten Römer Tugenden und Laſter perſonificirten, ſo haben die neuern aus dem Feſt der Erſcheinung, oder griechiſch: Epiphania, ein dämoniſches Weſen gemacht, das, alt und häßlich, mit einem Mohrengeſicht begabt iſt, zur Nachtzeit durch alle Thüren bricht, und die Kinder ſchreckt und beſchenkt; gerade wie unſer Peizmartin oder Nikolas. Hier, ſehen wir, fallen die Vorſtellungen von den Geſchenken der drei Magier, die zu dem Chriſtuskinde kamen, mit der von den Strenis oder Neujahrsgeſchenken der heidniſchen Römer zuſammen. Beſana nennen die chriſtlichen Römer dieſes Weſen, was augenſcheinlich aus Epiphania corrumpirt iſt.

Wie ich dieſe Abhandlung mit einer mehr allgemeinen Bemerkung begonnen habe, ſo ſchließe ſie auch mit einer ſolchen, nämlich über den Unterſchied zwiſchen Volksſage und Mährchen, welcher ſo häufig nicht beachtet wird. Ein Mährchen kann auch rein erdichtet ſeyn, doch muß es im Geiſte der Volksſage geſchehen; Volksſagen werden Mährchen, wenn ſie epiſch behandelt werden. Epiſch aber werden ſie behandelt, wenn ein Vorfall, den die Sage erwähnt, wobei Menſchen, thätig oder leidend, mit dämoniſchen Weſen in genauere Verbindung kommen, mit Verwicklung und Folge, wie eine Geſchichte, erzählt wird. Hier darf es beſonders an Zauberei, überraſchendem Glückswechſel, ſelbſt Thierverwandlungen, nicht fehlen, denn das Mährchen ſoll wunderſam überraſchen. — Mährchen ſetzen immer einen Erzähler, einen mündlichen oder ſchriftlichen, voraus, ſie mögen ſo einfach ſeyn als ſie wollen.

G. Zimmermann.

Korreſponden̄-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Das bayriſche Bier.

Daß Bayerns Biere zu uns überburgern, hielten wir für einen Segen. Wir hofften, ſie ſollten den Branntwein verdrängen; und wenn unſere Mäßigkeitsvereine ſtatt der erbaulichen Reden eine Bierbrauerei anlegten und dem gemeinen Manne ſtarkes, geſundes und wohlfeiles Bier lieferten, — was doch wohl nicht unmöglich iſt! — wer weiß, ob die Erfüllung nicht noch möglich wäre. Aber vor dem Segen iſt der Fluch gekommen. Das Trinken des bayriſchen Biers iſt in den niedrigen Klaſſen zum Luxusartikel geworden, ſtatt einer Wochenſtärkung, ein Sonntagstrinken. Der Brauer Hopf hat auf den Höhen, welche ehemals der Tempelhofer Berg hießen, eine großartige Brauerei mit künſtlichen Felſenkellern angelegt, wo Bier, ſo gut unſere Luft, Waſſer und Hopfen es zulaſſen, dem bayriſchen ähnlich gebraut und geſchenkt wird. Das leztere hat ſchon längſt einige Uebelſtände herbeigeführt. So anſpruchslos die hölzernen Tiſche und Bänke ſind, und nichts weniger als der Eleganz entſprechend, durch welche in Berlin die neuen Etabliſſements die ältern todt zu machen ſtreben, iſt dies Berg- und Bierhaus doch immer voll, und nicht allein vom ſogenannten Volke beſucht. Auch die nicht dazu gehören mögten, finden ſich ein; um des Biers willen, oder um das Volksleben zu ſtudiren, das laſſe ich dahin geſtellt. Lezteres äußerte ſich oft in ſeltſamen Auftritten; zum Beiſpiel, daß es Einigen ſo gefiel, daß ſie nicht wieder aus dem Hauſe fortzubringen waren; Andere ſah man ihren Rückweg ſtatt nach dem Halleſchen Thor in gerade umgekehrter Richtung nach dem Dorfe Tempelhof einſchlagen, und was das Schlimmſte, noch Andere will man am Morgen in den Gräben und an den Terraſſen gefunden haben. Seit dem Mai iſt es aber ſchlimmer geworden. Mit dem bittern, kräftigen Biere nicht zufrieden, hat man auch den Münchener Bock her citirt, der von Walpurgisnacht ab im Berghauſe gezapft wird. Die bacchantiſchen Scenen des Dresdner Waldſchlößchens, berüchtigten Andenkens, wiederholen ſich nun leider auch vor Berlin, und ſind ſogar in unſern Straßen ſichtbar. Auf der großen Friedrichsſtraße ſieht man nur zu häufig und zu verſchiedenen Tageszeiten erhizte Geſichter und taumelnde Fußgänger. Die Sache hat ſchon Anſtoß und Aergerniß gegeben, und, ich weiß nicht

Digitized by Google

mit welchem Rechte, ſelbſt den Verdacht erregt, daß betäubende Sumpfpflanzen zur Bereitung genommen werden. Jedenfalls, und das iſt immer das Allerſchlimmſte, ſieht ſich die Polizei zum Einſchreiten und Unterſuchen genöthigt.

Der Bock hat ſein Opfer gefordert. Ein höchſt trauriger Vorfall, der bis jezt ſo erzählt wird. Die jungen Künſtler, welche Cornelius den nächtlichen Fackelzug gebracht, fühlten ſich angeregt, die freundliche Gemeinſchaft, in welche ſie durch die Berathungen darüber gekommen, nicht mit den Fackeln erlöſchen zu laſſen. Es ward beſchloſſen, ſich vorläufig während des Sommers zu beſtimmter Zeit in einem der Vergnügungsorte vor dem Thore zu verſammeln, zu heiterer Jugendluſt, und damit die hier ſo getrennt lebenden Kunſtjünger ſich perſönlich näher kennen lernten. Der erſte ausgeſezte Verſammlungsort war das Dorf Tempelhof. Leider war ein bedeutender Geldüberſchuß vom Fackelzuge verblieben, und dafür ward Wein angeſchafft. Aber auf dem Hinwege mußte man vor der Hopfſchen Schenke vorbei und koſtete vor dem Reben- den Hopfenſaft. Die Miſchung beider erzeugte in den, deſſen nicht gewöhnten Kunſtjüngern eine Heiterkeit, über deren Maß uns nichts bekannt geworden. Doch das erſte Reſultat waren Zwiſtigkeiten zwiſchen ihnen und den Bauerburſchen im Dorfe. Die leztern glaubten ihre Beleidigten zu ſeyn, aber jene waren die ſtärkern. Die Bauern verſchoben die Genugthuung, welche ſie zu fordern ſich für berechtigt hielten, bis zum Heimwege ihres feindlichen Beſuches. Obwohl der Künſtler über hundert geweſen ſeyn ſollen, kehrten ſie doch in einzelnen Trupps zurück. Einer derſelben ward nun unterwegs überfallen; die Bauern ſollen mit ſtarken Knütteln und Wagenſpeichen bewaffnet geweſen ſeyn. Das Nähere der beklagenswerthen Schlacht iſt zur Zeit noch unbekannt. Mehrere der Künſtler ſollen ſchwer verwundet ſeyn; einer, ein junger Mann aus Braunſchweig, der einzige Sohn einer armen Wittwe, erhielt einen Schlag auf den Hirnſchädel, daß er am folgenden Tage den Geiſt aufgab. Man erzählt, um den Vorfall noch betrübender zu machen, daß gerade er, einer der Friedfertigſten, ſich zwiſchen die Streitenden geworfen und zum Frieden geſprochen habe.

(Fortſezung folgt.)

Cöln, Juni.

(Fortſezung.)

Das Niederrheiniſche Muſikfeſt.

Im erſten Theile, ohne alle Handlung, iſt die Expoſition möglichſt breit, und die ſehr langen Recitative Davids verfehlen nicht, trog der kunſtreichen Behandlung des Komponiſten, hie und da einſchläfernde Wirkung zu üben. Abſalon iſt ſo unbeſtimmt gezeichnet, daß er am Schluſſe dieſes Theils noch ſingt:

„Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo ich ſelbſt ein Andrer werde,
Nicht mehr nach Kampf und Gefahren dürſte,
Nicht mehr die Warnung der Freunde höre!
Nein, in den Jahren des Muths und der Freude
Führe mich ſanft der Engel des Todes
Zu den Schatten der Väter hinab.“

und ohne fernere Uebergänge gleich im zweiten Theile als Empörer gegen David zieht. Nie und nirgends kommt es zu Ausbrüchen edler Leidenſchaft, die mit geſchickter Anwendung und Vermeidung des Theatraliſchen auch in einem Oratorium nicht fehlen dürfen. In grellem Gegenſatze zu dem erſten überſtürzt ſich dann der zweite Theil faſt in Handlung; doch geſtehen wir, daß der Komponiſt es herrlich verſtanden, dieſe Lebendigkeit des Portes zu benuzen, und ſelbſt dem matten Schluſſe Seele einzuhauchen gewußt hat. — Die gut arrangirten Chöre (525 Stimmen: 140 Sopran, 109 Alt, 126 Tenor, 158 Baß) gingen nach Wunſch, und ließen im Ganzen ſowohl die volle Pracht der Harmonie, als im Einzelnen die draſtiſche Weiſe des Tondichters, die Chorſtimmen in freier Bewegung dem Orcheſter gegenüberzuſtellen, hervortreten. — Minder genügend waren die Solos. So entſprach Frau Barth-Haſſelt aus Wien den gehegten Erwartungen nicht. Ihr Sopran, obwohl von ungemeiner Süße und Zartheit und bis zu den höchſten Tonlagen reichend, entbehrt des energiſchen Vortrags und der Wärme der Empfindung, wie ſie zur Partie der „Sulamith“ erforderlich ſind. Faſt widerlich berührte uns der carrikirte Vortrag der herrlichen Arie: „Es wehen die Palmen ꝛc.“ — Wozu hilft es, den Mangel an melodiſcher Fülle und Kraft durch Terremuliren erſezen zu wollen? Statt wirbelndem Lerchenſang hoffen wir herzerſchütternden Nachtigallklang. — Beſſer gefiel die Sängerin der „Thirza“ (eine junge Dame aus Arnsberg) mit einer Stimme von ſeltner Kraft und Klarheit, edel und elegant im Vortrage, deutlich in der Ausſprache. Auch hier bewährte es ſich, daß das Oratorium das eigentliche Forum der Dilettanten iſt, wo ſie mit Vortheil neben den routinirten Opernſängern auftreten können. — Auch in der Partie des „Nathan“ hörten wir eine ausgezeichnete Dilettantin, welche in ihrem Geſange völlig ausreichende innere Kraft, ſeelenvollen Schmelz im melodiſchen Vortrage, anmuthige Volubilität des Recitativ's und gute Charakteriſtik vereinigte, um das wärmſte Lob zu rechtfertigen. — Gelang es dem Sänger des „David“ nicht überall mit ſeiner Kraft auszukommen, ſchienen die ermüdenden Recitative manchmal zu gedehnt und monoton, ſo war doch keineswegs ein tüchtiges Streben, ein verſtändiges Erfaſſen des Charakters ſeiner Rolle, wie überhaupt eine gediegene muſikaliſche Bildung zu verkennen. — Sicher aber war der zweite Baß (Piſchek aus Frankfurt a. M.) nicht an ſeiner Stelle. Zum Vortrage ſolcher erhabenen und höchſt einfachen Muſik bedarf es mehr als einer übergewaltigen Macht der Stimme, die nicht Maß und Zügel zu halten weiß, und ſich con amore im theatraliſchen Negligé geben läßt. — Gerechten Beifall erwarb ſich Mantius aus Berlin in der Tenorpartie des „Abſalon.“ Dieſer Sänger entzückte alle Herzen ſowohl durch den eigenthümlichen Zauber ſeiner Stimme, als die geſchmackvolle Haltung ſeines Vortrags. Schon im Jahr 1850, bei der erſten Aufführung des „David“ in Halle, als der unſterbliche Komponiſt noch auf Erden weilte und Mantius in die Muſikwelt einführte, hat dieſer den Abſalon geſungen, und es kam uns vor, als klinge aus ſeinen herrlichen, glockenreinen Tönen die Erinnerung an jene Zeit der erſten Jugend froh und wehmüthig hervor.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. Juni 1841.

Eine honigſüße Stimme, ſo wahr ich ein Junker bin! —
Ja, ſüß bis zum Uebelwerden. Aber ſollen wir den Himmel voll
Geigen hängen? —

A. W. Schlegel
nach Shakespeare.

Die Friedensmarſeillaiſe. *

Alphonſe de Lamartine an Nicolaus Becker.

Deutſch von Ferdinand Freiligrath.

O rolle ſtolz und frei, zieh' deines Wegs gelaſſen,
Du Nil des Occidents, Nationenbecher Rhein,
Und ſchwemme mit dir fort den Ehrgeiz und das Haſſen
Der Völker, die geſchaart ſich deiner Woge freu'n!

Nie von dem rothen Blut des Franken ſey dein Rücken,
Nie von dem blauen auch des Deutſchen mehr befleckt!
Nie biege mehr Geſchütz die Joche deiner Brücken,
Die, Händen gleich, ein Volk aus nach dem andern ſtreckt!
Nie ſenke ziſchend mehr der Schlachten Regenbogen,
Die glüh'nde Bombe, ſich auf deine Rebenhöh'n;

Nie mög' ein zitternd Kind im Schaume deiner Wogen
Blutrünſt'ge Roſſe mehr, von blut'ger Mähn' umflogen,
Mit deinen Wirbeln ringen ſeh'n!
O rolle klar und frei, und ſpiegle deinem Volke
Die Burgen, die dein Weh'n mit Epheu grün umflicht;
Sie dräu'n auf ihrem Fels, wie eine letzte Wolke
Mit ihrem Zorn bedräut ein ruhig Angeſicht.

Das Fahrzeug, das der Dampf durchpulst wie eine Seele,
Anatmen ſoll es dich mit ſeinem Feuerhauch;
Es ſoll dir Grüße ſprüh'n, und aus entbrennter Kehle
Zu deiner Berge Stirn aufzüngeln ſoll ſein Rauch!
Es trägt lebend'ge Fracht, ein Lied von hundert Lippen
Schallt nieder vom Verdeck, die Pilger ſteh'n geſchaart;
Stromaufwärts treibt es ſie nach deines Urſprungs Klippen;
Es ſehnt ihr Auge ſich, zu ſchau'n die Felſenrippen,
Wo du entſtrömſt zu freud'ger Fahrt!

Roll' hin, frei und beglückt! der Gott, der deine Wellen
Hoch im Gebirge ſchlug aus Gletſcher und Geſtein,
Ließ deinen Tropfen nicht zum mächt'gen Strome ſchwellen,
Daß er entzweie — nein, daß er verbinde, Rhein!

Warum uns ſtreiten denn um Hügel und um Flächen?
Leicht ja iſt unſer Zelt, ein Windſtoß reißt es fort;
Gefüllt noch iſt der Tiſch, an dem das Brod wir brechen,

* Der Krieg, welcher im vergangenen Jahre zwiſchen Deutſchland und Frankreich auszubrechen drohte, ſcheint ſich in eine poetiſche Fehde auflöſen zu wollen. Unſere Leſer, welchen die Antwort Lamartine's vielleicht nicht im Original zu Geſicht kommt, werden es wohl gerne ſehen, wenn ihnen eine Uebertragung dieſes zum Frieden einlenkenden poetiſchen Aktenſtückes von einer Hand, die dem Original alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen vor Allen geeignet iſt, hier mitgetheilt wird. Ueber poetiſchen und politiſchen Werth bilde ſich Jeder ſelbſt ſein Urtheil. A. d. Red.

Abrufen uns vom Mahl kann nur des Todes Wort.
Noch sieht die Furche man die Pflugschaar gern belohnen;
Vom Anschau'n wird das Glüh'n der Sonne nicht geschwächt;
Noch steht die Flur geschmückt mit Laub- und Aehrenkronen;
Fehlt denn das Leichentuch der Erde Nationen
Für das begrabene Geschlecht?

Roll' hin, frei und in Pracht, umgrant von deinen Trümmern,
Du Strom, an dem Armin entblößten Schwertes stand!
Du Strom, den Cäsar trank, umringt von seinen Schwimmern,
Und den nicht ausgeschöpft des großen Karols Hand!

Und warum hassen uns? Warum ein Band gezogen,
Das Gott ein Gräuel ist, weil es die Völker trennt?
O, hebt den Blick empor! schaut auf zum Himmelsbogen,
Ob eine Grenze wohl sein blau Gewölbe kennt!
Nationen! (stolzes Wort für eine schlechte Sache!)
Ist euch die Liebe nur im eignen Hause Pflicht?
Zerreißt die Fahnen doch! was soll am Strom die Wache?
Wer hat ein Vaterland? die Selbstsucht nur, die Rache!
Die Bruderliebe wahrlich nicht!

Roll' hin — frei, königlich! Ein Stromfürst, reich an Gnade!
Und wenn du segnend ziehst durch deine Rebengau'n,
O Rhein, so frage nicht die Wandrer am Gestade,
Ob sie nach Morgen späh'n, ob sie nach Abend schau'n!

Nicht wird nach Graden mehr bestimmt der Menschheit Erbe;
Kein Fluß mehr grenzt es ab, kein Meer, kein Himmelsstrich,
Kein Markstein, als der Geist! — Wie man die Karten färbe,
Im Drang nach Licht erhebt die Welt zur Einheit sich!
Ich fühle mich zu Haus, wo Frankreichs Strahlen brennen,
Wo seiner Sprache Schall mir tönt als Heimathspfand!
Das beste Bürgerrecht der Geist und das Erkennen!
Wer denkt — weß Volkes auch! — ich will ihn Landsmann nennen:
Die Wahrheit ist mein Vaterland!

Roll' hin — frei durch ein Land der Freien und der Starken!
Du tränktest ihren Geist, und tränktest ihren Stahl! —
O mög' ihr alter Zorn in deines Bettes Marken, —
Wie Gletschereis zergeh'n an des Jahrhunderts Strahl!

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Irland.

(Fortsetzung.)

John Bull will überall das Nützliche, sein Bruder Paddy strebt mehr nach dem Angenehmen. Dieser sucht dader sich und seinen Nebenmenschen durch Höflichkeit, Dienstfertigkeit und zuvorkommendes Wesen das Leben auf alle mögliche Weise zu erleichtern. Paddy hat großen Respekt vor der „Quality," wie er die vornehmen Leute nennt. Er grüßt immer freundlich und springt überall hülfreich hinzu. Wie ganz anders John Bull, der fast nie einen Gruß hat und bei dem man es sehr hoch anschlagen muß, wenn er nur ein Bischen aus dem Wege geht. — Wie sollte es ihm einfallen, dir eine Pforte zu öffnen, was hier von kleinen und großen Jungen, hübschen und häßlichen Mädchen überall wie von unsichtbaren Händen geschieht. Wie sollte John Bull sich verpflichtet halten, wenn ein Graben dir in die Quere kommt, seinen Spaten wegzuwerfen und dir cavalièrement seine schwielige Hand zu reichen, wie Paddy dies nie versäumt, der auch in eine im Wege stehende Mauer (freilich von lose übereinander gelegten Steinen) ein Loch zu deiner Bequemlichkeit macht. — Diese Höflichkeit und Dienstfertigkeit ist in Irland ganz dieselbe in den niedrigsten Klassen wie in den höhern, und was die Leichtigkeit im Umgang betrifft, könnte man sagen, daß auch in dieser Beziehung von selbst Brücken sich aufbauen, Mauern umfallen und Thore sich öffnen; denn im Nu, man weiß selbst nicht wie, ist man mit den Leuten bekannt und vertraut.

Wie gern hat es Paddy, wenn man ihn anredet! Immer hat er eine freundliche Antwort in Bereitschaft, während John Bull sich immer erst eine Weile besinnt, ob er Antwort geben will oder nicht. Wenn ich meinem Freunde Lot, einem alten Taglöhner, begegne und sage: „Il is fine weather now, Lot!" so fängt er gleich an freundlich zu schmunzeln, und sagt so dankbar und beredt, als hätte ich ein Evangelium verkündigt: „t' is very fine weather, indeed entirely fine, Miss. The Lord be praised! a fine course of weather we have had this week, your Honour! Long may you reign, and may it continue so!" Selbst als ich einst bei sehr regnichtem, stürmischem Wetter im Gespräch mit einem Manne darüber klagte, setzte er, indem er einstimmte, fein: „The Lord be praised" hinzu. „Es ist schrecklich Wetter, der Herr sey gelobt! und möge er es ändern, wenn es ihm gefällt!"

Geschwätzigkeit und heiterer Humor sind Paddys Haupteigenschaften, die ihn selbst bei der Arbeit und im größten Elende nicht verlassen. Bei allen ihren Festen

Digitized by Google

und Mahlzeiten spazieet immer mehr zum Munde heraus als hinein; John Bull läßt ungleich mehr hineingehen. Schade nur, daß jener Humor so oft in Schelmerei, diese Schelmerei in Spitzbüderei ausartet. Die Poesie grenzt auf der einen Seite an die Wahrheit, auf der andern an die Lüge. Und so wird denn der poetische, humoristische Paddy gar oft zum Lügner und Schelm. Was das Lezteee betrifft, so haben die Priester viel zu verantworten, und eben so viel die Engländer. — Wenn ein Jeländer seinen Hut auf der einen Seite lüftet, indem ee sich hinter dem Ohre krazt, und dazu ein bedenkliches, veeschmiztes Gesicht macht, so kannst du sicher seyn, daß er dir eine Lüge erzählen wied. Sie sind immer deeeit, die offendaeste Lüge auf Leben und Tod zu behaupten. Vor Gericht thun sie gewöhnlich, als ob sie kein Wort Englisch verständen, weil sie hoffen, den Richter dann in ihrer Nationalsprache hinter's Licht zu führen. Wie sie lügen, so halten sie auch immer fest zusammen, wenn Einer einen Fehler oder ein Verbrechen begangen hat. Zum Angeben des Schuldigen kann Nichts sie bewegen, keine Drohung, keine Strafe, keine Verheißung. „To turn informer —" der Irländer kennt nichts Schrecklicheres. Schon das Wort macht jedes Eingebornen Wange blaß, und sie fürchten es mehr, als den Teufel.

„Secrecy" — das Woet ist durch kein deutsches zu erschöpfen — ist ein wesentlicher Zug des irischen Charakters. Irische Kinder finden entschiedene Lust daran, dir zu sagen, daß sie iegend ein Geheimniß wissen, und wenn du sie irgend etwas, seidst etwas ganz Gleichgültiges fragst, geben sie eine sehr wortreiche, aber ausweichende Antwoet. — Alle diese und andere unliebenswürdige Eigenschaften Paddy's sind, zum Theil wenigstens und in ihrer staeken Entwicklung, eine natürliche Folge des gedrückten Zustandes, in welchem ihn sein Herr und Meister John Bull seit so langer Zeit gehalten hat.

III.

The Brogue.

„Brogue" heißt eigentlich der dickbesohlte Schuh des irländischen Bauers, der oft auch nur ein Holzschuh ist; von den Engländeen wied aber damit auch der besondere Accent bezeichnet, womit die Iriänder das Engiische sprechen, und dessen Töne dem Engländer nicht anders als auf Holzschuhen einheezugehen scheinen. Dieser Accent besteht zunächst in einem eigenthümlich singenden Tone, fast wie der der Kinder, wenn sie ihre Lection aufsagen. Den englischen Wöetern, die mit T anfangen, geben sie einen eigenthümlichen Anhang, als wenn hinter dem T noch ein H folgte, z. B. t-h-able, statt table; es ist nicht das engiische th, sondeen t mit einem nachfolgenden Hauche. — Das ea sprechen sie fast wie das deutsche ä aus, nicht wie i; so sagen sie mäta statt meat, t-h-ä statt tea (Thee), the say anstatt „sea" (See), pay statt „pea." — Das englische i speechen sie auch mehr wie unser deutsches „en," als wie unser „ei" aus, z. B. „teuma" statt „time." Und sehr schlimme „Brogues" sagen „Leadies" statt „Ladies." — Es gibt viele Tausend kleiner Eigenthümlichkeiten in diesem Dialekte, die man nicht schriftlich, sondern nur von Mund zu Mund angeben kann.

Im Munde der Volksklasse klingt der Brogue sehr naiv, sehr hübsch, sehr meiodisch; tausendmal angenehmer als viele Dialekte in England, obgleich dort der Brogue sehr veeschrieen ist. — Viele irische Eltern schicken ihee Kinder nach England in die Pension, damit sie sich „the Brogue" abgewöhnen. — Alle irischen Eltern haben großen Abscheu vor dieser nationalen Sprechweise, und doch sprechen sie seldst alle mehr oder weniger nicht anders.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Cöln, Juni.

(Schluß.)

Das Niederrheinische Musikfest.

Der zweite Festabend wurde mit einer neuen Ouverture von Conradin Kreutzer eröffnet. Wir bescheiden uns gern, ein detaillirtes Urtheil über diese Komposition zu geben, da wir zu wenig mit ihr vertraut sind, und deshalb nur von dem allgemeinen Eindruck, den wir einen gefälligen nennen, sprechen können. Das Hauptthema der Introduction wird im Allegro wiederholt, und bekundet, ohne auf tiefern Gehalt Anspruch machen zu können, effektvolle Anmuth und Heiterkeit, welche der gereifte Komponist auf alle Weise künstlerisch zu benützen verstand. Auffallend war uns indeß eine (wenn wir nicht irren) an den Mittelsatz des Allegro geschlossene Coda, die in ihrer galoppartigen Trivialität überall besser als in einer Festouvertüre angewandt wäre. — Demnächst folgte Cherubinis „Vierte Messe" ein Werk, das unserm Kirchenstylgeschmack nur in geringem Grade entspricht, übrigens brav executirt wurde. Freilich hätten auch wir gerne: miserere nobis! gesammert, so oft der donnergewaltige Pischeck rücksichtslos alle Begleitung übertobte. — Prächtig und feierlich erklang nach dieser Schwüle mit ihren schnbrüchten Wolkenbildungen und dem wetterleuchtenden Fugengequirle Händels hundertster Psalm zur Ehre der Tonkunst überhaupt und des deutschen Volkes insbesondere. Einig und klar, gewaltig und doch milde steigen die Töne im Jubelfluge höher und höher zum Throne des Geistes, des Schönheitsvaters, der uns in ihnen selbst einen Strahl seines Auges, einen Hauch seines Mundes gegeben hat. —

Digitized by Google

So vorbereitet war man in guter Stimmung, um Beethovens wunderbare neunte Symphonie zu hören. Man hat von diesem Werke die verschiedenartigsten minutiösesten Analysen gegeben, man hat den Tönen, diesen magischen Formeln, kluge Worte untergelegt. Zu welchem Zwecke? Um zu beweisen. Beethoven habe einen großen Gedanken durchgeführt? Weshalb die Zergliederung? Fühlst du's nicht? Ist nicht jeder Theil, jeder Satz ein vollkommenes Ganzes? Zuckt nicht Anfangs eine chaotische Unruhe, ein wildes Drängen und Bewegen, ein Vergehen und Aufersteben ohne Folge, doch nicht ohne Wahrheit überall hindurch? Dann das Scherzo, wo die erwachte Lust neckisch und jubelnd durch alle Adern rieselt; warum? das weißt du nicht, und wenn du's wüßtest, so wär's vorüber. — Und darauf diese herzzerreißende Wehmuth, diese getäuschte Liebe mit brechendem Auge; — noch eine einzige Schmerzensnote und die Brust zerspringt — das Leben ist hin. Doch am Schlusse nahet die reinste Beseligung, die Vernichtung des Egoismus, das Zurückfließen zum Urquell des Wahren und Schönen. Ja, es ist ein Gedanke in diesem Werke, worin das Leben der Seele in Tönen zur Erscheinung kommt! — Wir sagen nichts mehr, weil's vom Uebel seyn möchte. — Am Festschlusse wurde dem Dirigenten von der Hand einer Dame ein Lorbeerkranz überreicht, und aus den Oberlucken des Saales flatterte ein Gedicht auf die Häupter der Zuhörer, worin es heißt:

„Dank Ihm, der, selbst ein Prophet der tönenden Kunst,
In Liedern gewann der Deutschen Liebe und Gunst,
Und der mit kundigem Geist und sicherer Hand
Geführt das Schiff des Gesang's an's blühende Land."

Von den profanen Festlichkeiten, die zum Vergnügen der zahlreich anwesenden Fremden an den Pfingsttagen arrangirt wurden, erwähnen wir nur einer musikalischen Dampfwagenfahrt nach Müngersdorf, der ersten Strecke auf der Cöln-Aachener Eisenbahn, und der Beleuchtung der vielbesuchten Rheinau am zweiten Festabend. Es war doch eine herrliche Pfingstfeier!

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Stadtgeklatsch.

Das Faktum ist leider gewiß; im Uebrigen kann ich die Umstände nicht verbürgen und erzähle nur dem allgemeinen Gerüchte nach. Denn wiewohl seit einem Jahre unsere Zeitungen auch einen Artikel: Inland führen, was ein großer Fortschritt ist, so bringt derselbe zur Zeit doch nur die Unfälle, welche geringeren Leuten begegnet, wenn Kinder auf der Straße überfahren oder Maurergesellen aus dem Fenster gefallen sind. Schon jetzt Begebenheiten der Art, welche Personen der höheren Stände betreffen, zur Oeffentlichkeit gebracht zu sehen, wäre für den Augenblick wohl noch zu gewagt. Auch dieser traurige Vorfall ist bis jetzt in den inländischen Blättern noch unerwähnt geblieben; und den auswärtigen Zeitungen soll man, wie uns gesagt wird, wenn sie über inländische Angelegenheiten berichten, nicht trauen. Excesse sind immer beklagenswerth, aber unter solchen Umständen keine bösen Zeichen eines sittlich verderbten Zustandes; wogegen das Biersaufen, wenn es so fortfährt, etwas Bedenkliches werden dürfte.

Ein anderer tragischer Vorfall beschäftigte das Publikum vor einiger Zeit, und jetzt wieder; nur umgekehrt nicht mehr als Tragödie, sondern als Lustspiel. Der Polizei verdankt man diese Umwandlung. Im Güntherschen Garten, ehemals Kemper, im Thiergarten, einem der ältesten und vorzüglichsten Vergnügungsorte um Berlin, wird eine Hochzeit gefeiert. Als die Gäste im Saal beim frohen Mahle sitzen, fällt ein Schuß von außen durch die Scheiben. Eine Pistolenkugel streckt den Bräutigam nieder. Natürlich Aufruhr und Entsetzen; aber der Mörder entkommt, wahrscheinlich, um die zweite Kugel sich selbst durch den Kopf zu jagen, denn er ist ein unglücklicher Rival, ein früher begünstigter Geliebter der Braut; ihr hat der Schuß gegolten. Die Braut wird ohnmächtig durch einen unserer bekannten Aerzte in die Stadt geführt. Der Bräutigam ist der Sohn eines wohlhabenden Bürgers; auch dessen Name wird genannt. Unser Kriminalgericht nimmt von der Sache Notiz, die Polizei durchsucht und inquirirt. Aber hinsichtlich des Locals muß ein Irrthum obwalten; denn Herr Günther macht in den Zeitungen bekannt, die bewußte Hochzeit mit dem Pistolenschuß sey nicht in seinem Garten gefeiert worden. Aber wo? Kein Gastwirth will sich dazu verstehen, keine Braut bekennen, daß ihr Bräutigam erschossen ist. Keine Pistole findet sich, keine durchschossene Fensterscheibe, keine gestörte Hochzeit; wohl aber findet sich ein Dienstmädchen, welches mit thränendem Auge ihrer Herrschaft die Geschichte erzählt hat. Auch die Polizei läßt sich erzählen; nur weiß sie anders zu fragen und zu hören. Das kleine Dienstmädchen von außerhalb Berlin war schon in ihrem Geburtsort eine geschickte Mährchenerzählerin. Sie hat hier einen Liebhaber, einen Lohnlaquaien. Sie hat große Lust, einmal einen ganzen Tag mit dem Geliebten allein und ungestört zu verkehren. Schlau fädelt sie ihre Intrigue zu dem großen Zwecke schon früh ein. Sie macht sich eine Schwester, welche auch nach Berlin kommt. Diese Schwester scheint sie nicht sehr zu lieben; so äußert sie sich wenigstens gegen ihre Herrschaft. Aber plötzlich wird diese Schwester Braut, und zwar mit eines angesehenen Bürgers Sohn. Die Magd rümpft etwas neidisch darüber die Nase; es scheint, sie hält die Schwester des großen Glückes nicht für würdig. Nun kommt ein Brief durch die Stadtpost an, mit Silberrand, in welchem die Schwester sie dringend zu ihrer Hochzeit einladet. Fast entrüstet kommt sie zu ihrer Herrschaft, zeigt ihr den (natürlich selbst geschriebenen) Brief und sagt, das müsse sie doch ausschlagen, denn um so was ihre Herrschaft einen ganzen Tag verlassen, wäre doch „ausverschämt." Die Dame, ihre gütige Herrin, findet es aber ganz in der Ordnung und erlaubt ihr nicht allein, sondern befiehlt ihr sogar, den Ehrentag ihrer nächsten Verwandtin in schwesterlicher Eintracht mitzufeiern. Aber ein Tag ist lang, auch unter Liebenden. Nach großer Eintracht folgt bittere Zwietracht. Der Liebhaber hat, ich weiß nicht was, gethan, was sie aufs äußerste erzürnt, und die irae amantium enden damit, daß sie mit thränenden Augen forteilt und, ihre Hochzeit vergessend, schluchzend schon am frühen Nachmittage in ihre Wohnung geht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. Juni 1841.

Die Seele blutet mir um euer Voll;
Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben.
Schiller.

Skizzen aus Irland.

(Fortſetzung.)

Das Iriſche habe ich leider noch nicht erlernt. Man ſagt, es ſey eine ſehr ausdrucksvolle, zärtliche, poetiſche Sprache. Es iſt aber zu ſchwer, es zum bloßen Vergnügen zu lernen. Wenn die Sprache ein Spiegel des Herzens und Geiſtes iſt, ſo muß jenes Urtheil wahr ſeyn. Denn eine warmherzigere, zärtlichere, enthuſiaſtiſchere Nation als die iriſche hat es ſchwerlich je auf dieſem Planeten gegeben, ſo groß auch ihre Fehler ſeyn mögen. — Es gibt unzählige Ausdrücke der Zärtlichkeit und Liebe, die in allen engliſchen Büchern, welche iriſches Leben und Weſen beſchreiben, vorkommen; z. B. „ma vourneen“ — mein Liebling — „cushlah machree,“ du Puls meines Herzens — „colleen dhias machree,“ ſchönes Mädchen meines Herzens — „ma vourneen dheelish,“ du Liebling meiner Seele. — Dieſe und viele, noch ſüßere Ausdrücke führen ſie beſtändig im Munde, und in ihrem Herzen haben ſie ſie auch. — So eine erbärmliche Hütte voll Elend, wimmelnd von Kindern, wie ein Bienenkorb, welch unausſprechliche Maſſe von Zärtlichkeit, welch unverſieglichen Stoff warmer Liebe birgt ſie unter ihrem löcherigen Strohdach!

Nach dem Iriſchen und ihrem verdorbenen Engliſch iſt den Irländern die lateiniſche Sprache am geläufigſten. Die Irländer, ſelbſt in den niedrigen Ständen, verſtehen ſo häufig Latein, und zwar ſehr gut, daß man an den Berichten der Hiſtoriker zweifeln möchte, nach welchen die Römer Irland nie erobert hätten. Ueberhaupt hält der geringe Irländer ſehr viel auf Wiſſen und Lernen, und die armen Schulmeiſter geben ſich viel Mühe, der armen Jugend den Kopf rauchen zu machen. Latein und Mathematik werden ſo ziemlich in allen iriſchen „Hedge-Schools“ gelehrt. — In der Grafſchaft Kerry iſt man beſonders gelehrt. Dort gibt es die beſten Latelner unter den Bauern. Der „poor scholar,“ ein Schüler, der umſonſt die Hedge school beſucht und dafür dem Schulmeiſter an die Hand gehen muß, iſt in ganz Irland eine bekannte ſtehende Perſon. Nicht ſelten ſind ſehr verſtändige, ja berühmte Männer aus ſolchen poor scholars geworden. Carleton in ſeinen Traits and stories of the Irish peasantry erzählt eine ſehr rührende Geſchichte von einem ſolchen umherwandernden Schüler. Es klingt beinahe, als wäre es ſeine eigene Lebensgeſchichte. Häufig zeigen ſich ein paar blaſſe, magere Jünglinge, mit einem Haufen zerriſſener Bücher unter dem Arm, vor dem Fenſter und bitten um ein Almoſen „for the poor scholar,“ das ihnen auch nie verweigert wird. Scherzweiſe nennen wir wohl auch die armen Jungen „Professors of humanity.“

Digitized by Google

IV.

Cabins und Kartoffeln.

Auf meiner erſten Reiſe durch die Mitte unſerer Grafſchaft Clare glaubte ich Anfangs, wir fahren ſtets durch eine unbewohnte Einöde, bis man mich darauf aufmerkſam machte, daß es an Cabins (Bauernhütten) keineswegs fehlte, daß ſie nur dem Auge entgingen, weil ſie von der Faebe der Erde waren. Ich ſah dann wirklich, daß an manchen Stellen eine Menge von Cabins wie Bienenkörbe dicht zuſammengedrängt ſtanden, und lernte ſie ſpäter genauer kennen.

Die meiſten dieſer Hütten ſind die elendeſten Wohnungen menſchlicher Weſen, die ſich denken laſſen. Weitgereiste Männer haben mich verſichert, die Whigwhams der amerikaniſchen Eingedornen gewähren in der Regel einen humanern, gefälligern Anblick. Ihre Mauern ſind nur von Lehm und Feldſteinen zuſammengebaut, und gewöhnlich ſtellenweiſe von Regen und Alter ſchon ſo baufällig geworden, daß von allen Seiten Stützen nöthig geworden. Die Bedachung beſteht aus Stroh, auf dem zur Befeſtigung hier und da, wie zufällig vom Himmel geregnet, einige Steine liegen. Auf dem vordern Ende des Daches ſteht ein aus Weidenzweigen geflochtener Korb, der den Schornſtein vorſtellt. Viele Hütten haben außer dieſem Schornſtein, durch deſſen Loch dann zuweilen in die Wolken des dicken Torfrauchs ein matter Sonnenſtrahl fällt, weiter kein Fenſter, überhaupt keine andere Oeffnung als die Thüre, die aus einigen rohen Brettern zuſammengenageit iſt.

Die Einwohnerſchaft einer ſolchen Hütte beſteht in der Regel aus folgenden Weſen. Die waltende Hausfrau, in einfacher, höchſt einfacher Toilette, ſitzt die Hälfte der Zeit ſpinnend vor der Hausthür; die Kinder laufen halbnackt draußen herum; der Mann iſt fort, im Taglohn. Die gefeiertſten Bewohner ſind vorerſt die Kuh — leider wird ſie nicht allen Hütten zu Theil — und dann das Schwein. Dieſes fehlt faſt nie. Es hat ſeinen Trog regelmäßig ganz in der Nähe der niedeigen Thüre; zuweilen, wenn es draußen kalt iſt, wird es auch mit in die Hütte genommen, wo man ihm, mittelſt des Schubkarrens, ein eigenes Wohnzimmer abtheilt. Die Familie wird vervollſtändigt durch den Hahn und ein paar Hennen, die auf dem Miſthaufen kratzen oder auf dem Dache ſpazieren und ihre Naſe zum wärmen in jenen Korb ſtecken, der den Schornſtein vorſtellt.

Die Mobilien beſtehen aus einem Bett, einem Tiſch und ein paar zerbrochenen Stühlen. Gewöhnlich hängt auch ein buntbemaltes Heiligenbild St. Patricks oder ſonſt eines Heiligen an der Wand, und dann ſteht auch wohl dem Heiligen gegenüber ein „dresser," ein Credenztiſch, mit einigen zerbrochenen Taſſen und Tellern. Die Hühner werden zum Legen der Eier gehalten, welche man zu Markte bringt, von wo ſie nach England wandern. Das Schwein wird mit dem Abfall und den Schalen der Kartoffeln gefüttert und zum Verkauf fett gemacht.

Zur Erzielung der Kartoffelſchalen, und dann auch der Kartoffeln ſelbſt, welche den menſchlichen Einwohnern zur Nahrung dienen — ſie werden aber nicht ſo fett dabei, wie die Schweine von den Schalen — findet ſich bei jeder Hütte ein eigenes kleines Feld. — Die armen iriſchen Bauern leben faſt einzig von Kartoffeln. Fleiſch kommt ihnen nie zu Geſicht, nicht einmal Brod. Einige haben Milch, die meiſten aber einzig und allein Salz zur Würze ihrer einfachen Speiſe. Dabei aber ſind ſie immer zufrieden, ſo lange ſie nur genug davon haben; ihre zahlreichen Familien murren nie, ſo lange ſich nur Kartoffeln im Keſſel finden, der über dem in der Mitte der Hütte glimmenden Torffeuer hängt. — Wenn aber mitten im Sommer die böſe Zeit kommt, wo der Vorrath alter Kartoffeln zu Ende iſt und die neuen noch nicht reif ſind, da ſind Hunderte, in ſchlimmen Jahren Tauſende von Familien gezwungen, ihre räucherige Hütte zu verſchließen und mit dem Beteelſack auf dem Rücken gegen den ſchrecklichen Feind Hunger zu Felde zu ziehen. Und in dieſer härteſten, verzweiflungsvollſten Periode des Jahres zeigt ſich dann auch die Gaſtfreundſchaft und Wohlthätigkeit der Irländer, und zwar der geringern, wie der höchſten Stände, in ihrem glänzendſten Lichte. Die beſſer daran ſind, laſſen ohne Murren ihre unglücklichen Brüder ein und geben ihnen Nahrung, Obdach und Alles, was in ihren Kräften ſteht.

Uebrigens machen ſich auch auf den Tafeln der Reichen die Kartoffeln ſehr breit. Sie erſcheinen immer in großen Schüſſeln, und mehrere Male kommt während der Mahlzeit neue Zufuhr an. Man ſieht ſie hier nur „with their jackets" (in der Montur), in voller Rüſtung gekocht und gebraten. „Praythies" nennen die geringen Leute hier das Gewächs, an dem ihr Leben hängt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Friedensmarſeillaiſe.

(Schluß.)

Den edlen Söhnen Heil Deutſchlands, des ernſten, treuen!
Kalt zwar iſt ihre Stirn, doch in den Schädeln brennts.
Den Rittern, die um Karl als Könige ſich reihen!
Neſtoren ſind ſie gleich im Rath des Occidents!
Gedankentief ihr Wort! von Kraft erfüllt und Schöne,

Rauſcht es in falt'ger Pracht, wie einer Fürſtin Kleid;
Ihr feſtes Herz iſt gleich dem Brunnen der Syrene:
Was man hinein auch wirft — Haß, Liebe, Kuß und Thräne,
Er hält es feſt auf alle Zeit.

O rolle frei und treu um Bogen und um Strebe!
Still, wie ein harmlos Kind, und ungebändigt doch.
Laß grünen am Geſtad der Fürſten Herrſcherſtäbe!
Ein Joch, das man gewählt, iſt immer Freiheit noch.

Und auch den Schwärmen Heil aus Frankreichs Bienenſtocke;
Es ſandte ſie der Herr als ſeine Boten aus.
Die Hoffnung webt als Kranz um ihres Hauptes Locke;
Sie ſä'n, doch nimmer zieh'n als Ernter ſie nach Haus.
Der Boden, den ſie bau'n — frei darf er Früchte ſpenden;
Raſch wallt ihr feurig Blut und ihre Stirne loht;
Ein Bogen iſt ihr Herz, von dem mit kräft'gen Händen
Die Pfeile der Idee aus in die Welt ſie ſenden,
Und wenn nicht die Idee — den Tod!

Roll' hin — laß Beide ſich erfreuen deiner Welle!
Erinnre dich für ſie der Hand, die dich geſandt;
Den Bergſtier und den Aar lezt ſegnend deine Quelle —
O, mag die Völker auch vereinigen dein Strand!

Meerüber, Freunde, ſchaut, daß euch der Oſten mahne!
Verödet dehnt er ſich — unüberſehbar weit;
Umſonſt ermüdet dort der Raum die Karavane,
In ihren Träumen dort ſchläft aus die Einſamkeit;
Verſiegte Völker dort: — leer ihre Leinwandhäuſer!
Ein ſtaubig Königreich in jeder Wagenſpur!
Die Pyramide dort, indeß der Schakal heiſer
In ihrem Schatten bellt, ſchmückt als ein goldner Weiſer
Der Wüſte nackte Sonnenuhr!

Roll' hin — bis in's Gedraus der Euphratmündung rolle!
Flicht ſchäumend dich in's Netz der Erdballadern ein!
Gib Vließ und Kron' zurück des Oſtens dürrer Scholle:
Die Menſchen laß ein Volk — ein Meer die Flüſſe ſeyn!

Nationen, die zuerſt ihr aus der Menſchheit Wiege
Herwärts nach Weſten trugt der Stämme Ueberfluß: —
Zurück, von wo ihr kamt! — um Palm' und Ceder liege
Des ausgetret'nen Stroms bewaffneter Erguß!
Zieht hin, wie Joſeph einſt und ſeine Brüder zogen,
Als ſie mit Dürre ſchlug der Herr in ſeinem Zorn;
Zum Nilſchlamm eilten ſie und von des Niles Wogen
Froh kehrten ſie zurück, den Nacken krumm gebogen
Von des Egypters gelbem Korn.

O rolle frei durch's Land, und von der Alpe Rücken
Flötz' uns den Baum herab, aus dem wir Maſten hau'n;
Zum Tauwerk gib uns Hanf! — die Tannen ſind die Brücken,
Die über's Weltmeer ſich der Erde Zonen dau'n.

Wohlauf denn! — doch verliert den Bruder nicht vom Zuge!
Verkauft kein zitterud Volk, das um Erlöſung ſchreit!
Und wenn zurück ihr kehrt, zeigt nicht mit ſchnödem Truge,
Statt des geliebten Sohns, des Sohnes blutig Kleid!
Bringt heim das Korn, das Gold, die Seide ſammt der Wolle,
Dazu die Freiheit auch, die Herrin im Gefild!
Aus Luſt und Einigkeit webt eine freudenvolle
Weltfahne, die dem Schau'n der Völker ſtolz entrolle
Die Einheit, Gottes Wappenſchild!

O rolle frei und froh! und deine Frühlingswogen,
Um deines Ufers Schilf anbrandend laß ſie ſprüh'n!
Und lächelnd ſpiegle ſich des Friedens Regenbogen,
Der unſre Banner färbt, in deiner Fluthen Grün!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Das Fürſtenthum Piombino.

Der Lezte, der den Titel eines Fürſten von Piombino führte, iſt in Rom geſtorben, und ſomit dem Hauſe Buoncompagni-Ludoviſi nur die Erinnerung, nicht einmal mehr der Name ſeines vormaligen ſouveränen Beſitzes geblieben. Wahrſcheinlich tröſtet es ſich mit dem Beſitz der Einkünfte, die eben dieſer Verſtorbene in ſo bedeutendem Maße zu mehren gewußt hat. Die kleine Herrſchaft Piombino hat ſeltſame Schickſale gehabt, und dankt es eigentlich nur dem Neide Spaniens gegen die ihm doch meiſt ſo ergebenen Medici, daß ſie ſich ſo lange halten konnte, während ſo manche mächtigere Staaten untergingen. Mit dem weſtlichen Theile der Küſtengegend, welche man die Maremma zu nennen pflegt, und die an die alte Grafſchaft Gherardesca ſtößt, von welcher noch das einſt ſo mächtige Geſchlecht, dem der durch Dantes Verſe doppelt berühmt gewordene Ugolino angehörend, Namen und Titel führt, ſtand auch das Städtchen Piombino unter der Herrſchaft der Republik Piſa. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gehorchte dieſer Freiſtaat der Familie der Gambacorti. Jacopo Appiani, einem kurz vorher aus dem Bauerſtande entſtiegenen Hauſe angehörend, und damals Kanzler in Piſa, erwarbete im Jahr 1592 verrätheriſcher Weiſe den alten Pietro Gambacorta und riß die obere Gewalt an ſich. Sieben Jahre ſpäter verhandelte deſſen Sohn Gherardo die auf ſolchem Wege erworbene Herrſchaft um 200,000 Goldgulden an die Mailänder Visconti, indem er ſich Elba und den Küſtenſtrich vorbehielt und in Piombino ſeinen Wohnſiz nahm. Von ihm ſtammten die unter florentiniſchem Schuz ſtehenden nachmaligen Fürſten von Piombino aus dem Hauſe Appiani, von denen noch ein von der Belehnung ausgeſchloſſen gebliebener Zweig in Pia-

tenza blüht. Der Gambacorta soll den ersten Appiani oft einen Dummkopf gescholten haben: dieser, nachdem er zum Ritter geschlagen worden, wählte zum Helmschmuck einen Esel mit der Devise:

Asino sono, e con il mio sapere
Gli altri stan ritti ed io sto a sedere. *

Die Appiani erlebten manche Glückswechsel, wie die meisten italienischen Häuser: wenigen von ihnen ward eine ruhige, unter wenigen dem Ländchen eine erträgliche Regierung zu Theil. Schon unter Gherardos Söhne begannen die Zänkereien um die Nachfolge. Dieser, Jacopo II., hatte von seiner Gemahlin Donella Fieschi von Lavagna keine Kinder; aber er lebte in wilder Ehe mit einer Piombinerin, deren Sprößlinge er zu legitimiren dachte. Als die Zeit herannahte, wo sie ihn zum Vater zu machen verhieß, erbat er sich die Republiken Florenz und Siena zu Gevattern. Die Gesandten langten an; aber welche Gesichter machte man, als ein Knäblein mit allen Kennzeichen der afrikanischen Race zur Welt kam. Ein junger Mohr, der in des Appiani Leibwache diente, hielt es in demselben Moment geratben, Reißaus zu nehmen, und der Herr von Piombino ließ bei seinem Tode die Verwandten sich um die Nachfolge streiten. Bald starben die rechtmäßigen Glieder der Familie aus, und natürliche Kinder kamen an die Reihe. Im Jahr 1509 erhob Kaiser Maximilian Piombino zum Reichslehen mit dem Fürstentitel. Als die Medici unumschränkte Herren von Florenz wurden, erkannten sie, wie wichtig der Besitz von Piombino für sie sey, namentlich nachdem der staatskluge Cosmus auch Siena erworben; aber aller Anstrengungen ungeachtet gelang es ihnen nicht, Piombino dauernd zu erhalten, obgleich sie zweimal durch Karl V. in momentanen Besitz gesetzt worden waren. Während dessen war die Küste wiederholt von Türken und Korsaren angegriffen worden, und erstere erlitten 1555 bei Piombino eine entschiedene Niederlage. Nach fortwährenden Unruhen und Inquisitur stellen, wobei Mord, Ehebruch, Inzest und Scandal aller Art aufeinander folgten, starben die Appiani mit Isabellen Gräfin von Binasco 1661 aus. Piombino, welches unterdessen aus einem Reichs- ein spanisches Lehen geworden, war zwar 1626 dem Orazio Appiani, von einer Nebenlinie, zuerkannt worden, aber er vermochte das Laudemium von 500,000 Dukaten nicht zu zahlen, und so hatte im Jahr 1655 Niccolo Ludovisi, Papst Gregors XV. Neffe, welcher die Erbgräfin von Binasco, Polyxena Mendoza geheirathet hatte und eine Million Dukaten bot, die Belehnung erhalten. Die Einkünfte sollen sich damals auf 40,000 Dukaten belaufen haben.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Esel bin ich, doch mit meinem Wissen
Hab' ich 'nen Sitz, wo Andre stehen müssen.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Stadtmährchen. — Bankerott.

Eine andere Magd, die mit ihr dient, fragt sie um die Ursache der rothen Augen und der plötzlichen Wiederkehr. Die Kleine findet im Augenblick keinen andern Grund als — einen Pistolenschuß, der ihrer Schwester gegolten und deren Bräutigam getroffen. Daß in Berlin Lügen zu leicht geglaubt werden, war ihr vermuthlich unbekannt. Vielleicht hatte sie die Lüge schon vergessen, als ihre Herrin entsetzt zu ihr stürzt und sie um die schrecklichen Details befragt. Eine gute Mährchenerzählerin ist nicht verlegen; doch da ihr der Effekt zu stark ist, weiß sie die Farbe zu mildern. Der Bräutigam ist nicht todt, er ist nur verwundet; er wird sich wohl bald wieder erholen. Aber das Blut kann sie doch nicht so augenblicklich wegwischen, und das ist für die Dame genug, um ihre äußerste Theilnahme auszudrücken. Ja sie wird gescholten, daß sie den Sterbenden, ihre arme Schwester verlassen, und auf der Stelle soll sie zurück, sehen, wie es steht, helfen, wie es geht. Weil sie zittert und so gar bestürzt ist, gibt ihr die Herrin noch ihre andere Jungfer mit. — Was war zu thun? Sie muß gehen, und einen verwundeten Bräutigam, eine zerstörte Hochzeit und eine Schwester suchen, die alle nicht existiren. Mit jedem Schritte dem Thore näher wanken ihre Knie, das Mährchen ist auch für ihre Erfindungskraft zu stark geworden. Am Thore sinkt sie in Ohnmacht. Da kommt der Arzt vorbeigefahren, und man trägt sie in seinen Wagen. Das Publikum hört die schreckliche Geschichte aus dem Munde des andern Dienstmädchens, und sollte es nun nicht glauben, da das corpus delicti, die ohnmächtige Braut, ihnen zu Füßen gelegen! Denn die Schwester einer Braut darf das Gerücht doch nur der Braut selbst verwechseln. — Schade, die Polizei hat diese glückliche Mährchenerzählerin aus Berlin verwiesen, weil der Lügen hier schon genug im Schwange wären. Von der Polizei kann man nicht verlangen, daß sie Lügen und Mährchen unterscheide.

Der Bankerott eines angesehenen Fabrikhauses erregte vor einigen Wochen viele Besorgniß für andere Häuser. Die Besorgnisse sind jedoch verschwunden und der Kredit ist mit der festern Friedensaussicht zurückgekehrt. — Leider haben wir wieder eines jener Beispiele erlebt, die alle Decennien sich wiederholen, von dem zu weit getriebenen persönlichen Kredit, den gewandte Justizbeamte sich beim Publikum zu verschaffen wissen. Dieser Kredit, der keine andere Basis hat als das persönliche Vertrauen zum Geschick oder der Liebenswürdigkeit der Personen, verführt diese nur zu leicht, und die immer durch Gewandtheit hinausgeschobene Krisis endet nur zu häufig mit einem Selbstmord. Es ist mehr Leichtsinn und Lust zu glänzen, als Betrug und übertriebene Spekulationen, die hier das Verderben herbeiführen. Kolossale Lehmannsche Bankerotte kommen und können nach unseren Verhältnissen nicht vorkommen. Gemeiniglich geben diese vom Glück getragenen Justizkommissäre und Notare sich eben so leichtsinnig und schnell verloren, als sie sich leichtsinnig über ihre Sphäre hoben. Sie wären in der Regel mit einiger Besonnenheit und etwas Offenheit gegen ihre Kreditoren und Kollegen zu retten gewesen, indem die verlorenen Summen gegen die Masse ihres Geschäftsbetriebs unbedeutend sind. So endete vor einigen Tagen in der Spree ein Kammergerichtssekretär F—, der beim ausgedehntesten Geschäftsverkehr einer reichen und sichern Einnahme sich hätte erfreuen können, wenn er im Strudel und Wirbel des leichtbewegten Lebens nur die gewöhnlichste Ordnung in seine Geschäfte zu bringen gewußt. Nach Allem, was verlautet, ist das Deficit gering, aber die Verwirrung groß. Als Lehmann konnte er nicht die Trägheit oder den Ekel überwinden, diese veralteten Sünden zu reguliren. Mit einigem Vertrauen gegen seine Kollegen wäre er zu retten gewesen. Man fand ihn in der Spree ertrunken; seine Kleider lagen am Ufer. Er wollte auch im Tode noch den Schein retten, und verunglückte daher beim Baden.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 28. Juni 1841.

Si duo faciunt idem, non est idem. Unter ihren Händen wird Alles anders, als bei uns, und anders, als wir oft begreiflich finden. Und ihnen gehe es ebenſo mit uns.

Wieland.

Der thieriſche Magnetismus in Frankreich.

Das Verhältniß der Aerzte und des Publikums zum thieriſchen Magnetismus iſt in Frankreich ein ganz anderes als in Deutſchland, und die Verſchiedenheit der beiderſeitigen Begriffe von Geiſt und Natur tritt dabei auf's Deutlichſte hervor. Der franzöſiſche Arzt und Naturforſcher glaubt nicht anders, als das Fortſchreiten der Wiſſenſchaften auf dem Wege der Analyſe wirke unmittelbar auf Verminderung des Naturgeheimniſſes. Der Deutſche iſt ſich deutlicher oder dunkler bewußt, daß die Forſchung und Berechnung immer nur nach Einer Richtung in Geiſt und Natur eindringen, daß beide eine zweite Seite haben, welche ſich der Sinnlichkeit und dem Gedanken entzieht. Gibt es eine ſolche Nachtſeite der Natur, ſo gehören ihr die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus an, und es liegt in der Natur der Sache, daß ſie ſich dem Griffe der Wiſſenſchaft hartnäckig entziehen.

So wird zwar der Magnetismus von den Deutſchen ſehr verſchieden aufgefaßt und beurtheilt; es fällt aber nicht leicht einem ein, entweder Alles für Trug und Täuſchung zu erklären, oder die Sache ganz praktiſch zu ergreifen und ſich über das Weſen der merkwürdigen Erſcheinung weiter keine Gedanken zu machen. Es geht bei uns mit dem Glauben an die pſychiſchen und materiellen Wunder der Somnambülen, wie mit den religiöſen Anſichten: ſo viele Köpfe, ſo viele Auffaſſungen. Die gemüthreichen, zur Schwärmerei geneigten unter den Beobachtern laſſen ſich von den Somnambulen in die magiſchen Kreiſe hineinziehen und kommen ganz conſequent dazu, der Sinnlichkeit und der Logik Unrecht zu geben; die oberflächlichen und leichtſinnigen ſchwanken, gegenüber den Ferngeſichten und Fernwirkungen, den Divinationen und Heilungen, zwiſchen Glauben und Spott, je nach der Stimmung, wie man an Geſpenſter glaubt und nicht glaubt; die beſonnenſten, die, denen es ernſtlich um Erkenntniß zu thun iſt, ſind bemüht, die Geſchichte des Magnetismus kritiſch von der Lüge und dem Trug zu ſäubern, die ſich wie Naturprodukte an ihn zu hängen ſcheinen; ſie geſtehen aber ein, daß die Grenze zwiſchen dem, was in dieſen eigenthümlichen Verrückungen der Seele möglich und nicht möglich iſt, ſich, für jezt wenigſtens, auch nicht entfernt beſtimmen läßt. Keiner aber, und dies iſt die Hauptſache, leugnet, daß den bunten, mannigfaltigen Erſcheinungen eine phyſiologiſche Thatſache zu Grunde liegt. Und dieſe Thatſache nun wird von den Franzoſen theils geradezu geleugnet, theils ganz anders aufgefaßt als von uns.

Die Akademien, als Vertreter der Wiſſenſchaft, halten ſich dort verpflichtet, etwas abzuweiſen, was die Kreiſe empiriſcher Naturforſchung ärgerlich verwirrt, was

ihrem Schema organiſcher Thätigkeiten, namentlich ihren Begriffen von Gehirn- und Nervenverrichtungen geradezu widerſpricht. Das Unſinnliche iſt dieſen Leuten immer gleich das Unſinnige.— Gegenwärtig werden wieder häufiger, als ſeit einiger Zeit, von den Akademien Commiſſionen ernannt, um, meiſt auf Verlangen der Magnetiſeurs, Somnambüle zu unterſuchen und endlich einmal dahinter zu kommen, was es denn eigentlich iſt, das ſeit einem halben Jahrhundert, mitten in der hellſten Aufklärung, ſo viele reſpektable Leute zu Narren macht. Nach der Anſicht dieſer Herrn ſcheint vorerſt Alles darauf anzukommen, ob die Somnambüien wirklich mit verbundenen Augen leſen können oder nicht, und bei jenen Prüfungen handelt es daher größtentheils davon, dieſes große Kunſtſtück zu conſtatiren. Sonderbar! wie viel iſt in Deutſchland ſchon mit der Herzgrube geleſen worden! in Frankreich will es durchaus nicht gelingen. Es iſt komiſch, wie die Kommiſſäre immer ganz ſo ängſtlich darauf aus ſind, bei den Somnambüien nichts zu finden, was der Rede werth wäre, als die alten Ketzerrichter es waren, die Heren zum Geſtändniß zu bringen. Kurz, die Akademien haben eine gewaltige Scheu vor einem Ding, das, dem Romantismus ähnlich, nur viel unheimlicher, die Harmonie des klaſſiſchen Wiſſens bedroht.

Wird ſo jene phyſiologiſche Thatſache des Magnetismus, wird der Romantismus der Lebenskraft von den großen, den Nationaltheatern der Wiſſenſchaft hartnäckig abgewieſen, ſo wird er deſto eifriger von den kleinen, den Winkelbühnen aufgegriffen und melodramatiſch verarbeitet. Die franzöſiſche Wiſſenſchaft jagt den Magnetismus von der Thüre, und ſo behilft er ſich noch immer bei denen, deren Händen er vom deutſchen Entdecker marktſchreieriſchen Andenkens überantwortet worden, bei den Empirikern, den ſogenannten hommes spéciaux. Dieſe Leute wiſſen die Erſcheinung vollkommen mit ihrem Materialismus zu verſöhnen; bei ihnen handelt es ſich nicht davon, darüber zu raiſonniren, ſondern das Ding in nationairr Weiſe auszudeuten.

Nichts weiſt wohl augenfälliger darauf hin, was eigentlich den Erſcheinungen des Magnetismus zu Grunde liegt, als der Umſtand, daß dieſelbe gemeinmenſchliche Anlage der Seele in ihren geheimnißvollen Aeußerungen unter zwei Völkern von verſchiedenem Charakter ſo ganz verſchieden auftritt. Die allen dieſen Phänomen eigenthümliche tiefe Aufregung des Gefühls und der magiſche, geſpenſtiſche Anſtrich fehlen zwar auch in Frankreich keineswegs; dabei aber iſt dennoch dort, in den Gefühlen und Ausſagen der Somnambüien, wie in den Anſichten und Abſichten der Magnetiſeurs, Alles nüchterner, proſaiſcher, realiſtiſcher als bei uns. Man möchte ſagen, die Myſterien, wie ſie, unter dem Einfluß jener eigenen pſychiſchen Verrückung, in den franzöſiſchen, und wie ſie in den deutſchen Seelen geſpielt werden, verhalten ſich ungefähr wie Voltaires Semiramis zu Shakespeares Hamlet: dort erſcheint der Geiſt am hellen Tag, auf offenem Markt, vor allem Volk, und vollends was er ausſagt, dient nur dazu, daß kein Menſch an ihn glauben kann; hier tritt er auf „in der wahren Spuckezeit der Nacht," er zerrinnt mit dem Hahnenſchrei und hinterläßt in der ſchaudernden Seele, ſie mag noch ſo ſtark ſeyn oder noch ſo leer, den momentanen Glauben an ſeine Wirklichkeit.

In Frankreich wird, gegenwärtig wenigſtens, weit mehr und leichtſinniger mit dem Magnetismus experimentirt als bei uns. Man ſpielt damit wie mit einer Naturcurioſität, bei der man ſich außer einem: c'est bien extraordinaire! weiter keine Gedanken macht.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Irland.

(Fortſetzung.)

V.

Bettler und Lumpen.

Lieber Paddy, deine Toilette iſt in der Regel ſehr „light and airy," wie dein Volkslied ſagt. Bei deiner großen Armuth biſt du freilich nicht Schuld daran; aber ſehr oft ſtände es auch wohl in deiner Macht, ein wenig anſtändiger in deiner äußern Erſcheinung zu ſeyn. — Hier zeigſt du mir einen völlig nackten Arm, ja ſogar ein bloßes Bein; hier iſt ein Rock mit nur einem Schooße, und dort hat der Strumpf ſeinen Gefährten verloren. John hat einen Hut ohne Rand, der wie ein Zuckerhut ausſieht. Jack tanzt mit bloßen Füßen, Lots Schuhe ſind nichts als Sohlen, mit Bindfaden unter den Fuß gebunden. Und deine Kinder, Paddy, die läßt du ja ganz nackt herum laufen. Sollte man doch denken, das, was wir Nadel und Zwirn nennen, ſey dir nie zu Geſicht gekommen. Oder haſt du zu viel Sinn für das Phantaſtiſche? Wahrlich, höchſt phantaſtiſch iſt deine Schweſter angethan! Ihr Kleid iſt von oben bis unten aufgeriſſen wie eine Tunica; die Aermel hängen ihr am Leibe herunter, wie die unſern, wenn wir im Ballſtaat ſind, und aus der Ferne könnte man denken, Alles ſey mit drei- und vierfachen Brabanter Spitzen eingefaßt, ſo ſehr ſind alle Ränder rund herum eingeriſſen und dentelirt, lauter durchbrochene Arbeit!

Auch mit dem Schnitt und mit dem genauen Paſſen der Kleider nehmt ihr es nicht ſo genau. Dein kleiner

Bruder, ein Knabe von neun Jahren, ſteckt im Rocke eines völlig ausgewachſenen Mannes, und wenn die Mutter ihm die den Erdboden fegenden Schwänze (tails) abſchnitte, um damit ſeine Beinkleider zu flicken, ſo thäte ſie gar nicht übel daran. Aber euer ſtehendes Sprüchwort iſt: „Sure it has always been so,“ und ihr denkt: „Warum ſollten wir nicht zerlumpt einhergehen, wenn unſer Großvater in allen Ehren ſo durchgekommen iſt?“ — In der That, ich glaube es regnet hier in Irland Lumpen aus den Wolken, oder iſt die Smaragdinſel der große Flicken- und Plundermarkt von ganz Europa? Mich däucht, ich ſah hier in der kurzen Zeit meines Aufenthalts ſchon mehr davon, als früher in allen Ländern des Continents zuſammengenommen.

Von Bettlern ſind wir hier beſtändig förmlich belagert. Sie langen ſchaarenweiſe an und ſtreifen ſo zahlreich in der Landſchaft herum, wie die Dohlen und Raben in Deutſchland. Nie habe ich ſie in ſolcher Maſſe geſehen, aber auch nie ſo mitleidswürdig, und nie ſo dankbar, ſo brünſtig Segnungen auf den Geber herabſchauernd. Welche Maſſe von Segensſprüchen läßt ſich in Irland durch einen Schilling, einen Sixpence, ja mit einem Penny erkaufen! Die Reichen in Irland ſind allerdings wohlthätig und verweigern faſt nie ein Almoſen; aber wie entmuthigend iſt es, zu denken, daß, ſelbſt wenn man ſein Möglichſtes thut, es doch immer nur ein Tropfen im Ocean bleiben kann! Ja wenn auch alle Reichen Alles weggeben wollten, was ſie beſäßen, es wäre damit doch nicht geholfen. Ich kann mich an den Anblick all dieſes Elends noch nicht gewöhnen; ich werde es wohl nie. Mein Herz blutet täglich für die Waiſen, Wittwen, Lahmen, Blinden, Hungrigen und Elenden aller Art, die zu jeder Zeit vor unſerm Hauſe in Haufen ſtehen.

Ihre Rede im Bitten und im Danken iſt gleich fließend, reich an Bildern und oft wahrhaft poetiſch. Long life to your Honour's glory! and give a halfpenny to the poor widdy and the six helpless childern, and may my blessing attend you, and may your bed be made in Heaven. (Letzteres eine ſtehende Redensart.) Long life to your Honour, long may you reign! Und es ſieht meiſtens ſo aus, als ob dieſe Worte gerade aus dem Herzen kämen. Zum Dank heißt es dann: Long life to your Honour! Miss, long may you reign over your fine family, and as long as I live, I will make my prayers for you. God Almighty bless you and keep you, and may your Honour never die till you have got a General with 30,000 a year! Wenn man darauf warten wollte, ſie würden eine Stunde und länger ſo fortmachen.

In unſerer kleinen Stadt Ennis werden übrigens die Bettler zur Plage. Dort ſind es meiſt Bettler von Profeſſion. Wenn wir in die Stadt zum Einkaufen kommen, ſo folgen ſie uns in die Läden, ja oerſperren häufig den Ausweg, um faſt mit Gewalt etwas zu erlangen. Staub und Schmutz, Bettelei und Geſindel gibt es in einer kleinen iriſchen Stadt mehr, als begreiflich iſt, und ich komme nie nach Ennis, ohne es ſo gedrängt voll zu finden, daß man denken ſollte, der Ort ſey ein Marktplatz von Anfang bis zu Ende.

Im Ganzen iſt bisher noch immer nichts Gründliches und Entſchiedenes für die Verbeſſerung des Zuſtandes der Armen geſchehen. Jezt erſt, d. h. ſeit vorigem Sommer, hat man angefangen, Werk- und Arbeitshäuſer zu bauen. Doch verſpricht man ſich nicht viel Erleichterung davon. Die Armen ſehen dieſe Anſtalten als Gefängniſſe an und fürchten ſich davor. Der Irländer ſpinnt ſeinen Flachs, ſtrickt ſeine Strümpfe und flicht Körbe im Freien; aber er iſt nicht erfinderiſch und induſtriös und taugt nicht für die großen Fabriken und Werkhäuſer.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Illuſtre Fremde. — Ausſichten. — Ein ſtudirender Prinz.

Das Jahr 1841 wird für die Berliner Chronik durch Beſuch und Ankunft illuſtrer Fremden Bedeutung erhalten. Zu allen den Erwählten und Berufenen, denen ein Tusculum für's Alter eröffnet werden ſoll, kommt nun auch, als durchgehender Beſuch, Thorwaldſen. Nicht mehr als billig, daß der große Veteran auch ſeinen großen Kunſtgenoſſen und ihren Schöpfungen hier ein Zeichen der Theilnahme erweiſt, wo es an Verehrung für ihn nicht fehlt. Auch ihn hier zu feſſeln zu ſuchen, kommt wohl Niemanden bei, wo die Pietät andere Tempel zu errichten hat, und deren in der That ſo viele werden, daß für den Augenblick wenigſtens für die aufſtrebenden Kräfte nur Winkelaltäre bleiben. Rückert wird nun auch gewiß kommen; ob mit der Anwartſchaft, in einem ſolchen Tempel zu quieſciren, oder noch zu wirken, als Dichter oder Orientaliſt, iſt zur Zeit ein Räthſel. Den Größen der Vergangenheit gönnt gewiß jeder Wohldenkende die Gaben und Ehren, welche unſer König, die Schuld des dargenden Vaterlandes übernehmend, ihnen huldreich ſpendet, wenn gleich wir uns nicht der Hoffnung hingeben, daß von ihnen ein neues Leben für die Zukunft ausgehen wird. Darum erfreut es aber beſonders, daß doch auch ein jüngerer Geiſt, deſſen Schöpferkraft erſt in der Entwickelung begriffen iſt, Felix Mendelsſohn, berberufen wird. Seine Kunſt hat noch goldene Zeiten; aber wo iſt eine Ausſicht für das deutſche Theater, für unſere Dramatik! Welche ſchöpferiſche Sphäre hätte ſich für Immermann hier entwickelt! Da iſt doch nirgends auch nur eine entfernte Hoffnung. Ja, und wären Kräfte da,

Digitized by Google

welche, die nationale Stimmung benutzend, das Vaterland wieder auf die Bühne bringen wollten, es ist auch da wieder die Aussicht auf den geringsten freien Spielraum verschwunden. Mußte doch aus Rücksichten, die gewiß nicht die unseres Königs sind, Friedrich der Große neuerdings in einen Herzog umgewandelt werden! Auch so empfing ihn das nach seinen vaterländischen Größen sehnsüchtig verlangende Volk mit Jubel. Der Held, der gegen diese Rücksichten siegreich ankämpft, ist noch nicht geboren. Gutzkows Richard Savage hat hier Glück gemacht; man fragt, weßhalb seine neuen Dramen nicht gegeben werden. Er ist in diesem Augenblick hier, wie verlautet, um seinen Patkul einstudieren zu lassen. — Ein hoher Gast war der Herzog von Leuchtenberg, der, seltsames Zusammentreffen, das neuerbaute russische Gesandtschaftspalais durch seinen Besuch einweihen mußte. — In die Hörsäle unserer Universität ist ein königlicher Jüngling eingeführt. Daß ein Königssohn der Wissenschaft und ihren Repräsentanten den Zoll der Huldigung abstattet, daß er sich auf einer deutschen Universität als Student immatrikulirten läßt, ist ein Akt, dessen hohe Bedeutung wir vollkommen anerkennen, der zu Dank für die Frei- und Großgesinnten verpflichtet, welche den Entschluß gefördert. Wenn es aber einmal geschah, fragt man, wenn ein künftiger König sich freiwillig einer Form unterwirft, die ihn nicht fesselt, nur aus Achtung vor den ehrwürdigen alten germanischen Institutionen unserer Universitäten, weßhalb will man ihn nicht auch das Wesen der Sache, das Zuhören in den gemeinsamen Vorträgen der akademischen Lehrer genießen lassen? Die Gemeinschaft der auf das Wort der Weisheit horchenden Jünglinge ist mit ein belebendes Prinzip der Hochschulen. Ein Lehrer vor hunderten aufmerksamer Zuhörer ist ein Anderer, als einer, der ein Privatissimum, zu bestimmten Zwecken, einer bestimmten Person vorträgt. Die Lehre selbst läßt sich auch aus Büchern schöpfen; aber das Wissende, das Begeisternde ist das Zusammenwirken zwischen dem Redner und einer Versammlung, die ihn versteht. Die Begeisterung, die ein feuriger Redner weckt, wirkt auch auf ihn, die Jugendlust und Kraft strömt auf den Lehrer zurück. Die freie Wechselwirkung war mit ein Grundgedanke der Universität, der noch nicht todt ist; vielmehr erhielt er das Institut, trotz seinen andern veraltenden Formen, lebendig, zeitgemäß. Die grämlichen Autodidakten und Utilitarier, welche die Universitäten heutzutage für unnütz halten, weil man aus Büchern dasselbe wohlfeiler und bequemer lernen könne, kommen noch nicht auf.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Das Fürstenthum Piombino. — Villa Ludovisi.

So wurden die Ludovisi Fürsten von Piombino. Wie rasch diese Familie emporgekommen, braucht kaum angedeutet zu werden; jeder weiß, daß dies in Rom keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Die Beispiele der beiden Päpste Clemens VIII. und Paul V., Aldobrandini und Borghese, waren eben vorhergegangen; wenigstens aber war diesen einige Zeit vergönnt gewesen, denn der eine hatte dreizehn Jahre regiert, fünfzehn der andere; Gregor XV. aber saß nicht zwei und ein halb Jahre auf dem Stuhl Petri. Keiner wird also die Nepoten anklagen, ihre Zeit verloren zu haben. Wie indeß die Aldobrandini und dann die Pamfili bald ausstarben, so auch die Ludovisi: Niccolos Sohn Giambatista war der letzte dieses Hauses, und durch seine Tochter Hippolyta kam die reiche Erbschaft an die Buoncompagni, wie jene Bolognesischer Abkunft und von Giacomo Buoncompagni stammend, den sein Vater, Papst Gregor XIV., zum Herzog von Sora und General der Kirche gemacht hatte. Giacomo war ein Beschützer der Wissenschaften; ihm ist u. A. Sigonios bekannte Geschichte von Italien gewidmet. Piombino gehörte nun den Buoncompagni Ludovisi bis zum Jahr 1799, wo der Umsturz aller italienischen Verhältnisse in Folge der französischen Revolution es ihnen nahm. Dann wurde es 1805, als Großlehen des französischen Kaiserreichs, Fürstenthum der Elise Baciocchi, und beim Wiener Kongreß, wo der römische Advokat G. Vera als Abgesandter der Buoncompagni erschien, wurde es den letztern zurückgegeben, aber unter toscanischer Oberhoheit und der Bedingung, daß der Fürst seine sonstigen Rechte gleichfalls dem Großherzogthum gegen Entschädigung abtreten sollte. So geschah es; die Abtretungssumme soll 800.000 Scudi gewesen seyn; Toscana erhielt, zum erstenmale, seine natürliche Grenze, das Meer, und der Titularfürst von Piombino trat ganz in dasselbe Verhältniß wie alle übrigen römischen Großen, die von ihren zahlreichen Fürsten- und Herzogthümern häufig auch nichts haben als den bloßen Namen.

Der Fürst von Piombino galt für den reichsten Kapitalisten Roms. Die Borgheses, Rospigliosis, Corsinis (sämmtlich toscanischen Ursprungs), und wohl noch andere der dortigen Familien haben viel mehr Landbesitz, als er hatte; keiner aber unter ihnen konnte über so bedeutende Geldmittel disponiren. Man hielt ihn allgemein für äußerst geizig, und dies soll von Seiten des Pöbels Exzesse veranlaßt haben, als man die Leiche nach der prächtigen Familienkapelle in S. Ignazio brachte, welche Kirche der berühmte Kardinal Lodovico Ludovisi, Georgs XV. Neffe und Staatssekretär, dem von seinem Oheim kanonisirten Stifter des Jesuitenordens geweiht, und für die er in seinem Testamente die Summe von 100.000 Dukaten ausgesetzt hatte. Bei Römern wie Fremden hatte der Fürst sich namentlich durch die Unfreundlichkeit verhaßt gemacht, womit er die Villa Ludovisi beinahe hermetisch verschloß. Man ist sonst in dieser Hinsicht in Rom ziemlich liberal. Von der Villa Borghese nicht zu reden, welche der öffentliche Spaziergang ist wie unsere Cascinen, und der man es nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. bei Todesfällen in der Familie, anmerkt, daß sie Privateigenthum ist — von dieser abgesehen, sind die meisten Villen dem Besuchenden geöffnet, und erst neuerdings ist diese Freiheit hie und da beschränkt worden, z. B. bei der reizenden und an Kunstschätzen reichen Villa Albani, seit sie in den Besitz der Familie Castelbarco übergegangen, oder bei der Mellinischen auf dem Monte Mario. Von den Gallerien ist, was deren Benutzung durch Künstler betrifft, nicht ganz dasselbe zu sagen; ein Muster an Liberalität ist der Fürst Borghese, während der Fürst Sciarra Colonna sich für jedes Bild, das in seiner Sammlung copirt wird, fünf Louisdor zahlen lassen soll. Auf die Ludovisische Villa zurückzukehren, so hat mancher mit Sehnsucht das vergitterte Thor angeschaut, wenn er von Piazza Barberini nach Porta Salara ging. Sie wurde von dem nämlichen Kardinal Ludovisi angelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 29. Juni 1841.

— Hier will ich mich grämen;
Des hohen Knechts darf ſich das Weh nicht ſchämen.
Shakespeare.
Richard II.

Conradins Klage auf dem Schloſſe von Aſtura. *

So frühe ſchon vom Glück verlaſſen,
Das ich ſo jung noch kaum gekannt,
Mußt' ich den Bettlermantel faſſen,
Und ließ mein königlich Gewand;
Statt im Triumph einherzuziehen
Und überall nur Sieg zu ſehn,
Mußt' ich durch öde Wälder fliehen,
Durch unwegſame Sümpfe gehn.

Du meiner Hoffnung letzte Lüge,
Du himmelblaues, offnes Meer!
Zu ſehn, daß ſelbſt dein Antlitz trüge,
Kam ich als Flüchtling zu dir her.
Die Inſelburg mit hohen Zinnen
Beſchützeſt dem Verräther du;
Du halfſt, mich gläubig zu gewinnen
Und ſchließeſt nun die Thore zu.

Du warſt ſo ſchön, als aus der Wüſte
Ich müde kam an deinen Strand,
Und den verklärten Spiegel grüßte,
Da über dir die Sonne ſtand;
Und weil dein Hauch die Glieder kühlte,
Sah ich am flachen Ufer hin
Bis wo die Fluth den Fels beſpülte,
Den ſonſt bewohnt die Zauberin. *

Jetzt hör' ich dich nur dumpf erbrauſen,
Ich ſeh' dein trügriſch Blau nicht mehr:
Vergebens nicht, bei dir zu hauſen,
Kam einſt die ſchlaue Circe her.
Sie hat ſich lange ſchon entfernet
Und iſt wohl weit hinausgeſchifft,
Doch ihre Kunſt haſt du gelernet
Und ladſt die Fremdlinge mit Gift.

Wie hat die Welt vor wenig Jahren
Mich doch ganz anders angelacht,
Da Leid und Elend Träume waren
Und wirklich ſchienen Sieg und Macht!

* Nach der Schlacht bei Tagliacozzo floh Conradin verkleidet durch die pontiniſchen Sümpfe nach dem Schloſſe von Aſtura, wo er ſich nach Piſa einſchiffen wollte. Dort verrieth ihn Frangipani und ſchickte den Gefangenen bald nach Neapel, wo der unglückliche Fürſt enthauptet wurde.

* Das Vorgebirge unweit Terracina, Monte Circeo genannt und von den alten Griechen einſtimmig für die Inſel der Circe gehalten.

Digitized by Google

Des Ahnherrn Ruhm, er war mein Erbe,
Des Vaters Thron, er war mein Recht,
Des Vaters Tod — ach! ich verderbe
Und hab' den Vater nicht gerächt!

Gerächt an wem? an den Vasallen,
Doch an dem Oheim Manfred nicht!
Durch seine Hand konnt' er nicht fallen,
Was der Verläumder Mund auch spricht.
Gerächt an wem? er ward verstoßen
Vom heil'gen Vater, starb im Bann;
Ach! mit dem Ahnherrn mit dem Großen
Fing unsrer Kirche Fluch schon an.

Und dieser hat auf mir gelastet,
Die Rache wird zur Buße nur;
Der Scepter, den ich angetastet,
Er führte mich die Todesspur:
Als ich von rauhen Alpenstegen
Hinabging in das holde Thal,
Wer kam mir bald als Freund entgegen
Und mehrte meiner Krieger Zahl?

Du nicht, der unsre Schuld versöhnet,
Wenn unsre Reue Gott genehm;
Du nicht, der mich als Kind gekrönt
Zum König von Jerusalem;
Du nicht, des Heilands Stellvertreter —
Du sprachst den Bann und gabst mich frei;
Mich fand ein frecher Uebelthäter,
Castiliens Heinrich stand mir bei.

Er half mir mit entweihtem Golde,
Das von Altären er sich stahl,
Und zu der Sarazenen Solde *
Nahm er den Kelch vom Abendmahl:
Bei Feinden, die dem Christ geflucht,
Die oft mein Ahn geschlagen hat,
Hab' ich die Hülfe hier gesuchet,
Ich, König von der heil'gen Stadt!

Als ich mit meiner Reiter Troße
Zuletzt nach Hohenschwangau kam,
Und auf dem väterlichen Schloße
Von meiner Mutter Abschied nahm,
Da führte sie mich zum Altane —
Die Seen lagen unterhalb,
Genannt der eine nach dem Schwane,
Der andre nach der hohen Alp;

Und steil und hoch im halben Kreise
Umzog der Berg das enge Thal,
Im Abendroth gleich einem Greise,
Dem Jugendwahn ein Lächeln stahl;
Und unten rechts des Waldes Dichte
Und links die Durchsicht nach der Au,
Gefärbt vom letzten Sonnenlichte,
So wie der Himmel, röthlich blau.

(Schluß folgt.)

* Die Sarazenen von Nocera in Unteritalien.

Der thierische Magnetismus in Frankreich.

(Schluß.)

Man erinnere sich des Umstands in der Geschichte der Lafarge, wie sie von ihrer Freundin zum Spaß magnetisirt wird, wie sie thut, als ob sie in Schlaf fiele, wie sie im somnambülen Styl mancherlei über den Diamantendiebstahl aussagt und sich damit, überklug, zum erstenmal verdächtig macht. Die französischen Magnetiseurs schmeicheln den Leidenschaften des großen Haufens, indem sie ihren Somnambülen vorzugsweise die Richtung zum Praktischen geben, namentlich zum Wahrsagen und Mediciniren. Freilich halten sie sich dabei am Ende nur an die natürliche Verfassung der französischen Seelen selbst.

Die dortigen Somnambülen finden bei weitem nicht so leicht den Weg in den Himmel und das Mittelreich, aber desto besser wissen sie, wohin man so und so viel Nadeln gesteckt hat; von platonischen und pythagoräischen Ideen ist bei ihnen wenig zu verspüren, aber sie fühlen dem Stück eines Hemdes an, an welcher Krankheit der Eigenthümer leidet; und welche Art von Offenbarung mehr werth sey, ist bei ihren spekulativen Manipuliren keine Frage. In diesen Fächern leisten sie Dinge, welche darum, daß sie nicht in der Uebernatur, sondern in der gemeinen Sinnenwelt vorgehen, um nichts begreiflicher sind.

Wenn der Somnambulismus bei uns die Seelen weit tiefer aufregt, wenn sich dabei ungleich stärker das religiös-dämonische Element entbindet, und wenn unsere Aerzte und Beobachter im Allgemeinen mehr Scheu davor haben, so fließt eines aus dem andern. Ebenso entspricht es ganz der französischen Leichtigkeit sowohl der Ideen als der Textur des Nervensystems, wenn dort die Magnetiseurs weit weniger Rücksichten nehmen, und wohl auch zu nehmen brauchen. Auch hängt es genau mit ihrer oberflächlichen, materialistischen Auffassung zusammen, wenn sie dem Magnetismus als Heilmittel weit mehr zutrauen als wir. Wie weit in dieser Beziehung in Frankreich die Charlatanerie getrieben wird, dazu liefert folgende Geschichte einen Beleg, wobei freilich die Akademie der Wissenschaften weit leichteres Spiel hatte, als in den Fällen, wo es sich davon handelt, eine der

natürlichen, aber für sie unfaßlichen Erscheinungen des Somnambulismus wegzudemonstriren.

Ein bekannter Magnetiseur, der Baron Dupotet, machte vor einigen Monaten der Akademie die Anzeige, er habe mittelst magnetischer Behandlung taubstumm geborene Kinder geheilt. Zu Bekräftigung dieses Wunders stellee er ein Kind vor, dem er durch Manipulation Gehör und Sprache gegeben haben wollte. Dies machte bedeutendes Aufsehen in der „Welt," und die Akademie ernannte eine Wundeeprüfungscommission. Wie es scheint, versuchte es der wundeethätige Baron, den Commissären gegenüber, mit der Täuscherei, welche leider bei Magnetiseurs und bei Magnetisirten ein gleich stehender Charakterzug ist. Aber der Physiolog Magendie ist ein viel zu tüchtiger Realist, um sich durch falsches Spiel verführen zu lassen; er trieb den Charlatan bis zum Fuß der Mauer, wie der Franzose sagt, that aber, wie wir sehen werden, doch nicht Alles, was man verlangen konnte. Er berichtete am verflossenen 14. Juni über das, was er in mehrern Monaten in dieser Sache beobachtet.

Vor Allem begnügte man sich nicht mit dem vorgelegten Fall, bei dem der ursprüngliche Thatbestand nicht zu ermitteln war; die Commission verlangte natürlich, daß die Heilversuche an andern Taubstummen wiederholt würden. Es brauchte dazu einer Unterhandlung mit dem Magnetiseur; dieser verlangte — was meint man wohl? Etwa, die Subjekten dürften nicht zu alt seyn, oder dergleichen? Nein, sie müßten reichen und angesehenen Familien angehören, damit die Kur mehr „Eclat" erhielte. Die Commission meinte aber, an Individuen gemeiner Extraction werde die Kunst gerade eben so gut den Meister loben, und übergab ihm drei Kinder aus dem Pariser Taubstummenhause.

Die Behandlung wurde begonnen und die erforderliche Zeit fortgesezt. „Bei Prüfung des Erfolges, sagt Magendie, zeigte es sich, daß die Kinder gerade um so viel mehr hörten und besser sprachen, als man auch durch die gewöhnlichen Methoden zu Wege bringt, indem man den Keim des Gehörs und der Speache, der niemals ganz fehlt, so wenig entwickelt er auch seyn mag, durch eigene Kunstgriffe gymnastisch anregt; das heißt, jene taubstummen Kinder konnten, wie alle, die im eben erwähnten Sinne unterrichtet werden, gewisse Töne vernehmen, gewisse Sylben aussprechen. — Dieses Ergebniß ist lediglich kein Wunder, es ist etwas längst Bekanntes, durch zahlreiche Fälle Belegtes, und es brauchte nicht als Erfolg einer neuen Methode ausgeschrieen zu werden. Der Magnetismus, wenn er wirklich angewendet wird, ist dabei um nichts wirksamer als die sinnreiche Gymnastik der gewissenhaften Männer, welche sich dem Unterricht dieser Unglücklichen widmen."

Dies mag wohl seyn, der Bericht hat aber eine auffallende Lücke. Es ist nicht gesagt, ob dieses unbedeutende Resultat dennoch nur durch magnetische Behandlung erzielt worden. Verhielte es sich so, so wäre es wissenschaftlich immerhin von Bedeutung, und die Akademie dürfte es wohl der Mühe werth halten, die Thatsache einzuregistriren. Wir sind allerdings überzeugt, daß der Magnetiseur sich nicht geschent hat, auch die gewöhnlichen Erziehungsmittel zu Hülfe zu nehmen. Aber warum hat die Commission diesen Punkt nicht in's Reine gebracht? Wäre es vielleicht geschehen, weil sie fürchtete, wenn sie den Magnetiseur streng beobachtete, eine entschiedene, wenn auch nicht bedeutende Wirkung des Magnetismus anerkennen zu müssen? Aus Magendies eigenen Worten geht hervor, daß die Kur nicht überwacht worden ist; wie weit man Taubstumme durch gewöhnliche Mittel bringen kann, das wußte er doch wohl zum voraus; es handelte sich davon, zu ermitteln, ob bei diesem angebornen Mangel der Magnetismus als solcher irgend etwas vermöge, und so wird schwerlich zu leugnen seyn, daß die Commission, absichtlich oder nicht, ihre Aufgabe schlecht gelöst hat.

Bei dieser Gelegenheit machte übrigens Magendie einige interessante Bemerkungen. — Wie oben gesagt, lassen sich die schlummernden Sinne der Taubstummen anregen, und auf diesen Beginn einer Ausbildung dieser Sinne gründete man Anfangs die größten Hoffnungen. Die Erfahrung hat aber dargethan, daß sich diese skizzenhafte Entwicklung durchaus nicht weiter führen läßt. Hat man es daher auch dahin gebracht, daß die Taubstummen Töne vernehmen und ein paar Worte artikuliren, so ist damit für ihre Heilung gar nichts geschehen; sie bleiben taubstumm, nach wie vor; sie sind durchaus unfähig, jenen Keim der Ausbildung in sich weiter zu entwickeln, und so kann man buchstäblich sagen, es gebe Taubstumme, die hören und sprechen. So brachte es der junge Honoré Tretzel, den Doktor Deleau mehrere Jahre sorgfältig unterrichtet, nie über die paar Worte hinaus, die er wie mechanisch speicht, wie er auch gewisse Töne vernimmt, ohne einen Sinn damit zu verbinden. Seine Intelligenz, die sich sehr entwickelt zeigt, wenn er sich der gewöhnlichen Zeichensprache der Taubstummen bedient, vermag er gar nicht auf Uebung seines Gehörs und seiner Sprache zu richten. Diese beiden Sinne sind bei ihm nicht nur auf einer niedrigen Entwicklungsstufe, selbst der Theil des Gehirns, auf den sich ihre Verrichtungen beziehen, scheint bei ihm zu fehlen, und er vermag sie nicht zu üben wie das Kind, das hört und sprechen lernt. Dasselbe gilt von allen, wirklich taubstumm Geboenen, bei denen man eine Zeitlang Hoffnung hatte, sie sprechen zu lehren. Nicht nur kommen sie nie über die erwähnte Grenze hinaus, sie verlernen auch schnell, was sie mechanisch gelernt, und sind bald wieder ganz, was sie ursprünglich waren.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Villa Ludovisi. — Die Stadt Piombino.

Die Architektur der drei Casinos ist nicht besonders ausgezeichnet, doch macht das bedeutendste derselben, welches von Domenichino gebaut ist, eine malerische Wirkung. Derselbe berühmte Künstler hat auch die Anlage des schönen Gartens großentheils geleitet; wie es heißt, hatte Le Notre an diesen Anlagen Theil. Es ist gewiß ein höchst anmuthiger Garten; wie in der Villa Pamfili, der schönsten Roms, ist auch hier die Regelmäßigkeit französischer Landgänge mit freierer Benutzung des Terrains verbunden, und der Ruhm der einst hier befindlichen Sallustischen Gärten ist wieder aufgelebt. Dabei die wunderschönen Aussichten auf Stadt und Umgebung, und die köstlichen Kunstwerke, die Antikengalerie mit dem colossalen Junokopfe und den vortrefflichen Gruppen, das Gartenhaus mit der Aurora und der Nacht des Guercino und den von ihm und dem Domenichino al Fresco gemalten Landschaften. Gewiß wird alle Welt hinströmen, sobald der Zutritt wieder frei gegeben ist, wie man vom Nachfolger hofft, obgleich der Verstorbene deßhalb eine testamentarische Bestimmung gemacht, und namentlich die Engländer ausgeschlossen haben soll. Dies kann ich indeß nicht verbürgen.

Das vormalige Fürstenthum Piombino, so wichtig es auch für Toscana, ist ein armes Ländchen. Der größte Theil desselben ist den Einflüssen der bösen Luft ausgesetzt, und das Vorgebirge, auf welchem einerseits Piombino, andererseits Populonia liegt, war von Sümpfen beinahe umgeben. Jetzt hat, in Folge der großen, vom regierenden Großherzoge unternommenen Arbeiten, von denen in diesen Blättern bereits wiederholt die Rede war, dieser Zustand sich bereits gebessert, und der See oder Sumpf von Piombino, welcher namentlich durch die verschlammte Cornia gebildet wird und mit dem Meere in Verbindung steht, bedeutend an Umfang abgenommen. Das Städtchen liegt dicht am Strande, auf felsigem Boden; auf einer einzigen Straße gelangt man dahin, und das malerische, mittelalterliche Thor mit seinen Befestigungen läßt etwas Besseres erwarten, als man im Innern findet. Denn es ist, obgleich einst Hauptstadt eines Fürstenthums, doch nur ein schlechtes Nest. Am Meere, bei dem Zollamte, ist der vormalige Palast der Appiani; Elise Bacciochi ließ ihn in ein Bagno für Sträflinge umschaffen; seit etwa fünfzehn Jahren aber hat er, so viel ich weiß, gar keine Bestimmung. Der neuere Palast liegt an der geräumigen Piazza d'Arme, von welcher man eine sehr schöne Aussicht auf das Meer und die nahe gebirgige Insel Elba hat. An ansehnlichen Gebäuden fehlt es übrigens nicht. Das Fort hat zwar nicht mehr die frühere Bedeutung, ist aber doch nicht ganz ohne Wichtigkeit; es wird indeß von einer Anhöhe dominirt, auf welcher in der französischen Zeit ein Telegraph sich befand. Die Gemeinde von Piombino zählt jetzt etwa 1600 Einwohner. Die übrigen Orte sind ganz unbedeutend; Populonia, auf einem hohen Vorgebirge gelegen, mit etruskischen Mauern und wunderschöner Aussicht, besteht aus wenigen Häusern. Neuere Verhältnisse erst haben begonnen in diese Gegenden etwas mehr Leben zu bringen, nachdem so manche frühern Versuche, sie zur Kultur zurückzuführen, gescheitert waren. Die große und trefflich angelegte Straße, welche die Maremma ihrer ganzen Länge nach durchschneidet, muß wesentlich dazu beitragen, sie wieder in den allgemeinen Verkehr hineinzuziehen, selbst bevor die Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe ihr Ziel vollständig erreicht haben werden. Schon jetzt sind Diligencen eingerichtet, welche von Livorno nach Grosseto gehen, und Alles würde viel rascher fortschreiten, wenn nur erst die päpstliche Regierung den Bau der Straße von der Grenze bis Civitavecchia unternähme. Die von Florenz nach Livorno führende Eisenbahn, deren Entreprise nach langer Ueberlegung von der großherzoglichen Regierung genehmigt worden ist, und bei der, so viel man hört, die meisten Kapitalisten Toscana's interessirt sind, wird auch auf die Maremma günstig einwirken, indem auf solche Weise die Verbindung viel rascher werden wird, als gegenwärtig auf dem Wege über Volterra oder über Siena. Kurz, von der Zukunft, und selbst der nächsten, ist nur Gutes zu erwarten. Piombino selbst wird freilich durch seine Lage von dem großen Verkehr immer etwas ausgeschlossen bleiben, indem die Hauptstraße in der Entfernung von mehreren Miglien vorbeigeht; mittelbar aber muß es immer gewinnen, wenn das ganze Land gewinnt.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Hallischen Verhältnisse.

Die neuesten Vorfälle in Halle haben die Aufmerksamkeit auf diese altberühmte, Preußens Intelligenz und geistigen Fortschritte zu jeder Epoche unserer Geschichte würdig repräsentirende Universität gelenkt. Unser König soll dieser Schöpfung seiner Vorfahren, welche, abgesehen von der treu gepflegten Wissenschaft, auch durch besondere Treue in den Katastrophen unserer Geschichte sich ausgezeichnet hat, mit besonderer Liebe zugethan seyn, und nur bedingt und mit Widerstreben restringirenden Maßregeln seine Zustimmung ertheilt haben. Daß wir die Petition der dortigen Studirenden, welche Strauß dorthin berufen wünschten, für keinen glücklichen Schritt hielten, ist in einem früheren Briefe auseinandergesetzt. Aber darf man die Motive den Jünglingen zum Verbrechen anrechnen, welche es nur im Drange wissenschaftlicher Bestrebungen wünschten, und in einer bescheidenen, loyalen Form? Daß eine geringe Verletzung der letztern so strenge Rüge, sogar Bestrafung nach sich gezogen, können wir nur aufrichtig bedauern, wäre es auch nur in der Rücksicht, daß durch solche Maßregeln der gefürchteten Inficirung nicht vorgebeugt wird. Für die Hallischen Jahrbücher, ihre Tendenzen und die Art und Weise, wie sie Summitäten der ältern Intelligenz angriffen, herrschen hier im Ganzen wohl nur wenig Sympathien. Aber wenn eine geistige Richtung, welche unabweisbar da ist, ihr bestimmtes Organ, ihren wohl regulirten Kanal gefunden hat, so sollte man, der übrigen Ordnung wegen, zufrieden seyn, jenes nicht zerstören, diesen nicht verstopfen. Die gehemmten Erbrünnen suchen sich einen andern Ausweg, und inficiren da, wo man es am wenigsten erwartet, und wo man der Mittel beraubt ist, sie zu überwachen. Ausschöpfen und austrocknen lassen sie sich nicht. Daß man den Herausgebern bedeutet hat, ihre Jahrbücher, die als Hallesche erschienen, dem Namen gemäß auch in Halle, d. h. unter preußischer Censur, erscheinen zu lassen, ist formell vielleicht in der Ordnung, dem Wesen nach aber einer Unterdrückung gleich. Wir glauben überzeugt zu seyn, daß der Antrag weder vom Minister Eichhorn ausgegangen, noch vom Könige ohne Zaudern genehmigt worden ist. Die Herausgeber haben es vorgezogen, ihr Domicil zu verlassen, und mit Verkauf ihrer Grundstücke sich aus Preußen zu expatriiren. Ihr Fortgang kann dem Fortgang der Jahrbücher nur förderlich seyn.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. Juni 1841.

I'll leave sack, and live cleanly, as a nobleman should do.
Shakespeare.

Skizzen aus Irland.

(Fortſetzung.)

VI.

Potheen und Temperance.

„Potheen" iſt oder war das berühmte Getränk Irlands. Es war der Branntwein des Landes, der heimlich beſtillirt wurde und einen ziemlich ſtarken Beigeſchmack von Torf hatte. Leider wurde er den armen Leuten ſehr wohlfeil verkauft, und dieſe konnten ſich daher immer reichlich damit verſehen. Die engliſche Regierung verbot bekanntlich die Fabricirung dieſes Getränks, und in Folge der in neuerer Zeit ergriffenen energiſchen Maßregeln iſt das Land nun von dem damit getriebenen Schleichhandel völlig gereinigt. Die Potheenhändler und Potheenfabrikanten wurden ſehr hart beſtraft und ich habe tauſend luſtige und traurige Geſchichten gehört, wie ſie durch Liſt und oft durch Verbrechen den Gagers (Viſitirern), wenn ſie ihnen ſchon auf den Ferſen waren, zu entkommen wußten. — Jezt aber lebt der geliebte Potheen nur noch in Verſen. Zwar gibt es auch beim Whisky, der, wie in den übrigen Theilen der Monarchie, an ſeine Stelle getreten iſt, und den hier jeder Gentleman wie der Gemeine nach Tiſch trinkt, noch Gelegenheit genug für Paddy, in den Zuſtand des Wohlbehagens zu gerathen, den er ſo ſehr liebt. Aber temperance! temperance! iſt nun einmal gegenwärtig das allgemeine Geſchrei im Lande.

Die Temperance-societies bilden den wichtigſten Theil der Tagesgeſpräche, und „Father Mathew" war die erſte berühmte Perſon, die ich in Irland nennen hörte. Ich ſah ihn auch ſelbſt, als ich durch Limerick kam, an einer Straßenecke in Mitten einer großen Volksmenge predigen, konnte aber leider ſein Geſicht, das die perſonificirte Güte und Offenheit zeigen ſoll, nicht ſehen, weil ich zu ſehr von Bettlern umdrängt war. Vater Mathew iſt in Cork geboren, mittlern Alters, klein von Statur und wunderbar beredt. Er iſt jezt hier der große „Apostle of temperance." Es iſt jezt, glaube ich, drei Jahre her, daß er anfing, dieſes Volk, deſſen größtes Unglück Liebe zum Trunke, und deſſen Hauptverführer zum Böſen der Potheen und Whisky ſind, zur Mäßigkeit zu bekehren, nachdem ſchon einige Andere daſſelbe vor ihm verſucht hatten, jedoch mit weit geringerem Erfolge.

Tauſende ſtrömen jezt beſtändig Vater Mathew zu, um aus ſeiner Hand „the pledge" zu empfangen. Es iſt dies eine einfache Ceremonie. Sein Jünger kniet vor ihm nieder, Vater Mathew ſagt ihm einige Worte — ein Gelübde der Mäßigkeit — vor, die nachgeſprochen

Digitized by Google

werden müſſen, dann gibt er idm ſeinen Segen und hängt idm eine Medaille um. Auf der einen Seite derſelben befinden ſich folgende Worte: I promise with the Divine assistance as long as I shall be a member of the Temperance society, to abstain from all spirituous liquors, exeept for medical and sscramental purposes, and to prevent as much as possible by advice and example drunkeness in others.“ Sie ſind nicht gebunden, ihr Gelübde zu halten; ſie können es zu jeder Zeit wieder aufgeben, in welchem Falle ſie aber die Medaille dem Prieſter zurückzuſenden haben.

Natürlich hat auch mit dieſer, anſcheinend ſo unausſprechlich wohlthätigen Anſtalt der Aberglaube ſein Spiel getrieben, und es ſind dem einfachen, wohlmeinenden Vater Mathew Wunderkräfte zugeſchrieben worworden, wie z. B. daß er Kranke durch Auflegen der Hande zu heilen vermöge. „O, Vater Mathew kann Teufel austreiben,“ ſagte mir ein Irländer, „und jeden böſen Geiſt lammfromm machen.“ Dieß mag allerdings halb wahr und in der Natur der Sache gegründet ſeyn. Die Trunkenheit, die auf ſo fürchterliche Weiſe unter dem Volke herrſchte, hatte Manchem mit der Geſundheit ſeine natürliche Sanftmuth geraubt, welche die Mäßigkeit idm wieder gab.

Es gibt jezt an jedem Orte Irlands Mäßigkeitsvereine. Ueberall haben ſie ihre Zuſammenkünfte, wobei ſie Thee und Kaffee trinken. Dieſe Vereine haben ihre Mäßigkeitsbibliotheken, ihre Mäßigkeitsmuſiken, um das Volk zu lehren, daß es eine Menge Vergnügungen gibt, auch ohne Vermittelung des Whiskys. — Es iſt ausgemacht, daß die Sache ein neues Zeitalter für Irland herbeiführen wird und zum Theil wirklich ſchon herbeigeführt hat. In den Straßen, auf den Plätzen, die ſonſt an jedem Markttage voll von Betrunkenen lagen, iſt jezt Alles ruhig und ordentlich. Die Jahrmarkte ſind nicht mehr eine große Bühne der Prügelei und des Todtſchlags. Bei Begräbniſſen, Hochzeiten ꝛc. geht es jezt viel ordentlicher zu. Freilich verliert Irland dadurch an Eigenthümlichkeit und Poeſie, verflacht und vernüchtert ſich mehr und mehr, und der eifrige Sittenſchilderer möchte wohl manchmal über den Triumph der Moraliſten murren; aber beſſer iſt beſſer. Das Geld, das früher für Whisky vergeudet wurde, verſchafft jezt Sonntagsſtrümpfe und Kleider für Weib und Kind, und wenn die Leute früher in ihrer poetiſchen Trunkenheit Verſe machten, ſo bleiben ſie jezt bei Vernunft und flicken ihre Kleider. — Kurz, Irland ſollte von Rechtswegen, wenn es noch an der Tagesordnung wäre, Heilige zu machen, Vater Mathew canoniſiren laſſen, der ſo viel gethan hat und ſo Großes als einſt St. Patrick.

(Fortſetzung folgt.)

Conradins Klage auf dem Schloſſe von Aſtura.

(Schluß.)

Die Mutter ſprach: „ſieh' deine Reiche,
Mein Kind, ſie ſind ſo groß und ſchön!
Zwing' Deutſchlands Fürſten zum Vergleiche,
Dann ziehe jenſeits dieſer Höh'n.
Im Aufruhr ſind noch Unterthanen,
Die nicht dein Vater mehr verwies;
Den frechen Treubruch ſtreng zu ahnen,
Iſt eine Schuld, die er dir ließ.“

„Wohl ſind auch ſchön die fernen Lande,
Der Erde Garten oft genannt,
Doch knüpfeſt du der Treue Bande,
Wo dir die Herzen abgewandt?
Beugſt du die kecken Städte nieder,
Wenn dich der Feind im Rücken trifft?
Bringſt du von dort dein Leben wieder,
Wo Luft und Menſchen droh'n mit Gift?“

„Es, zog gelockt vom ſüßen Lohne,
So mancher deutſche Fürſt hinab,
Und fand das Schweißtuch ſtatt der Krone
Und ſtatt der Schätze nur ein Grab:
Ich kann dich nimmer ſicher wähnen,
Mein Sohn, du geheſt in den Tod!“
Und ſie verſtummte unter Thränen;
Das war der Segen, den ſie bot.

Und ich umſchlang mit feſten Armen
Zum Abſchied und zur Antwort ſie.
O daß kein Engel im Erbarmen
Mir damals beſſern Rath verliehi
Gewalt'ger war mein Jugendfeuer
Als meines Herzens düſtrer Gram;
Da drohte mir kein Ungeheuer,
Das mir den hohen Muth benahm.

Als Fürſt die Alpen überſchritten
Ward in Verona Bettler ich,
Da horchte Heinrich meinen Bitten
Und der geſchlag'ne Feind entwich.
In Rom vom Jubelruf umklungen,
Nach Tagliacozzo gingen wir;
Dort ward ein halber Sieg errungen,
Mein ganzes Elend fand ich hier.

Digitized by Google

Sind wir des Schickſals arme Sklaven?
Trieb mich zu kühner Vorwitz an?
Doch auch zu ſtreng ſind deine Strafen,
O Himmel, für den Jugendwahn!
Erfahrung konnte mich belehren,
Und ſie vernichtet mich ſogleich:
Mit ſeinen Kronen, ſeinen Heeren
Zerſtiebt in einem Tag mein Reich!

Mit allzugläubigem Vertrauen
Jagt' ich die Feinde vor mir her,
Da ſtand ich ſtill, mich umzuſchauen,
Und ach! umzingelt war mein Heer:
Schon winkte mir des Sieges Flügel,
Der mit dem Kranz derangewallt,
Da brach der Fuchs aus ſeinem Hügel
Und ſchlug den Leu'n durch Hinterhalt.

Wie traut' ich auch ſo raſch dem Siege,
Da früh mir Unglück ſchon gedroht!
Denn kaum verließ ich meine Wiege,
So machte das Gerücht mich todt:
Ihr Henker wünſchtet mein Verderben
Und habt euch ſelber angeführt!
Jezt iſt es bitterer zu ſterben,
Da Schwert und Scepter ich berührt.

Die Schlacht wird ihm nicht lange nützen,
Dem Alberi gelieh'n den Witz;
Verlierſt du, Karl, die alten Stützen,
So fällt in Trümmer dein Beſitz;
Du fochteſt für die eigne Sache,
Dich hat kein Recht, nur Macht gedeckt,
Und bald entbrennt der Völker Rache,
Wo du den Funken ſelbſt geweckt.

O Frangipani! die dich kennen,
Sie ſagen, daß du Römer ſeyſt:
Darfſt du dies Volk im Herzen nennen,
Das du als Falle Räubern leihſt?
Fabricius ſprach: „Gebt Goldes Haufen,
Nicht ändern Sinn' und ich den Gang."
Und deinen Fürſt kannſt du verkaufen,
Hofft du den Silberling zum Dank!

Du meiner Hoffnung lezte Lüge,
Du allgewaltig weites Meer!
O daß dein Sturm das Schloß zerſchlüge,
Und ich in deinen Tiefen wär'!

Es iſt nicht hart, im Elend ſterben,
Doch ſchrecklich der Gedanken Pein;
Als lezter Sproß ſoll ich verderben
Und meine Mutter Zeuge ſeyn.

C. Bleſſig.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Schluß.)

Die Stände. — Royalismus.

Noch immer ſind unſere Zeitungen mit den Nachwehen der ſtändiſchen Protokolle angefüllt. Wenn wir erwägen, wie viel verhandelt, geſprochen, geſchrieben und wie wenig davon gedruckt worden, und wie doch dies Gedruckte ſchon ſo viel Raum einnimmt und Zeit foedert, es zu leſen (wenn man es lieſt), ſo möchten ganz eigene Bedenken über die Inconvenienzen des konſtitutionellen Lebens aufſteigen. Man meint, alles dies ließe ſich mit wenigen Worten abthun, und wir werden immer wieder an den Ausſpruch in jener vielbeſprochenen Scheift erinnert, daß, was unſern Provinzialſtänden zur Verhandlung vorgelegt wird, kürzer, billiger, zweckmäßiger durch ein Comité von wenigen Sachverſtändigen abzuthun wäre. Freilich, wenn es anders wäre, wäre manches auch anders. Wenn das Einzelintereſſe auf gemeinſame, nationale Intereſſen hingedrängt wäre, würde die formelle Breite durch die Nothwendigkeit ſelbſt auf den nächſten, kürzeſten Weg geſtoßen werden. Unſer ganze Bildungsweg, die Schranken, welche vielfach durchlöchert, doch noch immer die Verwaltung von der Nation trennen, bildet keine Redner. — Unſere ſtändiſchen Stände haben, wie ich Ihnen neulich andeutete, unſere Erwartungen nicht getäuſcht. Daß der Berliner Witz ſich mit ihnen beſchäftigt und Eckenſteherges ſpräche hervorruft, iſt in der Ordnung. So fragt ein Narr den andern: du, wo haben denn unſere Stände ihre Sitzung? — Sitzung? antwortet der zweite, das weiß ich nicht. Ihre Schlafſtelle, die, weiß ich wohl, iſt in der Spandauer Straße. — Daß ähnliche Anſichten auch unter den Verſammelten ſelbſt obwalteten, wird verſichert. Man recitirt ſich ein heiteres Gedicht, welches ein beredſamer Dichter, der zugleich Ständemitglied iſt, zur Zufriedenheit ſeiner Kollegen verfaßt haben ſoll, und deſſen Inhalt ungefähr in den Worten läge: „Wir haben geſeſſen und haben gegeſſen, und was denn weiter?" — Der Wunſch: daß man die Kommunen nicht mehr ohne Noth zum Abraumen der inficirten Wälder citiren ſolle, könnte überall klingen, wenn nicht der allgemeine Nothſtand denn doch eine wichtigere Sache wäre als die Privatfreiheit. Daß man die Schulkinder nicht mehr unerbittlich in die Schulen treibe, ſchmeckt auch nach einem Freiheitsſinne, welcher der Zuſtimmung aller Bauerkinder und der Mehrzahl ihrer Eltern wahrſcheinlich ſicher iſt; auch beſcheiden und vernünftig ward er vorgebracht, wenn nur nicht etwas anderes dahinter vorläge. Auch mit den Eiſenbahnen haben ſich die Stände beſchäftigt, und auf Antrag der altmärkiſchen Ritterſchaft gewünſcht, daß man die Bahnlinie nach Magdeburg nicht auf dem geraden hiſtoriſchen Wege, ſondern über Ströhm

und Flüsse auf Umwegen durch die Altmark führe. Glücklicherweise stieß dieses provinzielle Petitum, welches schon unter den Ständen selbst einen tüchtigen Widerstand fand, auf ein Conclusum, welches, im allgemeinen Interesse abgefaßt, nicht mehr zu ändern war. — Im Uebrigen geht es mit den Eisenbahnen selbst weit langsamer vorwärts, als unsere Hoffnungen und Wünsche sind. Die Frankfurter zaudern, und man weiß nicht, woran es liegt. Die Stettiner sollten wenigstens mit einer Strecke schon in diesem Herbste fertig werden; an gutem Willen, an regem Eifer, an Umsicht und Oekonomie der Dirigenden fehlt es nicht, aber von Seiten der Forstverwaltung sind Hindernisse und Verzögerungen der Ausführung in den Weg gelegt, die den möglichen Anfang auf das kommende Jahr verschieben. — Unser Polizeirath Dunker bleibt, wie jetzt bestimmt verlautet, in preußischem Dienst. Eine Anstellung als eine Art polizeilichen Generaldirektors sämmtlicher Eisenbahnen soll für ihn geschaffen werden.

Es ist eine Zeit der Stille eingetreten. Vieles ist nicht geworden, wie wir hofften, manches droht sich anders zu gestalten, als wir gewiß erwarteten. Daß man die Preßfrage dem Bundestage übergeben will, ist für Viele so viel als ein Verlust aller Aussichten. Dabei ist es immer trostreich, wie der Altpreuße mit kindlichem Vertrauen an die Person des Königs sich anklammert, und in allem, was Mißbehagen erregt, ihn davon zu trennen weiß, und bessere Wünsche dem warm fühlenden, väterlich sorgenden Fürsten beilegt. Ja, wäre man je ungerecht gewesen, man macht es wieder gut, indem die Erfindungskraft, wo sie einen Tag fehlen, immer neue Züge erfindet, die den Charakter des edlen Fürsten, wie man ihn sich denkt und wünscht, vervollständigen. Dies ist ein altpreußischer Charakterzug, und ein schöner Beweis dafür, daß der Royalismus, trotz des natürlichen Verlangens nach Oeffentlichkeit der Verwaltung, nach Mitberathung der Nation in den wichtigen Staatsfragen und nach Freiheit des Wortes, in unserem Sinn und Wesen festgewurzelt ist. — Man will eben den König von neuer Seite kennen gelernt haben. Bei dem Manöver in Potsdam hat er sich als Feldherr gezeigt, der durch seinen richtigen Blick und rasche Handlungsweise alle die überrascht hat, welche ihn diesen ernsten Dingen entfremdet glaubten, weil er sich vom Kamaschendienste fern hielt.

Florenz, Juni.

(Schluß.)

Verbindungsmittel.

Gute Straßen sind ein vortreffliches Mittel, Länder zu cultiviren: Toscana hat keinen Mangel daran, und bleibt in steter Progression. Seit die lothringisch-habsburgsche Dynastie herrscht, ist dieser Zweig der öffentlichen Arbeiten und Angelegenheiten ein Hauptaugenmerk gewesen; man berechnet, daß Leopold I. über fünf Millionen Franken auf neue Straßen verwandte, Ausbesserungen und Verlängerungen älterer nicht mit eingeschlossen. Diejenige unter diesen Straßen, welche das meiste kostete, hat den wenigsten praktischen Nutzen gehabt; es ist die sehr kunstreich angelegte von Pistoja über San Marcello nach der modenesischen Grenze. Sie entstand zur Zeit der vielen Mißhelligkeiten mit Rom, und soll u. A. den Zweck gehabt haben, den Waarentransporten aus und nach dem Norden möglich zu machen, Bologna und das päpstliche Gebiet zu vermeiden. Aber bei großen Handelswegen läßt die Gewohnheit sich nicht leicht ändern; dazu kam noch, daß die neue Straße wegen des Steigens an einigen Stellen weniger bequem, und im Winter wegen des, häufige und plötzliche Ueberschwemmungen drohenden Bergstroms der Lima weniger sicher ist als die Straße von Bologna über den Apennin, die jetzt auch die einzige Poststraße geblieben ist. Der regierende Großherzog ist von demselben Geiste beseelt, wie seine Vorgänger; die Maremmenstraße, die Vollendung der beiden, welche nach der Romagna und über Urbino nach den Marken führen, die durch die Lunigiana u. s. w. geben Zeugniß von seiner Vorsorge. Der Eifer von Privatleuten und Gesellschaften ist nicht zurückgeblieben; jenen verdankt man eine, jetzt im Entstehen begriffene Straße von Pistoja über den Apennin nach Bologna, die namentlich für den Handel von Livorno bequem seyn wird, und andere kleinere. Auch an Brückenanlagen wird viel gedacht; neulich hat man eine Brücke über den Arno bei Figline oberhalb Florenz zu bauen beschlossen. Während es mit den Straßen so gut steht, läßt sich von den Mitteln zur Benutzung derselben noch nicht ein gleiches sagen. Man ist der Willkür der Vetturine zu sehr anheimgegeben, weil die Posteinrichtungen zu unvollkommen sind. Diligencen als Regierungsentreprisen bestehen gar nicht, und Conzessionen zu Privatunternehmungen dieser Art sind nur spärlich ertheilt worden. Das einzige Mittel, schnell nach Genua, nach Bologna und Rom zu gelangen, sind die Briefcouriere; diese aber haben auf jedem dieser Wege dreimal wöchentlich nur für drei Passagiere Raum und sind unverhältnißmäßig theuer. Wer also nicht seine eigene Equipage hat und mit Extrapost fährt, was hier auch ungleich kostspieliger als in Deutschland und mit ewigem Aerger und Unannehmlichkeiten verbunden ist, der ist übel dran. Eigentliche Diligencen, die diesen Namen verdienen, gibt es bis jetzt nur nach Livorno über Pisa; sie fahren vom Lungarno aus im Sommer Abends, im Winter Morgens früh. Jetzt sollen ähnliche zwischen hier und Rom eingerichtet werden und zugleich mit der Vermehrung der Posttage für die Correspondenz mit dem südlichen Italien (von drei auf fünf) ins Leben treten. Es ist sehr zu wünschen. Die Vetturine sind nicht theuer (acht bis zehn Scudi von hier nach Rom über Siena, mit Einschluß des Nachtlagers), aber nur der kann sich ihrer bedienen, dem es nicht darauf ankommt, fünf Tage lang in großentheils öder Gegend und vielleicht sehr gemischter Gesellschaft sich zu langweilen. Am besten ist die Dampfbootcommunication bestellt. Die Boote vermehren sich mit jedem Monat, und man möchte beinahe glauben, daß ihrer zu viele würden. In den letzten Monaten sind der Charlemagne, Castore e Pollnce, Mongibello u. a. zum Vorschein gekommen, die alle zwischen Marseille, Neapel und Sizilien fahren. Für die Hafenstädte, wie Genua, Livorno, Civitavecchia u. s. w. ist diese Frequenz von Passagieren ein Gegenstand beträchtlichen Gewinnes geworden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 159:

Der Wein.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 18 und Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 18.

Mittwoch, 30. Juni 1841.

Neue ganz elegante Taschen-Ausgaben.

[265] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hermann und Dorothea

von

Goethe.

Eleganteste Taschen-Ausgabe mit einem Stahlstich.

Preis roh 54 kr. oder 12 Gr., in englischem Einband mit goldenem Schnitt 1 fl. 24 kr. oder 21 Gr.

Wilhelm Tell.

Ein Schauspiel

von

Schiller.

Eleganteste Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

Zwei Theile in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Gedichte

von

Friedrich von Schiller.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Diese neuen, in typographischer Ausstattung alle frühern weit übertreffenden Ausgaben empfehlen sich wohl von selbst.

In gleichem Format und in derselben Ausstattung werden im laufenden Jahr die weitern Schiller'schen Theaterstücke, so wie die in unserm Verlag erschienenen Lyriker: **Goethe, Herder, Uhland, Lenau, Platen, Zedlitz, Schwab, Kerner, Freiligrath** u. s. w. dieser hübschen Sammlung sich anreihen.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[195] Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu *bedeutend ermässigten Preisen* unter vortheilhaften Bedingungen erlassen werden. (2 Bogen.)

☞ Die Bedingungen sind aus dem Verzeichniss selbst zu ersehen; sie gelten nur auf 1 Jahr, bis Ende März 1842.

Dieses Verzeichniss, welches auch die neuern und vorzüglichsten Werke enthält, kann allen Freunden der Literatur, besonders aber den Besitzern grösserer Privatsammlungen sowie Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden.

[267] **Für Freunde der Tonkunst**

erschien so eben im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Großes Vokal- und Instrumental-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von **E. Ortlepp.**

Erstes bis achtes Bändchen.

Preis jedes Bändchens, eleg. geh. 24 kr. rh. od. 7½ Sgr.

Bisher vermißte man gänzlich ein Werk, welches das Interessanteste aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst in geistreich unterhaltender Weise zusammenfaßte, und dieß war die Veranlassung, eine Art **Musikalisches Universalbuch** zu liefern, welches mit Vermeidung aller trocknen Belehrungen oder Erklärungen das freie geniale Element der herrlichen Kunst auch auf gleiche Art in den Darstellungen walten ließe. Der Inhalt dieser neuen musikalischen Unterhaltungs-Bibliothek besteht daher nur aus gediegenen, oft klassischen Aufsätzen, bespricht die größten musikalischen Erscheinungen, gibt die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Leben großer Künstler, abwechselnd mit humoristischen Stoffen, geistvollen Sentenzen, Kritiken, Anekdoten, Briefen u. s. w. u. s. w. Es war unser Zweck, hier das Beste zu geben, was je über Musik geschrieben worden ist. Jede Seite bietet dem Freund der Tonkunst die interessanteste Unterhaltung; der Reichthum an Material ist so groß und wichtig, daß sich ohne Uebertreibung sagen läßt, daß kein Musiker und Dilettant, oder wer sonst an Musik Interesse nimmt, diese Lektüre entbehren kann, wie am besten die folgende Uebersicht des Inhaltes einiger Bände darthun wird:

Inhalt des ersten Bändchens.

1. Interessante Notizen über Mozart. 2. Sprachreinigung. 3. Anekdoten. 4. Concert-Ankündigung. 5. Gedanken über Opernterte. 6. Miscellen und Bemerkungen. 7. Schreiben Mozarts an den Baron von ***. 8. Musikalische Verkehrtheit. 9. Musikalische Curiosität, von Wendt. 10. Anekdoten. 11. Kreisleriana, von Hoffmann. 12. Bruchstücke aus Beethovens Leben. 13. Die Wunder der Tonkunst, von Wackenroder. 14. Riesenbaßgeigen. 15. Anekdoten. 16. Brief des Barons Walborn, von Hoffmann.

Inhalt des vierten Bändchens.

1. Carl Maria v. Weber, von L. Rellstab. 2. Anekdoten. 3. Einige Briefe von C. M. v. Weber. 4. Miscelle. 5. Die Virtuosin, von C. Ortlepp. 6. Mendelssohn-Bartholdy. 7. Anekdoten. 8. Musik. Von J. P. Fr. Richter. 9. Noch etwas über Mozarts Requiem. 10. Adelaide, von C. Ortlepp. 11. Naumanns Kindheit. 12. Joh. Kreislers Lehrbrief, von Hoffmann. 13. Anekdoten. 14. J. J. Frohberger. 15. Wie man sonst componirte. 16. Ritter Gluck, von Hoffmann. 17. Leben Joseph Berglingers, von Wackenroder. Erstes Hauptstück. 18. Ueber das Alter der Musik. 19. Beethovens Todtenfeier. Von Zedlitz.

Inhalt des sechsten Bändchens.

1. Don Juan, von F. T. A. Hoffmann. 2. Ries und seine Pianoforte-Compositionen. 3. Kurzer Abriß von Glucks Leben. 4. Anekdoten. 5. Aus Fröhlichs Kritik der neunten Symphonie von Beethoven. 6. Anekdoten. 7. Zur Geschichte der Castraten von Becker. 8. Nachricht von einem gebildeten jungen Mann, von Hoffmann. 9. Drei Briefe von C. M. von Weber. 10. Etwas über Mozart als dramatischen Componisten, von Sievers. 11. Anekdoten. 12. Seyfrieds Freundschaftsverhältniß zu Beethoven. 13. Nationalismus in der Musik, von Rauenburg. 14. Miscelle. 15. Logogryph. 16. Gretry's Leben. 17. Zingarelli. 18. Prochs Lieder-Compositionen. 19. Miscellen.

Inhalt des achten Bändchens.

1. Erster Ausflug eines Virtuosen, von Rochlitz. 2. Anekdoten. 3) Vorrede zu Guhrs Schule des Paganinischen Violinspiels. 4. Miscellen. 5. Das Miserere in Rom. 6. Paganinis Kunst, die Violine zu spielen. 7. Goethe über die Musik. 8. Licht- und Schattenpunkte, von Weisflog. 9. Ries, kurz charakterisirt. 10. Das musikalische Jahrhundert, von Herloßsohn. 11. Zwei kleinere Piecen. 12. Paganini in Rom. 13. Amoll und Cedur, von Weisflog. 14. Mozart und Haydn, eine Parallele. 15. Ueber den Triller, von Hafer. 16. Muzio Clementi. 17. Miscellen.

[228] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Elementarwerk

für untere Gymnasial-Classen, Bürgerschulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht

von

Dr. Mager.

Drei Theile.

I.	Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Anweisung zur französischen Sprache und Grammatik. In zwei Cursen.	18⅝ Bog.
II.	Französisches Lesebuch. In zwei Cursen.	20⅝ —
III.	Französisches Vocabelnbuch und Fibel.	4⅜ —
		43 Bog.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Parthiepreise für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren:

1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Einzeln:

Sprachbuch und Fibel.

1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Französisches Lesebuch.

1 fl. oder 15 Gr.

Da eine große Anzahl Schulmänner von Namen und Ruf die in dem französischen Elementarwerk befolgte Methode als einen merklichen didaktischen Fortschritt

bezeichnet, und eben so mehrere Sprachforscher ersten Ranges (von denen wir nur die HH. Becker, Herling und Schmitthenner anführen wollen) die in diesem Buche aufgestellte Theorie der französischen Sprache als einen wissenschaftlichen Fortschritt und Gewinn anerkannt haben, wie denn auch das K. Preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten „nach näherer Prüfung" die dieses Werkes erklärt hat, „daß dasselbe mit Geist, mit Kenntniß der Sache und mit pädagogischer Einsicht verfaßt ist;" so darf die Verlagshandlung, die ihrerseits für eine splendide Ausstattung und billigen Preis gesorgt hat, sich wohl erlauben, bei dem bevorstehenden Classenwechsel die HH. Directoren der Gelehrten- und Realschulen, so wie die HH. Lehrer der französischen Sprache erneuert auf ein Schulbuch aufmerksam zu machen, das den Erfolg des Unterrichts so wesentlich zu erleichtern und zu steigern geeignet ist. — Ueber die linguistischen und methodologischen Principien, auf denen das französische Elementarwerk ruht, und die in diesem selbst nicht erörtert werden konnten, hat der Hr. Verfasser in Diesterweg's Wegweiser und seitdem im ersten Hefte der Pädagogischen Revue (in der auch in besonderem Abdruck erschienenen Abhandlung: „Die moderne Philologie und die deutschen Schulen") den HH. Lehrern die wünschenswerthe Auskunft gegeben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[262] Im Verlag von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mittheilungen
über
Goethe.

Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen.

Von

Dr. Friedrich Wilhelm Riemer,

Großherzogl. Sächsischem Geheimen Hofrathe und Ober-Bibliothekar.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis 5 Thlr.

---

[258] **Allen Freunden gediegener Unterhaltungslektüre, wie auch Lesezirkeln und Leihbibliotheken zur geneigten Beachtung empfohlen.**

Im Verlage von Ed. Meyer in Collbus ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weltgegenden,

herausgegeben von Chlodwig.

Eine Sammlung schöngeistiger Produkte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands.

Mit Beiträgen von **Apel, Auerbach, Bechstein, Dr. Duller, Bernd v. Guseck, K. Heller, Isidorus orientalis, K. Morning, Müchler, E. v. Münch, Pandira, Peters, Fürst Pückler-Muskau, L. Rellstab, Fr. v. Sallet, L. Schefer, H. Seidel, M. v. W. ꝛc. ꝛc.**

Erster Jahrgang erster Band, Octav, 22½ Bogen, geheftet in eleg. Umschlag. Preis 1 Rthlr. 20 Sgr. Beiträge von L. Schefer, Pandira, K. Morning, B. v. Guseck, L. Bechstein und Maria v. N. enthaltend.

Diese Quartalschrift, welche als ein echtes Nationalwerk der schöngeistigen deutschen Literatur betrachtet werden kann, hat bereits von vielen Seiten Anerkennung und Beifall gefunden und verdient durch die Gediegenheit ihrer Beiträge eine stets wachsende Verbreitung. Der zweite Band — Süden — erscheint im Laufe des Juni und enthält Beiträge von M. v. W., K. Morning, Dr. E. v. Münch, Dr. Ad. Peters, Dr. Ed. Duller, L. Schefer, Fr. v. Sallet ꝛc., 17 Bogen, geh. in eleg. Umschlag. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr. Jeder Band ist für sich vollständig abgeschlossen und kann auch einzeln abgegeben werden. Der dritte Band erscheint im September, der vierte im November 1841.

---

[220] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen
eines
nachgebornen Prinzen
aus der
nachgelassenen französischen Handschrift
übersetzt von
G. G. v. N.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Gränzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaltracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

[247] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.
Der internationale Handel,
die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosen Cosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Oekonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Oekonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publikum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfassee hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der produktiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkrafe und die persönlichen socialen und politischen Produktivkrafte. — Die Manufakturkraft nnd die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft nnd die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Mannfakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation.. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Thätigkeit. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikulturnsystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule falschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

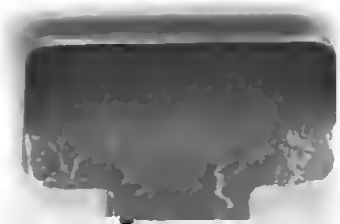
Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Oekonomie der deutschen Nation insbesondere. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, 27. Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google



Digitized by Google